This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

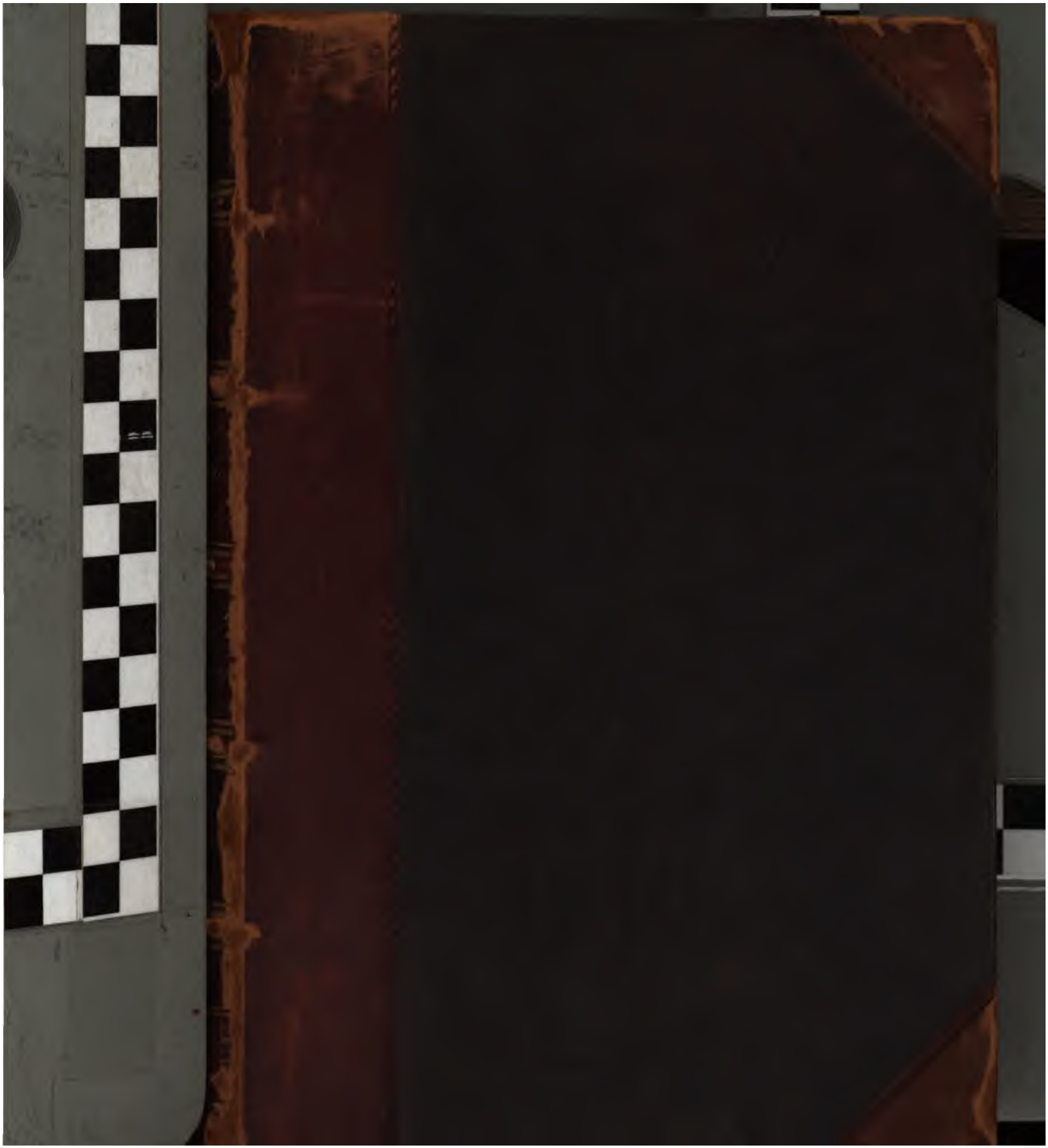
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



600034971U

Oeſterreich und das Reich 1790—1797.

Erſter Band.

Oeſterreich und das Reich 1790—1797.

Erſter Band.

Oesterreich und das Reich

im Kampfe

mit der französischen Revolution.

Von 1790 bis 1797.

Von

H. Freiherrn Langwerth von Simmern.

Erster Band.

Berlin und Leipzig.
Verlag von E. Bidder.
1880.

240 . e . 458.

Oeſterreich und das Reich 1790—1797.

Erſter Band.

Oesterreich und das Reich

im Kampfe

mit der französischen Revolution.

Von 1790 bis 1797.

Von

H. Freiherrn Langwerth von Simmern.

Erster Band.

Berlin und Leipzig.
Verlag von E. Bidder.
1880.

240 . e . 458.

Druck von W. Hopf in Melsungen (Kurhessen).

Vorwort.

Wenn ich mit einer Arbeit über den ersten Revolutionskrieg, ohne irgendwie eigene archivalische Studien gemacht zu haben — schon ein Augenübel verhinderte mich daran — vor die Oeffentlichkeit trete, so bin ich mir der Kühnheit des Unternehmens sehr wohl bewußt. Und es mögen mir deßhalb einige Worte der Rechtfertigung vergönnt sein.

Es verband mich eine persönliche Freundschaft mit dem leider zu frühe verstorbenen Legationsrath Alfred von Vivenot, dessen Schriften nun einmal epochemachend für die neunziger Jahre geworden sind. Namentlich Vivenots „Thugut, Clerfayt und Wurmser" hatte mich in hohem Grade angeregt und Gedanken, mit denen ich mich schon seit meinen Jünglingsjahren getragen hatte, befruchtet. Die Frische der darin mitgetheilten Soldatenbriefe war es, die es mir angethan hatte. Es drängte mich, so zu sagen einen Auszug zu machen, und dieser sollte dann die Grundlage eines ersten Theiles für jenen schriftstellerischen Versuch abgeben, der später unter dem Titel „Von 1806 bis 1866" veröffentlicht worden ist.

Vivenot ist es gewesen, der mir den Rath gab, mich auf diesen Zeitraum zu beschränken und mich daneben einer gründlicheren Arbeit über die neunziger Jahre zu unterziehen. Er ist es gewesen, der mir die zu benutzenden Werke zuerst namhaft gemacht. Und er hörte nicht auf, mich zu einer Arbeit anzuspornen, zu der es

mir sonst an Muth gefehlt haben möchte. Vivenots Tod gab den Ausschlag. Für die größere Leserwelt sind seine Werke leider nicht geeignet. Sein „Herzog Albrecht" ist durchaus ein Erstlingswerk und man kann gegen dessen Mängel nicht blind sein, wenn man auch nur einmal nach demselben gearbeitet hat. Seine späteren Bücher sind archivalische Sammelwerke, die zunächst doch nur für den Forscher Werth haben und die schon wegen der französischen Sprache ihrer meisten Documente nur wenig in das größere Publicum dringen. Es verband sich seit Vivenots Tode mit meiner ursprünglichen Absicht der Wunsch, den wesentlichen Inhalt seiner Schriften dem größeren Publicum zugänglich und verständlich zu machen.

Die vorliegende Arbeit fußt deßhalb durchaus auf Vivenot; die zahlreichen Excerpte aus den von ihm mitgetheilten Documenten bilden recht eigentlich ihre Grundlage. Aber es sind nicht mehr die in Vivenots „Thugut, Clerfayt und Wurmser" enthaltenen Briefe österreichischer Militärs, die dabei in erster Reihe in Betracht kommen, sondern die dem Verständniß weit schwerer zugänglichen „Vertraulichen Briefe Thuguts". Vivenots „Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs" ersetzen dieses Werk bis zu dem Zeitpunkt von Thuguts Amtsantritt. Daneben ist der „Herzog Albrecht" für den deutschen Feldzug von 1794 und für den Baseler Frieden benutzt, während „Thugut, Clerfayt und Wurmser" das Hauptmaterial für die Darstellung des deutschen Feldzugs von 1795 und des italienischen von 1796 lieferte.

Daß ich das Vivenot'sche Material nicht kritiklos und nicht einseitig benutzte, wird der Leser nicht verkennen. Soweit es mir möglich war, habe ich mich einem eingehenden Studium der einschlagenden Werke unterzogen. Ich habe mich, wie ich sagen darf, nach Kräften bemüht, mir einen möglichst vollständigen Ueberblick über die einschlagenden Materien zu verschaffen und mir auch im Detail ein eigenes Urtheil zu bilden. Namentlich ist Sybels „Geschichte der Revolutionszeit" eingehend verglichen und außerordentlich viel von mir benutzt worden. Die Darstellung der Vorgänge in Polen lehnt sich z. B. eng an die-

selbe an. Auch an sehr vielen anderen Stellen werden die Spuren der Sybel'schen Darstellung dem kundigen Leser nicht entgehen. Ich muß aber hier bemerken, daß ich ursprünglich nach der zweiten Auflage Sybels gearbeitet hatte und erst als mein Werk beinahe vollendet war, die neueste Auflage verglich. Hoffentlich sind dadurch keine Verwechslungen hervorgerufen. Es ward aber in Folge dessen häufig auf die zweite Auflage neben der letzten Bezug genommen. Der vierte Band ist überhaupt erst benutzt, als mein Werk im Wesentlichen schon fertig war und es sind dadurch zahlreiche Einschaltungen veranlaßt. Den fünften Band, der sich auf einen späteren Zeitabschnitt als den von mir behandelten bezieht, habe ich noch nicht einsehen können.

Auch Häusser wurden dagegen vielfache Schilderungen entnommen. Die Erzählung des deutschen Feldzugs von 1796 beruht fast lediglich auf ihm. Die niederländischen Feldzüge von 1793 und 1794 sind nach Witzlebens Biographie des Prinzen Josias von Coburg gearbeitet. Ranke's „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg" sind neben Vivenot und einem Aufsatze von Sorel in der Revue historique, ja ich darf vielleicht sagen mehr als diese für den Baseler Frieden benutzt worden. Ranke's „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege" hätte dagegen, wie ich offen gestehen will, in höherem Grade berücksichtigt werden sollen, als es zufälliger Umstände halber geschehen ist.

Außer Vivenot sind auch andere österreichische Schriftsteller, wie namentlich Arneth, verwerthet.

Vor Allem aber muß ich hier des besonderen Einflusses gedenken, den die ausgezeichneten Werke Hüffers auf diese Arbeit gehabt haben. Die Verhandlungen von Leoben sind zum überwiegenden Theil, die von Campo Formio fast ausschließlich nach Hüffer gegeben. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, Hüffers „Rastatter Congreß" für den Schluß meiner Arbeit so zu verwerthen, als ich es gewünscht hätte. Doch enthält derselbe mannigfache Auszüge daraus.

Schließlich will ich noch erwähnen, daß mehrere Passagen des vorliegenden Buches in nur wenig anderer Form durch die „Hessischen Blätter"

vor einigen Jahren bereits als „Briefe eines Fernstehenden über Oesterreich“ veröffentlicht und dann in einer anonymen Broschüre zusammengestellt wurden. Es gilt dies namentlich von der Charakteristik der Habsburger und der Schilderung der österreichischen Armee. Auch die Erzählung des elsässischen Feldzugs von 1793 wurde seiner Zeit im Wesentlichen bereits in den „Hessischen Blättern“ abgedruckt.

Meine Arbeit beginnt, wie dies der Titel andeutet, bereits mit dem Jahre 1790, obwohl der Revolutionskrieg erst 1792 ausbrach. Da die Entstehungsgeschichte des Krieges aber von der größten Bedeutung ist und mit der gesammten Politik Kaiser Leopolds auf das Engste zusammenhängt, ja als ihr Product betrachtet werden muß, so habe ich meine Erzählung schon mit dessen Thronbesteigung beginnen zu sollen geglaubt.

Daß es meiner Arbeit an mannigfachen kleineren historischen Irrthümern, nicht fehlen wird, bin ich überzeugt, und ich bitte sie dem Laien zu Gute zu halten. Trotz vielfacher Ueberarbeitung ist es mir auch nicht überall möglich gewesen, Unklarheiten und Wiederholungen zu vermeiden; ja diese sind durch die öftere Ueberarbeitung vielleicht erst recht hervorgerufen. Ich bitte den Leser, auch dies zu entschuldigen.

Vielleicht möchte Jemand fragen, warum ich mich gerade der Schilderung einer so traurigen Epoche unserer Geschichte zugewandt habe. Es ist eine nationale Tragödie, die ich dem Verständniß der Jetztzeit nahe zu rücken versuchte. Geleitet hat mich dabei die Ueberzeugung, daß die Söhne die Thaten der Väter niemals mißachten dürfen und daß wir unsere Geschichte erst wieder verstehen und würdigen lernen müssen, wenn gesunde Zustände in Deutschland entstehen sollen. Ich glaube mit Vivenot, daß nur die genaue Kenntniß der neunziger Jahre und ihrer nationalen Tragödie einen Schlüssel für die Gegenwart bieten kann. Ich habe einen Beitrag zur Geschichte dessen geben wollen, was man das „Unrechtsrecht“ genannt hat.

Daß die vorliegende Arbeit einem Standpunkt ihre Entstehung verdankt, den man leider einen Parteistandpunkt und obendrein einen

in der gebildeten Welt Deutschlands nur erst schwach vertretenen nennen muß, wird der Leser bald erkennen. Möge man es aber nicht übersehen, daß ich nach Gerechtigkeit und Billigkeit in meinem Urtheil und so zu schreiben mich bemühte, daß auch Diejenigen, welche auf einem anderen Standpunkte stehen, mein Buch — zu lesen vermögen. Manches wird, wie ich hoffe, für Jedermann von einigem Interesse sein. Das wird man wohl nicht verkennen, daß es ein deutscher Patriotismus ist, der den Verfasser geleitet hat.

Wichtringhausen in Hannover,
am 4. Februar 1880.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Einleitung.

Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen vor Friedrich dem Großen 3
Die Eroberung Schlesiens 8
Der siebenjährige Krieg 14
Oesterreich nach dem siebenjährigen Kriege 35
Die erste Theilung Polens 40
Maria Thresia am Abend ihres Lebens 62
Joseph II 69
Die Revolution in den Niederlanden 75
Die russisch-österreichische Allianz von 1781, das bayrische Tauschproject und der Fürstenbund 83
Der türkische Krieg von 1788/89. Gefahr einer europäischen Coalition gegen Oesterreich und Rußland. Josephs Ende 90

I. **Oesterreich und Preußen vom Regierungsantritt Leopolds bis zu dessen Tode.** 20. Februar 1790 bis 1. März 1792.

Erstes Kapitel. Der Regierungswechsel in Oesterreich . . 99
Leopolds Charakteristik. Seine Politik.

Zweites Kapitel. Die Reichenbacher Conferenzen 107
Das Einlenken Leopolds. Reichenbach. Folgen der Reichenbacher Abmachungen. Umschwung der preußischen Politik.

Drittes Kapitel. Die erste Annäherung Preußens 118
Die Haager Conferenzen. Die Friedensverhandlungen zu Sistowa. Erste Sendung Bischoffswerders.

Seite

Viertes Kapitel. Die österreichisch-preußische Allianz . . 131

Eindruck von Bischoffswerders Mittheilungen. Weitere Verhandlungen in Sistowa. Oesterreichs Verhältniß zu Rußland. Die französische Revolution. Die Vorgänge in Polen. Ihre Rückwirkung auf die Cabinete. Preußischer Ministerwechsel. Lord Elgins Sendung. Bischoffswerders zweite Sendung. Sprödigkeit des Wiener Cabinets. Leopolds Verhandlungen mit Artois. Kaiser Leopold und Bischoffswerder. König Ludwigs Fluchtversuch. Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Bischoffswerder. Abschluß der Verhandlungen mit Bischoffswerder. Rundschreiben des Kaisers. Der vorläufige Vertrag vom 25. Juli 1791. Die Pillnitzer Zusammenkunft (25. August).

Fünftes Kapitel. Zögerungen und Provocationen 160

Beurtheilung von Leopolds Interventionspolitik. Das Wiener Cabinet. Marie Antoinette und Fürst Kaunitz. Hindernisse. Leopolds Unthätigkeit. Die französischen Provocationen. Die Entgegnungen Oesterreichs. Die Haltung Preußens. Weitere aggressive Schritte Frankreichs. Die Wendung in Wien. Das österreichisch-preußische Bündniß vom 7. Februar 1792. Weiterer Notenwechsel zwischen Oesterreich und Frankreich. Bischoffswerders dritte Sendung. Leopolds Tod.

II. Das diplomatisch-militärische Vorspiel des großen Krieges. 1. März 1792 bis 18. März 1793.

Erstes Kapitel. Die diplomatischen Verhandlungen im Frühling und Sommer 1792 185

Lage bei Kaiser Leopolds Tode. Politik des Königs Franz. Die ersten Schritte des neuen Herrschers. Die Haltung Preußens. Frankreichs Kriegserklärung an Oesterreich. Die Entschädigungsfrage. Das Project einer zweiten Theilung Polens. Das polnische Theilungsproject und der französische Krieg. Oesterreichs Verhalten in der polnischen Frage. Vorbereitungen zum Kriege. Die Entschädigungsfrage und das russische Vorgehen gegen Polen. Schulenburg und Spielmann. Die maßgebenden Factoren in Wien. Die Berathung in Frankfurt. Die Mainzer Conferenzen.

Zweites Kapitel. Der Feldzug in der Champagne 231

Die Truppenstärke. Die ordre de bataille. Stimmung in den leitenden Kreisen der preußischen Armee. Die ersten Operationen. Die Argonnen. Valmy. Verhandlungen mit Dumouriez. Der Rückzug. Erneute Verhandlungen mit den Franzosen. Custine's Zug gegen Mainz. Die Räumung Frankreichs. Das österreichische Cabinet im Sommer und Herbst 1792. Die Note von Merle.

Drittes Kapitel. Die zweite Theilung Polens 285

Die entscheidenden Verhandlungen in Wien. Die weitere Entwicklung der polnischen Verhältnisse. Der Theilungsvertrag. Kritik der preußischen Handlungsweise. Die Ausführung der Theilung.

Seite

III. Der Beginn des großen Coalitionskrieges. 1793.

Erstes Kapitel. Thugut 317

Die Stimmung in Wien. Die Krisis in den leitenden Kreisen. Charakteristik Kaiser Franz II. Der Ministerwechsel. Charakteristik Thuguts. Thuguts politisches System.

Zweites Kapitel. Wiedereroberung der Niederlande . . . 356

Der Kriegsplan. Die Eröffnung des Feldzugs. Die Schlacht von Neerwinden. Die Besitznahme Belgiens. Dumouriez. Die Conferenz von Antwerpen. Mißhelligkeiten.

Drittes Kapitel. Zweite Hälfte des niederländischen Feldzuges von 1793 376

Der Reichskrieg. Famars und Valenciennes. Der neue Kriegsplan. Eroberung des Cäsar-Lagers. Zersplitterung der Armee. Die Auxiliar-Truppen. Dünkirchen und Hondschotten. Niederlage der Holländer. Wattignies. Das Ende der Operationen.

Viertes Kapitel. Der elsässische Feldzug und die preußische Politik 409

Der Kriegsplan. Beginn der Offensiv-Operationen. Preußens Abfall. Die Operationen im September. Die Erstürmung der Weißenburger Linien. Kaiserslautern und die Kämpfe im Elsaß. Wurmsers Niederlage.

Berichtigung.

S. 194 muß es in der Anmerkung heißen: Kurfürst Friedrich August III, der Gerechte (regierte 1763 bis 1827 und heißt als König Friedrich August I).

Druckfehler-Verzeichniß.

S. 4 Z. 12 v. u. lies füttern statt futtern.
S. 18 Z. 11 v. u. lies einen Ersatz statt einen Erfolg.
S. 35 Z. 13 v. u. lies 1744 statt 1724.
S. 43 Z. 15 v. u. lies Tschesme statt Tscherme.
S. 68 Z. 16 v. o. lies Wesens statt Lebens.
S. 79 Z. 18 v. o. und später lies Trauttmannsdorff statt Trautmannsdorf.
S. 131 lies in der Ueberschrift die österreichisch-preußische Allianz statt die österreichische Allianz.
S. 147 Anmerk. 3 lies S. 135 statt S.
S. 226 Anmerk. 2 lies Mallet du Pan statt Mallet du Plan.
S. 321 Z. 3 v. o. lies näunten statt nannten.
S. 384, Z. 1 v. u. lies von dem Busche statt von dem Busche.
S. 396 Z. 6 v. u. Anmerk. lies todt statt Todt.
S. 403 Z. 2 v. o. der Punkt hinter Bataillonen ist zu tilgen.
S. 418 Z. 8 v. u. Anmerk. lies Eroberung statt Eroberungen.

Kleinere Druckfehler wird der Leser gebeten, selbst zu berichtigen.

Einleitung.

Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen vor Friedrich dem Großen.

Man würde ungerecht sein, wenn man behaupten wollte, das Haus Brandenburg habe vor Friedrich dem Großen in der ersten Reihe Derjenigen gestanden, die zu den Feinden Oesterreichs gehörten und das Reich untergruben. Es gab nach dem westphälischen Frieden leider viele deutsche Höfe, die sich an Frankreich anlehnten; wie z. B. die bayrische Politik vom westphälischen Frieden bis zur Rheinbundszeit fast durchweg eine französische war, während es mit den rheinischen Nachbarstaaten Frankreichs — die Pfalz voran — meist nicht viel besser stand. Es ist nicht zu leugnen, daß im Gegensatze hierzu die Haltung Preußen-Brandenburgs zwischen 1648 und 1740 als eine verhältnißmäßig patriotische bezeichnet werden muß. Von 1648 an finden wir das Haus Hohenzollern wieder, wie bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in fast allen entscheidenden Krisen auf der Seite des Kaisers; und sein unerwarteter Aufschwung war in sofern ein wohlverdienter, als er nach 1648 wenigstens damit zusammen hing.

Man geht allerdings zu weit, wenn man nur Licht auf preußischer Seite sieht. Die Handlungsweise des großen Kurfürsten wird überall von einem sehr augenscheinlichen Privatinteresse geleitet. Leibnitz sagt von ihm, er marchandire und adhärire dem, der ihm am meisten biete. In die französischen Händel war er durch seine nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem an der Spitze der europäischen Coalition stehenden Hause Oranien verwickelt; wie denn seine Weltstellung zum guten Theil auf seiner engen Verbindung mit Holland beruhte.

Den Schweden gegenüber hat er natürlich nur seine eigenen Interessen gewahrt. Später ist seine politische Haltung wahrlich nicht tadellos, wie es denn bekannt ist, daß ihn, gelinde gesagt, eine große Mitschuld bei dem Verluste Straßburgs und der traurigen Rolle trifft, die Deutschland zur Zeit der Reunionen spielte. Er hatte damals, weil er so gut wie der Kaiser im zweiten Raubkriege leer ausgegangen war, eine enge Allianz mit Ludwig XIV geschlossen, die das Reich wie den Kaiser von einem kriegerischen Vorgehen abhielt. Auch bei seinen beiden Nachfolgern haben die bedenklichsten Anwandlungen französischer Politik nicht gefehlt. Es war im spanischen Erbfolgekrieg einst nahe daran, daß sich König Friedrich I von der großen Allianz trennte und seine Armee zurückzog.

Friedrich Wilhelm I fühlte weit deutscher als sein Vater. Er hatte unter dem Prinzen Eugen das Kriegshandwerk erlernt und war diesem ehrlich ergeben. Die unter ihm zu Stande gekommene Allianz zwischen Oesterreich und Preußen beruhte auf diesem persönlichen Verhältniß. Kein Zweifel, daß es des Königs Herzen wohl that, wenn ihm seine Sonderinteressen gestatteten, sich ehrlich auf die Seite des Kaisers zu stellen. Aber er hat sich dem Kaiser zunächst doch aus Eifersucht gegen das Haus Hannover zugewandt. Er, wie seine Vorfahren, gingen von der Ansicht aus, daß auf des Kaisers Seite für Preußen am meisten zu gewinnen sei, wie er denn der Verbindung mit Oesterreich die Anwartschaft auf Ostfriesland nicht minder verdankte, als sein Vater die Königskrone sammt den Erwerbungen des Erbfolgekrieges, und Kurfürst Georg Wilhelm die Eventualbelehnung mit Pommern. Er war aber gerade deßhalb immer ein lästiger Alliirter, den man durch stets neue Concessionen und Erwerbungen futtern sollte, die für das Kaiserhaus äußerst gefährliche Dimensionen annehmen konnten. Wie peinlich war des Königs Benehmen, als ihm der Kaiser die demnächstige Belehnung mit Ostfriesland versprochen hatte und er sich dann sofort den Namen eines Fürsten von Ostfriesland beilegte: es habe dies nicht mehr auf sich, meinte er, als wenn sich einer Baron nenne, ohne es zu sein, und er gab den Titel nicht auf. Wenn der Kaiser zwischen England und Preußen wie billig vermitteln wollte, so war man in Berlin empört und klagte über die habsburgische Unzuverlässigkeit: die Erkaltung, die seitdem auf des Königs Seite eintrat, hielt bis zu seinem Tode an. Weit nachtheiliger noch wirkte die jülichsche Erbfolgefrage auf das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen. Die Hoff-

nung auf den Erwerb des Jülicher Landes bei dem Aussterben der damaligen pfälzischen Kurlinie hatte auch zu den Beweggründen gehört, die Friedrich Wilhelm auf Oesterreichs Seite geführt hatten. Natürlich konnte sich der Kaiser nicht über die Rechte des pfälzischen Hauses hinwegsetzen, das seinerseits unter französischem Einflusse stand und dadurch von dem Eingehen auf die preußischen Wünsche abgehalten wurde. Die österreichischen Bemühungen am pfälzischen Hofe blieben fruchtlos. Die jülichsche Angelegenheit schleppte sich bis zum Tode der beiden Monarchen hin. Sie war das große Lebensinteresse des Königs. Er pflegte sie einfach „die gute Sache" zu nennen. Er vererbte auf die nachfolgende Generation die Meinung, daß Preußen nach dieser Richtung hin etwas vorenthalten werde. Es darf auch immerhin zugestanden werden, daß diese Meinung in gewissem Sinne einen Anstoß zu den schlesischen Kriegen gegeben hat. Ziemlich sicher ist, daß Friedrichs Rüstungen ursprünglich einer Unternehmung auf Jülich und Berg gegolten haben, bis seine Ideen beim Tode Karls VI eine andere Richtung annahmen. Als Preußen dann seine Waffen gegen Oesterreich wandte, schloß es mit Kurpfalz einen Vertrag ab, in dem es auf seine jülichschen Ansprüche verzichtete.

Trotz alledem kann man nicht genug betonen, daß ein wirklicher Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen auch unter Friedrich Wilhelm I nicht bestand. Die Waffenbrüderschaft des spanischen Erbfolgekrieges hatte im Gegentheil eine Annäherung zwischen beiden Häusern herbeigeführt, wie sie seit den Tagen Karls V wohl noch nie bestanden hatte. Der bekannte Seckendorf versinnbildlicht — selbst ein halber Preuße, wie er war — recht eigentlich die damals zwischen beiden Ländern bestehende Gemeinschaft. Man muß es dem Prinzen Eugen nachrühmen, daß er Alles that, um diese Verhältnisse für eine dauernde Allianz zwischen den Häusern Habsburg und Hohenzollern zu verwerthen. Sie war der große Gedanke seiner letzten Lebensperiode, und wir Deutschen sollten diesem seltenen Mann auch dafür Dankbarkeit zollen. Er hat sich auch große und andauernde Mühe gegeben, den jungen Friedrich günstig für den Kaiserhof zu stimmen. Der Kaiser verwendete sich nach dessen Kindheitsversuch bei dem König in erfolgreicher Weise, und Friedrich bezog dann einen Jahrgehalt von ihm. Seine braunschweigische Heirath war ein Werk des mit dem braunschweigischen so nahe verwandten österreichischen Hofes.

Es war nicht abzusehen, warum es nicht zu einer dauernden Freundschaft zwischen Oesterreich und Preußen kommen sollte. Als

August von Polen im Jahre 1730 Preußen den Plan eines Fürstenbundes mit Ausschluß des Kaisers vorlegte, der im Grunde auf die Ideen hinauslief, mit denen Friedrich II. seine politische Laufbahn abschloß, erklärte Friedrich Wilhelm I: „Schon in der Schule habe er gelernt, daß nichts bestehen könne, ohne daß ein Haupt sei. Wer sollte aber dasselbe vorstellen, wenn man den Kaiser beseitige? Etwa Sachsen oder Bayern? Da wolle er sich lieber sein Land verbrennen lassen. Oder Hannover? Eher lasse er sich Glied um Glied abhauen, als daß er ein englisches Oberhaupt anerkenne. Gern wolle er des Königs von Polen persönlicher Freund bleiben; von Kaiser und Reich aber werde nur der Tod ihn loslösen. Wenn König August andere Wege zu gehen beabsichtige, werde er ihm zwar immer von Herzen gut sein, auf seine Armee und sein Land aber wacker losschlagen.“*)

Man vergesse nicht, daß zu jenen Zeiten der preußische Besitz in Westphalen und am Rhein nur ein unbedeutender war und durch die vorderösterreichischen Besitzungen und in gewissem Sinne auch durch Belgien reichlich aufgewogen wurde. Noch immer war es nicht allzuschwierig, unter Wahrung der Reichsformen factisch zu einer Trias zu gelangen, die auf einer gemeinsamen Beherrschung des westlichen Deutschlands durch Oesterreich und Preußen und zugleich auf einer gleichmäßigen Enthaltsamkeit beider beruhte. Preußen hätte dann jenes föderative deutsche Princip wirklich und in patriotischer, uneigennütziger Weise zu dem Angelpunkt seiner Politik machen müssen, das seine heutigen Vertheidiger mit Unrecht sogern für das Motiv seiner Handlungsweise im vorigen Jahrhundert ausgeben möchten. Allermindestens hätte es die Linie jener überkommenen Reichsopposition nicht überschreiten dürfen, die das Reich als eine Republik betrachtete und im Sinne der Kurfürstenpolitik des 15., 16. und 17. Jahrhunderts auf gesetzlichem Wege weiter bilden wollte.

Schwerlich würde unsere Entwickelung bei einer solchen von Oesterreich und Preußen gemeinsam geleiteten Föderation stehen geblieben sein. Da der geistige Schwerpunkt im Westen lag, so würde sich wahrscheinlich das eigentliche Deutschland, wenn seine Vormächte in Folge ihrer Abstinenz eine selbständige Entwickelung desselben begünstigten, allmählich von ihnen emancipirt und zu einem selbständigen Körper gestaltet haben, dem sich die doch noch immer zum Reich gehörenden österreichischen

*) v. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. Bd. III, S. 383.

Niederlande unter der Regierung eines Erzherzogs und in fernerer Zukunft auch Holland und die Schweiz hätten anschließen können, und dessen Rückwirkung auf Oesterreich und Preußen sich gar nicht würde haben übersehen lassen. Möglich immerhin, daß sich dennoch auf diesem Wege trotz Allem mit der Zeit eine preußische Hegemonie herausgebildet hätte; diese wäre dann aber eine wohlverdiente und auf organischem Wege entstandene gewesen. Daß aber umgekehrt Oesterreich wieder zu einer Alleinherrschaft im Sinne unserer früheren Kaiser auf diesem Wege gelangte, war wahrlich nicht zu befürchten.

Der unversöhnliche Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich ist unserer Ueberzeugung nach erst durch Friedrich den Großen geschaffen und es hängt dies weit enger mit Friedrichs Jugend-Entwickelung zusammen als man gemeiniglich annimmt. Er stand im schroffsten Gegensatze zu seinem Vater. Seine Jugend fiel in jene Periode der englisch-französischen Allianz. Und wenn die Königin englische Politik trieb, so trieb sie damit zugleich französische und antikaiserliche: noch zur Zeit des polnischen Erbfolgekrieges hat sie in Gemeinschaft mit der französischen Diplomatie alle Minen springen lassen, um den König seiner Reichspflicht abwendig zu machen.

Man hat Seckendorf vorgeworfen, das Verhältniß zwischen Friedrich und seinem Vater verbittert zu haben. Offenbar mit Unrecht, da die österreichische Politik ja eben Alles aufbot, um den jungen Kronprinzen zu gewinnen. Aber dieser haßte Seckendorf wie die ganze Umgebung seines Vaters und war einer Oesterreich freundlichen Politik ebenso abgeneigt wie Allem, was von seinem Vater ausging. Wie seine Vorliebe für die französische Geistesbildung und Geistesrichtung, so beruhte eben auch seine politische Gesinnung auf diesem Gegensatz. Er hat dem Prinzen Eugen einst gesagt, ein junger Reichsfürst könne wohl einmal irren, aber doch nicht unpatriotisch handeln. Aber es blieb bei diesen Worten. Und zur Zeit des polnischen Erbfolgekrieges hielt man das Gift schon für so tief bei ihm eingefressen, daß er unverbesserlich sei.

Aeußere Momente erleichterten dann Friedrich den Rollenwechsel der preußischen Politik. Wir erwähnten schon der Erkaltung Friedrich Wilhelms I sowie des Einflusses, den die jülich-bergische Angelegenheit darauf hatte. Es kostete große Mühe, um die Mitwirkung der preußischen Truppen im polnischen Erbfolgekriege zu erlangen. Man hat beim Ausbruch desselben geradezu angenommen, König Friedrich Wilhelm handle im Einverständniß mit Frankreich. Er behandelte

den französischen Gesandten mit ungewöhnlicher Auszeichnung und wollte Anfangs seine Truppen nicht, wie er doch nach seinem Allianzvertrage verpflichtet war, zum Kaiser stoßen, sondern nach dem Niederrhein marschiren lassen, um „dort sein Land zu bedecken", für das doch gar keine unmittelbare Gefahr existirte: durch einen holländisch-französischen Vertrag war die Neutralität der österreichischen Niederlande gesichert und damit auch deren Nachbarschaft geschützt. Der König ließ Aeußerungen fallen, die genau dem entsprachen, was die Franzosen beabsichtigten und im Frieden leider auch durchsetzten. Er meinte, Oesterreich solle Sicilien und Neapel an Spanien geben, „der Schelm Sardinier müsse auch etwas haben". Die preußischen Truppen ließen lange auf sich warten, und es gemahnt an die Frankfurter Vorgänge von 1866, wenn sie dann auf ihrem Marsche in den Bisthümern Würzburg und Bamberg wie in Feindesland hausten, um den Bischof Schönborn, der zugleich Reichs-Vicekanzler war, für sein politisches Verhalten zu strafen.

Die Stellung Seckendorfs ward um diese Zeit unhaltbar. Frankreich trug sich damals mit der Hoffnung, Bayern, Preußen und Sachsen zu einem Unternehmen gegen Oesterreich vereinigen zu können.

In seinem Testament hat Friedrich Wilhelm bekanntlich die österreichische Allianz seinem Sohne nicht empfohlen.

Die Eroberung Schlesiens.

So lagen die Dinge, als Friedrich der Große und bald darauf auch Maria Theresia den Thron bestiegen. Es kann kein Wunder nehmen, daß Friedrich die erste Gelegenheit ergriff, um seiner französischen Richtung zugleich mit seinem Thatendurste den Zügel schießen zu lassen. Er fiel über Oesterreich her und entzündete erst dadurch den 8jährigen Erbfolgekrieg.

Die Haltung Frankreichs war anfangs eine für Oesterreich günstige. Erst nach der Schlacht von Mollwitz erhielten dort Diejenigen Oberwasser, die die Gelegenheit benutzen wollten, um das Haus Habsburg aus Deutschland zu verdrängen. Erst nach Mollwitz kam es zu den Nymphenburger Tractaten, in denen der Kurfürst von Bayern außer etwaigen Eroberungen in den Niederlanden Frankreich diejenigen Theile Deutschlands zusicherte, die seine Heere besetzen würden.

Was die rechtliche Begründung der Ansprüche Friedrichs betrifft, so ist es gewiß richtig, wenn Arneth sagt, daß Rechtstitel von gleicher Bedeutung bei den verwickelten staatsrechtlichen Verhältnissen damaliger Zeit so außerordentlich wohlfeil gewesen seien, daß fast jedes beliebige deutsche Fürstenhaus auf jede ihm gerade bequem liegende österreichische Provinz solche Rechte hätte geltend machen können. Jägerndorf war in Folge der Achtserklärung gegen Johann Georg von Brandenburg um 1622 eingezogen und anderweitig verliehen worden. Johann Georgs einziger Sohn war ohne Leibeserben gestorben und ohne daß der Kaiser, auch abgesehen von seiner Achtserklärung, die Erbfolge des Kurhauses in Jägerndorf jemals anerkannt hätte.

Die Erbverbrüderung des Herzogs Friedrich von Liegnitz mit dem Kurfürsten Joachim II von Brandenburg war von Ferdinand I kraft seiner böhmischen Oberlehnsherrlichkeit für ungültig erklärt worden. Später hatte Brandenburg gegen Abtretung des Schwiebuser Kreises seinen Rechten auf Brieg, Liegnitz und Wohlau ausdrücklich entsagt, und es konnte dies natürlich nicht dadurch rückgängig gemacht werden, daß Kurfürst Friedrich 1694 den Schwiebuser Kreis gegen eine Geldsumme Oesterreich überlassen, — also verkauft hatte. Auch fällt es sehr erheblich in's Gewicht, daß dieser neue Vertrag mit den erfolgreichen Bemühungen Preußens um die Erwerbung der Königskrone zusammenhing. Es konnte hier im Grunde von einem Rechte Preußens in keinem höheren Grade die Rede sein, als wenn dasselbe heute etwa ein Recht auf die fränkischen Markgrafschaften geltend machen wollte. Seit Menschengedenken hatte man denn auch in der That nichts von den schlesischen Ansprüchen Preußens vernommen. So alt er auch sei, meinte der greise Cardinal Fleury, habe er doch nie etwas von brandenburgischen Ansprüchen auf Schlesien gehört. Der westphälische Friede hatte die preußischen Ansprüche übergangen, während Brandenburg sonst doch so reichlich ausgestattet ward. Alle die Vergünstigungen, die Oesterreich seit dem Heimfall der schlesischen Herzogthümer Preußen hatte zu Theil werden lassen, sind jedenfalls nur unter der Voraussetzung erfolgt, daß Preußen nicht auch noch Ansprüche auf Schlesien erhöbe. Noch bei Erwerbung des Königstitels wäre es ein Leichtes gewesen, Preußen auf seine Ansprüche verzichten zu lassen; und noch weit mehr würde man Bedenken getragen haben, Preußen neue Erwerbungen zuzuwenden, wenn ihm mitten im kaiserlichen Ländergebiete erhebliche Besitzungen zugestanden hätten, durch die es wenigstens die innere

Politik Oesterreichs in mannigfacher Weise hemmen konnte. Die Sache hätte, spätestens bei Gelegenheit der pragmatischen Sanction, zur Sprache kommen müssen; und zwar auch wenn Preußen deren specielle Garantie nicht übernahm. Friedrich Wilhelm I war wahrlich nicht der Mann, um solche Dinge mit bloßem Stillschweigen zu übergehen. Wenn das Gutachten Schwerin's und Podewils' lediglich eine pfandweise Besetzung Schlesiens bis zur wirklichen Erwerbung von Jülich und Berg empfahl, so beweist auch das, daß sie an ein preußisches Recht auf schlesische Gebietstheile nicht glaubten. Wenn es eine staatsrechtliche Verjährung gibt, so war diese hier jedenfalls im vollsten Maße eingetreten.

Endlich — und es genügt dies schon allein um den ganzen Streit zu entscheiden — hatte Friedrich Wilhelm I in einem feierlichen Vertrage die pragmatische Sanction anerkannt, und dadurch auf etwaige schlesische Ansprüche verzichtet. Friedrich hat die sonderbare Behauptung aufgestellt, daß wohl sein Vater durch den Vertrag von 1728 gebunden sei, nicht aber er. Es genügt dem gegenüber darauf hinzuweisen, daß durch diesen Vertrag der damalige Kronprinz ausdrücklich mit verpflichtet wurde. Auch muß hier noch daran erinnert werden, daß das Reich die pragmatische Sanction garantirt hatte und auch schon dadurch Friedrich dieselbe in ihrem vollen Umfange anzuerkennen gehalten war.

Besaß der König aber auch einen Besitztitel auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, so konnte er diese Fürstenthümer doch immerhin nur unter der Souverainität der Krone Böhmen in Anspruch nehmen, so wie Jägerndorf an die Fürsten Liechtenstein verliehen worden war. Von einer solchen Beschränkung war jedoch in seiner Forderung keine Rede; vielmehr begehrte er die volle Souverainität, wie sie ihm dann auch später zugestanden werden mußte.

Die schlesischen Herrschaften, auf die sich die Ansprüche Preußens bezogen, umfassen etwa ein Drittheil von Schlesien. Sie bilden kein zusammenhängendes Gebiet und namentlich konnte das im fernen Südosten gelegene Jägerndorf kaum als eine Erwerbung betrachtet werden, welche die eigentliche Machtstellung Preußens verstärkte. Und wenn man endlich das doch unter allen Umständen Fragliche der preußischen Ansprüche erwägt, so mußte Friedrich jedenfalls erheblich weniger als die vier Fürstenthümer fordern. Er forderte dagegen schon bei seinem Einmarsch das gesammte Schlesien, d. h. das Dreifache von dem, was Preußen im günstigsten Falle beanspruchen konnte. Auch als Kriegsentschädigung kann man das exorbitante Plus in keinem Fall auffassen. Es müßten,

um eine solche Auffassung zu rechtfertigen, mindestens lange Verhandlungen vorausgegangen sein, deren Fruchtlosigkeit die Unmöglichkeit erwiesen, auf friedlichem Wege bei dem Mitreichsstand zu seiner Forderung zu gelangen.

Friedrichs Einmarsch in Schlesien erfolgte dagegen mitten im Frieden und ohne daß Verhandlungen mit Maria Theresia vorangegangen wären: nur ganz im Vertrauen hat er dem österreichischen Gesandten Botta gegenüber kurz vorher eine Andeutung fallen lassen, die von einer Besitzergreifung der Preußen zustehenden Gebietstheile und hinsichtlich des übrigen Schlesiens von einer militairischen Maßregel handelte, welche zum Schutze Maria Theresias nöthig sein sollte. Eine Rückäußerung Maria Theresia's hatte Friedrich weder begehrt noch abgewartet. Wenn dann nach dem vollzogenen Einmarsch der Graf Gotter in Wien erschien, um im Namen des Königs ganz Schlesien zu verlangen und durch ein übermüthiges Benehmen den jugendlichen Hof und seine altgewordenen Rathgeber einzuschüchtern, so mußte sich ein Mann von dem klaren Blicke Friedrichs doch sagen, daß es ebenso unklug als unwürdig gewesen wäre, wenn Maria Theresia unter solchen Umständen mit ihm hätte verhandeln wollen. Auch die Herabstimmung der preußischen Forderungen änderte daran wenig. Denn es blieb durchaus dunkel, was unter einem guten Theile Schlesiens verstanden wurde, und die von Friedrich angebotenen 2 bis 4 Millionen zeigten, daß man jedenfalls mehr beanspruche, als man irgendwie zu begründen vermochte. Nachdem sich die preußische Geschichtschreibung ehedem abgemüht hat, Friedrichs Vorgehen durch alle möglichen Scheingründe zu rechtfertigen, wird es denn auch nach dem Jahre 1866 umgekehrt Mode, die Maske fallen zu lassen und das Ganze als ein Analogon der Annexionen hinzustellen.

Wie die Ansprüche, so waren auch die Mittel beschaffen, deren sich Friedrich bediente. Die Thronbesteigung Maria Theresia's hatte in aller Ruhe stattgefunden. Die Huldigung war überall ohne Störung vor sich gegangen. Nur der Kurfürst von Bayern hatte protestirt: der halbe Protest Spaniens erfolgte erst nach dem Einmarsch der Preußen. Mit Sachsen stand Oesterreich im guten Verhältniß; und am französischen Hofe hatte man Anfangs nur den lautesten Tadel für Friedrich. Die in solcher Lage immer bedenklichen ersten Monate waren glücklich überstanden: die junge Königin war im vollen Besitz der väterlichen Hinterlassenschaft. Gewiß konnte, wenn von Seiten Friedrichs kein

Friedensbruch erfolgte, in der ferneren Zukunft dem österreichischen Hofe irgend ein anderer Krieg erwachsen. Soweit jedoch menschliche Voraussicht reicht, war an einen österreichischen Erbfolgekrieg nicht mehr zu denken. Und wir können es deßhalb nur eine grobe Heuchelei nennen, wenn Friedrich seinen Einmarsch in Schlesien als eine Maßregel darzustellen suchte, die er zum Schutze Maria Theresia's ergriffen hätte: in seiner Proclamation an die Schlesier bezeichnete er ihn sogar, das Gewünschte anticipirend, als im Einverständniß mit ihr geschehend. Es schwebten, so hieß es, mit ihr Verhandlungen darüber. Gab Maria Theresia den Forderungen Friedrichs nach, so konnte dies nur als ein Act der außerordentlichsten Schwäche erscheinen, der alle alten Feinde des Hauses Habsburg zu ähnlichen Gewaltschritten anreizen mußte und den die Königin sich um so weniger zu Schulden kommen lassen durfte, als Oesterreich erst vor Kurzem den Türken gegenüber einer ähnlichen Schwäche verfallen war. Wollte Friedrich dagegen Maria Theresia durchaus sein Schwert für einen Theil Schlesiens verkaufen, so mußte er ihr dafür zum Ersatz einen anderweitigen Erwerb in Aussicht stellen: es ist sehr wahrscheinlich, daß man in Wien darauf eingegangen wäre.

Man mag das Benehmen Friedrichs des Großen betrachten von welcher Seite man will: es bleibt immer gleich verwerflich. „Ein Fürst, der die geringste Rücksicht nähme auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit, könnte die Rolle nicht spielen, auf welche er ausgeht", schrieb über ihn der englische Gesandte in Berlin.*)

Mit Recht legt man das Hauptgewicht auf die bona oder mala fides des Königs. Hier kann nun aber vollends kein Zweifel über dessen Handlungsweise bestehen. Er sagte später selbst: „Der Ehrgeiz, das Interesse, der Wunsch, von mir reden zu machen, trugen es davon und der Krieg ward beschlossen." Und wie es mit Friedrichs patriotischen Gesichtspunkten bestellt war, zeigten seine Abschiedsworte an den französischen Gesandten, in denen er es bekanntlich aussprach, daß er das Spiel Frankreichs spiele. „Wenn mir die Asse kommen, so wollen wir theilen", setzte er hinzu.

Es wäre auch durchaus unrichtig, wenn man glauben wollte, Friedrich habe durch seine Handlungsweise nur Demjenigen Ausdruck verliehen, was schon damals im preußischen Volke lebte. Die Preußen waren in gewissem Sinne Particularisten, die Brandenburger und Ost-

*) Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre. Wien 1863, Band. I, Seite 118.

preußen natürlich von der Reichsidee nur wenig berührt. Die Armee wollte schon zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges etwas Apartes sein und war schwer zu behandeln. Aber wenn man das von französischen Elementen getränkte Berlin ausnimmt, so lag den Preußen eine eigentliche Feindschaft gegen das Reich doch noch fern; und die Animosität, die man gegen Sachsen und Hannover nährte, überwog die Antipathie gegen das katholische Oesterreich. Es ist sehr characteristisch, daß man die Besetzung Schlesiens durch die Besorgniß vor sich rechtfertigte, es könnte Sachsen hierin Preußen zuvor kommen.

Als Friedrich in die Länder der hülflosen jungen Königin einbrach, bebte die öffentliche Meinung in Preußen in ähnlicher Weise davor zurück, wie man in vielen Gegenden desselben vor dem Bruderkrieg von 1866 zurück bebte. Wir sahen, daß Schwerin und Podewils zu einer nur pfandweisen Besetzung riethen. Graf Gotter wurde durch die würdevolle Haltung Maria Theresia's dermaßen berührt, daß er zu verstehen gab, er mißbillige die Handlungsweise seines Herrn und habe ihm davon abgerathen; ja er machte aus eigener Initiative den Vorschlag, Schlesien nur als ein Pfand für die 2 Millionen Gulden so lange dienen zu lassen, bis Oesterreich durch die Kaiserwahl des Großherzogs von Lothringen ein Aequivalent dafür erhalten habe.

Selbst in der Armee war, so wenig man es glauben wird, die Abneigung gegen diesen Krieg eine verbreitete. Es ist ein unverdientes Glück für Preußen gewesen, daß Friedrich die erste Erwerbung in Schlesien fast ohne Schwertstreich gelang und daß die langjährigen Kämpfe, die dann doch um Schlesien geführt werden mußten, in den Augen des preußischen Heeres und Volkes den Charakter eines Defensiv-Krieges annehmen konnten.

Was die zwei ersten schlesischen Kriege betrifft, so hat Friedrich ebensowohl die ihm ganz Niederschlesien gewährende Convention von Kleinschnellendorf als den Breslauer Frieden in willkürlicher Weise gebrochen: das eine Mal, weil Maria Theresia inzwischen durch Frankreich und dessen Verbündete in eine so gefährliche Lage gekommen war, daß er mehr als Niederschlesien zu erhalten hoffen durfte; das andere Mal, weil ihm die Siege Maria Theresia's zu entscheidend waren.

Der siebenjährige Krieg.

In besonderem Maße hat sich der siebenjährige Krieg im Geiste des preußischen Volkes zu einem reinen Vertheidigungskriege gestaltet.

Es läßt sich nicht leugnen, daß hier die Dinge etwas anders liegen. Der Angriff Friedrichs auf das völlig unschuldige Sachsen freilich bleibt unter allen Umständen eine nicht zu rechtfertigende Gewaltthat. Aber es ist auch gewiß, daß Kaunitz ein großes Unternehmen einzufädeln trachtete, das Preußen nicht blos Schlesiens wieder berauben, sondern womöglich auch auf den Umfang zurückführen sollte, den es vor dem westphälischen Frieden gehabt. Allerdings war eine hierauf bezügliche entscheidende Allianz weder mit Frankreich noch mit Rußland zu Stande gekommen. Mit ersterem bestand im Wesentlichen nur ein Neutralitätsvertrag, der das Gegenstück zu dem vorausgegangenen preußisch-englischen bildete. Und er war durch diesen gerechtfertigt, weil Oesterreich fortan Gefahr lief, in einer großen europäischen Verwickelung die Hülfe Englands entbehren zu müssen, und weil im Londoner Vertrage von der bedungenen Neutralität des Reichs die österreichischen Niederlande ausdrücklich ausgeschlossen waren. Mit Rußland bestand keine neue, sondern nur eine alte Allianz aus den Zeiten des österreichischen Erbfolgekrieges. Kaiserin Elisabeth hatte im Begriff gestanden, Maria Theresia gegen Friedrich den Großen zu Hülfe zu kommen. Vor ihrem Hausaltare hatte sie es gelobt, als sie der Abschluß des Dresdener Friedens der Möglichkeit beraubte, ihre Worte wahr zu machen. Es war nicht mehr als natürlich, daß die Kaiserhöfe in dem darauf zu Stande kommenden Allianzvertrage von 1746 festsetzten, es solle Friedrich Schlesien wieder verlieren, wenn er durch einen Angriff auf einen derselben die verbündeten Mächte zum Kriege zwänge. Bei dem eigenthümlichen Abhängigkeitsverhältnisse, in dem sich Polen schon damals in Beziehung zu Rußland befand, kann es auch nicht Wunder nehmen, wenn man einen Angriff auf Polen dem auf Oesterreich und Rußland gleich stellte: man ging dabei von der Annahme aus, daß der polnisch-sächsische Hof dem Vertrage beitreten werde, und hat demgemäß dessen Beitritt erbeten. Es ist auch in der That nicht einzusehen, was es Auffallendes haben soll, wenn sich drei Mächte zur gegenseitigen Hülfeleistung verbinden und dabei noch besonders stipuliren, daß der Angriff des Gegners auf eine von ihnen, diesen einer kürzlich abgetretenen Provinz wieder verlustig machen solle. Und es be-

deutet ein ſolcher Artikel in dieſem Fall doch nichts Anderes, als daß die drei Mächte, wenn eine von ihnen mit Preußen in Krieg geriethe, einander Beiſtand leiſten ſollten, bis Schleſien wieder zurückgegeben worden ſei. Weder völkerrechtlich noch moraliſch kann irgend etwas hierbei zu erinnern ſein; und die Weigerung, die Sachſen dem begehrten Zutritt entgegenſetzte, konnte den Vertrag für die beiden anderen Cabinete doch noch nicht ungültig machen, ſondern höchſtens deſſen Wirkungen in Betreff des dritten Paciscenten hinausſchieben.

Wie Herrmann mit Recht bemerkt, ward ſogar der Aachener Friede ziemlich allgemein als ein bloßer Waffenſtillſtand betrachtet. In noch viel höheren Grade war dies mit dem Dresdener Frieden der Fall geweſen, der Maria Thereſia durch ihren Abgeſandten halb über den Kopf weggenommen worden war. Hätte Friedrich nach dem Frieden von Breslau ſtill geſeſſen, ſo würde ſie weſentlich anders gedacht haben. Aber eben durch ſeinen unprovocirten neuen Angriff hatte er an dem einmal Vereinbarten wieder gerüttelt und deutlich gezeigt, daß er ſelbſt den Frieden zwiſchen Oeſterreich und Preußen nur als einen Waffenſtillſtand anſah. Nur mit dem größten Widerſtreben und dem größten Seelenſchmerz ließ ſich deßhalb die Kaiſerin in Aachen von England die Garantie des preußiſchen Beſitzſtandes abnöthigen. Ihr mit Rußland abgeſchloſſener Vertrag und die daraus ſich ergebenden politiſchen Ausſichten bildeten fortan den Hauptgeſichtspunkt und das eigentliche Geheimniß der öſterreichiſchen Politik. Zweimal, im polniſchen und im öſterreichiſchen Erbfolgekriege, waren ruſſiſche Truppen bis nach Deutſchland vorgerückt; und zweimal hatte Rußland ſein Schwert wieder in die Scheide ſtecken müſſen, weil Oeſterreich Frieden ſchloß. Man konnte ſich bei der ſchwerfälligen Zähigkeit des ruſſiſchen Staatsweſens und der demſelben entſprechenden Eigenthümlichkeit der Kaiſerin Eliſabeth überzeugt halten, daß dies nicht zum dritten Mal geſchehen und daß Rußland unwiderſtehlich dazu werde getrieben werden, den erhobenen Arm wirklich einmal niederfallen zu laſſen. Rußland hat denn auch weit mehr als Oeſterreich zum Kriege mit Preußen gedrängt. Als es im Anfang des Jahres 1756 dazu hetzte, iſt man öſterreichiſcherſeits ausgewichen, wenn es auch in der Natur der Sache lag, daß man den Kriegseifer der Ruſſen ſich nicht gänzlich abkühlen laſſen wollte.

Soviel wir zu ſehen vermögen, ſollte der abzuſchließende geheime Vertrag mit Frankreich nur ein eventueller ſein und nur für den Fall

gelten, daß eine der vertragschließenden Mächte von Preußen angegriffen werden sollte.

Maria Thereſia fühlte, daß Preußen durch die Eroberung Schleſiens in eine Bahn gedrängt worden war, auf der es keinen Frieden zwiſchen Oeſterreich und Preußen geben konnte, und als deren Endergebniß ihr der Untergang Oeſterreichs vor der Seele ſtand. Sie habe, ſchreibt ſie ſpäter, dieſes traurige Geſchick von ihren Kindern abwenden wollen. Und welcher tiefer blickende Politiker möchte ihr heutzutage im Ernſte Unrecht geben, wenn er ſich vergegenwärtigt, was wir ſelbſt erlebt haben, und mit nüchternem Sinne ſich frägt, was uns die Zukunft bringen muß? Auch Kaunitz fühlte ganz richtig, daß Preußen auf dem einmal beſchrittenen Wege der Eroberung weiter ſchreiten würde und müſſe. Denn er kommt immer wieder darauf zurück, daß es Preußen in der Zukunft gelingen könne, trotz allem noch anderweitige Erwerbungen zu machen, und daß es dann zu einer ernſtlichen Gefahr für Oeſterreich werden müſſe.

Schleſien lag zur größeren Hälfte bereits außerhalb der natürlichen Machtſphäre Preußens. Es war ein Keil, der zwiſchen Böhmen und Polen eingeſchoben wurde, und Preußen fort und fort zu einer Angriffspolitik reizen mußte. In den zwei letzten Theilungen Polens hätte Preußen ſchwerlich mit ſolcher alles verwirrenden Haſt zugegriffen, wenn es nicht in Schleſien eine zweite Baſis für ſeinen Einmarſch in Polen beſeſſen, wenn es nicht vor der Mit- und Nachwelt in dem Beſitze Schleſiens einen gewiſſen Rechtfertigungsgrund für den Erwerb des zwiſchen dieſem und Oſtpreußen liegenden weſtlichen Polens zu finden geglaubt hätte. Der in den Jahren 1794 und 1795 ſo verbitternd wirkende Streit um Krakau hätte zwiſchen Oeſterreich und Preußen nicht entbrennen können, wenn Schleſien nicht bereits im Beſitze Preußens geweſen wäre.

Und ebenſo iſt 1866 der Angriff Preußens auf Oeſterreich nur dadurch ein ſo gefährlicher geworden, daß die preußiſchen Truppen auch von der ſchleſiſchen Seite mit ſo leichter Mühe in das öſterreichiſche Gebiet eindringen konnten. Wenn Schleſien damals noch im Beſitz Oeſterreichs geweſen wäre, ſo würde die Schlacht von Königgrätz wohl ſchwerlich ſchon nach acht Tagen geſchlagen worden ſein. Friedrich hat die Ueberſchreitung der ſchleſiſchen Grenze ſelbſt ſeinen Rubikon genannt. Es iſt nie gut für ein Volk, wenn ihm eine Unternehmung gelingt, bei der es trotz allem fühlt, daß es im Unrecht iſt. Obwohl

Schleſien durch rechtsbeſtändige Friedensſchlüſſe abgetreten ward, ſo hat man in Preußen doch nie vergeſſen, daß man dieſes ſchöne Land einer Vergewaltigung verdankte; und es hat dies weiter und weiter gelockt und wird weiter locken, bis die Geſchicke erfüllt ſind.

Man fühlte in Preußen — und zwar Friedrich mehr als jeder Andere —, daß man Maria Thereſia Unrecht gethan hatte, und das odi quem laeseris iſt von da an zum innerſten Kern der preußiſchen Politik geworden. Weil man ſich des Unrechts im Herzen bewußt war, hatte man keine Ruhe bei dem neuen Beſitz. Wie bei dem Friedensbruch von 1744, ſo fürchtete Friedrich allezeit, daß Oeſterreich wieder zu Kräften kommen und das Seine dann wieder zurückfordern werde.

Man verſetze ſich nun in die Lage Maria Thereſia's. Die pragmatiſche Sanction war der Lebensgedanke ihres Vaters geweſen. Sie war für deſſen Realiſirung erzogen worden und hatte ſich mit religiöſer Pietät der Verwirklichung der väterlichen Abſichten hingegeben. Ein Unwetter ohne Gleichen hatte ſich über ihrem Haupte zuſammen gezogen, und ſie durfte ſich ſagen, daß ſie es nächſt Gott ihrer eigenen Standhaftigkeit zu danken hatte, wenn ſie den Sturm zu beſtehen vermocht. Sie war mit einer einzigen Ausnahme aller ihrer Feinde Herr geworden. Und dieſe einzige Ausnahme bildete ein Fürſt, der ſich an Macht weder mit ihr ſelbſt noch mit ihren mächtigeren Feinden, mit Frankreich und Spanien vergleichen durfte. Dieſe einzige Ausnahme machte ein Vaſall des Kaiſers, der ſeinen Königstitel erſt aus den Händen ihres Großvaters empfangen hatte.

Es war leider oft vorgekommen, daß deutſche Fürſten dem Erzhauſe in Waffen gegenüber geſtanden hatten; aber es hatte ſelten ein Segen darauf geruht. Das Schickſal des ernestiniſchen Sachſens, wie das des Winterkönigs dienten noch immer als warnende Beiſpiele.

Zur Zeit der beiden erſten ſchleſiſchen Kriege trug Maria Thereſia's Gemahl die Kaiſerkrone noch nicht. Als dieſer dann aber nachträglich Kaiſer wurde, war vollends ein unnatürlicher Zuſtand geſchaffen. Es war ſchlechterdings unverträglich mit der Idee des Kaiſerthums, daß einer ſeiner Vaſallen dem Kaiſer-Hauſe Geſetze vorſchreiben ſollte. Schon das durch den Erbfolgekrieg ſehr geſteigerte Selbſtgefühl der kaiſerlichen Truppen duldete ein ſolches Mißverhältniß nicht, und es verſtand ſich doch von ſelbſt, daß man dieſes Selbſtgefühl ſchonen und pflegen mußte. Die alte kaiſerliche Armee war wenigſtens in Deutſchland allzeit die erſte geweſen und mußte es im Intereſſe des Kaiſerthums ſein: die

Naturnothwendigkeit, mit der man bei der Kaiserwahl immer wieder auf das Haus Habsburg zurückgekommen war, fußte im Grunde doch auf diesem Uebergewicht. Jetzt stellte sich eine andere Armee an ihre Seite — nicht etwa im Gefühle der Ebenbürtigkeit, sondern im Bewußtsein, „die Kaiserlichen" in zwei Kriegen auf das Entschiedenste geschlagen zu haben: der Hohn und die Berliner Witzeleien über die österreichischen Weißröcke werden auch schon damals vernehmlich genug nach Wien herüber geklungen haben.

Die beiden schlesischen Kriege waren so kurz gewesen, daß die zähen Oesterreicher sie nicht als eine eigentliche Entscheidung gelten lassen mochten. Vor allem hatte Maria Theresia nicht ihre volle Kraft gegen Friedrich einsetzen können. Es war natürlich, daß man sich sagte, es würde Alles anders gekommen sein, wenn man sich nicht im Kampfe gegen halb Europa befunden hätte. Es war ebenfalls natürlich, wenn jetzt Maria Theresia auch mit Demjenigen unter gleichen Bedingungen ihren Strauß auszufechten wünschte, dem sie das europäische Unwetter zuschreiben mußte, welchem sie ausgesetzt gewesen war.

Ein Heer wie das preußische, eine Persönlichkeit wie diejenige Friedrichs, war ein gewichtiger Factor in Europa. Es war nicht möglich, sich indifferent demselben gegenüber zu verhalten; wie es andererseits auch für Friedrich undenkbar war, daß er in einem europäischen Conflict ein unbetheiligter Zuschauer blieb. Zwischen Friedrich und Maria Theresia lag ein Abgrund, den nichts in der Welt zu überbrücken vermochte: sie haben beide in den entschiedensten Worten erklärt, daß sie keine Verbündete sein könnten. Konnten sie aber keine Verbündete sein, so mußten sie sich als Feinde einander entgegenstellen.

Maria Theresia hatte sich im weiteren Verlaufe des Erbfolgekrieges einen Erfolg für Schlesien zu erkämpfen getrachtet. Einen Moment war der Blick auf Frankreich gefallen und man hatte daran gedacht, diesem dasjenige wieder abzunehmen, was es unter Mazarin und Ludwig XIV von Deutschland und den Niederlanden abgerissen hatte: namentlich England begünstigte diesen Gedanken. Später hatte man in Bayern nach einem solchen Ersatz gesucht. Als sich dieses dann nach dem Tode Kaiser Karls VII mit Friedensanträgen an Oesterreich wandte, war man im Frieden von Füssen auch hiervon abgegangen. Mit einer gewissen Nothwendigkeit war seitdem der Gedanke an Schlesien selbst wieder in den Vordergrund getreten. Und es war dies Verlangen noch dadurch verstärkt worden, daß Maria Theresia im Aachener

Frieden auch noch eine immerhin recht nennenswerthe Einbuße in Italien erlitten hatte. Sie hätte nicht Maria Theresia sein müssen, um sich in einen solchen Abschluß zu finden, um die Aufgabe hiermit als erfüllt zu betrachten, die sie von ihrem Vater als eine geheiligte überkommen hatte. Nur die Wiedererwerbung Schlesiens konnte in ihren Augen das Werk ihres Lebens krönen. Und darf man sie solch' eventueller Absichten wegen tadeln? Wir glauben: ebensowenig, als wenn der deutsche Patriot schon lange vor 1870 den Elsaß mit Deutschland wieder vereinigt zu sehen wünschte, ohne darum an eine Verletzung der Verträge zu denken. Die Staatsmänner jedes lebensfähigen Staats werden solche Hintergedanken hegen, und Niemand wird sie tadeln, wenn sie ihre Stellung in einem bereits ausgebrochenen Kriege — und der Krieg war im Frühling 1756 zwischen Frankreich und England bereits ausgebrochen — je nach den Aussichten nehmen, die ihnen das eine oder andere Land für die Realisirung ihrer letzten Absichten eröffnet.

Man muß bei jedem Kriege, wie uns dünkt, zwischen Grund und Veranlassung unterscheiden. Und der Grund des siebenjährigen Krieges wäre auch dann noch für Oesterreich ein legitimer gewesen, wenn die letzte Veranlassung nicht, wie es bekanntlich der Fall war, auf Preußens, sondern auf seiner Seite gelegen hätte.

Nur diejenigen, glauben wir, können dieser Argumentation widersprechen, die allein Vertheidigungskriege im strictesten Sinne des Worts gelten lassen wollen; und diese müssen dann, wenn sie consequent sein wollen, auch z. B. den Krieg verurtheilen, den Preußen im Jahre 1813 gegen Napoleon unternahm. Wenn preußische Schriftsteller in Beziehung auf die arme Maria Theresia einen pharisäischen Ton anzustimmen und darüber in Verwunderung zu gerathen vermögen, wie sie die Wiedereroberung des rechtsgültig abgetretenen Schlesiens mit ihrer Frömmigkeit hätte vereinen können, so verdient das doch nur ein Lächeln.

Aber freilich blieb Kaunitz hierbei nicht stehen. Die Abmachungen mit seinen Verbündeten und schon die vor Friedrichs Einbruch in Sachsen gepflogenen Verhandlungen bezweckten eine Zurückführung Preußens auf dessen Umfang vor dem westphälischen Frieden. Magdeburg und Halberstadt sollten an Sachsen, Vorder-Pommern an Schweden, die rheinisch-westphälischen Besitzungen an Kurpfalz kommen. Auch Oesterreich bedang sich, wenn Alle gewännen, außer dem doch nur tauschweise zurückzuerwerbenden Schlesien ein Superplus aus, das in dem Fürstenthum Crossen und einem anderweitigen Landstrich bestehen sollte.

Rußland sollte ursprünglich Kurland und Semgallen erhalten; schließlich hat man sich aber doch, wenn gleich sehr ungern und nach rühmlichem Widerstand, bereit erklärt, ihm das Herzogthum Preußen zu überlassen. Wer will es bestreiten, daß diese Dinge zu weit gingen, und daß sie dem Kriege hierdurch allerdings bis zu einem gewissen Punkte den Character eines Eroberungskriegs verliehen?

Zum Theil waren es wirklich nur Hirngespinnste; wie denn ein verständiger Mann an eine vollständige Durchführung solcher Pläne im Ernst doch kaum glauben konnte. Zum Theil werden sie allerdings durch die Nothlage entschuldigt. Wenn man keine Vortheile in Aussicht stellte, so mußte es schwer werden, Bundesgenossen zu gewinnen. Aber man ist dabei jedenfalls über die Linie absoluter Nothwendigkeit hinausgegangen, wie es sich denn z. B. nachträglich zeigte, daß Rußland schließlich doch nicht auf dem Herzogthum Preußen bestanden haben würde. Kaunitz aber deducirte, man werde Oesterreich so kühne Entschlüsse nicht zutrauen und eben diese Kühnheit werde deßhalb die Gegner verwirren. Und man meinte jetzt am Wiener Hof, daß Oesterreich niemals auf einen grünen Zweig kommen werde, wenn es sich nicht gelegentlich auch zur politischen Offensive und zur Aggression verstehe.

Das Aggressivelement, das für Oesterreich im Beginn des siebenjährigen Krieges lag, war, wie man sieht, die Rückwirkung und der Rückschlag von dem, was Preußen, Frankreich und die übrigen Feinde Maria Theresia's ihr gegenüber versucht hatten. Soweit Oesterreichs Absichten jetzt ein Unrecht enthielten, muß man sich daran erinnern, wie es nun einmal in der Natur des Bösen liegt, daß es „fortzeugend Böses muß gebären."

Man kann auf Oesterreich aber, glauben wir, nicht noch einen zweiten Tadel werfen, wenn es sich, als England seine Mitwirkung bei solchen Plänen versagte, mit Frankreich verbündete. Maria Theresia hat England, ehe es sich an Preußen anschloß, Anerbietungen machen lassen, deren Voraussetzung es war, daß dieses ihr behülflich sein werde, ihren alten Strauß mit Preußen auszufechten; aber man ist englischerseits nicht darauf eingegangen. Im österreichischen Erbfolgekriege hatte der dynastische Instinkt Georgs II von vorn herein und schon zu einer Zeit zur Parteinahme für Maria Theresia gedrängt, wo das englische Volk noch nichts davon wissen wollte. Jetzt war es anders. Unter der Umgebung Georgs II fand sich schwerlich noch jemand, der die Resultate des letzten großen Krieges nicht als definitive

betrachtet hätte. Das englische Cabinet hatte zu sehr das Zustandekommen einer neuen großen antifranzösischen Allianz im Auge und verstand zu wenig von den deutschen Verhältnissen, um die anscheinend so untergeordnete schlesische Frage in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen. Und leugnen läßt es sich auch nicht, daß die inneren deutschen Verhältnisse für England nur eine durchaus secundäre Bedeutung hatten. Es kam England nur darauf an, in Deutschland einen Stützpunkt Frankreich gegenüber zu gewinnen; und es war dabei an sich ziemlich gleichgültig, ob ihm diesen nun Oesterreich oder Preußen gewährte. Die englische Volksstimmung war aber durchaus für das protestantische Preußen; und das Cabinet hoffte für die Dauer des englisch-französischen Krieges durch einen preußischen Neutralitätsvertrag die deutschen Lande des Königs sicher zu stellen. Sonderbarer Weise trat die Wendung gerade in einem Augenblick ein, wo der Hof sich in Hannover befand. Auch deutsche Einflüsse machten sich damals zu Gunsten Preußens bei dem mitanwesenden Leiter der auswärtigen Politik geltend.*) Der Herzog von Braunschweig übermittelte die ersten noch ziemlich kühl aufgenommenen Vorschläge an Friedrich, und die protestantischen Sympathien haben dann den Ausschlag gegeben. Friedrich erscheint in dieser ganzen Verhandlung durchaus passiv; er folgt nur der Anregung, die ihm von englischer Seite kommt. Ihm ein patriotisches Verdienst aus dem Neutralitätsvertrag mit England zu machen, liegt nicht die geringste Veranlassung vor. Seine eigenen Aufzeichnungen beweisen nur, daß er den damaligen Krieg nicht für geeignet hielt, um eine neue Erwerbung zu machen. Von einem patriotischen Bedenken, Frankreich, mit dem er durch einen damals gerade ablaufenden Allianz-Tractat verbunden war, in die deutschen Händel zu verwickeln, findet sich keine Spur. Er ging lediglich von der richtigen Annahme aus, daß Frankreich seiner inneren Zustände halber allein ein all zu schwacher Verbündeter sei: die Erfahrungen des vergangenen Krieges d. h. die Siege Oesterreichs über die Franzosen mochten ihn zu dieser Erkenntniß gebracht haben.

Von dem Verlangen einer Frist für die Assimilirung seiner Eroberung abgesehen, mußte es auch Friedrich wünschenswerth erscheinen, einmal von der englischen Volksstimmung Nutzen zu ziehen. Er mochte

*) Es ist dem Verfasser leider nicht mehr möglich gewesen, das eben erschienene Buch: „Die schlesischen Kriege und das Kurfürstenthum Hannover“ von W. v. Hassell zu vergleichen.

es für einen Meisterstreich halten, wenn es ihm gelang, England von Oesterreich vollends zu trennen. Der französischen Allianz wollte er aber darum doch mit nichten entsagen. Er sah die beiden Westmächte in dem Lichte, wie sie ihm in seiner Jugend erschienen waren. Wie er die Interessen Frankreichs und Preußens im Grunde als unauflöslich verknüpft ansah, so betrachtete er die französisch-österreichische Allianz als eine ganz unnatürliche. Sie werde sich auflösen, hat er wohl geäußert, wie die Ligue von Cambray, und Alles werde dann in das natürliche Geleise zurückkehren. Er mochte auch jetzt wohl hoffen, sich auf die beiden Westmächte zusammen in seiner Politik zu stützen. Er hat sich bereit erklärt, außerhalb Deutschlands Frankreich bewaffneten Beistand zu leisten. Ein Grund, den von England angebotenen Neutralitätsvertrag abzulehnen, lag dagegen nach keiner Richtung hin vor. Er schützte indirect seine schlesischen Besitzungen, weil es Oesterreich ohne fremde Hülfe sicher nicht eingefallen wäre, an eine Wiedereroberung Schlesiens zu denken. Hierin allein liegt auch schon die Rechtfertigung für Oesterreich. Natürlich mußte auch England, wie die Dinge zwischen Oesterreich und Preußen einmal lagen, durch den Neutralitätsvertrag weiter geführt werden: er war der Vorbote und der Ausdruck einer veränderten englischen Politik. Wenn Oesterreich künftighin mit England pactiren wollte, so war es auf Schritt und Tritt durch diesen Neutralitätsvertrag gehemmt. Die Allianz Englands war fürderhin nur dann zu erlangen, wenn man die preußische mit in den Kauf nahm. Und wenn eine solche, wie wir zu zeigen versucht, unmöglich war, so blieb Oesterreich in der That nichts Anderes übrig, als sich nun seinerseits an Frankreich anzuschließen. Mit anderen Worten: die Allianz mit England war von dem Augenblicke an für Oesterreich werthlos geworden, wo dieses sich nicht nur weigerte, Oesterreich bei seinen schlesischen Plänen behülflich zu sein, sondern geradezu auf die Seite Preußens trat; und die französische Allianz war nur die natürliche Consequenz hiervon. Der Rollenwechsel ging nicht von Oesterreich, sondern von England aus. Wir wollen uns nicht gerade die Argumentation Arneths aneignen, der uns überhaupt in der Vertheidigung von Oesterreichs Haltung bei Entstehung des siebenjährigen Krieges lange nicht weit genug geht. Klar scheint es uns zu sein, daß Oesterreich durch die Abmachungen Preußens mit England zu Frankreich hinüber gedrängt wurde. Leugnen läßt es sich dagegen nicht, daß Kaunitz persönlich schon Jahre lang vor dem englischen Rollenwechsel auf eine Vertauschung der englischen mit der französischen Politik hingear-

beitet hat, wie er denn gerade darum den englisch-preußischen Neutralitätsvertrag als einen großen Fehler Friedrichs betrachtete und mit Freuden begrüßte. Auch er hat wenigstens später ein gewisses Verständniß für den Gegensatz zwischen Frankreich und der habsburgischen Monarchie gezeigt. Aber er setzte sich über denselben mit vollem Bewußtsein hinweg. Ja noch mehr! auch Maria Theresia hatte diesen Weg schon seit dem Aachener Frieden immerhin als einen eventuellen sehr ernstlich erwogen. Friedrich hatte seine Erfolge fast ebenso sehr der diplomatischen Vermittlung Englands als der Waffenhülfe Frankreichs zu verdanken, und im Aachener Frieden war es England gewesen, das Oesterreich zu einer nochmaligen Anerkennung des preußischen Besitzstandes genöthigt hatte. Die Kaiserin empfand es tief, und ihre Verstimmung erhielt in den dann folgenden Jahren fortwährend Nahrung durch den eigensinnigen Hochmuth der Engländer in Angelegenheiten zweiten Ranges: wir nennen namentlich die Händel mit den holländischen Besatzungstruppen in den niederländischen Festungen. Im Gegensatz zu ihrem Gemahl hatte Maria Theresia unter diesen Umständen Kaunitzens Rathschlägen allerdings schon mehr und mehr ihr Ohr geliehen, als England und Friedrich solchen Plänen auf halben Wegen entgegen kamen. Der Rollenwechsel lag eben in der Luft, weil die österreichischen und englischen Interessen nicht mehr zusammenfielen.

Die französische Allianz galt ihrer Zeit für Kaunitzens Meisterstück. Daß dieselbe vor der englischen scheinbar mancherlei Vorzüge voraus hatte, läßt sich nicht leugnen. Vor allem war die französische Klientel eine weit größere und für Oesterreich gefährlichere als die Englands. Zahlreiche Fürstenhäuser, und zwar leider auch in Deutschland, hielten seit Jahrhunderten zu Frankreich. Spanien, Neapel und die Türkei gehörten zu diesem System. Und wenn die Haltung des Papstes auch zwischen den Habsburgern und Bourbonen das Gleichgewicht zu erhalten suchte, so läßt es sich doch nicht verkennen, daß er im Laufe der Jahrhunderte weit öfter zu Frankreich als zu dem Hause Oesterreich geneigt hat. Es war andererseits doch mit Sicherheit zu erwarten, daß die Protestanten Deutschlands in einem Kampf zwischen dem Kaiser und Friedrich II nach der preußischen Seite hinneigen würden: gerade damals beschäftigte die politische Welt wieder eine Reihe von Streitigkeiten confessionellen Characters. Da nun das katholische Lager, seit Frankreich, Bayern und mehr oder weniger auch die rheinischen Kurfürsten auf seine Seite gebracht, bei fast allen französisch-österreichischen Kriegen

zwiespältig gewesen war, so lief die Kaiserin bei einem Kriege Gefahr, in Deutschland isolirt dazustehen. Endlich durfte sie sich sagen, daß es nicht in Englands Interesse liegen konnte, sie ganz zu Grunde gehen zu lassen, wenn die preußisch-englische Sache die Oberhand behielte; während von Frankreich kein Erbarmen zu erwarten war, wenn es im Bunde mit Preußen gegen Oesterreich den Sieg davon trug. Die Rechtfertigung von Kaunitzens Auffassung liegt im Grunde in der Wahrheit, daß jede Politik von vorn herein aussichtslos ist, die ihre Spitze nach zwei verschiedenen Seiten richtet. Auch kann man wohl kaum sagen, daß Oesterreich bei seiner Allianz mit Frankreich das deutsche Interesse in wesentlichen Punkten geopfert hätte. Wenn Maria Theresia die Hülfe Frankreichs durch die eventuelle Abtretung Belgiens erkaufte, so hat sie sich doch trotz allen Drängens nicht dazu verstehen wollen, dieses der Hauptsache nach an Frankreich selbst gelangen zu lassen: der Infant Philipp von Parma sollte es erhalten und nur ein Grenzstrich an Frankreich fallen. Auch ist nicht abzusehen, daß dadurch eine wesentliche Alteration des europäischen Gleichgewichts herbeigeführt worden wäre. Das Verhältniß des zu gründenden neuen Staats zu Frankreich würde ungefähr ein ähnliches gewesen sein, wie das Belgiens zu den Zeiten König Leopolds und Louis Philipps. Ganz entscheidend war es dagegen, daß Oesterreich und nicht Frankreich die leitende Macht in der neuen Allianz war, daß Frankreich im Gefolge der kaiserlichen Politik, und nicht umgekehrt Oesterreich im Gefolge der französischen, in den deutschen Krieg zog. Man kann in gewissem Sinne sogar behaupten, daß der französischen Politik jetzt ihr eigentlicher Giftzahn ausgezogen wurde. Seit Jahrhunderten war die Verständigung mit Frankreich ein immer wieder auftauchender Gedanke der habsburgischen Politik gewesen. Schon unter Karl V begegnen wir ihm. Zur Zeit Marias von Medici war man auf gutem Wege dazu gewesen. Unmittelbar nach dem spanischen Erbfolgekriege hat selbst der Prinz Eugen die Herstellung einer Verständigung mit Frankreich bei der Unzuverlässigkeit der Seemächte als das an sich Wünschenswertheste bezeichnet; wenn er es sich auch nicht verhehlte, daß Angesichts der Stimmung des französischen Hofes kaum daran zu denken sei. Nach dem polnischen Erbfolgekriege hatten ähnliche Anschauungen in Wien die Oberhand gewonnen, und der einflußreiche Elsäßer Bartenstein hatte sich zu ihrem Anwalte gemacht. Wenn es jetzt, ohne dem Reiche etwas Wesentliches zu vergeben, das gewünschte Ziel zu erreichen gelang, so konnte man dies immerhin als einen Sieg der österreichischen

Diplomatie betrachten. Frankreich hat das österreichische Bündniß nur geschadet. Hat einmal ein Staat eine revolutionäre Politik mit Consequenz zu der seinigen gemacht, ist er durch diese emporgekommen, so kann er solche Bahnen nicht ungestraft verlassen. Frankreichs Rolle im siebenjährigen Krieg gehört mit zu den Ursachen der französischen Revolution. Das stürmische Verlangen nach einem Bruche mit Oesterreich und der Wiederherstellung intimer Beziehungen zu Preußen war ein sehr wesentlicher Bestandtheil der revolutionären Bewegung von 1791 und 1792.

Oesterreich dagegen hat wesentliche Vortheile aus der französischen Allianz gezogen. Und hätte es im siebenjährigen Kriege gesiegt, so würde die Revolution einem ganz anderen Widerstande in Deutschland begegnet sein: es hätte dieser nicht ein Deutschland gegenüber gestanden, das ein doppeltes Lebensprincip in sich trug.

Aber eins freilich ließ Kaunitz außer Acht: die große moralische Bedeutung, die es hatte, daß Friedrich durch die Constellation des siebenjährigen Krieges zum Vertreter der deutschen Nationalität, ja des germanischen Europas Frankreich und den Wälschen gegenüber wurde. In der Anlehnung an die preußischen Siege entwickelte sich eine neue Geistesrichtung in Deutschland, die ursprünglich von dem Gegensatz zur französischen Bildung ausging, eine specifisch protestantische und vorwiegend auch eine norddeutsche war.

Es soll nicht geleugnet werden, daß nach dieser Richtung hin die Wendung der österreichischen Politik schließlich für Oesterreich verhängnißvoll geworden ist. Aber es läßt sich andererseits nicht verkennen, daß auch diese Wendung nichts als die Rückwirkung und das Gegenbild Friedrichs II in den beiden ersten schlesischen Kriegen war. Die moralische Position Oesterreichs war seitdem freilich eine andere geworden. Es ist noch heut zu Tage von nicht unerheblichem Gewichte, daß man Friedrich den Großen, daß man den Freund der Encyclopädisten und Voltaire's seiner Siege über die Franzosen halber als den Hort der deutschen Nationalität hinzustellen vermag. Kaunitz hatte von dem Allem kaum eine leise Ahnung.

Es ist im Hinblick auf die Geschichte der 90er Jahre von großem Interesse, sich die Ursachen klar zu machen, an denen Maria Thresia's und Kaunitzens Unternehmen scheiterte. Die Hauptursache bleibt immer der unerwartete Abfall Rußlands. Wir sind durch die preußische Ge-

schichtsschreibung verleitet worden, vorzugsweise die ersten Jahre des siebenjährigen Krieges in's Auge zu fassen. Der Schwerpunkt der Entscheidung liegt aber unseres Erachtens nicht in diesen für Friedrich so glänzenden Jahren, sondern in der zweiten Hälfte des Krieges. Es läßt sich gewiß nicht leugnen, daß Friedrichs Sache vom Jahre 1758 an in einem stetigen Rückgange begriffen war. Die Belagerung von Olmütz bildet den Wendepunkt. Wenn Olmütz fiel, so war Oesterreich in einer ähnlichen Lage, wie nach der Schlacht von Königgrätz. Statt dessen mußte Friedrich seine Belagerung aufheben. Er wurde dann aus den österreichischen Staaten vollständig hinausgedrängt. Diese sind von da nicht mehr ernstlich bedroht worden. Der Krieg ward für Preußen von diesem Augenblicke an strategisch zu einem bloßen Vertheidigungskrieg. Friedrich ist persönlich in zwei großen Schlachten — bei Hochkirch und Kunersdorf — geschlagen worden. Seine Gegner kamen zum zweiten Male bis nach Berlin. Er verlor das mit so großer Zähigkeit festgehaltene Dresden; außerdem Glatz, Schweidnitz und sogar Kolberg. Die Generale Fink und Fouquet wurden geschlagen und mit ihren gesammten Truppen gefangen genommen. Die Oesterreicher standen nicht allzuweit von Breslau. Ihre Waffen waren bis zum Ende des Jahres 1761 und zwar auch in Schlesien, in einem, wenn auch langsamen Fortgang, begriffen, und die Schlachten von Liegnitz und Torgau haben diesen Fortgang keineswegs dauernd aufzuhalten vermocht. Es fiel dabei sehr in's Gewicht, daß der größere Theil von Friedrichs Ländern sich im Besitz seiner Gegner befand: Ostpreußen und seine rheinischen Besitzungen waren ganz, Pommern zum weit aus größeren Theile in Feindes Hand, während die Oesterreicher in Schlesien wenigstens festen Fuß gefaßt hatten und die Mark Brandenburg immer und immer wieder in den Kreis der feindlichen Operationen hineingezogen wurde. Wäre die Kaiserin Elisabeth am Leben geblieben, so kann man es beinahe als mathematisch sicher betrachten, daß Friedrich den Kürzeren gezogen und daß Preußen nach zwei weiteren Campagnen das Gesetz des Siegers hätte annehmen müssen. Friedrich sah bekanntlich nach der Schlacht von Kunersdorf seine Sache selbst als verloren an.

Der Tod der Kaiserin Elisabeth und der damit eintretende vollständige Umschwung der russischen Politik haben ihn vor diesem Schicksale bewahrt. Gewöhnlich stellt man den Tod Georgs II (25. October 1760) in eine Linie damit. Beide Ereignisse sind jedoch von ganz verschiedenem Gewicht. Der englische Thronwechsel wurde in Wien anfangs

kaum beachtet. Peter III dagegen trat sofort und unvermittelt von der österreichischen Allianz zu der preußischen hinüber. Er schloß unter Rückgabe von Ostpreußen mit dem Könige Frieden. Ja er ließ ein russisches Truppencorps, das für Oesterreich in Schlesien unter Waffen stand, zu den Preußen stoßen. Sein auf persönlichen Sympathien beruhendes Benehmen war ein Vertragsbruch der flagrantesten Art und sucht in der neueren Geschichte seines Gleichen, wie es denn auch zu den Ursachen seines Sturzes gehört hat. Man kann es sich denken: die Lage der österreichischen Truppen wurde durch den unvermutheten Rollenwechsel des Tschernitscheff'schen Corps zu einer sehr schwierigen; und bekanntlich ist noch das Treffen von Burkersdorf (21. Juli 1762) großen Theils dadurch verloren gegangen, daß sich der von Katharina II abgerufene Tschernitscheff von Friedrich bewegen ließ, seine Truppen noch einige Tage zum Scheine bei der preußischen Armee stehen zu lassen.

Katharina hat allerdings das Benehmen ihres Gemahls benutzt, um die russischen Truppen für sich zu gewinnen. Sie besaß aber doch auch selbst eine zu große geistige Verwandtschaft mit Friedrich — ihm verdankte sie ihre Verheirathung nach Rußland — um den Frieden mit Preußen wieder rückgängig zu machen. Sie hat wenigstens ihren diplomatischen Einfluß zu Gunsten Friedrichs in die Wagschale geworfen. England dagegen hat noch lange im Kriege ausgehalten und erst im Spätherbst 1762 seinen Frieden mit Frankreich geschlossen. Durch diesen Frieden ward Frankreich gezwungen, auch seinerseits seine Truppen zurückzuziehen. Es verbesserte sich deßhalb die Lage Oesterreichs gerade nur in so weit, als England Frankreich überlegen war. Das heißt, man muß entweder zugeben, daß die Verhältnisse, unter denen Preußen den Kampf aufgenommen, denen Oesterreichs von Haus aus mit nichten so ungleich gewesen waren, als man behauptet, oder aber, daß der Abfall Englands durch den Abfall Frankreichs zum guten Theil aufgewogen wurde. Auch verdient noch hervorgehoben zu werden, daß der Abfall Rußlands den Frieden Schwedens zur Folge gehabt hat und daß auf die Reichsstände nicht mehr gezählt werden konnte, nachdem Frankreich sich zurückgezogen hatte. Die Coalition hatte sich vollständig aufgelöst und Oesterreich stand Preußen allein gegenüber, als der König und die Kaiserin „des langen Haders müde" auf der Grundlage des status quo Friede schlossen. Es wäre somit unrichtig, wenn man etwa sagen wollte, Friedrich habe der Coalition gegenüber das Feld und damit seinen vollen Besitzstand behauptet. Die Auflösung der Coalition war doch der vor-

wiegende Grund, daß der siebenjährige Krieg so resultatlos für Oesterreich endete.

Uns scheinen diese Thatsachen unbestreitbar. Trotzdem läßt es sich nicht leugnen, daß auch, so lange die Coalition bestand, die Erfolge weit hinter denjenigen Erwartungen zurück blieben, die man billiger Weise hegen konnte, oder besser gesagt, daß der Erfolg ein weit langsamerer war, als man gedacht hatte. Der nächste Grund lag in der Natur jedes Coalitionskrieges. Die deutschen Bundesgenossen Maria Theresia's waren von ungleich geringerem Werth als die Friedrichs des Großen. Sie meinten für ein habsburgisches Hausinteresse zu kämpfen. Die Truppen der protestantischen Fürsten gingen sehr widerwillig in den Krieg und waren höchst unzuverlässig: es gilt dies namentlich von den Würtembergern, die zum nicht geringen Theil den Verlust der Schlacht von Leuthen verschuldet haben. — Dann gingen sowohl Rußland als Frankreich bei dem Kriege von ganz anderen Gesichtspunkten aus als Oesterreich. Während die Kaiserlichen z. B. Hannover geschont und die französische Macht vor allem gegen Preußen verwendet wissen wollten, war es Frankreich nur um den Krieg mit England zu thun. Es war auch nicht zur Absendung eines Hülfscorps nach Böhmen zu bewegen. Ebenso hatten die Russen nur Ostpreußen im Auge. Nach dessen Eroberung führten sie den Krieg am liebsten in Pommern und allenfalls in der Mark Brandenburg. Nach Schlesien, das ihrem Gesichtskreise zu fern lag, gingen sie nur höchst ungern. Sie beklagten sich dann regelmäßig, daß sie für die österreichischen Interessen aufgeopfert werden sollten.

Alle diese Dinge wurden dadurch gewaltig verschärft, daß man, um die Coalition zu Stande zu bringen, allen bedeutenderen Gliedern derselben Erwerbungen auf Kosten des Feindes versprochen hatte. Wie selten sind solche Projecte gelungen! Sie widersprechen geradezu dem Wesen eines Coalitionskrieges. Denn Coalitionen sind ihrer Natur nach nicht für die Aggression geeignet. Es wurde auch hier alles dadurch aus einander gerissen, daß der Krieg so verschiedenartige Endzwecke erhielt. Man hatte ferner bei diesem Coalitionskriege die Schwierigkeiten gewaltig unterschätzt. Man hatte geglaubt, daß er in ein oder zwei Feldzügen beendigt, und daß Friedrich dann erdrückt werden müsse. Noch nach der Schlacht von Kollin hielt es Kaunitz für möglich, durch einen einzigen glücklichen Schlag im Jahre 1757 den Krieg zu beendigen, obwohl er überzeugt war, daß sich Friedrich bis auf den letzten Mann wehren würde.

Frankreich war im Niedergange begriffen. Seine Kraft war vollends dahin, als es die Bahnen der revolutionären Politik verließ. Auch die Geldzahlungen erfolgten höchst unregelmäßig. Sein ursprünglich auf 288,000 Gulden festgesetzter monatlicher Geldbeitrag wurde schon im folgenden Jahre auf 250,000 herabgesetzt. Von dieser jährlichen Subsidienzahlung von drei Millionen mußte Oesterreich dann seinerseits wieder eine Million Rubel an Rußland abgeben, so daß auch, wenn Frankreich wirklich gezahlt hätte, die französischen Subsidien kaum in die Wagschale gefallen wären, wenn man erwägt, daß Oesterreich der Krieg alljährlich vierzig Millionen kostete. Im December 1758 betrug der französische Rückstand bereits $7^1/_2$ Million, und als Frankreich Frieden schloß, sogar 9,324,000 Gulden. Wie viel glücklicher war da doch Preußen, das in England einen so reellen Zahler zum Bundesgenossen hatte!

Die Allianz mit Rußland war unbestritten die werthvollste. Die Russen zeigten aber eine unglaubliche Schwerfälligkeit und Engigkeit des Horizonts und erwiesen sich dazu hochmüthig und unverträglich. Der Gesundheitszustand der Kaiserin wirkte sehr lähmend. Endlich waren mehrere russische Generale von Friedrich dem Großen geradezu bestochen.

Als es sich herausstellte, daß man die ursprünglichen Erwartungen zu hoch gespannt hatte, verlor man in Frankreich die Lust am Kriege. Die französische Volksstimmung sprach sich mit großer Entschiedenheit gegen dessen Fortführung aus, und jener selbe Bernis, der die Allianz zu Stande gebracht, drängte schon im Winter 1757/58 zum Frieden. Ja, auch in Oesterreich zeigten sich Spuren einer ähnlichen Auffassung. Selbst Maria Theresia wurde Ende 1757 einen Augenblick schwankend. Nur Kaunitz blieb von solchen Stimmungen unberührt.

Zu all' diesen Momenten kamen dann noch die in der Natur des österreichischen Staats- und Heerwesens begründeten. Nicht darauf, daß die preußischen Truppen besser geschult waren und daß sie eine größere Zahl durchgebildeter Officiere besaßen, wollen wir das entscheidende Gewicht legen. Beides ist nicht zu leugnen. Bei der wunderbaren Tradition aber, die in dem alten kaiserlichen Heer lebte, fielen diese Dinge doch weit weniger in's Gewicht, als man sich so gern einredet. Weder die Drillung noch die Intelligenz allein entscheiden die Kriege. Die österreichische Armee hatte doch auch wieder ihre Vorzüge vor der preußischen und war namentlich von der Unnatur des Jahrhunderts weit unberührter geblieben. Daun und Lacy beriefen sich gern auf die größere Tüchtigkeit der

preußischen Truppen, um ihr Nichtsthun zu entschuldigen. Der so viel genialere Laudon aber wollte sich seine braven Oesterreicher nicht schelten lassen und ging bei seinen Gutachten nicht von solchen Erwägungen aus. Daun berief sich ebenfalls gern auf die Festungen in Schlesien, wenn er Friedrich dorthin nicht folgen mochte. Aber auch die zahlreichen schlesischen Festungen allein hätten schwerlich Friedrich vor dem Verluste Schlesiens bewahrt, obwohl es gewiß wahr ist, daß ihm die erste Eroberung dieses Landes nicht so leicht geworden wäre, wenn sich dieselben damals schon in einem solchen Zustande befunden hätten, wie dies 1757 der Fall war. Wichtiger schon waren die österreichischen Geldverhältnisse. Friedrich hat einmal gesagt, es werde schließlich doch derjenige siegen, der den letzten Thaler in der Tasche behalte. Die pecuniäre Lage Oesterreichs war aber im Beginn des Jahres 1762 eine so trostlose, daß sich Maria Theresia schon vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth mitten im Kriege zu einer Reduction der Armee entschloß, weil sie die Ueberbürdung ihrer Unterthanen nicht mehr glaubte verantworten zu können. Diese Maßregel wirkte äußerst nachtheilig auf den Geist des in seinen Aussichten auf Avancement betrogenen Officiercorps. Der Umschwung der russischen Politik ward dieser Reduction wegen für Maria Theresia um so fühlbarer. Sie entschloß sich am Ende des Jahres zum Frieden, als Daun die Vermehrung der Armee zur conditio sine qua non machte.

Es scheint nicht, daß Friedrich sich in der gleichen Geldklemme befunden hätte. Wir wollen gern zugeben, daß die preußische Geldwirthschaft, trotz ihrer Mängel, der österreichischen überlegen war. Auch läßt sich nicht leugnen, daß Friedrich sich während des Krieges bürgerlicher Einfachheit befliß, während man sich in Wien ebenso wenig von den altfürstlichen und altkaiserlichen Gewohnheiten in Geldsachen lossagen konnte, als von dem altkaiserlichen Pomp, der uns z. B. bei der Hochzeit des jungen Joseph entgegentritt. Man vergesse aber auch nicht, daß Friedrich seine Unterthanen sowohl als die von ihm occupirten Länder mit einer Rücksichtslosigkeit auspreßte, die Maria Theresia gänzlich fremd war. Man denke z. B. an seine Behandlung des unglücklichen Sachsens. Außerdem fiel es doch wohl sehr in's Gewicht, daß ihm, wie wir schon betonten, das geldkräftige und solide England zur Seite stand.

Der Hauptgrund des Mißgeschicks lag, von den großen politischen Constellationen abgesehen, aber auch hier nicht in den Sachen, sondern in den Menschen. Hätte Oesterreich bei dem ersten Einbruche Friedrichs den zehnten Theil derjenigen Anstrengungen gemacht, die es später im

siebenjährigen Kriege gemacht hat, um Schlesien wieder zu erobern, — Dieses würde nie verloren gegangen sein. Es war ein großes Unglück für Oesterreich, daß es jetzt offensiv vorgehen mußte. Wie Maria Theresia dadurch als ländergierig erschien, so widersprach die Offensive auch dem Wesen des österreichischen Staats und des österreichischen Heeres. Hatte man über Friedrich gesiegt, so konnte man sich fast niemals entschließen, mit der Offensive rechten Ernst zu machen; wie man es doch mußte, wenn man so ungeheure Pläne realisiren wollte.

Der rechte Vertreter dieser österreichischen Art und Weise ist der Feldmarschall Daun. Eine große Tüchtigkeit läßt sich ihm nicht absprechen. Er hat Friedrich bei Kollin und Hochkirch entscheidend geschlagen; er hat ihn 1758 aus den österreichischen Landen hinausmanövrirt. Er hat bei Breslau über den Prinzen von Braunschweig-Bevern und bei Maxen über Fink gesiegt und durch dessen Gefangennehmung eine Reihe von Ereignissen eingeleitet, die mit der Wiedereinnahme von Dresden begannen und schließlich Friedrich in die allerschwierigste Lage brachten. Aber so entschieden Kaunitz auch immer und immer auf ein offensives Vorgehen dringt, so selten ist Daun doch dazu zu bewegen. Man denke nur an sein Benehmen nach dem Entsatze von Olmütz! Man hatte gehofft, er werde Friedrich in Böhmen schlagen. Er erklärte dann, daß er diesem auf dem Fuße nach Schlesien zu folgen beabsichtige. Bald aber meldet er, daß er nicht nach Schlesien gehe, sondern nach der Lausitz, um Friedrich, der offenbar gegen die Russen ziehen wolle, zuvorzukommen. Vielleicht könne man auch auf Berlin marschiren. Tadelnd spricht er sich dabei über die unsinnig raschen Märsche Friedrichs aus. Nur zu bald muß er aber gestehen, daß dieser ihm zuvorgekommen sei. Jetzt taucht der Plan auf, erst einmal ganz Sachsen von den Preußen zu befreien. Aber auch hier bleibt es bei der gewohnten Langsamkeit. Daun bleibt stehen, und fragt erst einmal in Wien an, obgleich Maria Theresia ihm vollständig freie Hand gegeben. Unterdessen schlug Friedrich die Russen bei Zorndorf.

Ebenso ging es nach dem Siege bei Hochkirch. Es gelang damals Friedrich, Neiße zu entsetzen, weil Daun sich nicht entschließen konnte, ihm nach Schlesien zu folgen. Dieser schlägt statt dessen die Wegnahme Dresdens vor. Als die weit kleinere preußische Armee sich in die Gegend dieser Stadt zurückzieht und bei Kesselsdorf Stellung nimmt, erklärt er aber auch diesen Plan für unausführbar. Er geht nach Böhmen zurück. — Und so endigte das Jahr 1758 trotz Olmütz und Hochkirch ohne Resultat.

So allein erklärt es sich auch, daß der große Sieg von Kunersdorf für Preußen keine schlimmeren Folgen gehabt hat. Daun war durchaus der Mann der defensiven Stellungen. Hat er einmal gesiegt, so zieht er sich, sobald er es mit Ehren vermag, in eine sichere Position zurück, und so bleibt die Kriegführung, soweit es sich nicht lediglich um die Vertheidigung des österreichischen Ländergebiets handelt, erfolglos.

Daß dieses System der Defensive nicht geeignet war, Schlesien für das Haus Habsburg wiederzugewinnen, liegt auf der Hand. Maria Theresia und Kaunitz erkannten dies vollständig. Sie dringen unaufhörlich auf energische Offensive. Es ist ein Irrthum, wenn man etwa glaubt, die Operationen seien vom Hofkriegsrath geleitet worden; Daun erhielt directe Befehle aus dem Cabinet und meistens sogar von der Kaiserin selbst. Aber der Krieg drehte sich im Kreise herum, und es gelang ebenso wenig, Friedrich wieder vollständig aus Sachsen zu vertreiben wie aus dem weitaus größten Theile von Schlesien.

Es gab einen einzigen Mann, der dem Kriege eine andere Wendung zu geben vermocht hätte. Laudon hatte durch die Wegnahme des preußischen Transports bei Domstadl den Ausschlag bei der Belagerung von Olmütz gegeben und dadurch seinen Ruf begründet. Die strategische Ausarbeitung des Plans zu dem Ueberfall bei Hochkirch rührte von ihm her. Er hatte 1759 durch sein energisches Vorrücken in's Brandenburgische die Vereinigung mit den Russen erzielt. Er hatte diese zu der Schlacht von Kunersdorf mit fortgerissen und war hier der eigentliche Sieger. Er hatte 1760 den General Fouqué bei Landshut besiegt und gefangen genommen. Er hat darauf Glatz erobert. Er hat 1761 Schweidnitz genommen. Was Maria Theresia in Schlesien besaß, verdankte sie lediglich Laudon. — Er war auch der einzige österreichische General, der die Russen zu behandeln verstand, während diese Niemand mehr haßten, als den Feldmarschall Daun. Hätte Laudon den Oberbefehl geführt und hätte er ihn in rücksichtsloser Weise handhaben können, so ist es höchst wahrscheinlich, daß Maria Theresia wenigstens einen großen Theil von Schlesien im Frieden behalten hätte. Laudon war denn auch Kaunitzens entschiedener Protégé. Aber er war mit seiner Initiative ein fremdes Element in der österreichischen Armee. Er stand den entscheidenden Coterien der Hauptstadt fern und befand sich noch nicht in dem Alter, um nach den in der Armee geltenden Auffassungen auf das Obercommando Anspruch erheben zu können.

Niemand arbeitete ihm mehr entgegen, als Lacy. Der Gegensatz zwischen beiden Männern hat das österreichische Militärwesen auch in der folgenden Periode beherrscht und wirkte noch im Revolutionskriege in der verhängnißvollsten Weise nach. Es sei uns vergönnt, bei diesem Verhältniß einen Augenblick zu verweilen. Lacy war ein begabter Mann und als höherer Generalstabsoffizier gewiß an seinem Platze. Er ist von so vielen trefflichen Menschen geschätzt worden, daß ihm ein gewisser Werth innegewohnt haben muß. Seine Begabung war aber eine durchaus formale und negative. Er ging nur allzuleicht in Kleinigkeiten auf und verlor über dem Detail die großen Gesichtspunkte aus dem Auge. Die preußische Armee war sein Vorbild und er suchte dieselbe mehr in den kleinen als in den großen Dingen zu copiren. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte er die in dem preußischen System liegende Verkünstelung auf die österreichische Armee übertragen. Dabei war er von sich eingenommen und ein zum Trübsinn geneigter, häufig übellaunniger Mensch, der gern die Miene annahm, Alles besser zu wissen und sich lieber zurück ziehen zu wollen, weil man ja doch nicht thue, was vernünftig sei, d. h. was er wolle. Wie sich körperliche Gebrechlichkeit früh bei ihm einstellte, so hat es ihm auch in seinen besten Jahren durchaus an jedem Schwunge gefehlt. Er wie Laudon waren Fremde und konnten ihrer Geburt wie ihrer Abstammung nach für Landsleute gelten. Lacy aber war der Vornehmere. Er scheint es verstanden zu haben, sich in den Kreisen der österreichischen Aristokratie einzubürgern. Der Hof hat ihn verzogen; er ist wenigstens zu Kaiser Josephs Zeiten ein Liebling der vornehmen Kreise der Residenz und namentlich auch bei den Damen wohlgelitten gewesen. Er konnte es nicht verwinden, daß Laudon eine höhere Stellung einnehmen sollte. Noch weniger aber verzieh er ihm die höhere Art seiner Begabung. Die Nüchternheit und Kühle des eigenen Naturells machte ihn ungerecht gegen Laudons Erregbarkeit und Anregungsbedürftigkeit. Es läßt sich denken, daß Niemand dessen Aufkommen mehr im Wege gestanden, als eben Lacy: er war der erklärte Günstling Dauns und bestärkte diesen in seiner natürlichen Eifersucht gegen Laudon.

Es ist nun höchst merkwürdig, wie wenig der allmächtige Kaunitz gegen solche Dinge anzukämpfen vermochte. Wie oft war man unzufrieden mit Daun! Als man aber einst daran gehen wollte, Laudon den Oberbefehl zu geben, stieß man auf solchen Widerstand, daß man davon abstehen mußte. Die höheren Generale erklärten geradezu, daß

sie unter ihm als einem jüngeren nicht dienen würden. Als man Daun zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannte, bat Laudon selbst, diesem auch den Oberbefehl über die Armee in Schlesien zu geben, weil er sich selbst den Chicanen Dauns in dessen neuer Stellung nicht gewachsen fühlte.

Irren wir nicht, so liegt in dem hier berührten Widerstreit einer der Hauptschlüssel zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. Wir halten die Schlacht bei Liegnitz für die entscheidende Wendung. Wurde Friedrich hier geschlagen, so war er verloren. Es ist aber wohl nicht zu bestreiten, daß diese Schlacht gewonnen sein würde, wenn nicht Daun und Lacy durch ihre Eifersucht gegen Laudon ihre volle Schuldigkeit zu thun verhindert worden wären.

Es läßt sich nicht leugnen: das preußische Uebergewicht ruhte vor Allem auf der größeren Einheitlichkeit und größeren Concentrirung des Willens. Wie würde sich Friedrich einen Widerspruch wie den der österreichischen Offiziere gegen Laudons Obercommando verbeten haben! Seine Generale und Offiziere sollten nichts als Werkzeuge sein. Man vergleiche z. B. die Behandlung, die er dem General Fouqué zu Theil werden ließ, mit der mütterlichen Rücksichtsnahme Maria Theresia's und den halb selbständigen Operationen ihrer Generale! Friedrich gelang es, vor der Schlacht von Prag Schwerin heranzuziehen, während Serbelloni ausblieb. Will man ein Bild von der österreichischen Kriegführung gewinnen, so denke man nur an die weitläufigen Verhandlungen, die auf österreichischer Seite jedesmal nöthig wurden, wenn man Friedrich geschlagen hatte und sich nun für einen Offensivplan entscheiden sollte. Da wird die Sache in Wien einem großen Conseil vorgelegt, in welchem Kaunitz auch in militärischen Dingen das Wort führt, während die Staatsmänner zweiten Ranges mit Haugwitz insgeheim den herrschsüchtigen Staatskanzler anfeinden. Da kommt neben dem stets eigenartig gefärbten Willen der Kaiserin auch der des Kaisers in Betracht. Der alte eigensinnige Neipperg hat wieder eine aparte Ansicht. Das Ende ist gewöhnlich, daß man dem Oberbefehlshaber freie Hand zu lassen beschließt. Dieser beruft dann einen Kriegsrath, in dem wieder sehr verschiedenartige Ansichten einander gegenüberstehen. Auch hier kommt es dann nicht sogleich zu einem Entschluß, sondern nur zu wiederholten Berathungen. Und dazwischen wird dann wieder nach Wien berichtet und von Wien wieder eine sibyllinische Antwort ertheilt. Wer kann sich wundern, daß über diesen Dingen die Zeit verging, bis Friedrich

sich erholt hatte und die Kaiserlichen dann an dem Punkte angriff, wo es ihm am vortheilhaftesten war?

Sehen wir genau zu, so ist es also die Vielköpfigkeit gewesen, an der die österreichische Kriegführung krankte. Am schlagendsten tritt dies bei Prag und bei Leuthen hervor, wo die Kaiserlichen, wie es auch in den beiden ersten schlesischen Kriegen wiederholt der Fall gewesen war, und wie es sich in den Revolutionskriegen wiederholen sollte, geradezu unter einem doppelten Oberbefehl standen. Vor der Schlacht von Leuthen waren die Oesterreicher lange Zeit hindurch den Preußen in Schlesien an Zahl außerordentlich überlegen, und dennoch kam es zu nichts als zu Berathungen. Die Generale behaupteten, daß erst Schweidnitz erobert sein müsse, ehe man dem Feinde eine Schlacht liefern könne. Breslau könne ohne Artillerie nicht genommen werden; und die sei nicht zur Stelle. Bereits am 17. August hat man über die Dinge zu Wien in einem Conseil berathen. Aber erst am 22. November kommt es zur Schlacht von Breslau. Und auch dies nur, weil es der ausdrückliche Befehl Maria Thresia's war. Dinge solcher Art beruhten nicht auf Zufälligkeiten. Es war dies nun einmal die Weise, wie man in Oesterreich die Kriegsgeschäfte behandelte, und die zwischen Karl von Lothringen und seinen Generalen (im März 1724) stattfindenden Berathungen, die schließlich zur Schlacht von Chotusitz geführt haben, zeigen genau denselben Charakter.*)

Oesterreich nach dem siebenjährigen Kriege.

Man kann darüber streiten, und man hat über die Frage gestritten, wen man als Sieger im siebenjährigen Kriege zu betrachten habe. Friedrich war nicht zufrieden gestellt. Als man ihm bei der Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens sagte, dies müsse doch der glücklichste Tag seines Lebens sein, hat er geantwortet, unser glücklichster Tag sei der Tag des Todes. Daß er sich einst geschmeichelt hatte, mit erheblichen Erwerbungen aus dem Kriege hervorzugehen und daß er mit solchen Gedanken in Sachsen sowohl als in die österreichischen Lande eingebrochen war, kann wohl kaum bezweifelt werden. Es war nun einmal eine alte preußische Tradition, daß man einen Krieg

*) Vergl. Arneth, Maria Thresia's erste Regierungsjahre II, 41.

nicht ohne einen erheblichen Ländererwerb beendigen dürfe. Es ist höchst characteristisch, daß Friedrich die Theilung Polens später dadurch rechtfertigen zu können glaubte, daß er sein Land für die Opfer eines langjährigen Krieges entschädigen müsse, aus dem er ohne neue Erwerbungen hervorgegangen sei.

Andererseits hat Maria Theresia auch nach dem siebenjährigen Kriege eine bedeutende Stellung in Europa behauptet, und sich eines mit ihrem Alter noch steigenden persönlichen Ansehens zu erfreuen gehabt. Nach keiner Seite hin hat sie nach dem Hubertsburger Frieden ihre Politik zu ändern gehabt, wie es doch sonst die unumgängliche Folge eines unglücklichen Krieges zu sein pflegt. Kaunitz behauptete seine Stellung im vollsten Maße, und gewann sogar noch an Einfluß.

Dennoch möchten wir es nicht in Abrede stellen, daß Friedrich als der eigentliche Sieger aus dem Kampfe hervorging. Die Wiedereroberung Schlesiens war mißglückt; und wenn er auch keinen neuen Ländererwerb aufzuweisen hatte, so war doch seine ganze Stellung jetzt eine unendlich viel günstigere, als vor dem Kriege. Er meinte mit Recht, daß Preußen einen so verwickelten Krieg so leicht nicht wieder würde zu bestehen haben. Alle Welt war seines Ruhmes voll. Namentlich in Deutschland hatte sein moralischer Einfluß jetzt im allerentschiedensten Maße die Oberhand gewonnen. Er stand als eine Art deutscher Nationalheld da, er hatte weit besser Verbindungen als die Kaiserin. An eine ernstliche Erschütterung seiner Stellung war nicht mehr zu denken. Am wenigsten dachte Maria Theresia selbst daran. Der Gedanken an eine Wiedererwerbung Schlesiens gegen den Willen von Preußen haben sie und ihre Staatsmänner seit dem Hubertsburger Frieden aufgegeben. In den vertrautesten Briefen der Kaiserin findet sich nicht die leiseste Andeutung, daß sie daran noch denke. Maria Theresia blieb sich in ihrer Anschauungsweise vollkommen consequent. Man hatte ihr den Dresdener Frieden unter dem Drange der Umstände über dem Kopf weggenommen. Sie konnte sich nicht entschließen, ihn als das letzte Wort in dem Kampfe mit ihrem „bösen Nachbar“ zu betrachten. Sie hatte dann, nachdem der siebenjährige Krieg einmal ausgebrochen war, mit großer Zähigkeit auf dessen Fortführung bestanden. Als aber Frankreich nach den ersten Unglücksfällen zum Frieden mit dem Bemerken drängte, daß man den Krieg bei günstiger Gelegenheit ja wieder beginnen könne, hatte sie geantwortet, sie wolle denselben jetzt durchkämpfen; wenn sie aber einmal Frieden geschlossen, so werde sie ihn

auch unverbrüchlich halten, und nicht ſo leicht das Schwert wieder ziehen. Als einſt zur Zeit des ruſſiſch-türkiſchen Krieges Oeſterreich von der Pforte Allianzanerbietungen gemacht wurden, die es mit Schleſien ködern ſollten, antwortete Kaunitz klar und bündig, dieſes Land gehöre jetzt dem König von Preußen von Rechts wegen. Oeſterreich ſei gewohnt, ſein gegebenes Wort zu halten.*) Joſeph ſagte Friedrich dem Großen in Neiße: für Oeſterreich gebe es nun kein Schleſien mehr.

Das Friedensbedürfniß der Kaiſerin überwog nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges beinah alle andern Rückſichten. Nicht einmal in die polniſchen Händel hat ſie ſich irgendwie einmiſchen wollen. Es ſei ſchon zu viel Blut unter ihrer unglücklichen Regierung gefloſſen, meinte ſie; es ſei endlich einmal Zeit, daran zu denken, wie man die Unterthanen glücklich machen könne. Auch ſie hatte, ſo erſtaunlich dies klingen mag, von jeher an dem habsburgiſchen Erbfehler der Unentſchloſſenheit gelitten, „bis zur Muthloſigkeit und zum Trübſinn," ſchreibt ſie. Seit ſie in einem ſo weſentlichen Punkte, wie es die Wiedereroberung Schleſiens war, ihr Lebensziel verfehlt, laſtete dieſer Fehler in wahrhaft erdrückender Weiſe auf ihrem Thun. Er ſei jetzt in doppelter Kraft wiedergekehrt, meinte ſie. Joſeph bezeugt das Nämliche in jedem ſeiner Briefe an den Bruder Leopold. Sieht man näher zu, ſo findet man, daß die Kaiſerin es nicht weſentlich anders machte als ihr Enkel Franz. Sie ſchiebt wichtige Entſcheidungen immer hinaus; wendet ſich dann in ihrer Noth an Kaunitz, fordert Bericht über Bericht ein, hört auf dieſen und jenen, ändert und ändert. Natürlich findet Joſeph dann jedesmal, daß dabei Halbheiten herauskämen.

Wie ihr ganzes Leben durch König Friedrich verbittert worden iſt, ſo war ſie ſeit dem Hubertsburger Frieden gebrochen. Als dann zwei Jahre ſpäter ihr Gemahl ſtarb und es ſich nach wenigen Jahren zeigte, welche Kluft zwiſchen den Auffaſſungen ihres Sohnes und den ihrigen lag, hat der Frohſinn der edlen Frau vollends trüben Stimmungen Platz gemacht. Sie nennt ſich die unglücklichſte der Königinnen, ſie ſieht traurig in die Zukunft, ſie trauert über den Verluſt ſo vieler Freunde. Sie fühlt ſich vereinſamt in einer ſie nicht mehr verſtehenden Welt und beklagt die Verſchlechterung der Sitten. Mit ihrem geliebten Sohne Joſeph lebte ſie in beſtändiger Fehde. Wenn in den erſten

*) Janſſen, Zur Geneſis der erſten Theilung Polens, Freiburg im Br. 1865. Seite 104.

Jahren die Entscheidung dabei hin und her schwankt, so hat sich die Kaiserin später doch meistens gefügt. Aber sie klagt dann wohl einem alten treuen Diener, daß man auf sie nicht mehr höre und sie beständig contrariire.

Einen größeren Gegensatz zwischen zwei Regenten als den zwischen Joseph und seiner Mutter kann man sich freilich nicht leicht denken. Wenn in Maria Theresia die alte Zeit noch einmal in würdiger, zum Theil glänzender Weise vertreten ist, so ist in Joseph fast alles modern. Er war, wie mehr oder weniger alle Kinder Maria Theresia's, der Schüler jener politischen Schule, die in dem Fürsten Kaunitz ihren Begründer und vorzüglichsten Repräsentanten findet, und wir müssen deßhalb auf diesen zurückgehen, wenn wir Joseph II verstehen wollen.

Mit Kaunitz war ein neues Element in die österreichische Politik gekommen. Es kann nicht geleugnet werden, daß er treffliche und bedeutende Eigenschaften besaß. Als er Minister wurde, ging ihm der Ruf eines unbescholtenen, rechtlichen und pflichteifrigen Mannes voraus. Er war ganz mit seinem Amte verwachsen. Er hat seine Stellung niemals zu Nebenzwecken mißbraucht. Und er geht auch in seiner Politik wie in seinen Staatsschriften durchaus von einer gewissen Rechtlichkeit aus. Bezeichnete er es doch einst als einen der drei Hauptpunkte „seines Systems", daß er nie etwas vorgeschlagen habe, was sich nicht rechtlich begründen lasse. Man darf an der Echtheit dieser Gesinnung nicht etwa um der Modesünden willen zweifeln, die ihm in dem diplomatischen Getriebe jener Zeit ebenso wenig wie seinen Collegen fern geblieben sind. Maria Theresia würde ohne diese Rechtlichkeit auch gewiß nicht so gut mit ihm ausgekommen sein. Eine gewisse Großartigkeit der Auffassungen und Conceptionen hing auf's Engste mit dieser Gesinnung zusammen. An einer einmal eingenommenen Stellung hielt er mit Zähigkeit fest. Seinen Muth und seine Ausdauer hat er in seiner Amtsführung oft bewährt. Daneben war er aber freilich ein sehr wunderlicher Herr. Wenn er die französische Allianz in's Leben gerufen hat, so wurzelt dies nicht zum geringen Theile auf seiner Vorliebe für Frankreich und für französisches Wesen überhaupt: wir halten es für durchaus wahrscheinlich, wenn man behauptet, er habe im ersten Anfang von Maria Theresia's Regierung eigentlich auf bayrisch-französischer Seite gestanden. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn er so gern jenen „guten König Heinrich IV" als Beispiel citirt, der doch der erbittertste Feind des Hauses Oesterreich gewesen war, und wenn er in

einem Athem französische und lateinische Sprüchwörter im Munde führt. Dabei war Kaunitz nicht bloß der aufgeklärte Büreaukrat des vorigen Jahrhunderts. Nein! er urtheilte später auch über die französische Revolution überaus milde und wollte gleich nach der Proclamirung der Republik auf eine Verständigung mit Frankreich hinarbeiten. Ja, noch mehr, er meinte schon während des amerikanischen Krieges, es sei möglich, daß die amerikanischen Grundsätze sich nach Westeuropa verpflanzten, und die Welt würde dabei nur gewinnen. Der aufgehenden Sonne Josephs II wandte er sich außerordentlich schnell zu; und es berührt nicht angenehm, wie er Maria Theresia darüber hintansetzt.

Von der Frivolität der Zeit war er jedenfalls berührt. Er soll nach dem Tode seiner Frau, also als alter Mann, Liebeshändel gehabt haben. Durch seinen als Gesandten in Neapel stehenden Sohn läßt er einer Sängerin die zärtlichsten Grüße bringen. Während seiner Legation in Paris gehörte er zu dem engen Kreise der Pompadour, der er auch noch später sehr verbindliche Briefe schreibt. Er ist dann ein warmer Verehrer Katharinas II gewesen und hat nicht eine Silbe für ihre Verirrungen.

Hand in Hand mit diesem Wesen geht eine außerordentlich große Eitelkeit, durch die er sich in seinen späteren Jahren lächerlich machte. Es muß auf Friedrich den Großen einen wunderbaren Eindruck gemacht haben, wenn Kaunitz ihm bei der Zusammenkunft in Neustadt beständig vordocirte; der König konnte kaum zu Worte kommen und es blieb ihm gewöhnlich nichts anderes übrig, als den Bemerkungen des Fürsten einfach beizupflichten; Kaiser Joseph blieb von den Verhandlungen so gut wie ausgeschlossen. Wie Kaunitz dem Papst einfach die Hand drückte, ohne sie ihm zu küssen, so kommt er zur Kaiserin im Oberrock. Der Hof räumte ihm überhaupt in jeder Beziehung eine Stellung ein, die geradezu unglaublich erscheint. Er kam zur Kaiserin nur, wenn es ihm beliebte. Auf einen Bericht oder ein Schriftstück wartete sie in der Regel äußerst lange. Der Fürst ging indessen in die Concerte und in die Reitbahn. Wir glauben überhaupt nicht, daß er ein eigentlich tüchtiger Arbeiter war. Seine Hauptthätigkeit bestand in der Ausarbeitung außerordentlich umständlicher Denkschriften. Er geht in ihnen sehr methodisch zu Werke; und je älter er wird, desto pedantischer. Zuletzt werden sie grenzenlos ermüdend und gleichen einander auf's Haar. Große Ideen wird man darin vergebens suchen. Sie sind auch nicht immer klar und ihr Gedankengang jedenfalls viel zu künstlich. Aber sie enthalten

doch viel Richtiges und zeugen namentlich von viel Menschenkenntniß. Und es ist vor allem bewundernswerth, wie fruchtbar Kaunitz in politisch-diplomatischen Combinationen ist.

Wie viel wirkliches Genie in Kaunitz lag, wagen wir nicht zu entscheiden. Doch glauben wir, daß seine Begabung ursprünglich etwas Productives hatte. Plötzlicher Eingebungen war er fähig. Wäre nicht etwas Geniales in ihm gewesen, so würde er auch schwerlich Laudon das Wort geredet haben.

Kaunitz war ein Großvezier im Stile Metternichs. Sentenzenreich wie dieser, war er doch im Grunde ein Formenmensch und wurde im Alter immer inhaltloser. Hätte der siebenjährige Krieg einen für Oesterreich glücklichen Ausgang gehabt, so würde seine Politik und seine Denkart mehr Männlichkeit bewahrt haben. So aber löste sich schließlich Alles in eine Staatsphilosophie auf, welcher der eigentliche Nerv fehlte.

Seitdem Kaiser Joseph zum Mitregenten seiner Mutter erhoben war, wurde Kaunitz vollends die ausschlaggebende Persönlichkeit. Und bald genug sollte sich das Gewicht dieser Dinge in einer für Oesterreich wie für Deutschland gleich verhängnißvollen Weise fühlbar machen.

Die erste Theilung Polens.

Die Eroberung Schlesiens war der erste Schritt zur definitiven Auflösung des Reichs und zugleich der erste Schritt auf der Bahn gewesen, die durch die Säcularisationen und Mediatisirungen hindurch zu den Annexionen unserer Tage und damit zu dem jetzigen Zustande geführt hat. Ein zweiter und vielleicht noch entscheidenderer Schritt war die erste Theilung Polens. Und der Verfolg dieser Darstellung wird zeigen, wie der Untergang des Reichs beinah noch mehr durch diese polnischen Dinge, als durch die französische Revolution verursacht wurde.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß in den Jahren 1769 und 1770 ein aufrichtiges Zusammengehen Oesterreichs und Preußens möglich gewesen wäre, wenn Friedrich es ernstlich gewollt hätte. Der österreichischen Politik waren durch Rußland in Polen eine Reihe von Schlappen beigebracht worden, die der Ehrgeiz des Fürsten Kaunitz nicht verschmerzen konnte, und welche die tiefsten Gefühle Maria The-

resias berührten. Der König Stanislaus hatte sich in seiner Noth von Katharina ab- und Oesterreich zugewandt und letzteres dadurch vollends in eine Gegnerschaft gegen Rußland gedrängt, die seine Lage äußerst schwierig machte und ihm mancherlei Verpflichtungen auferlegte. Durch das Vorgehen der Russen gegen die Türkei wurden jetzt wiederum die österreichischen Interessen betroffen. Es ist gewiß ehrlich gemeint gewesen, wenn Kaiser Joseph zu Neiße erklärte, daß Oesterreich niemals Rußland im Besitze der Moldau und Wallachei lassen würde. Und Kaunitz hat diese Erklärung ein Jahr später zu Neustadt wiederholt. Durch den Anschluß an Preußen hoffte man dieses von Rußland zu trennen. Wenn jetzt Preußen mit Oesterreich aufrichtig gemeinsame Sache gemacht hätte, so würden die deutschen Geschicke eine andere Wendung genommen haben. Es war ein Augenblick, wie wir ihn im Beginn des Krimkrieges erlebten.

Friedrich zeigte sich in jenen Jahren auch wirklich deutscheren Regungen zugänglich, wie denn seine ursprüngliche und bessere Natur oft durchschimmert. Die Versicherungen freilich, mit denen er 1769 die Worte des Kaisers Joseph erwidert, haben ungefähr denselben moralischen Werth, wie diejenigen, mit denen er sich einst zur Zeit des polnischen Erbfolgekrieges dem Prinzen Eugen gegenüber wegen seiner franzosen-freundlichen Haltung entschuldigte. Wir Deutschen, sagte er zu Joseph, hätten lange genug unter uns unser Blut vergossen; es sei ein Jammer, daß wir nicht zu einem besseren Verständniß kommen könnten. Er gestand, in seiner Jugend Ehrgeiz gehabt und selbst Unrecht gethan zu haben. Aber diese Zeiten seien jetzt vorbei und er denke sehr viel solider. Wenn Oesterreich und Preußen nur zusammenhielten, sagte er 1770 in Neustadt, so hielten sie die Geschicke der Welt in der Hand. Aber das Bewußtsein seines Unrechts gegen Maria Theresia wurzelte doch zu tief, als daß er ein wirkliches Vertrauen zu Oesterreich hätte fassen können. Es blieb bei ihm ein Axiom, daß mit Maria Theresia kein aufrichtiges Zusammengehen möglich sei. Er schob den Gedanken an eine wirkliche Verständigung mit Oesterreich als eine Sache zurück, die man zur Zeit nur vorbereiten könne, und zog es vor, dessen jetzige Annäherung für die polnische Erwerbung zu verwerthen, die um diese Zeit den Grundgedanken seiner Politik bildete. Sein Bruder Heinrich hat ihn auf diesem egoistischen Wege bestärkt. Auch läßt es sich wohl nicht leugnen, daß Preußen sich schon zu tief mit Rußland eingelassen hatte, als daß es ihm so ganz leicht gewesen wäre, jetzt in andere Bahnen einzulenken.

Friedrichs am 11. April 1764 abgeschlossene Allianz mit Katharina II war der eigentliche Grund aller später über Polen gekommenen Calamitäten gewesen. Er hatte mit Katharina die polnischen Reformversuche vereitelt. Wie diese hatte auch er einen Vertrag mit der Republik geschlossen, demzufolge die polnische Verfassung mit allen ihren Auswüchsen unverändert aufrecht erhalten werden sollte. Er war mit der Czarin für die politische Gleichberechtigung — nur um diese und nicht um das Privatrecht handelt es sich — der Dissidenten eingetreten und hatte dadurch eine namenlose Verwirrung in Polen hervorrufen helfen. Er hatte dann den Russen in dem mit so unerhörter Grausamkeit geführten Kleinkriege gegen die Conföderirten von Bar indirecten Beistand geleistet. Er hatte endlich noch am 23. April 1767 einen neuen Vertrag mit Rußland geschlossen, dessen Spitze gegen Oesterreich gerichtet war, und in dem er recht eigentlich das im Auge hatte, was Kaunitz und der Wiener Hof als seine unzweifelhafte Absicht betrachteten, als sie sich in den fünfziger Jahren auf einen neuen Krieg vorbereiteten. Friedrich hatte sich zu einem Angriffe gegen Oesterreich verpflichtet, wenn dieses gegen die die Conföderirten bekriegenden Russen Truppen in Polen einrücken lasse. Er hatte sich dafür ausbedungen, daß ihn die Czarin im Kriege mit Oesterreich durch ein Truppencorps unterstützen und ihm beim Frieden eine „passende Entschädigung“ verschaffen sollte.

Die ursprünglich von Friedrich ausgehende Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich war nur die Folge der Zurückweisung seiner ersten indirecten Theilungsvorschläge und der Besorgniß, die ihm die unerwartet glänzenden Siege der Russen einflößten. Er fürchtete, leer auszugehen und für seine Subsidienzahlungen während des Türkenkrieges nichts zu erhalten, und wünschte, durch seine Annäherung an Oesterreich auf Rußland einen Druck auszuüben, der ihm dessen Einwilligung zu dem beabsichtigten polnischen Erwerbe verschaffen sollte. Aber Niemand war im Ernste weiter als er davon entfernt, die „so tief eingefahrenen Gleise“ der preußischen Politik zu verlassen. Er ging den österreichischen Vorschlägen mit dem Bemerken aus dem Wege, daß er auf nichts eingehen könne, was seiner Allianz mit Rußland entgegen sei.*)

Trotzdem sind die Zusammenkünfte von Neiße — 25. bis 28. Aug. 1769 — und Neustadt — 3. bis 7. Septbr. 1770 — von dem erheb-

*) Janssen a. a. O. S. 180.

lichsten Einfluß auf die Entwickelung der Dinge gewesen. Kaunitz und Friedrich hatten einander angenehm berührt, und des letzteren Aeußerungen waren jedenfalls nicht derart, um ersterem jede Hoffnung auf ein aufrichtiges Zusammengehen zu benehmen. Es ist durchaus unrichtig, wenn man behauptet, Kaunitz habe schon seit dem Hubertsburger Frieden die Allianz mit Rußland zum Angelpunkt seines Systems gemacht. Nur Maria Theresia ist sich auch um 1770 in dem Gegensatze gegen Preußen treu geblieben. Von Joseph gar nicht einmal zu reden, neigte Kaunitz jetzt nach der preußischen Seite. Er meinte, ein Werk zu Stande bringen zu können, das sich dem Stolze seines Lebens, der französischen Allianz von 1756, würdig an die Seite würde setzen lassen. In seiner breiten Art entwarf er einen sehr moralisch und philosophisch gehaltenen „Katechismus", der das Verhalten Oesterreichs und Preußens zu einander regeln sollte.

Mit großer Gewandtheit wußte sich Friedrich die Lage zu Nutze zu machen. Es ist gewiß, daß er zu Neiße und Neustadt Oesterreich wenigstens indirect zu einem energischen Vorgehen gegen Rußland angetrieben hat. Schon in Neiße gab sich Friedrich ersichtliche Mühe, dem Kaiser Joseph Besorgniß vor Rußland einzuflößen. Rußland sollte ihn, wie er im Vertrauen versicherte, zum Einrücken in Sachsen auf die bloße Vermuthung hin aufgefordert haben, daß es gegen den König Stanislaus in Polen intriguire. Ganz Europa müsse den Schild erheben, um diese Macht aufzuhalten, weil sie Alles an sich reißen werde. Ihm sei die Allianz nöthig, aber höchst unbequem und koste ihn alle Jahre 500,000 Thaler an Subsidien. Friedrichs Absicht, Oesterreich auf Rußland zu hetzen, lag schon damals so sehr am Tage, daß der jugendliche Kaiser sie klar erkannte und auf seiner Hut zu sein sich bestrebte. Aber man ist dennoch ein Jahr später, als die russischen Siege — die Erstürmung von Bender und die Vernichtung der türkischen Flotte bei Tschermé fällt in die Zwischenzeit — den österreichischen Staatsmännern Besorgnisse einflößten, vollständig in die Falle gegangen.

Kaunitz beabsichtigte, sich Preußens zu versichern, um dann aus der Passivität herauszutreten, welcher Oesterreich seit dem Hubertsburger Frieden verfallen war. Er wollte dem Umsichgreifen Rußlands entgegentreten und speculirte dabei auf Erwerbungen in der Türkei, die den Verlust Schlesiens wenigstens einigermaßen wieder gut machen sollten. Ganz anders war Maria Theresia's Stellung. Sie wollte

auch jetzt ihre absolute Friedenspolitik nicht aufgeben. Sie war der Ansicht, daß das Recht auf Seiten der Russen sei. Obwohl sie nicht wünschte, daß den Türken allzu übel mitgespielt würde, hielt sie es doch für eine sittliche Unmöglichkeit, gegen die Russen Partei zu ergreifen. Diese seien Christen und hätten ihr treuen Beistand geleistet. Sie hielt es endlich für unrecht und für eine Nachahmung preußischer Handlungsweise, wenn Oesterreich auf Erwerbungen ausgehe, die es vor diesem Kriege nicht im Auge gehabt. Die von Rußland beabsichtigten Erwerbungen an der Nordküste des schwarzen Meeres, deren Bedeutung Kaiser Joseph damals so gewaltig übertrieb, kümmerten sie wenig. Sie war nicht blind gegen die Gefahren, die aus einer Selbständigkeitserklärung der Donaufürstenthümer und aus deren Ueberlieferung an den russischen Einfluß entspringen konnten. Aber sie würde offenbar, so weit es auf ihre eigene Auffassung ankam, auch nicht um dieser Gefahren willen zu den Waffen gegriffen haben. Alle diese östlichen Gegenden hatten für sie überhaupt nur ein geringes Interesse, wie sie es denn weit von der Hand wies, als später der Plan einer Erwerbung der gesammten Wallachei auf's Tapet kam. Ihre ganze Aufmerksamkeit war eben auf den Occident gerichtet. Sie wollte die Neutralität Oesterreichs in diesen orientalischen Händeln, um dagegen mit voller Kraft gegen Friedrich II aufzutreten, wenn dieser eines Stückes von Polen sich würde bemächtigen wollen.

Kaiser Joseph stand im Ganzen auf Kaunitzens Seite, hatte aber doch auch wieder seinen besonderen Plan, den er mit dem Eifer der Jugend und dem ganzen Eigensinn des Doctrinärs verfolgte. Liest man seine und Kaunitzens weitläufige Auseinandersetzungen, so wird es schwer, sich klar zu machen, worin der Unterschied zwischen ihnen bestand. Erwerben wollten beide, und zwar beide auf Kosten der Türkei. Kaunitz aber dachte mehr an einen Krieg *gegen* Rußland, und wollte sich die in's Auge gefaßten Erwerbungen von der Pforte als ein Entgelt entgegen bringen lassen; während Joseph ursprünglich nur bei einer Mithülfe Preußens sich den Russen widersetzen wollte. Er gedachte, in dem zwischen Russen und Türken entbrannten Kriege irgend wie im Trüben zu fischen. Man wird nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß bei ihm die Erwerbung neuer Provinzen noch mehr als bei Kaunitz, dessen orientalische Politik einen doch vorwiegend defensiven Charakter trug, im Vordergrunde stand. Wenn Maria Theresia je eher je lieber den Krieg beendigt sehen wollte, war es im Gegentheil sein Axiom, daß

es für Oesterreich vortheilhaft sei, denselben so lange als möglich fortdauern zu lassen. Er kommt immer wieder und trotz aller eigenen Zweifel auf den seltsamen Gedanken zurück, daß man Preußen durch die Besorgniß, die türkische Freundschaft zu verlieren, wider Willen in den Krieg zerren könne. Gerade sein Plan litt am meisten an Halbheiten, während er doch in den Briefen an seinen Bruder Leopold mit Seitenblicken auf die Haltung seiner Mutter beständig wiederholt, man müsse alles oder gar nichts thun.

In endlosen Schriftstücken und mannigfachen Berathungen wurden alle diese Gedanken durchgesprochen und wenn Kaunitzens und Josephs Pläne schon an sich viel zu künstlich waren, so erhielt die österreichische Politik durch den Widerstreit dreier Meinungen vollends einen schwankenden Charakter, bei dem nichts gutes herauskommen konnte.

Im Ganzen und Großen konnte Maria Theresia als ächte Frau dem geschulteren Gedankengange der beiden Männer nicht widerstehen. Im entscheidenden Augenblicke pflegte Joseph seine Mutter regelmäßig zu einer Handlung zu bestimmen, die im Wesentlichen dem, was er und Kaunitz verabredet hatten, entsprach. Mit Seufzen entschloß sie sich endlich im November 1770, aus Italien und den Niederlanden eine Anzahl von Regimentern nach Ungarn zu ziehen. Kriegsmagazine wurden dort angelegt und eine immer beträchtlichere Truppenzahl zusammengezogen. Die verschiedenen Parteien des Hofes einigten sich in dem nach beiden Seiten hinkenden Beschluß, Rußland in dem wenig wahrscheinlichen Falle den Krieg zu erklären, daß es die Donau überschreiten oder zur See gegen Constantinopel vorgehen sollte. Die Sprache gegen das russische Cabinet ward eine immer drohendere. Preußen gegenüber erklärte man sich zum Kriege gegen Rußland bereit, wenn es sich seinerseits zur Neutralität verpflichten wollte. Aber im Herzen gab Maria Theresia die Opposition nicht einen Augenblick auf, kam doch immer wieder auf ihren alten Gedankengang zurück und pflegte dann tausend Vorwürfe auf ihren Sohn zu häufen und im Einzelnen dessen Pläne zu durchkreuzen. Man kann nicht sagen, daß irgend etwas, was in diesen türkisch-polnischen Verwicklungen geschah, ihre That war. Sie verhielt sich im Grunde leidend; wie es denn geradezu vorgekommen ist, daß die Kaiserin einem fremden Gesandten gegenüber über die Politik klagte, die ihr Ministerium befolge.

In den Zusammenhang dieser Dinge hat denn auch in gewissem Sinne die Besetzung der Zipser Gespannschaft gehört. Schon 1769

hatte Oesterreich die dreizehn Städte der Zips besetzt. Es ist nicht richtig, daß man diesen schon geographisch und ethnographisch zu Ungarn gehörenden, 1412 an Polen verpfändeten Landstrich ohne weiteres in wirkliches Eigenthum umwandeln wollte. Auch läßt sich nicht absehen, was dagegen zu erinnern war, wenn der Kaiserhof gegen Rückzahlung der Pfandsumme die Zurückstellung eines Landstriches begehrte, zu dessen „Reincorporirung" sich nicht bloß die Vorfahren der Kaiserin, sondern auch Maria Theresia selbst durch ungarische Landtagsartikel verpflichtet hatte. Der König von Polen hatte selbst zur Zeit des Krieges gegen die Conföderirten von Bar Oesterreich zur Besetzung der Zips aufgefordert, damit dieses dort einen Herd der Unruhen zerstöre. Aber an den europäischen Höfen wurde jene Besetzung als eine wirkliche Besitzergreifung angesehen. Man benahm sich österreichischerseits bei der Ausführung nicht mit der Vorsicht und dem Tact, den man billiger Weise hätte verlangen können: die Gegner Oesterreichs haben nicht ohne einiges Recht Gewicht darauf gelegt, daß die österreichischen Militärbehörden die Grenzlinie des von ihnen besetzten Landstriches sofort durch kaiserliche Doppeladler bezeichneten. Vor allem aber ging man jedenfalls zu weit, wenn man dann im Hochsommer 1770 auch erhebliche Landstriche im eigentlichen Polen unter dem Vorwande besetzte, sie hätten ursprünglich mit zur Zips gehört. Der mit der Besetzung der Zips beauftragte Oberstlieutenant von Seeger scheint der erste gewesen zu sein, der diese Ansprüche zur Sprache gebracht. Maria Theresia, die in den Archiven hierüber nachforschen ließ, hielt wenigstens Ende October 1770 die Begründung derselben für äußerst schwach; und selbst Kaunitz dachte nicht anders. Aber man hatte die wahrscheinlich von Kaiser Joseph ausgehende Maßregel einmal geschehen lassen und konnte sich nicht entschließen, den gethanen Schritt wieder zurück zu thun, als man dieß polnischerseits verlangte. Allerdings war bei der Besetzung der jenseits der Karpathen gelegenen Gebietstheile ausdrücklich betont worden, daß dieselbe eine provisorische sein und nur so lange andauern solle, bis eine gütliche Vereinbarung mit Polen zu Stande gekommen, und man hatte aus demselben Grunde in Wien den Einwohnern dieser Gebietstheile keine Steuer auflegen wollen. Aber es stimmte wenig hiermit, daß jetzt — es war nach der Zusammenkunft von Neustadt — der Administrator dieser neu besetzten Grenzgebiete den Titel administrator provinciae reincorporatae annahm. Von den zahlreichen Feinden des Hauses Habsburg ward das Ganze im gehässigsten Sinne ausgebeutet.

Aber auch in dem Sinne, wie die österreichische Regierung ihre Maßregeln auffaßte, durfte die Besetzung der Zips und vor allem die der jenseits der Karpathen gelegenen Gegenden nur das letzte Auskunftsmittel nach erfolglosen Verhandlungen sein, und es war nicht ritterlich, wenn man nach so langer Versäumniß die Lage Polens zu solchen Schritten benutzte. Entschuldigt wurde dieses Vorgehen durch die schon überall ruchbar gewordene Absicht Friedrichs II, sich eines Theils von Polen zu bemächtigen. Der an politischen Combinationen so fruchtbare Kaunitz hatte in Folge dessen Maria Theresia einen Plan vorgeschlagen, nach dem Friedrich Kurland und den größten Theil von polnisch Preußen erhalten, dafür aber Schlesien an Oesterreich zurückgeben sollte.*) Maria Theresia hatte alle solche polnischen Theilungspläne, wie sie schon 1763 gethan,**) mit Entrüstung von sich gewiesen. Was man jetzt that, war weit von solchen Theilungsplänen und dem späteren Vorgehen der beiden anderen nordischen Höfe verschieden. Aber es ist Oesterreich immer schlecht bekommen, wenn es seinen eigenen Grundsätzen untreu wurde und im Kleinen an der reich besetzten Tafel des Unrechts auch einmal naschen zu können glaubte.

Die Politik Friedrichs bewegte sich zu Anfang des folgenden Jahres der österreichischen parallel. Er nahm an der österreichischen Friedensvermittelung in Constantinopel Theil und suchte Rußland zu vernünftigeren Bedingungen zu bewegen. Die im October erfolgende Sendung seines Bruders Heinrich nach St. Petersburg hatte keinen anderen ostensibelen Zweck. Zu einer bestimmten Erklärung aber über seine Absichten konnte ihn das österreichische Cabinet jetzt so wenig als in Neustadt bringen. Seine Unterhaltungen mit dem kaiserlichen Gesandten van Swieten sind höchst merkwürdig. Er redet ohne Aufhören; der Gesandte ist aber am Ende ebenso klug wie am Anfang. Um ihn zu einer klaren Aeußerung zu bringen, bittet van Swieten den König, ihm vorsprechen zu dürfen, was er nach Wien berichten wolle. Aber auch dieses Mittel half zu nichts. Der Gesandte mußte schließlich immer wieder berichten, daß er noch ebenso wenig wie vorher wisse, woran man eigentlich sei.

In Petersburg hatte jedoch das momentane Zusammengehen der beiden deutschen Vormächte eine Wirkung, welche die Erwartungen

*) Referat vom 3. December 1768 bei Arneth, Maria Theresia's letzte Regierungszeit, II. Bd. Wien 1877, S. 146 ff.

**) Ebendaselbst S. 38.

Friedrichs noch übertreffen mußte. Die Kaiserin Katharina trat in unerwarteter Weise auf Preußens Seite hinüber, als die Möglichkeit auftauchte, daß sie sich in einem orientalischen Kriege von Preußen verlassen und von Oesterreich angegriffen sehen könne. Am 8. Januar fand die vielberufene Unterhaltung zwischen der Kaiserin und dem Prinzen Heinrich statt. Sie brach das Eis, indem sie, unter Hinweis auf das österreichische Vorgehen in der Zipser Angelegenheit, Preußen scherzend doch ebenfalls ein Stück von dem Kuchen zu nehmen rieth. Sofort griff Preußen zu. Um angebliche Grenzverletzungen zu bestrafen und sein Land gegen die Pest zu schützen, hatte Friedrich schon im November 1770 außer Ermeland und einem Theile der Bezirke von Culm unnd Polnisch-Pommern, einen zu den Palatinaten Kalisch und Posen gehörenden Landstrich längs der polnischen Grenze besetzt. Allerdings hatte er sich etwas darauf zu Gute gethan, daß er dabei mit norddeutscher Logik schärfer als Oesterreich zwischen Incorporation und Besetzung unterschieden. Aber der König hatte doch durch sein Vorgehn eine wichtige Position in Polen gewonnen und es handelte sich nur noch darum, dem preußischen Loose eine größere Ausdehnung zu geben, als dies die Russen im Sinne zu haben schienen. Wie Katharina jetzt plötzlich nach fünf Monaten aus der österreichischen Besetzung polnischer Gebietstheile jenseits der Karpathen Capital schlug, so nahm nun auch Friedrich diese Maßregel zum Ausgangspunkt für seine Pläne. Am 20. Februar zählt er seinem Petersburger Gesandten alle die Städte und Dörfer auf, die Oesterreich in der Zips und den benachbarten Grenzgebieten besetzt halte, und weist darauf hin, daß die Nachricht von dieser Besitzergreifung am Petersburger Hofe Theilungspläne wachgerufen habe. Offenbar habe man in Wien die feste Absicht, von seinem Unternehmen nicht abzustehen. Es handle sich also gar nicht mehr darum, Polen unversehrt zu erhalten, sondern um das Gleichgewicht zwischen Preußen und Oesterreich. Und es gebe hierzu nun einmal kein anderes Mittel, als daß er ebenfalls auf einige Theile Polens alte Rechte geltend mache. Am 2. und 10. März sandte er in seinem ungeduldigen Eifer noch zwei weitere Depeschen nach Petersburg. Rußland solle sich, meinte er, *für die Kosten des türkischen Krieges in Polen entschädigen*, das ja doch der eigentliche Grund des türkischen Krieges sei. Abgesehen von der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zwischen Preußen und Oesterreich müsse er sich für die in diesem Kriege gezahlten Subsidien ebenfalls in Polen schadlos halten.

Bezüglich der Verhandlungen mit den Türken versprach er daneben alles aufzubieten, damit der Friedensschluß für Rußland glorreich würde. Soweit hatte er sich bereits damals von dem Boden der Zusammenkünfte von Neiße und Neustadt entfernt.

Wie es in diesen Verhandlungen regelmäßig zu geschehen pflegt, mußte Preußen lange auf eine Antwort von Petersburg warten; Rußland spielte den Spröden. In der That gab es auch in dieser Sache verschiedene Strömungen am Hofe. Der leitende Minister Panin war gegen den ganzen Plan. Endlich, im April, erhielt der König den orakelhaften Bescheid, daß man sich in Petersburg nicht entscheiden könne, ehe man wisse, wie der Wiener Hof darüber denke. Friedrich mußte sich an Oesterreich wenden. Schon im März hatte er officiell um eine Erklärung wegen der Besetzung der polnischen Grenzdistricte und der Titulatur von deren Administrator gebeten, officiös dem österreichischen Gesandten in Berlin dagegen sagen lassen, Rußland habe ihn Aufklärungen von Oesterreich zu fordern ersucht, er aber könne diesem nur zur Geltendmachung seiner Rechte in Polen rathen. Von Seiten der andern Nachbarmächte würde ein Gleiches geschehen. Man merkte jetzt in Oesterreich, welchen Fehler man sich hatte zu Schulden kommen lassen. Auf Kaunitzens Vortrag vom 15. März verfügte Maria Theresia, daß dem Administrator der polnischen Grenzbezirke ein passenderer Titel beigelegt werden sollte. Natürlich ließ sich Friedrich dadurch jetzt in seinem Vorgehen nicht aufhalten. Rußland und Preußen, wiederholte er dem österreichischen Gesandten, seien weit entfernt, sich dem Vorgehen Oesterreichs in Polen zu widersetzen. Sie würden sich vielmehr das Beispiel des Wiener Hofes zum Muster nehmen und sich ebenfalls polnische Landschaften aneignen. Kaunitz erklärte sich gegen jede Theilung Polens. „Er rathe davon ab, und verspreche, Oesterreich werde, obgleich es nur ein ihm zugehöriges (!) Territorium besetzt habe, seine Truppen aus Polen zurückziehen, sobald Rußland und Preußen die ihrigen zurückzögen.“*)

Diese Aeußerung des Wiener Cabinets gelangte nur in verstümmelter Form nach Petersburg. Wenn Oesterreich nur sein altes Eigenthum in Besitz genommen habe und seine Rechte nachweisen wolle, schrieb Friedrich, so möchten die andern Mächte doch das Gleiche thun. Und er ließ auch in der That nach den alten Ansprüchen des preußischen

*) Janssen, a. a. O. S. 139.

Ordensstaates auf das polnische Preußen forschen. Mit Oesterreich, meinte er, solle Rußland über den türkischen Frieden, mit Preußen dagegen über die polnischen Angelegenheiten in Unterhandlung treten. Wenn Rußland nur auf die Donaufürstenthümer verzichte, so werde es zu keinem Blutvergießen kommen. Den russisch-preußischen Erwerbungen in Polen werde sich Oesterreich nicht widersetzen.

In dem nun folgenden Notenwechsel zwischen Berlin und Petersburg ward auch in der That auf Oesterreich keine Rücksicht mehr genommen. Noch immer aber zögerte man in Petersburg mit einer bindenden Erklärung. Oesterreich gegenüber bezeichnete man die preußischen Absichten auf Polen als Rußland unwillkommen. Schon ward Friedrichs Sprache gegen das Petersburger Cabinet eine beinahe drohende. Solms mußte im Mai erklären, daß der König von seinen polnischen Plänen nicht mehr ablasse. Würde Rußland keine bestimmten Zusicherungen machen, so könne er, sagte der Graf, nicht dafür stehen, welche Partei der König ergreifen werde. Man solle dessen Gefälligkeit nicht allzusehr auf die Probe stellen.

Endlich gab Katharina ihre definitive Zustimmung. Am 1. Juni konnte Solms diese angenehme Botschaft nach Berlin melden. Die Kaiserin, hieß es, erwarte die näheren Vorschläge des Königs. Man hat eine Reihe von Gründen angeführt, die Katharina's Nachgeben erklären sollen: die Finanzen des geldarmen Rußlands waren auch damals arg mitgenommen worden, die Siege über die Türken waren mit einem großen Menschenverluste erkauft, den die dünngesäete Bevölkerung Rußlands doppelt empfand, die Pest richtete damals große Verheerungen an: 300,000 Kalmücken verließen das russische Reich, um sich in China anzusiedeln. Ein Kosackenaufstand und ein Aufruhr in Moskau brachen aus. Wir leugnen nicht, daß diese Dinge in ihrer Gesammtheit wohl geeignet waren, die russische Regierung etwas mürbe zu machen. Der eigentliche Grund von Katharina's Nachgiebigkeit lag aber sicher in der Furcht vor einem, wenn auch nur theilweisen Zusammengehen der deutschen Vormächte. Rußland allein war Oesterreich schwerlich gewachsen. Wenn in einem Kriege zwischen beiden Preußen auch nur neutral blieb, so war es sehr möglich, daß alle ihre Pläne zu Schanden wurden. Und selbst ein Krieg gegen Oesterreich an Preußens Seite konnte für Katharina wenig Verlockendes haben: sie würde durch denselben in Abhängigkeit von Friedrich gerathen sein und für diesen gearbeitet haben; während es doch im russischen Interesse liegen mußte,

das Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen zu erhalten. Friedrich hat diese Sachlage mit gewohntem Scharfblick erfaßt, und eben dadurch die Theilung Polens herbeigeführt.

Zunächst wurden die Beziehungen zwischen Oesterreich und Rußland immer gespannter. Am 6. Juli 1771 schloß ersteres, und zwar abermals im entschiedensten Widerspruch gegen Maria Theresia's Ansichten, einen geheimen Subsidien-Tractat mit der Pforte. Diese sicherte Oesterreich über 11 Millionen Gulden zum Zwecke seiner Ausrüstung zu und versprach ihm die sog. kleine, ehemals österreichische Walachei. Oesterreich sollte dagegen der Türkei einen günstigen Frieden mit Rußland verschaffen. Die Unabhängigkeit und Freiheit Polens sollten keine Einbuße erleiden.

Die Rüstungen Oesterreichs wurden jetzt mit erhöhtem Nachdruck betrieben. Ließ es sich ja doch nicht leugnen, daß der Subsidienvertrag die eventuelle Verpflichtung zum Kriege gegen Rußland auferlegte. Man gab sich alle Mühe, Frankreich zu einer thätigen Beihülfe im Kriege zu bewegen. Kaunitz erklärte dem russischen Gesandten im October: Oesterreich könne hinsichtlich des türkischen Friedens außer der freien Schifffahrt im schwarzen Meere und den Kriegskosten keine weiteren Zugeständnisse machen, als das Gebiet von Asow und der beiden Kabardeien. Jeder Gedanke an eine Theilung Polens müsse aufgegeben werden. Der russische Botschafter leugnete nun noch einmal, daß Rußland eine Theilung Polens beabsichtige.

Auch nach den noch im November von Oesterreich gemachten Vorschlägen sollte der König von Polen im ruhigen Besitze seines Throns verbleiben. Kein Theil der Republik sollte unter irgend einem Vorwande von den Nachbarn abgerissen werden. „Kein Theilungsplan", sagte Maria Theresia zu dem englischen Gesandten, „wie vortheilhaft er auch sein möge, wird mich auch nur einen Augenblick in Versuchung führen, vielmehr werde ich alle Pläne solcher Art mit Verachtung verwerfen". Und ein anderes Mal: „Sie kennen meinen Widerwillen gegen einen Krieg, aber eine Theilung Polens und solch eine Machtvergrößerung meines Nebenbuhlers (Friedrichs II) kann nicht geduldet werden".

Aber die Spitze der österreichischen Politik richtete sich nicht, wie Maria Theresia gewünscht hätte, gegen eine Theilung Polens, sondern gegen die von Rußland der Türkei gegenüber verfolgten Ziele, und insbesondere gegen die Selbständigkeitserklärung der Donaufürstenthümer.

Wenn jetzt Rußland seine Friedensbedingungen ermäßigte, und namentlich auf die Donaufürstenthümer verzichtete, so mußte die österreichische Politik der Hauptsache nach desinteressirt und gegenstandslos werden. Denn daß man sich in Wien trotz Kaunitzens Erklärung nicht etwa um der Selbständigkeit der krimschen Tartaren willen in einen Krieg stürzen werde, war mit Leichtigkeit vorauszusehen, und wurde auch bald genug zu Josephs großem Verdruß von Maria Theresia offen eingestanden. Das negative Ziel der österreichischen Politik war erreicht, sobald Rußland auf eine solche Modification der Friedensbedingungen einging. Es handelte sich dann nur noch um die weitere accessorische Absicht einer Vergrößerung Oesterreichs, und diese konnte nur zu leicht auf Kosten Polens, statt auf Kosten der Türkei erfolgen. Allerdings hatte Maria Theresia persönlich eine Theilung Polens und insbesondere eine preußische Erwerbung auf polnische Unkosten als den eigentlichen casus belli bezeichnet. Wenn es aber schon immer mißlich ist, zwei ganz verschiedene politische Objecte im Auge zu haben; so hatte sich auch das Wiener Cabinet im Gegensatz zu Maria Theresia's persönlicher Anschauung niemals mit Ernst in dieser Richtung bewegt, und so war es jetzt für eine solche Politik jedenfalls zu spät.

England kümmerte sich um die ganze Angelegenheit gar nicht. In Frankreich war seit Ende 1770 der Oesterreich so sehr zugethane Choiseul nicht mehr am Ruder und durch einen dem Kaiserhofe abgeneigten, von der Dubarry protegirten Stümper, den Herzog von Aiguillon, ersetzt worden. Dieser erklärte jetzt in Wien und sogar in Berlin, daß Frankreich sich unter keinen Umständen, weder direct noch indirect in die polnischen Angelegenheiten einmischen werde. So lange sich Friedrich auf Polen beschränke, möge er thun, was er wolle. Preußen und Rußland aber hatten sich jetzt geeinigt und konnten Oesterreich gegenüber wieder so zu sagen als eine Macht gelten. Friedrich schürte in St. Petersburg gegen Oesterreich. Am 25. September schlug er den Russen bereits einen Operationsplan gegen dasselbe vor. Die Russen sollten Ungarn angreifen, er wollte wieder in Mähren einfallen. In jedem Falle müsse die Czarin eine Armee von 50,000 Mann in Polen einrücken lassen. Das werde um so rascher zum Frieden führen. Er habe dem Wiener Hofe erklärt, daß er die Donaufürstenthümer den Russen allerdings nicht garantirt habe, daß er aber dennoch nicht unthätig bleiben könne, wenn Oesterreich Rußland angreife. Am 6. October berechnete Friedrich schon die jährlichen Kosten eines neuen öster-

reichischen Krieges. Im November sprach er seine Bereitwilligkeit aus, mit seiner ganzen Macht in die österreichischen Staaten einzufallen, wenn Oesterreich Polens wegen einen Krieg beginne; und er hat auch dem österreichischen Gesandten dasselbe gesagt.

Am 17. December erklärte Rußland den Verzicht auf die Donaufürstenthümer. Im Grunde war das Wiener Cabinet seitdem auch entschieden, es zu keinem österreichisch-russischen Kriege kommen zu lassen. Polen konnte von diesem Augenblick, man mochte sich dessen in den Wiener Hofkreisen bewußt sein oder nicht, auf irgend einen Beistand Oesterreichs nicht mehr rechnen. Aber allerdings galt es nicht bloß als ein politisches Interesse ersten Ranges, sondern auch als eine Art Ehrenpunkt, daß Oesterreich nicht leer ausgehe, wenn sich nun auch Preußen neben Rußland erheblich vergrößere. Friedrich II drängte mit der ihm eigenthümlichen Hartnäckigkeit zum Abschluß eines Separatabkommens zwischen Rußland und Preußen; und es kam dabei sein ganzer Haß gegen Oesterreich wieder zum Ausdruck. Dieses könne, meinte er am 14. Juni, auf das gänzlich erschöpfte Frankreich nicht rechnen, und werde sich hüten, Rußland und Preußen den Krieg zu erklären. Er hoffe, schreibt er an seinen Bruder Heinrich, auf den Abschluß einer Convention mit Rußland. „Und dann spotte ich der Oesterreicher, die, da sie von ihren Verbündeten keine Hülfe erwarten können, gezwungen sein werden, zu thun, was wir wollen". Die Verstimmung zwischen Oesterreich und Rußland machte ihm eine unendliche Freude. Man schreibe ihm aus Wien, heißt es in einem seiner Briefe, Fürst Kaunitz sei fortwährend übler Laune. Dazu könne wohl der Umstand beitragen, daß er auf die Franzosen nicht rechnen dürfe. Er sei gespannt, wie man die österreichische Erklärung in Petersburg aufnehmen werde. Allem Anschein nach werde sie die beiden Mächte mehr als jemals verfeinden. Kaunitz wolle sich, sagt er in einer Panin vorzulesenden Depesche, nur zum Herrn der Situation machen, Rußland mit leeren Hoffnungen hinhalten, nach dem Vortheil des Wiener Hofes den Frieden mit den Türken dictiren, polnisches Gebiet an sich reißen, aber nicht gestatten, daß Rußland und Preußen ein Gleiches thäten. Es zieme einer Macht wie Rußland nicht, vor dem feindlichen Tribunal des Wiener Hofes die Rechte auf Polen zu vertheidigen; Polen gehöre nicht dem Wiener Hofe, und dieser beabsichtige nur, sich in dessen Angelegenheiten einzumischen, um dort später zu jeder Zeit intervenire zu können. Man müsse erst nach geschehener Besitzergreifung der pol-

nischen Gebiete in Wien erklären, man habe das aus diesen oder jenen Gründen gethan; in einem solchen Verfahren liege mehr Würde, und der feste Ton werde dem Wiener Hofe imponiren. Am Weihnachtstage 1771 sandte er eine Depesche nach Petersburg, in der er jede vorherige Verständigung mit Oesterreich über die polnischen Erwerbungen zurückwies. Er wolle sich nicht den Phantasien des Fürsten Kaunitz fügen. Man bedürfe weder der Investitur noch der Beihülfe Oesterreichs, das auch mehrere Starosteien occupirt habe, ohne sich darüber mit jemand zu verständigen. „Es ist deßhalb einfacher, sich in den Besitz dessen zu setzen, worüber man übereingekommen, sobald die russischen Truppen an der Weichsel stehen. Erstens: wir folgen nur dem Beispiele Oesterreichs. Zweitens: die Armee an der Weichsel wird auf die Oesterreicher einen starken Eindruck machen und sie im Zaume halten. Drittens: wenn dann unsere Gesandten in Wien die Gründe erklären, weßhalb wir die Theilung unternommen, so wird der Wiener Hof zur Beistimmung gezwungen sein. Und wenn er mit seinem Antheil nicht zufrieden ist, so möge er sich selbst nach Belieben entschädigen, sei es durch Belgrad oder durch einige polnische Starosteien."

Immer wieder kommt Friedrich auf das nach Polen zu entsendende russische Heer zurück. Und wirklich rückten jetzt, wo man auf gemäßigte Bedingungen hin zum Frieden mit der Türkei bereit war, 40,000 Mann Russen in Polen ein. Nach Friedrichs Urtheil sind es diese 40,000 Mann in Verbindung mit seiner eigenen Kriegsdrohung gewesen, die Oesterreichs Widerstand gebrochen haben. Am 7. Januar 1772 machte Rußland in Wien die erste officielle Eröffnung über seine Theilungsabsichten. Ein plötzlicher Umschlag des Wiener Cabinets, wie ihn Friedrich in einem Briefe vom 5. Februar constatiren zu können glaubte, fand auch jetzt allerdings nicht statt. Noch am 25. Januar schreibt Maria Theresia an ihren Sohn*), man solle lediglich an die Wiederherstellung des österreichischen Renommées denken, nicht aber die Verwirrung zu Ländererwerbungen benutzen. Hier sei der Punkt, wo man das Uebel angreifen müsse. Sie sprach doch aber auch von einer möglichen Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts, und blieb die Antwort schuldig, wie man das ohne einen Ländererwerb Oesterreichs in der damaligen Lage anfangen solle. In die russischen Erwerbungen am schwarzen Meere hatte man sich gefunden. Es war

*) v. Arneth, Maria Theresia und Joseph II, Wien 1867, Bd. I, S. 362.

aber jetzt auch klar, daß Rußland entschlossen war, sich von der Türkei ab und gegen Polen zu wenden, und daß man die preußisch-russischen Erwerbungen in Polen zulassen müsse, wenn man Oesterreich nicht den größten Gefahren aussetzen wollte. Eine polnische Acquisition Rußlands ohne eigenen Erwerb würde man noch allenfalls hinunter gewürgt haben, aber eine neue Vergrößerung Preußens — das traf den wunden Fleck der österreichischen Politik. Kaunitzens alter Plan einer wenigstens theilweisen Rückerwerbung Oesterreichisch-Schlesiens als Aequivalent gegen eine preußische Vergrößerung in Polen drängte sich jetzt mit einer gewissen Naturnothwendigkeit in den Vordergrund. Sieben verschiedene Pläne wurden dem Wiener Cabinet durch den russischen Contreadmiral Massin auf dem Umwege über Florenz unterbreitet. Der erste und zweite Plan fußten auf einer vollständigen Theilung der Türkei, während Polen Ermeland, Pomerellen, allenfalls auch Polnisch-Preußen außer Danzig an Preußen abtreten, dafür aber in den Donaufürstenthümern und Bessarabien entschädigt werden sollte. Der dritte Plan unterschied sich von den beiden ersten nur dadurch, daß er den größeren Theil der europäischen Türkei noch bestehen ließ, und in Folge dessen die Erwerbungen einschränkte. Erst der vierte faßte Polen als Theilungsobject in einem größeren Umfange in's Auge. Oesterreich sollte Glatz und einen Theil Schlesiens erhalten, dafür aber der preußische Antheil in Polen verdoppelt werden. Anstatt Glatz und Schlesien wollte der fünfte Plan die Markgrafschaften an Oesterreich gegeben wissen. Nach dem sechsten sollte Oesterreich die Walachei und einen Theil Bessarabiens erhalten, während der übrige Theil der Donaufürstenthümer und Bessarabiens wieder Polen als Entschädigung für die polnischen Erwerbungen Preußens dienen sollten.*) Erst der siebente Plan schlug für alle drei Höfe Erwerbungen in Polen, ohne daß diesem Entschädigungen zugedacht wurden, vor. Man sieht, wie die polnischen Theilungspläne mit den türkischen Händeln zusammen hängen, und was Rußland und Oesterreich betraf, nur ein Surrogat für die ursprünglichen Absichten der Kaiserin Katharina bildeten. Maria Theresia war gegen jeden der sieben Pläne. Der erste und zweite seien unmöglich, der dritte sei des Vertrages mit der Pforte wegen nicht annehmbar, der vierte und fünfte würden dem Widerstande Preußens begegnen, der sechste biete keinen Vortheil und der siebente sei unbillig. Nach langen Erörterungen ent-

*) Wie es scheint, sollte auch nach dem vierten und fünften Plane Polen durch türkische Gebietstheile entschädigt werden.

Friedrichs noch übertreffen mußte. Die Kaiserin Katharina trat in unerwarteter Weise auf Preußens Seite hinüber, als die Möglichkeit auftauchte, daß sie sich in einem orientalischen Kriege von Preußen verlassen und von Oesterreich angegriffen sehen könne. Am 8. Januar fand die vielberufene Unterhaltung zwischen der Kaiserin und dem Prinzen Heinrich statt. Sie brach das Eis, indem sie, unter Hinweis auf das österreichische Vorgehen in der Zipser Angelegenheit, Preußen scherzend doch ebenfalls ein Stück von dem Kuchen zu nehmen rieth. Sofort griff Preußen zu. Um angebliche Grenzverletzungen zu bestrafen und sein Land gegen die Pest zu schützen, hatte Friedrich schon im November 1770 außer Ermeland und einem Theile der Bezirke von Culm unnd Polnisch-Pommern, einen zu den Palatinaten Kalisch und Posen gehörenden Landstrich längs der polnischen Grenze besetzt. Allerdings hatte er sich etwas darauf zu Gute gethan, daß er dabei mit norddeutscher Logik schärfer als Oesterreich zwischen Incorporation und Besetzung unterschieden. Aber der König hatte doch durch sein Vorgehn eine wichtige Position in Polen gewonnen und es handelte sich nur noch darum, dem preußischen Looſe eine größere Ausdehnung zu geben, als dies die Russen im Sinne zu haben schienen. Wie Katharina jetzt plötzlich nach fünf Monaten aus der österreichischen Besetzung polnischer Gebietstheile jenseits der Karpathen Capital schlug, so nahm nun auch Friedrich diese Maßregel zum Ausgangspunkt für seine Pläne. Am 20. Februar zählt er seinem Petersburger Gesandten alle die Städte und Dörfer auf, die Oesterreich in der Zips und den benachbarten Grenzgebieten besetzt halte, und weist darauf hin, daß die Nachricht von dieser Besitzergreifung am Petersburger Hofe Theilungspläne wachgerufen habe. Offenbar habe man in Wien die feste Absicht, von seinem Unternehmen nicht abzustehen. Es handle sich also gar nicht mehr darum, Polen unversehrt zu erhalten, sondern um das Gleichgewicht zwischen Preußen und Oesterreich. Und es gebe hierzu nun einmal kein anderes Mittel, als daß er ebenfalls auf einige Theile Polens alte Rechte geltend mache. Am 2. und 10. März sandte er in seinem ungeduldigen Eifer noch zwei weitere Depeschen nach Petersburg. Rußland solle sich, meinte er, für die Kosten des türkischen Krieges in Polen entschädigen, das ja doch der eigentliche Grund des türkischen Krieges sei. Abgesehen von der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zwischen Preußen und Oesterreich müsse er sich für die in diesem Kriege gezahlten Subsidien ebenfalls in Polen schadlos halten.

Bezüglich der Verhandlungen mit den Türken versprach er daneben alles aufzubieten, damit der Friedensschluß für Rußland glorreich würde. Soweit hatte er sich bereits damals von dem Boden der Zusammenkünfte von Neiße und Neustadt entfernt.

Wie es in diesen Verhandlungen regelmäßig zu geschehen pflegt, mußte Preußen lange auf eine Antwort von Petersburg warten; Rußland spielte den Spröden. In der That gab es auch in dieser Sache verschiedene Strömungen am Hofe. Der leitende Minister Panin war gegen den ganzen Plan. Endlich, im April, erhielt der König den orakelhaften Bescheid, daß man sich in Petersburg nicht entscheiden könne, ehe man wisse, wie der Wiener Hof darüber denke. Friedrich mußte sich an Oesterreich wenden. Schon im März hatte er officiell um eine Erklärung wegen der Besetzung der polnischen Grenzdistricte und der Titulatur von deren Administrator gebeten, officiös dem österreichischen Gesandten in Berlin dagegen sagen lassen, Rußland habe ihn Aufklärungen von Oesterreich zu fordern ersucht, er aber könne diesem nur zur Geltendmachung seiner Rechte in Polen rathen. Von Seiten der andern Nachbarmächte würde ein Gleiches geschehen. Man merkte jetzt in Oesterreich, welchen Fehler man sich hatte zu Schulden kommen lassen. Auf Kaunitzens Vortrag vom 15. März verfügte Maria Theresia, daß dem Administrator der polnischen Grenzbezirke ein passenderer Titel beigelegt werden sollte. Natürlich ließ sich Friedrich dadurch jetzt in seinem Vorgehen nicht aufhalten. Rußland und Preußen, wiederholte er dem österreichischen Gesandten, seien weit entfernt, sich dem Vorgehen Oesterreichs in Polen zu widersetzen. Sie würden sich vielmehr das Beispiel des Wiener Hofes zum Muster nehmen und sich ebenfalls polnische Landschaften aneignen. Kaunitz erklärte sich gegen jede Theilung Polens. „Er rathe davon ab, und verspreche, Oesterreich werde, obgleich es nur ein ihm zugehöriges (!) Territorium besetzt habe, seine Truppen aus Polen zurückziehen, sobald Rußland und Preußen die ihrigen zurückzögen.“*)

Diese Aeußerung des Wiener Cabinets gelangte nur in verstümmelter Form nach Petersburg. Wenn Oesterreich nur sein altes Eigenthum in Besitz genommen habe und seine Rechte nachweisen wolle, schrieb Friedrich, so möchten die andern Mächte doch das Gleiche thun. Und er ließ auch in der That nach den alten Ansprüchen des preußischen

*) Janssen, a. a. O. S. 139.

reits vor dem 18. September erließ. Es war das erste Beispiel einer wirklichen Annexion im civilisirten Europa der Neuzeit.

Friedrichs Freude über den gelungenen neuen Erwerb, den er auch als eine Kriegskostenentschädigung für den siebenjährigen Krieg betrachtete, war groß. Die Unterzeichnung der Separatconvention mit Rußland habe ihm, schreibt er am 1. März an Solms, ein unendliches Vergnügen bereitet. „Ich habe sie stets als ein neues Band betrachtet, um die Freundschaft und das gute Einvernehmen zwischen den beiden Höfen unauflöslich zu machen, und ich kann Ihnen kaum genug meine Zufriedenheit ausdrücken über den Abschluß eines für beide Höfe so heilsamen Werks." Die Theilung Polens, schreibt er in cynisch-frivoler Weise ein anderes Mal, werde die drei Religionen vereinigen. „Wir werden von demselben Leibe (corps eucharistique) das Abendmahl nehmen: d. h. von Polen — und wenn das nicht zum Heile unserer Seelen gereicht, so ist es doch ein gewichtiger Gegenstand für das Wohl unserer Staaten."

Solchen Aeußerungen gegenüber kann es nicht genug betont werden, daß die leitenden Persönlichkeiten Oesterreichs es offen aussprachen, daß man sich in einer Zwangslage befinde. „In dieser Lage, was sollten wir thun?" sagte Kaunitz; „Rußland und Preußen bekriegen? Wahrlich, nur unser Feind könnte wünschen, daß wir solch einen falschen Schritt thun sollten. Oder ruhig still sitzen und zusehen, wie die beiden Mächte einen benachbarten Staat nach Belieben zerstückelten und solche Eroberungen machten, die das künftige Dasein Oesterreichs auf's Spiel setzten?"

Nicht das darf man, wie wir glauben, dem Wiener Cabinet in erster Reihe zum Vorwurf machen, daß es jetzt in seiner Zwangslage auch ein Stück von Polen hinnahm, sondern die Begehrlichkeit nach Ländererwerb, von der es sich während des türkischen Krieges hatte leiten lassen, und die Unklarheit seiner Politik seit der Neustädter Zusammenkunft. Hätte man, wie Maria Theresia wollte, als vollständig neutraler Zuschauer Rußland die Türkei überlassen, um seine ganze Kraft gegen Preußen für den Fall zu wenden, daß dieses Miene machte, sich eines Theiles von Polen zu bemächtigen, so würde jedenfalls ein ganz anderes Resultat erzielt worden sein. Rußland würde sich allerdings in weit erheblicherem Maße auf Kosten der Türkei vergrößert haben. Aber die im Grunde auch Rußland sehr unwillkommene Ver-

größerung Preußens durch polnische Gebietstheile wäre zu vermeiden gewesen; und es läßt sich ja doch nicht sagen, welche Gestaltungen in der Zukunft in diesem Falle für die polnische Republik noch möglich waren. Je mehr Rußland seinen Schwerpunkt in den Orient verlegte, desto schwerer mußte es ihm werden, seine Stellung in Polen zu behaupten. In der Zwickmühle zwischen der preußischen und russischen Politik hätte nur ein einfaches, klares, auf die alten habsburgischen Traditionen gegründetes System helfen können. Man hatte sich seit der Neustädter Zusammenkunft trotz allem mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Preußen Oesterreich den Rücken decken werde; und man hatte sich seit dieser Zeit der durch die preußischen Absichten und Insinuationen erweckten Begehrlichkeit hingegeben. Es ist daraus entstanden, was daraus entstehen mußte: in unklarem Schwanken war man schließlich zu einem Punkte gedrängt worden, wo kaum ein Ausweg mehr übrig blieb. Es sei jetzt nicht mehr möglich, schreibt Maria Theresia an Joseph in jenem Brief vom 25. Januar 1772, das Geschehene rückgängig zu machen: sie meine, die von ihr immer als falsch betrachteten Maßregeln: den Marsch der Truppen aus den Niederlanden und Italien im November 1770 und später die unglückliche Convention mit der Türkei. „Der zu drohende Ton gegen die Russen, unser geheimnißvolles Benehmen gegen unsere Alliirten, wie gegen unsere Gegner, alles das ist davon gekommen, daß man von dem Princip ausging, man müsse von dem Kriege zwischen der Pforte und Rußland Nutzen zu ziehen suchen, um unsere Grenzen auszudehnen und Vortheile zu erringen, an die wir vor dem Kriege nicht dachten. Man wollte es wie die Preußen machen, und zu gleicher Zeit den Anschein der Ehrlichkeit bewahren." Man täusche sich, meinte sie, über die zu Gebote stehenden Mittel, wie über die Sachlage und die Ereignisse. „Seit meiner unglücklichen Regierung haben wir wenigstens in allem wahr und billig zu handeln, Aufrichtigkeit, Mäßigung und Treue bei unseren Verbindlichkeiten zu bewahren gesucht. Das hat uns das Vertrauen, ja ich darf sagen die Bewunderung Europa's, den Respect und die Verehrung unserer Feinde verschafft. Seit einem Jahr ist alles verloren. Ich gestehe, daß ich Mühe habe, es zu ertragen, und daß nichts auf der Welt mir schwerer geworden ist als der Verlust unseres guten Namens."

Wie Josephs hastiges und unüberlegtes Zugreifen in der Zipser Angelegenheit Preußen und Rußland zum Vorwande für die Theilung dienen mußte, so hat dieser denn auch noch zuletzt auf Lacy's Rath,

der in allen diesen Dingen seine rechte Hand war, die Grenzen der neuen Erwerbung willkürlich in ungemessener Weise hinausrückt, auch die nur wenig ehrenvollere Erwerbung der Bukowina gehört in den Rahmen dieser Dinge.

Von alle dem ist nichts Maria Theresia's persönliche That gewesen. Vieles hat sie nur einfach gehen lassen, ohne sich irgendwie darum zu bekümmern. Ihr Widerstand gegen die Theilung war ein langer und zäher. „Placet", schrieb sie endlich unter den Theilungsentwurf, „weil so viele große und gelehrte Männer es wollen. Wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen werde." Noch im November 1772 gab die Kaiserin ihre innerste Abneigung gegen die Theilung kund. Sie habe Gewissensbisse, meldet Friedrich, und sei noch immer unentschieden, welche Partei sie ergreifen solle. Sie mache dem Kaiser Joseph heftige Vorwürfe. Sie habe ihren Beichtvater gefragt, und dieser habe geantwortet, er könne, da er nichts von legitimen Rechten auf die polnischen Districte wisse, das Unternehmen nur höchlich verdammen.*) Maria Theresia sprach mit mir, schreibt der englische Gesandte am 5. December 1772, über die Wendung der Dinge in Polen und die ihr aufgezwungenen Verbindungen in Ausdrücken des tiefsten Schmerzes. „Ich habe, sagte sie, viele Monate lang gekämpft. Was ich bei dieser Gelegenheit litt, übersteigt alle Beschreibung; nie kann ich ohne Angst an diese unglückliche Sache denken, die mir in Wahrheit, Mylord, (dies waren ihre eigenen Worte) das Leben zu kosten drohte." Die Kaiserin betheuerte wiederholt, daß sie ihrerseits von ganzem Herzen Alles zurückgeben wolle, wenn sie die beiden anderen Mächte zur Zurückgabe bewegen könne. „Ich würde den Tag der Rückgabe für den glücklichsten meines Lebens halten." — Noch im October 1772 erklärte sie dem König von Polen: sie erkenne die Ungerechtigkeit ihres Vorgehens und sei gewillt, ihn und die Republik zu unterstützen, aber Oesterreich könne es nicht allein; wenn es dem König gelinge, eine von den beiden anderen Mächten von der Theilung abzubringen, so wolle sie sich gern mit dieser Macht verbinden. — „Diese Theilung bringt mich in Ver-

*) Andere „klügere" Geistliche, behauptet Friedrich, hätten dagegen gemeint, daß die Souveräne andere Gesetze als die Privatpersonen hätten, und daß es Umstände gebe, wo nur das Staatswohl entscheiden müsse. Diese Erklärung werde den Jesuiten beigelegt. (sic!)

zweiflung; es ist ein Flecken auf meiner Regierung," sagte sie einst dem schwedischen Gesandten. Der französische Gesandte berichtet noch drei Jahre später von einer Unterredung mit der Kaiserin, in der sie ihm sagte: „Ich weiß, daß ich einen großen Flecken durch alles dasjenige auf meine Regierung geladen habe, was sich in Polen ereignet hat. Aber ich versichere Sie, daß man ihn mir verzeihen würde, wenn man wüßte, bis zu welchem Punkte ich widerstanden habe, und wie viele Umstände sich vereinigten, um mich von meinen Grundsätzen und Entschlüssen abzudrängen — — — —." Als sie während des bayrischen Erbfolgekrieges die Isolirung Oesterreichs beklagt, bezeichnet sie die Betheiligung an dem polnischen Raube als deren Ursache und als den Grund alles Uebels, weil man seitdem das Vertrauen zu Oesterreich verloren habe. Auch in Briefen an Marie Antoinette beklagt sie noch nach Jahren die „unglückliche Acquisition in Galizien" als einen „übereilten Schritt." Die Zukunft, meint sie, erscheine ihr nicht lachend. „Ich werde es nicht erleben, aber meine lieben Kinder und Enkel, unsere guten Völker werden es nur zu wohl empfinden. Bereits fühlen wir das Herannahen eines Despotismus, der nur nach seinem Gutdünken, ohne Principien und nur mit der rohen Gewalt handelt. Läßt man ihn Boden gewinnen, welche Aussicht dann für die, welche nach uns kommen!"

Die Theilung Polens war eine Folge der drei schlesischen Kriege, und auch sie war wieder ein Schritt, der zu weiterem Vorgehen anreizen mußte. Die Republik verlor von 13,600 Quadratmeilen 3952, also über ein Viertel, und die abgerissenen Theile umfaßten gerade die fruchtbarsten und reichsten Gebiete.

Lange widersetzte man sich in Polen der Legalsierung der Gewaltthat. Aber die Mächte drangen darauf und drohten entgegengesetzten Falls mit der gänzlichen Theilung; der Geistlichkeit hielt man noch insbesondere das Schreckbild einer Säcularisation der geistlichen Güter vor. Endlich erfolgte, am 13. September 1773, die Genehmigung des Reichstags.

Maria Thereſia am Abend ihres Lebens.

Maria Thereſia's Verſtimmung gegen Joſeph hatte ſich nach den orientaliſchen Wirren und der polniſchen Theilung erheblich geſteigert. Dennoch finden wir, daß in ihren letzten Regierungsjahren ſein Einfluß der völlig überwiegende war. Nach Frauenart ſuchte die kaiſerliche Wittwe eine Stütze in ihrem Sohne, und ſo oft ſie auch von Aerger und Verſtimmung erfüllt wird, ſo oft kommt ſie doch auch wieder auf die Bewunderung für ihn zurück. Sie nennt ſich ſeine Freundin Maria Thereſia, und ihn ihren chriſtlichen Philoſophen. Sie räumt ein, daß er ein Princip beſſer als ſie feſtzuhalten verſtehe. Sie iſt voll des Lobes für ſeine Schriftſtücke. Seine größere formale Ausbildung erkennt ſie durchaus an, und möchte ihn ſich ſo gern dem gefürchteten Friedrich geiſtig überlegen denken. Und wenn ihr ſeine freie Richtung auch noch ſo zuwider iſt, ſo will ſie ſich doch auch wieder über alles beruhigen, ſo lange er nur ſittenrein und perſönlich gläubig bleibt; denn er ſei ja ihre einzige Hoffnung im Leben: hoffentlich werde er glücklicher ſein als ſie. Ja ſie macht ſich ſogar Vorwürfe über die häufigen Mißhelligkeiten zwiſchen Mutter und Sohn und ſucht den Fehler in ſich ſelbſt. Auch in dieſem Verhältniß zwingt uns die edle Frau, bei ihren mannigfachen und großen Inconſequenzen, das lebhafteſte Mitgefühl ab. Ihre Thätigkeit war fortan mehr eine negative als poſitive. Nur ein einziges Mal noch, im bayriſchen Erbfolgekriege, hat ſie entſcheidend in den Gang der Weltgeſchicke eingegriffen.

Daß Oeſterreich bei dem Ausſterben der bayriſchen Linie des Wittelsbacher Hauſes erhebliche Rechte auf die bayeriſchen Lande beſaß, kann keinem Zweifel unterliegen. Es handelt ſich dabei namentlich um den Landshuter Antheil. Kaunitz war während des Endes des ſiebenjährigen Krieges durch einen Archivbeamten auf die öſterreichiſchen Rechtsanſprüche aufmerkſam gemacht worden. Man hatte ſich damals mit dem Gedanken getragen, bei dem bevorſtehenden Frieden ſich als Erſatz für Schleſien die Anerkennung dieſer Rechte zu verſchaffen. Wären dieſelben nicht erheblicher Natur geweſen, ſo würde ſich der neue Kurfürſt Karl Theodor auch gewiß nicht entſchloſſen haben, ſie ſofort durch einen beſonderen Vertrag anzuerkennen. Die entgegengeſetzte Auffaſſung fußt im Grunde auf dem modernen Staatsbegriff, deſſen Anwendbarkeit auf die damaligen Verhältniſſe doch ſehr zweifelhaft erſcheint. Auch gelangte dieſelbe zu den wunderbarſten Conſe-

quenzen, wenn man z. B. die Oberpfalz für das pfälziſche Haus als ſolches in Anſpruch nahm, obwohl letzterem im weſtphäliſchen Frieden dies Land ja gerade zur Strafe entzogen worden war. Aber es ſcheint allerdings, daß Oeſterreich, ſowohl in ſeinen Anſprüchen, als in der Art und Weiſe, ſie geltend zu machen, zu weit ging. Maria Thereſia und ihre Lieblingstochter Marie Chriſtine nennen wiederholt den bayriſchen Erbfolgekrieg einen ungerechten. Die Anſprüche Oeſterreichs ſeien veraltet, meint die Kaiſerin, und müßten herabgemindert werden. Joſeph ſchwebte auch hier wieder offenbar die preußiſche Beſetzung Schleſiens vor, und er ließ ſeine Truppen mit einer Haſt in Bayern vorrücken, bei der jedenfalls auch hier Gebiete beſetzt wurden, auf die Oeſterreich keinen Anſpruch machen konnte, und die man nachher nicht raſch genug wieder geräumt hat. Die Einziehung der kaiſerlichen Lehne zu Oeſterreichs Gunſten beſaß, wie die Verhältniſſe ſich nun einmal geſtaltet hatten, einen unliebſamen Beigeſchmack. Das Oeſterreich zugewieſene Gebiet lag zum Theil ſehr ungünſtig und ſollte erſt durch einen Tauſch nutzbar gemacht werden, über den die Anſichten zwiſchen dem Wiener und Münchener Hof ſehr aus einander gingen. Selbſt von der Innlinie bis Kufſtein wollte man in München nichts wiſſen. Aber Joſeph war das noch lange nicht genug. Ja, er knüpfte, indem er nach ſeiner Art vom hundertſten in's tauſendſte kam, noch ganz andere Pläne an dieſe Sache: den Tauſch ganz Bayerns gegen Belgien mit Ausſchluß von Luxemburg und Namur. Bekanntlich hintertrieb Friedrich das Ganze durch den Proteſt des nächſten Agnaten, des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken. Und ſo kam es zum Kriege, bei dem es ſich recht deutlich zeigte, wie ſich die Lage Oeſterreichs ſeit 1756 verſchlechtert hatte. Schon am 14. März hatte Maria Thereſia in einem auch für Kaunitz beſtimmten Briefe geſchrieben: Die Schwierigkeiten, die ſie ſeit dem Einmarſch in Bayern vorausgeſehen, hätten ſich nur zu ſehr realiſirt. Sie ſei unwürdig, den Namen einer Souveränin und Mutter zu führen, wenn ſie nicht entſprechende Maßregeln träfe, ohne dabei an ſich zu denken. Es handele ſich um nichts Geringeres, als um den Untergang ihres Hauſes und ihrer Monarchie und ſelbſt um einen gänzlichen Umſturz in Europa. Nichts ſei zu viel, um noch bei Zeiten dieſes Unglück abzuwenden. Sie werde zu allem, ja ſelbſt zur Erniedrigung ihres Namens die Hände bieten, und wolle es gern ertragen, wenn man behaupte, ſie faſele und ſei kleinmüthig. Nichts werde ſie abhalten, Europa aus dieſer gefährlichen Lage zu retten. Ihre Armee ſei jedenfalls

um 30 bis 40,000 Mann ſchwächer, als die des Königs von Preußen, namentlich an Cavallerie. Dieſer habe Feſtungen, Oeſterreich dagegen keine einzige. Letzteres habe eine weite Länderſtrecke zu decken. Man entblöße dieſe jetzt ganz, ſetze ſie allen Invaſionen und Aufſtänden aus. So Galizien, wo kaum 200 Pferde blieben und 7 Invalidenbataillone. Es ſei ein offenes Land, vor kurzem erobert, und nichts weniger als geſichert. Die Nation habe dort gezeigt, daß ſie ſich zu fühlen fähig ſei, wenn ſich nur jemand finde, der die Leitung übernehme. Es ſei ſchlimm, daß man das Recht des Stärkeren eingeführt habe, das Niemand mehr zu fühlen haben werde, als Oeſterreich. Auch Ungarn ſei von Truppen entblößt. In ſeiner Nachbarſchaft werde der Krieg zwiſchen Ruſſen und Türken wieder ausbrechen. Man kenne die preußiſchen Intriguen gegen Oeſterreich in Conſtantinopel, und Friedrich's letzter Brief an ſeinen Geſandten bei der Pforte zeige, daß er Oeſterreich auch dieſe Feinde auf den Hals hetzen wolle, die alles, was ihnen beliebe, an ſich reißen könnten. Selbſt wenn die öſterreichiſchen Truppen in Sachſen, in der Oberpfalz, ja — und dies ſei doch ſo wenig wahrſcheinlich — in Schleſien ſtänden, ſo würde man doch nicht die Mittel haben, die beiden großen Königreiche, Ungarn und Galizien, zu decken. Sie ſage nichts von Italien und den Niederlanden und von ihren neuen Beſitzungen in Bayern. Alle dieſe Länder müßten preisgegeben werden. Woher ſollte man die Mittel finden, um dieſen grauſamen Krieg auszuhalten, wenn man fünf Länder von ſolcher Wichtigkeit opfere? Wie ſolle man ſich bei ſolchen Umſtänden Alliirte und Geldmittel verſchaffen? Die öſterreichiſchen Lande ſeien ſchon im Frieden mit Steuern überhäuft. Einmal angefangen würde dieſer Krieg nur mit dem gänzlichen Ruin Oeſterreichs endigen; und dieſer Ruin würde allein den Reſt Europas retten können. „Täuſchen wir uns nicht. Selbſt wenn unſere Armeen glücklich wären, ſo würde dieſer Vortheil zu nichts führen. Zwei oder drei gewonnene Schlachten würden uns nicht einen Kreis in Schleſien verſchaffen, es würde vieler Campagnen und Jahre bedürfen, um zum Ziele zu gelangen. Wir haben die Probe davon im Jahre 1757 gemacht, um uns zu überzeugen, daß man unſern Feind nicht ſo leicht niederſchlägt." Selbſt im glücklichſten Falle werde man den Krieg drei bis vier Jahre fortſetzen müſſen. Dieſer Zeitraum werde ganz Europa gegen Oeſterreich in die Waffen rufen, um es nicht zu mächtig werden zu laſſen. Man habe leider ſchon allzu viel Mißtrauen gegen daſſelbe. Sie könne keinen Freund oder Alliirten namhaft machen, auf

den ſich mit Sicherheit rechnen ließe. Man müſſe nicht bloß die Kräfte Preußens, ſondern aller Derjenigen in Anſchlag bringen, die der öſterreichiſchen Vergrößerung abgeneigt ſeien. Und das ſei ganz Europa. Wie könne man dieſem die Stirne bieten? Man werde anfangs den Krieg in die Länge ziehen müſſen, da die Armee zu mehr als einem Drittel aus jungen Truppen beſtehe. Aber dies werde auch wieder Nachtheile haben, da die Preußen mehr leichte Truppen hätten, und die öſterreichiſchen Provinzen überſchwemmen würden. Und inzwiſchen würden die andern Nachbarn ſich durch die Intriguen des Königs von Preußen aufſtacheln laſſen, und mit dem gleichen Recht, mit dem Oeſterreich in Polen und Bayern eingerückt ſei, in die öſterreichiſchen Lande einfallen. Oeſterreich habe in jedem Falle nur zu verlieren. Sei das Schwert einmal gezogen, ſo werde es zu ſpät zum Unterhandeln ſein. „Nach allem, was ich geſagt, muß ich Dir erklären, daß ich mich nicht immer dazu hergeben kann, gegen mein Gewiſſen und meine Ueberzeugung zu handeln: das iſt weder üble Laune, noch perſönliche Feigheit. Ich fühle noch dieſelben Kräfte in mir, wie vor dreißig Jahren, aber ich kann mich nicht dazu verſtehen, mein Haus und meine Staaten zu ruiniren. (Wenn der Krieg ausbricht, ſo rechnet nicht mehr auf mich: ich werde mich in's Tyrol zurückziehen, dort meine Tage in der größten Zurückgezogenheit beſchließen, mich nur damit beſchäftigen, das unglückliche Loos meines Hauſes und meiner Völker zu beweinen, und nach einem chriſtlichen Ende meiner unglücklichen Tage ſtreben.)"*)

Man werde finden, meint ſie ein anderes Mal, daß ſie zu ſchwarz ſehe; aber leider errathe ſie zuweilen die Zukunft. Je mehr die Entſcheidung herannahe, ſchreibt ſie an den Kaiſer,**) deſto mehr fürchte ſie. Wenn Oeſterreich in der Lage Preußens wäre, ſo würde ſie nichts ſagen. So aber fürchte ſie die Verwüſtungen, die Krankheiten, den Mangel. Die niederländiſchen Anleihen und die franzöſiſchen Subſidien würden fehlen; und dieſe hätten ſie allein in den Stand geſetzt, den vorigen Krieg durchzuhalten. Man müſſe ſich klar machen, wie weit man nachgeben könne, und dabei bleiben. Von dem großen Tauſchprojecte zwiſchen ganz Bayern und den Niederlanden könne offenbar keine Rede mehr ſein. Der von Oeſterreich beſetzte Landſtrich ſei höchſt

*) v. Arneth, Maria Thereſia und Joſeph II, Bd. II, S. 186—190.

**) Brief vom 22. Mai 1778, ebendaſelbſt S. 255.

ungünſtig gelegen. Die 22 „Orte“*), die man ihm ſtreitig mache, verringerten denſelben bedeutend, und die dafür geltend gemachten Gründe ſeien nicht ohne. Man ſollte den Inn bis Kufſtein zu bekommen ſuchen, nur dürfe man die Grenze nicht wie Joſeph ziehen, der ſie nahe bei München vorbei gehen laſſe, und auch die Donau mitinbegriffen wiſſen wolle. Auf dieſe Weiſe würde aller Vortheil bei Oeſterreich ſein und Bayern eine zu ſchlechte Grenze erhalten. Was die Salinen und das Zuviel der öſterreichiſchen Portion betreffe, ſo müſſe man dafür Entſchädigungen bieten z. B. Burgau oder Falkenſtein. Im Falle eines Krieges werde Joſeph, wie ſie ihm offen ſagen müſſe, von Wien aus ſchlecht unterſtützt werden. Es fehle an Mitteln und an Menſchen, und ſie könne dem nicht abhelfen. Die Monarchie ſei arg im Verfall. Sie hoffe, daß Joſeph ſie aufrichten und dabei mehr Glück als ſie haben werde. Dazu bedürfe er aber der Ruhe und könne nicht zugleich Krieg führen.

Rußland ſtand im Bundesverhältniß mit Preußen, und auch Frankreich ließ dem ihm befreundeten Herzog von Zweibrücken ſeine Protection angedeihen. Am Regensburger Reichstag war die große Mehrheit für Preußen und Bayern. Wie ganz anders doch war dies Alles als im Jahr 1756, wo das Reich als ſolches ſo entſchieden zu Oeſterreich hielt und Friedrich als der Reichsfeind da ſtand! Sachſen erhob ebenfalls Anſprüche und rückte mit den Preußen vereint in Böhmen ein. Das öſterreichiſche Heer blieb wirklich um 35,000 Mann ſchwächer als das preußiſch-ſächſiſche. Ihre Armeen ſeien niemals größer als 100,000 Mann geweſen, meinte die Kaiſerin. Mit 70,000 Mann mehr habe man der Lage Oeſterreichs aufzuhelfen geglaubt. Man ſehe aber jetzt, daß das nicht genüge.**) Den Oberbefehl führte dem Namen nach der Kaiſer, in Wahrheit aber ſein militäriſcher Rathgeber Lacy. Gleich die erſten Operationen fielen für Friedrich II günſtig aus. Der zurückgeſetzte und von ſeinen Untergeneralen vielfach gehemmte Laudon war in gedrückter Stimmung und zog ſich mit dem von ihm commandirten linken Flügel zurück. Joſeph ſchiebt ihm in ſeinen Briefen alles in die Schuhe, während Thugut ſpäter Lacy die Schuld des Mißlingens beimißt. Es zeigte ſich bald, daß der Kaiſer kein Soldat war. Schon gleich im Anfang nennt er das Lagerleben geiſttödtend. Nach den erſten

*) endroits: ſo viel wir zu ſehen vermögen, ſind 22 Aemter gemeint.

**) Brief vom 25. Juli 1778, bei Arneth, Maria Thereſia und Joſeph II Bd. II, S. 367.

Mißerfolgen wird er ängstlich und unruhig, so daß ihn die Mutter, die sich um diese Zeit außerordentlich zusammen nahm, um keinen Kleinmuth blicken zu lassen, aufrichten muß. Dabei entwickelt er eine fieberhafte Thätigkeit. Er will alles selbst machen und gönnt sich nur wenige Stunden der Nachtruhe. Als einer ihrer alten Generale der Kaiserin darüber berichtet, haben beide vor Rührung geweint. Aber sie meinte doch mit Recht, das könne so auf die Länge unmöglich fortgehen, Joseph ruinire sich und nütze nur wenig.

Man muß nach Joseph's Briefen die Ueberzeugung gewinnen, daß der Feldzug verloren war und wenigstens der größte Theil von Böhmen hätte geräumt werden müssen, wenn die Preußen mit Entschiedenheit vorwärts gingen. Jetzt aber war es Maria Theresia zu viel. Sie wandte sich hinter dem Rücken Joseph's an Friedrich, und schickte Thugut mit Friedensvorschlägen zu ihm. Die Briefe, die sie damals schreibt, sind wirklich ergreifend. „Ich würde mich Friedrich zu Füßen geworfen haben," sagt sie einmal, „wenn ich damit den Frieden hätte erkaufen können."*) Sie will alle Schande auf ihren alten grauen Kopf nehmen, der ja doch zu nichts anderem mehr gut sei. „Wir waren eine große Macht, schreibt sie am 25. Juli 1778, wir sind es nicht mehr. Man muß den Kopf beugen, um wenigstens die Trümmer zu retten, um die uns verbleibenden Völker glücklicher zu machen, als sie seit meiner unglücklichen Regierung waren, wo man stets die Idee hatte, sich trotz unserer Verluste in jener Präponderanz zu erhalten."

Joseph war außer sich. Ganz besonders verwundete es ihn, daß die Kaiserin ihren Schritt auch durch die Rücksichtnahme auf sein Leben und seine Gesundheit motivirte. Er wollte sich nicht im Geringsten um die ganze Sache bekümmern, sondern demnächst nur einfach den Frieden unterschreiben, den die Kaiserin abschließen werde. Er weigerte sich, Thugut zu sehen.

Auch kam zunächst noch kein Friede zu Stande, während sich die militärischen Verhältnisse in unerwarteter Weise wieder zum Besseren wandten. Schließlich war es doch wieder Laudon gewesen, der die Wendung herbeigeführt. Er hatte die Vereinigung des Königs mit dem Prinzen Heinrich verhindert. Die beiden preußischen Armeen zogen sich darauf wieder aus Böhmen zurück; und nur in österreichisch Schle-

*) Brief vom 31. Juli 1778 an den österreichischen Botschafter in Paris, Grafen Mercy, bei Arneth, Maria Theresia und Joseph II, Bd. II, S. 381.

ſien dauerte der Krieg noch fort. Erſt die Vermittelung Frankreichs und Rußlands brachte den Frieden. Ganz entſcheidend fiel es zuletzt noch gegen Oeſterreich in die Wagſchale, daß ſich Rußland mit großer Entſchiedenheit zu deſſen Ungunſten erklärte: Katharina rächte ſich für Oeſterreichs Verhalten während des Türkenkrieges. Der Eindruck, den die Haltung Rußlands auf Joſeph machte, war ein großer. Im Mai 1779 kam der Friede von Teſchen zu Stande: Oeſterreich gewann 80,000 Seelen und einen, wenn auch kleinen Theil der Innlinie. Dem Hauſe Brandenburg aber wurde das Recht, die Markgrafſchaften dereinſt mit der preußiſchen Monarchie zu vereinigen, zugeſtanden; während es Joſeph's eventuelle Abſicht geweſen war, den Verzicht auf dieſe Vereinigung durch den Verzicht Oeſterreichs auf Bayern zu erkaufen.

Es war dieſer Friede die letzte That Maria Thereſia's; und es liegt wirklich etwas Großartiges darin, daß ſie mit dieſem Friedenswerke ihre hiſtoriſche Laufbahn abſchloß. Ihr im nächſten Jahre erfolgender Tod hat gerade bei der ſchlichten Einfachheit ihres Lebens etwas Ergreifendes. Trotz ihrer Krankheit hat ſie ſich bis zwei Tage vor ihrem Ende den Regierungsgeſchäften gewidmet: das letzte, was ſie unterzeichnete, war die Bewilligung einer Penſion für eine Officierswittwe. — Sie ſprach in ihren letzten Stunden nur deutſch. Sie dachte auch jetzt meiſt an Andere. Ihr Zuſtand war ihr völlig klar: lächelnd und ſelbſt ſcherzend hat ſie über denſelben geſprochen. Sie bewahrte ihre Haltung bis zum letzten Augenblick. Eine halbe Stunde vor ihrem Tode erhob ſie ſich plötzlich von ihrem Seſſel und ging zum Erſtaunen aller frei durch das Zimmer, um ſich dann zum Sterben hinzulegen. Unter ihren nachgelaſſenen Papieren findet ſich eine Beichte aus ihren ſpäteren Jahren, die das Weſen dieſer ſeltenen Frau recht anſchaulich hervortreten läßt. Sie ſpricht darin von der Kinderzucht neben den von ihr geführten Kriegen. Eine unverfälſchte Demuth und Frömmigkeit redet aus jedem Wort.

Maria Thereſia iſt eine Erſcheinung, wie ſie die neuere Geſchichte auf keinem Throne geſehen hat. Ranke ſagt einmal, es gebe zweierlei Arten großer Regenten; die eine finde ſich mehr in den früheren Zeiten, die andere gehöre mehr der neueren Geſchichte an. Die Unterſcheidung, die er dann macht, kommt im Weſentlichen auf die Frage hinaus, ob ein Regent in erſter Reihe von den ſittlichen Geſichtspunkten bei ſeinem Thun und Laſſen ausgeht, oder ob er das ſein will, was Machiavelli als das Ideal eines Fürſten hingeſtellt hat. Maria Thereſia iſt in der

ganzen neueren Geschichte vielleicht die einzige Persönlichkeit, die in glänzender Weise die erste Gattung vertritt. Sie hat mancherlei Vorurtheile. Manches an ihr erscheint uns heute hausbacken. Ihr Herrschergefühl war das ihrer Zeit. Die Leidenschaftlichkeit ihres Temperaments ist unleugbar. Sie wurde von einer Lebendigkeit beherrscht, von der ein großer Wechsel der Stimmungen nun einmal unzertrennlich ist. Vielleicht gerade deßhalb mißtraut sie doch auch wieder ihrem Urtheil, obwohl es meist gerade darum das Richtige traf, weil es auf Intuition und Unmittelbarkeit beruhte. Von andern damit zusammenhängenden Mängeln ist schon wiederholt die Rede gewesen. Aber es liegt eine Rechtschaffenheit, eine Güte des Herzens und eine selbstlose Großartigkeit in allem ihrem Thun und Denken, die ihr schon allein eine hohe Stelle in der Geschichte anweisen. Ihre männliche Kraft und ihr Heroismus sind bekannt. Eine wohlthuende und Jedermann mit fortreißende Frische hat sie in jüngeren Jahren ausgezeichnet. Und sie bleibt bei dem allen immer die einfache deutsche Frau von deutscher Sittenreinheit und deutschem Interesse für das Kleine. Sie hat sich auch immer durchaus als Deutsche gefühlt. „Sei stolz eine Deutsche zu sein!“ ruft sie ihrer Tochter Marie Antoinette einst zu. Und so wenig schriftgemäß sie sich auch im Deutschen ausdrückte, so ist dasselbe doch ihre Lieblingssprache geblieben. Es ist bekannt, wie sie die Kaiserkrone schätzte. Auf die Beziehung zum Reich legte sie den höchsten Werth und empfand es schmerzlich, daß die Behandlung der Reichsgeschäfte mehr als früher zu wünschen übrig ließ. Wir dürfen mit Recht annehmen, daß sie bis zum Aeußersten gegen den Sieg des jakobinischen Frankreichs und den Zerfall des Reiches angekämpft haben würde, wenn sie bei ungebrochener Kraft das Revolutionszeitalter erlebt hätte.

Joseph II.

„Nun beginnt eine neue Ordnung der Dinge“, rief Friedrich bei dem Tode seiner großen Gegnerin aus. Er muß das Gefühl gehabt haben, von einem Alp befreit zu sein. Denn nicht schwerer, sondern leichter mußte ihm natürlich der Kampf gegen einen Gegner werden, der auf dem gleichen principiellen Boden mit ihm stand, und im Grunde doch nur sein Nachahmer zu sein begehrte.

Wir gehören natürlich nicht zu den Verehrern Joseph's. Aber man darf nicht vergessen, daß er mit seiner Richtung unter den damaligen Fürsten wahrlich nicht allein steht, daß er nur einer der vielen Herrscher jener Zeit ist, die damals vom Throne herab der Revolution die Wege gebahnt haben. Auch darf man es nicht übersehen, daß Joseph in vielen Beziehungen nur das weiter ausführte, was seine treffliche Mutter begonnen hatte. Sie war dazu durch die Noth gedrängt worden, in die sie durch das Emporblühen des preußischen Staates versetzt worden war. Es hatte sich ihrer nach dem österreichischen Erbfolgekriege die Ueberzeugung bemächtigt, daß Oesterreich der Rivalität des preußischen Staates nicht gewachsen sei, wenn es im Innern nicht ähnliche Bahnen betrete, wie diejenigen, die Preußen groß gemacht hatten. Es schien klar, daß dem preußischen Staate ein österreichischer Staat an die Seite gestellt werden müsse, um den Kampf mit ihm zu bestehen. Bartenstein, der Straßburger Professorensohn, hatte Maria Theresia wohl zuerst auf diesen Weg gewiesen. Der Schlesier Haugwitz ist es dann gewesen, durch den sie ihre meisten Reformen durchführen ließ. Auf Haugwitz folgte dann Kaunitz und auf Kaunitz Joseph. Nicht aus eigenem Antrieb hat sich Oesterreich auf die Bahnen der Staatsomnipotenz verirrt, sondern in der Nothwehr gegen Preußen.

Man hat über das eigentliche Wesen und die Bedeutung Josephs II viel hin und her gestritten. Wie wir meinen, kann im Lichte unserer Tage das Urtheil über ihn nicht schwer sein. Offenbar hatte man in seiner Jugend viel zu viel aus ihm gemacht. Wie alle frühreifen Knaben erweckte er bei Andern und leider auch bei sich übertriebene Hoffnungen. Es scheint, daß die Mutter den begabten Sohn auf Kosten des Vaters bevorzugt hat. Zur Zeit seiner Frankfurter Königskrönung berichtet er in einer Weise über diesen, die doch immerhin nicht von Nutzen für seine innere Entwickelung gewesen sein kann. Das, was sie vergeblich erstrebt, sollte der begabte Sohn ausführen. Ihre ganze Hoffnung beruhte auf diesem ihrem Erstgeborenen.

Es war die Zeit, wo jeder womöglich ein großer Mann sein wollte, und so hat man denn auch aus Joseph einen großen Mann gemacht, ehe er etwas Wirkliches geleistet hatte. In den zu Neiße zwischen ihm und Friedrich ausgewechselten Briefen beehren sich die beiden Fürsten gegenseitig mit diesem Prädicat. Der Vers unter einem Bilde, das den Tod Maria Theresia's darstellt, nennt Joseph den großen Sohn. Es war sein Verlangen, neben dem großen Friedrich und der großen Katha-

rina als Dritter im Bunde die Welt zu beglücken, und sein Kopf erfüllte sich frühzeitig mit Projecten, die ihn zu diesem Ziele führen sollten, und an denen seine Seele mit um so größerer Wärme und um so größerer Zuversicht festhielt, als dann doch noch eine Reihe von Jahren verging, ehe er an ihre Ausführung schreiten konnte. Er war von früh an fest überzeugt, daß er zum Regenerator seines Vaterlandes berufen sei. Eine wirkliche Jugend hat er gewiß niemals gehabt. Seine älteren Geschwister liebten ihn nicht und klagten über seinen Kriticismus und seine Neckereien. Marie Antoinette hat als eines seiner jüngsten Geschwister und vielleicht als charakterverwandt sich am meisten an ihn angeschlossen. Die guten Lehren aber, die er ihr nach einem Besuche in Paris in einem langen Exposé gibt, sind im Schulmeisterton gehalten und mußten der armen Königin wehe thun, weil kein ächtes Mitgefühl für ihre schwierige Lage daraus spricht. In Joseph's ganzem Wesen lag überhaupt etwas Docirendes. Auf einen positiven Gedanken stößt man selten bei ihm. Seine Force ist die Kritik. Seine Briefe sind in dieser Beziehung voll der richtigsten Bemerkungen und zeigen weit mehr negative Menschenkenntniß, als man von dem Theoretiker erwarten sollte. Aber es ist meist etwas Schneidendes und Aetzendes in ihnen. Selbst über seine Mutter moquirt er sich beständig in den Briefen an seinen Bruder Leopold. Seine erste Frau, mit der er doch in äußerst glücklicher Ehe lebte, spricht ihm ein tiefes Gefühl ab. Maria Theresia meint, er besitze kein Wohlwollen und werde seine alten treuen Diener durch seinen Kriticismus zurückstoßen. Er möge sich an der Vereinsamung Friedrich's ein Beispiel nehmen. Es war ihm wie so vielen Leuten seines Schlags gegangen: die einseitige Pflege des Geistes hatte die gewiß in ihm vorhandenen Gemüthsseiten nicht aufkommen lassen. Das Wohlwollen hatte bei ihm den Charakter der Philanthropie angenommen und richtete sich mehr auf das Ganze, statt auf den einzelnen Menschen. Seine unglückliche zweite Ehe, der Tod seines Kindes, die steten Zerwürfnisse mit der Mutter hatten ihn vollends in diese Bahn geworfen. Seine meisten Geschwister lebten im Ausland. Seine unverheiratheten Schwestern entfernte er von seinem Hof. Bereits bei seinem Regierungsantritt steht er völlig vereinsamt da. Im gewöhnlichen Sinne des Wortes möchten wir ihn nicht gerade eitel nennen. Es war ihm wirklich um die Sache zu thun, und er trug die Ueberzeugung in sich, daß er das Gute wolle. Man darf den edeln Kern seines Wesens gewiß nicht verkennen. Es ist denn doch eine starke

Uebertreibung, wenn von Sybel meint, die Beweggründe Friedrich's seien überall tiefer und sittlicher als die Joseph's gewesen. Aber wie es frühreifen Theoretikern zu gehen pflegt, überschätzte er seine eigene Kraft, wie die ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel nach allen Richtungen hin. Wie er von sich das Uebermenschliche fordert, so stellt er auch an die Lebensfähigkeit der Monarchie Ansprüche, denen diese nun einmal nicht gewachsen war. Wie seine Schwester Marie Christine mit Recht bemerkt, ist das Ende gewesen, daß er seine Lebenskraft vor der Zeit aufzehrte, die Monarchie aber an den Rand des Abgrunds brachte. Von dem habsburgischen Naturel lag äußerst wenig in ihm. Er ist eine durchaus fremde Erscheinung in der langen Reihe deutscher und österreichischer Kaiser. Seine Züge tragen nicht den habsburgischen Stempel, sondern gleichen denen seines Vaters: nur das Auge soll er von der Mutter gehabt haben. Vor allem fehlte ihm die Geduld der Habsburger. Alles sollte gleich gehen. Eine übernatürliche Energie sollte alles ersetzen und erzwingen und er verlor sich dabei viel zu sehr in Kleinigkeiten. Ueberzeugte er sich dann, daß er mit dieser Art von Energie nicht sogleich durchzudringen vermöge, so pflegte er seine Unternehmungen aufzugeben: schon nach dem unglücklichen Ausgange des Scheldestreites hat Friedrich seine Meinung dahin ausgesprochen, daß er diesen Fürsten für sehr unbeständig halte. Geist ist ihm nicht abzusprechen. Aber eigenthümliche große und productive Ideen findet man nicht. Das Positive, was er gibt, bietet durchaus nichts Originales, nichts, das sich von dem die Zeit beherrschenden Gedankenkreise unterschiede. Bei der Motivirung positiver Maßregeln verfällt er gewöhnlich, ohne es zu merken, in die Negation, um dann ohne Ueberleitung zu einem unerwarteten Schluß zu gelangen. Man muß durchaus festhalten, daß eine innere Nothwendigkeit für einen großen Theil dessen, was er that, nicht bestand, und daß er im Gegentheil zur guten Hälfte Dinge wollte, die mindestens zu seiner Zeit rein unmöglich waren. Namentlich auf kirchlichem Gebiet hat er weit über das Ziel hinausgeschossen und ist zum Theil erheblich weiter als der heutige Culturkampf gegangen. Er betrachtete die Kirche als einen Theil des Staatswesens und des Staatsmechanismus. Auch in rein kirchlichen Dingen sollten seine Vorschriften absolut bindend sein. Wenn er ohne Weiteres Rekurse an den Papst, die Verbindung mit den kirchlichen Obern, untersagte, so überschreitet er damit schlechterdings die Grenzen der weltlichen Macht. Seine Einmischung in die Ausbildung der Kleriker, in die in-

neren Ordnungen der Klöster und vor allem in den Cultus müssen unbedingt verurtheilt werden. Das Recht kommt bei ihm so gut wie gar nicht in Betracht. Die Stelle desselben vertritt die Philosophie und das, was er persönlich als die Wohlfahrt des Staates ansah. Auch an den besten Ueberkommenschaften Oesterreichs hat er gerüttelt, und schlimmer noch als was er that, war die Art und Weise, wie er es that, und das Ideal, von dem er dabei ausging. „Ich habe ein schweres Geschäft vor mir", sagte er einst in Beziehung auf die kirchlichen Reformen; „ich soll das Heer der Mönche reduciren, soll die Fakirs zu Menschen bilden, sie, vor deren geschornem Haupte der Pöbel in Ehrfurcht auf die Knie niederfällt, und die sich eine größere Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen konnte. Seit dem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reiches gemacht. Zufolge ihrer Logik wird Oesterreich eine andere Gestalt bekommen, das Ansehen des Ulemas eingeschränkt werden und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen wieder kommen."*) Wer sieht es nicht, auf welch' grundfalscher Bahn ein österreichischer Herrscher, ein römischer Kaiser deutscher Nation, sich bewegen mußte, der solche Gedanken als den innersten Kern seiner Politik betrachtete und ihnen solche Worte verleihen konnte! Man kann Maria Theresia wahrlich nur Recht geben, wenn Joseph's Ansichten in ihren Augen viel zu sehr der sittlichen Gesichtspunkte entbehrten, sie waren ihr, wie sie es nannte, zu realistisch. Sie schreibt ihm einst, seine Ideen kämen auf Religionsfreiheit, auf Vernichtung der Großen und auf allgemeine Ungebundenheit hinaus. Die erstere sei einem katholischen Fürsten nicht erlaubt; was aber die letztere betreffe, so werde es derjenige ihrer Nachfolger bitter zu bereuen haben, der sich auf solche Wege begebe.

Joseph kannte kein anderes Interesse als das des Staats. Es hing dies allerdings mit seinen besten Seiten zusammen. Das von Haus aus liebevolle Herz des familienlosen Mannes, des vereinsamten Theoretikers, suchte hier seine Befriedigung. Es schlug mit einer Wärme für Oesterreich, die noch in seinen letzten Lebenstagen in rührender Weise zu Tage tritt. Und wer fühlt es nicht dennoch, daß auch hierin etwas Verkehrtes und Krankhaftes lag? Maria Theresia schreibt ihm

*) Nach Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Vierte Aufl. Berlin 1869, Bd. I, S. 151.

einst, sie könne mit gutem Gewissen auch von sich sagen, daß sie ihr und ihrer Kinder Wohl immer dem Interesse des Staates nachgesetzt habe. Aber es bestand doch ein gewaltiger Unterschied zwischen ihrer und der Art, wie ihr Sohn die Sache nahm. Es hat vielleicht selten einen Fürsten gegeben, der einen gleichen Cultus mit der Staatsidee getrieben hat wie er. Obwohl er persönlich nicht ungläubig, sondern nur kühl in Religionssachen war, so ist der Staat doch recht eigentlich sein Götze gewesen. Auch sein fürstliches Selbstgefühl opferte er ihm. Er betrachtete sich wirklich nur als einen obersten Beamten. Bei des Papstes Anwesenheit in Wien schreibt er an seine Schwester Marie Christine, er sowohl als jener würden wahrscheinlich bei ihren Ansichten bleiben. Jeder verdiene damit das Brot, das er esse.

Man würde sich aber natürlich sehr irren, wenn man darum meinen wollte, Joseph sei kein Autokrat gewesen. Er greift mit einer rücksichtslosen Härte durch, die ihm zuletzt meist auch die Herzen derer entfremdete, die ihm am nächsten standen. „Der Kaiser", sagt ein englischer Diplomat jener Zeit, „hegt strenge und feste Grundsätze über Gerechtigkeit und Billigkeit und kein Herrscher kann ein größerer Feind der Unterdrückung sein. Es ist jedoch eine gewisse Härte und Steifheit in ihm, welche erst die Reife des Alters und der Erfahrung mildern kann und welche ihn jetzt zu schnell und zu oft zu dem Schlusse verleitet: dies ist recht, also soll und muß es sein.*) Wie er, trotz aller entgegenstehenden Seiten seiner Natur, nach Friedrich's Vorbilde durchaus Soldat sein wollte, so hat sein ganzes Regierungssystem einen militärisch-bureaukratischen Charakter. Während sein Bruder Leopold eine sehr ausgedehnte verfassungsmäßige Freiheit als das Ziel der Staatsweisheit und die niederländische Verfassung als ein Vorbild betrachtete, hat Joseph niemals anders als rein absolutistisch zu regieren verstanden und die in seiner Monarchie noch bestehenden Verfassungen entweder zu Gunsten dieses Absolutismus zu beseitigen gestrebt, oder nicht in den Rahmen seiner Regierungsweisheit einzupassen verstanden. Er war ein philanthropischer Volksbeglücker im Sinne der edleren Persönlichkeiten unter den Gewalthabern der französischen Revolution. Man hat viel Wesens davon gemacht, daß er der erste österreichische Herrscher war, der ein gutes Schriftdeutsch schrieb und sprach. Aber seine Mutter war trotz ihres schlechten Deutsch wahrlich in jeder

*) Häusser, Deutsche Geschichte ꝛc., I, S. 150.

Beziehung eine weit bessere Deutsche. Wie Joseph's ganze Anschauungsweise weit mehr eine französische als eine deutsche war, so hat er sich eigentlich auch nur als Oesterreicher gefühlt und so hat er auch nur ein sehr geringes Interesse für das Reich gehabt. Er zeigt sich gerührt bei seiner Frankfurter Krönung. Er hat auch anfangs einen Anlauf in den Reichsangelegenheiten genommen. Aber er ist bald genug wieder davon abgestanden; sein Herz hing viel zu sehr an der Idee des österreichischen Staats, als daß darin für Deutschland und das Reich noch ein großer Raum gewesen wäre. Von dem kaiserlichen Pflichtbewußtsein seines vielfach unterschätzten Vaters und den fast religiösen Begriffen, die dieser damit verband, findet sich bei Joseph wenig genug.

Die Revolution in den Niederlanden.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf die innere Politik Josephs näher einzugehen. Nur die niederländischen Wirren sind eigentlich von europäischer Wichtigkeit geworden, weil einerseits die preußische Politik sich ihrer bemächtigt und weil sie sich andererseits an den französischen Ereignissen von 1789 bis zu einer wirklichen Revolution gesteigert haben.

Kein Conflict hatte zu Maria Theresia's Zeiten das Verhältniß zwischen Volk und Regierung in den österreichischen Niederlanden getrübt. Noch heute rechnet man dort ihre Regierung zu den glücklichsten Perioden des Landes. Die Kaiserin besaß die Liebe und Achtung der Belgier, ihr Statthalter Karl von Lothringen*) stand in der Gunst des Volkes wie keiner vor oder nach ihm. Persönliche Sympathien wie seine Mutter hatte Joseph II. in Belgien nie besessen. Man fühlte sich hier im Genuß einer alten und durch so viele Stürme geretteten Verfassung und hatte keinen Sinn für des Kaisers neuerungssüchtige Philanthropie. An Josephs Auftreten gegen Holland hatte man Anfangs Hoffnungen geknüpft, aber der traurige Ausgang dieser Verwicklungen hatte verstimmt und der Autorität des Kaisers geschadet. Sein Lieblingsplan, Belgien gegen Bayern zu vertauschen, hatte ihm vollends die Gemüther entfremdet.

Belgien bestand aus einer Anzahl einzelner Provinzen, von denen jede ihre besonderen Rechte und Freiheiten besaß, und die durch keine

*) Der aus dem österreichischen Erbfolge- und dem siebenjährigen Kriege bekannte Schwager Maria Theresia's.

gemeinsame Repräsentation verbunden waren. In dem wichtigen Brabant beruhte die Verfassung noch immer auf jener joyeuse entrée, durch die die brabantischen Stände Philipp dem Guten die Hände zu binden gesucht hatten. Ein Minister und ein Generalstatthalter standen an der Spitze der Verwaltung. Seit Josephs Thronbesteigung bekleideten letzteren Posten gemeinsam mit ihrem Gemahl die an den Herzog von Sachsen-Teschen vermählte Erzherzogin Marie Christine. Die Truppen waren wenig zahlreich. Die Steuern zu bewilligen war Sache der Stände. Deputationen aus ihrer Mitte hatten in allen wichtigen Fragen der Verwaltung eine berathende Stimme. Jede einzelne Provinz besaß ihre eigene Gerichtsbarkeit und ihr eigenes Obergericht. Unter diesen erfreute sich der hohe Rath von Brabant des größten Ansehens. Ein großer Theil der Beamten des Landes bestand aus eingeborenen Belgiern und wurden von den Ständen erwählt. Groß war der Einfluß der Geistlichkeit. Sie besaß außerordentliche Reichthümer; sie leitete ausschließlich den Unterricht, wie sich denn auch in ihren Händen die Universität Löwen befand. Seitdem die deutsche Linie des Hauses Habsburg die Niederlande übernommen, hatte sie die so tief eingewurzelten Rechte und Eigenthümlichkeiten des Landes geschont und gepflegt. Eben so wenig wie das Mailändische dachte man daran, die Niederlande in den Mechanismus des österreichischen Staats einzufügen. Kaunitz war lange Zeit Hofkanzler für die Niederlande, wie für die Lombardei. Dieser verwandte geradezu Diplomaten für den niederländischen Dienst und behandelte die niederländischen Angelegenheiten wie auswärtige. Zu den Zeiten des Prinzen Eugen war die oberste Verwaltung dessen Händen anvertraut. Man sieht, wie man nur die bedeutendsten Männer der Monarchie zur Regierung dieser Lande fähig hielt.

Bereits im Jahre 1782 griff Joseph in diese Verhältnisse ein. Wie er den Barrièrevertrag einseitig cassirte, so hob er — seine Maßregel traf besonders die beschaulichen Orden — ein Dritttheil der Klöster auf und beschränkte die Appellation an den Papst. Die Macht der Bischöfe wurde beschnitten. Die Proteste der geistlichen Behörden blieben unbeachtet. — Der bevollmächtigte Minister, Fürst Starhemberg, hatte, weil er diese Maßregeln mißbilligte, seinen Posten aufgegeben. Die holländische Revolution von 1786 hatte dann natürlich auf die österreichischen Niederlande zurückgewirkt, und gerade diesen Augenblick wählte der Kaiser, um seine hauptsächlichsten Re-

formen in den Niederlanden durchzuführen. Diese würden jetzt an die Reihe kommen, hat er seiner Schwester Marie Christine geschrieben.*) Im October und November erschienen die betreffenden Edicte. Die bischöflichen Seminare sollten durch ein Generalseminar für das ganze Land unter Leitung der Regierung ersetzt werden. Die Landesuniversität sollte ebenfalls den Händen der Regierung übergeben und von Löwen nach Brüssel verlegt werden. Andere Rescripte griffen tief in die gottesdienstlichen Ordnungen der katholischen Kirche ein. Wie in Oesterreich wurden auch hier Festtage aufgehoben, Processionen verboten, die Gebräuche am Altar verändert. Am 1. Januar 1787 erschienen dann die entscheidenderen Verfügungen. Alle obersten Behörden des Landes wurden aufgehoben und durch eine Centralbehörde, den „Rath des Generalgouvernements der Niederlande", ersetzt, an dessen Spitze der bevollmächtigte Minister trat. Fünf Deputationen, aus den Ständen gewählt und von der Regierung bestätigt, sollten in dieser Behörde die Interessen des Landes vertreten. Statt der alten Eintheilung in Provinzen sollte nun das Land in drei Kreise mit eben so vielen Intendanten zerfallen. An Stelle aller besonderen Gerichtsbarkeit der Provinzen, des Adels und des Clerus sollte in Brüssel ein oberster Gerichtshof für das ganze Land errichtet werden. Mit dem 1. April sollte Alles in's Leben treten.

Schon im Herbst 1786 war die Erbitterung eine große gewesen. Die Seminaristen zu Löwen wollten sich gewaltsam der Auflösung ihres Seminars widersetzen; man hatte Waffengewalt gegen sie requirirt. Jetzt durchdrang die Entrüstung alle Schichten der Bevölkerung. Man fürchtete, daß auch noch die österreichische Proceßordnung und die Conscription eingeführt werden sollten. Man verglich Joseph mit Philipp II. Man verwies öffentlich auf jenen Artikel der joyeuse entrée, dem zufolge der die Verfassung brechende Herrscher aller seiner Souveränitätsrechte verlustig gehen sollte. Die Stände von Brabant verweigerten am 19. April die Steuern bis zur Wiederherstellung der verletzten Verfassung. Man hatte bereits unter sich ein Abkommen getroffen für den Fall, daß die Regierung mit Waffengewalt einschreiten sollte. Die Aufregung wuchs täglich. In Gent und Namur fanden Emeuten statt. Eine Deputation der Stände verlangte von den Statthaltern die Entlassung des Ministers und der obersten Beamten.

*) Adam Wolf, Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich, Wien 1863, Bd. I, S. 241.

In den Regierungskreisen herrschte Zwiespalt und Rathlosigkeit. Der Kaiser war 300 Meilen von Brüssel entfernt, in der Krim. Für den Fall eines Conflictes hatte man keine Befehle. Man glaubte, wie so häufig in Revolutionszeiten, der Bewegung durch Nachgiebigkeit Herr werden zu können. Die Josephs Neuerungen abgeneigten Generalstatthalter erschienen in der Ständeversammlung zu Brüssel und versprachen die Wiederherstellung der alten Ordnung und die Entlassung des Ministers. Die Opposition hatte gesiegt.

Mit ungeheurem Jubel begrüßte das Volk diesen Schritt der Statthalter; man versicherte, Gut und Blut für den Kaiser hingeben zu wollen, wenn er nur die Rechte und Freiheiten des Landes achte. -- Aber die Bewegung hatte inzwischen schon einen ganz anderen Charakter angenommen. Es ging wie zwei Jahre später in Frankreich. Der dritte Stand trat an die Spitze der bis dahin von den beiden ersten Ständen geleiteten Opposition. Advocaten organisirten die Agitation, aufrührerische Schriften erschienen, die ganze Bevölkerung legte die Nationalcocarde an: selbst der Minister folgte dem allgemeinen Beispiele. In den Städten errichtete man Freiwilligencompagnien: angeblich zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit. — Man sieht, es ist die gleiche Strömung, wie sie zur selben Zeit auch Holland und Frankreich durchzieht: was 1786 in Holland und 1787 in Belgien geschah, war nur das Vorspiel der französischen Ereignisse von 1789.

Der Kaiser war über diese Vorgänge in den Niederlanden entrüstet, und glaubte um so entschiedener auftreten zu müssen, als er die Rückwirkung derselben auf das eigentliche Oesterreich fürchtete. Er versagte den Versprechungen der Generalstatthalter seine Genehmigung und tadelte auf das Entschiedenste die Nachgiebigkeit des Gouvernements. Die Generalstatthalter und der Minister Belgiojoso wurden zur Verantwortung nach Wien berufen. Zwar erlaubte er auch einer belgischen Deputation, dorthin zu kommen und ihre Beschwerden vorzubringen, aber er erklärte derselben, die Niederländer müßten erst die rückständigen Steuern zahlen, die abgesetzten Beamten wieder einsetzen, die Freiwilligen-Compagnien auflösen, die kirchlichen Reformen durchführen; dann wolle er die niederländische Verfassung anerkennen und sich gütlich über die streitigen Punkte mit ihnen einigen. Die voller Hoffnungen nach Wien gekommenen Abgesandten waren wie vom Donner gerührt. Die Bewegung kam jetzt erst recht in Fluß. Die Stände beantworteten die Erklärung des Kaisers mit der Forderung nach der völligen Wieder-

herstellung der Constitution, dann erst wolle man auch die übrigen Punkte erledigen. Einige Ständeglieder wandten sich bereits an den französischen Geschäftsträger und baten um eine französische Intervention. Die Stände verlangten Auskunft über die vom Kaiser beschlossenen Truppensendungen. Der Kaiser giebt darauf den Befehl, gegen jede Ruhestörung mit Gewalt einzuschreiten. Die Vereine werden aufgelöst. Aber wieder tritt die Eigenthümlichkeit des österreichischen Staatswesens, wieder tritt die Zusammenhangslosigkeit seiner Organe störend dazwischen. Der Militärcommandant Murray machte den Ständen in demselben Augenblicke, wo der Kaiser sich zu den durchgreifendsten Maßregeln entschloß, die weitgehendsten Zugeständnisse, um sie nur zur Bewilligung der Steuern zu bewegen. Er wird abgerufen und durch den wenig geeigneten d'Alton ersetzt. An Belgiojoso's Stelle tritt Trautmannsdorf, ein junger, unerfahrener, mit den belgischen Verhältnissen ganz unbekannter Mann. Auch er hat es Anfangs mit der Güte versucht. Als er aber damit nicht vorwärts kam, wählte er den entgegengesetzten Weg. Am 22. Januar 1788 sandte er dem Rath von Brabant den Befehl zur Publication eines Edictes zu, durch das alle vor dem 1. April 1787 erlassenen Ordonnanzen des Kaisers sanctionirt werden sollten. Die Truppen waren consignirt, Patrouillen durchzogen die Straßen. Zum ersten Male kam es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen Truppen und Volk. Der Rath fügte sich. Ueberall begann man die Neuerungen durchzuführen. Die Opposition war für den Moment eingeschüchtert. Aber die Stimmung änderte sich nicht. Der Advocat van der Noot erscheint jetzt als der Leiter der Volksbewegung. Man mißhandelte mancher Orten die Anhänger der Regierung. Als in Mecheln und Antwerpen die bischöflichen Seminare geschlossen werden sollten, rottete sich das Volk zusammen. Als man jetzt auch die Universität von Löwen nach Brüssel verlegen wollte, kamen ähnliche Excesse vor. Die Truppen feuerten auf die Menge, und es gab mehrere Todte. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen, die Häupter der Bewegung flüchteten in's Ausland. (März und April 1788.)

Zum zweiten Male schien es, als sei der Friede wieder hergestellt. Der Trotz der Belgier war gebrochen, der Kaiser zeigte eine versöhnliche Stimmung. Ruhig vergingen Sommer und Herbst 1788. Aber bereits im September verweigerten die Stände von Brabant und Hennegau die Steuern für das folgende Jahr. Das erbitterte den Kaiser auf's Neue. Er war entschlossen, lieber Alles zu verlieren, als einen Schritt zu

weichen. Er befiehlt jetzt, die Steuern ohne Weiteres zu erheben. Die Stände von Brabant und Hennegau werden aufgelöst, alle früheren Concessionen widerrufen (Januar 1789): weil die Unterthanen die Verfassung nicht gehalten, glaubt sich auch der Kaiser nicht mehr an sie gebunden.

Mit Ausnahme des Hennegau's fügten sich die Stände in allen Provinzen. Der Sieg des Kaisers war zum dritten Male so gut wie entschieden. Auf Anrathen Trauttmannsdorffs ging er jedoch jetzt noch weiter. Er verfügte am 16. Juni 1789, daß der dritte Stand nach einem neuen Modus berufen werden solle. Die Steuern sollten fixirt werden, bis zu einer gewissen Höhe von dem Votum der Stände unabhängig sein. Der Rath von Brabant wurde aufgehoben. Aller Widerstand sollte mit den Waffen niedergeschlagen werden. Gefährliche Maßregeln, die dadurch um so gefährlicher wurden, als gerade in diesem Augenblicke die französische Revolution ansbrach. Die Stände erklärten ihre Versammlungen nicht fortsetzen zu können; ihre Archive und Cassen wurden darauf von der Regierung mit Beschlag belegt. Das Militär rückte aus, Verhaftungen von Ständemitgliedern wurden vorgenommen.

Inzwischen hatte sich aber auch die Opposition unter Anlehnung an die französische Revolutionsbewegung festerorganisirt. Eine patriotische Verbindung erstreckte sich über das ganze Land. Sie zählte 46,000 Mitglieder und besaß Geld und Waffen. Van der Noot hatte jetzt in Berlin, im Haag und in London die Cabinete für die belgische Bewegung gewonnen. Diese wurde jetzt zu einem integrirenden Theil von Hertzbergs diplomatischem Operationsplan. In Breda befand sich ein Revolutionscomité, das Freiwillige anwarb und in den Waffen übte. Die Parteiunterschiede traten im Kampfe gegen die absolute Fürstengewalt zurück.

Wie es in Zeiten dieser Art zu gehen pflegt, haben auch solche Aristokraten im entscheidenden Augenblick mit den Aufrührern gemeinsame Sache gemacht, die bis dahin dem Hofe nahe gestanden und sich mancher Gunst erfreut hatten. Die Geistlichkeit war von vornherein mit dem Volk Hand in Hand gegangen. Die Regierung war schlecht unterrichtet. Zu spät nahm man Verhaftungen vor und ordnete eine allgemeine Entwaffnung an. Aber auch jetzt entkamen die Führer oder versteckten sich.

Ende October 1789 überrumpelten die Insurgenten von Holland aus das kleine Fort Lillo, van der Mersch schlug den kaiserlichen General Schröder bei Turnhout, aber vor dem General d'Arberg wichen die Schaaren auf holländisches Gebiet zurück.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß ein energisches Vorgehen mit der Revolution schnell fertig geworden sein würde. General d'Alton hatte bereits alle Anstalten getroffen. Aber der Kaiser war todtkrank, alle seine Länder befanden sich in offener oder geheimer Auflehnung gegen das Werk seines Lebens, seine Kraft war gebrochen. Die ihm von Haus aus eigenen weicheren Seiten gewannen unter solchen Umständen die Oberhand. Seine Unbeständigkeit machte sich jetzt vollends geltend. Er wurde an sich selbst und seinen Maßregeln irre. Vor Allem fürchtete er die Einmischung des preußischen Cabinets. D'Alton erhielt den Befehl, vorsichtig und schonend zu Werke zu gehen. — Nur so kam es, daß es einem Insurgentenhaufen, welcher Gent besetzt hatte, möglich ward, sich dort zu halten. Mit großer Schnelligkeit verbreitete sich darauf die Revolution von hier über das ganze Land. Brügge, Courtray, Menin, fast ganz Flandern fielen ab, die Insurgenten bedrohten bereits Brabant. Nur Brüssel und die Festungen befanden sich noch in den Händen der kaiserlichen Truppen. Auf Trauttmannsdorffs und d'Altons ausdrückliches Verlangen reisten die Generalstatthalter am 18. November 1789 ab: man hatte sich ihrem Widerstreben gegenüber auf einen Befehl des Kaisers berufen. Schrecken und Bestürzung war die Folge. Die meisten höheren Beamten flüchteten.

In diesem entscheidenden Augenblicke hat wiederum die Uneinigkeit den Ausschlag zu Ungunsten der kaiserlichen Sache gegeben. Gegen die Generalstatthalter waren Trauttmannsdorff und d'Alton einig gewesen; nun gingen sie vollständig auseinander. Der eine wollte vermitteln, der andere dem Schwert die Entscheidung überlassen. Man kam zu keinem Entschluß.

Jetzt widerrief der Kaiser alle Neuerungen. Er erließ eine allgemeine Amnestie, von der nur die Anstifter der Revolution ausgenommen wurden. Es war zu spät. Die Nachgiebigkeit des Kaisers erhöhte nur die Verwegenheit der Insurgenten. Die vereinzelten kaiserlichen Truppen wurden überall zurückgedrängt. Um die Verwirrung noch zu erhöhen, besetzten preußische Truppen in Folge eines Streites zwischen dem Bischof und seinen Unterthanen das benachbarte Gebiet von Lüttich.

Ein entschiedenes Auftreten hätte auch jetzt der Sache noch eine andere Wendung geben können. Man besaß noch ein kampfbegieriges Heer von 22,000 Mann. Allein Trauttmannsdorff, dessen Energie jetzt vollends der Schwäche Platz gemacht hatte, glaubte durch seine persönliche Vermittelung den Conflict schlichten zu können. Man schloß mit den Aufständischen einen Waffenstillstand auf zwei Monate. Das entschied den Verlust der Niederlande. Am 10. December brach die Revolution in Brüssel aus, Soldaten gingen über. Der Minister hinderte auch jetzt d'Alton an energischen Maßregeln. Der Kaiser hatte angeordnet, daß man lieber die Stadt räumen, als ein einziges Haus in Brand stecken sollte. Das Ende war, daß die kaiserlichen Truppen am 13. December die Landeshauptstadt verließen. Gewehre, Munition, Kanonen und drei Millionen Gulden fielen in die Hände der Aufständischen. Trauttmannsdorff entfloh, d'Alton führte die Armee über Namur nach Luxemburg. Die gesammten österreichischen Niederlande gingen bis auf Luxemburg und Limburg an die Insurgenten verloren.

Der Minister wie der Höchstcommandirende wurden darauf ihrer Posten enthoben und Philipp Cobenzl an die Stelle des einen, der in den Niederlanden wohlbekannte und durch seine Frau mit der dortigen Aristokratie verwandte Ferraris an die Stelle des anderen gesetzt. Als aber Ferraris mit neuen Vorschlägen des Kaisers nach Brüssel reiste, wurde er von den Insurgenten gefangen genommen und nur gegen das Versprechen entlassen, nicht gegen Belgien kämpfen zu wollen. Man erklärte jetzt den Kaiser seiner Souveränitätsrechte für verlustig, warb Truppen und war fest entschlossen, seine vermeintlichen Rechte mit den Waffen zu vertheidigen. Man setzte die Beamten der Regierung ab und nahm sie gefangen. Die Stände von Brabant leisteten als die ersten den Eid für die Union und beriefen die übrigen Provinzialstände nach Brüssel. Am 7. Januar 1790 traten dann die Stände von Brabant, Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln und Tournay zu einem Congreß zusammen. Dieser erklärte das Haus Oesterreich der Herrschaft über Belgien für verlustig. Die Provinzen Belgiens, hieß es treten unter dem Namen „vereinigte belgische Staaten" zu einer Conföderation zusammen. Den einzelnen Provinzen verblieben alle bisherigen Hoheitsrechte. Der aus Deputirten der einzelnen Stände sich zusammensetzende Congreß sollte die höchste Regierungsgewalt ausüben. Ihm gehört das Recht des Krieges und des Friedens, ihm untersteht das Militärwesen des gesammten Landes. Diese Verfassung ward am

20. Januar 1790 veröffentlicht. Auch Limburg trat jetzt der Conföderation bei. Nur Luxemburg, wo die Verhältnisse von jeher wesentlich anders gelegen und das man zu den eigentlichen Niederlanden niemals gerechnet hat, blieb dem Kaiser treu. So endigte dieser in seiner Art einzige Kampf zwischen der Revolution von oben und der Revolution von unten mit dem vollständigen Siege der letzteren. Es ist ein verhängnißvolles Ereigniß gewesen, und es war von den weitest gehenden Folgen, daß die Niederlande in einem Augenblick für Oesterreich verloren gingen, wo sich die Revolution in Frankreich mehr und mehr zu erhitzen begann, und die Zustände sich dort in einer Weise verschlimmerten, die die Lage der französischen Regierung im Grunde doch schon zu einer hoffnungslosen machte.

Die russisch-österreichische Allianz von 1781, das bayrische Tauschproject und der Fürstenbund.

Niemals wäre es, wie man heutzutage von allen Seiten zugiebt, zu einem solchen Resultate gekommen, wenn die auswärtigen Feinde Oesterreichs sich nicht dieser belgischen Händel bemächtigt hätten. Denn nicht glücklicher als in der inneren war Joseph in der auswärtigen Politik. Seine Haltung während des ersten Türken krieges der Kaiserin Katharina war verhängnißvoll gewesen. In dem bayrischen Erbfolgekrieg war er mit seiner Politik fast vollständig unterlegen. Er scheint sich von dieser Zeit an in den auswärtigen Fragen der Erfahrung des Fürsten Kaunitz untergeordnet zu haben, der dafür auf jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten verzichtete. Mit Ausnahme des unglücklichen Scheldestreites, in dem Joseph ja schließlich nachgab, ist es eigentlich die Kaunitz'sche Politik, die wir in den auswärtigen Angelegenheiten zwischen 1780 und 1790 in Oesterreich zur absoluten Geltung kommen sehen. Und dieselbe ist bis zu einem gewissen Punkt von Erfolg gekrönt gewesen. Kaunitz und Joseph waren jetzt von dem Gedanken zurückgekommen, in Preußen eine Stütze gegenüber der russischen Politik zu suchen und dieser in den orientalischen Angelegenheiten entgegen zu treten. Der Versuch von 1769 und 70 war zu gründlich fehlgeschlagen. Das Vertrauen, das man Preußen entgegengebracht hatte, war zu gründlich getäuscht worden, als daß so bald an eine Erneuerung des

mißglückten Versuchs gedacht werden konnte. Der bayrische Erbfolgekrieg hatte dann von Neuem gezeigt, wie wichtig das Verhalten Rußlands bei jedem Zerwürfniß zwischen Oesterreich und Preußen sein mußte: man ersieht aus den Briefen Josephs, daß er die Partie von dem Augenblicke an verloren gab, wo sich Rußland mit Entschiedenheit auf die preußische Seite stellte. Diesem war die Entscheidung zwischen den beiden deutschen Großmächten zugefallen. Seit dem 17. Jahrhundert war dasselbe ein Alliirter Oesterreichs gewesen. Die Politik des Prinzen Eugen hatte nicht zum geringen Theil auch auf der Allianz mit ihm beruht. Bis zum Tode der Kaiserin Elisabeth hatte es sich im Großen und Ganzen als ein treuer Verbündeter bewährt. Nicht in der französischen, sondern in der russischen Allianz hatte während des siebenjährigen Krieges die Kraft der österreichischen Politik gelegen. Man war seit dem Abfalle Rußlands von einer schwierigen Lage in die andere gerathen und einer Reihe von Schlappen ausgesetzt gewesen. Es lag am Tage, daß man die wie ein Alp auf Oesterreich lastende Allianz der beiden Nordmächte sprengen mußte, wenn die Monarchie auch nur zu einer erträglichen Existenz gelangen sollte. Mit Preußen war es nicht gegangen. Es blieb kein anderer Weg übrig, als der Anschluß an Rußland. Und diese Zwangslage wurde noch dadurch verstärkt, daß die deutschen Staaten, wie wir gesehen, jetzt fast sammt und sonders auf Preußens Seite standen und daß die französische Allianz immer werthloser und zuletzt zu einer bloßen Redensart wurde: hatte doch die französische Politik während des bayrischen Erbfolgekrieges Oesterreich geradezu entgegen gearbeitet.

Nur diejenigen werden dieser Argumentation entgegen zu treten vermögen, die da von der naiven Auffassung ausgehen, daß die Dinge zwischen Oesterreich und Preußen in der Schwebe, in welcher sie sich befanden, bleiben konnten. Die preußische Politik drängte weiter und weiter. Oesterreich aber ließ sie nicht einen Zoll breit Raum für irgend eine Bethätigung seiner Lebenskraft und schnürte ihm recht eigentlich den Hals zu. Selbst da war Maria Theresia auf Friedrich's Widerstand gestoßen, wo sie darauf ausging, auch einmal einem ihrer Söhne ein Hochstift oder andere deutsche Pfründen zu verschaffen. Sie hatte die Genugthuung gehabt, ungeachtet der preußischen Intriguen die Wahl ihres Sohnes Maximilian zum Erzbischof von Cöln durchzusetzen. Die schwesterliche Freude Marie Antoinette's über die Wahl hat etwas Rührendes. Aber — und man liest es mit Erstaunen,

wenn man sich z. B. erinnert, eine wie lange Reihe bayrischer Prinzen vor Erzherzog Maximilian den cölnischen Kurhut getragen haben — auch diese cölnische Wahl hat Friedrich dazu herhalten müssen, den Fürstenbund gegen die Herrschbegier Oesterreichs in's Leben zu rufen. Er stellte es als ein Reichsinteresse dar, die Hochstifter dem niederen Adel mit Ausschluß der Fürstengeschlechter zu reserviren. In den Text der dem Fürstenbund zu Grunde liegenden Convention hat er einen Artikel einzuschalten sich bemüht, der sich hierauf bezog und dann auf Sachsens Widerspruch hin in ein besonderes Abkommen mit Hannover verwandelt wurde. Und noch heute erscheint in der preußischen Geschichtsschreibung die doch durchaus loyale cölnische Coadjutorwahl als eine Art moralischen Unrechts.*)

Bedürfte es noch einer Rechtfertigung für die auswärtige Politik Joseph's II, so ist sie durch das Verhalten Friedrich's gegen Rußland mehr als genügend gegeben. Es war Friedrich's Wunsch gewesen, die gegen Oesterreich gerichtete russische Allianz von 1764 zu erneuern, England oder Frankreich hinzuzuziehen und auch die Türkei in dieselbe aufzunehmen. Friedrich trug kein Bedenken, die Russen direct in das Detail der deutschen Angelegenheiten zu verwickeln. Durch Preußen war es veranlaßt, daß Rußland zu Teschen nicht bloß den Frieden von 1779, sondern auch den westphälischen ausdrücklich bestätigt und garantirt hatte. Man hatte kein Bedenken getragen, die Absendung russischer Gesandten nach Frankfurt und Hamburg zu veranlassen, deren Instruction unter Mitwirkung Preußens ausgefertigt war und deren ausgesprochener Beruf es sein sollte, den russischen Einfluß an die Stelle des sehr zurück getretenen schwedischen und dänischen zu setzen, und dadurch ein neues Gegengewicht gegen Oesterreich zu schaffen. Die Sache war um so gefährlicher, als Joseph's Uebereifer manches obsolet gewordene kaiserliche Recht geltend gemacht, andererseits aber auch hier, wo das österreichische Staatsinteresse in Frage kam, im Stile seiner inneren Politik in die mannigfach zweifelhaften Rechtsverhältnisse einge-

*) Vergl. was Häusser S. 157 in Verbindung mit 146 des I. Bandes seiner deutschen Geschichte sagt. Nach S. 146 war Joseph's Unternehmen auf Bayern ein moralisches Unrecht. Nach S. 157 aber war die Coadjutorwahl „etwas Aehnliches in bescheidenerer Form." Es wird noch besonders darauf hingewiesen, welches Gegengewicht der preußische Einfluß in Westphalen und am Niederrhein dadurch erhalten habe, und Friedrich ein besonderes Verdienst daraus gemacht, daß er keinen Krieg darüber anfing.

griffen hatte. Die Mißstimmung im Reich war eine weitverbreitete. Begründete und unbegründete Anschauungen verwoben sich dabei. Preußen, das z. B. keinen Anstand nahm, gegen die von Joseph unterstützte Kirchenpolitik der rheinischen Erzbischöfe und für Rom Partei zu ergreifen, schürte nach Kräften, und Rußland sollte ihm jetzt dabei helfen. Es gelang in der That, sagt Häusser, den Bemühungen Preußens, auch das deutsche Reich zum Tummelplatz der russischen Diplomatie zu machen.

Den gegen die Türkei gerichteten Wünschen der Kaiserin Katharina traten aber die Absichten Preußens in den Weg, das umgekehrt die Pforte neben England in die preußisch-russische Allianz aufzunehmen gedachte, um auf diesem Wege Oesterreich vollends zu umstricken. Katharina wollte sich nicht von Preußen ausnutzen lassen. Auch hatte sie gesehen, daß sie der Mithülfe Oesterreichs in der orientalischen Frage nicht entbehren konnte. Sie erneuerte die preußische Allianz von 1764 nicht, dagegen kam es im Mai 1781 zu einem Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland. Joseph hatte Katharina noch bei Lebzeiten seiner Mutter einen Besuch gemacht und war mehrere Monate an ihrem Hofe geblieben. Es entspann sich zwischen ihm und der Kaiserin jener intime Briefwechsel, der bis zu seinem Tode fortgedauert hat. Der Kaiser verpflichtete sich, der Türkei den Krieg zu erklären, wenn diese den mit Rußland bestehenden Frieden brechen sollte: nach der glücklichen Beendigung des Kriegs sollte Oesterreich eine der russischen gleiche Entschädigung erhalten. Katharina garantirte die pragmatische Sanction und versprach, Oesterreich im Falle einer Invasion mit einem Heere zu unterstützen. Es war scheinbar nicht viel, was man gewonnen hatte. Aber man fühlte doch bald in allen Theilen Europas das Gewicht der veränderten Situation, und auf Rußland gestützt, hatte sich Oesterreichs Stellung allerdings verhältnißmäßig günstiger gestaltet, da England, wo ein Friedrich ungünstiges Ministerium am Ruder war, in neutraler Stellung verharrte.

Im Vertrauen auf diese Sachlage hat dann Joseph II in der Mitte der 80er Jahre einen neuen Versuch gemacht, auf dem Wege des Austausches gegen die Niederlande Bayern mit seinen Erbstaaten zu vereinigen. Dieser Gedanke stammt eigentlich schon aus dem spanischen Erbfolgekriege. Prinz Eugen hatte ihn zu Rastatt sehr eifrig vertreten. Er war damals durch die Jahre lange Abwesenheit Max Emmanuels und insbesondere durch den Umstand nahe gelegt, daß ihn der bourbonische König von Spanien zum Gouverneur der Nieder-

lande gemacht hatte. Die glorreiche Eroberung Bayerns durch die Kaiserlichen und die Felonie des Kurfürsten verliehen dem Plane eine moralische Berechtigung. Er war an dem Widerspruche des französischen Cabinets gescheitert, das die Arrondirung Oesterreichs damals für ein größeres Uebel hielt, als die Habsburgische Herrschaft über Belgien.

Nach der zähen Art des österreichischen Cabinets hatte man diesen Gedanken nie wieder ganz fallen lassen. Auch im österreichischen Erbfolgekriege war sehr ernstlich davon die Rede gewesen. Und die Haltung des Kurfürsten wie die abermalige Eroberung Bayerns gaben von neuem ein moralisches Anrecht darauf. Auch in der französischen Allianz des siebenjährigen Krieges hatte Maria Theresia um Schlesien wieder zu erhalten, die Niederlande zum Opfer bringen wollen, obwohl sie persönlich mit großer Wärme an diesem alten „Erbgut" ihres Hauses hing. Die bayrischen Erbansprüche hatten dann von neuem die Gedanken nach dieser Richtung gelenkt. 1778 hatte Joseph, ungeachtet des Widerstrebens seiner Mutter, den Tausch mit dem ihm eigenen Feuereifer eine geraume Zeit betrieben. Der Plan hatte aber auch damals aufgegeben werden müssen.

Jetzt kamen Joseph und Kaunitz mit um so größerer Energie auf den alten Gedanken zurück. Der Kurfürst Karl Theodor war einverstanden, obwohl sich Oesterreich einen Theil seiner niederländischen Besitzungen reserviren wollte. Und es läßt sich schwer einsehen, was man nach dem deutschen Staatsrechte der damaligen Zeit gegen einen solchen Tausch einwenden konnte, obwohl die preußischen Geschichtsschreiber uns im Gegensatze zu einer Jahrhunderte lang geübten Praxis noch heute auseinander setzen, es sei mehr als zweifelhaft, ob ein solcher Tausch nach den Reichs- und Landesgesetzen erlaubt gewesen sei. Aber wiederum scheiterte dieser Plan an der Dazwischenkunft Preußens, das den nächsten Agnaten des Kurfürsten, den einem üppigen Hofleben ergebenen Herzog von Zweibrücken, zu einem Proteste veranlaßte. Ueber den agnatischen Widerspruch sich hinwegzusetzen, war eine rechtliche und moralische Unmöglichkeit für das Oberhaupt des deutschen Reiches. Rußland, das die österreichischen Absichten bis dahin gefördert hatte, erklärte auch geradezu, daß es Oesterreich auf dieser Bahn nicht folgen könne. Weit schlimmer aber war es, daß der bayrische Tauschplan zu jenem schon vor demselben beabsichtigten Fürstenbunde führte, mit dem Friedrich seine Thätigkeit abschloß.

Man hat sich in neuerer Zeit bemüht, dem Fürstenbunde einen idealen Anstrich zu geben. Einen weiter gehenden Inhalt, im Sinne der späteren Unionsbestrebungen, haben aber nur die kleineren Staaten, wie Sachsen-Weimar, in ihn hinein zu legen versucht. Friedrich selbst hat in demselben nichts, als eine erneute Auflage des schmalkaldischen Bundes erblickt, der doch recht eigentlich auf den Krieg berechnet gewesen war, zum Kriege geführt hat und mit den positiven Reformplänen für das Reich nicht das Mindeste zu thun hatte. Die ganze Sache blieb ein Act von rein negativem Charakter. Es war für Preußen die Hauptsache, daß die Betheiligten sich in einem geheimen Artikel verpflichteten, dem beabsichtigten Ländertausch und den anderen österreichischen Projecten auch dann entgegenzutreten, wenn die Betheiligten selbst damit einverstanden wären. Wir können uns der Hauptsache nach bei diesen Sätzen durchaus auf Häussers eigene Auffassung berufen, aber es ist dann freilich andererseits eine bittere Ironie, wenn dieser dann doch wieder meint, der Fürstenbund habe sich rühmen können, „eine conservative Politik zu verfolgen, und zugleich alle corporativen und particularen Interessen der einzelnen Reichsglieder gegenüber den monarchischen Anwandlungen des Kaiserthums sicher zu stellen.“*) Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob Häusser, wenn er heute schriebe, sich noch ebenso ausdrücken würde. Die Denkschrift vom November 1784, durch welche Preußen zum Fürstenbund aufforderte, redet genau jene Sprache, die wir in den Jahren vor 1866 haben kennen lernen, wenn Preußen das Bundesrecht gegen die österreichische und mittelstaatliche Aggression zu vertheidigen unternahm. Sie wiederholt im Grunde nur diejenigen Argumentationen, welche die im Solde Frankreichs stehenden Publicisten zur Zeit der westphälischen Friedensverhandlungen im Munde führten, wenn sie gegen die tyrannischen Absichten des Hauses Habsburg und die daraus dem deutschen Landesfürstenthum und der deutschen Freiheit erwachsenden Gefahren Sturm läuteten. Die Fürstenrepublik des Reichs zu erhalten und jedem Versuch einer monarchischen Einigung entschieden zu begegnen, wird in derselben als ein deutsches und europäisches (!) Interesse hingestellt. Neben der goldenen Bulle, den Wahlcapitulationen und den Reichstagsschlüssen wird der westphälische Friede unter französisch-schwedischer Garantie als der Grundpfeiler der deutschen Verfassung bezeichnet. —

*) Häusser, Deutsche Geschichte ꝛc. Bd. I, S. 173.

Nur soviel muß zugegeben werden, daß die preußische Aggression gegen das Reich sich im Fürstenbund zum ersten Mal mit der alten Reichsopposition verband. In sofern weist derselbe in die Folgezeit hinein, wie denn Hertzberg Friedrich Wilhelm II für geeigneter als Friedrich für die Ausführung solcher Pläne hielt. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß Friedrich, als er den Fürstenbund gründete, nur die negativen Seiten der alten Reichsopposition, nicht aber deren positivere Ideen adoptirte, wie sie etwa Kurfürst Berthold von Henneberg*) oder Leibnitzens Beschützer, dem Kurfürsten Schönborn vorgeschwebt hatten.

Friedrich's Haß gegen Oesterreich ist wohl selten klarer zu Tage getreten, als bei diesem letzten Werk seines Lebens. Er sei ein alter Mensch, meint er, und werde sich nicht mehr ändern. „Du feu! du feu!" ruft er seinen Ministern zu. Wie Maria Theresia mit einem Friedenswerk, so hat er seine Thätigkeit mit der Aggression geschlossen: bald darauf ist er am 17. August 1786 gestorben.

Er hatte in seinen letzten Lebensjahren und zwar hauptsächlich seiner Finanzwirthschaft wegen seine Popularität zum großen Theil eingebüßt. Häusser**) sagt: „Die Berichte der Zeitgenossen lassen uns kaum daran zweifeln, daß die Verstimmung über die drückenden fiscalischen Künste sich bis zum stillen Groll gegen das Regiment des großen Königs steigerte und sich wohl in der geringschätzigen Beurtheilung des greisen Herrschers oder in der Sehnsucht nach einer neuen Regierung unverblümt aussprach. Friedrich erinnert in der Vereinsamung seiner letzten Jahre an den Lebensabend Ludwigs XIV."

Unter Friedrich Wilhelm II änderte sich sofort Manches in Preußen; aber die Haltung Oesterreich gegenüber änderte sich nicht, so lange Hertzberg am Ruder war. Ja es war fast, als sollte dieser Schüler Friedrich's des Großen seinen Meister an unerbittlicher Consequenz noch übertreffen.

*) Erzbischof von Mainz. Er ist der eigentliche Schöpfer der Reichsreformen zur Zeit des Kaisers Maximilian.

**) a. a. O. I, S. 196.

Der türkische Krieg von 1788/89 — Gefahr einer europäischen Coalition gegen Oesterreich und Rußland — Josephs Ende.

Wieder trat die orientalische Frage in den Vordergrund der Situation. 1783 hatte sich Katharina der Krim, Tamans und Kubans bemächtigt, ohne daß für Oesterreich etwas abgefallen wäre. Es darf schon hervorgehoben werden, daß Joseph dabei gerade Dasjenige mit allen Kräften beförderte, was ihm 1771 und 1772 als eine große Gefahr für Oesterreich erschienen war. Die damals von Joseph so arg verketzerte Politik Maria Theresia's hatte vollständig Oberwasser bekommen.

Wenn es auch die Absicht Rußlands gewesen war, die Türken aus Europa zu verjagen und ein neues byzantinisches Reich zu errichten, so ist es doch in dem Kriege von 1787 der angegriffene Theil gewesen. Den russischen Besitzergreifungen von 1783 hatte die Pforte thörichter Weise ruhig zugesehen. Es war eben so thöricht, wenn sie am 24. August 1787 aus bloßer Verstimmung über die russischen Beziehungen zu ihren christlichen Unterthanen Rußland plötzlich den Krieg erklärte. Es unterliegt nach den eigenen Aeußerungen des preußischen Gesandten*) keinem Zweifel, daß zu dem unerwarteten Entschluß der Pforte die Hoffnung beitrug, in Preußen einen Alliirten zu finden, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das freilich nicht ganz im Einklange mit seinen Instructionen stehende Benehmen des preußischen Gesandten mächtig zur Erweckung dieser Hoffnung beigetragen hat.

Oesterreichs Allianz mit Rußland ließ ihm jetzt keine andere Wahl als die einer activen Betheiligung am Kriege. Es erklärte denselben im Februar 1788. Anfangs nahm der Feldzug einen für die Oesterreicher ungünstigen Verlauf: es war wieder Lacy, der die Operationen leitete. Nachdem sie viele Zeit mit Vorbereitungen und nutzlosen Hin- und Hermärschen verloren hatten, wurden sie bei Orsova geschlagen und mußten sich bis Karansebes zurückziehen, während die Türken in das Banat eindrangen. Erst als Laudon die Führung übernahm, gestalteten sich die Dinge günstiger. Der Feldzug von 1789 war dagegen ein für die Verbündeten und namentlich für die Oesterreicher glücklicher. Die Türken wurden bei Fockschan und bei Martinesti vollständig geschlagen und am 8. October gelang es Laudon, noch einmal wieder

*) Häusser a. a. O. I, S. 225.

das in der österreichischen Kriegsgeschichte eine so große Rolle spielende Belgrad für seinen Kaiser zu erobern. Es kann Joseph wahrlich nicht verdacht werden, wenn er unter diesen Umständen die Grenzlinie des Friedens von Passarowitz wieder zu erlangen wünschte. Es war ein Ehrenpunkt für die Kaiserlichen, dasjenige wiederzugewinnen, was im Frieden von Belgrad so schmählich verloren gegangen war. Sie wollten „Stadt und Festung Belgrad" und was in ihren Augen dazu gehörte, „wiedrum kriegen". Und selbst wenn man den damaligen Türkenkrieg als zur Wiedereroberung dieses Grenzstriches unternommen betrachtet, ist derselbe doch weit weniger ein Eroberungskrieg als z. B. der von 1716 es gewesen war, der noch heute in unserem Gedächtniß als einer der glorreichsten fortlebt, den die deutschen Waffen je geführt haben. Für die deutschen Interessen konnten die von Joseph begehrten Erwerbungen nur förderlich sein; Oesterreich hätte dadurch doch einigermaßen einen Ersatz für Schlesien erhalten und stände heute der Lösung der orientalischen Frage günstiger gegenüber.

Auch diese Absicht ist an Preußen gescheitert. Wohl hat Häusser Recht, wenn er sagt, der Verlauf dieser orientalischen Verwickelung sei am besten geeignet, das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen zu illustriren. Wohl hatte Thugut Recht, wenn er in den neunziger Jahren meinte, selbst eine Erwerbung im Monde werde Preußen Oesterreich mißgönnen. Zunächst war es in der auch damals so folgenschweren orientalischen Verwickelung der Wunsch Preußens, Oesterreich soviel Abbruch zu thun, als nur immer möglich. Damit verband sich dann der weitere Gedanke einer neuen preußischen Erwerbung in Polen. Und wie wenig man bei den Geboten der Gleichgewichts-Theorie stehen blieb, zeigte sich schlagend dadurch, daß man ursprünglich im Fall eines Sieges der Türken, Oesterreich im Frieden zu einer Abtretung Galiziens und der Bukowina an Polen zu zwingen hoffte, ohne daß ihm dafür eine Entschädigung zu Theil würde, während Preußen Danzig und Thorn und ein Stück von Polen bis an die Warthe mit Kalisch und Posen erhalten sollte. Auch Schwedisch-Pommern wünschte man für Preußen zu erwerben, indem man Schweden dafür durch einen finnischen Grenzstrich entschädigt wissen wollte. Die Hauptsache aber waren Hertzbergs Absichten auf neue polnische Erwerbungen. Sie bilden von nun an den leitenden Gedanken der preußischen Politik. Als das Glück die kaiserlichen Waffen begünstigt hatte, dachte man Oesterreich die Moldau und Walachei als Ersatz zu bieten. Als aber dann der belgische Auf-

stand ausbrach, sollte sich Oesterreich für Galizien lediglich durch die Grenzen des Passarowitzer Friedens entschädigen: ein Arrangement, bei dem außer dem ganz unbetheiligten Polen nur Preußen gewonnen, Oesterreich aber weit mehr als die Türkei verloren hätte. Man hat in unseren Tagen die österreichische Politik von damals durch ihre Allianz mit Rußland unpopulär zu machen und der preußischen Haltung dadurch ein Lüstre zu verleihen gesucht, daß man in Berlin gezwungen war, zugleich auch gegen Rußland Front zu machen. Hertzbergs Depeschen beweisen aber zur Genüge, daß man eigentlich nur gegen Oesterreich und nicht gegen Rußland Krieg führen wollte. Man war im höchsten Grade unzufrieden mit Diez, daß er den Türken die Wiedereroberung der Krim versprochen hatte. Und es hat sich dann später gezeigt, daß man Rußland auch neben dem 1783 Gewonnenen eine neue Erwerbung gönnte und nur Oesterreich keinen Fuß breit zugestehen wollte.

Am 13. August 1788 schloß Preußen zu Berlin seine Allianz mit England gegen Oesterreich und Rußland. Auf einen wirklichen Krieg war es auch Oesterreich gegenüber noch immer nicht abgesehen. Man wollte durch eine bewaffnete Intervention den beiden östlichen Mächten seinen Willen auferlegen. Aber wie es mit derlei Dingen zu geschehen pflegt, so wurde man auch hier durch die Hoffnungen, die man erweckt hatte, weiter und weiter geführt. Die Türken erwiesen sich als weit bessere Diplomaten, als man in Berlin geglaubt. Am 31. Januar 1790 unterzeichnete Diez einen Allianz-Tractat mit der Türkei, in dem er allerdings seine Instructionen überschritt, den man aber gleichwohl in Berlin kaum ganz von der Hand weisen konnte. Die aufständischen Brabanter, wie die unzufriedenen Ungarn schickten Abgeordnete nach Berlin und fanden mancherlei Unterstützung in Preußen. Als die Lüttticher die belgischen Wirren copirten und das Reichskammergericht sich in der allerentschiedensten Weise auf die Seite des Bischofs stellte, ließ das mit der Execution beauftragte Preußen seine Truppen allerdings in Lüttich einrücken. Aber es bot, anstatt einfach den Beschluß des Reichskammergerichts auszuführen, seine Vermittelung an und zog, als diese abgelehnt wurde, seine Truppen wieder zurück.

Auch die übrigen Maßregeln, die man zur Entzündung der belgischen Revolution ergriff, gehören in diesen Zusammenhang. Zwei preußische Generale gingen nach Belgien, um das Heer des Congresses zu organisiren; und es forderte Preußen constitutionelle Garan-

tien für die Belgier als eine Friedensbedingung. Schon kam die Gewährleistung der ungarischen Verfassung auf's Tapet. In Warschau rief Preußen damals die Anfänge jener populären Bewegung in's Leben, die nicht blos für Polen, sondern für ganz Europa später so verhängnißvoll werden sollte. Wir glauben wenigstens, daß auch hierüber kein Zweifel sein kann, wenn man die Thatsachen einer eingehenden Vergleichung unterzieht. Seine antirussische Haltung hatte der König Stanislaus durch die erste Theilung büßen müssen. Er hatte sich dann wieder eng an Rußland angeschlossen und ließ den russischen Gesandten in Warschau fast wie den eigentlichen Gebieter schalten. Er schloß einen Vertrag mit der Kaiserin, der Rußland zum Garanten der polnischen Verfassung machte. In diesem Sinne war Stanislaus auch bereit gewesen, eine Allianz mit den beiden Kaiserhöfen einzugehen und zu deren Gunsten eine Streitkraft von 100,000 Mann auszurüsten. Daß es dabei nicht auf einen Angriff gegen Preußen abgesehen sein konnte, versteht sich wohl von selbst. Rußland hätte zu einem solchen Unternehmen gar nicht die Hand geboten, Oesterreich aber konnte für dasselbe nicht einen Augenblick wählen, wo es den Türken den Krieg machen sollte. Um aber die Allianz Polens mit Oesterreich und Rußland zu hintertreiben, verbündete sich Preußen mit der patriotischen Partei in Polen. Sie wird damals in den preußischen Schriftstücken die „gutgesinnte" genannt. Die Verfassungsänderungen des Jahres 1789, die doch schon dasjenige als Keim in sich trugen, was 1791 geschah, sind unter dem Beifall und der Mitwirkung des durch Lucchesini hier vertretenen Preußens zu Stande gekommen. Es liegt auf der Hand, daß ohne die Aufstachelung Preußens und ohne das Auftreten dieses intriguanten Italieners, der bei allen verhängnißvollen Wendungen der damaligen Zeit seine Hände nur in zu erfolgreicher Weise im Spiele hatte, die polnischen Patrioten kein Oberwasser bekommen haben würden. Ganz entscheidend scheint es gewesen zu sein, daß er den Polen Hoffnung auf die Rückerwerbung Galiziens machte: allerdings wollten sie nichts von einer Abtretung von Danzig und Thorn hören, aber man hielt auch ohne das die Mitwirkung Preußens für gesichert. Es scheint, daß Lucchesini's Benehmen sie in dieser Meinung bestärkt hat. Jedenfalls kam es im März 1790 auch zu einem Allianzvertrag zwischen Preußen und Polen, ohne daß in demselben von Danzig und Thorn die Rede gewesen wäre. Es schien kein Zweifel, daß um das Jahr 1790 ein umfassender Krieg gegen Oesterreich ausbrechen mußte. Preußen stand

an der Spitze der revolutionären Elemente des mittleren Europas. Ja noch mehr, die ersten Anfänge der französischen Revolution fanden in Preußen einen Verbündeten: sie trugen insofern wesentlich zur Stärkung von dessen Machtstellung bei, als man ein Parteiergreifen Frankreichs zu Gunsten des Kaisers hinfort nicht mehr zu befürchten hatte. Schon am 5. Juli berichtet Hertzberg hocherfreut an seinen König: „In Frankreich ist das königliche Ansehen vernichtet, die Truppen haben nicht handeln wollen, Ludwig hat dem Volke erklärt, daß er die königliche Sitzung als nicht geschehen betrachte; das kündigt fast eine Scene Karl I an, das ist eine Gelegenheit, von welcher die guten Regierungen Vortheil ziehen müssen." Nach dem Bastillesturm schreibt er am 26. Juli: „In Frankreich ist die Monarchie gestürzt und das österreichische Bündniß vernichtet; das scheint die rechte, aber auch die letzte Epoche zu sein, welche Ew. Majestät benutzen kann, um Ihrer Monarchie den höchsten Grad von Festigkeit zu geben: die Kaiserhöfe können auf Frankreich nicht mehr rechnen." Selbst der König theilte diese Anschauungen seines Ministers. Bereits am 3. Juli hatte er an Goltz schreiben lassen: „Mich interessiren diese Dinge nur, insoweit sie für den Einfluß Frankreichs auf die europäischen Angelegenheiten von Wichtigkeit sind." „Ew. Majestät Stellung in Europa", hatte Goltz am 15. erwidert, „wird durch den Bastillesturm und die Ohnmacht der Königin erheblich verstärkt."*) Er trat mit den Jakobinern in Verbindung. Namentlich mit Pethion unterhielt er im Stillen einen höchst vertraulichen Verkehr; und auch damit war der König völlig einverstanden. So hat Preußen die französische Revolution in ihren ersten Stadien in ganz ähnlicher Weise begünstigt, wie das Frankreich des Cardinals Richelieu die englische Revolution unter Karl I. „Wohl konnte man", heißt es bei Häusser weiter, „mit Diez und Hertzberg sagen: noch nie ist der Moment günstiger gewesen für eine Erhebung Preußens auf Kosten der österreichischen und russischen Macht." Es ist gewiß, ein solcher Krieg mußte den größeren Theil von Europa ergreifen und vielleicht länger dauern als die „paar Jahre", die ihm Diez prophezeit, aber es standen auch, wie in keinem früheren, neben der wohlgeordneten Rüstung an Heereskräften Verbündete zur Seite in den aufrührerischen Bewegungen, von denen ein guter Theil der österreichischen Monarchie ergriffen war. Daß die Politik Hertzbergs sich nicht bedenken werde, die Aufstände als er-

*) S. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit. I, 161.

wünschte Verbündete anzusehen, das konnten wir bereits früher aus seinen eigenen vertraulichen Aeußerungen heraus lesen; jetzt eben im Laufe des Jahres 1789 ergab sich ein öffentlicher Anlaß, der beweisen konnte, daß der Leiter der auswärtigen Politik in Preußen, wo es den Vortheil und die Macht seines Landes galt, sich weder von Revolutionsfurcht noch von einer eingebildeten Solidarität monarchischer Interessen bestimmen ließ. Für jetzt schien kein Zweifel darüber, daß in dem bevorstehenden Kriege des Jahres 1790 Preußen mit allen Volksbewegungen in Ungarn, Polen, Belgien, Lüttich im engsten Bunde auf den Kampfplatz gehen werde. Ward diese Politik so consequent festgehalten, wie sie kühn angelegt war, welch' andere Gestalt stand der europäischen Politik in den nächsten Jahren bevor! Während, mit Hertzberg zu reden, in Frankreich der revolutionäre Vulcan in sich selber austobte, unberührt und nicht genährt von auswärtiger Einmischung, wandte sich fast die ganze vereinigte Macht Mitteleuropas, die Seestaaten, Schweden, Polen und die Pforte unter preußischer Leitung zum Kriege gegen das schon tief zerrüttete Oesterreich und gegen Rußland, um vielleicht, wie Diez früher hoffte, die Macht beider auf ein Jahrhundert unschädlich zu machen." *)

Es haben diese Dinge Kaiser Joseph das Herz gebrochen. Das Revolutionäre in seiner Politik hatte sich bitter gerächt. Er war auf diesem Wege schließlich von Preußen doch vollständig überboten worden, und die Aussichten für das letztere lagen in der That nicht ungünstig. Dennoch ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch Preußen seinerseits von der Revolution überholt, daß die Revolution ebensowenig bei Preußen stehen geblieben sein würde als sie bei Kaiser Joseph stehen geblieben ist, wenn es, wie es Häusser im Einklang mit den einst von Bismarck dem französischen Gesandten gegenüber gethanen Aeußerungen zu wünschen scheint, damals zu einem Coalitionskriege gegen den Osten statt gegen den Westen gekommen wäre. Es ist von der äußersten Wahrscheinlichkeit, daß ein solcher Krieg der französischen Revolution die Wege nach Deutschland erst recht geöffnet hätte und daß Preußen in denselben verschlungen worden wäre. Sicher aber hätte er für Deutschland nur Unheil im Gefolge gehabt; und leicht hätte es sich ereignen können, daß der Riß in unserem Vaterlande sich so vertieft hätte, daß

*) S. Häusser a. a. O. Bd. I, S. 244 u. 245.

es unseren Vätern nicht möglich gewesen wäre, uns nach zwan Jahren zu einer erfolgreichen Abwehr zu einigen.

Es muß deßhalb als ein glückliches Ereigniß betrachtet werd daß am 20. Februar 1790 der Tod Kaiser Joseph dahin raffte. war nicht der Mann, um eine Revolution wie die französische bekämpfen.

I.

Oesterreich und Preußen vom Regierungsantritt Leopolds bis zu dessen Tode.

20. Februar 1790 — 1. März 1792.

Erstes Kapitel.

Der Regierungswechsel in Oesterreich.

Jn Leopold II bestieg wieder ein wahrer Habsburger den Thron. Wenn auch etwas reichlich liberal gefärbt, war er doch der ächte Sohn seiner Mutter, der ächte Nachfolger der Habsburger des 15. und 16. Jahrhunderts. Seine nur zweijährige Regierung hat das beste Andenken hinterlassen und selbst unsere moderne Geschichtsschreibung kann nicht umhin, ihm ihre Anerkennung, wenn auch zögernd, zu zollen. Um seinem Bilde einen Makel aufzudrücken, hat man ihm wohl Unehrlichkeit und italienische Ränkesucht vorgeworfen. Jn den Zügen seines habsburgischen Gesichtes — die Verschiedenheit zwischen seinen und Josephs Zügen ist frappant — liegt hiervon nichts. Sie tragen in hohem Grade den Ausdruck der Geradheit und des Wohlwollens. Er war von zartem Körper. Wie so viele seiner Vorfahren kränkelte er schon in frühen Jahren. Um die Zeit seiner Thronbesteigung wurde er von nervösen Leiden der verschiedensten Art gequält, die ihm das Arbeiten sehr erschwerten. Aus dem Briefwechsel mit Kaiser Joseph ergibt sich, daß er — auch darin seiner Mutter gleich — häufig von Trübsinn und Hypochondrie ergriffen wurde. Die geistige Arbeit und mehr noch die Sorge der Regierungsgeschäfte zehrten, nachdem er auf den österreichischen Thron berufen war, an seinem Körper und scheinen seinen frühen Tod herbeigeführt zu haben. Jn Florenz hatte er glücklich re-

giert, wie denn dort die leopoldinische Gesetzgebung bis auf diesen Tag in gutem Andenken geblieben ist. Seine Gegner warfen ihm eine übergroße Aengstlichkeit vor. Allerdings war er äußerst vorsichtig und liebte es, die Sachen an sich heran kommen zu lassen, um sie dann zu benutzen. Ein ruhiger und die verschiedenartigsten Dinge abwägender Gleichmuth, ein ungeheucheltes Wohlwollen, ein äußerst gesundes Urtheil und eine tiefsinnige Ehrenhaftigkeit sind die hauptsächlichsten Charakterzüge seiner Natur. Wenn es galt, war er ein emsiger Arbeiter. Er hatte durchaus den alten habsburgischen Familiensinn. Bei dem Tode seines Vaters benimmt er sich in einer heiklen Geldangelegenheit dem nichts weniger als schonend auftretenden Bruder Joseph gegenüber in edelster Weise: man solle nicht sagen, meint er, daß die Eintracht des Hauses Habsburg durch ihn gestört worden sei. Seine Unterordnung unter den ältern Bruder hat dann lange Jahre hindurch das Verhältniß zu diesem zu einem wirklich freundschaftlichen gestaltet: erst in den letzten Jahren trat eine Erkaltung ein. Er hatte ein warmes brüderliches Herz für alle seine Geschwister. Besonders nahe stand ihm in späteren Jahren die begabte Erzherzogin Marie Christine. Die Mutter hat ihn etwas zurück gesetzt und scheint Vorurtheile gegen ihn genährt zu haben. Aber er setzte niemals die Pflichten der Pietät ihr gegenüber aus den Augen. Seine mit trefflichen Kindern reich gesegnete Ehe war eine äußerst glückliche.*) In seinen Regierungsmaximen huldigte er einem zum Theil sehr weitgehenden Constitutionalismus, der allerdings von den Doctrinen der Montesquieu'schen Schule stark gefärbt war, im Grunde aber doch auf germanischen Auffassungen beruhte. „Was die politische Inquisition betrifft, die man mir zur Last legt", schreibt er, wenn auch allerdings unter besonderer Bezugnahme auf die belgischen Verhältnisse, an Marie Christine,**) „so rufe ich alle Einheimischen, alle Fremden, die einmal in Florenz waren, auf, ob sie sich irgendwo einer größeren Freiheit erfreuten, als in Toskana. Das wäre ganz gegen

*) Es ist uns nicht verständlich, wie seit Vehse die Behauptung von der Maitressenwirthschaft Leopold's hat aufkommen können. Während seiner kurzen Kaiserregierung wenigstens erscheint er dermaßen von Geschäften erdrückt und von Regierungssorgen überwältigt, daß eine solche Behauptung für höchst unwahrscheinlich gelten muß.

**) Schreiben vom 25. Januar 1796 bei Wolf a. a. O. II. 59 ff. Einige nur zu sehr nach Montesquieu und seinen Genossen schmeckende Stellen, die bei dem Kaiser sicher nicht mehr als bloße Doctrin waren, die ihn uns heutzutage aber in einem falschen Lichte erscheinen lassen könnten, haben wir uns auszulassen erlaubt.

meinen Charakter. — Mein Glaubensbekenntniß ist, in der apostolischen, römisch-katholischen Religion zu leben und zu sterben, dieselbe keineswegs zu verfolgen, sondern sie zu unterstützen, zu befördern, nicht die auszuzeichnen, welche keine Religion haben, oder versichern keine zu haben; die Bischöfe in allem Recht zu erhalten, das ihnen zugehört, besonders in der Aufsicht über die Kirchendisciplin..... Ich glaube, daß die Executivgewalt bei dem Souverain ist, die Legislative aber bei dem Volk und seinen Repräsentanten..... Ich glaube, daß der Souverain sich weder direct noch indirect in die Civil- oder Strafgerichtsbarkeit einmengen, oder Commissionen, Delegationen einführen soll. — Ich glaube, daß der Souverain über die Finanzen dem Volke jährlich eine vollständige Rechnung legen soll, daß er nicht das Recht habe, neue Steuern oder was immer für Auflagen auszuschreiben, daß nur das Volk dazu berechtigt ist, wenn der Souverain die Bedürfnisse des Staates dargelegt und das Volk sie durch seine Repräsentanten geprüft und gebilligt hat; ferner daß die Steuern nur auf ein Jahr als Subsidien bewilligt werden können und nur dann, wenn der Souverain eine detaillirte Rechnung gelegt hat. — Ich glaube, daß der Souverain diese Bewilligung einholen soll bei jedem Wechsel des Systems, bei allen neuen Gesetzen, bei Pensionen und Belohnungen; daß die Befehle nur nach der Einwilligung der Stände Gesetzeskraft haben; daß das Militär nur zur Vertheidigung des Landes, niemals gegen das Volk verwendet werden darf; daß Niemand verhaftet werden kann außer auf Befehl seines ordentlichen Richters, Niemand verurtheilt als nach den Formen des ordentlichen öffentlichen Gerichtes, niemals in Folge eines willkürlichen Befehls, käme er auch vom Souverain. Endlich glaube ich, daß der Souverain nur durch das Gesetz regieren soll...."

Gleich die ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers bewiesen, daß er es versuchen werde, Oesterreich aus der Sackgasse zu befreien, in die es durch seinen Bruder gebracht worden war und daß er zu diesem Zweck nach mehr als einer Seite hin mit dessen Politik brechen werde. Wir können es uns nicht versagen, aus den Briefen an seine Schwester Marie Christine*) die charakteristischen Stellen wiederzugeben. „Ich soll die Regierung in dieser Verwirrung antreten", schreibt er zwei Tage vor dem Tode des Kaisers Joseph, „das Chaos entwirren, während ich meine Familie und alles hier lasse; bitte Gott,

*) Wolf, a. a. O. II. 69 ff.

daß er mir die nöthige Stärke gebe, um alles nach seinem Willen zu enden". „Ich schicke Dir einen Courier", heißt es dann am 2. März bei der Meldung von Joseph's Tod, „um Dir mitzutheilen, daß wir soeben die Nachricht vom Tode des Kaisers und unserer Schwiegertochter*) erhalten haben..... Ich war krank an Schnupfen, Fieber und nervösen Koliken; sie hielten mich noch acht Tage in Florenz zurück, sonst wäre ich bei dem Ereigniß zugegen gewesen. Nun befinde ich mich besser und reise Sonntags nach Wien ab. Du kannst nicht glauben, wie sehr meine Nerven angegriffen sind..... Meine erste Sorge wird sein, Frieden zu schließen, jeden Krieg zu vermeiden, die fremden Höfe zu beruhigen, um dann besonders für die Niederlande und Ungarn wirken zu können; was das letztere anbelangt, habe ich bereits den Befehl gegeben, nach der hergebrachten Form den Krönungslandtag einzuberufen." In dem ersten Briefe aus Wien heißt es: „Ich fand alles in der größten Unordnung, ich habe Niemand, dem ich mich vertrauen, Niemand, der mir rathen kann; seit zehn Tagen bringe ich täglich zehn Stunden an meinem Tische in Arbeit zu und komme nicht dazu, frische Luft zu schöpfen." Die folgenden Briefe gewähren einen noch vollständigeren Einblick in die Denkart Leopolds. „..... Hier sind die inneren Angelegenheiten in der größten Verwirrung; es fehlt mir an fähigen Leuten, alle Provinzen sind in Aufregung; Provinzen und Städte, Adel, Kaufleute, Bischöfe und Mönche verlangen Rechte und Privilegien, sie gehen zurück auf die Zeit Karl's des Großen und wollen alles gleich. Dazu die Ungarn, deren Forderungen weit über die Constitution hinausgehen. Beklage mich; ungeachtet der außerordentlichen Anstrengung leidet meine Gesundheit doch mehr durch den moralischen Druck, als durch die Arbeit." „Ich werde mich mit Geduld waffnen und in allem nachgeben, was gerecht und vernünftig ist, aber darüber auch keinen Schritt." „Gott weiß, was kommen mag; wenn Krieg wird, so ist das nicht meine Schuld, denn ich habe alles gethan, um ihn zu vermeiden."

In ähnlichem Sinne schreibt Leopold nach Joseph's Tode an Marie Antoinette: „Ich kann mir all den gerechten Schmerz wohl vorstellen, den Dir diese Nachricht verursacht hat, besonders um der persönlichen Zuneigung und Freundschaft willen, die der selige Kaiser namentlich für Dich hatte. Obgleich ich von der Unersetzlichkeit eines

*) Die erste Gemahlin des späteren Kaisers Franz, eine würtembergische Prinzess.

solchen Verlustes mehr als überzeugt bin, wage ich es dennoch, mich Dir als Jemand anzubieten, der in Freundschaft, Zuneigung, wahrer und aufrichtiger Theilnahme für alles, was nur von Interesse für Dich sein kann, dem Verstorbenen um nichts nachstehen wird.... Ich bitte Dich, dem König, Deinem Gemahl, meine Achtungsbezeugungen zu überbringen; ich wage nicht, ihm direkt zu schreiben, aber ich wünsche sehr, daß er überzeugt sei von der Aufrichtigkeit meiner Zuneigung, Achtung und Freundschaft für ihn, von der Gerechtigkeit, die ich seinen beständigen Freundschaftsgefühlen für meine Familie widerfahren lasse, und daß ich die uns beide verknüpfenden Bande als heilig und höchst nützlich für beide Theile halte. Ich werde sie mit der unverbrüchlichsten Treue aufrecht erhalten und wünsche, indem ich jeden ehrgeizigen Gedanken an Vergrößerungen und jedes andere ähnliche Project bei Seite lasse, nur das Erbe meiner Väter unverletzt zu bewahren, den allgemeinen Frieden und die Ruhe zu erhalten und fest und dauerhaft wieder herzustellen."*)

Lepold hatte sich in der Entfernung einen objectiveren Blick für die Lage der deutschen Dinge bewahrt. Er besaß ein deutsches Herz und hatte wohl auch gerade in dieser Entfernung dem deutschen Wesen den Vorzug zu geben gelernt. Er war sich klar darüber, daß ein Zusammengehen mit Preußen an sich jeder anderen Politik vorzuziehen sei. Aus Italien brachte er ein größeres Verständniß für die Gefahren der Revolution mit, als man es in Wien besaß. „In Frankreich wird die Verwirrung immer größer," hatte er schon am 16. September 1789 an Marie Christine geschrieben. „Ich weiß gewiß, daß man die Königin zurückschicken oder festnehmen will, um sie zu demüthigen und die Familie zu beleidigen. Du wirst sehen, daß der Bürgerkrieg dort noch lange fortdauern wird; die Stadt Paris wird sich mit den andern Provinzen und der Nationalversammlung entzweien; das Land wird durch seinen Aufruhr, durch sein Beispiel, durch Schriften und Emissäre noch sehr viel Uebles stiften; es wird seinen Alliirten wie dem ganzen Jahrhundert Unheil bringen."**)

Auf allen Gebieten lenkte Leopold ein: es war der Weg der Selbstentsagung, den er wählte. Vor Allem auf die Niederlande richtete er seinen Blick. Ganz wie Marie Christine hatte er auf einem jener

*) Brief vom 27. Februar 1790 bei Arneth, Marie Antoinette, Joseph II und Leopold II, Leipzig, Paris und Wien 1866, S. 120.

**) Wolf, a. a. O. II, S. 54.

wichtigen Posten gestanden, die die habsburgische Politik in die südlichen und westlichen Culturländer Europas vorgeschoben hatte. Ganz wie sie betrachtete er Belgien als ein unentbehrliches Glied der österreichischen Monarchie. Er erkannte, wie sehr die niederländische Revolution mit der französischen zusammenhing. „Ich fühle, wie sehr die niederländischen Dinge Dich interessiren müssen," schreibt er an Marie Antoinette. „Ich thue Alles und werde fortfahren Alles zu thun, um die Gemüther umzustimmen und sie wieder für ihre alte Verfassung zu gewinnen. Ich fühle zu sehr, wie wichtig dies für mich und meine Nachbarn ist."*) Klarer noch drückt wohl Marie Antoinette den Gedanken des Bruders aus, wenn sie ihm am 27. Februar 1791 schreibt: „Es ist sehr zu befürchten, daß, so lange in Frankreich nicht irgend eine (feste) Ordnung besteht, auch Brabant Dir nicht völlig unterworfen sein und daß die durch die Propaganda herbeigeführte Principienverderbniß alle Länder Europas ergreifen wird."**) Drei Tage vor dem Tode des Kaisers Joseph, am 17. Februar, schickte er den sich damals in Bonn aufhaltenden Statthaltern ein Memoire über die niederländischen Angelegenheiten, das später mit einigen Veränderungen den Generalstaaten in Brüssel zugesandt und in den Zeitungen abgedruckt wurde. Leopold erklärte darin den Ständen, „daß er unter der Regierung Kaiser Joseph's bei dem Wechsel des Regierungssystems nicht um Rath gefragt sei; daß er im Gegentheile alle Reformen und Angriffe auf die alte Verfassung des Landes mißbilligt habe, so die Aufhebung des Brabanter Conseils, die Errichtung des Generalseminars, die Verlegung der Universität, die Beschränkung der bischöflichen Gewalt, das Institut der Kreishauptleute. Der Großherzog erklärt, daß er die alte Verfassung der Niederlande als vorzüglich betrachte, daß sie allen anderen Provinzen als Muster dienen solle, wie er es mündlich und schriftlich der Kaiserin Maria Theresia 1770 erklärt habe. Er erkennt an, daß der Souverain nach der joyeuse entrée seiner Hoheitsrechte verlustig werde, wenn er den geschworenen Vertrag nicht halte. Wenn diese Freiheiten angegriffen sind, könne aber der Nachfolger nicht dafür verantwortlich sein und in seinem durch die Verträge gesicherten, durch alle Mächte garantirten Erbfolgerecht nicht beschädigt werden. Der Großherzog wünscht aufrichtig, sich mit den Niederländern zu vereinbaren. Er weiß, daß der Souverain nichts anderes als das Wohl

*) Arneth, Marie Antoinette ꝛc. S. 125 ff.
**) Ebenda. S. 146 ff.

des Volkes anstreben solle, daß er von ihm eingesetzt und anerkannt nur durch das Gesetz und mit der Grundverfassung übereinstimmend regieren und Abänderungen nur mit Zustimmung der Stände treffen könne; daß er nur eine jährliche Steuer, welche die Stände bewilligen, verlangen und jedes Jahr darüber Rechnung legen soll. Er bietet deßwegen den Ständen der Niederlande die volle Bestätigung der joyeuse entrée und die besonderen Privilegien einer jeden Provinz mit einer allgemeinen und vollkommenen Amnestie. Keine der früher angestellten Personen soll ohne Zustimmung der Stände ihr Amt fortsetzen oder wieder angestellt, kein Fremder zu den öffentlichen Stellen zugelassen werden; für die Besetzung der höheren wird den Provinzen ein Vorschlagsrecht zugestanden. Die Generalstatthalter sollen Glieder der kaiserlichen Familie oder geborene Niederländer sein; ebenso sollen der Minister und der Armeecommandant Landeseingeborene sein und dem Generalstatthalter unterstehen. Nur mit Bewilligung der Stände sollen neue Regimenter errichtet, die Officiere auf Vorschlag der Stände angestellt und befördert werden. Das Militär schwört dem Souverain und den Ständen Treue; ohne Einwilligung der Stände wird dasselbe nicht außer Landes und im Lande selbst nur zur Vertheidigung gegen äußere Feinde und zur Erhaltung der Ordnung, im letzteren Falle nur nach Aufforderung der Stände oder des Magistrats verwendet. In geistlichen Angelegenheiten soll alles durch die Bischöfe geordnet werden, sie können sich in National- oder Diöcesansynoden versammeln, wie sie wollen. Die Seminare sollen nur unter ihnen stehen, von einem Generalseminar wird keine Rede mehr sein. Abteien, Kapitel, Gemeinschaften, welche nicht aufgehoben sind, sollen fortbestehen; die Kirchenkasse bleibt unter ständischer Verwaltung..... Der Souverain kann kein neues Gesetz ohne Einwilligung der Stände einführen; jede neue Verordnung muß, bevor sie Gesetzeskraft hat, von dem Provincialrath einregistrirt werden, der zu diesem Behufe das Gutachten der Stände einholt..... Die Einkünfte des Landes sollen im Lande selbst ausgegeben werden. Die Provincialstände leiten wie früher alle Angelegenheiten der inneren Verwaltung, ohne Einmischung der Regierung. Diese Bedingungen bietet Se. k. Hoheit den Ständen und läßt es ihnen frei, noch andere Sätze hinzuzufügen, um die Ruhe und Wohlfahrt des Landes zu sichern und allen künftigen Souverainen den Eingriff in die Freiheiten des Landes unmöglich zu machen."*)

*) S. Wolf, a. a. O. II. 62 ff.

Es bedarf wohl keiner Worte, daß auch dieses Schreiben wieder Stellen enthält, die als zu weit gehend bezeichnet werden müssen. Man war in jenen Zeiten eben noch naiv in diesen Dingen und nahm es mit den Worten und Begriffen nicht allzu genau. Bei Leopold war es vor Allem das Verlangen nach Frieden, das ihm Worte dieser Art eingab. Seine auswärtige Politik entsprach durchaus der inneren. Nach allen Seiten hin wollte er den Frieden. Als der Paris verlassende Graf von der Mark dem Herzog von Ahremberg seine Dienste anbot, meint Leopold: „das ist alles recht gut, aber das Wesentlichste ist der Friede.“ Er ward in dieser Gesinnung, wie man sich denken kann, durch die Königin Marie Antoinette bestärkt, die zwischen Oesterreich und Preußen Frieden bedurfte, wenn ihr Bruder sollte helfen können Sie wünsche ihm den Frieden nach allen Seiten und von ganzem Herzen, schreibt sie am 27. Mai. „Er ist sehr nöthig für alle Welt.“*)

*) Arneth, Marie Antoinette ꝛc. S. 127.

Zweites Kapitel.

Die Reichenbacher Conferenzen.

Preußen gegenüber war Leopold ganz anders als seine Mutter gestimmt. Seine Gefühle glichen in dieser Beziehung weit mehr denen, mit welchen Kaiser Joseph einst seine Laufbahn begonnen hatte. Dennoch hat er gegen Preußen damals zunächst nur wie seine Mutter während des bayrischen Erbfolgekrieges gehandelt. Wie er in Ungarn und Belgien den ständischen Forderungen nachgab, so wandte er sich wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung in einem sehr versöhnlichen Schreiben an Friedrich Wilhelm II. Er wolle, sagte er, im Kampfe gegen die Türken nichts erreichen als sein gutes Recht, wie es ihm schon der Friede von Passarowitz verheißen habe; nur die Besorgniß vor einer Theilnahme Preußens und Polens am Kampfe hätte ihn veranlaßt, zu seiner Vertheidigung Truppen in Böhmen, Mähren und Galizien zu sammeln. Er denke an keinerlei Vergrößerung; er wolle nur seinen eigenen Heerd vertheidigen. Er werde gern die Hände bieten zu Allem, was ein vollkommenes Vertrauen und Beruhigung herstellen könne. Auch über den Fürstenbund hege er andere Ansichten, als man sie bei ihm vorausgesetzt habe; zum Beitritte eingeladen, würde er nicht zögern, Theil zu nehmen, falls gegenseitige Gleichheit zwischen sämmtlichen Verbündeten bestehe.*) Der König antwortet ausweichend. Am 28. April

*) S. Häusser a. a. O. I, S. 249. Bei den letzteren Worten wird man sich Oesterreichs Anerbietungen eines Beitritts zum Zollverein erinnern dürfen.

schreibt dann Leopold einen zweiten Brief, aus dem man in Berlin erkennen mußte, daß er den Krieg wirklich nicht wünschte. In einer Conferenz des österreichischen Gesandten mit den preußischen Ministern fiel die Andeutung, daß König Leopold und Fürst Kaunitz in dieser Sache nicht einverstanden seien. Man beschloß in Preußen, die Entscheidung auf einen Monat hinauszuschieben. Friedrich Wilhelm legte dem Fürsten Reuß inzwischen die preußischen Vorschläge vor. Sie waren etwas mäßiger als diejenigen, von denen man zuletzt ausgegangen war. Oesterreich sollte jener östliche Winkel Galiziens, der sich von Ungarn und Siebenbürgen bis zum Stry erstreckt, verbleiben, und es sollte dazu die Grenzen des Passarowitzer Friedens erhalten. Der größere westliche, Preußen näher liegende Theil Galiziens sollte an Polen zurückfallen, und dieses dafür Thorn und Danzig an Preußen abtreten. Am 9. Mai schrieb Friedrich Wilhelm in diesem Sinne an Leopold und verlangte eine unumwundene Antwort, da die Entscheidung nicht länger mehr aufgeschoben werden könne. Leopold erklärte sich in seiner Antwort zu Verhandlungen auf Grund des status quo bereit, lehnte aber die Abtretung des westlichen Galiziens ab. Er hob mit Recht hervor, daß dasselbe durch die angebotenen türkischen Gebietstheile nicht ersetzt würde. Diese seien ohne Cultur, ohne Gewerbefleiß und zum Theil ohne Bewohner.

Die Lage Preußens war natürlich schon durch die Selbstentsagung Leopolds eine moralisch ungünstigere geworden, da jeder Kriegsgrund durch die Gewährung des status quo wegfiel. Kein einziger der preußischen Alliirten hätte für die preußischen Sonderforderungen einen Krieg geführt. England wollte nichts von einem Tausche wissen, bei dem doch auch die Pforte verlieren sollte. Und es war bedenklich genug, daß mit Polen ein Vertrag zu Stande gekommen war, ohne daß man in diesem die Zustimmung der Republik zu der Vertauschung Danzigs und Thorns hatte erlangen können; während andererseits die Pforte ebensowenig von der Passarowitzer Grenze etwas hören wollte. Mit Recht meint Häusser, Hertzbergs Plan sei ein viel zu künstlicher gewesen, als daß man auf dessen Durchführung habe rechnen können. Wie konnte Preußen eine Vergrößerung erwarten, ohne etwas gethan zu haben? Kein Wunder, daß die preußischen Pläne immer mehr zusammenschrumpften. Es war schon längst keine Rede mehr von Kalisch und Posen, das man anfangs neben Danzig und Thorn begehrt hatte; und ebenso hatte man es aufgegeben, bei dieser Gelegenheit das schwedische Pommern zu erhalten.

Unter solchen Verhältnissen begab sich der König zur Armee nach Schlesien, um in der einen oder anderen Weise die Sache zum Austrag zu bringen. Leopold that jetzt den letzten Schritt. Es wird schwer zu entscheiden sein, ob es Oesterreich auf einen Krieg gegen Preußen und die Türkei zugleich ankommen lassen konnte. Man darf nicht vergessen, daß Friedrich der Große nicht mehr lebte, und daß Rußland wahrscheinlich die Türken von einer ernstlichen Bedrohung des Kaiserstaates abgehalten hätte. Der zähe alte Kaunitz erklärte sich wie zur Zeit des bayrischen Erbfolgekrieges gegen eine ruhmlose Nachgiebigkeit und für den Krieg: er nennt Leopolds Politik eine florentinische und findet sie des ersten europäischen Hofes unwürdig. Aber der Kaiser wollte Frieden: fast — um jeden Preis. Er ging in seiner Nachgiebigkeit so weit, daß er den Fürsten Reuß und den Staatsreferendar Spielmann in das preußische Lager nach Reichenbach schickte. Hier fanden dann jene Verhandlungen statt, die unter dem Namen der „Reichenbacher Conferenzen" bekannt sind. Preußen erschwerte sich seine diplomatische Lage noch dadurch, daß der König die Gesandten Englands und Hollands aufgefordert hatte, ihn zu begleiten, später aber von ihnen verlangte, daß sie in Breslau bleiben sollten. Sie fühlten sich verletzt und begehrten mit Entschiedenheit ihre Zuziehung zu den Friedensverhandlungen. In der Hauptsache mußte man ihrem Verlangen entsprechen. Inzwischen waren die Verhandlungen mit den österreichischen Bevollmächtigten eröffnet worden. Die Oesterreicher wiesen jetzt, als preußischerseits das Tauschproject zur Sprache gebracht wurde, auch diesen Gedanken nicht absolut von der Hand, wenn sie zunächst auch noch an dem status quo festhielten. Nur eine Bedingung stellte Leopold: Preußen sollte eine Erklärung abgeben, durch die es sich von der Sache des niederländischen Aufstandes lossagte. Auf die Anfrage der kaiserlichen Abgesandten bezeichnete Hertzberg wieder ein bestimmtes Stück von Galizien als das von Oesterreich abzutretende Gebiet. Spielmann bot dann, von Hertzberg befragt, einen andern galizischen Landstrich von 164 □Meilen mit etwa 350,000 Seelen an. Er war ebenso groß, wie der von Preußen geforderte, und bildete beinahe den dritten Theil Galiziens. Nach Hertzbergs Ansicht war er aber ungünstig gelegen. Seine Forderungen von Brody und Wieliczka lehnten dagegen die Oesterreicher ab. Es entspannen sich weitere Verhandlungen. Am 13. Juli machten die Kaiserlichen nach dem Eintreffen anderweitiger Instructionen neue Tauschvorschläge; und da Oesterreich sich nun doch einmal auf den Gedanken

einer Abtretung in Galizien eingelassen hatte, so hoffte Hertzberg sein reducirtes Begehren durchzusetzen. Da aber traten die Gesandten der Seemächte mit der Erklärung dazwischen, daß sie zu keinem Frieden als zu einem auf Grundlage des strengsten status quo mitwirken würden. In diesem entscheidenden Augenblicke erhielt die Politik der Seemächte eine unerwartete Unterstützung durch den aus Warschau anlangenden Lucchesini. Dieser war immer gegen den Hertzberg'schen Plan gewesen. Er wollte den Krieg gegen Oesterreich. Wie er aber die polnische Allianz in's Leben gerufen hatte, so wollte er auch nichts von preußischen Erwerbungen auf Polens Kosten wissen. Der König hatte ihn ohne Hertzbergs Wissen kommen lassen. Er rieth, die ganze Verhandlung in brüsquester Weise abzubrechen. Preußen sollte jetzt plötzlich seinerseits auf den stricten status quo zurückkommen und daneben die Garantie der belgischen und sogar der ungarischen Verfassung begehren. Wenn Oesterreich diese Forderungen bis zum 26. Juli nicht acceptirte, so sollte das preußische Heer am 28. die Grenze überschreiten. Diese Gedanken fielen auffallend genug bei dem König auf einen günstigen Boden. Längst hatte er gewünscht, sich Hertzbergs lästiger Leitung zu entziehen und eigene Politik zu treiben. Er wünschte vor Allem der preußischen Monarchie neben den anderen Großmächten eine entscheidende Stellung zu sichern. Das Uneigennützige und Großmüthige, das in dem Begehren des status quo lag, entsprach seiner Neigung; und ebenso entsprach es seiner Gemüthsart, wenn man den schleppenden Verhandlungen durch eine solche kategorische Forderung ein Ende machte. Die Aussicht auf den Krieg endlich hob und erfrischte ihn. Die Generale mit Ausnahme des sich zurückhaltenden Herzogs von Braunschweig stimmten freudig zu. Kurz Hertzberg erhielt in nichts weniger als gnädigen Ausdrücken den gemessenen Befehl, auf diesen neuen Grundlagen mit Oesterreich zu verhandeln. Nur die Garantie der ungarischen Verfassung ließ man fallen, aber man hielt fest an der zehntägigen Frist für die österreichische Antwort. Die Meinung ging dahin, daß es Oesterreich einem so brüsquen Verfahren gegenüber auf einen Krieg ankommen lassen werde.

Unerwarteter Weise ging aber der Kaiser trotz des Unwillens, den das wunderliche Benehmen Preußens bei seinen Staatsmännern hervorrief, ohne Zeitverlust auf das neue Begehren ein. Schon am 20. Juli ging Oesterreichs zustimmende Erklärung ab und langte am 23. in Reichenbach an. Am 27. erfolgte dann der officielle Au-

tausch der beiderseitigen Erklärungen. Die österreichischen Bevollmächtigten erklärten, König Leopold sei bereit, mit der Pforte einen Waffenstillstand zu schließen, dem ein Friede auf Grund des stricten status quo folgen solle. Sie sprachen nur die Hoffnung aus, daß es Oesterreich gelingen werde, einige billige Modificationen zur Sicherstellung der türkisch-österreichischen Grenze mit Hülfe Preußens und der beiden Seemächte zu erlangen. Sollte wider Erwarten der Krieg gegen die Türkei von Rußland fortgesetzt werden, so werde Oesterreich an demselben nicht theilnehmen und nur die mit Rußland zusammen eroberte Festung Choczim bis zum Abschluß des russischen Friedens besetzt halten.

Die preußische Gegenerklärung giebt der Erwartung Ausdruck, daß König Leopold auf Grund des stricten status quo Frieden schließen werde. Sie will einige billige Grenzregulirungen concediren, doch müsse die Pforte die betreffenden Gebiete freiwillig abtreten. Auch müsse Oesterreich, wenn es durch diese Grenzregulirungen einen Erwerb mache, Preußen dafür ein Aequivalent zugestehen. Mit der einstweiligen Besetzung Choczim's sei Preußen einverstanden. Dagegen solle sich Oesterreich weder direct noch indirect an einem russisch-türkischen Kriege betheiligen. Preußen behält sich das Recht, den status quo zu garantiren, vor, und beansprucht, bei einem Friedenscongreß in Gemeinschaft mit seinen Alliirten die Vermittlung zu übernehmen.

Ehe es aber zur Unterzeichnung dieser gegenseitigen Erklärungen kam, hatte Hertzberg noch eine sich auf die Niederlande beziehende besondere Erklärung abgegeben, die Oesterreich gegen preußische Umtriebe in Belgien sicherstellen sollte. Der König werde, sagte er, in Gemeinschaft mit den Seemächten für die Verfassung der Niederlande und für die Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft thätig sein. Hoffentlich würde diese Erklärung dem Kaiser genügen, und ihn überzeugen, daß in Wahrheit kein Grund zu ernstlichen Besorgnissen in dieser Hinsicht vorhanden sei. Wenn Preußen sich in diese Dinge eingemischt, so habe dies lediglich seinen Grund in dessen intimen Beziehungen zu den Seemächten, die als Mitunterzeichner des betreffenden Friedens eine Garantie der alten belgischen Verfassung übernommen hätten. Er hoffe, daß man auf diese Erklärung hin die Reichenbacher Verhandlungen zum Abschluß bringen werde. Endlich gaben auch noch die Vertreter der Seemächte unter dem gleichen Datum eine gemeinsame Declaration ab, in der sie Oesterreich wie Preußen den Inhalt der drei vorhergehenden Erklärungen zu garantiren versprachen. Zu dem bevorstehenden Friedenscongreß wollten die

Seemächte Gesandte delegiren, die an den Verhandlungen theilnehmen und den Frieden vermitteln sollten. Dies war das Ende der Verwicklungen, die die Hertzbergische Politik über Mitteleuropa heraufbeschworen hatte. Wir sind in der Darstellung der letzten Reichenbacher Vorgänge Sybels neuester Ausgabe gefolgt. Was er über das Auftreten Lucchesini's und über die entscheidende Wendung beibringt, macht uns durchaus den Eindruck innerer Wahrheit. Sybel hat früher eine vollständig entgegengesetzte Darstellung gegeben. Das Benehmen des Kaisers, meinte er, sei ein unehrliches gewesen. Er habe mit den Engländern unter einer Decke gespielt. Der status quo sei ihm von vornherein als das Wünschenswertheste erschienen und er habe sich scheinbar zu dem zwingen lassen, was er eigentlich gewollt. Die österreichischen Quellen stimmen aber vollständig zu Sybels jetzigen Ausführungen. Die Vertreter Oesterreichs waren außerordentlich erstaunt, und wußten es sich nicht zu erklären, als Preußen plötzlich seinerseits auf den status quo zurückkam. Ja, es zeigt sich in den österreichischen Schriftstücken eine Verletztheit über den steten Wechsel der preußischen Forderungen, die jeden Gedanken an ein unehrliches Spiel auf dieser Seite ausschließt. Und man ist dabei so entrüstet über die Verdächtigungen der österreichischen Politik, daß sich jeder Unbefangene von der bona fides derselben überzeugt halten muß. Auch in den geheimsten Depeschen zeigt sich keine Spur davon, daß Oesterreich unter einer Decke mit den Engländern gespielt habe. Es war auch offenbar unrichtig, wenn Sybel ehedem meinte, die drohende spanische Verwicklung habe der österreichischen Politik alle Nerven gestärkt. Im Gegentheil liegt jetzt der Beweis vor, daß jene Verwicklungen England nur zu einem um so engeren Anschluß an Preußen bewogen haben.*) Wir begrüßen es als einen Triumph, den die Wahrheit in einem wichtigen Punkte davongetragen und als ein Pfand für ein weiteres Durchdringen der Wahrheit, wenn auch Sybel jetzt nicht umhin kann, der Politik Kaiser Leopolds gerecht zu werden.

Es ist wahr, daß die Folgen des Reichenbacher Vertrags für Preußen nachtheilig gewesen sind: sein Ansehen sank. Nur sich selbst aber hatte Preußen es zuzuschreiben. Man trägt sich nicht ungestraft

*) v. Vivenot, Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege, Wien 1873, Bd. I, S. 48.

mit solchen Plänen, wie die Hertzbergs es gewesen waren, wenn der Erfolg dem Anlaufe nicht entspricht, man kann nicht ungestraft so mit dem Feuer spielen, wie es Preußen 1789 und 1790 gethan hatte. An die Stelle eines Raubkrieges kann nicht ohne Weiteres ein Großmuthsact treten. Zunächst war — wer kann es leugnen? — Oesterreich auch diesmal wieder der unterliegende Theil; und man hat sicher in Wien kein anderes Gefühl gehabt. Der moralische Mißerfolg war aber freilich auf Seite Preußens. Die durch dasselbe in's Leben gerufene polnische Bewegung führte weiter und weiter, und zuletzt zur Verfassung vom 3. Mai 1791 und zu allen den Folgen, die sich daran knüpften. Die in ihren türkischen Erfolgen aufgehaltenen Russen wandten sich gegen Polen. Die Lütticher, die Belgier, die Ungarn empfanden es bitter, daß man sie geopfert hatte. In Preußen selbst riß die Unzufriedenheit und Zerfahrenheit in bedenklichster Weise ein.

Eine weitere Folge war es, daß die Stellung Hertzbergs gründlich erschüttert wurde. Der König hatte sich zu Reichenbach über alle Rücksichten gegen ihn hinweggesetzt. Ein scharfer Brief an Hertzberg hatte den Umschwung in der Politik des Königs begleitet. Jener hatte bitter geantwortet. Es liegt in der menschlichen Natur, daß diese Dinge weiter führen mußten. Das ihm unerwartete Einlenken Leopolds hatte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Königs gemacht. Eine Reihe von Persönlichkeiten traten jetzt für den Versuch eines Zusammengehens mit Oesterreich ein. Der Herzog von Braunschweig und der Erbprinz von Hohenlohe werden genannt. Vor allem waren es die beiden Adjutanten des Königs, die in dieser Richtung thätig waren. Bei Bischofswerder war es sicher Ueberzeugung. Manstein war nichts weniger als österreichisch gesinnt und mißtraute Leopold, vereinigte sich aber mit seinem Schwager aus Haß gegen Hertzberg. Es erwachte in dem König jene altghibellinische Gesinnung seiner Vorfahren, die noch in Friedrich Wilhem I wieder durchgebrochen war. Hertzberg, mochte er denken, habe ihn die wahren Absichten Leopolds mißkennen lassen und habe dadurch alle jene Irrungen mit Oesterreich hervorgerufen, deren sich der König jetzt nur ungern erinnerte. Wir können Vivenot's hartem Urtheil über Friedrich Wilhelm II nicht beistimmen und neigen im Ganzen den Auffassungen Sybels und Häussers zu. Er war gewiß eine im Grunde

*) Nicht mit Unrecht meint eine kurz nach dem 3. Mai geschriebene Kaunitz'sche Depesche, Polen habe sich seit 1789 in einem verwirrten und sinnlosen Zustande befunden.

Seemächte Gesandte delegiren, die an den Verhandlungen theilnehmen und den Frieden vermitteln sollten. Dies war das Ende der Verwicklungen, die die Hertzbergische Politik über Mitteleuropa heraufbeschworen hatte. Wir sind in der Darstellung der letzten Reichenbacher Vorgänge Sybels neuester Ausgabe gefolgt. Was er über das Auftreten Lucchesini's und über die entscheidende Wendung beibringt, macht uns durchaus den Eindruck innerer Wahrheit. Sybel hat früher eine vollständig entgegengesetzte Darstellung gegeben. Das Benehmen des Kaisers, meinte er, sei ein unehrliches gewesen. Er habe mit den Engländern unter einer Decke gespielt. Der status quo sei ihm von vornherein als das Wünschenswertheste erschienen und er habe sich scheinbar zu dem zwingen lassen, was er eigentlich gewollt. Die österreichischen Quellen stimmen aber vollständig zu Sybels jetzigen Ausführungen. Die Vertreter Oesterreichs waren außerordentlich erstaunt, und wußten es sich nicht zu erklären, als Preußen plötzlich seinerseits auf den status quo zurückkam. Ja, es zeigt sich in den österreichischen Schriftstücken eine Verletztheit über den steten Wechsel der preußischen Forderungen, die jeden Gedanken an ein unehrliches Spiel auf dieser Seite ausschließt. Und man ist dabei so entrüstet über die Verdächtigungen der österreichischen Politik, daß sich jeder Unbefangene von der bona fides derselben überzeugt halten muß. Auch in den geheimsten Depeschen zeigt sich keine Spur davon, daß Oesterreich unter einer Decke mit den Engländern gespielt habe. Es war auch offenbar unrichtig, wenn Sybel ehedem meinte, die drohende spanische Verwicklung habe der österreichischen Politik alle Nerven gestärkt. Im Gegentheil liegt jetzt der Beweis vor, daß jene Verwicklungen England nur zu einem um so engeren Anschluß an Preußen bewogen haben.*) Wir begrüßen es als einen Triumph, den die Wahrheit in einem wichtigen Punkte davongetragen und als ein Pfand für ein weiteres Durchdringen der Wahrheit, wenn auch Sybel jetzt nicht umhin kann, der Politik Kaiser Leopolds gerecht zu werden.

Es ist wahr, daß die Folgen des Reichenbacher Vertrags für Preußen nachtheilig gewesen sind: sein Ansehen sank. Nur sich selbst aber hatte Preußen es zuzuschreiben. Man trägt sich nicht ungestraft

*) v. Vivenot, Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege, Wien 1873, Bd. I, S. 48.

gestanden. Es ging seitdem ein Riß durch unser Vaterland hindurch, der die Nation an jedem politischen Aufschwung hindern mußte, und uns zum Spielball der Fremden zu machen drohte. Hüben wie drüben hatte sich eine Verbitterung festgesetzt, die vielfach über die nach dem dreißigjährigen Kriege noch hinausging. Es mußte sich jeder wohldenkende und einsichtige Patriot sagen, daß es ein durchaus unnatürlicher Zustand sei, wenn Preußen wie Oesterreich ihre Freunde im Auslande suchten, und für den deutschen Nebenbuhler nur Mißtrauen und Haß empfanden. So abgestorben war das deutsche Gefühl in den leitenden Kreisen Preußens denn doch noch nicht, daß sich nicht auch am Berliner Hofe hätten Männer finden sollen, die da ernstlich nach einem gesunderen Zustand verlangten. Der deutsche Fürstenstand fühlte es instinctiv, welche Gefahr in der Fortdauer der bisherigen Zustände lag. Der geistige Aufschwung unserer Nation rief allmählig auch wieder politische Wünsche in Deutschland wach. Die Idee eines völligen Zerfalls des alten heiligen Reichs lag noch fern. Das Reichsrecht war noch eine Macht und lag wenigstens außerhalb Preußens der juristisch-politischen Bildung der Jugend noch überall zu Grunde. Wohl aber fühlte man, daß die Reichsverfassung dringender Reformen bedürfe, daß es so, wie es war, nicht bleiben konnte. Und auf die Länge konnte man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen aufhören oder wenigstens gemindert werden mußte, wenn man hier auch nur den allermäßigsten Anforderungen genügen wollte. Alle diese Anschauungen wirkten auf das Berliner Cabinet und den Berliner Hof zurück. So lange Friedrich und Maria Theresia lebten, war die Aussöhnung zwischen beiden Staaten unmöglich. Aber jetzt regierten Friedrich Wilhelm und Leopold. Dieser hatte Beweise seiner versöhnlichen Gesinnung gegeben, und selbst Friedrich hatte es ja für möglich gehalten, daß nach dem Tode seiner großen Gegnerin eine Verständigung mit Oesterreich zu erreichen sei. Das Verhältniß Friedrich Wilhelms zu seinem Oheim war nicht derart gewesen, daß ihn ein Gefühl der Pietät von einer Bahn abgeschreckt hätte, die eine Reaction gegen die fridericianische Politik in sich schloß.

Und hatte es sich denn nicht auch gezeigt, daß mit der Hertzberg'schen Politik nicht durchzukommen war? Mit welchen Elementen hatte sich diese nicht verbündet! An den verschiedensten Punkten Europas hatte man die offene oder latente Revolution zum Bundesgenossen gehabt. War der König, der seine Regierungslaufbahn mit der Niederwerfung

edle Natur, und die Aehnlichkeit seiner Charakteranlage mit der seines ältesten Enkels ist nicht zu verkennen. Er war ein Phantasiemensch, dem es in den entscheidenden Jahren an der praktischen Schule der Arbeit wie an der sittlichen des Schicksals gefehlt hatte. Aber er hat doch das Gute gewollt. Er hatte sich nach Perthes' richtigem Ausdruck bei all' seiner sittlichen Schwäche jedenfalls doch Trümmer seiner ursprünglich edlen Natur bewahrt. Eine fürstliche Gesinnung zeichnet ihn aus. Es fehlte ihm nicht an zutreffendem Urtheil. Königliches Pflichtgefühl ist ihm nicht abzusprechen. Religiösen und patriotisch deutschen Regungen war er sehr zugänglich. Die Leitung des Staates wollte er durchaus selbst in seine Hand nehmen. Sogar Hertzberg knüpfte große Hoffnungen an die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms. Es ist sein Unglück gewesen, daß er bei der Ausführung dann doch stets genöthigt war, sich den sogenannten „practischen Männern" zu accomodiren. In dem Widerstreit zwischen seinen eigenen Anschauungen und Stimmungen einerseits und der Praxis der preußischen Staatsmänner und Generale andererseits hat dann seine Politik jenen Charakter des Schwankenden und Halben angenommen, der seine Regierung kennzeichnet. Dabei fehlte es ihm an Ausdauer. Schwierigkeiten Stand zu halten, war nicht seine Art. Unter Friedrich II war er zur Seite geschoben worden, und seine nach Anregung sich sehnende Natur hatte sich — und hierin liegt freilich der sehr große Unterschied zwischen ihm und Friedrich Wilhelm IV — einem Genußleben hingegeben, in dem er dann geistig erschlaffte und um seine moralische Kraft betrogen wurde. Frühzeitig war der weiche Mann dabei unter den Einfluß seiner Günstlinge gerathen. Zu Reichenbach hatte er sich von der Leitung Hertzbergs emancipirt. Eine Entfremdung zwischen beiden war die Folge gewesen. Man kann den König, wenigstens später, nicht von Ungerechtigkeit gegen seinen Minister frei sprechen; je mehr er sich insgeheim vor dessen staatsmännischer Ueberlegenheit fürchtete, um so mehr verhärtete er sich gegen ihn, und um so mehr wollte er jetzt eine entgegengesetzte Bahn einschlagen. Es war die persönliche Politik des Königs gewesen, die zu Reichenbach gesiegt hatte. Er war jetzt entschlossen, das einmal ergriffene Heft nicht wieder aus der Hand zu geben. Gerade der Widerspruch, den seine Politik fand, trieb ihn weiter. Und war es nicht ein großes und edles Ziel, wenn der König jetzt die Verständigung mit Oesterreich zu einer dauernden und gründlichen machen wollte? In drei unheilvollen Kriegen hatten die Deutschen sich brudermörderisch gegenüber-

gestanden. Es ging seitdem ein Riß durch unser Vaterland hindurch, der die Nation an jedem politischen Aufschwung hindern mußte, und uns zum Spielball der Fremden zu machen drohte. Hüben wie drüben hatte sich eine Verbitterung festgesetzt, die vielfach über die nach dem dreißigjährigen Kriege noch hinausging. Es mußte sich jeder wohldenkende und einsichtige Patriot sagen, daß es ein durchaus unnatürlicher Zustand sei, wenn Preußen wie Oesterreich ihre Freunde im Auslande suchten, und für den deutschen Nebenbuhler nur Mißtrauen und Haß empfanden. So abgestorben war das deutsche Gefühl in den leitenden Kreisen Preußens denn doch noch nicht, daß sich nicht auch am Berliner Hofe hätten Männer finden sollen, die da ernstlich nach einem gesunderen Zustand verlangten. Der deutsche Fürstenstand fühlte es instinctiv, welche Gefahr in der Fortdauer der bisherigen Zustände lag. Der geistige Aufschwung unserer Nation rief allmählig auch wieder politische Wünsche in Deutschland wach. Die Idee eines völligen Zerfalls des alten heiligen Reichs lag noch fern. Das Reichsrecht war noch eine Macht und lag wenigstens außerhalb Preußens der juristisch-politischen Bildung der Jugend noch überall zu Grunde. Wohl aber fühlte man, daß die Reichsverfassung dringender Reformen bedürfe, daß es so, wie es war, nicht bleiben konnte. Und auf die Länge konnte man sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen aufhören oder wenigstens gemindert werden mußte, wenn man hier auch nur den allermäßigsten Anforderungen genügen wollte. Alle diese Anschauungen wirkten auf das Berliner Cabinet und den Berliner Hof zurück. So lange Friedrich und Maria Theresia lebten, war die Aussöhnung zwischen beiden Staaten unmöglich. Aber jetzt regierten Friedrich Wilhelm und Leopold. Dieser hatte Beweise seiner versöhnlichen Gesinnung gegeben, und selbst Friedrich hatte es ja für möglich gehalten, daß nach dem Tode seiner großen Gegnerin eine Verständigung mit Oesterreich zu erreichen sei. Das Verhältniß Friedrich Wilhelms zu seinem Oheim war nicht derart gewesen, daß ihn ein Gefühl der Pietät von einer Bahn abgeschreckt hätte, die eine Reaction gegen die fridericianische Politik in sich schloß.

Und hatte es sich denn nicht auch gezeigt, daß mit der Hertzberg'schen Politik nicht durchzukommen war? Mit welchen Elementen hatte sich diese nicht verbündet! An den verschiedensten Punkten Europas hatte man die offene oder latente Revolution zum Bundesgenossen gehabt. War der König, der seine Regierungslaufbahn mit der Niederwerfung

der Holländischen Patrioten begonnen hatte, nicht in den entschiedensten Widerspruch mit sich selbst durch Hertzberg verwickelt worden? War nicht z. B. die bekämpfte holländische Revolution Geschwisterkind mit der belgischen und am Ende ebensowohl motivirt wie diese? Und hingen beide nicht mit den Ereignissen in Frankreich zusammen, die um diese Zeit an den deutschen Höfen zum ersten Male ernstliche Besorgnisse zu erregen begannen? Waren die Lütticher Irrungen nicht eine Nachahmung der französischen Vorgänge: so gut wie die, in welche der Bischof von Speyer mit seinen Unterthanen gerieth, und wie so manche andere im südwestlichen Deutschland, die das deutsche Fürstenthum mit Schrecken erfüllten und das Reichskammergericht zum Einschreiten herausforderten? Und war nicht Preußen in der Lütticher Sache in den bedenklichsten Widerspruch gegen das Reichskammergericht und das Reichsrecht gerathen? Wollte und konnte man die Consequenzen aller dieser Dinge auf sich nehmen? Und konnte nicht umgekehrt der Weg der Verständigung mit Oesterreich auch für Preußen wesentliche Vortheile bieten? Waren nicht vielleicht auch auf diesem Wege Erwerbungen zu machen? Die Vorfahren des Königs waren stets gut bei demselben gefahren und verdankten ihm manch' schönes Stück Land. Sollte Oesterreich, wenn man sich ihm ehrlich näherte, Preußen Danzig und Thorn dauernd mißgönnen? Schon in dieser Hoffnung allein lag ein Beweggrund für den König, denn die öffentliche Meinung konnte es ihm nicht vergessen, daß er 20 Millionen für Rüstungen gegen Oesterreich weggeworfen hatte und ohne eine Erwerbung zu machen heimgekehrt war. Da man den Zusammenhang der Dinge, die geheimen Vorgänge im Hauptquartier, nicht kannte, so stand man verblüfft vor den Reichenbacher Resultaten und sah dieselben fast in einem ähnlichen Lichte, wie man in unseren Zeiten die Abmachungen von Olmütz angesehen hat. Die Lage Preußens, so meinte man, sei die günstigere gewesen; bei einem Kriege hätte ihm der Sieg nicht fehlen können. Preußen habe deshalb ein gutes Recht auf Danzig und Thorn gehabt und es sei durch Oesterreich um dasselbe betrogen.

Die äußerst schwierige und verwickelte Lage der europäischen Angelegenheiten kam dem Könige bei seinem Systemwechsel zu Statten. Durch die Nachgiebigkeit Leopolds war man in eine Lage versetzt, auf die eigentlich Niemand in Preußen vorbereitet war. Es zeigte sich jetzt, daß alle die Anstrengungen, die man gemacht, nicht Rußland, sondern lediglich Oesterreich gegolten hatten. Mit dem Nachgeben Oester-

und wollte recht deutlich vor der Welt documentiren, daß man dem stolzen Oesterreich das Gesetz vorgeschrieben habe. Auf dem Haager Congreß wie in Sistowa kamen die verschiedenen Auffassungen bald genug zum Ausdruck.

Im Haag wurden die preußischen Anschauungen durch die Bestrebungen der Seemächte unterstützt, und sogar überboten. England und Holland hatten es niemals vergessen, daß es Oesterreich ohne ihre Mithülfe nicht möglich gewesen war, sich in den Besitz der Niederlande zu setzen, und darin zu behaupten. Sie betrachteten schon zu den Zeiten des Prinzen Eugen Belgien als ein von den Seemächten erobertes Land. In dem Barrière-Vertrag hatte diese Anschauung ihren Ausdruck gefunden. Nur mit Unmuth ertrug man in Wien die Fesseln, die das zur Krämerrepublik herabgesunkene Holland darin unter Englands Protection den österreichischen Niederlanden auferlegt hatte; und das egoistische und rücksichtslose Benehmen der auf den englischen Schutz pochenden Holländer war nicht dazu angethan gewesen, diese Stimmung zu mildern. Schon Maria Theresia war in mancherlei Irrungen mit Holland gerathen, die dann mit zu dem Umschlage der österreichischen Politik vor dem siebenjährigen Kriege beigetragen hatten. Es folgte Kaiser Josephs Scheldestreit. Die Seemächte wollten jetzt, wo es Belgien dem Hause Oesterreich wieder zu unterwerfen galt, auch als diejenigen dastehen, die Oesterreich diesen Dienst leisteten. Es sollte klar vor aller Welt Augen liegen, daß Oesterreich ihnen noch einmal wieder die Niederlande verdankte. Sie gefielen sich außerordentlich in der Vermittlerrolle zwischen dem Kaiser und seinen rebellischen Unterthanen. Nicht bloß die alte Verfassung wollten sie garantiren, Oesterreich sollte auch noch neue Vergünstigungen hinzufügen: man berief sich dabei auf die Tendenz von Leopolds Memoire.

Am 31. October setzte Leopold den Niederlanden eine dreiwöchentliche Frist für die Unterwerfung. Aber man war in Brüssel zu weit gegangen, als daß man so leicht den Rückweg hätte finden können. Die Mehrheit des sog. Congresses hielt noch immer an der vollständigen Unabhängigkeit der Niederlande fest, und glaubte schon eine große Concession zu machen, wenn sie dem Erzherzog Karl die Regierung des Landes anbot. Die Gemäßigten wollten sich die Bedingungen jenes Friedens von Arras gefallen lassen, der den Streitigkeiten nach dem Tode Maria's von Burgund ein Ende gemacht hatte. Acht Tage vor Ablauf des den Belgiern gesetzten Termins erschienen Abgeordnete des Brüsseler Congresses

und wollte recht deutlich vor der Welt documentiren, daß man dem stolzen Oesterreich das Gesetz vorgeschrieben habe. Auf dem Haager Congreß wie in Sistowa kamen die verschiedenen Auffassungen bald genug zum Ausdruck.

Im Haag wurden die preußischen Anschauungen durch die Bestrebungen der Seemächte unterstützt, und sogar überboten. England und Holland hatten es niemals vergessen, daß es Oesterreich ohne ihre Mithülfe nicht möglich gewesen war, sich in den Besitz der Niederlande zu setzen, und darin zu behaupten. Sie betrachteten schon zu den Zeiten des Prinzen Eugen Belgien als ein von den Seemächten erobertes Land. In dem Barrière-Vertrag hatte diese Anschauung ihren Ausdruck gefunden. Nur mit Unmuth ertrug man in Wien die Fesseln, die das zur Krämerrepublik herabgesunkene Holland darin unter Englands Protection den österreichischen Niederlanden auferlegt hatte; und das egoistische und rücksichtslose Benehmen der auf den englischen Schutz pochenden Holländer war nicht dazu angethan gewesen, diese Stimmung zu mildern. Schon Maria Theresia war in mancherlei Irrungen mit Holland gerathen, die dann mit zu dem Umschlage der österreichischen Politik vor dem siebenjährigen Kriege beigetragen hatten. Es folgte Kaiser Josephs Scheldestreit. Die Seemächte wollten jetzt, wo es Belgien dem Hause Oesterreich wieder zu unterwerfen galt, auch als diejenigen dastehen, die Oesterreich diesen Dienst leisteten. Es sollte klar vor aller Welt Augen liegen, daß Oesterreich ihnen noch einmal wieder die Niederlande verdankte. Sie gefielen sich außerordentlich in der Vermittlerrolle zwischen dem Kaiser und seinen rebellischen Unterthanen. Nicht bloß die alte Verfassung wollten sie garantiren, Oesterreich sollte auch noch neue Verbesserungen hinzufügen: man berief sich dabei auf die Tendenz von Leopolds Memoire.

Am 31. October setzte Leopold den Niederlanden eine dreiwöchentliche Frist für die Unterwerfung. Aber man war in Brüssel zu weit gegangen, als daß man so leicht den Rückweg hätte finden können. Die Mehrheit des sog. Congresses hielt noch immer an der vollständigen Unabhängigkeit der Niederlande fest, und glaubte schon eine große Concession zu machen, wenn sie dem Erzherzog Karl die Regierung des Landes anbot. Die Gemäßigten wollten sich die Bedingungen jenes Friedens von Arras gefallen lassen, der den Streitigkeiten nach dem Tode Maria's von Burgund ein Ende gemacht hatte. Acht Tage vor Ablauf des den Belgiern gesetzten Termins erschienen Abgeordnete des Brüsseler Congresses

im Haag und fanden freundliche Aufnahme. Man muthete dem österreichischen Vertreter — es war der bekannte Graf Mercy, der sich zu Marie Antoinette's großem Schmerze Anfangs October von Paris nach dem Haag begeben hatte — zu, daß er sich mit ihnen in Verhandlungen einlassen solle, obwohl sich Oesterreich stets geweigert hatte, den Brüsseler Congreß als rechtsbeständig anzuerkennen. Natürlich lehnte es Mercy ab. Aber man ließ nicht nach und verlangte von Oesterreich die Verlängerung des Termins, um für weitere Unterhandlungen mit den Belgiern Zeit zu gewinnen. Mercy wies auch dies zurück, weil er mit Recht den moralischen Eindruck einer solchen abermaligen Nachgiebigkeit fürchtete. Am 19. November kam es zu einer heftigen Conferenzsitzung. Oesterreich möchte bedenken, meinte der Großpensionär van Spiegel, daß diese Sache gewichtige Folgen haben und Europa an allen vier Ecken in Brand stecken könne. Es sei möglich, antwortete Mercy, daß das Haus Oesterreich mit andern Häusern in Brand gerathe. Der Verlust der Niederlande sei aber der Erniedrigung vorzuziehen. Es könne von keiner Vermittlung mehr die Rede sein. Bender werde nach Ablauf der Frist einrücken.

Mercy's Benehmen fand in Wien vollständige Billigung. Bender überschritt in der That die Maas. Namur ergab sich ihm, ohne Widerstand zu leisten. Es zeigte sich, daß die Sache der Aufständischen von dem Augenblicke an ihre Wurzeln verloren hatte, wo diese auf eine bewaffnete Unterstützung Preußens und der Seemächte nicht mehr zählen konnten. Von einem ernstlichen Widerstande war überall wenig zu verspüren: das Land war in Parteien getheilt und des revolutionären Regiments müde.*)

Preußen hatte die Begehren der Seemächte unterstützt. Aber es hatte sich bis dahin doch immer eine gewisse Reserve auferlegt. Anders war es in der letzten Phase der Haager Conferenzen. Das Auftreten der Seemächte war zu plump gewesen, als daß es einen wesentlichen Erfolg hätte haben können. Preußen suchte jetzt auf einem andern Wege das gleiche Ziel zu erreichen. Eine wirkliche Verpflichtung zur Wiederherstellung der alten niederländischen Verfassung hatte Oesterreich, wie wir sahen, zu Reichenbach keineswegs übernommen. Nur Preußen und die Seemächte waren es gewesen, welche dieselbe in ihren Declarationen zur Sprache gebracht: sie hatten erklärt, daß sie ihre Bemühungen neben der Wiederherstellung der österreichischen Herrschaft auf die der alten niederländischen Verfassung richten würden. Oesterreich

*) Vgl. Arneth, Marie Antoinette ꝛc. S. 123.

hatte sich dann später allerdings wiederholt zu dieser Wiederherstellung bereit erklärt. Man hatte bisher aber nie an etwas anderes dabei gedacht, als an die Beseitigung der durch die josephinischen Neuerungen hervorgerufenen Unzufriedenheit und mithin an die Wiederherstellung der bis dahin bestehenden Verfassung. Oesterreich hatte auch in seinen Manifestationen von Anfang an nie etwas anderes in Aussicht gestellt; und selbst Preußen und die Seemächte hatten sich in diesem Sinne öffentlich ausgesprochen.*) Preußen wünschte aber jetzt, denjenigen Rechtszustand zu garantiren, der zur Zeit jenes Utrechter Friedens bestanden, der Oesterreich erst in den anerkannten Besitz der Niederlande gesetzt hatte. Die Sache war um so unmöthiger, als die Niederländer unter der Regierung Maria Theresia's außerordentlich zufrieden gewesen waren. Von keiner Seite war behauptet worden, daß durch ihre Regierung die belgische Verfassung wesentliche Veränderungen erfahren habe. Die Inaugurationsacte Karls VI, Maria Theresia's und Josephs II lauteten vollständig gleich. Dagegen konnte es allerdings allen möglichen Weiterungen Thor und Thür öffnen, wenn man den vor dem Regierungsantritt Maria Theresia's oder gar ihres Vaters factisch bestehenden Zustand zur Norm für das geltende belgische Staatsrecht machte. Es würden, meinte man in Wien, fast in jedem einzelnen Fall dadurch endlose Controversen über dasjenige hervorgerufen werden, was vor 50 Jahren in Geltung gewesen sei. Man würde sich dadurch in allen belgischen Angelegenheiten unter die Controle Preußens und der Seemächte stellen, und solchen „Erzchicaneurs" wie Hertzberg und seinen Consorten gegenüber könne man nicht genug auf seiner Hut sein. — Auf keiner Seite wollte man nachgeben. Zu einer Einigung kam es nicht. Leopold ratificirte den schließlich zu Stande kommenden Vertrag mit dem Zusatz, daß er nur diejenige Verfassung, diejenigen Privilegien und Rechtsgewohnheiten der Niederlande gewährleisten wolle, die zur Zeit Maria Theresia's, d. h. vor den josephinischen Neuerungen in Kraft gewesen seien. Die Sache endigte mit Verstimmung auf beiden Seiten.

Und anders ging es nicht bei den türkischen Friedensverhandlungen. Am 19. September hatte Leopold allerdings mit der Pforte einen Waffenstillstand abgeschlossen. Es hieß darin, derselbe solle zu Friedensverhandlungen benutzt werden. Es dauerte aber doch geraume Zeit, ehe die Bevollmächtigten in Sistowa wirklich zusammentraten. Die öster-

*) S. Vivenot, a. a. O. I, S. 69.

reichische Bedächtigkeit hat sich stets bei solchen Verhandlungen Zeit gelassen. Es war aber auch ein saurer Gang, den man machen sollte. Bei der Ungewißheit aller europäischen Verhältnisse war es gewiß nur zu natürlich, wenn man in Wien eine weitere Klärung der Situation abzuwarten wünschte. Vor Allem verlangte die Rücksicht auf Rußland, daß man sich mindestens nicht allzusehr mit dem Friedenswerk beeile. Die von diesem zu Lande und zur See erfochtenen Siege erweckten von Neuem das Verlangen, doch irgend einen kleinen Gewinnst auch für Oesterreich davon zu tragen, um den eigenen Unterthanen gegenüber die gebrachten Opfer zu rechtfertigen. Wenigstens Kaunitz konnte sich nicht in den Gedanken finden, ohne einen solchen aus dem glücklich geführten Kriege zu scheiden. Und die russische Diplomatie suchte Oesterreich mit allen Mitteln auf diesen Weg wieder hinüber zu leiten. Erst Ende 1790 konnten die Verhandlungen eröffnet werden. Preußen war durch Lucchesini vertreten, der es in Haß und Feindschaft gegen Oesterreich Hertzberg noch zuvorthat.

Gleich bei dem ersten Schritte stießen die Verhandlungen auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Gesandten der vermittelnden Mächte verlangten, daß in dem Friedensinstrument ausdrücklich auf die Reichenbacher Convention Bezug genommen, und daß der zu schließende Friede durch die drei vermittelnden Mächte ausdrücklich garantirt werden sollte. Oesterreich erblickte hierin eine ähnliche Erniedrigung, wie diejenige, welche man ihm in den niederländischen Angelegenheiten zugedacht hatte. Je mehr es in der Sache nachgegeben, um so mehr wollte es in der Form seine Würde wahren, und in dem Friedensinstrument wenigstens scheinbar als der Großmüthige dastehen. Auch hier mochte man daneben befürchten, daß man sich bei einer Gewährleistung des neuen Friedens durch die vermittelnden Mächte auf ewige Zeiten unter die Controle Preußens bei allen Streitigkeiten mit der Türkei stellte und endlosen Chicanen Thür und Thor öffnete. Preußen glaubte dagegen um so hartnäckiger auf dieser Forderung bestehen zu müssen, je weniger materielle Vortheile es zu Reichenbach davongetragen. Was die Rechtsfrage betrifft, so ist das erste Begehren Preußens offenbar ein unbilliges. Etwas anders verhält es sich mit der Garantie des Friedens, die sich Preußen allerdings in seiner Declaration vorbehalten hatte. Lucchesini that Alles, um die Vertreter der Seemächte wie die Türken gegen Oesterreich einzunehmen und die Verhandlungen zu verbittern. Es scheint auch nicht, daß die österreichischen Vertreter seiner Dialektik gewachsen

waren. Wenn wir den Berichten Luccheſini's und denen der Seemächte Glauben ſchenken dürfen, ſo gehörte namentlich Baron Herbert zu jener alten Schule ſchroffer und ſtolzer kaiſerlicher Diplomaten, mit denen man nicht weiter kam, und die im Gedränge auch wohl zu unhaltbaren Deductionen ihre Zuflucht nahmen, an denen ſie dann mit Zähigkeit feſthielten. Die Verhandlungen ſtockten. Die Geſandten der vermittelnden Mächte erklärten am 10. Februar 1791, ſich neue Inſtructionen von ihren Höfen erbitten zu müſſen. Die Spannung hatte ſchon wieder erhebliche Dimenſionen angenommen. Man argwöhnte in Berlin, daß Leopold durch den Reichenbacher Vertrag nur Zeit für die Ordnung der inneren Verhältniſſe Oeſterreichs habe gewinnen wollen, und es in Siſtowa ſchließlich doch zum Bruche zu treiben beabſichtige. In Wien war man über die Intriguen Luccheſini's entrüſtet und mehr noch darüber, daß man den dieſem ſeiner Denkungsart nach ſo nahe ſtehenden Jacobi als Geſandten in Wien accreditirt hatte, während Oeſterreich ſeit Reichenbach in dem Fürſten Reuß eine durchaus vermittelnde und allem Intriguenweſen mehr als fernſtehende Perſönlichkeit als Vertreter in Berlin beſaß. Schon ſeiner Abkunft nach paßte der Reichsfürſt vortrefflich zu Hohenlohe, Braunſchweig und zu dem Könige ſelbſt. Es ſteht feſt, daß ihn Kaunitz nach der Accreditirung Jacobi's durch eine dieſem ähnlichere Perſönlichkeit erſetzen wollte.

So lagen die Dinge, als ſich König Friedrich Wilhelm zu einem entſcheidenden Schritt entſchloß. Poſitive Anerbietungen Oeſterreichs waren nicht vorausgegangen. Auch den Wunſch nach einer Zuſammenkunft mit dem König hatte Reuß nicht, wie man wohl gemeint hat, ausgeſprochen.*) Der Erbprinz von Hohenlohe und Biſchofswerder, des Königs Günſtling, waren es, die Reuß gegenüber im September 1790 zuerſt von einem Zuſammengehen mit Oeſterreich geſprochen hatten. Es war die Zeit, wo Baron Roll, der Abgeſandte des Grafen Artois, in Berlin erſchien und Biſchofswerder mit ihm conferirte. Dieſer ver-

*) In beiden Beziehungen berufen wir uns auf die von Vivenot im erſten Bande der „Quellen zur Geſchichte der deutſchen Kaiſerpolitik Oeſterreichs“ abgedruckten Actenſtücke; hinſichtlich des letzten Punktes insbeſondere auf I, S. 101, 167, 170 und 178. In der wichtigen letzten Unterredung zwiſchen Cobenzl und Biſchofswerder erſcheint die Zuſammenkunft lediglich als der lebhafte Wunſch des Königs. Biſchofswerder iſt durchaus noch nicht ſicher, ob dieſelbe wirklich gewährt werden würde. Nicht auf eine öſterreichiſche Anfrage beruft ſich Cobenzl, um ihn hierüber zu beruhigen, ſondern auf ein Wort des Kaiſers. Der natürliche Zuſammenhang des Ganzen ſchließt beinahe völlig die Möglichkeit aus, daß eine öſterreichiſche

sicherte jetzt dem Fürsten Reuß, wie erwünscht es dem König sein würde, im Verein mit Leopold, der im September zum Kaiser gekrönt war, für die gefährdete Sache des französischen Königthums zu wirken, und Hohenlohe sprach sogar schon von einem Kriege Oesterreichs und Preußens gegen Frankreich, bei dem diese sich durch das französische Hennegau und einen Theil des Elsaßes für ihre Kosten schadlos halten könnten.*) Es scheint, daß die günstigen Antworten des russischen Gesandten den Schritt des Königs beschleunigten; er schmeichelte sich jetzt in der That, auf diesem Wege Danzig und Thorn oder doch das erstere erhalten und dadurch das Reichenbacher Abkommen verbessern zu können. Auch darf man nicht vergessen, daß der Kaiser eine in Deutschland noch wenig gekannte Persönlichkeit war: es kam dem Könige auch auf die Recognoscirung des neuen Terrains an. Am 7. Januar 1791 erklärte sich Bischofswerder bestimmter: der König wünsche mit Oesterreich in eine engere Verbindung zu treten, durch die alle Unruhen Europas mit einem Schlage gebannt würden. Man beabsichtige eine Vertrauensperson nach Wien zu senden. Lehne der Wiener Hof dies Anerbieten ab, so sei Bischofswerder ein unglücklicher Mann, da er diese Gesinnungen aus eigener Ueberzeugung bei dem König genährt habe. Oesterreichs Allianz mit Rußland werde keine Schwierigkeiten bieten, da Preußen Oczakow zu bewilligen bereit sei. Leopold ging auf das preußische Anerbieten ein. König Friedrich Wilhelm sandte darauf hinter Hertzbergs Rücken eben jenen Bischofswerder mit dem Entwurf eines Allianzvertrages nach Wien. Die Sendung wurde in das tiefste Geheimniß gehüllt. Eine angebliche Ungnade mußte als Vorwand für die Abreise des Obersten dienen. Er erschien in Wien unter dem Namen eines Raths Buschmann. Am 18. Februar langte er an und verweilte bis zum 4. März. Mit dem Staatsvicekanzler Philipp Cobenzl hatte er zwei Unterredungen, an deren erster auch

Anfrage vorangegangen war. Noch entscheidender ist es, daß der Kaiser im Juni in Briefen an den Kurfürsten von Sachsen und an den König von Preußen selbst die Anregung zu der Zusammenkunft als von diesem ausgehend bezeichnet, ohne mit irgend einer Sylbe zu erwähnen, daß auch er ähnliche Wünsche ausgesprochen habe. Der König von Preußen bezeuge seit einiger Zeit das Verlangen ihn zu sehen, heißt es in dem ersten Briefe. Es sei sehr schmeichelhaft für den Kaiser, wird in dem zweiten gesagt, daß der König ihm eine Zusammenkunft vorschlage.

*) S. v. Sybel a. a. O. I, 275 f.

Spielmann theilnahm. Der Kaiser empfing ihn in geheimer Audienz. Kaunitz hat er damals nicht gesprochen.

Der von Bischofswerder mitgebrachte Allianzentwurf kann als Grundlage aller späteren Abmachungen zwischen Oesterreich und Preußen betrachtet werden. Er enthält viel Vernünftiges: vieles, was auch später als der Inhalt jeder gesunden Verständigung zwischen den deutschen Vormächten hätte gelten müssen. Nur wird man sagen dürfen, daß das Ganze zu idealistisch gedacht war, um nach Allem, was vorhergegangen, Handhaben für eine praktische Politik zu bieten. Und die preußischen Sondervortheile, die der Entwurf daneben im Auge hatte, mußten, wenn sie festgehalten wurden, von vornherein jeden gewonnenen Boden wieder in Frage stellen. Die Garantie der beiderseitigen Besitzungen gegen jeden Angriff war an die Spitze des Ganzen gestellt (Art. 1). Aller fremde Einfluß sollte aus Deutschland entfernt werden (Art. 2). Ebenso sollte der russische Einfluß in Polen beseitigt werden. Dieses sei der Heerd aller russischen Intriguen (Art. 3). Keine der beiden Mächte sollte ohne Vorwissen der andern eine Allianz abschließen (Art. 4). Die beiderseitigen Gesandten sollten sich allerorten das Wissenswürdige gegenseitig mittheilen (Art. 5). Die Seemächte sollten eingeladen werden, an der österreichisch-preußischen Allianz theilzunehmen (Art. 6). Ueber schwierige Angelegenheiten des Reichs sollte man sich im Voraus verständigen. Als solche Punkte wurden die Eventualitäten bei dem Tode des Kurfürsten von Bayern, wie bei dem Aussterben des kursächsischen Hauses und der Markgrafen von Ansbach und Bayreuth bezeichnet (Art. 7). Endlich sollte Oesterreich sich nicht widersetzen, wenn Preußen früher oder später Danzig und Thorn auf friedlichem Wege, wie etwa durch die Gewährung von Handelsvortheilen an Polen, zu erwerben vermöchte (Art. 8).

Eine wirkliche Allianz wünschte man auch jetzt in Wien eigentlich nicht, sondern nur ein gutes Einvernehmen mit Preußen. Das, was man wollte, kam ungefähr auf Kaunitzens „Katechismus" von 1770 hinaus. Dieser wollte jetzt die preußischen Anträge in der Hauptsache dilatorisch behandelt wissen. Man hat aber dennoch zugegriffen. Allerdings erkannte man sehr wohl, daß es auf die Trennung Oesterreichs von Rußland abgesehen sei; und man wollte die russische Allianz nicht fahren lassen. Aber man dachte in echt österreichischer Weise die preußische mit der russischen Allianz zu vereinigen und aus den preußischen Vorschlägen alles dasjenige zu entfernen, was den österreichischen Inter-

essen und Absichten widerstrebte. Scheinbar bestand eine wesentliche Meinungsverschiedenheit zwischen den entscheidenden Wiener Persönlichkeiten damals nicht. Eine Verstimmung gegen Rußland tritt in dieser Periode bei den von Vivenot mitgetheilten Actenstücken noch nirgends hervor. Auch der Kaiser wünschte sich nicht von Rußland zu trennen. Er ließ nach seiner Weise die Dinge erst an sich herankommen, und ordnete sich — auch darin seiner Mutter gleich — vorerst seinen Räthen unter. Gerade Spielmann ist es gewesen, dessen Aeußerungen Bischofswerder einen Augenblick in Harnisch brachten, und umgekehrt wollte auch Kaunitz das Entgegenkommen Preußens zur Anbahnung einer entente cordiale benutzen.

Mit der Türkei hatte man zu Reichenbach Frieden zu schließen versprochen. Aber man hielt darum doch die aus der russischen Allianz entspringenden Verpflichtungen fest, indem man sich Rußland gegenüber lediglich auf die Unmöglichkeit berief, gegen die Türken und Preußen zu gleicher Zeit Krieg zu führen. Auf das durch den russischen Allianzvertrag stipulirte kleinere Hülfscorps könne man sich ebenfalls nicht beschränken, da Oesterreich auch in diesem Fall von allen Seiten als mit der Türkei im Kriege begriffen betrachtet werden würde. Dennoch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß man sich — nachdem Oesterreich auf allen eigenen Erwerb verzichtet — nicht lediglich um russischer Eroberungen willen der Gefahr eines Krieges mit Preußen aussetzen wollte. Es zeigte sich bald, daß die Reichenbacher Convention trotz aller Unterscheidung zwischen einem russisch-türkischen und einem russisch-preußischen Krieg Oesterreichs Abfall von der Allianz im Keim bereits in sich schloß. Man hoffte, daß es zum Frieden kommen würde, und wünschte nur alles zu vermeiden, was Rußland, dem man schon den Frieden mit der Türkei schwer plausibel machen konnte, einen weiteren Grund zur Beschwerde gegeben hätte. Schon Kaunitzens Antwort an Jacobi enthält, bei Lichte besehen, doch mehr die Ablehnung einer Verpflichtung zur Neutralität, als eine positive Versicherung des Gegentheils. In allen Erklärungen aus dem Februar und März findet sich eine Hinterthür, die es Oesterreich schließlich doch ermöglichen sollte, der unthätige Zuschauer eines preußisch-russischen Krieges zu sein.

Wenn Kaunitz sich auch gegen das Wort sträuben mochte, so war die Sache im Grunde doch gleichbedeutend mit einer Vermittlung zwischen Rußland und Preußen, die zuletzt auf eine Allianz zwischen den drei nordischen Höfen hinauslaufen mußte. Vollständig einig war man zu

Wien in der Zurückweisung der preußischen Absichten auf Danzig und Thorn. Und in der That muß man über die Naivetät erstaunen, mit der man preußischerseits jetzt wieder auf den abgethanen Gegenstand zurückkam. Die Verhandlungen drehten sich lediglich um die Aufnahme Rußlands in die Allianz und um Danzig; von Thorn sollte nach Bischofswerders Aeußerung vorläufig noch keine Rede sein. Die erste Conferenz endigte resultatlos. Spielmann erklärte, von einem besonderen Vortheil für Preußen könne natürlich keine Rede sein. Die Allianz mit Rußland wolle der Kaiser beibehalten, und müsse auch die mit Bischofswerder gepflogenen Verhandlungen seinem russischen Alliirten mittheilen. Bischofswerder ist entrüstet und bittet um seine Pässe. Er erlaube sich zu fragen, schreibt er an Cobenzl, wie denn Oesterreich die Vergrößerung Rußlands aufhalten wolle, wenn es verpflichtet sei, ihm in jedem Kriege beizustehen, der aus seinen Eroberungen entspringe? Nur wenige Tage wollte er sich noch halten lassen, um einen definitiven Entscheid des Kaisers abzuwarten. Daraufhin berichtet Kaunitz über die Conferenz der beiden österreichischen Staatsmänner mit Bischofswerder. Und schon am 2. März konnte Cobenzl diesem die mit dem kaiserlichen Placet versehene Antwort zustellen. Die vier ersten Artikel des preußischen Vorschlags wurden der Hauptsache nach acceptirt. Zu Art. 3, die Beseitigung des russischen Einflusses in Polen betreffend, wurde bemerkt, man hoffe, eine neue Vereinbarung zwischen den drei Theilungsmächten, die das, was Preußen eigentlich wolle, in sich schließe, zu Stande bringen zu können. Mit der Aufnahme der Seemächte in den Allianzvertrag erklärte man sich kaiserlicherseits einverstanden, forderte aber für Rußland ein Gleiches, wie man auch hoffte, daß Preußen seine Offensivallianz mit der Pforte möglichst bald aufgeben werde. Die Antwort auf Art. 7 und 8 ist dunkler gehalten. So viel ist jedoch klar, daß Oesterreich Danzig und Thorn nur dann bewilligen will, wenn es einen gleichen Vortheil erhält. Die Hauptsache ist, daß bei allen Erwerbungen der beiden Mächte das Princip der Reciprocität gewahrt bleiben sollte.

Noch einmal fand eine Zusammenkunft zwischen Cobenzl und Bischofswerder statt. Der preußische Bevollmächtigte zeigte sich dankbar und war jetzt im Allgemeinen zufrieden. Nur glaubt er dieselben Zweideutigkeiten hinsichtlich des Verhältnisses zu Rußland zu bemerken, die er in Spielmanns Aeußerungen gefunden. Man sehe nicht, was der Kaiser thun werde, wenn Preußen Rußland den Krieg erkläre,

um dasselbe zu einem Frieden auf Grundlage des status quo zu zwingen, und ob der Kaiser eine Gefälligkeit von Preußen Rußland gegenüber wünsche. Cobenzl erwidert, bei aufmerksamem Lesen würden die Zweideutigkeiten schwinden. Man verlange von Preußen keine Gefälligkeiten für Rußland, aber man werde mit solchen Gefälligkeiten sehr zufrieden sein, vorausgesetzt, daß sie uneigennützig und weder mit dem Theilungsvertrag, noch mit der Reichenbacher Convention in Widerspruch ständen. Bischofswerder entgegnet, er sehe wohl ein, daß der König auf jeden Erwerb in Polen werde verzichten müssen. Es möge drum sein. Aber es sei doch sehr hart, daß Rußland Oczakow hinnehmen solle, ohne daß dabei für Preußen und Oesterreich etwas abfiele. Nicht minder hart sei es, daß Preußen große Ausgaben machen solle, um Rußland lediglich zum status quo zu zwingen und ohne dafür die geringste Entschädigung zu erhalten. Aber werde der Kaiser Preußen gewähren lassen, ohne ihm in den Rücken zu fallen? Die Allianz mit Rußland, antwortet Cobenzl, sei lediglich defensiver Natur. Es hänge allein von Preußen ab, ob es dasselbe angreifen und dadurch den casus foederis herbeiführen wolle. Oesterreich werde ohne Zweifel denselben anerkennen, und „den Umständen und Ereignissen gemäß handeln." Bischofswerder: Er fühle sehr wohl, daß Oesterreich die russische Allianz beibehalten wolle. Diese werde aber Stück für Stück zu Falle kommen, je nachdem Oesterreich einsehen werde, daß es derselben nicht mehr bedürfe, und Rußland, daß sie ihm keinen Vortheil mehr zu gewähren vermöge. Letzteres werde dann seine Alliirten anderswo suchen. Deshalb müßten sich Oesterreich und Preußen in gute Verfassung setzen. Was Danzig betreffe, so könne Preußen nöthigenfalls auch Oesterreich einige Vergrößerungen verschaffen und zu Sistowa den Türken die Nothwendigkeit einiger Opfer zu Oesterreichs Gunsten begreiflich machen, wenn es jene Stadt, sei es als Compensation einer russischen Erwerbung, sei es als Entschädigung für die Kosten der Rüstungen oder eines etwaigen Feldzuges erhielte. Freilich müsse Oesterreich den Abschluß des Friedens noch etwas hinausziehen, wenn es sich die Möglichkeit einer Erwerbung auf diesem Wege offen lassen wolle. Er persönlich sei weit mehr für die Politik der Uneigennützigkeit. Aber in Berlin denke nicht Jedermann so. Eine Veränderung des status quo zu Oesterreichs Gunsten könne, wenn für Preußen auch etwas abfalle, doch immerhin als ein pis aller betrachtet werden und werde Vielen besser gefallen, als ein Krieg gegen Rußland. Cobenzl: Wenn man bis zu einem gewissen Punkt von

der Reichenbacher Convention abgehen wolle und könne, so werde Oesterreich, wenn man ihm Compensationen auf Kosten der Türken gewähre, vielleicht Vorschläge in Berathung ziehen, die es bei der jetzigen Sachlage noch weit zurückweisen müsse. Man sei in Sistowa noch lange nicht bis zum Abschluß gediehen. Luccheſini's Intriguen verzögerten denselben schon hinreichend. Ohne stricten Befehl würden die Gesandten der vermittelnden Mächte keine andern Saiten aufziehen. Man wolle die an Herbert zu ertheilenden Instructionen durch Reuß in Berlin mittheilen lassen. Wenn dann Preußen Oesterreich zu einem einigermaßen vortheilhaften Frieden verhelfen wolle, damit Oesterreich Preußen in dessen Absichten auf Danzig unterstützen könne, so kämen die Instructionen für Luccheſini noch immer früh genug. Oesterreich werde sich trätabel finden lassen, wenn man nur eine für beide Theile vollständige Gleichheit der Erwerbungen festhalte. Alles komme eben auf das Vertrauen an, und dieses müsse Preußen sich erst erwerben, ehe man an einen wirklichen Abschluß der Allianz denken könne. Bischofswerder und Cobenzl sprächen jetzt mit der größten Offenherzigkeit zu einander. Aber könne man sicher sein, daß Preußen nicht mit dem größten Enthusiasmus zugreife, wenn Rußland ihm Thorn und Danzig anböte und sich zugleich zur Erneuerung des preußischen Allianztractats geneigt zeigte? Bischofswerder: „ja, Sie können sicher davor sein und ich will Sie davon überzeugen"; diese Worte wurden mit großer Bestimmtheit gesprochen. Bischofswerder holte dann einen an ihn gerichteten Brief des Königs hervor. Darin hieß es: „Lassen Sie sich nicht durch alle die Vorschläge verführen, welche Alopäus Ihnen gemacht hat, wie groß auch die Vortheile sein mögen, die uns Rußland anbietet. Ich finde immer viel größere bei einer Allianz mit dem Kaiser. Jenes bleibt uns immer, wenn die Oesterreicher uns nicht wollen."

Bischofswerder fragte dann, ob der König auf eine Zusammenkunft mit dem Kaiser rechnen könne, Cobenzl bejaht es. Der Kaiser habe bereits gesagt, daß es ihm sehr angenehm sein werde, wenn er den König gelegentlich seiner demnächstigen Reise nach Böhmen sehen könne. Bischofswerder wünschte die Zusammenkunft beschleunigt zu sehen. Cobenzl erwidert, der Kaiser gehe jetzt nach Italien, der Juni sei der früheste Termin für eine Entrevue. Bischofswerder äußerte, daß er sich mit der Hoffnung schmeichele, den König zu begleiten und daß wahrscheinlich auch der Prinz Hohenlohe in dessen Gefolge sein werde. Er sprach zum Schluß die Ueberzeugung aus, daß die Sache zu Stande

kommen würde, und schied mit dem Ausdruck größter Zufriedenheit von dem Vicekanzler. Und in der That durfte er zufrieden sein. Man sieht, daß Cobenzl sich in den beiden entscheidenden Differenzpunkten im letzten Augenblicke dennoch nachgiebiger zeigte, als Bischofswerder erwarten konnte. Allerdings wies er das preußische Begehren von Danzig und Thorn für den Moment noch immer zurück; und es geht aus anderen Schriftstücken hervor, daß man auch jetzt noch an der unzweifelhaft richtigen Ueberzeugung festhielt, daß eine österreichische Erwerbung in der Türkei durch eine preußische Erwerbung in Polen zu theuer erkauft werde. Aber Cobenzl hatte schließlich doch die Möglichkeit einer beiderseitigen Erwerbung eingeräumt.

Ebenso hielt Cobenzl officiell an den Verpflichtungen der russischen Allianz fest, und reservirte sich das Recht, Rußland von den gepflogenen Verhandlungen in Kenntniß zu setzen. Aber er hatte schließlich doch in nicht mißzuverstehender Weise durchblicken lassen, daß die Erfüllung dieser Verpflichtungen noch in weitem Felde sei; und er hatte stillgeschwiegen, als ihm Bischofswerder ganz richtig entgegnete, daß auf diese Weise die österreichische Allianz für Rußland werthlos werden und sich langsam auflösen müsse. Wir stehen hier, scheint es, an dem Punkt, wo sich der Kaiser und Philipp Cobenzl von dem Fürsten Kaunitz trennten. So fein der Unterschied auch ist, so erscheint hier im Keime doch die spätere Politik schon angedeutet. Kaunitz würde schwerlich so verfahren sein. Cobenzl zeigte, daß es ihm wirklich um die preußische Allianz zu thun war und daß er bis zu einem hohen Grade diesem Gesichtspunkt alle anderen Rücksichten unterordnete, und Bischofswerder durfte sich sagen, daß der Vicekanzler schwerlich so verfahren sein würde, wenn er nicht eines Rückhalts am Kaiser sicher gewesen wäre.

Viertes Kapitel.

Die österreichische Allianz.

Bei dem Ministerium in Berlin begegneten nun freilich die Mittheilungen Bischofswerders einer sehr kritischen und skeptischen Auffassung. Bischofswerder war kein geborner Preuße, sondern ein Sachse und in den Diensten anderer Herren geschult, ehe er nach Preußen kam. Die Einseitigkeit und Verschrobenheit der seit Friedrich dem Großen in Preußen herrschenden Auffassungen theilte er daher nicht. Es ist ihm gewiß von Herzen gekommen, als er dem Kaiser gegenüber die verkehrte Politik Friedrich's II beklagte, die Preußen von seinem natürlichen Genossen getrennt habe. Die den Habsburgern so sehr zu Gebote stehende Leutseligkeit hat ihn für Leopold persönlich gewonnen. Gewiß lebte in seinem Herzen noch ein Gefühl von Ehrfurcht vor dem Oberhaupt der deutschen Nation. Sicher war er aber auch von dem Eindruck überwältigt, den die gerade Gesinnung und die edle Denkungsart des Kaisers in vielleicht unerwarteter Weise auf ihn ausgeübt. Man darf sagen, daß dessen Persönlichkeit Propaganda für seine Politik gemacht hatte. Bischofswerders unmittelbar nach der Audienz an Cobenzl gerichteter Brief ist in den wärmsten Ausdrücken geschrieben; „Welche Güte, welche Klarheit und welche Leutseligkeit im Wesen dieses Monarchen!“ ruft er aus. „Er ist dazu gemacht, um in allen Herzen zu herrschen.“*) Für einen

*) Brief vom 26. Februar 1791. S. Vivenot, a. a. O. I, S. 89.

Augenblick hatten die Detailberathungen diese Gefühle zurück gedrängt. Nach dem glücklichen Ende der Verhandlungen traten sie aber wieder in ihrer vollen Stärke hervor; Bischofswerder wurde in Berlin zum enthusiastischen Lobredner des Kaisers. Er ward dabei von dem englischen Gesandten Ewart unterstützt, der neben ihm und Reuß fast der einzige in Berlin war, der den Kaiser aus persönlicher Anschauung kannte. Bei Männern wie Hohenlohe und Braunschweig, bei dem Könige und dessen Umgebung fanden seine Worte eine günstige Aufnahme. Der König faßte Vertrauen zu dem Kaiser und entschloß sich, an der von ihm eingeschlagenen Politik festzuhalten.

Zunächst freilich besserte sich das officielle Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich auch jetzt noch keineswegs. Die Antwort des preußischen Cabinets auf die österreichischen Bemerkungen zu dem Allianzentwurf ist wenig entgegenkommend. Von Thorn sei für den Augenblick noch keine Rede, heißt es. Die Erwerbung Danzigs sei nur gegen ansehnliche Handelsvortheile zu Gunsten Polens möglich, für die diese Stadt nur ein schwaches Aequivalent bilden würde. Preußen hätte gar keinen Vortheil von der Sache. In Oesterreich fand man sich mit Recht durch die Sophistik der letzteren Behauptung verletzt. Aber das österreichische Ministerium handelte selbst doch auf dem Congreß von Sistowa kaum anders. Es begehrte jetzt außer einer Reihe zum Theil schon früher geltend gemachter Nebenvortheile zwei Grenzregulirungen, die in der That eine nicht unerhebliche Gebietsvergrößerung Oesterreichs enthielten. Die Vertreter Oesterreichs, sagten sie, seien von vornherein angewiesen gewesen, diese Forderungen zu stellen.

Nimmt man die Reichenbacher Declarationen zur Hand, so findet man, daß nicht bloß Oesterreich und Preußen eine verschiedene Sprache reden, sondern daß auch in der österreichischen Declaration selbst ein gewisser logischer Widerspruch hinsichtlich des hier in Frage kommenden Punktes liegt. Einerseits redet dieselbe von dem stricten status quo, spricht dann aber doch nachgehends von einigen billigen Modificationen zur Sicherstellung der türkisch-österreichischen Grenze. Irren wir nicht, so redete aus dem ersten Satz Leopold, aus dem zweiten der alte Kaunitz; und dieser hatte offenbar seitdem consequent an der Absicht festgehalten, auf diesem Wege noch etwas für Oesterreich herauszuschlagen. Nun hatte die preußische Gegendeclaration die Zulässigkeit einer solchen neuen Grenzregulirung zugestanden, dabei aber ausdrücklich ausbedungen, daß, wenn Oesterreich dadurch eine Vergrößerung erhalten

würde, Preußen ein Aequivalent zu Theil werden solle. An sich könnte man nun wohl darüber streiten, ob für Oesterreich die Worte der preußischen Declaration absolut bindend waren. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß der Sinn der Reichenbacher Abmachungen eine einseitige Vergrößerung Oesterreichs auch in dem Falle ausschloß, daß diese mit dem Namen Grenzregulirung umkleidet wurde. Offenbar war Philipp Cobenzl in seiner Unterredung mit Bischofswerder von dem gleichen Gesichtspunkte ausgegangen. Jetzt sollte aber die Vergrößerung Oesterreichs nicht unter den Begriff der Grenzregulirung, sondern unter den des status quo gebracht werden. Nach dem Belgrader Frieden sollten die in Anspruch genommenen Gebiete Oesterreich gehören und nur durch einen factischen Irrthum über die geographische Lage in späteren Verträgen der Türkei zugewiesen worden sein. Mit besonderem Nachdruck wurde dieß von Altorsova behauptet, und selbst in Berlin hielt man die österreichische Ansicht an sich für begründet.*) Es mußte aber auch diese österreichische Forderung dem Sinne der Reichenbacher Convention widersprechen. Denn man hatte zu Reichenbach doch zweifelsohne nichts Anderes im Auge gehabt, als den factischen Zustand, wie er vor dem Kriege bestanden hatte. Das österreichische Begehren steht ungefähr auf gleicher Linie mit jenem Begehren Preußens, daß für die niederländischen Verhältnisse nicht der Zustand vor den josephinischen Neuerungen, sondern das Staatsrecht aus den Zeiten Karls VI als Norm gelten sollte. Wir mögen die Sache drehen, wie wir wollen, so können wir doch hier den Rechtsauffassungen des Fürsten Kaunitz unmöglich zustimmen. Und mit den Nebenvortheilen stand es nicht anders. Denn wenn die Türkei keine Befestigungen bei Belgrad anlegen und frühere Handelsprivilegien für die österreichische Schifffahrt erneuern sollte, so widersprach auch das dem Zustand, wie er thatsächlich vor dem Kriege bestanden hatte. In Berlin erregten die österreichischen Forderungen, wie man denken kann, den größten Anstoß, da Preußen gerade jetzt erklärte, auch von der Erwerbung Danzigs könne keine Rede sein. In gewissem Sinne durfte man freilich die neuen österreichischen Begehren als eine Wirkung von Bischofswerders Eröffnungen betrachten. Er hatte ja selbst zur Verschleppung der Verhandlungen aufgefordert, und es war ja immerhin nicht ausgeschlossen, daß Oesterreich die Erwerbung von

*) S. Sybel, a. a. O. I, 295. Alt-Orsowa ist jenes selbe Inselfort, das die Oesterreicher im Jahre 1878 in Verwahrung genommen haben.

Danzig schließlich dennoch zuließ, um dafür die türkische Grenzregulirung durchzusetzen. Factisch führten aber diese Forderungen Oesterreich wieder in das russische Fahrwasser zurück; und wie die Kaiserin Katharina den preußischen Wünschen entgegengekommen war, so bestärkte sie jetzt wieder Oesterreich in den seinigen. Sie versprach, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Oesterreich im Besitz von Alt-Orsowa sei.

In diesem Verhältniß der beiden deutschen Vormächte zu Rußland lag von jetzt an auf lange Zeit wieder der Schwerpunkt der Situation. Preußen hielt hinsichtlich Rußlands doch keineswegs an dem Standpunkt fest, auf dem es noch zur Zeit von Bischofswerders Mission stand. Die Antwort auf die österreichischen Bemerkungen drückt sich in dieser Beziehung schon entgegenkommender aus. Man entschloß sich, Rußland eine Vergrößerung zu gewähren und in diesem Sinne in Constantinopel thätig zu sein.

Das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland blieb fortwährend das allersonderbarste. Hier lag die schwache Seite der Wiener Politik. Ja wir müssen leider eingestehen, daß es sich unseres Erachtens Rußland gegenüber im Unrecht befand. Man bewegte sich in Unklarheiten und Selbsttäuschungen, die sich früher oder später rächen mußten. Man wollte nicht sehen, daß schon die Reichenbacher Convention im Princip einen Abfall von der russischen Allianz enthielt, daß es einen Bruch derselben bedeutete, wenn man die österreichische Hülfe im Fall eines preußisch-russischen Krieges nicht zu gewähren entschlossen war. Wenn man die österreichischen Staatsschriften aus jener Zeit liest, so gewahrt man aber, daß trotzdem noch fortwährend nicht die preußische, sondern die russische Allianz die Grundlage des politischen Systems bildete. Wenigstens Kaunitz, durch dessen Hände gerade die Petersburger Expeditionen vorwiegend gingen, vertrat diesen Standpunkt. Aber auch Kaunitz wagte sich nicht zu gestehen, daß dieser Standpunkt nicht vereinbar war mit der nun einmal feststehenden Absicht, Rußland im Falle eines preußischen Angriffs nicht zu Hülfe zu kommen. Auch er sah es nicht ein, daß es dem Scharfblick Katharina's nicht entgehen konnte, wenn man bei den Versicherungen der österreichischen Allianztreue den Fall der Unmöglichkeit ausnahm oder sich in ähnlichen Unklarheiten bewegte. Die Kaiserin Katharina hätte nicht jene Energie des Charakters besitzen müssen, die sie bei allen ihren Fehlern doch immerhin besaß, wenn sie nicht durch diese Halbheiten der österreichi-

schen Politik und durch alles dasjenige zurückgestoßen worden wäre, was ihr als ein Doppelspiel erscheinen mußte.

Alle diese Verhältnisse wurden durch die zum Theil unerwarteten Ereignisse gekreuzt, die sich im Westen und Osten zutrugen. Erst um diese Zeit, wandte sich die Aufmerksamkeit der europäischen Höfe ernstlicher den französischen Dingen zu. Die Emigranten waren allerorten thätig für eine Contrerevolution. Seit Dezember 1790 reiften die wichtigsten Entschlüsse in dem Kreise der französischen Königsfamilie. Marie Antoinette hatte ihren Bruder am 19. Dezember 1790*) gebeten, Niemand, der von ihr abgesandt zu sein behaupte, Gehör zu schenken, wenn er nicht ein Schreiben Mercy's oder einen chiffrirten Brief von ihr (d'ici) aufzuweisen habe. Die Umstände hätten sich verändert und die früher geschickten Personen wüßten keinen Bescheid mehr. Sie fürchte außerordentlich ein vorschnelles Handeln der Prinzen, die sich in Turin aufhielten. König Ludwig habe ihretwegen an den König von Sardinien geschrieben. Wenn sie jetzt handelten, so würde er die Prinzen desavouiren und alle ausgewanderten Unterthanen zurückrufen. Sie hoffe, daß das helfen werde. Man könne in diesem Augenblick weder handeln noch fliehen, es würde zu gefährlich sein.

Am 27. Februar 1791 schreibt dann Marie Antoinette an Leopold**), Spanien werde dem König beistehen, wenn es der Mitwirkung des Kaisers, Sardiniens und der schweizerischen Kantone sicher sei. Dem Grafen Artois könne man trotz seines guten Willens nichts anvertrauen. König und Königin dankten dem Kaiser, daß er ihn nicht empfangen habe.

Am 7. März 1791 schreibt Mercy, der sich nach Beendigung des Haager Congresses nach Brüssel begeben hatte, um dort die Pacification zu leiten, an Marie Antoinette***), es ständen 49,000 Mann in den Niederlanden. Es werde schwerlich gelingen, sie zu desorganisiren. Man werde die Ordnung leicht aufrecht erhalten können. Aber die

---

*) Arneth, Marie Antoinette ꝛc. S. 143.
**) Ebenda, S. 146.
***) Ebenda, S. 147.

Ruhe werde so bald in die Gemüther nicht zurückkehren. Der Berliner und mehr oder weniger auch der Londoner Hof unterhielten die Unzufriedenheit der Niederländer. Die größten Hindernisse würden immer von England kommen und das preußische Cabinet sei England ganz ergeben. Es würde ein wahres Meisterstück der Politik sein, wenn man England durch einige Opfer für die Wiederherstellung der französischen Autorität günstig stimmen könnte. Wenn dies nicht möglich, so sei auch die bestgesinnte Macht Europa's keine werkthätige Hülfe zu leisten im Stande. Man müsse sich dann auf innere Heilmittel beschränken. Diese brauchten nur in geringem Maße von außen unterstützt zu werden, w. z. B. durch Schweizertruppen oder durch die Vereinigung einiger deutscher Fürsten, die bei den Rechtsverletzungen im Elsaß interessirt seien. Man müsse sich Straßburgs versichern und den Elsaß zum Mittelpunkt der Unternehmung machen. Vielleicht gelänge es zugleich den Royalisten, in Südfrankreich Fuß zu fassen und vielleicht trete auch die Bretagne hinzu. Man müsse dann von der Peripherie aus auf das mittlere Frankreich wirken. Man dürfe sich aber nicht verhehlen, daß die auswärtigen Mächte nichts umsonst thun würden. Sardinien lasse sich durch Genf, einen Theil der französischen Alpen und durch eine Abtretung am Var gewinnen, Spanien durch eine Grenzrectification in den Pyrenäen. Die kleinen deutschen Fürsten seien für ein geringes zu haben. Nur der Kaiser sei der einzige, von dem man uninteressirte Hülfe erwarten könne. Er müsse indessen diese Hülfe leisten können, ohne sich einer Gefahr von Seiten Preußens auszusetzen, das den englischen Anschauungen nun einmal blind ergeben sei. Die Vorbedingung von Allem sei die Flucht des Königs. Vielleicht sei es nöthig, daß dieselbe sofort ausgeführt werde. „Dieser Schritt wird entscheidend sein. Er wird alle Treuen um den König vereinen. Das kann eine große Macht bilden. Die auswärtigen Mächte werden hervortreten, wenn sie eine Wahrscheinlichkeit des Erfolges erblicken." Die Neutralität Englands sei dabei unerläßlich, man müsse sich derselben um jeden Preis zu versichern suchen. Freilich dürfe die Flucht nicht fehlschlagen. Das was ihm die Königin am 3. Februar geschrieben, scheine äußerst vernünftig und gewährleiste den Erfolg. Er habe dem Kaiser einen ausführlichen Auszug dieses Briefes geschickt.*) Er erwarte die Antwort und werde sie mittheilen.

*) Anders ist die Stelle wohl nicht zu verstehen. Wir dürfen gewiß annehmen, daß dieser Brief schon vor der Audienz Bischofswerders (25. Februar) in

Der Kaiser verhielt sich allen diesen Plänen gegenüber, so lange er in Wien war, äußerst kühl. Er sowohl als Kaunitz hielten die Flucht für sehr bedenklich. Am 14. März, dem Tage vor seiner Abreise nach Italien, schreibt er, er habe den Brief der Königin vom 27. Februar erhalten, kenne die dortigen Verhältnisse zu wenig, um ihr rathen zu können. Ihre Lage bekümmere ihn sehr. Ihm scheine noch immer das Beste, daß sie temporisire und warte. Wenn er nicht von mehreren europäischen Großmächten unterstützt würde, so vermöge er nichts zu thun. Die Hülfe Sardiniens und der Schweiz allein genüge ihm noch nicht. Er habe Mercy detaillirter auf Alles das geantwortet, was sie ihm geschrieben. Artois' und Calonne's Entwürfe seien sehr gefährlich und würden mehr schaden als nützen.

Am 29. März schreibt Mercy wieder an die Königin*): so lange die königliche Familie nicht in Sicherheit sei, könne keine Unternehmung des Auslandes von Erfolg sein. Selbst die geringste Demonstration würde zu einer furchtbaren Gefahr werden. Der ungewisse Ausgang des russischen Krieges mache die Lage zu einer unsicheren. In drei Monaten könne zwischen Oesterreich und Preußen der Krieg ausbrechen und zu einem allgemeinen werden.

Die bevorstehende Flucht des Königs zeigte zum ersten Male, wohin es gekommen war, und legte die Nothwendigkeit bestimmter Beschlüsse nahe. Wir erwähnten, wie der Geist der französischen Revolution auf die kleinen Gebiete des deutschen Westens zurückwirkte. Die Beschwerden über die Rechtsverletzungen, denen geistliche und weltliche Fürsten in Elsaß und Lothringen ausgesetzt gewesen waren, kamen um diese Zeit ebenfalls vor den Reichstag: es ist merkwürdig, wie die durch den Bruderzwist hervorgerufene nationale Schmach einer früheren Zeit zur Brandfackel zwischen dem Reich und dem Frankreich der Revolution geworden ist. Der als geistlicher Oberhirte persönlich dabei interessirte Kurfürst von Mainz nahm sich mit großem Eifer dieser Sache an, in der ihm der Wiener Hof viel zu langsam war. Friedrich Karl von Erthal fühlte sich dabei noch einmal wieder recht als Reichserzkanzler und ließ es an Vorwürfen für den Reichsvicekanzler (Fürst Colloredo) und den alten Kaunitz nicht fehlen. Es war schon von militärischen Vorkehrungen gegen innere und äußere Feinde und zwar sogar in den „rück-

den Händen des Kaisers war. Vgl. den Brief Leopolds an Marie Antoinette vom 14. März 1791 bei Arneth, a. a. O. S. 151.

*) Ebenda, S. 152.

liegenden Kreisen" die Rede. Der Kurfürst wandte sich an seine Mitkurfürsten und an andere Stände des Reichs, um ihre Beihülfe zu erlangen.

Andererseits trat in Polen ein unerwartetes Ereigniß ein, das den Grund zu den weittragendsten Verwicklungen legen sollte. In der Anlehnung an Preußen hatte in den Jahren 1788 und 1789 die patriotische Partei die Oberhand bekommen. Schon 1789 hatte sich der Reichstag unter dem Beifall Preußens zu Reformen entschlossen. Die preußische Allianz von 1790 hatte die Polen auf diesem Wege bestärkt. Luccheſini hatte nach Kräften geschürt. Man hoffte im Verein mit Preußen gegen Rußland loszuschlagen. Natürlich hatte dann auch hier der Reichenbacher Vertrag gewaltig enttäuscht. Zu stauen war die einmal entstandene Bewegung nicht, aber sie nahm um so mehr eine andere Richtung, als die noch immer festgehaltenen preußischen Absichten auf Thorn und Danzig fort und fort verstimmend einwirkten. Auch waren die Rückwirkungen der französischen Revolution nicht ohne Einfluß, wobei man noch nicht an directe Beziehungen zu Frankreich zu denken braucht.

Der König Stanislaus trat wieder von der russischen Partei zu den Patrioten hinüber. Es fehlte ihm weder an Geist noch an patriotischem Schwunge und er gedachte jetzt die anscheinend so günstige Gelegenheit zu benutzen, um dasjenige zu erreichen, was schon so lange der Wunsch seines Herzens gewesen war. Der Reichstag setzte einen Ausschuß nieder, der über die zukünftige Regierungsform Polens berathen sollte: Kosciuskos Freund Ignaz Potocki war dessen Seele. Im Januar 1790 hatte man sich über eine Reihe von Vorschlägen geeinigt, deren wichtigster in der Beschränkung des liberum veto bestand. Die Absichten der Patrioten gingen aber weiter. Es tauchte um diese Zeit die Idee auf, Polen zu einer Erbmonarchie zu machen. Die russische Partei setzte alle Hebel in Bewegung, um den Plan zu hintertreiben. Auch Preußen war eigentlich gegen die Erblichkeit, wollte sich aber doch nicht um dieser Frage willen von der patriotischen Partei trennen, welche auch noch im Frühling 1791 allgemein für die preußische galt. Luccheſini wurde aber angewiesen, sich, wenn dieselbe nicht zu hintertreiben sei, für das sächsische Kurhaus oder auch für Weimar zu erklären und dabei ganz besonders zu betonen, daß man die männliche Erbfolge der weiblichen vorziehe. Sachsen und Weimar gehörten beide zum Fürstenbund und man meinte deshalb gut zu fahren, wenn deren Dynastien sich in Polen etablirten, während man es nicht übersehen zu

können glaubte, wer in der Zukunft durch die weibliche Erbfolge auf den Thron gelangen würde. Es war namentlich Hertzberg, der diese Anschauung geltend machte. Wie wir den Italiener Luccheſini kennen, dürfen wir annehmen, daß er in allen dieſen Dingen den Wünſchen der Patrioten ſich noch weit mehr als das Berliner Miniſterium accomodirt haben wird. Das Einzige, was er erreichte, war eine Verſchleppung der Sache. Es gewann mehr und mehr die Anſchauung an Boden, daß dieſelbe vor die Provinzialverſammlungen, die ſog. Diätinen gehöre.

Als die ruſſiſche Partei bei der zweiten Berathung im Reichstage die Oberhand zu behalten drohte, trat König Stanislaus am 17. Sept. mit einem Vermittlungsantrag hervor, in Folge deſſen die Frage wirklich an die Diätinen gebracht wurde. Es ward dadurch eine große Aufregung in das Land hineingetragen. Bei dem beweglichen und leidenſchaftlichen Charakter der Polen führten die Dinge raſch weiter und weiter, und es fehlte, ſo lange Rußland wegen des Türkenkrieges die Hände gebunden waren, bis zu einem gewiſſen Punkte das Gegengewicht der ſonſt ſo fühlbaren ruſſiſchen Einwirkung. Eine geringe Mehrheit der Diätinen ſprach ſich für die Wahlmonarchie aus; die Patrioten rechneten aber eine Majorität für das erbliche Königthum heraus, indem ſie diejenigen Diätinen der Minderheit zuzählten, welche ſich einfach für das ſächſiſche Haus ausgeſprochen hatten, ohne über die Frage der Erblichkeit zu entſcheiden. Goltz, der damals für den nach Siſtowa abgegangenen Luccheſini die Geſchäfte in Warſchau führte, mahnte die Patrioten nichts zu überſtürzen. Und dieſe verſprachen ihm dann auch, nicht vor dem Mai 1791 einen officiellen Antrag in Dresden zu ſtellen. Im Januar kamen wieder die von Preußen begehrten Abtretungen zur Sprache. England war es diesmal, das die Abtretung von Danzig in ziemlich unmotivirter Weiſe anregte, weil es des engliſchen Handels wegen jenen polniſch-preußiſchen Handelsvertrag wünſchte, der das Aequivalent für Danzig bilden ſollte, und ohne den von einer Schifffahrt auf der Weichſel eigentlich gar keine Rede ſein konnte. Der engliſche Geſandte ging in ſo täppiſcher Weiſe vor, und die ruſſiſche Partei benutzte das Abtretungsproject mit ſolcher Geſchicklichkeit gegen Preußen, daß dieſes erſt auf Thorn*) verzichten und

*) Es erklärt ſich auch hieraus, daß Biſchofswerder nur noch von Danzig geſprochen hatte. Der Verzicht auf Thorn war übrigens die Folge eines Geſetzes, durch das im Spätſommer 1790 jede Abtretung polniſchen Gebietes unterſagt wurde.

dann das ganze Project fallen lassen mußte (4. März). Man kann sich die Entrüstung der Polen vorstellen, als dann im geraden Gegensatz hierzu am 14. März die Kunde in Warschau anlangte, Preußen habe Oesterreich durch Bischofswerder eine neue Theilung Polens vorschlagen lassen. Das Berliner Cabinet suchte sich zu rechtfertigen, aber das Mißtrauen gegen Preußen war, einmal erweckt, nicht wieder zu verscheuchen. Es trat eine Erkaltung zwischen Preußen und der Partei der Patrioten ein. Diese glaubten fortan einer Rücksichtnahme für Preußen enthoben zu sein. Sie entschlossen sich in der Isolirung, in welcher sich Polen befand, zu einem echt polnischen Act der Verzweiflung. Man suchte den Plan in ein tiefes Geheimniß zu hüllen. Die Art und Weise aber, wie Goltz das Detail desselben entdeckte, zeigt deutlich, wie die große Masse der polnischen Patrioten in Preußen noch immer ihren Bundesgenossen erblickte. Er redete, nachdem er am 1. Mai eine unbestimmte Kunde erhalten, einen Führer der Patriotenpartei, dem er begegnete, als ein Eingeweihter und Mitwirkender an und erfuhr von ihm Alles, was er zu wissen wünschte. Sofort begab er sich in Begleitung des englischen und holländischen Gesandten zu den Landtagsmarschällen Potocki und Malachowski, um diesen eindringliche Vorstellungen gegen das beabsichtigte Unternehmen zu machen. Die Landtagsmarschälle gestanden den Plan ein und stellten nur dessen Verzögerung in Aussicht. Kaum aber waren die Gesandten fort, als sie eine Versammlung der Parteigenossen in den Palast Radziwil beriefen und dort gerade umgekehrt zum sofortigen Handeln drängten. Die Ausführung ward auf den folgenden Tag festgesetzt. Der König gab seine Zustimmung. Am 3. Mai erschien Stanislaus unerwartet mit einem starken militärischen Gefolge im Reichstage dessen Zugänge von Truppen besetzt worden waren. Er befahl einen officiellen Bericht über das Verhältniß zu den fremden Mächten zu verlesen. Dieser enthielt dann eine aus den verschiedenen Relationen der polnischen Gesandtschaften zusammengestellte Erklärung, daß eine neue Theilung Polens, namentlich der Verlust von Danzig und Thorn zu befürchten sei. Die sofortige Einführung einer neuen und starken Verfassung sei der einzige Weg, dem vorzubeugen. Der König ließ hierauf einen zwölf Artikel enthaltenden Entwurf vorlesen: „Regelung der bäuer-

Hinsichtlich Danzigs lag die Sache etwas anders, da dasselbe nicht zum Gebiet der eigentlichen Republik gerechnet wurde.

lichen Verhältnisse, politische Rechte für den Bürgerstand, Bildung von zwei Kammern und eines selbständigen Ministeriums, Abschaffung des liberum veto, endlich Erblichkeit der Krone in dem Hause Kursachsen"*) waren dessen Hauptpunkte**). Die neue Verfassung wurde sofort durch Acclamation angenommen. Der König leistete den Eid auf dieselbe. Alsbald zogen dann die Landboten in die Kathedrale, wo sie ihrerseits die Verfassung beschworen.

In Preußen wie in Oesterreich war man überrascht.***) Obwohl dem Fürsten Kaunitz durch Rzewuski, einen sehr entschiedenen Gegner der Patriotenpartei, die Meinung beigebracht wurde, die polnische Revolution sei das Werk Preußens, das für einen seiner Prinzen die Hand der sächsischen Erb-Prinzessin zu gewinnen hoffe, so acceptirte man doch das Geschehene ehrlich in Wien. Kaunitz schrieb in diesem Sinne nach St. Petersburg und dachte im Ernst, daß Katharina sich, um die polnischen Patrioten nicht den Preußen in die Arme zu treiben, zu einer ähnlichen Haltung entschließen könnte. Wie täuschte man sich doch in Katharina II! Die Gerüchte einer neuen russisch-preußischen Theilung waren der Schatten gewesen, den die Ereignisse voraus warfen. Die Kaiserin war weit entfernt, die polnische Umwälzung anzuerkennen. Sie betrachtete das Geschehene als eine Rußland ange-

*) Wie wir verstehen, sollte die Krone bei dem Ableben des Kurfürsten nicht auf dessen Bruder, sondern auf dessen Tochter übergehen.

**) S. Sybel, a. a. O. I, 290.

***) Wir sind in dieser Darstellung Sybels neuester Auflage gefolgt. (S. a. a. O. I, 282—290). Bekanntlich hat Sybel früher die Ansicht vertreten, der polnische Staatsstreich sei das Werk Kaiser Leopolds. Wir constatiren mit Freuden, daß er jetzt auch diese Ansicht vollständig fallen läßt. Sie mußte sich jedem unbefangenen Beurtheiler der damaligen österreichischen Verhältnisse, wie uns bedünkt, von vornherein als höchst unwahrscheinlich darstellen. Herrmann hat sie siegreich bekämpft. Wir erlauben uns zum Ueberfluß noch auf eine Stelle in einem Briefe Leopolds an Kaunitz hinzuweisen, die die Sache unseres Erachtens entscheiden muß. Er sei sehr erstaunt über die polnische Revolution, schreibt er am 20. Mai (Beer, Joseph II, Leopold II und Kaunitz, Wien 1873, S. 404 ff.) Wahrscheinlich sei der König von Preußen mit dem Könige von Polen einverstanden und wolle einen preußischen Prinzen mit der Tochter des Kurfürsten von Sachsen vermählen. Die Revolution werde einen großen Theil des polnischen Adels gegen sich haben, und es sei zu hoffen, daß man die Unzufriedenen nach Galizien ziehen könne. Schon allein diese Hoffnung beweist, daß Oesterreich nicht auf Seiten der zur Herrschaft gelangten Partei stehen konnte.

thane Schmach, die es zu bestrafen galt. Andererseits fand sie darin eine willkommene Gelegenheit, sich ohne Verletzung ihrer Würde aus der doch immerhin schwierigen Lage herauszuziehen, in die sie durch die europäische Diplomatie versetzt worden war. Sie beschloß, sich der Türkei gegenüber mit dem zu begnügen, was Preußen und die Seemächte ihr boten, und dafür die preußischen Absichten auf Polen zu begünstigen und sich selbst dort schadlos zu halten. Es wiederholte sich das, was in dem ersten Türkenkriege geschehen war. Die Aeußerungen, welche Alopäus in Berlin hatte fallen lassen, waren die Vorboten von dem gewesen, was da folgen sollte.

In Berlin war man sich des Gegensatzes wohl bewußt, in dem die polnischen Vorgänge zu den im Stillen doch noch immer festgehaltenen Absichten auf Danzig und Thorn, ja zu der preußischen Politik überhaupt standen. Aber man glaubte dennoch, gute Miene zum bösen Spiel machen zu müssen. Wenn die Sache noch nicht perfect geworden, meinte das preußische Ministerium bei der ersten Nachricht, so müsse man die Patrioten davon abzubringen suchen; im entgegengesetzten Fall aber sich still verhalten, um sie nicht vor den Kopf zu stoßen. Es war im Grunde die Fortsetzung jenes Systems, das man seit dem Auftauchen des Planes einer Erbmonarchie den Patrioten gegenüber innegehalten hatte. „Ich gebe", erklärte der König in einer nach Polen gerichteten Zuschrift vom 9. Mai, „meinen ganzen Beifall zu dem entscheidenden Schritt, den die polnische Nation gethan hat und den ich für ungemein geeignet halte, ihre Wohlfahrt zu befestigen. Die Nachricht ist mir um so erwünschter gewesen, je mehr ich durch Bande der Freundschaft mit dem tugendhaften Fürsten verbunden bin, der bestimmt ist, Polen glücklich zu machen."*)

Hertzberg freilich hatte damals nur noch einen äußerst geringen Antheil an der auswärtigen Politik. Eine Cabinetsordre vom 1. Mai ernannte zwei neue Minister: Schulenburg und Alvensleben**), und wies sie dem Departement des Auswärtigen zu. Wenigstens der

*) Häusser, a. a. O. I, S. 305.
**) Häusser, a. a. O. I, 300.

erstere war dem Zusammengehen mit Oesterreich zugethan. Die Maßregel wurde durch Finkensteins Alter und Hertzbergs Kränklichkeit motivirt. Allen Ministern wurde die Privatcorrespondenz mit auswärtigen Gesandten verboten: man wollte Hertzbergs langjährigen Einfluß auf das diplomatische Corps in der Wurzel treffen. Von jetzt an war seine Ungnade Allen erkennbar und es ging rasch mit ihm abwärts. Von der Kenntniß der Verhandlungen mit Oesterreich wurde er ganz ausgeschlossen.

Jetzt kam es auch zu einer Entscheidung hinsichtlich der österreichischen Allianz. Das Verhältniß zu Rußland bildete, wie wir gesehen haben, kein unübersteigliches Hinderniß mehr. Auch der vornehmste Stein des Anstoßes — die Erwerbung von Danzig und Thorn — war beseitigt: seit dem 3. Mai konnte, wie die Dinge lagen, vollends keine Rede hiervon sein. Zu einem entscheidenden Schritt ward man in Berlin aber doch erst dadurch gedrängt, daß das durch Preußen von der Stimmung des Kaisers benachrichtigte England durch Lord Elgin Oesterreich Anfangs Mai ein Vertheidigungsbündniß für den Fall anbot, daß es für den Frieden im englischen Sinne thätig sein wolle. Der noch junge Lord war mit Couriergeschwindigkeit von Wien nach Florenz gereist, wo der Kaiser sich damals aufhielt, um seinem zweiten Sohne die Regierung des Landes zu übergeben. Elgin erschien in keiner amtlichen Stellung. Die Engländer hatten die Sendung Bischofswerders sich zum Vorbild genommen und wünschten ebenfalls den unbequemen Kaunitz bei ihrer Unterhandlung zu umgehen. Am 7. Mai wurde Elgin durch Lord Hervey dem Kaiser vorgestellt. Er erklärte, ganz allein und ohne Hervey mit dem Kaiser sprechen zu müssen. Schon am selben Morgen erschien er noch einmal und sagte, er habe von seinem Hof den besonderen Befehl erhalten, sich nach Italien zu begeben und S. M. aufzusuchen, ohne einem von des Kaisers Ministern etwas davon zu sagen. Er habe dem Kaiser mitzutheilen, der Herzog von Leeds sei entlassen und durch Lord Grenville ersetzt worden. Da das englische Cabinet im Parlament einer starken Opposition begegne, so habe sich dasselbe entschlossen, von der bis jetzt aufrecht erhaltenen Forderung des status quo Rußland gegenüber abzugehen. England wolle der Kaiserin Oczakow und das ganze Gebiet zwischen Dniester und Bug zugestehen, vorausgesetzt, daß die Festung Oczakow abgetragen und das fragliche Gebiet in eine Einöde verwandelt werde und in diesem Zustande verbliebe. Man würde Ruß-

land selbst noch andere Modificationen gewähren. Ewart habe in Berlin entsprechende Instructionen erhalten. Das Wiener Cabinet möge England bei seinen Bemühungen unterstützen. Die beabsichtigte Kriegserklärung habe man zurückgehalten. In London wünsche man nun versichert zu sein, daß die Rußland gewährten Begünstigungen an der Basis der Reichenbacher Abmachungen nichts änderten und daß Oesterreich trotzdem auf Grundlage des stricten status quo zu Sistowa abschließen werde, d. h. ohne etwas für sich zu verlangen. Was die preußischen Erwerbungen betreffe, so sei von Thorn nicht mehr die Rede. Danzig aber habe nur für den Handel Bedeutung und England werde zu dessen Erwerbung nur in dem Falle behülflich sein, daß Polen aus freien Stücken darein willigte und seinen Vortheil dabei fände. Preußen solle, fügte er im Anschluß an die sonderbare Argumentation der preußischen Diplomaten hinzu, dadurch nicht vergrößert werden. Weiter sagte der jugendliche Lord, er sei beauftragt, dem Wiener Hofe die Erneuerung der alten Allianz zwischen England und Oesterreich anzubieten. Das Beste würde sein, wenn man sofort ein Bündniß zwischen Preußen, England, Holland und Oesterreich zu Stande brächte und auch die Pforte darin aufnähme. Dadurch würde die Ruhe Europa's und die Existenz der Türkei am besten gesichert. Man müsse sich gegenseitig seine Länder und Rechte garantiren. Man müsse diese Allianz heimlich und sofort abschließen und sie dann Rußland plötzlich mittheilen. Es werde dies das kürzeste Mittel sein, dasselbe zum Frieden zu zwingen.

Der Kaiser machte Elgin auf die Unehrlichkeit aufmerksam, die in einem solchen Schritte liegen würde. Diese Allianz würde niemals stattfinden können, wenn man nicht auch Rußland in dieselbe mit einbegriffe. Und auch Polen müßte hinzugezogen werden, denn dieses könnte sonst mit der Zeit zum Gegenstand eines Krieges werden.

Elgin verlangt hierauf eine schriftliche Antwort des Kaisers. Dieser schlägt es ihm ab, fordert umgekehrt von Elgin eine schriftliche Mittheilung seiner Vorschläge, damit er darüber nachdenken könne. Nach einigen Schwierigkeiten erklärte Elgin darauf eingehen zu wollen. Das kurze Schriftstück, das er dann dem Kaiser unterbreitete, war aber so vage gehalten, daß dieser sich unmöglich entschließen konnte, darauf einzugehen. Er war entrüstet über die täppische und zudringliche Art, mit der Elgin die Verhandlungen führte. Das Ganze, meinte er, verrathe nichts, als den Wunsch ihn mit Rußland zu entzweien. Das aber solle den Engländern nicht gelingen.

Es schien, daß die Sendung Elgins resultatlos bleiben sollte. Er folgte dem Kaiser auf dessen italienischer Rundreise von Ort zu Ort und erschien alle paar Tage, um denselben zum definitiven Abschluß der Allianz zu drängen. Er habe Vollmachten in der Tasche, sagte er. Niemand als der König und Pitt wüßten um die Sache. Dabei wünschte er auch in die Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem König von Preußen eingeweiht zu werden, rieth die Zusammenkunft beider Monarchen zu beschleunigen und nicht bloß den englischen Gesandten in Berlin (Ewart), sondern auch den Herzog von York, wenn dieser in Deutschland anwesend sei, hinzuzuziehen. Der Kaiser behandelte ihn äußerst kühl und gab stets dieselben ausweichenden Antworten.*)

Der Schritt des englischen Cabinets war aber von entscheidender Wirkung in Berlin. Schon in Reichenbach hatten die Preußen eine große Empfindlichkeit hinsichtlich der österreichisch-englischen Beziehungen gezeigt.**) Für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, ist die ministerielle Denkschrift vom 3. Mai 1791 sehr charakteristisch. Mit einer Wendung, die wir auch zu unsern Zeiten zu hören bekommen haben, heißt es darin, es liege sonst freilich keine Veranlassung zu einer Allianz mit Oesterreich vor: das Hinschleppen der Verhandlungen von Sistowa erwecke vielmehr Mißtrauen. Es sei aber wichtig, sich der Neutralität Oesterreichs bei einem etwaigen Kriege gegen Rußland zu versichern. Und jedenfalls dürfe man nicht nachträglich als Anhängsel Englands in eine schon fertige Allianz eintreten. — Man wollte Oesterreich von Rußland trennen, aber man wollte nicht, daß es dafür eine specielle Allianz mit England eintausche. Am 25. Mai ward die zweite Sendung Bischofswerders beschlossen.***) Das Ministerium entwickelte dabei nur einen sehr mäßigen Eifer. Die Allianz werde nicht zu Stande kommen, meinte Finkenstein, und das sei im Grunde auch recht gut. Bischofswerders Sendung könne aber doch einen rascheren Abschluß zu Sistowa herbeiführen. Sobald der Kaiser rückhaltslos mit den Türken abschließe, hieß es in des Obersten Instruc-

*) S. Vivenot, a. a. O. I, 172 ff.

**) Man beachte auch das höchst auffallende Benehmen Bischofswerders gegen Lord Elgin, dem er geflissentlich aus dem Wege ging!

***) Wenn Elgin behauptete, der Kaiser habe den Wunsch, Bischofswerder noch einmal zu sehen, so hat er etwas Falsches berichtet. Vgl. Vivenot, a. a. O. I, S. 178

tion, sei Preußen zum Bündniß bereit. Der Verzicht auf jeden Erwerb ward als Preis für die preußische Allianz bezeichnet. Preußen wolle die vollendeten Thatsachen in Polen anerkennen, wenn, so wurde im geraden Gegensatze zu dem von Hertzberg eingenommenen Standpunkt entwickelt, die Thronfolge demnächst auf die Tochter des Kurfürsten von Sachsen überginge und diese mit keinem Prinzen der Nachbarstaaten verheirathet würde. Rußland müsse von dem österreichischen Bündniß ausgeschlossen bleiben, und Oesterreich müsse bei einem Kriege mit Rußland seine Neutralität versprechen. Der König wünsche eine Zusammenkunft auf dem sächsischen Lustschloß Pillnitz. Am 28. Mai reiste Bischofswerder nach Italien ab.*)

Es trat jetzt aber deutlich hervor, daß die österreichische Politik von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus geleitet wurde. Auf die preußischen Bemerkungen zu den österreichischen Gegenvorschlägen erfolgte gar keine Antwort. In Berlin und London war ein Memoire übergeben worden, das die Allianz für unvortheilhaft erklärte. Kaunitz hatte anonym an Bischofswerder eine Denkschrift geschickt, die sich in bitteren Worten über denselben Gegenstand äußerte. Gerade in des Kaisers Abwesenheit scheint Kaunitz die Geschäfte fast wieder vollständig beherrscht zu haben. Der Kaiser, der übrigens eine Zeit lang wieder unwohl war, überließ sie ihm in jener den habsburgischen Herrschern eigenthümlichen Weise wahrscheinlich auch nicht ungern, um ruhig die Zeit abzuwarten, bis ihm die Verhältnisse ein Eingreifen aufdrängten. Nach Bischofswerders Abreise glaubte man noch einmal in Berlin, daß Oesterreich es trotz allem zum Kriege treiben wolle. Als die von den Vermittlern influenzirten Türken schließlich doch die österreichischen Begehren rundweg zurückwiesen, brachen Herbert und Esterhazy die Verhandlungen ab. Man wollte in Preußen wissen, daß die österreichischen Truppen sich nicht bloß an der Donau, sondern auch in Böhmen und Mähren zusammenzögen. Man war in Berlin von Neuem über Oesterreich entrüstet. Die Gegner der österreichischen Allianz, zu denen, seit Hertzberg unschädlich gemacht war, auch Manstein gehörte, triumphirten. Es erging der Befehl, im Laufe des Juli 80,000 Mann marschfertig zu machen, mit denen derselbe Herzog von Braunschweig in Mähren einbrechen sollte, der dann später die Oester-

*) Nach Vivenot (a. a. O., S. 147) waren seine Creditive erst vom 29. datirt.

reicher und Preußen nach Frankreich geführt hat. Es hatte einen Augenblick wirklich den Anschein, als wenn Preußen im Angesicht der französischen Revolution um Alt-Orsowa's willen mit Oesterreich in einen Krieg gerathen werde.*) Fürst Reuß verlebte die peinlichsten Tage in Berlin. Man müßte Bücher schreiben, heißt es in einem Briefe von ihm an Cobenzl, um alle die dornigen Lagen zu beschreiben, in denen er sich jeden Augenblick befände. „Ich glaube nicht, daß es Jemand im Dienste unseres Herrn gibt, der das erduldet hat, was ich während meines hiesigen Aufenthalts ausgestanden habe."**)

Der Kaiser aber war jetzt fest entschlossen, mit Preußen zu einer Verständigung zu kommen. Hier in Italien fühlte er sich frei von dem Drucke des Fürsten Kaunitz. Dazu kamen dann die französischen Angelegenheiten, die gerade jetzt in entscheidender Weise an ihn heran traten. Der schon einmal abgewiesene Graf Artois hatte sich bei dem Kaiser eingefunden. Durfort, ein Abgesandter Ludwigs XVI hatte dem Prinzen Briefe vom König und von der Prinzessin Elisabeth überbracht, die diesem in dringendster Weise das Einverständniß mit Leopold zur Rettung des Königs anempfahlen. Der Kaiser lehnte es jetzt nicht mehr ab, ihn zu sehen. Zu Mantua fanden am 20. Mai Berathungen zwischen Leopold und Artois statt. Dieser legte dem Kaiser ein von Calonne***) stammendes Memoire vor, wonach 100,000 Mann von der Süd- und Ostgrenze her in Frankreich einbrechen sollten. Die Hülfe der deutschen Mächte, der Schweiz, Sardiniens und Spaniens sollte in Anspruch genommen werden. Leopold weist diese Pläne nicht ganz von der Hand. Er unterscheidet zwei Fälle. Wenn König und Königin sich aus Paris retten, so will er alles in seiner Macht Stehende zu ihrer Unterstützung thun. Nur müßten sie vorher gegen alles dasjenige protestirt haben, was geschehen, und was sie bis jetzt nothgedrungen gebilligt hätten. Auch müßten sie die Unterstützung ihrer treuen Unterthanen und ihrer Alliirten angerufen haben. Von diesem Falle abgesehen, werde er weder seine niederländischen Truppen gegen Frankreich verwenden, noch ein Manifest erlassen, wenn man nicht in Gemeinschaft mit Spanien, Sardinien und dem Reiche vorgehe, und des

*) S. v. Sybel, a. a. O. I, 296.

**) S. Vivenot, a. a. O. I, 156.

***) Es ist wahrscheilich derselbe Plan, gegen den sich Marie Antoinette erklärt hatte. S. oben S.

Gewährenlassens von Seiten Preußens und Englands sicher sei. Auch müsse, nachdem man sich vorher der Zustimmung König Ludwigs versichert habe, ein Manifest des Königs von Spanien und des Gesammthauses Bourbon jedem Schritt vorausgehen. Ein europäischer Congreß solle in diesem Falle die Frage des bewaffneten Einschreitens zur Entscheidung bringen. Der Kaiser versprach Mercy entsprechende Instructionen zu ertheilen. Artois schickte Durfort mit dem von dem Kaiser corrigirten Memoire an den König zurück. Für zwei Anleihen im Betrage von anderthalb Millionen Frcs., die Artois aufnehmen will, übernimmt Leopold die Bürgschaft. Die die Hälfte der niederländischen Armee bildenden ungarischen Truppen waren zum Rückmarsch in die Heimath beordert gewesen: sie erhalten jetzt Gegenbefehl. Man sieht, der Erfolg, den Artois diesmal erzielt hatte, war ein sehr bedeutender.*) Die Königin Marie Antoinette ist ganz erstaunt über diese Wendung. Leopold entschuldigt sich vor sich selbst damit, daß er durch das Eingehen auf die Pläne der Emigranten diese zu zügeln und zu beherrschen hoffe. Schwerlich würde er so weit gegangen sein, wenn er nicht durch die bevorstehende Flucht der königlichen Familie in die größte Spannung versetzt worden wäre. Seine Gedanken drehten sich mehr als je um die Revolution, der er in Florenz und Mailand wieder um so vieles näher gerückt war. Mit Besorgniß verfolgte er ihre Rückwirkungen auf Italien, wo der revolutionäre Geist mehr und mehr Boden zu gewinnen begann: der Kaiser nennt namentlich Turin.

In dieser Stimmung traf ihn Bischofswerder in Mailand. Schon vor dessen Ankunft hatte Leopold auf die Nachricht, daß Preußen auch auf Danzig verzichte, strictes Befehl zum Abschluß in Sistowa gegeben. Am 11. Juni hatte Bischofswerder die erste Audienz beim Kaiser. Preußen möge sich durch keine kriegerisch lautenden Nachrichten aus Sistowa irre machen lassen, sagte dieser. Er habe etwas gezaudert, um zu sehen, ob ihm die parlamentarischen Kämpfe in England nicht noch einen kleinen Vortheil gewähren könnten; er werde aber jetzt auf den Abschluß dringen und die Grenzregulirung einer späteren Vereinbarung vorbehalten. Er wünsche zuerst mit Preußen abzuschließen. Rußland und England könnten dann beitreten, wenn sie wollten. Er müsse seinerseits wenigstens darauf bestehen, daß man Rußland den

*) Wir befinden uns hier in einem Gegensatz zu Sybels Auffassung 3. I, 253 f.

Eintritt in die Allianz offen lasse. Die Zusammenkunft in Pillnitz wurde acceptirt. Der Kaiser wollte sich dorthin vom Erzherzog Franz, der König von Preußen vom Herzog von Braunschweig begleiten lassen. Vor Allem sollte die französische Sache besprochen werden. Diese sei von der höchsten Bedeutung.

Noch am gleichen Tage schrieb Leopold wegen der Pillnitzer Zusammenkunft an den Kurfürsten von Sachsen. Er sprach dabei die Hoffnung aus, daß dieser behülflich sein werde, eine dauernde Einigung zwischen den beiden Höfen herzustellen, „eine freundschaftliche Verbindung, die vielleicht auf lange hin die Ruhe Europa's und vor Allem die unseres lieben gemeinsamen Vaterlandes sichern könnte".*)

Der Kaiser befand sich damals in der peinlichsten Erwartung. Am 1. Juni hatte ihm Marie Antoinette angezeigt, daß sie am 20. nach Montmedy zu entfliehen gedenke. Sie bat ihn, 10,000 Mann an der Grenze bereit zu halten. Am 19. erhielt sie Leopolds Antwort, in der er seine Besorgnisse nicht unterdrücken konnte. Es solle aber, schrieb er, Alles nach ihren Wünschen geschehen. Das belgische Heer solle sie unterstützen. Außerdem könne sie auf die Sardinier, die Schweizer und namentlich die Preußen rechnen. Auch hinsichtlich Preußens sagte der Kaiser schwerlich zu viel, da Bischofswerder in seinen Unterredungen die preußischen Truppen für den fraglichen Fall ausdrücklich zur Disposition gestellt hatte.**)

Die Briefe Leopolds beweisen, welches Interesse er an dem Schicksal seiner Schwester nahm. „Ich hoffe, hieß es schon in einem Schreiben vom 25. Juni 1790, daß Du — — — — meine Gesinnungen für Dich kennst. Du kannst ihrer bei allen Gelegenheiten sicher sein, und ebenso meiner persönlichen Anhänglichkeit und Freundschaft für Dich und die Deinigen". Er werde die größte Rührigkeit und Kraft entfalten, um es der Königin in allen vorkommenden Fällen zu beweisen. Er werde alle sich darbietenden Gelegenheiten benutzen, um sich der Königin nützlich zu erweisen und zu ihrem Wohlergehen, ihrer Befreiung (liberté), ihrer Ruhe und ihrem Glücke beizutragen. „Und ich hoffe, daß sich die Gelegenheit darbieten wird, wo ich Dir Beweise statt Worte geben und wo ich Dich überzeugen kann, daß Du Dich an keinen Falschen gewandt hast, als Du mich mit Deinen Angelegenheiten

*) Vivenot, a. a. O. I, 167.
**) S. Sybel, a. a. O. I, 298.

betrautest."*) „Wenn ich nur meinem Herzen gefolgt wäre, schreibt er am 5. Juli 1791 auf die falsche Nachricht von der gelungenen Flucht an Marie Antoinette, „so würde ich von hier abgereist sein, um Dich wiederzusehen und zu umarmen; aber meine Verhältnisse haben mich daran gehindert. Ich beneide das Loos meiner Schwester Marie**), welche diese Freude haben wird; ich beauftrage sie, wie auch den Grafen Mercy, Alles zu thun, was Dir in diesem Augenblick angenehm sein kann. Hoffentlich bist Du überzeugt, daß Du bei mir wie zu Hause bist, und Du wirst mit einem Bruder keine Complimente machen, der Dir so warm und aufrichtig zugethan ist, wie ich. — Was Eure Lage betrifft, so kann ich Dir nur, wie ich es schon dem König gegenüber gethan, wiederholen, daß alles, was in meiner Macht ist, Geld, Truppen, kurz Alles, zu Eurer Verfügung steht. Meine Schwester und der Graf Mercy haben alle nöthigen Befehle zu einem Manifest, zu einer Erklärung oder zu Truppenbewegungen, die Ihr anordnen könntet, da ich überglücklich bin, wenn ich Euch zu irgend etwas nützlich sein und die Ordnung bei Euch wiederherstellen helfen kann, damit einem scandalösen System, das ganz Europa auf den Kopf gestellt haben würde, ein Ende gemacht wird. Ich habe nach Spanien und an den König von Sardinien geschrieben, damit ihre Erklärungen und ihre Truppen dem König zur Verfügung stehen. Die Schweizer und das Reich werde ich gleicherweise aufrufen, und ich bin sicher, daß der König von Preußen mit Freuden seine Truppen hergeben wird. Du wie der König habt also nur zu befehlen, und Alles, was von mir abhängt, soll geschehen. Dein Muth, Deine Entschlossenheit und Geistesgegenwart haben Dich wie den König und Deine Familie gerettet, und werden gleicherweise die Monarchie retten; man wird Dir die Ruhe von ganz Europa zu danken haben."***)

In den am 13. und 18. Juni Bischofswerder ertheilten Audienzen zeigte sich der Kaiser ganz unter dem Einflusse dieser Dinge. „Die Emigranten, sagt er am 13., treiben sich mit thörichten Hirngespinnsten umher, die Jakobiner machen Wühlereien und Aufstandsversuche in ganz Italien: es ist nöthig, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Wir wollen das in Pillnitz ausführlich erwägen."†)

*) Arneth, Marie Antoinette ꝛc. S. 131 ff.
**) Es ist die Erzherzogin Marie Christine gemeint.
***) Arneth, Marie Antoinette ꝛc. S. 183 ff.
†) S. Sybel, a. a. O. I, 299.

Bischofswerder war Anfangs dem Kaiser mit Vorwürfen über das hinhaltende Benehmen Oesterreichs entgegengetreten. Er suchte diesen durch die Mittheilung zu schrecken, daß Rußland Preußen Allianzanerbietungen gemacht habe: es habe nur bei Preußen gestanden, dieselben anzunehmen.*) Gegen England zeigte er eine große Eifersucht. Jeder Gedanke an Danzig und Thorn, fügte er hinzu, sei vollständig aufgegeben. An der Umwälzung in Polen trage Preußen keine Schuld: man habe dem König die Heirath eines preußischen Prinzen mit der Tochter des Kurfürsten von Sachsen vorgeschlagen. Dieser (der König) habe es aber abgelehnt. Der schleunige Abschluß in Sistowa sei dringend nothwendig, damit nicht die Türken bei dem Ablauf des Waffenstillstandes in das kaiserliche Gebiet einfielen. Der Abschluß werde offenbar geflissentlich von Oesterreich verzögert. — Während der Verhandlungen erhielt Bischofswerder Depeschen aus Berlin, die seine Stimmung nicht verbesserten und ihn noch mißtrauischer machten. Elgin, der falscher Mittheilungen nach Berlin überführt war und sich jetzt beim Kaiser nicht mehr sehen ließ, suchte sich seiner zu bemächtigen, und zu einem gemeinsamen Vorgehen zu veranlassen. Er wurde bei diesem Allen von Macpherson unterstützt. Aber Leopold wußte Bischofswerder allmählich wieder günstiger zu stimmen. Er bediente sich dabei des kursächsischen Oberhofmeisters Marcolini, der mit jenem von früher her befreundet war und sich in Geschäften seines Herrn damals zu Mailand aufhielt. Der sächsische Hofmann bildete jetzt die tägliche Begleitung des Obersten und suchte ihn von den verstimmten Engländern fern zu halten.**)

Unter Marcolini's Vermittlung kamen endlich die folgenden Punctationen zwischen dem Kaiser und Bischofswerder zu Stande: 1) In Sistowa sollte unverzüglich abgeschlossen, die Grenzberichtigung erst nachträglich geregelt werden. 2) Die Defensivallianz zwischen Oesterreich und Preußen sollte als abgeschlossen betrachtet, die Bedingungen derselben aber erst nach des Kaisers Rückkehr in Wien verhandelt werden. 3) Nach dem Abschluß sollten Rußland und England Mittheilungen gemacht und sie zum Beitritt aufgefordert werden. 4) Die Monarchenzusammenkunft sollte in den ersten Tagen des Septembers stattfinden.

Der Kaiser war über dies Ergebniß hocherfreut. Er theilte dasselbe schon am 18. dem Kurfürsten von Sachsen mit und sprach

*) Elgin hatte dasselbe hinsichtlich Preußens und Englands behauptet.

**) S. über dies Alles Vivenot, a. a. O. 172—81.

dabei seine Anerkennung für die Bemühungen des Grafen Marcolini aus, der so wesentlich zu diesem Resultat beigetragen habe. Am gleichen Tage ließ er Elgin kommen und sagte ihm: er habe Ordre gegeben, auf Grund des stricten status quo in Sistowa abzuschließen. Auch habe er in St. Petersburg eine Note überreichen lassen, durch die er Rußland seinen Wunsch ausdrücke, daß dieses sich zu einem Frieden auf Grund der englischen Bedingungen herbeilasse, die er billig und vernünftig finde. Er sei geneigt, sich auch England zu nähern und nach Abschluß des Friedens in die gewünschte Allianz einzugehen. Ueber alle weiteren Punkte habe er sich mit dem König von Preußen verständigt, sowohl hinsichtlich der Zusammenkunft als der projectirten Allianz. Am 26. und 27. treibt der Kaiser Kaunitz in den dringendsten Ausdrücken zum Abschluß des Friedens an. „Wir haben", schreibt er, „zu Reichenbach im Angesicht Europa's versprochen, auf Grundlage des stricten status quo Frieden zu schließen. Rechtschaffenheit und Redlichkeit verlangen also von uns, einen öffentlich und feierlich im Angesicht von ganz Europa eingegangenen Vertrag genau zu erfüllen, ohne uns bei Grenzstreitigkeiten oder Gegenständen aufzuhalten, welche im Grunde von geringem Werthe sind und auf Chicanen hinauskommen".

Bischofswerder gegenüber war auch zum ersten Mal der Gedanke eines Concerts aller Mächte in den französischen Angelegenheiten zur Sprache gekommen. Der Kaiser legte ihm den Entwurf einer Note vor, welche die Rechtmäßigkeit der Einmischung darlegen sollte. Inzwischen traf die leider richtige Nachricht ein, daß die Flucht der königlichen Familie mißlungen sei. Der Kriegseifer des Kaisers ward dadurch für den Augenblick nur vermehrt. Am 6. Juli erließ er von Padua aus ein Rundschreiben an alle Souveraine, in welchem er sie zu einer gemeinsamen Unterstützung des Königs von Frankreich aufforderte. Der Kaiser sei überzeugt, daß man das in der Festhaltung des Königs liegende Attentat mit eben solcher Ueberraschung und Entrüstung vernommen haben werde, wie er. Die Ehre aller Souveraine und die Sicherheit aller Regierungen werde dadurch compromittirt. Noch weit Schlimmeres als das Geschehene müsse man befürchten. Er sei entschlossen, demgemäß zu handeln, und fordere die Souveräne auf, sich mit ihm über Maßregeln zu benehmen, welche die Freiheit und Ehre des Königs wieder herzustellen und der französischen Revolution Schranken zu ziehen geeignet seien. Das Beste würde sein, daß man zu einem Congreß zusammen träte, um eine gemeinsame Er-

klärung an Frankreich zu erlassen. Immerhin werde eine solche Erklärung freilich von zweifelhaftem Erfolge sein. Man müsse sich zugleich über militärische Maßregeln einigen, um den Vorstellungen nöthigenfalls Nachdruck zu verleihen.*) Dem Schreiben lag der Entwurf einer Declaration bei. Die Souveraine, sollte darin gesagt werden, hätten bis jetzt ihr Urtheil über den Grad des freien Willens des Königs suspendirt, der in der Legalisirung der Beschlüsse der Nationalversammlung gelegen habe. Aber der Fluchtversuch desselben sei der beste Beweis seiner Unfreiheit und ließe keinen Zweifel mehr übrig, daß ihm in mehrfacher Hinsicht Gewalt angethan sei. Seine Festnehmung müßte gerechte Besorgniß hinsichtlich der ferneren Schritte der herrschenden Partei erregen. Die Souveraine verlangten, daß der König sofort in Freiheit gesetzt werde und daß man seine und der königlichen Familie Unverletzbarkeit anerkenne. Sie würden alle Gewaltthaten rächen, die man sich fernerhin gegen die königliche Familie etwa erlauben würde. Nur diejenigen Gesetze und diejenige Verfassung würden sie anerkennen, die freiwillig von einem vollständig freien König sanctionirt worden seien. Im entgegengesetzten Fall würden die Souveraine gemeinsam (de concert) Alles anwenden, um dem Scandal einer Usurpation ein Ende zu machen, die dann den Charakter einer offenen Revolte annehmen würde und deren gefährliches Beispiel man nicht dulden könne.**)

Schon ergingen an die kaiserlichen Truppen die ersten vorbereitenden Befehle, schon sprach der Kaiser von der Absicht, seine ganze Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Er war nicht weit von einer That. Und wie ganz anders wäre dann alles gekommen! Ein Circularerlaß der Staatskanzlei specialisirte noch näher den einzuschlagenden Weg. Es sei klar, hieß es darin, daß die Nationalversammlung ihre Vollmachten in verschiedenen Punkten überschritten, ja dem Könige einige Concessionen durch Drohungen und Gewaltthaten abgepreßt habe und in willkürlicher Interpretation der königlichen Decrete eine Verfassung einzuführen strebe, wie sie sich mit dem Begriff einer Monarchie nicht vereinigen lasse. Der König sei vollständig berechtigt gewesen, sich seiner Vergewaltigung durch die Flucht zu entziehen. Seine bei diesem Anlaß gegebene Erklärung sei der einzige wahre

*) S. Vivenot, a. a. O. I, S. 185 f.
**) Vivenot a. a. O. I, S. 186 f.

Ausdruck seiner Absichten. Das was er im Widerspruch damit bereits gethan, oder noch thun würde, könne für ihn nicht bindend sein. Alle fremden Mächte seien deßhalb berechtigt, dem allerchristlichsten Könige die Freiheit wieder zu verschaffen und für die wesentliche Aufrechthaltung der in Frankreich vom Beginn seiner Geschichte an bestehenden Verfassung zu sorgen. Dazu sei es vor Allem nothweudig, daß sie eine gemeinsame Erklärung über ihre Gesinnungen und wahren Absichten erließen. Die Mächte müßten erklären, sie wünschten neue Gewaltthaten gegen den König, die Königin und die königliche Familie zu verhindern und in Frankreich die wesentlichen Formen der Monarchie zu erhalten, indem man dessen neue Verfassung mit den freien Entschließungen des Königs in Einklang brächte. Solle aber diese Erklärung Aussicht auf Erfolg haben, so müsse man ihr durch Aufbietung ansehnlicher Streitkräfte den gehörigen Nachdruck verleihen. Weigere man sich förmlich, die königliche Familie in Freiheit zu setzen und eine Revision der Verfassung vorzunehmen, so müßten die Mächte allen Handelsverkehr und überhaupt alle Beziehungen zu dem aufrührerischen Volke abbrechen und die Gesandten von Paris zurückrufen. Die Circularnote schließt mit dem Vorschlag, es möchten sich Bevollmächtigte der verschiedenen Staaten zu einer Conferenz zusammenfinden, um über ein gemeinsames Vorgehen zu berathen. Aufsehen sei dabei zu vermeiden. Spaa oder Aachen würden zum Conferenzort geeignet sein. Graf Mercy, der zur Zeit am ersteren Orte die Bäder brauche, würde die nöthigen Instructionen erhalten.*) Wie die Sache gemeint war, zeigte der Antrag, den der Bruder des Kaisers, der Kurfürst von Köln, am Reichstage stellte: Die Einfuhr aller französischen Waaren sollte darnach verboten und Frankreich zugleich des Elsaßes und der lothringischen Bisthümer verlustig erklärt werden. Noch am 20. August schreibt der Kaiser an Marie Antoinette einen Brief, in dem er im Gegensatz zu den schon damals bei der Königin vorhandenen Auffassungen, in dringenden Ausdrücken eine Abänderung der Verfassung verlangt. Es handele sich nicht um seine brüderlichen Gefühle für Marie Antoinette. Sein Glück hänge von dem ihrigen ab, und wenn man sie beleidige, so beleidige man auch ihn. Es handele sich aber nicht hierum, sondern um das, was die europäischen Mächte um ihrer selbst willen zu thun hätten. Er treffe seine Maßregeln gemeinsam mit den übrigen

*) Vivenot, a. a. O. I, S. 208 ff.

Souveränen Europa's. „Die Sache des allerchristlichsten Königs ist die Sache von uns allen." Die Zeit der Illusionen sei vorbei. Die Thatsachen allein würden zeigen, was man zu hoffen, und welche Schritte man zu thun habe. Die Verfassung, die man Frankreich geben werde, könne man nur dann als gesetzmäßig betrachten, wenn sie durch den freien Willen des Königs sanctionirt werde. Hinsichtlich dieser Freiheit werde man sich aber durch keinen Schein, durch keine versteckte Vergewaltigung, durch keine ungesetzmäßige Alternative täuschen lassen. „Der freie Wille des Königs ist und kann nur, wie er am 20. Juni erklärt hat, auf die Erhaltung der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der monarchischen Regierung, die Unverletzlichkeit, Sicherheit, die Achtung gebietende Stellung des Königs und seiner Familie, den thatsächlichen Einfluß auf die Regierung und die Vollstreckung der diese ihm zusichernden Gesetze gerichtet sein, sowie endlich auf eine Organisation, die sich mit der Subordination der Behörden und der öffentlichen Ruhe verträgt." Nur eine solche Verfassung, die diesen Forderungen entspräche, könnten die Souveraine als wirklich gesetzmäßig anerkennen, niemals aber eine Ordnung der Dinge, „wo der König sich immerwährend seiner wahren Autorität durch Gesetze, die sich entweder widersprechen oder nicht beobachtet werden, beraubt sieht, ein Gefangener inmitten seines Hofes, ein Spielball der Parteileidenschaften und der Excesse einer zuchtlosen Masse." Wenn die Mächte hiergegen einschritten, so handelten sie zugleich im wahren Interesse der französischen Nation selbst, deren weites Gebiet sich nicht wie kleine Republiken regieren lasse. Es könne Frankreich nicht erlaubt sein, sich in Mitten der übrigen Nationen durch ein ungeheuerliches System zu isoliren, „das im günstigsten Fall zum Abbruch aller ansteckenden Verbindungen mit demselben führen muß." „Dies sind meine Gefühle und meine Absichten." „Ich kann Dich versichern, liebe Schwester, daß sie von den vornehmsten andern Souverainen getheilt werden und daß wir unsere gemeinsame Sorgfalt und unsere gemeinsame Macht zu Gunsten der wahren französischen Patrioten verwenden werden, die da ihre Anstrengungen auf dasselbe Ziel richten."*)

Der Kaiser reiste nach Wien zurück und nahm Bischofswerder mit. Dort überließ er die weiteren Verhandlungen dem Fürsten Kaunitz, indem er sich auch diesmal in das eigentliche quomodo nicht ein-

*) Arneth, Marie Antoinette ꝛc. S. 200 ff.

ließ. Kaunitz fügte sich jetzt und suchte nur dem Vertrag eine möglichst günstige Fassung zu geben. Er gedachte ein Werk zu Stande zu bringen, das sich seinem Lieblingskinde, dem Versailler Traktat von 1756, würdig an die Seite stellen könnte. Am 25. Juli kam es — es wurde auch jetzt wieder ausgemacht, daß die definitive Allianz erst nach dem wirklichen Frieden abgeschlossen werden sollte — zu einem vorläufigen Vertrage mit Preußen. Man gewährleistete sich den Umfang der beiderseitigen Besitzungen gegen jeden Angriff. Ohne Vorwissen des anderen Theils sollte keine der beiden Mächte ein Abkommen mit einem dritten Staate abschließen. Man versprach, nichts gegen die polnische Verfassung und Integrität zu unternehmen. Endlich hieß es in Bezug auf die Revolution, die Höfe würden sich gegenseitig unterstützen, falls die innere Ruhe des einen oder des anderen Staats durch dieselbe bedroht werden sollte.*) Man sieht, daß diesen Präliminarvertrag die von Bischofswerder überbrachten preußischen Allianzvorschläge zu Grunde lagen. Die beiden ersten Punkte stammen aus den ursprünglichen preußischen Propositionen. Der dritte Punkt entsprach der Hauptsache nach Bischofswerders jetziger Instruction, und nur der die französischen Angelegenheiten betreffende vierte Punkt war, unter den veränderten Umständen, neu hinzugekommen. Es war durch diesen Vertrag eine solide Grundlage für eine Einigung der deutschen Vormächte gewonnen. Von einer Uebervortheilung Preußens kann dabei unseres Erachtens nicht die Rede sein.**)

Am 5. August kam es in Sistowa zum definitiven Frieden zwischen Oestereich und der Türkei, am 11. in Galacz zum Präliminarfrieden zwischen dieser und Rußland. Jetzt ratificirte man in Berlin den Vertrag vom 25. Juli. Am 25. August kamen Leopold und Friedrich Wilhelm in Pillnitz zusammen. Wie es noch heute zu geschehen pflegt und in jenen Tagen in noch höherem Grade der Fall war, wurde die kurze Zeit des Beisammenseins zum weitaus größten Theil durch Festivitäten ausgefüllt. Der mitanwesende Spielmann gesteht, daß es zu Verhandlungen wahrscheinlich gar nicht würde gekommen sein, wenn der Graf Artois nicht in Pillnitz erschienen wäre. Es würde dies, meint Spielmann, auch weit besser gewesen sein.

*) S. Vivenot a. a. O. I, 217, vgl. auch daselbst die Anmerkung.

**) Immerhin verdient es hervorgehoben zu werden, daß das Detail nicht das Werk des Kaisers war, und daß man Kaunitz, nicht aber den Kaiser, persönlich für dasselbe verantwortlich machen muß, wenn man einen Stein darauf werfen will.

Denn Graf Artois überreichte einen mit seinem Bruder, dem Grafen von Provence, vereinbarten detaillirten Plan für das Vorgehen gegen Frankreich. In den ersten Tagen des Septembers sollte von den Brüdern des Königs und den Fürsten des Hauses Bourbon ein Manifest erlassen werden, welches gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung als absolut ungültig protestiren sollte. Ferner sollte in demselben die Uebernahme der Regentschaft durch den Grafen von Provence erklärt und von der Nationalversammlung sowie den Commandanten der Nationalgarde auf das Nachdrücklichste die sofortige und unbedingte Freiheit des Königs verlangt werden. Es wurde für nothwendig erachtet, daß die gemeinsame Erklärung der Mächte wo möglich gleichzeitig mit diesem Manifest erschiene, um letzterm einen größeren Nachdruck zu verleihen. Aus demselben Grunde müsse der Kaiser seinen Truppen in den Niederlanden Befehl zur Marschbereitschaft ertheilen und die im Breisgau stehenden um einige Regimenter verstärken. Leopold möge auch, damit die Emigranten die Truppen des Landgrafen von Hessen-Kassel erhielten, dem mit diesem beabsichtigten Vertrage seine Garantie ertheilen. Gleich nach der Veröffentlichung des Manifestes werde der Graf von Provence eine Anleihe von 10—12 Millionen ausschreiben lassen; der Kaiser möge in seinen Staaten die Subscription erlauben.

Ueberblicken wir die Gesammtheit dieser Vorschläge, so vermögen wir sie nicht als so unverständig zu betrachten, wie man dies aus Antipathie gegen die Emigranten zu thun pflegt. Es sind gewiß sehr richtige Gedanken darin enthalten. Wenn es zum Kriege kommen sollte, so mußte man den König an der Annahme der Verfassung zu verhindern suchen: die Annahme hat Ludwig XVI erst recht in eine schiefe Lage gebracht, wie es denn sehr fraglich ist, ob es ohne dieselbe zu seiner Hinrichtung gekommen wäre. Der Gedanke einer Regentschaft des Grafen von Provence war unseres Erachtens nicht so verkehrt, wie man ihn darzustellen sucht: es hat seine Berechtigung, wenn die thatkräftige Kaiserin Katharina II diese Regentschaft anerkannte. Denn der König war in Wahrheit nicht frei. Der Gedanke endlich, sofort den Krieg zu erklären, wenn die Nationalversammlung auf die Aufforderung des Regenten den König nicht frei gäbe, war derselbe, von dem Leopold ausgegangen. Wir können überhaupt nicht finden, daß ein so gar großer principieller Gegensatz zwischen dieser Denkschrift der französischen Prinzen und dem ursprünglichen Standpunkte Leopolds besteht.

Zu Pillnitz dachte man aber nicht so. Man fand die Vorschläge der Emigranten zu weitgehend. Der Kaiser glaubte aus Rücksicht für seine Schwester einen Plan zurückweisen zu sollen, der schon jetzt über den König sozusagen zur Tagesordnung überging und den Grafen von Provence an dessen Stelle setzte. Dennoch fühlte man, daß man etwas zur Beruhigung des Grafen Artois thun, und daß man auf dem einmal betretenen Wege weiter gehen müsse. Die Monarchen gaben deßhalb die gemeinschaftliche Erklärung ab, sie betrachteten, nachdem sie die Wünsche und Vorstellungen des Grafen von Provence und des Grafen Artois vernommen hätten, die Lage, in der sich der König von Frankreich thatsächlich befände, als einen Gegenstand gemeinsamen Interesses für alle Souveraine Europas. „Sie (S. M. der Kaiser und S. M. der König von Preußen) hoffen, daß dieses Interesse von den Mächten, deren Hülfe man angerufen, wohl verstanden werde und daß sie sich in Folge dessen nicht weigern werden, gemeinsam mit den genannten Majestäten die wirksamsten und ihren Kräften entsprechenden Maßregeln zu ergreifen, um dem König von Frankreich in völliger Freiheit die Befestigung der Grundlagen einer monarchischen Regierung zu ermöglichen, welche gleicher Weise den Rechten der Souveraine wie dem Wohl des französischen Volkes angemessen ist. Dann und in diesem Falle sind die genannten Majestäten, der Kaiser und der König von Preußen, entschlossen, sofort und in wechselseitigem Einverständniß und mit den zur Erlangung des vorgesetzten gemeinsamen Zieles erforderlichen Mitteln einzugreifen. Einstweilen werden sie ihren Truppen die nöthigen Befehle ertheilen, damit dieselben bereit seien, sich in Thätigkeit zu setzen.“*) Im Grunde besagte die Erklärung nicht allzuviel. Nur über den letzten Satz war es zu einer Controverse gekommen. Aber es war immerhin ein weiterer Schritt auf der zu Mantua und Padua betretenen Bahn. Und derselbe erhielt eine erhöhte Bedeutung, als der Graf von Provence nach einiger Zeit sich, wenn auch gegen den Wunsch der Mächte, zu einer Mittheilung der ihm übergebenen Declaration in Frankreich entschloß.

Zu einem Kreuzzug gegen die Revolution hatten sich freilich die Monarchen noch nicht entschlossen. Kaunitz wie Spielmann waren aber doch in hohem Grade unzufrieden mit der Declaration. Wäre der Staatskanzler in Pillnitz mit anwesend gewesen, so würde es auch hierzu schwerlich gekommen sein. Leopold hielt es für nöthig, der

*) Vivenot, a. a. O. I, S. 234.

Fürsten schon von Pillnitz aus, so gut es gehen wollte, zu beruhigen: er verwies mit Nachdruck auf das „dann und in diesem Falle“ der Declaration und versicherte, daß er ohne England nichts thun werde. Häusser sagt aber mit Recht, es komme in solchen Lagen oft weniger darauf an, was die Urheber eines Schrittes wollen, als darauf, wie ihn die Anderen deuten.

Fünftes Kapitel.

Zögerungen und Provocationen.

Ohne Zweifel war es ein großer nationaler Erfolg Leopolds, d[illegible] er es bis zum Vertrag vom 25. Juli und zur Pillnitzer Zusammenku[illegible]st gebracht hatte. Es war im Ganzen und Großen eine ächte Kaiserpoliti[illegible]k, die er trieb, und er stand hierin recht eigentlich auf seinem Poste[illegible]n. Seine geistige Ueberlegenheit verbürgte die Weiterentwickelung des preußi[illegible]schen Allianzverhältnisses. Die Coalition hätte in ihm ein würdige[illegible]s Haupt und einen Mittelpunkt gefunden, der sie wenigstens vor einem allzu raschen Zerfall bewahrt haben würde. Er hätte kühnen Schritte[illegible]s und im Vertrauen auf sein eigenes Urtheil weiter auf dieser Bahn gehen sollen.

Es konnte an sich ja vielleicht zweifelhaft sein, ob wir Deutsche uns um die Dinge in Frankreich kümmern sollten. Aber Europa wäre in früheren Zeiten doch gewiß kein müßiger Zuschauer geblieben, wenn sich in einem continentalen Königreiche Dinge ereignet hätten, wie sie damals in Frankreich geschahen. Deutschland und Europa waren dermaßen von der Revolution verwandten Stoffen erfüllt, daß man derselben entgegentreten mußte, wenn man nicht die größten Gefahren für sich selbst heraufbeschwören wollte. Und dabei saß nun einmal die Schwester des Kaisers auf jenem französischen Thron, den die Revolution zu verschlingen drohte; und die einfach menschlichen Gesichtspunkte wird man auch in der Politik selten ungestraft aus den Augen lassen dürfen.

Wollte man aber kein müßiger Zuschauer der französischen Ereignisse bleiben, so ist es klar, daß man nicht abwarten durfte, bis die Erhitzung ihren Höhegrad erreicht hatte. Wie anders hätte der Erfolg sein müssen, wenn man in den früheren Stadien der Revolution mit voller Energie und mit vollem Ernst dem französischen Hexensabbath entgegengetreten wäre! Jetzt, ein Jahr vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges, war es vielleicht der letzte Moment, wo eine Intervention von Erfolg sein konnte. Wollte man dagegen den Krieg mit Frankreich wirklich vermeiden, so war das, was Leopold that, schon viel zu viel. Das beabsichtigte Concert der europäischen Mächte und die Pillnitzer Zusammenkunft haben den französischen Agitatoren eine nur zu willkommene Handhabe für die Erregung des Volkes geboten.

Es ist auch damals in Oesterreich so gegangen, wie es dort fast immer zu gehen pflegt. Nur äußerst schwer entschließt man sich zur wirklichen That. Die Defensive ist den Oesterreichern so zur anderen Natur geworden, daß ihnen mit seltenen Ausnahmen die zu einer großen Unternehmung nöthige Initiative gefehlt hat. An Anläufen pflegt es nicht zu mangeln; und man geht dabei häufig bis zu einem Punkte vor, wo die Welt glauben muß, es werde nun von einem Zurückweichen nicht mehr die Rede sein. Plötzlich stellt sich dann aber doch wieder zum allgemeinen Erstaunen der Zweifel ein. Die Vielgestaltigkeit der auf den Hof einwirkenden Einflüsse macht sich geltend. Und es kommt zu Nichts, ohne daß man doch die Folgen des bereits Geschehenen hintanhalten kann.

Das erste Hinderniß, das sich den Absichten des Kaisers entgegenstellte, waren sonderbarer Weise die Anschauungen seiner Schwester. Hätte Marie Antoinette nach dem gescheiterten Fluchtversuch auf einem Congreß bestanden und sich einer vorhergehenden Sanction der Verfassung muthig widersetzt, — Kaiser Leopold würde sicher auf ihre Absichten eingegangen sein.

Uns dünkt, daß Leopolds Schreiben vom 20. August keinen Zweifel an seinen Gesinnungen übrig läßt. Auch die Rücksicht auf die Sicherheit seiner Schwester betrachtet er nicht als ein Hinderniß für seine Interventionsabsichten. Die Sanctionirung der Verfassung durch den König erscheint ihm durchaus nicht als ein Ausschlag gebendes Moment. Eine Verfassung will er nur dann anerkennen, wenn sie den Erfordernissen des monarchischen Princips Genüge leistet, d. h. wenn sich nach

der Ansicht der Mächte damit in monarchischem Sinne regieren läßt. Im entgegengesetzten Fall betrachtet er die Sanctionirung durch den König als eine unfreiwillige. Er deutet an, daß er äußersten Falls auch im Widerspruch mit den officiellen Erklärungen des Königs als Verbündeter der Royalisten-Partei vorgehen werde.

Der Kaiser hätte sich doch kaum mit mehr Entschiedenheit zu einer Interventionspolitik bekennen können. Sein Gedankengang ist noch genau derselbe wie zur Zeit seines paduanischen Rundschreibens. Ob ein Congreß zusammentreten würde, blieb fortwährend unentschieden. Der Kaiser legt keinen hervorragenden Werth darauf. Aber er hoffte auch ohne das die europäischen Mächte zu einer gemeinsamen Action zu vereinigen. Wollte die französische Nation nicht auf die Forderungen der Mächte eingehen und in diesem Sinne ihre Verfassung ändern, so sollten sie allen Verkehr mit Frankreich abbrechen; und im Hintergrund stand natürlich der Krieg, wie denn der Abbruch des Commerciums schon ein halber Kriegszustand ist. Man sieht in der That, wie nahe Leopolds Programm dem der Emigranten steht.

Die Königin schob jetzt aber einen ganz andern Gedankengang an die Stelle von Leopolds System. Die Lage der königlichen Familie war seit der Flucht eine wesentlich andere geworden. Im Grunde befand sie sich allerdings in der Gefangenschaft. Jedes entschiedene Auftreten mußte fortwährend die größten Gefahren auf sie herabziehen. Aeußerlich betrachtet, trat aber allmählich eine Besserung der Lage ein. Die gemäßigte Partei näherte sich dem Hof. Man entschloß sich mit Duport, Barnave und den Lameths anzuknüpfen und diese gründeten den Club der Feuillans. Die Königin hatte wenig Vertrauen zu ihnen und sah im Grunde keine Rettung auf diesem Wege. Aber ihre Energie war seit dem mißglückten Fluchtversuch für den Augenblick erschöpft. Ihre Politik hatte stets etwas Dilettantisches gehabt. Sie meinte jetzt, daß man Zeit gewinnen und daß man den Liberalismus sich verbrauchen lassen müsse. Es ist schwer, sich klar zu machen, was Marie Antoinette eigentlich wollte, da sie sich leider selbst dessen nicht klar bewußt war. Sie wollte jetzt nichts von einem bewaffneten Einmarsch hören. Von der Zurückweisung der Verfassung wollte sie eben so wenig etwas wissen. Es verletzte sie, daß fremde Mächte über die Anerkennung oder Nichtanerkennung dieser Verfassung entscheiden wollten. Ein jeder sei doch Herr in seinem Hause, meinte sie. Zwischen ihr und den Emigranten, unter denen sich ihre alten Feinde befanden, hatte von jeher ein Gegen-

satz bestanden, der ihr noch im Jahre 1792 die heftigsten Worte eingiebt. Sie war jetzt empört, daß die Emigranten bei ihren neuesten Plänen von dem Willen des Königs gänzlich absahen, dennoch aber ihn und seine Familie der größten Gefahr aussetzen wollten. In den dringendsten Ausdrücken fordert sie den Kaiser auf, die Herren zur Ruhe zu verweisen. Diese Elenden, sagt sie, hätten den König im Stiche gelassen. Sie seien in Sicherheit und verlangten, daß die königliche Familie sich allein der Gefahr aussetze, um ihren Interessen zu dienen. Sie fürchtete jetzt nichts mehr, als daß der Kaiser sich von den Emigranten zu Pillnitz habe mit fortreißen lassen.*) Die Annahme oder Ablehnung der Verfassung hänge doch von dem Willen des Königs ab. Wollten die Mächte die Frage anders ansehen, so würden sie ihre gute Sache compromittiren. Sie wünsche, daß die Haltung der Mächte der ihrigen entspreche. Sie wollte die Verfassung erst einmal anerkennen. Aber sie wünschte dann nachträglich einen „bewaffneten Congreß". Sie hoffte, daß dieser durch vernünftige Vorstellungen einen günstigen Eindruck bei den Mittelklassen hervorrufen und daß nachträglich eine Revision der Verfassung die Folge davon sein würde. Es war von einer Verminderung der Nationalgarde und namentlich von dem Zweikammersystem die Rede. Ihr Plan war so zu sagen die Umkehrung von Leopolds Gedankengang. Die Congreß-Idee trat bei ihr weit mehr in den Vordergrund; und in sofern ging sie weiter als Leopold. Dadurch aber, daß sie erst einmal die Verfassung anerkennen wollte, blieb sie doch weit hinter ihm zurück. Ein entschiedenerer Weg hätte ihrer Natur an sich besser behagt. Sie habe Charakter, schreibt sie einst, und fühle das in ihren Adern rollende Blut. Aber sie glaubte nun einmal den Versuch mit diesem neuen System machen zu sollen. Die Lebhaftigkeit, mit der sie auf einen neuen Plan einzugehen geneigt war, erleichterte ihr den Umschwung nur zu sehr. Ihre ganze Handlungsweise bietet nur zu viel Aehnlichkeiten mit der ihres Bruders Joseph in seinem Kampfe mit der belgischen Revolution dar. Sie bestärkte sich, wie ihre Briefe zeigen, nach Frauen Art immer mehr in ihrer neuen Richtung. Leider gerieth sie dadurch aber auch immer mehr in Halbheiten, ja in Unwahrheiten hinein, die ihrem Charakter nicht entsprachen und schließlich doch ihr Verderben gewesen sind. Sie ging mit den Feuillans, wagte diesen aber

*) Schreiben an Mercy vom 12. September 1791. Ed. Arneth, Marie Antoinette ꝛc. S. 209 ff.

doch nicht ihre letzten Gedanken zu enthüllen. Sie ließ sich Briefe an Kaiser Leopold dictiren, die sie dann in noch vertraulicherem Schreiben desavouirte. Die Feuillans, mit denen sie sich verbunden hatte, hofften in ihrer doctrinären Weise Alles von der moralischen Einwirkung auf die mehr und mehr in Apathie versinkenden Mittelklassen; während doch die Gedanken der Königin immer und immer wieder an dem „bewaffneten" Congreß, d. h. an dem Kriege als Schreckbild für die Masse und demgemäß — bewußt oder unbewußt an dem Kriege selbst — als ultima ratio haften blieben. Die unklare Haltung der Königin entsprang zum nicht geringen Theil auch aus jenem Liberalismus, den sie in Ihres Bruders Joseph Schule eingesogen hatte. Für einen wirklichen Conservatismus hatte es ihr bei allen trefflichen Eigenschaften stets an dem rechten Verständniß gefehlt.

Der Augenblick war ein entscheidender. Es hat wahrlich nicht an Stimmen gefehlt, die von der Annahme der Verfassung abriethen. Vor Allem hätte Burke's gediegenes Urtheil die Königin stutzig machen sollen. Wenn man früher behauptet hat, Leopold habe zur Anerkennung gerathen, so muß diese Behauptung angesichts des Briefes vom 20. August sicher aufgegeben werden. Wir finden ihn am 31. Januar des folgenden Jahres noch genau auf dem Standpunkt dieses Briefes. Und die Forderungen, die er, als der Krieg ernstlich an ihn heran trat, in Gemeinschaft mit Preußen gestellt wissen wollte, beruhten im Grunde noch immer auf seinem alten Gedankengang. Aber es trat eine Spannung zwischen den Geschwistern ein, seitdem die Königin den Plan ihres Bruders durchkreuzt hatte. Der Brief vom 20. August ist in Arneths Sammlung auf lange hin das letzte Schreiben Leopolds: es findet sich in derselben überhaupt nur noch das von einem Promemoria begleitete Schreiben des Kaisers vom 31. Januar 1792, d. h. aus einer Zeit, wo bereits ganz andere Verhältnisse bestanden. Leopold scheint sich, als er seine Schwester auf einer falschen Bahn gewahrte, mißmuthig zurückgehalten zu haben. Dagegen hat der diplomatische Mercy die Annahme der Verfassung allerdings angerathen.

Am 13. September sanctionirte sie der König wirklich. Sie sei, schrieb die Königin, ein Gewebe von Unvernunft, aber es sei unmöglich, sie nicht anzunehmen: „Glaubt es mir, weil ich es sage."

Der König erklärte, die Verfassung verleihe nicht überall der Regierung die für das Gemeinwohl nöthige Kraft, worüber denn die Er-

fahrung entscheiden möge.*) Die Königin sprach in ihren Briefen die Hoffnung aus, daß die Constitution die Probe nicht bestehen, und daß dann eine Besserung eintreten werde. Dennoch trat der König den Emigranten und seinen Brüdern gegenüber auf das Entschiedenste für die Verfassung ein. Er forderte die letzteren auf, sich eines Protestes zu enthalten. Der Weg der Gewalt, sagt er, führe zu Entsetzlichkeiten aller Art. Ein König könne nicht fremde Heere in sein Reich hereinführen. Und wenn diesen die Eroberung gelänge, so könnten sie doch nicht immer in den verheerten Provinzen stehen bleiben. „Man sagt wohl, ein König trachte stets nach Wiedergewinnung der verlorenen Macht, aber ich kann deshalb eine Bahn nicht einschlagen, auf der ich nur zum Ruin meines Volkes und zu Vorwürfen meines Gewissens gelange.“**)

Die Brüder des Königs ließen sich von ihren Protesten nicht abhalten. Spanien und Sardinien erkannten die Verfassung nicht an. Dennoch aber nahmen die Dinge durchaus keinen ernstlichen Charakter an. Der letzte für ein entschiedenes Handeln günstige Moment war verstrichen. Setzten doch Rußland und Schweden gerade jetzt „der schlechten Jahreszeit wegen“ ihre Seerüstungen aus, obgleich sie einen Vertrag mit den französischen Prinzen abgeschlossen, die Regierung des Grafen von Provence als die allein berechtigte anerkannt und Gesandte bei demselben accreditirt hatten.

Mit der Annahme der Verfassung trat eine Pause in der Revolution ein. Ein großer Theil des französischen Volkes hielt dieselbe für abgeschlossen. Für den Augenblick hatte man erreicht, was man erstrebt. Der König hatte wieder an Popularität gewonnen. In der gesetzgeberischen Thätigkeit folgte bis zur Eröffnung der neuen legislativen Versammlung eine Unterbrechung. Wie es immer nach einem solchen Erfolge der Revolution zu geschehen pflegt, trat ein scheinbarer Frieden an die Stelle der Erregung. Sollten die Mächte ihn durch eine Intervention trüben, deren sämmtliche Folgen man doch keinesfalls übersehen konnte?

Und auch sonst fand der Kaiser keine Unterstützung bei der Durchführung seiner Absichten. Kaunitz war, wie es sich denken läßt, ein

*) S. Sybel a. a. O. I, 313.
**) S. Sybel ebendaselbst.

entschiedener Gegner des französischen Krieges. Es lebte, wie wir gesehen, in ihm kein principieller Gegensatz gegen die französische Revolution, wenn er auch weit entfernt war, ihre Consequenzen sich gefallen zu lassen. Die zahlreichen philosophischen Erörterungen, in denen er sich mit der Revolution abzufinden trachtet, sind meist kraft- und saftlos. Wie sie den Kern der Sache nicht treffen, so kommen sie auch niemals über die Linie dessen hinaus, was ein heutiger Kunstausdruck der Diplomaten als „akademische Weise" bezeichnet. Häufig haben sie etwas geradezu Greisenhaftes. Ein Verständniß für den tiefen Ernst der Lage bekunden sie niemals. Und wie wir vergebens nach einem kräftigen Ausdruck des Abscheues oder des Unwillens suchen, so vermissen wir auch ein warmes Gefühl für die Lage der Tochter Maria Theresia's. Wenn der Kaiser, wie zur Zeit seines ersten Rundschreibens oder später in der Sache des Kurfürsten von Trier, einen entschiedenen Schritt thut, so sucht Kaunitz die Wirkungen davon wieder abzuschwächen. Man sieht, wie die Rücksicht auf Preußen das treibende Motiv bei ihm bleibt. Er hält einen Krieg gegen Frankreich für unmöglich, wenn sich nicht Preußen daran betheiligt. Und er fürchtet doch, daß in diesem Falle Preußen Oesterreich im Stiche lassen werde, sobald dasselbe gründlich engagirt sei. Sollte es zum Kriege gegen Frankreich kommen, so wünschte er ursprünglich auch hierfür die russische Allianz zu Grunde zu legen, in die dann Preußen hätte eintreten können. Es war hierfür aber seit der Convention vom 25. Juli bereits zu spät. Um so zäher hält Kaunitz an dem Frieden fest. Er gefällt sich in einer Vermittlerrolle zwischen den Emigranten und Jakobinern. Mehr als einmal spricht der Begründer der französischen Allianz von 1756 jetzt den dann von den österreichischen Diplomaten so oft wiederholten Gedanken aus, daß Oesterreich ein schwaches Frankreich fromme und daß es deshalb thöricht sein würde, wenn es der französischen Monarchie wieder zur alten Kraft verhelfen wollte. Kaunitz war höchlich unzufrieden mit dem Gang der österreichischen Politik in den französischen Angelegenheiten. Man müsse hoffen, meinte er, daß die Poltronerie Ludwigs XVI, daß die Annahme der Verfassung durch den König Oesterreich von den unglückseligen Verpflichtungen befreien werde, die es so leichtsinniger Weise übernommen habe. Schon zur Zeit der Pillnitzer Zusammenkunft, schreibt er dem preußischen Gesandten, wenn Ludwig XVI die Verfassung annehme, so dürfe es zu keinem Kriege kommen. Als Burke sich gegen die Annahme der Verfassung erklärt, macht er diesen lächerlich. Es

handele sich darum, ob man, wenn auch unter harten Bedingungen, überhaupt König, oder ob man es gar nicht mehr sein wolle. Als dann die Annahme erfolgt, setzt er die formelle Gesetzmäßigkeit des ganzen Vorgangs weitläufig auseinander. An dem freien Willen des Königs, meint er, im diametralen Gegensatz zu Leopolds oben entwickelten Anschauungen, könne man nicht zweifeln. Denn dieser habe ja ausdrücklich erklärt, daß seine Acceptation eine durchaus freiwillige sei. Und in der That habe er ja den Ausweg einer nur bedingungsweisen Acceptation ohne Gefahr versuchen können, weil es ihm schließlich doch noch freigestanden hätte, die bedingungslose Annahme auszusprechen. Erkenne man den Entschluß des Königs aber als einen freiwilligen an, so könne man nach allen völkerrechtlichen Grundsätzen nicht daran denken, gegen das Geschehene aufzutreten. Höchst sonderbar ist es, wie sich der alte Herr die Gefahr einer Ansteckung durch die französischen Grundsätze ausredet. Es sei dies nichts als eine chimärische Furcht, die in den Thatsachen keine Begründung finde. Man habe niemals gehört, daß das despotische Regiment der Türkei auf die Nachbarstaaten zurückgewirkt habe. Und ebensowenig seien die Umwälzungen des 17. und 18. Jahrhunderts zu einer Gefahr für die Nachbarn geworden.

Wenn sich jüngere Diplomaten so gewagten Sätzen nun wohl auch nicht anschließen mochten, so wird sich unter allen österreichischen Staatsmännern doch kaum einer gefunden haben, der eine Intervention in die französischen Angelegenheiten nicht im Grunde doch zu vermeiden gewünscht hätte. Spielmann und Mercy sind darin ganz mit Kaunitz einverstanden. Aeußere Momente kamen hinzu. Es mußte für den Kaiser schließlich doch schwer sein, den ausgesprochenen Absichten seiner Schwester entgegen zu handeln. Ein Winterfeldzug galt in damaliger Zeit noch beinahe für eine Unmöglichkeit, und wir wüßten kaum einen Fall, wo man eine wirkliche Campagne erst im October oder November begonnen hätte. Und früher würde es sicher nicht zu etwas gekommen sein. Die Antworten der Mächte lauteten im Allgemeinen doch nur kühl. Preußen wollte auch von einer provisorischen Abberufung der Gesandten, und namentlich von einem Handelsverbote nichts wissen. England schob eine Meinungsäußerung hinaus und wollte die Sachlage erst einmal benutzen, um in den belgischen Angelegenheiten Concessionen von dem Kaiser zu erpressen. Spanien kam der gewünschten gemeinsamen Erklärung durch eine besondere zuvor, der es aber durchaus an Energie und Ernst gebrach. Sardinien, das wie Spanien die französische Verfassung nicht anerkannt

hatte, bat doch selbst um Hülfe, um die Ruhe in seinen Staaten zu sichern. Fast nur bei der Kaiserin Katharina fand die Circularnote des Kaisers Anklang. Sie ergriff die Sache aber mit einem solchen Eifer, daß man Hintergedanken vermuthen mußte. Und wenn sie sich ganz und gar auf den Standpunkt der Emigranten stellte, so mußte das den Kaiser vielfach geniren und in einem falschen Lichte darstellen.

In den Zusammenhang dieser Dinge gehört auch die Incorporation der fränkischen Markgrafschaften. Der Markgraf von Ansbach und Baireuth befand sich noch im rüstigen Mannesalter. Die Möglichkeit, daß er sich ebenbürtig verheirathen und männliche Nachkommenschaft erhalten werde, war durchaus noch nicht ausgeschlossen. Aber er war des Regierens müde und stand ganz und gar unter dem Einfluß einer Engländerin, der Lady Craven, die er dann später zur Ehe genommen hat. Es war wohl hauptsächlich die Schuld der Lady, wenn er in arge Mißhelligkeiten mit seinen höheren Beamten gerieth, die meist der freien Reichsritterschaft angehörten. Auf einer Reise in's Ausland entschloß er sich zu durchgreifenden Maßregeln, die er dann aber doch nur unter dem Schutze Preußens durchzuführen vermochte. Der spätere Staatskanzler Hardenberg wurde zum Leiter der Regierung ernannt. Mehr und mehr etablirte sich ein preußisches Regiment, so daß der Markgraf zuletzt nur noch dem Namen nach herrschte. Die Sache endigte schließlich mit einer förmlichen Abtretung der Markgrafschaften an die Krone Preußen. Der geheime Vertrag über diese Abtretung war bereits vor der ersten Sendung Bischofswerders abgeschlossen worden. Der Oberst hatte Ph. Cobenzl in dieser Sache sondirt. Die oben mitgetheilte Instruction Bischofswerders läßt den wahren Sachverhalt aber nicht ahnen. Cobenzl hätte sich natürlich ablehnend verhalten, wenn er denselben gekannt. Es entsprach der Situation, daß er möglichst entgegenkommend auftrat. Man hatte es in Wien aber nicht vergessen, daß Fürst Kaunitz in dem Hubertsburger Frieden seiner Zeit einen Paragraphen aufnehmen wollte, wonach die Markgrafschaften auf ewig von der preußischen Monarchie getrennt bleiben sollten. Lag doch auch offenbar eine Unbilligkeit darin, wenn Preußen sich auf diese Weise und zwar vorzeitig in einem Moment vergrößern wollte, wo man Oesterreich im Osten zum status quo zwang. Dabei enthielt diese neue Erwerbung eine nicht unerhebliche militärische Gefahr für Oesterreich, auf die z. B. Hardenberg in seinen vertraulichen Denkschriften hinweist. Es mußte deshalb im höchsten Grade unangenehm berühren, als im Spätherbst 1791 die

wirkliche Einverleibung erfolgte*), ohne daß man Oesterreich im Grunde doch ein anderes Wort gegönnt hätte, als — eine höfliche Notification. Man konnte in Wien wenig dagegen machen. Aber die Sache mußte doch lähmend und verstimmend auf das Unternehmen gegen Frankreich wirken. Als sich plötzlich die preußischen Hofkreise mit Ueberspringung aller vorbereitenden Stadien für den Krieg zu erwärmen begannen, wurde man vollends bedenklich in Wien. Man blickte vor Allem mit steigender Besorgniß auf die weitere Entwicklung der polnischen Angelegenheiten. Nicht blos Mercy, sondern selbst Marie Antoinette meinte, Preußen wolle Oesterreich in den Krieg verwickeln, um dann im Trüben fischen zu können.

Die Dinge stockten in Wien. Es trat ein ganz ähnlicher Stillstand einige Monate hindurch in der österreichischen Politik ein, wie nach der ersten Sendung Bischofswerders. Man sieht, wie vieles zusammentraf, um dem Kaiser eine Unthätigkeit aufzuerlegen, die seinen eigentlichen Intentionen widersprach. Leopold II hätte kein Habsburger sein müssen, wenn er all diesen Hindernissen zum Trotz auf der sofortigen Durchführung seiner Absichten bestanden hätte. Wir möchten annehmen, daß der körperliche Zustand des so bald von einem unerwarteten Tode dahingerafften Monarchen auch wesentlich zu der Lethargie beigetragen hat, in der er in dieser Zeit der Entwickelung in Frankreich zusah, und die in einem so seltsamen Gegensatz zu der Stimmung stand, welche ihn zur Zeit der italienischen Reise beherrschte. Niemand erkannte klarer als er die unendlichen Schwierigkeiten einer Intervention. Vor Allem mußte es auf ihn drücken, daß es so außerordentlich schwer zu sagen war, mit welchem positiven Programm das europäische Concert im Einzelnen vor die französische Nation treten sollte; während es doch auf der Hand lag, daß das bloße Aussprechen von Principien an sich noch zu nichts führte. Man erhält den Eindruck, daß der Kaiser nach der Fixirung der einzelnen Punkte strebte, daß sich ihm die Dinge unter den Händen aber doch immer wieder verflüchtigen, oder daß er diesen entscheidenden Theil seiner Aufgabe schließlich doch immer wieder ad calendas graecas verschiebt. Sein Memoire vom 31. Januar kommt doch auch nicht über allgemeine Grundsätze hinaus: zwischen den Zeilen kann man höchstens die Forderung des Zweikammersystems herauslesen. Irren wir nicht, so war aber auch das liberalisirende Element in Leopolds Politik nicht ohne Einwirkung auf seine Haltung in den fran-

*) Die definitive Abtretung erfolgte durch Vertrag vom 2. December 1791.

zösischen Angelegenheiten. Er war ein Kind seiner Zeit, und es fehlte dieser noch das eigentliche Verständniß für das Wesen der Revolution und für die Mittel, mit welchen man sie bekämpfen kann. Wir können uns zum Beispiel nicht einreden, daß seine Beurtheilung der Emigranten und ihrer Politik eine richtige war; und diese Beurtheilung ist immerhin auch bei ihm nicht ohne Einfluß auf die Halbheit geblieben, in die er, im Gegensatz zu seinem eigenen Instinct, im Herbst 1791 gerieth. Gewiß läßt es sich nicht leugnen, daß es sich damals namentlich in den höheren Ständen zeigte, wie zerfressen der Zustand Frankreichs gewesen war: die Revolution wäre sonst nicht möglich gewesen. Und es folgt schon daraus, daß sich unter der großen Zahl der Emigranten viele Elemente befinden mußten, die auf einer sittlich recht niederen Stufe standen. Auch lehrt die Geschichte, daß sich gerade an eine verlorene Sache viele zweifelhafte Elemente anzuschließen pflegen. Endlich begingen auch die französischen Emigranten den Fehler, daß sie in einer Weise den europäischen Cabineten entgegentraten, welche den Machtmitteln, über die sie verfügten, sehr wenig entsprach. Namentlich Oesterreich hat dies zu empfinden gehabt. Die Emigranten machten es ihm gegenüber wie jene Conservativen unserer Tage, welche sich durch den conservativen Charakter des österreichischen Gemeinwesens zu kategorischen Forderungen an dasselbe verleiten lassen, die da vor dem gesunden Menschenverstand nicht bestehen können.

Dennoch möchten wir den gehässigen Berichten der Zeitgenossen über die ausgewanderten Royalisten nicht überall Glauben beimessen. Die Welt ist nicht immer gerecht gegen das Unglück. Wir haben auch in unseren Tagen erlebt, daß sie namentlich da recht ungerecht sein kann, wo die vom Mißgeschick Getroffenen sie geniren. Und das war in hohem Grade mit jenen großen Schaaren der Emigranten der Fall, die — und zum Theil ohne Mittel — damals die Höfe umlagerten. Es kam hinzu, daß diese Franzosen auch im Mißgeschick die den Deutschen abstoßenden Seiten des französischen Naturells, ihre windige Liebenswürdigkeit, ihre chevalereske Arroganz bewahrten, und den guten Deutschen mit den zum Theil lächerlichen Prätensionen einer überfeinerten Cultur zu kommen pflegten. Hätte man aber die Wahrheit acceptirt, wo man sie fand, und den Kern des Programms der Emigranten, wie Katharina II es that, zu dem seinigen gemacht, so würde man weit besser gefahren sein. Hierzu aber eben mochte sich der Kaiser, so nahe seine Pläne den ihrigen eigentlich standen, doch auch wieder nicht entschließen.

So gerieth er gegen Ende des Jahres den französischen Dingen gegenüber in ein vollständiges Nichtsthun. Einen „bewaffneten Congreß", wie die Königin ihn wollte, hatte er immer für eine gefährliche Halbheit gehalten. Er erkannte in Gemeinschaft mit Preußen, wie Kaunitz es wollte, die französische Verfassung an. Eine Circularnote des Fürsten Staats-Kanzlers entwickelte dann am 12. November den befreundeteren Höfen den neuen Standpunkt der österreichischen Regierung. Bei der Unsicherheit der französischen Zustände müsse die Aufmerksamkeit der Mächte fortdauernd auf Frankreich gerichtet sein. Es sei wünschenswerth, daß die Gesandten in Paris zu einem gemäßigten Vorgehen riethen. Seit der Sanctionirung der Verfassung sei aber vor der Hand der Grund für die Berufung eines Congresses weggefallen. Damit wurden die Hoffnungen Marie Antoinette's und des Königs zu Grabe getragen, die für die Sanctionirung der Verfassung ja nur in der Meinung sich entschieden hatten, daß ein bewaffneter Congreß nachträglich eine Revision veranlassen würde. Am 3. December wandten sie sich an die Höfe mit der Bitte um die Berufung des Congresses. Aber es war jetzt zu spät.

Unaufhaltsam gingen die Dinge in Frankreich nach kurzer Pause wieder ihren Weg und straften alle die Hoffnungen Lügen, die man in den Tuilerien wie an den europäischen Höfen hinsichtlich der Beruhigung der Leidenschaften hegte. Am 1. October ward die legislative Versammlung eröffnet. Sie bestand zum großen Theil aus neuen Männern, die an der eben abgeschlossenen Revolution nicht genug hatten und ihrerseits eine neue zu machen wünschten: namentlich an den Girondisten bleibt trotz mancher edlen Persönlichkeiten dieser Vorwurf haften. Die alte Rechte war verschwunden. An ihre Stelle traten die Feuillans. Ehedem waren auch sie Mitglieder des Jacobinerclubs gewesen. Es fehlte ihnen jetzt, wie das bei solchen zu Conservativen gewordenen Fortschrittsmännern der Fall zu sein pflegt, an der nöthigen Energie, wo es galt, den Folgen ihrer eigenen Thaten entgegenzutreten. Nur zu bald kamen die Dinge wieder in das alte Geleise; und es zeigte sich, daß die Girondisten darauf ausgingen, den Krieg mit dem Auslande zu provociren und dadurch die Revolution von Neuem wieder zu entzünden. Die legislative Versammlung nahm sofort die große Politik in ihre Hand. Am 8. November kam das erste Emigranten-Gesetz zu Stande,

das die königlichen Beamten, wenn sie bis zum 1. Januar nicht zurückkehrten, ohne Weiteres, alle anderen Emigranten aber, wenn sie an Rottirungen Theil nähmen, mit dem Tode bedrohte. Die dem Beschluß vorhergehenden Verhandlungen zeigten, daß derselbe mehr den europäischen Mächten als den Emigranten galt. Am 29. November folgte ein noch viel weiter gehender Beschluß. Der König wurde darin aufgefordert, von den rheinischen Kurfürsten die Auflösung des Emigrantenheeres zu verlangen, das diplomatische Corps in patriotischem Sinn zu erneuern, die elsäßischen Entschädigungsansprüche der deutschen Fürsten kurzer Hand zu erledigen und, um der Haltung Frankreichs den gehörigen Nachdruck zu verleihen, an den Grenzen die nöthigen Streitkräfte zu versammeln.*) Weder König noch Königin wagten Widerstand zu leisten. Vergebens warf sich Montmorin der Königin zu Füßen, und flehte sie an, lieber gleich der Gefahr entgegenzutreten als sich durch weitere Nachgiebigkeit zu Grunde zu richten. Wieder einmal tauchte der Gedanke auf, sich aus Paris hinwegzubegeben. Die Furcht vor der unmittelbaren Gefahr trug es über die Besorgniß vor dem in der Zukunft drohenden Verderben davon. Der König gab der Nationalversammlung eine im Allgemeinen zustimmende Antwort. Im Salon der Frau von Stael**) ward unter Lafayette's Einfluß Graf Narbonne zum Kriegsminister erkoren: ein rechtes Abbild jener großen französischen Edelleute, die die Revolution eingeleitet hatten, königlich gesinnt, aber kurzsichtig und frivol. Er meinte, daß man sich an die Spitze der nationalen Bewegung gegen das Ausland stellen müsse. Habe man erst ein tüchtiges Heer beisammen, so könne man auch den Parteien des Landes Gesetze vorschreiben. Der König gab, da er sich nun einmal auf abschüssiger Bahn befand, fortgesetzt nach. Die Rüstungen wurden mit Ernst betrieben. Ludwig XVI wiegte sich in dem Wahn, daß er auf diese Weise die Leitung in den Händen behielte, und hoffte die auswärtigen Mächte dadurch zu beruhigen, daß er sie insgeheim von seinen wahren Absichten verständigte. Um sich die ganze Gefährlichkeit seiner Lage klar zu machen, muß man sich vergegenwärtigen, daß gerade dies der Moment war, wo er und die Königin die befreundeten Mächte zur sofortigen Einberufung jenes Congresses im Geheimen antrieben,

*) S. Sybel a. a. O. I, S. 329.

**) Sie war die Gemahlin des schwedischen Gesandten. Dies hinderte aber die geistreiche Frau nicht im mindesten, auf eigene Hand eine den Absichten des Königs von Schweden schnurstracks entgegenlaufende Politik zu befolgen.

gegen dessen Einmischung die nationale Erhebung doch eigentlich gerichtet war.

Am 14. December zeigte das Ministerium der legislativen Versammlung an, daß es den Kurfürsten von Trier unter Kriegsandrohung aufgefordert habe, das Emigrantenheer zu entlassen. Zugleich theilte es mit, daß es die Absicht der Regierung sei, 150,000 Mann an der Grenze aufzustellen. Am 30. December ward nach sehr aufgeregten Debatten dem Ministerium ein neuer Credit bewilligt. Dem Gedanken eines Congresses trat die Versammlung dabei mit der größten Entschiedenheit entgegen. „Wenn man von uns auch nur die Aenderung eines einzigen Paragraphen, hieß es, begehrte, so müßten wir lächelnd zur Tagesordnung übergehen."

Wir Deutschen müssen es rühmend anerkennen, daß der Kaiser auf die Bedrohung des Kurfürsten von Trier die einzige Antwort ertheilte, die den Franzosen gebührte. Es langte jetzt eine vom 21. December datirte Note des Fürsten Kaunitz in Paris an, in der der Kaiser auf die französische Mittheilung des an Kurtrier gerichteten Begehrens hin erklären ließ, er habe dem Marschall Bender die Ordre ertheilt, Trier bei einem etwaigen Angriff zu beschützen. Er sei, sagte Kaunitz, von dem Kaiser autorisirt, sich über den Inhalt der französischen Note vom 14. December*) mit jener vollen Offenheit zu äußern, die S. K. M. hinsichtlich der auf die schwere Krisis des französischen Volkes bezüglichen Gegenstände einhalten zu sollen glaube. Er habe deßhalb die Ehre, dem französischen Gesandten mitzutheilen, daß der Kurfürst von Trier die an ihn gerichtete französische Note und die darauf von ihm ertheilte Antwort nach Wien habe gelangen lassen. Dieser Fürst habe zugleich dem Kaiser gemeldet, daß er in Betreff der Anhäufung von bewaffneten Emigranten die für die österreichischen Niederlande geltenden Grundsätze angenommen habe. Es habe der Kurfürst aber Angesichts der in seinem Lande verbreiteten Besorgnisse die eventuelle Hülfe des Kaisers in Anspruch genommen. Der Kaiser sei nun vollkommen über die gerechten und gemäßigten Absichten des Königs beruhigt, auch nicht minder überzeugt, daß es im Interesse der französischen Regierung liege, nicht alle auswärtigen Fürsten durch sein Vorgehen gegen einen derselben zu provociren. Aber die Erfahrung gebe keine hinlängliche Gewähr

*) Bei Vivenot „14. November", was aber wohl jedenfalls ein Druckfehler ist. Vgl. Sybel a. a. O. I, 340.

dafür, daß solche gemäßigte Principien in Frankreich stets die herrschenden sein würden. Man könne der Subordination der verschiedenen Gewalten und namentlich derjenigen der Provinzen und Municipalitäten zu wenig sicher sein, um nicht zu fürchten, daß Gewaltschritte gegen den Willen des Königs und trotz der daraus entspringenden Gefahren geschehen könnten. S. K. M. sehe sich deshalb wegen der Rücksichtsnahme, welche sie dem gemeinsamen Interesse Deutschlands, wie ihrem eigenen besonderen schulde, in die Nothwendigkeit versetzt, dem Marschall Bender, als dem Commandanten ihrer niederländischen Truppen, den Befehl zu ertheilen, den Staaten des Kurfürsten so rasch und so entscheidend als möglich in dem Falle Hülfe zu bringen, daß sie durch feindliche Einfälle heimgesucht oder auch nur unmittelbar bedroht würden. Dem Kaiser liege das Wohl Frankreichs und der allgemeine Friede zu sehr am Herzen, um nicht lebhaft zu wünschen, daß dieses Aeußerste nicht eintrete, und daß die unausbleiblichen Folgen vermieden würden, die sowohl auf Seiten des Oberhaupts und der Glieder des deutschen Reichs, als auf Seiten jener übrigen Souveräne damit verknüpft sein würden, welche sich zu einem Concert für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und für die Sicherheit und die Ehre der Kronen verbunden sähen.*)

Eine weitere Note vom 5. Januar 1792 entwickelte diesen Standpunkt noch näher. Es wurde noch einmal betont, daß der Kurfürst von Trier sich bereit erklärt habe, hinsichtlich der Emigranten diejenigen Grundsätze zu befolgen, die für die Niederlande in Geltung seien. Man habe keine Veranlassung, an dem Ernst seiner Absichten zu zweifeln. Trotzdem habe der Kaiser einen neuen Gesandten an den Kurfürsten geschickt, der denselben zur Erfüllung seines Versprechens noch einmal anhalten solle. Einige Tausend Emigranten — (das bewaffnete Emigrantencorps betrug zu jener Zeit nicht mehr als 4000 Mann, unter denen sich 2000 Edelleute befanden, während die andere Hälfte von der s. g. Mirabeau'schen Legion gebildet wurde) — könnten doch wahrlich keine ernstliche Gefahr bilden. Die friedliche Gesinnung der deutschen Fürsten sei bekannt. Kaunitz habe indessen im Namen des Kaisers zu erklären: daß ein Angriff der französischen Truppen auf das Territorium des Reichs als eine Kriegserklärung gegen dasselbe betrachtet werden müßte, und daß deßhalb S. K. M. nicht umhin können würde, sich ihr mit all' seinen Kräften zu widersetzen.**)

*) S. Vivenot, a. a. O. I, S. 566.
**) S. Vivenot, a. a. O. I, S. 567 ff.

Auch an den König von Preußen hatte sich der Kurfürst von Trier gewandt. Und es ist von großer Wichtigkeit, daß dieser daraufhin eine mit dem Schlußsatze der österreichischen Note vollständig gleichlautende Erklärung in Paris abgeben ließ. Ja es geht aus seinem Briefe an den Kurfürsten hervor, daß die zweite, entschiedenere Erklärung des Kaisers auf den Vorschlag des Königs von Preußen erfolgte; wie es sich denn daraus auch allein erklärt, daß man denselben Gegenstand zu Wien in zwei Noten behandelte. Jetzt war Preußen Frankreich gegenüber der drängende Theil. Die Sympathie des Königs und der Hofkreise für die Sache der Emigranten und für das französische Königthum war noch immer im Wachsen begriffen, und zugleich wünschte die politische Berechnung, den Kaiser recht tief in diese französischen Händel zu verwickeln, um ihn vollends von Preußen abhängig zu machen, diesem aber freie Hand in Polen zu verschaffen.

Die Antwort des französischen Ministeriums lautete entschieden genug. Es wird darin mit kriegerischen Maßregeln gegen den allerdings etwas säumigen Kurfürsten für den Fall gedroht, daß er seine Versprechungen nicht erfülle. Hiermit hätte die Sache vorläufig erledigt sein sollen. Aber die Gironde wollte um jeden Preis den Krieg: der diplomatische Ausschuß hielt sich an den dem Marschall Bender ertheilten Befehl und mehr noch an den verblümten Hinweis auf den Verein der Mächte. Sie beantragte eine kategorische Anfrage, ob der Kaiser auf diesen Verein verzichten und Frankreich nach dem alten Bündniß von 1756 vertheidigen wolle. Der König gab natürlich wieder nach. Am 15. Januar ward dieser Antrag zum Beschluß erhoben. Frankreich hatte damit seinen Rubikon überschritten. Am 21. erging eine neue Note des französischen Ministeriums nach Wien, in der dasselbe ganz unmotivirter Weise noch einmal auf die österreichische Antwort vom 21. December zurückkam. Sie enthält eine Vertheidigung der französischen Zustände und sucht den Grund der vorhandenen Aufregung in der Furcht vor einer Intervention des Auslandes: in beiden Beziehungen könnte sie recht gut einen zum März-Minister avancirten Altliberalen des Jahres 1848 zum Verfasser haben. Sie spricht schon mit einer auffallenden Emphase das Wort „Krieg“ aus und schließt dann mit dem dreifachen Begehren einer positiven Erklärung über die Note vom 21. December, über die Einmischung des Kaisers in die französischen Angelegenheiten und über das Concert der Mächte. Aber schon war die gesetzgebende Versammlung auch wieder weit über die in dieser Note

eingehaltene Linie hinausgegangen. In der Sitzung vom 15. war es der Präsident Guadet gewesen, der den auf Aenderung der Verfassung hinzielenden Verein der Mächte als eine Thatsache bezeichnete, die jedes ehrliebende und patriotische Herz mit vernichtendem Zorn erfüllen müsse. Er riß die Versammlung zu einer echt französischen Begeisterung hin. Schon wollte Brissot (am 17.) von dem Antrage nichts hören, nach welchem der Kaiser erst über seine Bundestreue befragt werden sollte. Das Concert der Mächte enthalte bereits einen Bruch des Vertrages von 1756. Man müsse dem Kaiser erklären, daß nur die sofortige Auflösung dieses Concerts den Krieg abwenden könne. Am 25. Januar ersuchte dann die Versammlung den König, den Kaiser kategorisch zu fragen, ob er auf alle Unternehmungen gegen Frankreich verzichten wolle. Beantwortete der Kaiser dies bis zum 1. März nicht in befriedigender Weise, so möge der König den Krieg erklären. Da es natürlich dem Kaiser unmöglich war, auch nur annähernd eine solche Erklärung zu geben, ohne sich einer Unwürdigkeit schuldig zu machen, so war damit im Grunde der Krieg erklärt.

Inzwischen hatten die Dinge auch in Wien eine kriegerische Gestalt angenommen. Unter dem 4. Januar legte Kaunitz dem preußischen Cabinet den Entwurf zu einem definitiven Bündnißvertrage vor.*) Nach dem Decret vom 25. Januar nahmen die Verhandlungen einen neuen Aufschwung. Der Kaiser spricht jetzt von 40,000 Mann, die jede der beiden Mächte stellen solle. Preußen meinte, dies genüge noch nicht, es müßten 50,000 sein. In der Verfassungsfrage war Preußen freilich nicht weiter zu bringen. Schon im December hatte es sich gegen deren Erwähnung erklärt. In dem Programm, das Leopold der preußischen Regierung um diese Zeit unterbreitete, bezog sich noch immer ein Punkt auf die inneren französischen Verhältnisse. Er wollte volle Freiheit für die königliche Familie und den Ausschluß aller republikanischen Bestrebungen gefordert wissen. Preußen aber blieb dabei, daß man sich auf internationale Forderungen beschränken müsse.

---

*) Schon in der ersten Hälfte des Novembers machte sich Leopold keine Illusionen mehr darüber, wohin die Dinge in Frankreich trieben. Die Art und Weise, wie die gesetzgebende Versammlung die auswärtige Politik behandelte, hatte seiner Lethargie ein Ende gemacht. Schon am 17. November hatte er durch Reuß den Abschluß des definitiven Vertrags in Berlin beantragen lassen. Er erkundigte sich nach der preußischen Hülfe im Kriegsfall und war mit 20,000 Mann zufrieden.

Je mehr es sich herausstellte, daß der Krieg nicht in dem Sinne des paduanischen Rundschreibens geführt werden konnte, um so mehr hätte der Kaiser die Sache zu einer deutschen Angelegenheit machen sollen.

Man hätte meinen sollen, der trierische Zwischenfall hätte dem österreichischen Cabinet eine treffliche Handhabe dazu geboten. Man war, wie wir gesehen, an den deutschen Höfen längst und mit Grund von Besorgnissen vor der Rückwirkung der französischen Revolution erfüllt. Der dynastische Instinkt und das dynastische Selbstgefühl der deutschen Fürsten drängte überall zu einem Waffentanz mit den französischen Jacobinern. Und Allen voran ging hierin jetzt der König von Preußen, an dessen Hofe um diese Zeit bereits die Emigranten einen großen Einfluß gewonnen hatten. Friedrich Wilhelms beweglicher Geist hatte jetzt ganz diese Richtung genommen. Seine Phantasie wiegte sich in den Bildern eines Krieges, den er sich als eine Wiederholung des holländischen Feldzuges vorstellte.

Wegen der Rechtsverletzungen in Elsaß und Lothringen befand sich das Reich schon in einer sehr erheblichen Differenz mit Frankreich. Der Kaiser war mit demselben wegen des Beistandes, den er einem deutschen Reichsfürsten zugesagt hatte, in Verwicklungen gerathen, in denen er von Preußen vorwärts getrieben wurde. Wenn Leopold die Sache jetzt zu einer nationalen machte und vor den Reichstag brachte, so konnte er der ziemlich allgemeinen Unterstützung der deutschen Regierungen sicher sein. Ein besonderes Abkommen mit Preußen konnte immerhin daneben hergehen; der principielle Charakter des Kampfes würde sich darum doch bald genug herausgestellt haben; und die Coalition der europäischen Mächte würde, wenn man sich nur einmal im Kampfe befand, eben so wenig ausgeblieben sein, als sie später ausgeblieben ist.

Man sah aber in Wien von dem Gedanken eines nationalen deutschen Krieges ab und wollte noch immer die Sache zu einer allgemeinen europäischen machen. Wie das Wiener Cabinet auch in unseren Tagen immer eine große Vorliebe für eine gemeinsame Behandlung schwieriger Angelegenheiten durch das gesammte Europa gezeigt hat, so lag in diesem Verfahren noch ein Nachklang der alten universellen und pacificatorischen Bedeutung des Kaiserthums. Das Unpraktische eines solchen Modus lag aber in diesem Falle auf der Hand. Man haftete noch immer an der Idee eines europäischen Concerts, die die nationalen Leidenschaften in Frankreich aufregte, aber bei der Zerfahrenheit des

conservativen Europas zu keinem nennenswerthen Ergebniß führen konnte. Dennoch wies man aber auch den energischen Weg von der Hand, den die Kaiserin Katharina im Einverständniß mit Schweden eingeschlagen wissen wollte. Indem man zugleich die ersten militärischen Maßregeln anordnete, beschloß man den ganzen Schwerpunkt der Politik in das Einverständniß mit Preußen zu legen, und erbat noch einmal die Sendung des inzwischen zum General erhobenen Bischofswerder.

Am 7. Februar kam dann der definitive Bündnißvertrag mit Preußen zu Stande: um sich diesem gefällig zu erweisen und die bei den Verhandlungen des Sommers laut gewordenen Vorwürfe nicht wieder aufkommen zu lassen, hatte man diesmal die Verhandlungen nach Berlin verlegt. Der Vertrag vom 7. Februar beruhte auf der Grundlage der Abmachungen vom 25. Juli 1791. Aber in wesentlichen Punkten hatte der Kaiser doch Concessionen machen müssen. Durch einen geheimen Separatartikel wurde die Hülfeleistung im Falle innerer Unruhen auf die zu Deutschland gehörenden beiderseitigen Gebiete beschränkt*), und Belgien sogar ausdrücklich hiervon ausgenommen. Ein anderer geheimer Artikel versprach Preußen im Falle eines Heimfalls der Lausitz zu dessen besserer Arrondirung einen Grenzstrich derselben: nur völlig will Oesterreich die Lausitz nicht opfern. Die Worte müssen von einer sehr erheblichen Abtretung verstanden werden. Und es ist Angesichts der Erwerbung der Markgrafschaften wohl um so mehr Gewicht auf diesen Punkt zu legen. Das Stillschweigen über die Vereinigung derselben mit der preußischen Monarchie involvirte natürlich die Billigung; und wir möchten hierbei hervorheben, daß durch Doctrinen wie die gelegentlich der bayrischen Frage von preußischer Seite hervorgesuchten ohne allzu große Mühe ein unveräußerliches Recht der Markgrafschaften auf staatliche Selbstständigkeit hätte deducirt werden können. Bedenkt man, wie Oesterreich zur Zeit des bayrischen Erbfolgekrieges die Lausitz sowohl als die fränkischen Markgrafschaften als Compensationsobjecte hatte benutzen wollen, wie beide Fragen sich dann später immer wieder in den Vordergrund der Discussion gedrängt hatten, wie noch Bischofswerder vor einem Jahre besondere Verhandlungen bei dem Aussterben des kursächsischen wie des markgräflichen Hauses in Aussicht gestellt und wie

*) Die in einer österreichischen Depesche so dringend betonte Geheimhaltung dieses Artikels beweist, daß es bei demselben dem Wiener Cabinet nur um die moralische Wirkung einer solchen Garantie zu thun war.

man damals das Princip der Reciprocität bei allen Erwerbungen betont hatte, so springt die Nachgiebigkeit in die Augen, die Oesterreich jetzt in beiden Beziehungen bewies. Auch in den polnischen Angelegenheiten wich der Kaiser jetzt einen Schritt zurück. Er mußte die Garantie der Verfassung vom 3. Mai fallen lassen. Die Garantie de la libre constitution ward in eine Garantie d'une libre constitution verwandelt, da der am 9. Januar erfolgte Abschluß des definitiven Friedens zwischen Rußland und der Türkei und die auffallende Zurückhaltung Katharina's es dem preußischen Cabinet nahezu zur Gewißheit machten, daß sich dieselbe in nicht ferner Zeit in die polnischen Händel einmischen werde. Die Integrität Polens wurde dagegen garantirt. Beide Mächte verpflichteten sich gegenseitig bei einem feindlichen Angriff zu einer eventuellen Hülfe von 20,000 Mann. Endlich wurde ausdrücklich bestimmt, daß den beiden Mächten im Falle eines französischen Krieges, ja selbst im Falle von Kriegsrüstungen, ein gleicher Entschädigungsanspruch zustehen solle. Das österreichische Cabinet hatte gewünscht, daß man ganz auf einen solchen verzichte; aber man hatte preußischerseits von vornherein mit der größten Entschiedenheit darauf bestanden.

Wie es bei den diplomatischen Vereinbarungen des vorigen Jahrhunderts der Fall zu sein pflegte, war auch jetzt der Defensivtractat nur das Aushängeschild, nur die Maske für die positiven Abmachungen. Man einigte sich über die dem Concert zu Grunde zu legenden Forderungen: Zurückziehung der Armeen von den Grenzen, Herstellung der beschädigten Reichsfürsten, Rückgabe von Avignon an den Papst, Anerkennung der mit den europäischen Mächten abgeschlossenen Verträge. Man hatte österreichischerseits im Anschluß an den mit Zähigkeit festgehaltenen ursprünglichen Gedankengang des Kaisers als ersten Punkt eine Modification der französischen Verfassung in einer Weise in Vorschlag gebracht, die die Ausführung dem Ermessen der französischen Regierung überließ. Preußen hatte, wie wir wissen, niemals von diesen Dingen etwas hören wollen und lehnte diesen Punkt ab. Es wollte statt dessen die Auflösung des Jacobinerclubs gefordert wissen. Es scheint indessen, daß Oesterreich diesen in seiner Vereinzelung wenig ersprießlichen Vorschlag ablehnte. Und so zog man sich denn lediglich auf die internationalen Forderungen zurück und gab damit denjenigen Gedanken auf, der doch ursprünglich der ganzen Intervention des Kaisers zu Grunde gelegen hatte. Zum Eintritt in die Allianz sollten die Seemächte, Rußland und Sachsen aufgefordert, die vier Punkte dagegen allen am Concert betheiligten

europäischen Mächten vorgelegt werden und demnächst den Inhalt einer an die französische Regierung zu richtenden Note bilden.*)

Soviel sich auch gegen die Wege sagen ließ, die man in den französischen Angelegenheiten einschlug, so war der Vertrag vom 7. Februar doch immerhin eine That, und es konnte Segen darauf ruhen, daß es endlich wieder zu einer solchen gekommen war.

Man ging nun um so festeren Schrittes weiter auf der betretenen Bahn. Während man Alles zu vermeiden suchte, was in Frankreich Anstoß erregen konnte, und z. B. unter dem 14. Februar das sehr bestimmte Verlangen einer Auflösung der Mirabeau'schen Legion an die französischen Prinzen richtete, antwortete man dem französischen Cabinet in sehr würdig gehaltenen Noten. Der Kaiser sei außerordentlich erstaunt, schrieb Kaunitz an den Gesandten Noailles, über das an ihn gestellte Verlangen einer Erklärung. Er sei sich bewußt, daß niemals unparteiische und friedliche Absichten klarer ausgesprochen worden seien, als die seinigen in der Angelegenheit der im Trierer Lande sich ansammelnden Emigranten. Die Natur und der legitime Zweck der Vorschläge zu einem Concert, welche er im Juli 1791 gemacht, hätten der Kenntniß des französischen Cabinets nicht entgehen können, da dieselben längst bekannt geworden, und sogar durch die Zeitungen ihrem Inhalt und ihren wesentlichen Worten nach wiedergegeben worden seien. Der Kaiser habe sich gefragt: welches ist denn der Zweck einer solchen Aufklärung über Gegenstände, die von denen gekannt sind, die sie begehren, und von Anklagen, die in Widerspruch mit allen bekannten Thatsachen stehen? Er habe die Lösung dieses Räthsels in der in Frankreich herrschenden Aufregung, in den Principien und offen eingestandenen Plänen jener Leute gefunden, die den augenblicklichen Zustand Frankreichs herbeigeführt hätten. Offenbar handele das französische Ministerium unter dem Druck dieser Umstände. Ganz Europa aber sei es bekannt, daß die Aufregung durch Diejenigen herbeigeführt werde, die man als die Partei der Jacobiner bezeichne. Sie hätten die Nation zu Rüstungen fortreißen wollen, dafür hätten ihnen die Emigranten in den trierischen Landen zum Vorwande herhalten müssen. Sie suchten jetzt nach einem Kriegsvorwande in den von ihnen provocirten Explicationen mit dem Kaiser. Die Absichtlichkeit trete dabei zu sehr hervor.

*) Brief Mercy's an Marie Antoinette vom 16. Februar 1792 bei Arneth a. a. O. S. 249 f.

Die französische Note scheine mancher begleitenden Umstände wegen recht eigens darauf berechnet, es dem Kaiser schwer zu machen, in seinen Antworten seine friedfertigen und freundlichen Intentionen mit dem Gefühl seiner verletzten Würde zu vereinigen.*)

In einer am 17. Februar direct nach Paris gerichteten Note hieß es, der Unwille über den an Bender ertheilten Befehl müsse sehr befremden, da man ja aus Brüssel und Trier die Auflösung des Emigranten-Heeres erfahren habe. Die Absicht eines europäischen Concerts sei zur Zeit des königlichen Fluchtversuchs gewiß eine sehr berechtigte gewesen. Seit Annahme der Verfassung habe aber das Concert nur noch eine eventuelle und passive Existenz. Die Berechtigung einer solchen werde man nicht bestreiten können. Denn einerseits könnten für den König und seine Familie wie für Frankreich jene Gefahren jeden Augenblick wiederkehren, denen sie ausgesetzt gewesen seien. Andererseits müsse man sich gegen die Ansteckung von Seiten Frankreichs schützen.**)

Diese Sprache war wahrlich milde genug. Aber man war französischerseits schon zu weit gegangen, als daß sich hätte erwarten lassen, die erhitzten Leidenschaften würden sich hierbei beruhigen. Man näherte sich der Krisis. Wieder war Bischofswerder nach Wien gekommen, um sich über die in dem Bündnißvertrag noch nicht vorgesehenen Punkte mit dem Kaiser zu verständigen. Und in Frankreich schickte man sich an, eine kategorische Antwort über das europäische Concert zu begehren.

Da starb nach nur dreitägiger Krankheit am 1. März 1792 Kaiser Leopold: sein Tod kam so unerwartet, daß man von Gift gesprochen hat, obwohl die vorhandenen Urkunden keinerlei Anhaltspunkt hierfür bieten. Der vierundzwanzigjährige Erzherzog Franz erbte das österreichische Ländergebiet, während für das Reich zunächst ein Interregnum eintrat.

*) S. Vivenot, a. a. O. I, S. 385 f.

**) Kaunitz an Blumendorf bei Vivenot, a. a. O. S. 372 ff.

II.

Das diplomatisch-militärische Vorspiel des großen Krieges.

1. März 1792—18. März 1793.

Erstes Kapitel.

Die diplomatischen Verhandlungen im Frühling und Sommer 1792.

Für Oesterreich wie für Deutschland konnte kein verhängnißvolleres Ereigniß eintreten, als der Tod des Kaisers Leopold. Es wurde nicht nur der einzige Mann hinweggerafft, in dem die sich bildende Coalition ihr Haupt hätte finden können, es war auch eine der größten Calamitäten, daß wiederum ein Regierungswechsel in Oesterreich eintrat. In der durch die josephinische Reform so tief aufgewühlten Monarchie saß hinfort innerhalb wenig mehr als zweier Jahre der dritte Herrscher auf dem Thron, und die durch die drei letzten Regierungen groß gezogenen verschiedenartigen Elemente wurden durch den Regierungsantritt eines noch so jungen und unselbständigen Regenten recht eigentlich aufgefordert, einander zu bekämpfen. Es hat lange Zeit bedurft, bis Franz II sich in den Geschäften zurecht fand. Der Einfluß der alten Rathgeber war schon unter Leopold II zurückgetreten und trat jetzt noch mehr zurück. Bald genug sollte es sich aber zeigen, daß die neuen, allein auf sich gestellt, ihrer Aufgabe nicht entfernt gewachsen waren. Erst nach Jahresfrist hat in Thugut eine Capacität die Leitung des Staatsruders ergriffen.

Noch schlimmer beinahe war es, daß für das Reich zunächst ein Interregnum eintrat. Wie so oft die entscheidenden Wendungen in unserer Geschichte, so ist auch die letzte Katastrophe des Reichs durch ein solches vorbereitet worden. Wie Friedrich der Große während eines Interregnums seinen ersten entscheidenden Angriff gegen das Haus Oesterreich richtete, so hat sich auch die französische Revolution einen solchen Zeitpunkt für ihren Angriff ausersehen: es ist von folgenschwerer Bedeutung gewesen, daß die französische Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen statt gegen den Kaiser gerichtet werden konnte.

Wir dürfen behaupten, daß es König Franz trotz mancher entgegenstehender Schwierigkeiten mehr oder minder in der Hand hatte, der exponirten Stellung zu entsagen, die sein Vater an der Spitze der europäischen Mächte der Revolution gegenüber eingenommen hatte. Falls gewichtige Gründe es dem Wiener Hof wünschenswerth machen sollten, hieß es in einem Briefe Friedrich Wilhelms an Bischofswerder, sich in dieser Beziehung jeder ernstlichen Operation zu enthalten, so gewähre ihm der Tod des Kaisers ohne Zweifel eine sehr natürliche Gelegenheit, sich zurückzuziehen, ohne sich zu compromittiren. „Und nach dem von mir gefaßten unerschütterlichen Entschlusse, die gleiche Linie mit ihm hinsichtlich dieser Angelegenheiten einzuhalten, müßte sein Entschluß entscheidend auf den meinigen zurückwirken.“*) König Franz hätte dann etwa erklären müssen, daß er sich, so lange er nicht zum Kaiser erwählt sei, nicht für verpflichtet halten könne, für die Interessen der deutschen Reichsstände einzutreten, um die es sich bei dem Schriftenwechsel mit Frankreich eigentlich gehandelt habe: an einem Concert wolle er sich gern betheiligen, wenn ihm von anderer Seite dazu eine Anregung gegeben werde; aber er halte sich als König von Ungarn und Böhmen weder berechtigt noch verpflichtet, in dieser Sache die leitende Rolle zu übernehmen. Kaiser Leopold war zu weit gegangen, um sich zurückziehen zu können. Sein Sohn würde das wenigstens ebenso gut vermocht haben, als es Leopold möglich gewesen war in der orientalischen Angelegenheit die Bahnen seines Bruders zu verlassen. Bei dem unerfahrenen jungen Herrscher würde man eine Zurückhaltung, ja eine gewisse Aengstlichkeit begreiflich gefunden, dem Neffen der Königin von Frankreich würde man die Unthätigkeit weit eher als dem Bruder ver-

*) Schreiben vom 6. März 1792. S. Vivenot, a. a. O. I, S. 407.

ziehen haben. König Franz hat indessen vom ersten Augenblick an, im Vertrauen auf Preußen und von diesem gedrängt, den entgegengesetzten Weg eingeschlagen.

Kaiser Leopold hatte seinen ältesten Sohn recht eigentlich für die preußische Allianz erzogen. Wie er ihn nach Pillnitz mitnahm, so hat er ihm wohl bei Gelegenheit der Verhandlung mit Bischofswerder eine für diesen bestimmte Erklärung in die Feder dictirt. Die von dem Vater gelegten Keime waren aufgegangen. Franzens Geist war aber noch nicht entwickelt genug, um die Kunst des Abwägens zu verstehen, auf der im Grunde doch alle Politik beruht. Ihm mußte, bei aller Rücksichtnahme für den alten Diener seines Hauses, doch jener Respect vor Kaunitz fremd sein, der dem Kaiser Leopold noch von den Tagen seiner Mutter her in den Gliedern gesteckt hatte. Franz glaubte dagegen als ein recht pietätsvoller Sohn zu handeln, wenn er sich dem Urtheil der väterlichen Räthe geistig unterordnete. Es ist ein echt habsburgischer Zug in ihm, wenn er ihnen zunächst fast blindlings folgte. Er wollte dasjenige ausführen, was sein Vater, wie er glaubte, eigentlich gewollt. Und sein gesunder Instinkt mochte ihm sagen, daß die Haltung des österreichischen Cabinets in den letzten sechs Monaten, nach dem sehr richtigen Ausdrucke Friedrich Wilhelms, nur dazu gedient hatte, Oesterreich sowohl als die französische Königsfamilie zu compromittiren.*) Er war das Haupt der Kriegspartei und der eifrige Förderer des preußischen Bündnisses gewesen. Er meinte wohl, dieses Bündniß sei das Beste, was sein Vater geschaffen habe. Er erklärte jetzt, daß er dessen Politik zu der seinigen machen wolle. Er mochte sich um so unbefangener dem Gedanken einer österreichisch-preußischen Allianz hingeben, als die Kämpfe Maria Theresia's dem lange nach dem Hubertsburger Frieden Geborenen noch weit ferner als seinem Vater lagen. Das erste Schreiben, welches wir von dem jungen Monarchen besitzen, besteht, in einem, wenige Augenblicke nach dem Tode seines Vaters, an den König von Preußen geschriebenen Briefe, dessen Kürze den Eindruck der Wahrheit und Aufrichtigkeit noch erhöht. Es sei sein Wunsch, heißt es darin, die zwischen Oesterreich und Preußen so eben zu Stande gekommene, glückliche Verbindung zu pflegen und zu befestigen und den König bei jeder Gelegen-

*) S. den obigen Brief vom 6. März.

heit von der Aufrichtigkeit seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu überzeugen.

In dem Maße, wie König Franz der preußischen Allianz zugethan, war er auch ein entschiedener Gegner der Revolution. Ja! seine Sympathie für die preußische Allianz entsprang dieser Gegnerschaft. Gerade in dieser Beziehung darf man doch gewiß sagen, daß die Unmittelbarkeit jugendlicher Empfindungen als ein neues Element in die kraftlosen Erwägungen der Diplomatie hinein geworfen wurde. Und andererseits hat sich Franz in diesen Dingen doch als derselbe gezeigt, der er vierzig Jahre später gewesen ist.

Es wird wohl unter dem Einfluß des neuen Königs geschehen sein, wenn sich eine am 3. März von Kaunitz dictirte Betrachtung über den damaligen Stand der französischen Angelegenheiten mit ungewohnter Entschiedenheit ausspricht. Es sei Zeit, mit einer gemeinsamen Erklärung der hauptsächlichsten Mächte des Concerts so bald als möglich vorzugehen. Dieselbe müsse sehr bestimmt aussprechen, was man von Frankreich verlange, und auf schleuniger und kategorischer Antwort bestehen, damit man endlich wisse, woran man sei. Es sei, um es kurz zu sagen, Zeit, Frankreich in eine Lage zu versetzen, die es entweder zum Nachgeben oder zu einer Kriegserklärung an die Mächte nöthige, aus der ein gerechter Kriegsgrund für diese sich ergeben könne*): eine Sprache, die wirklich einmal Ernst zeigte, und wahrlich der Lage der Dinge entsprach, die aber dem in's Gesicht schlägt, was der Fürst in seinen geheimen Reflexionen sonst über diese Dinge niedergeschrieben hat.**)

Dem Kurfürsten von Trier schrieb König Franz in jenen ersten Tagen seiner Regierung: Rathschläge, wie er sie von seinem seligen Vater erbeten, sei er ihm allerdings nicht zu geben berechtigt. Aber es werde doch gewiß bald ein neuer Kaiser gewählt werden. Und inzwischen könne er ihm die Versicherung geben, daß, wenn der Kurfürst während dieser Zeit von Frankreich, trotz der vollständigen Durchführung der hinsichtlich der französischen Emigranten adoptirten Bestimmungen, in seinem Kurfürstenthum angegriffen werden sollte, Oesterreich so schnell und mit einer solchen Macht zur Vertheidigung seiner

*) S. Vivenot, a. a. O. S. 403 f.

**) Man vergleiche z. B., was Kaunitz noch am Ende desselben Monats (29. März) schreibt.

Staaten mitwirken werde, als es die eigene Lage gestatte. Endlich forderte König Franz ebenfalls zu jener Zeit den König von England, den Kurfürsten von Sachsen und die Kaiserin von Rußland auf, dem Vertrage vom 7. Februar beizutreten: die letztere in Ausdrücken, die der preußischen Initiative den Vortritt ließen.

Der junge König wurde wie gesagt in seiner Stimmung vor Allem durch die Haltung Preußens bestärkt. In dem citirten Schreiben Friedrich Wilhelms vom 6. März hieß es: „Was den wichtigen Gegenstand der französischen Angelegenheiten betrifft, so scheint es mir von der größten Bedeutung zu sein, daß der Wiener Hof zu einem Entschluß komme und der großen allgemeinen Frage gegenüber bestimmte Stellung nehme, wenn er das Concert fortsetzen und in activer Weise zu einer gemeinsamen Intervention in den Wirren dieses Königreichs beitragen will — — — — —. Wenn dieser Hof dabei beharrt, in den französischen Angelegenheiten mit Ernst auftreten zu wollen, wie viele Gründe es ihm zu rathen scheinen, so glaube ich, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist, um die nach dem Plan des seligen Kaisers dem Concert der übrigen Höfe vorzulegenden Propositionen zu machen, und daß es in diesem Falle hauptsächlich darauf ankommt, so rasch als möglich vorzugehen; alle halben Maßregeln, die nur darauf abzielen, Zeit zu gewinnen und die Dinge in die Länge zu ziehen, erscheinen mir gefährlich und würden am Ende nur dazu dienen, sowohl uns als den König und die Königin von Frankreich zu compromittiren. Es ist ja gewiß, daß der neue Monarch nicht als Oberhaupt des Reiches handeln kann, aber unter so außergewöhnlichen Umständen, und da das Reich eines Oberhaupts ermangelt, würde meines Erachtens nichts im Wege stehen, wenn die beiden einflußreichsten Höfe die Sache der verletzten Fürsten in die Hand nehmen und sich zu deren Aufrechterhaltung über die ihnen zustehenden Mittel vereinbaren wollten."*)

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der König von Preußen die redliche Absicht hatte, sich der königlichen Familie wie der Sache der deutschen Fürsten anzunehmen. Wir haben auch zu unseren Zeiten gesehen, daß man sich in Preußen gern in einem theoretischen Royalismus gefällt, und daß man zu dessen Vertheidigung sich leicht bereit finden läßt, wo es ohne Mühe und Gefahr geschehen kann. Und wie Häusser gewiß mit Recht bemerkt, war es von entscheidender Bedeutung,

*) Friedrich Wilhelm II an Bischofswerder bei Vivenot, a. a. O. S. 407 ff.

daß die leichte Niederwerfung der holländischen Revolution von 1786 in Preußen den Wahn verbreitet hatte, man werde bei einem Kriege der Jacobiner ein eben so leichtes Spiel haben: es kam das nach zwei vergeblichen Anläufen zu einem Kriege gewiß begreifliche Verlangen hinzu, die preußische Kraft wieder einmal in einem Waffentanze zu bewähren. Gerade die Aengstlichkeit und die hinhaltende Politik Oesterreichs hob die Zuversicht und das Selbstgefühl der militärischen und der Hofkreise. Auch war jetzt, während des Interregnums, der Gedanke gar zu verlockend, nicht in zweiter Reihe, sondern als ein mindestens gleichberechtigter Factor neben Oesterreich die „Wacht am Rhein" und die Führung Deutschlands zu übernehmen.

Dennoch sind die eigentlich entscheidenden Motive der preußischen Regierung anderer Art gewesen. Nicht bloß Katharina II, sondern auch die preußischen Staatsmänner suchten Oesterreich in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, um dadurch in der polnischen Angelegenheit freie Hand zu erhalten. Ja auch der König wurde mehr als man gewöhnlich annimmt von Gedanken dieser Art berührt. Sicherlich wurde sein Herz von echtem Mitgefühl für die königliche Familie von Frankreich bewegt. Sicherlich trieb ihn jetzt sein fürstlicher Instinct zum Kampfe mit den Jacobinern. Wie er aber von der schwierigen französischen Verfassungsfrage nichts wissen wollte, so trieb er doch in gewissem Sinne auch wieder in dieser französischen Angelegenheit Realpolitik. Es war nun einmal sein Ehrgeiz, Preußen inmitten der Factoren der großen europäischen Politik eine selbständige Rolle mit selbständigen Zielen verfolgen zu lassen; und eine solche Haltung mußte in letzter Instanz doch immer wieder zu einer sehr ausgeprägten Realpolitik führen.

Während Oesterreich so durch den Bundesgenossen langsam auf der zum Kriege führenden Bahn weiter getrieben wurde, führten die französischen Parteikämpfe die Entscheidung zuletzt in unerwartet rascher Weise herbei. Der ganze Notenwechsel war längst ein öffentlicher geworden: ein Umstand, der natürlich die Leidenschaften doppelt aufregen mußte, und selbst heute noch der Vorbote des Krieges sein würde. An Leopolds Todestage hatte der Minister Lessart die Versammlung mit der Antwort bekannt gemacht, die auf die österreichische Note vom 17. Februar ertheilt werden sollte: die Versammlung hatte Beifall geklatscht. Am 11. März ward die Antwort in Wien übergeben. Auf die von Oesterreich angeregte Discussion über die inneren

französischen Verhältnisse könne man, hieß es, nicht eingehen. Die Versicherungen des Kaisers habe man mit Vergnügen entgegen genommen. Der König könne aber nur mit Bekümmerniß ein Concert betrachten, das kein Object habe, und das dennoch ein Gegenstand der Besorgniß sei. Er fordere deßhalb von seinem Verbündeten, daß er dieses Concert aufhören lasse. Zum Pfande einer entsprechenden Treue sei man in Frankreich bereit abzurüsten, sobald der Kaiser seine Streitkräfte im Breisgau und in den Niederlanden auf den Fuß vom 1. April 1791 zurückversetze. Der König erwarte, hieß es am Schluß, eine Antwort, die den Willen verriethe, einer Situation ein Ende zu machen, in der Frankreich nicht länger bleiben könne und wolle.*) Fürwahr eine seltsame Situation, die sich um eine Vereinigung der europäischen Mächte drehte, welche so wenig vorhanden ist, daß Kaunitz noch 17 Tage später (am 28. März) meinen konnte, es sei jetzt endlich Zeit, dieses Concert zu „realisiren".

Das österreichische Cabinet antwortete auf das französische Begehren am 18. März, man habe den Erklärungen des verstorbenen Kaisers um so weniger etwas hinzuzufügen, als der König von Ungarn und Böhmen die Anschauungen desselben in diesem Punkte vollständig adoptirt habe, und als das neue französische Verlangen nur eine Wiederholung des früheren sei. Die von Kaiser Leopold angeordneten Vertheidigungsmaßregeln könnten mit der Ausdehnung der französischen Rüstungen gar nicht verglichen werden. Sie zielten nur auf die eigene Sicherheit ab und hätten insbesondere den Zweck, etwaige Unruhen zu ersticken, die die Wühlereien der Jacobiner in den Niederlanden hervorrufen könnten. Was das Concert anbelange, so könne der König von Ungarn und Böhmen den Ansichten und Entschlüssen der anderen Mächte nicht vorgreifen. Aber jedenfalls glaube er, daß diese es weder für angemessen noch für möglich halten würden, das Concert aufhören zu lassen, ehe die schwerwiegenden Gründe beseitigt seien, welche es herbeigeführt hätten. Fürst Kaunitz richtete sich dann auch diesmal wieder — und wir glauben nicht, daß dies wohlgethan war — in sehr entschiedener Weise gegen die Partei der Jacobiner; er schließt mit der Hoffnung, daß der größere und gesunde Theil der Nation die Existenz eines Concerts als einen tröstlichen Rückhalt in dem Falle betrachten werde, daß die Absichten der Jacobiner den Sieg davon tragen sollten.**)

*) Vivenot, a. a. O. I, S. 416.

**) Ebendaselbst S. 425 f.

Den Plan des Concerts legte man trotzdem den anderen Mächten zunächst noch immer nicht vor: Kaunitz entschuldigte es mit dem Thronwechsel und mit der gesteigerten Gährung in Frankreich. Wenn das, was jetzt geschehen, der Nation nicht die Augen öffnete, meint er am 28., so müsse sie allerdings so verderbt sein, daß sie zu keinen Hoffnungen mehr berechtige: er zieht daraus den Schluß, daß man jetzt endlich — „zur Realisirung des Concerts" schreiten müsse. Am darauf folgenden Tage aber ist er in seinen geheimen Reflexionen doch wieder der Ansicht, daß eine bewaffnete Intervention in Frankreich nichts fruchten könne, da man durch Waffengewalt keine bleibenden Einrichtungen begründe. Die wirklichen Aufforderungen zu dem Concert ergingen zwischen dem 21. und 28. April.

Inzwischen war in Paris eine Ministerkrisis eingetreten. Der gemäßigte Theil des Ministeriums hatte den der Gironde nahe stehenden Narbonne nicht mehr zum Collegen haben wollen. Die Gironde rächte sich am 10. März für seinen Sturz durch einen Antrag auf Hochverrath gegen den Minister des Auswärtigen. Er ward durch den Schriftenwechsel mit Oesterreich und namentlich durch jene selbe Note vom 1. März begründet, die die Versammlung damals beklatscht hatte. Der König mußte sich in seiner Noth ein girondistisches Ministerium mit Dumouriez an der Spitze gefallen lassen, dessen ausgesprochenes Programm der Krieg war. Noch ehe die österreichische Antwort vom 18. März in Paris anlangte, erging eine dritte Anfrage wegen des vielberufenen Concerts nach Wien. Man antwortete von dort am 7. April — um diese Zeit werden die Verhandlungen mit Frankreich schon meistens von Philipp Cobenzl geführt —, man werde die Wünsche Frankreichs erfüllen, wenn dieses seine Rechtsverletzungen gegen die elsässischen Fürsten und den Papst gut mache, und sich selbst in eine Lage bringe, durch welche die Sicherheit Europa's nicht gefährdet sei. Wie dies geschehen könne, wolle man den Franzosen überlassen.*) Am 13. April wußte man in Wien bereits, daß die in Frankreich herrschende Partei den Krieg beschlossen habe. Am 20. erfolgte die französische Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen. Sie ist von dem König von Frankreich unterzeichnet. Es wird aber darin der betreffende Beschluß der Nationalversammlung einfach mit einer kurzen Schlußbemerkung reproducirt und adoptirt. In diesem

*) S. Sybel, a. a. O. I, S. 373.

Beschluß heißt es, der König Franz habe weder dem Concert entsagen noch abrüsten wollen. Er habe die Prätentionen der in Frankreich begüterten deutschen Fürsten unterstützt. Er habe endlich Uneinigkeit unter die französischen Bürger zu säen und den Unzufriedenen einen Rückhalt in einem Concert der Mächte zu verleihen getrachtet. Die Nationalversammlung werde niemals einen Eroberungskrieg beginnen oder ihre Kräfte gegen die Freiheit eines Volkes gebrauchen. Der Krieg, den sie beginne, sei nicht ein Krieg von Volk gegen Volk, sondern ein gerechter Vertheidigungskrieg gegen die Aggression eines Königs. Die Franzosen würden niemals ihre Brüder mit ihren wirklichen Feinden verwechseln. Sie würden nichts vernachlässigen, um die Leiden des Krieges zu mäßigen, das Eigenthum zu schonen und die Härten des Krieges auf diejenigen zurückfallen zu lassen, die sich gegen seine Freiheit verbündet hätten. Sie adoptirten im Voraus alle Fremden, die die Sache ihrer Feinde verließen, um sich unter ihre Fahnen zu reihen.

Dem französischen Manifest folgte in den letzten Tagen des April die That auf dem Fuße. Der Versuch gegen die Niederlande (29. April) mißglückte in wahrhaft kläglicher Weise. Aber der Krieg war damit eröffnet.

Die Revolution war also, wie es fast immer zu gehen pflegt, den halben Absichten ihrer Gegner zuvorgekommen. Es kam jetzt darauf an, wie man auf deutscher Seite dem Angriff begegnen würde. Wäre der Krieg an den Kaiser erklärt worden, so war es selbstverständlich, daß er zu einer Reichssache werden mußte. Aber auch das moralische Gewicht eines Königs von Ungarn und Böhmen konnte nicht entfernt dem eines Kaisers gleichkommen. An die Stelle der von Leopold II beabsichtigten Kaiserpolitik trat eine Action der deutschen Vormächte. Schon seiner Jugend wegen mußte König Franz dabei vor König Friedrich Wilhelm zurückstehen. Und es verlieh Preußen auch seine größere Entschiedenheit ein Uebergewicht über Oesterreich. Der kosmopolitische Gedanke eines europäischen Concerts sollte jetzt der Verwirklichung entgegengeführt werden. Ja er war eigentlich die einzige Basis, auf der die deutschen Mächte standen. Sie betrachteten sich so zu sagen als negotiorum gestores des zu bildenden europäischen Concerts, oder, wenn man will, der europäischen Fürsten- und Völkerfamilie. Daraus folgte dann, daß sie die Kosten eines französischen Krieges weder selbst allein zu tragen verpflichtet seien, noch daß dem Reiche eine solche Ver-

pflichtung obliege. Hiermit trat die unselige Entschädigungsfrage schon zu einer Zeit in den Vordergrund, wo man noch gar nicht einmal über die kleinen Vorbereitungen zum Kriege hinaus gekommen war. Bedang sich doch Preußen eine Entschädigung selbst für den Fall aus, daß es gar nicht zu einem Kriege, sondern nur zu militärischen Aufstellungen komme.

Anfangs war Preußen von der Annahme ausgegangen, daß der König von Frankreich dereinst die Kosten zu erstatten habe, und dieser hatte sich auch hierzu bereit erklärt. Nur zu bald aber nahm diese Frage eine ganz andere Wendung. Man ließ sich nun auch in Preußen vernehmen, daß Frankreich nach dem Kriege das verwirkte Elsaß und Lothringen abtreten müsse. Der größere Theil solle an Oesterreich, der kleinere an Bayern fallen und dieses dafür Jülich und Berg an Preußen abtreten. Und hier griff dann die polnische Frage in der allerverhängnißvollsten Weise in einen Krieg ein, den die deutschen Mächte im Namen des Rechtsprincips bestehen sollten. Auch Polen gegenüber wolle er das System seines Vaters acceptiren, hatte König Franz seinen Ministern erklärt. Eine Denkschrift des Fürsten Kaunitz hatte am 14. März die damaligen Zielpunkte der österreichischen Politik in dieser Frage entwickelt. Die polnische Krone sollte im Mannsstamme des sächsischen Kurhauses*) vererben. Polen sollte nicht mehr als 40,000 bis 50,000 Mann Truppen halten dürfen und für neutral erklärt werden. Aus der polnischen Verfassung sollten, wie man sich ausdrückte, alle diejenigen Punkte entfernt werden, die Polen entweder zu schwach oder so mächtig machten, daß es einem der drei benachbarten Höfe gefährlich werden könnte. Statt eine Garantie der polnischen Verfassung zu übernehmen, sollten die drei Mächte — und hierin lag eine neue wesentliche Concession — einen förmlichen Vertrag über die Verfassung mit der polnischen Republik abschließen, um sich auf diese Weise das beständige Recht einer Einmischung zu reserviren. Man rechne, hieß es am Schlusse, auf die Einwilligung Rußlands, einerseits, weil das russische Fundamentalinteresse durch ein solches Vorgehen vollständig gewahrt erscheine, andererseits, „weil widrigenfalls Rußland gezwungen sein würde, ganz andere, auf eine ausschließende Domination in Polen gerichtete Absichten einzugestehen" — Absichten,

*) Wir wollen hier der Deutlichkeit wegen bemerken, daß Kurfürst Friedrich August I, der Gerechte, (regierte 1763—1827) keine männliche Nachkommenschaft, dagegen aber Brüder besaß, die, resp. deren Linien auch später in Sachsen succedirten.

deren Enthüllung oder wohl gar entschlossene gewaltsame Durchsetzung von dem Petersburger Hofe aber nicht zu erwarten stehe, wenn Oesterreich und Preußen einig seien.*)

Man glaubte in Wien, das preußische Ministerium werde auf diese Vorschläge eingehen. Bischofswerder hatte sich in der That seinerseits mit denselben einverstanden erklärt und die Zustimmung des Berliner Cabinets in sichere Aussicht gestellt.**) Auch wichen die neuen österreichischen Vorschläge wirklich nur in dem einzigen Punkt der männlichen Erbfolge von dem ab, was man jetzt in Berlin wünschte: sie waren in mannigfacher Beziehung sogar günstiger ausgefallen als man sich dort schmeicheln durfte. Was diese männliche Erbfolge aber betraf, so hatte schon Kaiser Leopold unter dem 4. Januar 1792 dem preußischen Cabinet mittheilen lassen, daß der Kurfürst von Sachsen dieselbe zur Bedingung der Annahme mache. Allerdings hatte er hinzugefügt, daß er aus Zartgefühl in dieser Sache nichts thun wolle, da der älteste Bruder des Kurfürsten sein Schwiegersohn sei. Er hatte sich dabei aber doch verlauten lassen, wie er der Ansicht sei, daß Polens dauernde Vereinigung mit Sachsen im Interesse der drei Nachbarhöfe liege. Und das preußische Ministerium hatte nicht widersprochen. Es gewinnt somit den Anschein, daß man auch damals noch in Berlin diesen Plan, den man, wie wir uns erinnern, der weiblichen Erbfolge ursprünglich vorgezogen hatte, mit nicht ungünstigen Augen betrachtete.***) Andererseits war es doch nur die Politik seines Vaters, die König Franz auch in dieser Hinsicht zu befolgen beabsichtigte.

Oesterreich durfte um so mehr auf eine günstige Antwort von Berlin rechnen, als Preußen sich ja im Bündniß mit Polen befand. Wahrscheinlich würde das Berliner Cabinet auch wieder zugestimmt haben, wenn der russische Einfluß nicht dort bereits der herrschende gewesen wäre, und wenn die Kaiserin Katharina nicht gerade in diesem Augenblick Miene gemacht hätte, aus ihrer unheimlichen Passivität in der polnischen Frage herauszutreten. Schon am 3. Februar hatte der jetzt in St. Petersburg befindliche Goltz gemeldet, er habe ein Hand-

*) Vivenot, a. a. O. I, S. 418 f.

**) Ebenda. S. 417 f.

***) Man sucht die Sache so darzustellen, als wenn Oesterreich eine Verpflichtung zu Gunsten der weiblichen Erbfolge eingegangen wäre. Es ist dies sicher irrig. S. Sybel, a. a. O. I, S. 456, wo es doch sicher angeführt sein müßte, wenn Oesterreich eine solche übernommen hätte.

billet der Kaiserin an den Günstling Suboff gesehen. „Sobald mit den Türken abgeschlossen ist, habe es darin geheißen, soll sich Repnin zur Armee begeben und 130,000 Mann nach Polen rücken lassen. Wenn sich Oesterreich und Preußen widersetzen, dann schlage ich ihnen Entschädigung oder Theilung vor.“ Am 17. Februar hatte dann der Vicekanzler Ostermann eine Verbalnote an Goltz gerichtet: „Wir sehen in Preußens wiederholter Aufforderung“, sagte dieselbe, „ihm unsere Auffassung der polnischen Sache mitzutheilen, keine leere Neugier oder gar eine Absicht, uns zu hindern, sondern den aufrichtigen Wunsch einer Verständigung. Die Lage ist höchst wichtig, und unsere Interessen gehen völlig parallel. Wird Polen innerlich fest und bleibend mit Sachsen verbunden, so entsteht eine Macht ersten Ranges, welche auf jeden ihrer Nachbaren den empfindlichsten Druck ausüben kann. Wir sind dabei stark betheiligt nach der Ausdehnung unserer polnischen Grenze, Preußen ist es noch mehr bei dem nothwendigen Anwachsen des sächsischen Einflusses im Reiche. Wir geben also anheim, daß Preußen, Oesterreich und Rußland über diese bedeutende Sache in ein enges Einvernehmen treten.“*)

Goltz zweifelte nicht im mindesten, daß Rußland sehr bald mit Eroberungsplänen hervortreten werde. Es komme diesem, meinte er, auf einen Landstrich an, durch den eine gesicherte Verbindung mit den neuen türkischen Erwerbungen hergestellt werde. Und in der That war um den 10. März auch schon in Paris die Nachricht verbreitet, daß Rußland Preußen gegen Polen in Bewegung zu setzen trachte: es hat dies dort zu dem Sturze Lessarts mit beigetragen.

Sofort und ohne Besinnen griff man in Berlin zu. Schon die Nachricht von dem an Suboff gerichteten Brief der Kaiserin hatte in Friedrich Wilhelms Inneren die entscheidende Wendung hervorgerufen. Er war entzückt über den Dienst, den Goltz ihm durch diese Mittheilung geleistet. Mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Naturells ergriff er jetzt den Gedanken einer großen Erwerbung in Polen. Er redete sich dabei in große Bitterkeit gegen die polnische Nation hinein. Schulenburgs Einfluß wurde jetzt der vorherrschende, weil er am entschiedensten auf die Absichten des Königs einging. „Rußlands Ansichten über Polen,“ schrieb Friedrich Wilhelm am 12. März an seine Minister, „sind also weit von den Andeutungen entfernt, welche Rasumowski in Wien gegen Bi-

*) Sybel, a. a. O. I, S. 463.

schofswerder gemacht hat. Rußland ist nicht weit von dem Gedanken einer neuen Theilung entfernt. Das wäre freilich das wirksamste Mittel, die Macht eines polnischen Königs zu beschränken, sei er nun erblich oder wählbar. Indeß zweifle ich, ob sich dabei eine angemessene Entschädigung für Oesterreich finden ließe, und ob nach einer solchen Beschneidung der polnischen Macht der Kurfürst von Sachsen noch die Krone annehmen würde. Immer aber wäre, wenn es gelänge, Oesterreich zu entschädigen, der russische Plan der günstigste für Preußen — wohl bemerkt, daß Preußen dabei das ganze linke Ufer der Weichsel empfinge, und diese weite, jetzt schwer zu deckende Grenze sich dann wohl abgerundet fände. Das ist mein Urtheil über die polnische Sache."*) Sybel nennt diese Worte das Todesurtheil über Polen. Am folgenden Tage langte dann Ostermanns oben erwähnte Depesche mit einem neuen Berichte des Grafen Goltz in Berlin an. Sofort wurde dem russischen Gesandten erklärt, das Berliner Cabinet sei mit den Ansichten Katharina's über Polen einverstanden und zu einer Vereinbarung bereit. Was half es, daß man dabei eine Hinterthür offen ließ, um das Oesterreich hinsichtlich Polens im Vertrag vom 7. Februar gegebene Versprechen mit diesem Vorgehen zu vereinigen? Man wußte, was Katharina wollte, und daß dieser Vertrag dem entgegenstand. Dem Prinzen Reuß sagte man an eben jenem 13., Preußen werde sich unter keinen Umständen den Inhalt der Spielmann'schen Denkschrift aneignen; man bitte den Kaiser, dem von Rußland gewünschten Einverständniß über Polen beizutreten. Der König war jetzt Feuer und Flamme. Seine Energie in den französischen Angelegenheiten verdoppelte sich. Die Emigranten standen jetzt bei ihm in hoher Gunst.

Bald genug zeigte es sich auch in dem Benehmen Preußens gegen Polen, wohin die Magnetnadel seiner Politik gerichtet war. Als der polnische Gesandte in Berlin auf die drohenden Pläne Rußlands hinwies und eine Audienz bei dem König begehrte, ließ sich dieser durch Geschäfte entschuldigen. Lucchesini ward in Alles eingeweiht und erhielt den Befehl, sich in nichts einzulassen, was Verlegenheiten bereiten könnte. Als die Polen um Waffen und um einen Heerführer bei Preußen nachsuchten, schlug man es ihnen rund ab. „Es liegt in der Natur der Dinge", sagt Häusser, „daß bei einer Umkehr, wie sie Preußen jetzt machte, von der Allianz mit Polen zur Theilung Polens,

*) Sybel, a. a. O. I, S. 465 f.

die Stimmungen sich nicht etwa in einer neutralen Mitte halten; die frühere Freundschaft schlägt um so rascher in Feindseligkeit um, je weniger man das Bewußtsein eigenen Unrechts unterdrücken kann. Vor einem Jahre hatte man der polnischen Umwälzung beifällig zugenickt; jetzt fand die preußische Regierung, daß der polnische Reichstag um nichts besser sei, als die revolutionäre Versammlung in Frankreich. Jeder Schritt der Polen rief in Berlin eine herbe Kritik hervor; was dagegen die Russen Polen thaten, ward entschuldigt, oder gar in Abrede gestellt, daß sie Feindseliges im Schilde führten."*) Kein Zweifel: der Entschluß, zu einer abermaligen Theilung Polens zu schreiten, stand schon nach den ersten russischen Eröffnungen fest. Ja der eigene Wunsch war diesen Eröffnungen bereits vorausgeeilt: die vereitelten Absichten auf Danzig und Thorn und der Wunsch einer Schadloshaltung für die Rüstungen von 1791 bildeten die Brücke. Wenn man sich noch etwas zierte, so geschah dies lediglich um nicht durch ein zu hastiges Entgegenkommen die Ansprüche der Russen zu sehr zu steigern. Es sei bei solchen Sachen immer besser, meint eine preußische Note vom 22. April, es an sich kommen zu lassen, als die ersten Avancen zu machen.**) Das polnische Bündniß von 1790 und das österreichische Februarbündniß, dessen Tinte kaum trocken geworden war, standen im Wege. „Das Alles ward wohl erwogen," sagt Häusser, „aber die Aussicht auf die Erwerbung des linken Weichselufers übte doch eine mächtige Versuchung."***) Die Zukunft hat gezeigt, daß das deutsche Reich selbst durch das damalige Vorgehen Preußens in der polnischen Sache den Todesstoß erhalten hat.

Die erste Theilung Polens war ein einmaliges Unrecht gewesen. Aber doch nicht immer ist der erste Schritt der allein entscheidende. Es bestand doch immerhin eine Möglichkeit, daß es bei diesem einmaligen Unrecht sein Bewenden haben werde, wie man es in Oesterreich aufrichtig hoffte. Weit schlimmer war es jedenfalls, wenn sich jetzt nach 20 Jahren der Raub an dem nur noch 9 Millionen Einwohner zählenden Königreich wiederholen sollte. Wie die menschliche Art nun einmal beschaffen, konnte und mußte sich Jeder sagen, daß man bei dieser zweiten Theilung jedenfalls nicht werde stehen bleiben können, und daß

*) S. Häusser, a. a. O. I. 354.

**) S. Häusser, Ebendas. Anmerkung.

***) S. Häusser, Ebendas. 353.

es hinfort mit dem Theilen kein Ende nehmen werde, bis eben nichts mehr zu theilen sei. Für Preußen war obendrein nach dem, was in den letzten Jahren vorgegangen war, eine abermalige Theilung ein Rückfall; und man weiß, daß ein Rückfall stets schlimmer ist als ein erster Fehler.

Indem sich Preußen auf diese Wege des Unrechts begab, entzog es sich die moralische Grundlage für einen im selben Augenblick im Namen des Rechtsprincips unternommenen Krieg. Man kann nicht zu gleicher Zeit im Westen Europa's für das Rechtsprincip in die Schranken treten, und im Osten demselben in's Gesicht schlagen: man fühlte dies sehr wohl in Frankreich wie in ganz Europa. Preußen belastete das eigene Gewissen und zerstörte sich selbst den idealen Aufschwung, der wenigstens zum Theil seine leitenden Kreise zu ergreifen begann. Der Coalition ward dadurch der Todeskeim eingeimpft. Unsere übergroße Bedächtigkeit, Langsamkeit und Schwerfälligkeit sind vom Uebel und haben uns den fremden Nationen gegenüber mehr als einmal in Nachtheil gebracht. Aber wenn sich mit diesen nationalen Fehlern das Unrecht verbunden hat, so sind wir jedesmal verloren gewesen. Zur Entschuldigung Preußens weiß man im Wesentlichen nichts anderes anzuführen, als die Gefahr, welche die dauernde Vereinigung Sachsens und Polens für Preußen angeblich gebildet haben würde. Und doch hatte die Geschichte gezeigt, daß Preußen eine Vereinigung der sächsischen und polnischen Lande in einer Hand nicht zu fürchten hatte; und doch hatte sich Sachsen seit dem siebenjährigen Kriege der preußischen Politik angeschlossen; und doch war jetzt wahrlich dafür gesorgt, daß die polnischen Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Von einer Gefährdung Preußens durch den polnisch-sächsischen Plan kann unseres Erachtens in keinem Fall die Rede sein. Höchstens ließe sich behaupten, daß der sächsische Einfluß im Reich durch die Verbindung mit Polen dermaßen gestärkt werden konnte, daß den preußischen Aggressivplänen dadurch eine Schranke gezogen wurde. Wenn die heutige preußische Geschichtsschreibung eine dauernde Verbindung zwischen Polen und Sachsen als so überaus gefährlich für Preußen hinstellt, so liegt es auf der Hand, daß sie auch hier von Gesichtspunkten ausgeht, die erst unserer Zeit angehören. Es erwachte damals nur die Eifersucht gegen Sachsen, die da 1740 und 1756 ein so wesentliches Moment der preußischen Politik gebildet hatte. Mindestens war der österreichische Plan, wie er in der obigen Note entwickelt wurde, das weit ge-

ringere Uebel, wenn man eine großartige, nationale und legitimistische Politik verfolgen wollte.

Eine besondere Schwierigkeit für die preußisch-deutsche Geschichtsschreibung liegt in dem polnischen Bündniß von 1790, das Preußen in so offenbarer Weise gebrochen hat. Die preußischen Diplomaten und mit ihnen Sybel suchen zu deduciren*), daß die Polen gegebene Garantie der Integrität sich nicht auf das Polen der neuen Verfassung beziehe. Schwerlich wird diese Anschauung unter Rechtsverständigen viele Proselyten machen. Denn eine veränderte Verfassung schafft keinen neuen Staat. Sodann war die Verfassung vom 3. Mai 1791 nur die Consequenz der durch den preußischen Einfluß in Polen emporgekommenen Richtung. Ganz entscheidend aber ist es, daß Preußen diesen Standpunkt, der Umwälzung vom 3. Mai gegenüber, nicht geltend gemacht, sondern seinen ausdrücklichen Beifall zu derselben gegeben hatte. Wäre noch ein Zweifel möglich, so würde Preußen doch dadurch die Verpflichtungen, die es dem früheren Polen gegenüber hatte, auf das Polen des 3. Mai übertragen haben. Friedrich Wilhelm II war in dieser Hinsicht auch nicht ohne Bedenken. Man sei, meinte er, „durch den Vertrag von 1790 in der peinlichsten Weise verwickelt.“**) Aber namentlich Schulenburg bestärkte ihn in der neuen Richtung, indem er ihm die Ueberzeugung beizubringen wußte, daß die Freundschaft mit Polen eben nur ein grober Fehler Hertzbergs gewesen sei.

Wichtiger fast noch ist es in unseren Augen, daß Preußen gegen das österreichische Bündniß vom 7. Februar verstieß. Ob es kein Drittes neben dem österreichischen und russischen Plane gab? Unseres Erachtens hätte Preußen jede Entscheidung in der polnischen Sache doch mindestens bis zur glücklichen Beendigung des französischen Krieges hinausschieben und bis dahin mit Oesterreich fest zusammen halten müssen. Die Erbitterung der Kaiserin Katharina gegen die Jacobiner war viel zu groß, als daß sie im Ernst daran hätte denken können, den deutschen Mächten in den Rücken zu fallen. Und selbst eine russische Besetzung Polens würde, wie sie schon so oft vorgekommen war, ohne das Zuthun Preußens doch nur wieder einen vorübergehenden Aerger gehabt haben. Aeußersten Falls hätte Preußen jenes Se[illegible] abkommen mit Rußland zurückweisen und auf eine gleichmäßig[illegible]

*) S. Sybel, a. a. O. I, S. 464.
**) S. Sybel, Ebendaselbst.

ädigung für Oesterreich bringen müssen. König Friedrich Wilhelm eingestanden, daß man bei einer Theilung für Oesterreich noch Entschädigung wisse. Und man that, ohne Rücksicht hierauf zu n, den entscheidenden Schritt in Petersburg dennoch schon am Närz.

Auf Preußens Erklärung hin erließ dann Katharina am 8. April befehl an den General Kachowski, mit 64,000 Mann des Donau- an die polnische Südgrenze zu rücken, während 32,000 sich Norden und Osten her gegen Lithauen, in Bewegung setzten. 0. April theilte Katharina dem russischen Gesandten in Warschau aß Kachowski zwischen dem 12. und 22. die Grenze überschreiten . Unter seinem Schutze werde die neue Conföderation erklärt n. Dann sollte der Gesandte ein Kriegsmanifest überreichen, das Beisung der Kaiserin beigelegt war.

In Wien hatte man sich allerdings bei der Haltung Rußlands aglich gefühlt. Aber während man im Allgemeinen an der pol- Politik des verstorbenen Kaisers festhielt, glaubte man daneben och immer das alte Verhältniß zu Rußland aufrecht erhalten zu . Als man von der Anbahnung einer Verständigung zwischen nd und Preußen Wind bekam, meinte man, es sei genug, wenn den im Grunde doch nur aus Gefälligkeit gegen Sachsen gemachten hlag der männlichen Erbfolge fallen ließ. Ein Brief Philipp zls an seinen Petersburger Vetter vom 12. April kennzeichnet age. Man wisse nicht, sagt er, was man von den Gesinnungen ussischen Hofes halten sollte. Die Emigranten habe derselbe in bler Weise gegen Oesterreich in Schutz genommen, letzteres aber ien, Sardinien und der Königin von Frankreich gegenüber in eine Lage gebracht, indem man ihm ein Verbrechen daraus machte, s nicht mitten im Winter losgeschlagen habe. Während dieser Zeit schweige man vollständig über Polen und encouragire das r Cabinet, sich möglichst eng mit Preußen zu verbinden. „So- nan sieht, daß wir den Zeitpunkt gekommen erachten, wo die fran- en Angelegenheiten ernstlich wieder aufgenommen werden müssen, man uns lediglich zu erkennen, daß man wegen dieser Dinge in Petersburg wenig besorgt sei, und spricht im Gegentheil jetzt plötz- on einer polnischen Contrerevolution, ohne uns mitzutheilen, was dort machen will. Und dabei begehrt man von uns carte blan- ür jedes Ereigniß und zugleich das Versprechen, alles dasjenige

zu unterstützen, was man von Polen oder vom Kurfürsten von Sachsen fordern werde. Was soll man von einem so wenig freundschaftlichen Betragen sagen? So wäre es denn wahr, daß Rußland uns in die französischen Angelegenheiten recht zu verwickeln getrachtet hat, ohne uns darin beistehen zu wollen, und mit der geheimen Absicht, davon Nutzen zu ziehen, um, ich weiß nicht welche Pläne in Polen auszuführen?"*) In Berlin hätte man doch jetzt, wo Oesterreich die männliche Erbfolge ohne Reserve hatte fallen lassen, keinen Grund mehr haben sollen, sich von demselben in der polnischen Frage zu trennen. Aber man wußte dort schon am 12. März ganz genau, was die St. Petersburger Glocke geschlagen hatte. Man hielt zwar noch an der Absicht fest, in Gemeinschaft mit Oesterreich die polnische Frage zu lösen. Aber hatte man in dem vom 12. März bis 12. April verflossenen Monat Oesterreich etwa einen Wink über die wirkliche Sachlage gegeben, oder dem russischen Cabinet den Glauben beigebracht, daß man nur mit Oesterreich gemeinsam vorgehen werde? Nichts von alle dem!

War dies nun schon schlimm und bedenklich genug, so vermehrte Preußen das Uebel jetzt noch dadurch, daß es die polnische Sache in directe Verbindung mit dem Unternehmen gegen Frankreich brachte, und beide Angelegenheiten der Art verquickte, daß, wie sich eigentlich Jedermann hätte sagen müssen, die allerschlimmsten Verwickelungen unvermeidlich waren. Erst seit dem entscheidenden 12. März war der König ernstlich zum Kriege entschlossen. „Seit dem Entschlusse des 12., sagt Sybel, war sein ganzes Wesen ein einziger feuriger Eifer für den französischen Krieg, in welchem er die Nichtswürdigkeit der Jacobiner zu züchtigen, Ludwig XVI ritterlich zu erretten und am Schlusse sein Reich mit einer bedeutenden polnischen Provinz zu vergrößern hoffte."**) Der stockpreußische Alvensleben war unter diesen Umständen eigentlich der verständigste unter den Ministern. Er wollte keinen Mann in's Feld stellen, bis das Verhältniß zu Oesterreich vollständig geklärt, und die preußische Erwerbung „in genauer Begrenzung durch förmlichen Vertrag von Oesterreich anerkannt sei."***) Der König aber meinte, man müsse vor Allem hinaus in den Krieg: dann werde sich die Entschädigung von selbst finden. Und Schulenburg schloß sich diesem verhängnißvollen Gedankengang nur zu sehr an. —

*) S. Vivenot, a. a. O. I, 447.
**) S. Sybel, a. a. O. I, 467.
***) Sybel, a. a. O. I, 468.

Bischofswerder drängte schon im März in Wien unausgesetzt zum Kriege. Um den 27. war man doch noch lau genug Man sehe sich, meinte man, von den andern Mächten im Stiche gelassen. Zu den Waffen werde man nur dann schreiten, wenn die verletzten Reichsfürsten oder ein erheblicher Theil der französischen Nation Oesterreich anriefen, oder wenn dieses von Frankreich angegriffen würde. König Friedrich Wilhelm aber warf ein solches Programm weit weg. Der Krieg sei ja doch, antwortete er sofort, eine in Paris beschlossene Sache. Er sehe das Heil nur in kräftiger Raschheit, sei bereit, der Revolution mit voller Kraft zu Leibe zu gehen, erkläre aber auf das Bestimmteste, daß er an einem trägen Vertheidigungskriege sich überhaupt nicht betheiligen werde. Das Wort war entscheidend. Allerdings griff man in Wien zunächst wieder nur auf die alte Idee des Concerts zurück. Endlich sollte es wirklich Ernst mit diesem neun Monate alten Projecte werden, das inzwischen Oesterreich schon in die bedenklichsten Verwicklungen gestürzt hatte: es ergingen jetzt die officiellen Aufforderungen an die europäischen Cabinete.*) Preußen und Oesterreich, hieß es, seien hinsichtlich des Concerts vollkommen einverstanden und im Falle von dessen Zustandekommen bereit, je 50,000 Mann in's Feld zu stellen. 6000 Oesterreicher sollten sofort in den Breisgau, 6000 Preußen in die fränkischen Markgrafschaften abrücken.

Dieser Schritt führte weiter. Wie man Angesichts der Bedrohung des Reichs dem Herzog von Sachsen-Teschen den eventuellen Befehl ertheilte, die Besatzung Triers von Luxemburg aus zu verstärken, so sandte man außer jenen 6000 Mann noch weitere 15,000 in den Breisgau. Sehr wichtig ist es, wie man sich zu der Möglichkeit verhielt, daß wenigstens nicht alle Mächte mit „verhältnißmäßigen" Kräften mitwirken würden. In diesem Falle sollte Preußen darüber zu entscheiden haben, ob die deutschen Mächte dennoch gegen Frankreich vorzugehen hätten oder nicht. Man überließ überhaupt, genau wie wir es 1864 erlebten, Preußen den Vortritt und mochte dabei denken, es sei dies die sicherste Art, dasselbe an die gemeinsame Sache zu fesseln und so tief in diese Händel zu verflechten, daß es ihm nicht möglich würde, sich aus ihnen wieder herauszuziehen: man bedachte dabei nicht hinlänglich die Abhängigkeit und die eines zukünftigen Kaisers unwürdige Stellung, in die man hierdurch gerieth. Man ordnete seine Truppen

*) 21—28. April. S. oben.

— wer denkt nicht auch hierbei an das Jahr 1864? -- dem preußischen Oberbefehlshaber, dem Herzog von Braunschweig unter: hierbei wenigstens fühlte man das Bedenkliche der Maßregel; aber man ging auch hier wie 1864 mit offenen Augen in sein Verderben.

Dadurch daß Preußen jetzt zum eigentlichen Motor des Krieges wurde, nahm nun dieser den polnischen Absichten der preußischen Regierung, den persönlichen Neigungen König Friedrich Wilhelms, dem Wesen des preußischen Staats gemäß, sofort den Charakter eines Offensivkrieges an. Der Angriffsplan des Jahres 1792 ist ein rein preußisches Product und hat ungeachtet des so sehr verschiedenen Ausgangs eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Kriegsplan von 1870. Der Herzog von Braunschweig hatte ihn entworfen, Tauenzien hatte dazu die Materialien geliefert. Der Herzog nennt ihn ausdrücklich das Werk des Königs. So viel steht jedenfalls fest, österreichisch war ein solches Vorgehen nicht. Man würde, wäre es nach dem Sinne Oesterreichs gegangen, einen Krieg im Stile der alten habsburgischen Kriege gegen Frankreich, d. h. im Wesentlichen einen Defensivkrieg geführt haben. Wenn dies nicht schon aus der Natur der habsburgischen Monarchie folgte, so würde es doch durch das österreichische Conferenz-Protocoll vom 29. April 1792 bewiesen.

Die Preußen äußerten den Argwohn, daß es Oesterreich kein rechter Ernst sei, und daß es sich deßhalb auf bloße Defensivmaßregeln beschränken wolle. Um diesen in eilfter Stunde noch einmal wieder auftauchenden Argwohn zu verscheuchen, sandte man ein Verzeichniß derjenigen Truppenkörper nach Berlin, aus denen jene eventuellen 50,000 Mann zusammengesetzt werden sollten. Man ordnete, um Preußen jeden Zweifel zu benehmen, die sofortige Mobilmachung dieser 50,000 Mann an. Man bezeichnete das Ende des Monats Juli als den Termin, wo sie an Ort und Stelle sein sollten. Ja, es heißt gradezu in dem Conferenzprotocoll vom 28. April: „In Erwägung aber, daß Preußen zur Realisirung der Truppensendung nicht zu vermögen wäre, wenn es nicht vollkommen versichert wird, daß wir in seinen Offensivplan ernstlich eingehen; da das allerhöchste Interesse zur Rettung der Niederlande diese Realisirung von Seiten Preußens wesentlich erheische; da sich von andern Mächten außer Sardinien und dem deutschen Reiche wenig oder nichts erwarten lasse; da endlich dem Berliner Hofe die Option, wann und wie beide Höfe zur Ausführung schreiten sollten, bereits überlassen worden ist: so wurde beschlossen, durch den Fürsten von Reuß

erklären zu lassen, daß, wenn der König in Preußen sich entschließen wollte, sobald die beiderseitigen Armeen an Ort und Stelle wären, auch ohne die Hülfe der übrigen Mächte abzuwarten, sogleich zur Abgebung der vorgeschlagenen Declaration an Frankreich, und sollte selbe ohne Erfolg bleiben, zur unmittelbaren Ausführung des Offensiv-Planes zu schreiten, — Se. Apost. Maj. ihrerseits zu demselben Entschluß vollkommen bereit wären."*)

In diesen Worten liegt die Wendung. Man ließ das Concert fallen. Aus dem blos eventuellen und an die Mitwirkung der anderen Mächte gebundenen Offensivplan ward ein sofort auszuführender und bedingungsloser. Wie die Dinge einmal lagen schien nichts übrig zu bleiben, als den französischen Stoß durch einen Gegenstoß, den Angriff durch den Angriff zu pariren. Man entschloß sich zur Offensive weil die preußische Hülfe in keinem andern Falle zu erhalten war, als wenn man auf die preußischen Offensivabsichten einging. So entstand unter Preußens Drängen aus dem europäischen Concert ein Angriffskrieg der deutschen Vormächte.

Nachdem der österreichische Staatsorganismus einmal in Bewegung gebracht war, trieb ihn die eigene Schwere weiter. In einer nach Berlin gerichteten Note an den Fürsten Reuß (vom 2. Mai 1792) wird positiv versichert, außer den im Breisgau bereits stehenden 11,000 und den in Marsch befindlichen 15,000 Mann, sollten weitere 23,000 unverzüglich dorthin abrücken und Ende Juli an Ort und Stelle sein. Die in den Niederlanden seit deren Wiedereroberung vereinigte Truppenmacht betrug etwa 50,000 Mann und konnte doch wenigstens zum Theil mit gegen Frankreich verwendet werden.

Noch einmal hatte Graf Schulenburg angefragt, ob Oesterreich mit Preußen den Krieg allein beginnen würde, wenn auch Rußland nicht von der Partie wäre. Es erfolgte darauf in der Note vom 2. Mai ein klares und bestimmtes „Ja", die Sache sei keine res integra mehr. Die Franzosen hätten eine bedrohliche Haltung angenommen. Die bekannten Erklärungen seien einmal erfolgt. Der Kurfürst von Trier und andere Reichsfürsten hätten einmal vertröstende Antworten erhalten. Der Marsch der Truppen sei eingeleitet, die Hauptunkosten habe man gehabt. Jede Verzögerung der Operationen vermehre sie. Die Ehre und das Ansehen der beiden Höfe sei unmittelbar im Spiele.

*) S. Vivenot a. a. O. II. S. 11.

Der Gesandte werde deßhalb zu erklären autorisirt, „daß Se. Apost. Maj., in der Voraussetzung einer vollkommen gleichen Gesinnung und Entschließung des Königs in Preußen Majestät fest und unabänderlich entschloßen seien, ihre Armeen, nämlich jene im Breisgau und jene in den Niederlanden, vereinigt mit der königlich preußischen Armee von 50,000 Mann, wenn sie an Ort und Stelle seien, selbst alsdann offensiv agiren zu lassen, wenn Rußland gegen alle höchste Wahrscheinlichkeit gar keinen Theil an dem proponirten Concert nehmen, und auch alle übrigen Höfe ganz zurück bleiben, oder einige davon nur in schwache Concurrenz treten sollten."*) Es verstehe sich dabei von selbst, daß den Offensivoperationen eine Declaration vorher zu gehen habe, die die beiden Höfe nach den zwischen ihnen bereits vereinbarten Grundsätzen und Absichten Frankreich gegenüber abzugeben hätten.

Unmittelbar nach dem Abgang dieser Note erhielt man in Wien die Nachricht der wirklichen Kriegserklärung vom 20. April: eine Note vom 4. Mai nimmt bereits darauf Bezug. Die mißglückten französischen Angriffe vom 29. April versetzten Oesterreich unmittelbar in den Krieg, und haben selbstverständlich die Zuversicht der verbündeten Cabinete und ihrer Truppen gehoben. In einem österreichischen Circularschreiben vom 5. Mai an die im Reiche accreditirten kaiserlichen Gesandten wird die französische Kriegserklärung als die Wirkung und Folge der standhaften Sprache und thätigen Vorkehrung bezeichnet, welche der Kaiser nach dem Wunsche der meisten europäischen Mächte und auf das Andringen der meisten Reichsstände zur Verfechtung einer gemeinsamen Sache habe eintreten lassen. „Das Loos ist nun geworfen, und die Sachen sind dahin gebracht, wo man mit Ehre und ohne Gefahr nicht mehr zurückweichen kann, daher die zwei zum Schutze des Reichs vereinigten Mächte von ihren Reichsmitständen schnelle Entschließungen zu fordern und zu erwarten berechtigt sind."**)

Von einem Reichskriege glaubte man, so lange das Interregnum fortdauerte, Abstand nehmen zu sollen. Vor allem forderte man zu der in den letzten anderthalb Jahrhunderten gebräuchlich gewordenen Association „der fünf vorliegenden Kreise" auf. Der Erfolg war freilich dort wie bei den Reichsständen überhaupt, ein geringer. Und anders stand es nicht mit dem europäischen Concert. Zu-

*) S. Vivenot, a. a. O. II, S. 20.
**) Vivenot a. a. O. II, 28.

nächst ließ fast nur Sardinien eine werkthätige Hülfe erhoffen. Es wollte sich diese aber von den deutschen Vormächten bezahlen lassen. Spanien, wo vor kurzem ein Ministerwechsel eingetreten war, zog sich zurück, und blickte sogar mit Eifersucht auf die Unternehmung der deutschen Mächte. Ebenso stand es mit Schweden nach der Ermordung Gustavs III.*) Es schützte, gleichwie Portugal, Neapel und Dänemark, sein Unvermögen vor. Keines dieser Länder hatte ein besonderes Staatsinteresse an einer Unternehmung gegen Frankreich. Da man von dem unglücklichen Gedanken ausging, daß der Krieg durchaus in einem Feldzug zu Ende geführt werden müsse, so glaubte man in Wien, daß die russische Hülfe zu spät kommen werde, und war deshalb thöricht genug, sich mit einer Geldabfindung von Seiten Rußlands begnügen zu wollen. Es war eingetreten, was man in Berlin gehofft und in Wien seit 50 Jahren gefürchtet hatte: Oesterreich war in die vollständigste Abhängigkeit von Preußen gerathen. Rußland, Frankreich und Preußen, so verschieden sie in den Endzielen ihrer Politik auch waren, hatten sämmtlich in einer Weise zur Erreichung dieses Resultates mitgewirkt, wie es kaum besser hätte geschehen können, wenn man nach gemeinsamer Verabredung gehandelt hätte.

Der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg begab sich nach Sanssouci, um dort mit dem Herzog von Braunschweig den Kriegsplan definitiv zu verabreden. Es kam zwischen beiden unter dem 12. Mai auf Grund des braunschweigischen Entwurfs zu einem Abkommen über die Operationen des bevorstehenden Feldzuges, dem zufolge der Hauptstoß von den längs der Mosel operirenden preußischen Truppen geführt werden sollte. Wie die Oesterreicher so sollten auch die Preußen 42,000 statt 20,000 Mann stellen.

Das Wiener Cabinet mußte jetzt auch an die leidige Entschädigungsfrage näher herantreten. In einer Note vom 4. Mai wurde Preußen auch diese Sache zur Entscheidung anheimgestellt. Man ließ ihm die Wahl unter vier Wegen. Entweder müßten beide Mächte, der cause commune de tous les souverains zu Liebe, auf jeden Ersatz der Auslagen verzichten. Oder man müsse sich mit einem feierlichen Versprechen der Unkostenerstattung von Seiten Frankreichs „bei dem definitiven Arrangement" begnügen. Oder man müsse sich dafür ein Pfand von Frank-

*) In der Nacht vom 15. auf den 16. März 1792. Daß die Verschworenen die gegen die französische Revolution gerichteten Absichten ihres Königs vereiteln wollten, unterliegt wohl keinem Zweifel.

reich bestellen lassen, mit der dagegen zu übernehmenden Verbindlichkeit, dasselbe niemals als Eigenthum anzusehen, sondern es bei dem Ersatz der Unkosten sofort wieder zu räumen. Oder endlich es müßten die Mächte „ihre mehrerwähnten Unkosten durch eine wirkliche, aber zwischen ihnen in quali et quanto vollkommen gleiche conquête zu bonificiren suchen". Was die letzte dieser Propositionen betreffe, so sei es augenscheinlich, „daß sie in jedem Anbetracht den meisten Bedenken und Schwierigkeiten unterliege."*) Man sieht, daß Oesterreich noch immer in dieser Frage auf dem Standpunkt beharrte, auf den es sich am 27. Juli des vorhergehenden Jahres gestellt hatte. Schulenburg, der diese Verhandlungen fast allein leitete, erklärte sich aber mit aller Entschiedenheit für den Weg der conquête. Reuß bedauerte darauf, daß man hiermit gerade den weitesten und verwickeltsten wählte, bat aber dennoch um specielle Vorschläge, da Oesterreich so viel als nur möglich thun werde, um die Interessen seines hohen Verbündeten zu fördern. Hiermit endigten für dies Mal die officiellen Verhandlungen zwischen den beiden Cabineten. Preußen war für's Erste zufrieden, Oesterreich wenigstens so weit gebracht zu haben. Das Wiener Cabinet scheint jetzt, wie aus einer an den Grafen Mercy gerichteten Note**) vom 2. Mai hervorgehen dürfte, eine Eroberung in Frankreich in's Auge gefaßt zu haben; noch eine österreichische Note vom 9. Mai warnte Rußland vor gewaltsamen Maßregeln in Polen. Nun aber überschritt Kachowski am 18. Mai die polnische Grenze. Felix Potocki verkündete unter dem Schutz der russischen Truppen die Conföderation von Targowicz. Der Widerstand der polnischen Truppen — sie zählten kaum 50,000 Mann und waren über das weite Land hin zerstreut — war ein äußerst geringer. Innerhalb sechs Wochen war ganz Polen besetzt.

Hierdurch war natürlich die Situation verändert; und nun zögerte Preußen auch nicht länger, in der Theilungsfrage sein Fangnetz nach Oesterreich auszuwerfen. Man wandte sich dabei nicht etwa officiell an das Wiener Cabinet, oder in vertraulicher Weise an Philipp Cobenzl, an Kaunitz oder an den König selbst. Schulenburg ließ vielmehr unter dem 22. Mai durch Reuß, dem doch immerhin untergeordneten Staatsreferendar Spielmann den Wunsch ausdrücken, sich mit ihm über die polnischen Angelegenheiten in's Ein-

*) S. Vivenot, a. a. O. II, 25.
**) S. Vivenot, a. a. O. II, 18.

vernehmen zu setzen. Er bitte, ließ er ihm sagen, angelegentlichst um seinen guten Rath in dieser Sache. Nach dem entschlossenen und einseitigen Schritte Rußlands sei es die höchste Zeit, daß Oesterreich und Preußen sich über den in dieser Sache einzuschlagenden Weg einigten. Er halte es für das Zuträglichste, fünf bis sechs Wochen zuzusehen, dann aber, wenn die Russen Fortschritte machen und Unruhen in Polen eintreten sollten, ein österreichisches und ein preußisches Armeecorps von je 11—12,000 Mann über die Grenze rücken zu lassen. Man müsse sich dabei weder für noch gegen Jemand erklären und nur seine eigene Sicherheit zum Vorwande nehmen. Durch ein derartiges Vorgehen werde Rußland gezwungen werden, sich deutlicher zu erklären. Mancherlei Anzeichen deuteten darauf hin, daß Rußland sich die Ukraine zueignen wolle. Sollte es wirklich mit einem solchen Begehren hervortreten, so könne das „allseitige Dedommagement" für den französischen Krieg leicht gefunden werden, indem sich Preußen ebenfalls in Polen arrondire, Oesterreich sich am Rhein entschädige. Das Ganze müsse jedoch einstweilen ein Geheimniß zwischen Schulenburg und Spielmann bleiben, bis es Zeit wäre, die zwischen Beiden verabredete Sache einzuleiten.*) Wie sehr ihm dies am Herzen lag, bezeugte Schulenburg dadurch, daß er Reuß wiederholt bat, in seinen officiellen Depeschen kein Wort von dieser Angelegenheit zu erwähnen. Es kann dagegen kaum einem Zweifel unterliegen, daß Reuß sich nicht zum Werkzeuge Schulenburgs hergegeben, wenn er nicht der Zustimmung höchsten Orts sicher zu sein geglaubt hätte. Cobenzl war jedenfalls unterrichtet. Und ohne Zweifel hat auch Spielmann nicht geantwortet, ohne sich vorher wenigstens im Allgemeinen der Zustimmung des Königs vergewissert zu haben. Sie wird nicht allzu schwer zu erlangen gewesen sein, da Franz das Detail der Politik: das „quomodo" den Räthen seines Vaters noch fast ganz überließ. Er war von den besten Absichten erfüllt, aber noch nicht fähig, alle Folgen einer politischen Maßregel zu übersehen. Er war, wie gesagt, schon als Erzherzog der eifrige Vertreter einer französischen Intervention und einer preußisch-österreichischen Allianz gewesen. In diesem Sinne faßte er nun auch das Entgegenkommen des Grafen Schulenburg auf. An eine Theilung Polens von solchen Dimensionen, wie sie später beliebt wurde, dachte er gewiß nicht; wie denn auch der Staatsvicekanzler in dem citirten Briefe vom 2. Juli ganz ernstlich Rußland von einer Erwer-

*) Vivenot a. a. O. II, S. 55 f.

bung in Polen ausschließen, und dasselbe lediglich dadurch befriedigen will, daß man ihm jede Truppenstellung oder Subsidienzahlung erlasse und daneben die alte Verfassung in Polen wieder einführe. Man sah eben zu Wien überhaupt in dem Ganzen nur Hertzbergs alten Plan auf das Gebiet von Danzig und Thorn, dem jetzt ein „Grenzarrondissement" zwischen Schlesien und Ostpreußen hinzugefügt werden sollte. War ja doch auch damals schon von einem solchen Grenzarrondissement und nebenbei sogar von einer Erwerbung in Schwedisch-Pommern die Rede gewesen. Preußen werde doch immer wieder auf den alten Plan zurückkommen, meinte man, und es werde sehr schwer sein, dasselbe bei den jetzigen Verwicklungen an dessen Realisirung zu verhindern. Sei es ja doch immerhin auch möglich, daß es durch gütliche Uebereinkunft mit der polnischen Republik die fraglichen Erwerbungen mache.*) Mit anderen Worten: König Franz ging auf die preußischen Pläne ein, nicht weil er auf diese Weise auch für sich etwas zu erhaschen hoffte, sondern weil er um jeden Preis ein vollständiges Einverständniß mit Preußen herstellen wollte. Und auch der bayrische Tauschplan hängte sich erst accessorisch dem polnischen Theilungsplan an. Man wollte das Eingehen auf den letzteren durch den ersteren vor sich selbst gleichsam entschuldigen. Gewiß beging man dadurch einen noch größeren Fehler, und die historisch-politische Berechtigung des Tauschplanes müßte vor dem Richterstuhl unserer Zeit auch unter anderen Umständen als zweifelhaft erscheinen. Man wird aber auf König Franz deshalb keinen Stein werfen dürfen. Er hatte gehört, daß sein Oheim das bayrische Project mit großem Eifer betrieben habe, und daß damals dieser Tausch einstimmig als höchst erwünscht anerkannt worden sei. Er glaubte nicht unrichtig zu handeln, wenn er jetzt unter günstigeren Umständen dieses Project wieder aufnahm und durchführte. Er hat dabei nie an etwas anderes, als an eine Erwerbung auf gesetzmäßigem Wege gedacht. War es nicht natürlich, daß Franz sich mit jugendlichem Optimismus in der polnischen wie in der bayrischen Frage den ihm von seinen Räthen entgegengebrachten Lösungsversuchen hingab?

Den Fürsten Kaunitz schloß man von den Verhandlungen gänzlich aus. Es war jetzt endlich der preußischen Diplomatie gelungen, ihn in ähnlicher Weise zur Seite zu schieben, wie man es in Berlin mit

*) Siehe diese Argumentation in dem mehrcitirten Schreiben Ph. Cobenzls bei Vivenot a. a. O. II, 120 ff.

Hertzberg gethan hatte. Man kann sich denken, wie sich der den vornehmen Wiener Kreisen fremd gegenüber stehende Spielmann — er war der Sohn eines Schuhmachers und es lag nichts in ihm, das ihn zu einem ungewöhnlichen Manne gestempelt hätte — durch das Vertrauen des leitenden preußischen Ministers geehrt fühlte, und wie er sich in seiner Vermittlerrolle gefiel. Wahrhaft und innig gerührt durch das Vertrauen, das ihm der Graf Schulenburg bezeige, antwortete Spielmann dem Fürsten Reuß unter dem 29. Mai, wisse er sich desselben nicht würdiger zu machen, als indem er seine Gedanken freimüthig darlege und „der erlauchten Beurtheilung dieses würdigen Ministers unterziehe". Das Wiener Cabinet habe bis jetzt zwar keinerlei Anzeichen, daß Rußland sich auf Kosten von Polen vergrößern wolle. Sei dies aber wirklich der Fall, so könne keine Vergrößerung Rußland gelegener sein, als die durch Kurland oder eine Erwerbung in der Ukraine. Ebenso gebe es für Preußen keine bessere Erwerbung, als eine Vergrößerung auf Kosten von Polen. Er sei überzeugt, daß sein Hof eine solche Vergrößerung dem preußischen neidlos gönnen werde, er sei aber ebenso überzeugt, daß demselben eine Entschädigung durch Erwerbungen am Rhein nicht conveniren, und daß er am allerwenigsten eine derartige Erwerbung als ein mit den beiden übrigen Mächten brüderlich getheiltes Loos betrachten könne. Denn was nütze eine Vergrößerung, was ein precärer Länderzuwachs, der nicht ohne die allergrößten Schwierigkeiten behauptet werden könne, und der noch obendrein seinem Hofe das Odium einer alleinigen Vergrößerung auf Kosten Frankreichs auflade? Die einzige passende Entschädigung auf Kosten Frankreichs wären Erwerbungen im französischen Flandern, Hennegau und den angrenzenden Provinzen. Eine Eroberung dieser Landstriche begegne aber unübersteiglichen Schwierigkeiten. Der Krieg solle und müsse in einer Campagne zu Ende geführt werden. In so kurzer Zeit sei es nicht möglich, alle diejenigen Festungen zu erobern, deren man bedürfe, wenn man der genannten Landstriche sich bemächtigen und sich in ihnen behaupten wolle. Wäre dies aber thunlich, so müsse der ganze Operationsplan des Herzogs von Braunschweig verworfen und der Hauptstoß mit 80,000 Mann von den Niederlanden aus geführt werden.*)

Es läßt sich die Richtigkeit dieser Bemerkungen nicht ganz verkennen. Der Breisgau bildete eine zu schwache Basis, um von dort

*) Vivenot, a. a. O. II, S. 63 ff.

aus auf die Dauer Eroberungen behaupten zu können, die man im Elsaß und Lothringen machen wollte. An eine Vergrößerung der Niederlande aber war deßhalb kaum zu denken, weil sich Preußen, das auch die bloße Vertheidigung derselben als eine rein österreichische und dem preußischen Interesse selbst entgegengesetzte Angelegenheit behandelt hat, in jenem Augenblick der größten Intimität der beiden Höfe weigerte, ein Hülfscorps in die Niederlande zu entsenden. Wäre Spielmann bei seinen Bemerkungen stehen geblieben und hätte er in Folge dessen eine polnische Provinz begehrt, so würde das wenigstens einfacher gewesen sein. Und es würde Oesterreich ein geringerer Tadel als bei der ersten Theilung getroffen haben. Denn die Lage, in die dasselbe bei seiner Abhängigkeit von Preußen durch das russische Vorgehen versetzt worden, war bereits eine außerordentlich schwierige, und es konnte von einer Aufrechterhaltung der leopoldinischen Politik in der polnischen Frage wahrlich nicht mehr die Rede sein. Nach der Art, wie der alte Kaunitz die erste Nachricht von dem Einmarsch der Russen aufnahm, scheint es auch, daß wenigstens er auf eine neue polnische Erwerbung hinzielte.*)

Aber Spielmanns Gedanken waren anderer Art. Es wird schwer zu entscheiden sein, auf welche Quelle die Idee, in den diplomatischen Brei jener Tage nun noch eine dritte schwerwiegende Frage hineinzuwerfen, zurückzuführen ist. Nichts ist mißlicher, als die Genesis derartiger Projecte nachzuweisen. Schon vor dem Gedankenaustausch zwischen Schulenburg und Spielmann hat der russische Gesandte Rasumowski den bayrischen Tausch Ph. Cobenzl gegenüber zur Sprache gebracht. Der jetzige Augenblick, hatte er gemeint, sei vielleicht dafür günstig. Cobenzl hatte bezweifelt, daß Preußen eine einseitige Vergrößerung Oesterreichs zugeben würde. Rasumowski hatte entgegnet, daß Preußen vielleicht zu gewinnen sei, wenn man ihm ebenfalls einen Vortheil zuwiese; und er hatte von Danzig und Thorn gesprochen, als Cobenzl ihn fragte, wo denn eine solche Entschädigung für Preußen zu finden sei. Der König habe ja stets nach diesen Städten Verlangen getragen. Als Cobenzl dann ihn wiederum fragte, ob die Kaiserin Katharina eine solche Erwerbung Preußens dulden würde, hatte Rasumowski gemeint, daß dann freilich auch Rußland einen Landerwerb begehren müsse; und zwar könnte ein solcher Erwerb nur in Polen gefunden werden. Der andere hatte

*) S. Vivenot, a. a. O. II, 47.

sich begnügt, darauf aufmerksam zu machen, daß es für solche Erwerbungen — es war die Ukraine genannt — Rußland an einem Rechtstitel fehlen würde. Rasumowski aber hatte entgegnet, dieser würde sich schon in den russischen Archiven finden und vielleicht sei auch eine der polnischen Parteien zu einer freiwilligen Abtretung bereit.*) Es scheint, daß man in Berlin von dieser Unterredung Kenntniß erhielt, und daß daraufhin Schulenburg seine vertrauliche Mittheilung an Spielmann gelangen ließ: bei den Beziehungen, die damals doch schon zwischen Preußen und Rußland bestanden, würde es z. B. nichts Auffallendes haben, wenn der russische Gesandte etwa seinem preußischen Collegen die Unterhaltung mitgetheilt, ja, wenn ein gewisses Einverständniß auch hinsichtlich der Behandlung Oesterreichs zwischen Rußland und Preußen bestanden hätte. Aber es gab auch noch andere Wege, auf denen dies Gespräch in Berlin bekannt werden konnte: das Auffangen von Depeschen war damals eine leidige und die Geschäfte nur zu oft verwirrende Gewohnheit aller Cabinete.

Alvensleben behauptete jedenfalls später ausdrücklich: der bayrische Tausch sei von Schulenburg selbst zuerst auf's Tapet gebracht worden. Und wenn dies nach dem Inhalt der von Vivenot veröffentlichten Briefe in den Verhandlungen zwischen Spielmann und ihm auch nicht der Fall gewesen, so wäre es doch immerhin möglich, daß er gegen andere Personen Andeutungen dieser Art fallen gelassen hat, und daß Spielmann hiervon unterrichtet gewesen ist. Es fällt für eine solche Annahme in's Gewicht, daß Schulenburg selbst erklärt, der bayrische Tausch sei ihm von vornherein als die beste Entschädigung für Oesterreich erschienen. Ein innerer Zusammenhang zwischen Rasumowski's Aeußerung und der Correspondenz zwischen Schulenburg und Spielmann wird jedenfalls bestanden haben.

Andererseits soll es nicht verschwiegen werden, daß in einer für die Conferenzmitglieder bestimmten Vorlage der Staatskanzlei bereits unter dem 12. Januar der Gedanke aufgetaucht war, gelegentlich der Entschädigungsfrage den bayrischen Austausch durchzusetzen.**) Man kann

*) S. Sybel a. a. O. I, 480 f. Nach Sybels zweiter Auflage (I, 495) fand die Unterredung nicht zwischen Cobenzl und Rasumowski, sondern zwischen Spielmann und ihm statt. Möglich ist es, daß zwei verschiedene Unterredungen gemeint sind.

**) S. Vivenot a. a. O. I, 340.

aber wohl mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß Kaiser Leopold, an dem doch die Entscheidung hing, niemals einen solchen Gedanken acceptirt haben würde. Und die Conferenz ging mit keiner Sylbe auf diesen Vorschlag ein, hatte vielmehr unter dem 17. Januar beschlossen, eine Entschädigungsforderung überhaupt nur in dem Falle zu stellen, daß von Preußen ein solcher Anspruch erhoben werden sollte. Vergleicht man die Vorlage vom 12. Januar mit den Ausarbeitungen Spielmanns aus dieser Zeit, und namentlich mit der an Reuß gerichteten Note vom 25. Januar, so wird es wahrscheinlich, daß auch diese Vorlage aus der Feder Spielmanns stammt, und daß wir es hier deßhalb mit einer persönlichen Idee desselben zu thun haben. Die Conferenz war nicht darauf eingegangen, ohne die Frage gleichwohl ein für alle Mal abzuthun. Spielmann wird schwerlich ganz auf seinen Gedanken verzichtet haben, und aus dem Gesichtskreis der österreichischen Staatsmänner wird derselbe nicht wieder ganz verschwunden sein: die Wiener Regierungskreise pflegten allzeit eine große Menge von solchen eventuellen Gedanken und Halbgedanken zu nähren, die die größte Confusion in die Behandlung der Geschäfte wie in die Geschichtsbücher gebracht haben. Es erscheint deßhalb die Hypothese doch auch als nicht zu gewagt, daß die russische und preußische Diplomatie von solchen, wenn auch noch ganz vagen Projecten Kunde erhielt, und daß erst daraufhin Rasumowski sondirte, Schulenburg die geheime Verhandlung mit Spielmann anknüpfte und mit Vorschlägen hervortrat, von denen er recht gut wissen konnte, wie Spielmann sie beantworten mußte, wenn er aufrichtig war. Es ist jedoch leicht möglich, daß auch jener erste Gedanke Spielmann von Außen eingegeben ist. Wir sollten denken, daß er zu wenig Initiative und Productivität besaß, als daß man ihm ohne zwingende Gründe die Autorschaft in letzter Instanz zuschreiben könnte.

Schulenburgs Wurf ist jedenfalls geglückt. Nach seiner Privatüberzeugung wenigstens, fährt Spielmann in dem Briefe vom 29. Mai fort, sähe er zur Ausführung der von Schulenburg ihm mitgetheilten Absichten keine andere Möglichkeit als jenen Plan, dessen Hauptbasis in einem Austausch der österreichischen Niederlande gegen Bayern einschließlich der Oberpfalz bestände. „Ich weiß gar wohl, welches Anathema auf diese Idee unter dem Ministerium des Grafen von Hertzberg in Berlin gelegt worden ist; ich bin überzeugt, daß diese Idee eine Chimäre bleiben wird und muß, wenn sie, wider alle bessere Ver-

muthung, von dem gegenwärtigen königlichen Ministerio mit der Hertzberg'schen Brille gesehen und betrachtet werden sollte; ich bin aber auch fest überzeugt, daß die dermaligen Umstände gegen die vorigen, und die dermaligen Verhältnisse gegen die ehemaligen sich so wesentlich abgeändert haben, daß nach meinem Vertrauen auf die Einsicht, Billigkeit und Rechtschaffenheit des Herrn Grafen von Schulenburg vielleicht nur ein halber Tag erforderlich sein dürfte, um in einer mündlichen Unterredung volle beiderseitige Ueberzeugung zu wirken, daß dieser Austausch zum überwiegenden Vortheil des Hauses Pfalzbayern, zu keinem wesentlichen Nachtheil des königlich preußischen Hofes gereichet, daß wir bei selbem in aller Rücksicht verlieren und nur das einzige „bénéfice d'arrondissement" gewinnen; daß dieses „bénéfice" durch das gegenwärtige arrondissement des dortigen Hofes vollkommen compensirt wird."*) Das gesonderte Vorgehen der beiden deutschen Mächte ohne und im Gegensatz zu Rußland widerrieth Spielmann. Wie es nicht wahrscheinlich ist, daß es Schulenburg mit diesem Vorschlage ernst gewesen, so wollte der Staatsreferendar auf einen Plan nicht eingehen, der den letzten Oesterreich und Rußland verbindenden Faden zerreißen mußte. Er glaube den Charakter Katharina's hinlänglich zu kennen, schrieb er, um zu wissen, daß ein solches Vorgehen die Kaiserin im höchsten Grade reizen und ihren Unwillen gegen — Preußen von Neuem wieder anfachen werde. Am besten sei es, der Kaiserin den ganzen Plan mitzutheilen und ihre Zustimmung zu erbitten. Dies seien seine freimüthigen Gedanken; er werde sie weiter entwickeln, wenn Graf Schulenburg sich über die quaestio an wie über das quale et quantum des preußischen Looses geäußert habe. „Haben diese meine vorläufigen Privatgedanken keinen anderen Werth, so haben sie gewiß wenigstens jenen einer geraden, redlichen Offenherzigkeit. Ich füge nur noch meine herzliche Empfehlung an den würdigen Herrn General von Bischofswerder und zugleich die Bitte bei, daß Ew. fürstl. Gnaden dem Grafen von Schulenburg den wahrhaft empfundenen hohen Werth des mir geschenkten persönlichen Vertrauens und meinen innigsten Wunsch, dieses Vertrauen immer mehr zu verdienen, nachdrucksamst bestätigen wollen."**)

Unter dem 4. Juni läßt dann Schulenburg durch Reuß Spielmann für seinen Brief danken. „So aufrichtig", sagte der preußische Minister an Reuß, „haben wohl noch nie Minister zweier Höfe gegen-

*) S. Vivenot, a. a. O. II, 65.
**) S. Vivenot, a. a. O. II, 67.

einander gehandelt; so muß es aber auch sein, wenn wir gute Sachen machen wollen, und so wollen wir auch gegen einander bleiben." Spielmanns Auseinandersetzungen seien vortrefflich. Er sei vollkommen damit einverstanden, daß der bayrische Tausch die einzige für Oesterreich passende Entschädigung bilde. Er habe gleich von vornherein — es ist dies die oben schon citirte Aeußerung — die Sache so angesehen. Da sich jetzt die Aussicht darbiete, Preußen durch Arrondirung zu kräftigen, trete er vorläufig diesem Plane völlig bei. Auch er sei überzeugt, daß durch offenherziges Aussprechen bei der projectirten Zusammenkunft der Monarchen dieser ganze Plan in wenigen Stunden festgesetzt werden könne. Was das quale anbelange, so gingen die preußischen Absichten auf denjenigen Theil von Polen, der zwischen Schlesien und Preußen liege. Das quantum müsse von den russischen Forderungen abhängen. Uebrigens glaube er, daß der Kurfürst von Bayern auf den Tausch nur dann eingehen werde, wenn ihm eine Vermehrung seiner Einkünfte zu Theil würde, und daß man ihn deßhalb leichter dazu bringen könne, wenn den Niederlanden noch ein Stück vom Hennegau oder etwas der Art hinzugefügt würde.*)

Unter dem 9. Juni meldete Reuß dann dem Staatsreferendar noch weiter, daß Schulenburg seinem König von den „Aeußerungen" Spielmanns Mittheilung gemacht und die völlige Billigung der Schulenburgischen Rückäußerung erhalten habe. Der König habe nur bemerkt, daß er sich dem Herzog von Zweibrücken gegenüber auf seine bons offices beschränken müsse. „Ernst oder Zwang zu gebrauchen könne er sich nicht entschließen, indem er sein ehemals gegebenes Wort nicht brechen könne." Rußlands Zustimmung glaube Schulenburg sicher zu sein.**) Er wünsche daher, daß Spielmann diese wichtige Sache je eher je lieber

*) Vivenot, a. a. O. II, S. 80 f.

**) Diese Worte zeigen, daß ein Zusammenhang zwischen den Aeußerungen Rasumowski's und der Schulenburg'schen Correspondenz mit Spielmann bestand, und daß Preußen sich mit Rußland über den bayrischen Tausch bereits geeinigt hatte. Die seit Spielmanns Brief vom 29. Mai verflossene Zeit war natürlich viel zu kurz, als daß man in der Zwischenzeit über diesen Gegenstand eine Mittheilung an das russische Cabinet hätte machen und eine Rückantwort empfangen können, so daß es in hohem Grade wahrscheinlich wird, daß diese Einigung schon stattgefunden hatte, ehe Schulenburg die Correspondenz mit Spielmann eröffnete. Mindestens muß der russische Gesandte über diese Frage instruirt gewesen sein, als Spielmanns entscheidender Brief vom 29. Mai in Berlin ankam.

„zur ministeriellen Sprache einleiten wolle, damit der Sache durch ein gemeinsames Vorgehen in Petersburg vorgearbeitet werden könne.“*)

Ein aus Ofen datirter Brief Spielmanns vom 22. Juni beschließt dann die Correspondenz. Er habe nunmehr, meldet er, den Fürsten Staatskanzler von Allem, was vorgegangen, in Kenntniß gesetzt und damit die Sache dem Wunsche Schulenburgs gemäß auf den ministeriellen Weg geleitet. Er sei von der innigsten Herzensfreude darüber erfüllt, daß Graf Schulenburg seine (Spielmanns) cordialen, aufrichtigen Aeußerungen seines Beifalls gewürdigt und mit gleicher Offenherzigkeit belohnt habe. Sobald er nach Wien komme, werde er nicht ermangeln, das Geschäft bestens zu betreiben. Er sei überzeugt, daß bei der bevorstehenden Zusammenkunft der beiden Monarchen Alles werde berichtigt werden. Welches Vergnügen werde es für ihn sein, alsdann die persönliche Bekanntschaft des Herrn Grafen machen und unter der Leitung eines so verehrungswürdigen Ministers zur Zustandebringung des wichtigen Geschäftes mit biederer Redlichkeit sein geringes Schärflein beitragen zu können. „Mit einem Wort“, hatte er im ursprünglichen Entwurf hinzugesetzt, „das Symbolum meines politischen Glaubens ist und wird, so lange ich lebe, sein: Alles leicht, wenn beide Höfe als wahre Brüder beisammen sind.“ Ueber die Schwierigkeiten gleitet Spielmann dabei mit Wiener Oberflächlichkeit hinweg. Eines Zwanges, meint er, werde es, wie Schulenburg selbst einsehen müsse, dem Herzog von Zweibrücken gegenüber nicht bedürfen. Es müsse leicht sein, demselben den Vortheil klar zu machen, der dem pfälzischen Hause aus dem Tausche erwachse. Auch habe er seinerseits nichts dagegen, wenn diesem noch eine Zuwage auf französische Unkosten zu Theil würde.**)

Wer staunt nicht über die Leichtfertigkeit dieses ganzes Handels? Man verwickelte Alles in wahrhaft erschreckender Weise. Alles blieb unbestimmt, Alles hing von der Größe der russischen Forderungen ab. Ueber das russische und preußische Quantum herrschte vollständigstes Dunkel. Ebenso unklar waren die Modalitäten des bayrischen Tausches, und der Weg, auf dem man zu einem solchen gelangen sollte. Garantien gegen eine Schwenkung der preußischen Politik hatte man keine: man begab sich in deren vollständigste Abhängigkeit. Hielt man doch nicht

*) Vivenot, a. a. O. II, 89.
**) Vivenot, a. a. O. II, S. 110 f.

einmal den Brief eines preußischen Diplomaten in Händen: die Correspondenz war nur zwischen zwei österreichischen Staatsmännern geführt worden, von denen der eine sich lediglich auf preußische Aufträge berufen konnte.

Erledigt war freilich die Sache durch die zwei Briefe Spielmanns und die drei im Auftrage Schulenburgs geschriebenen Briefe des Fürsten Reuß bei weitem nicht. Es wäre dies in keinem Lande der Welt der Fall gewesen. Vor allem waren die Einzelbestimmungen, auf die es bei einer solchen schwierigen Sache ankommen mußte, in keiner Weise geregelt worden. Selbst der dem Plan sehr geneigte Vicekanzler Cobenzl wollte in dem ganzen Briefwechsel lediglich eine „Sondirung" des preußischen Cabinets erblicken. Er schreibt noch am 2. Juli an seinen Petersburger Vetter: „Bishero ist Alles nur ein vorher erst entstandener Gedanke." Die eigentlichen Schwierigkeiten waren eben erst noch zu lösen, und man verschob diese Lösung mit österreichischem Optimismus und österreichischer — Gemüthlichkeit auf die Entrevue der beiden Monarchen. In der durch die persönliche Berührung bewirkten gegenseitigen Gemüthsstimmung hoffte man die richtige Lösung leicht zu finden und Alles im Sturm zu Ende zu führen. Aber selbst wenn der Plan schon weit mehr aus dem Nebelhaften herausgetreten wäre und zu einem concreteren Kern sich verdichtet hätte, würde das Ganze damit noch lange nicht erledigt gewesen sein. Alles was bisher geschehen war, trug doch lediglich einen officiösen Charakter. Die Staatskanzlei als solche hatte noch keinen Schritt gethan. Und nicht einmal bei dieser stand die letzte Entscheidung. Formell stand dieselbe in Oesterreich nicht bei einem Gesammtministerium — denn ein solches gab es nicht —, sondern, von dem Kaiser abgesehen, bei der aus den Großwürdenträgern zusammengesetzten Ministerialconferenz, in der der oligarchische Charakter des österreichischen Staates seit dem 17. Jahrhundert seinen prägnantesten Ausdruck gefunden hatte. Sie wurde von den Spitzen der verschiedenen Behörden gebildet. Kaunitz scheint nicht mehr persönlich in ihr erschienen zu sein. Wir irren aber wohl nicht, wenn wir annehmen, daß sein Einfluß gerade hier noch immer der durchschlagende war. Die Entscheidungen dieser Conferenz wurden dem Monarchen dann zur Sanction vorgelegt.

Daß dieser Spielmanns Plane günstig gestimmt war, unterlag keinem Zweifel. Aber es mußte bei Franzens Persönlichkeit doch sehr fraglich sein, ob er dem Veto der Ministerialconferenz gegenüber daran festhalten werde.

Die Mehrheit derselben dachte ganz anders als Spielmann. Und hinter ihr stand der alte Kaunitz, der sich mit der größten Entschiedenheit widersetzte. Zunächst wurde die gereizte Antwort des Fürsten allerdings durch das Gefühl der Kränkung dictirt, das er bei den hinter seinem Rücken geführten Verhandlungen empfand; und sein Widerwille gegen dies preußische Bündniß wird ebenfalls mitgespielt haben. Wir vermögen seine jetzige Entrüstung über das Polen zuzufügende Unrecht nicht hoch anzuschlagen. Immerhin hatte sich aber Kaunitz, trotz aller Mängel, seinen klaren Blick und das durch eine fünfzigjährige Praxis geschulte Urtheil bewahrt. Seine Einwendungen gegen das Spielmann'sche Project sind der Hauptsache nach durchaus begründet. Er meinte, die Einwilligung Bayerns und der sämmtlichen bayrischen Agnaten sei mindestens zweifelhaft, und es bestehe deshalb durchaus keine Reciprocität in den „Ausführungsmitteln" des Schulenburg-Spielmann'schen Planes. Denn der bayrische Tausch hänge von dem guten Willen der Wittelsbacher und dem doch immer zweifelhaften Ausgang weitläufiger Negociationen ab. Preußen könne sich dagegen im Einverständniß mit Rußland jeden Augenblick in den Besitz seiner polnischen Erwerbungen setzen, ohne daß Oesterreich es zu hindern im Stande wäre. Die ausdrückliche Ausschließung jedes Zwangsmittels gegen Bayern sei Angesichts des weiten Gewissens, das man Polen gegenüber zeige, bedenklich und nichts Gutes versprechend. Auch würde der Tauschplan bei den Seemächten, denen gegenüber man erst soeben auf einen solchen feierlich verzichtet, Widerspruch erregen, da es denselben nicht gleichgültig sein könne, ob in den Niederlanden ein schwacher oder ein mächtiger Souverain regiere, der die Revolution von diesem Lande und dadurch auch von Holland abhalte. Uebrigens hält es auch Kaunitz damals noch für höchst zweifelhaft, ob sich Rußland wirklich ein Stück von Polen anzueignen beabsichtige, und bezeichnet deshalb den Schulenburgischen Vorschlag als einen auf eine pure Supposition gegründeten. Man solle den ganzen Plan fallen lassen, weil aus einer schlechten Sache nimmermehr etwas Gutes entstehen könne. Seine einzige Hoffnung liege darin, daß die Sache so chimärisch sei, daß nichts daraus werden könne. Man solle sich deshalb nicht zu weit einlassen, um sich

nicht eben so unnütz als verkleinerlich zu compromittiren. Von dem Kaiser hänge die Entscheidung dieser Frage ab. Er aber müsse sich erbitten, an dem ganzen Geschäft keinen Antheil nehmen zu dürfen, um nicht gegen seine Ueberzeugung durch einen solchen Schritt sein Ministerium zu beendigen.

Sofort lenkte König Franz in einem entschuldigenden Billet ein, Schulenburg habe ja nur en particulier an Spielmann geschrieben und dieser ebenso geantwortet. Er wisse wohl, daß die Sache viele und große Ueberlegung erfordere und ebenso viel Vorsicht. Er sei weit entfernt, hierin voreilig zu Werke zu gehen, oder sich in etwas einzulassen, was seiner Ehre nachtheilig oder von übelen Folgen sein könnte.*)

Nicht glücklicher waren Spielmann und Ph. Cobenzl bei der Mehrheit der übrigen Großwürdenträger. Die Sache kam nicht weiter. Man verschob die entscheidende Ministerialconferenz ebenfalls auf die Kaiserreise nach Frankfurt. Erst unmittelbar vor dem Zusammentreffen mit den Preußen wollte man über die diesen zu gebenden Erklärungen schlüssig werden.

In der ersten Hälfte des Juli begab sich der König Franz, nachdem er sich zum König von Ungarn hatte krönen lassen, nach Frankfurt. Am Abend des 11. langte er dort an. Obwohl er incognito reiste, hatte sich doch eine große Menge Volks vor dem Stadtthore versammelt, um den König zu seinem Absteigequartier, dem Braunfels, zu begleiten. Am 12. begab sich Franz unter den herkömmlichen Feierlichkeiten nach dem Dom, um dort die Wahlcapitulation zu beschwören. Am 13. empfing er die Besuche der geistlichen Kurfürsten. Am 14. erfolgte die Krönung in ihrem tiefsinnigen Ceremoniell und mit all' ihren altherkömmlichen Gebräuchen; der junge Herrscher unterzog sich den dabei üblichen Handlungen mit einer heiteren und gefälligen Laune, die, wie Ph. Cobenzl bemerkt, den ungeheuchelten Enthusiasmus noch vermehrte, der bei Hohen und Niederen für den neuen Kaiser herrschte: „Nun ist das Werk gänzlich vollendet," schreibt Bartenstein an Kaunitz, „gestern wurde unser theuerster Monarch als Kaiser gekrönt: von dem Jubel und Freudengeschrei von allen Gattungen der Menschen ertönte die ganze Luft." Es ist sehr wohlfeil, solche Festlichkeiten lächerlich zu machen,

*) Das Schreiben des Königs wie das vorhergehende Gutachten von Kaunitz bei Vivenot a. a. O. II, S. 114—116.

wie dies im vorigen Jahrhundert bei Dingen solcher Art vielfach gebräuchlich war. Der blasirte Ritter von Lang hat in diesem Sinne über die letzte Krönung geschrieben. Liest man aber die gleichzeitigen Schilderungen, so erhält man auch bei dieser Krönung den Eindruck, daß die altehrwürdige Feierlichkeit noch nicht ihre Bedeutung für unser nationales Leben verloren hatte. Göthe hatte sie in ihrer ganzen Tiefe erfaßt; es redet aus seinen Jugendeindrücken die Frankfurter Volksauffassung, d. h. jene Volksauffassung im eigentlichen Reiche, der sich auch Kaiser Joseph seiner Zeit nicht zu entziehen vermochte.*) Ob es aber wohl Jemand unter den jetzt bei der Krönung vom 14. Juli 1792 Anwesenden gab, der eine Ahnung davon hatte, daß an diesem Tage der letzte römische Kaiser deutscher Nation gekrönt wurde?

Nach zwei Tagen der Erholung trat unter dem Eindruck des Krönungsjubels am 17. Juli die Ministerialconferenz in Frankfurt zusammen. Die Ansichten standen sich hier schroff gegenüber. Der Feldmarschall Lacy meinte, die Kriegsentschädigungsfrage sei ein von dem Tauschproject gänzlich verschiedener Gegenstand. Wenn der Krieg einen günstigen Ausgang nehme, so werde Niemand als Frankreich für die Unkosten aufzukommen haben. Was aber den Tausch anbelange, so überwögen die gesammten Niederlande in jedem Betracht den Werth Bayerns. Er müsse deßhalb der Ansicht sein, daß Preußen den bayrischen Landen noch die fränkischen Markgrafschaften hinzufügen müsse, und dafür durch eine Erwerbung in Polen und vielleicht auch mit einem Theil des Herzogthums Berg entschädigt werden könne. Bei der bevorstehenden Zusammenkunft dürfe seines Erachtens von der Sache keine Rede sein. Man müsse erst sehen, welche Wendung der Krieg nehme, und was die anderen Höfe dazu sagten. Fürst Rosenberg und Graf Colloredo-Wallsee fielen Lacy im Wesentlichen bei. Der Augenblick sei keineswegs für solche Verhandlungen geeignet. Da die Sache aber nun einmal nicht mehr res integra sei, so dürfe man sich wenigstens, ohne der Zustimmung Englands sicher zu sein, nicht weiter vorwagen. Auch darin sei man mit Graf Lacy vollkommen einverstanden, daß die Entschädigung und der Austausch zwei ganz verschiedene Gegenstände seien, die nicht mit einander confundirt werden dürften, und es sei deßhalb

*) S. die gelegentlich seiner Krönung zum römischen König 1764 an seine Mutter geschriebenen Briefe bei Arneth. Maria Theresia und Joseph II. Bd. I, 40 ff. Bekanntlich bezieht sich die Schilderung in Göthe's Wahrheit und Dichtung auf eben diese selbe Krönung Joseph's von 1764.

nöthig, dem preußischen Hof deutlich zu erklären, „daß eine einseitige Vergrößerung niemals zugegeben werden könne, weil es eine sonnenklare Wahrheit ist, daß eine dergleichen Vergrößerung an Land und Leuten weder durch französisches Geld, noch durch die so sehr erhobenen Vortheile des Austausches gleichgemacht werden könnte, sondern einen incalculablen Schaden und die Verkleinerung der österreichischen Macht nach sich ziehen würde."*)

Wir erkennen deutlich die Grundverschiedenheit des Standpunktes. Lacy, Rosenberg und Colloredo sind nicht minder als Kaunitz die Vertreter des alten Oesterreichs. Sie sind nicht gerade gegen den Austausch. Dieser soll aber nicht ein Aequivalent für einen neuen preußischen Erwerb in Polen sein. Die Kriegskostenentschädigung soll davon völlig getrennt und von Frankreich geleistet werden. Auch will man, um von Preußen nicht abhängig zu werden, nur mit Englands Zustimmung auf den ganzen Plan eingehen. Spielmann und Cobenzl hatten dagegen nur die durch die preußische Allianz gegebene günstige Gelegenheit für den Tausch im Auge, und betrachteten diesen als einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit, daß Oesterreich dabei nicht nur über eine Einbuße von 2 bis 3 Millionen Gulden hinwegsehen, sondern sie auch durch seine Einwilligung zu einer erheblichen preußischen Erwerbung erkaufen dürfe. Der letztere Standpunkt entsprach allerdings dem österreichisch-preußischen Machtverhältniß besser. Der erstere aber wahrte allein die Würde Oesterreichs und entspricht allein dem Instinct des gesunden Menschenverstandes. Im Grunde hatte der factisch allerdings nicht zu überwältigende Widerstand Preußens gegen den Tausch doch auf einer Ueberhebung beruht: man hatte diesen Gesichtspunkt zu Kaiser Josephs Zeiten stets festgehalten. Auch hatte der bayrische Tausch eine Art Ersatz für den Verlust Schlesiens bilden sollen. In beiden Beziehungen war es ein Abfall von den Erinnerungen der theresianischen Zeit, wenn man nun wiederum durch eine neue Erwerbung Preußens diesen selben Austausch erkaufen wollte. War doch bei der aggressiven Natur des preußischen Staates eine preußische Erwerbung selbst dann zu fürchten, wenn das defensive Oesterreich sich genau ebenso vergrößerte. Hatte doch Preußen erst eben in den Markgrafschaften eine sehr wichtige Erwerbung gemacht. War doch die bei Kaunitz seiner Zeit immer

*) S. die Separat-Vota Lacy's, Rosenbergs und Colloredo's bei Vivenot a. a. O. II, S. 141 f.

wiederkehrende Furcht vor weiteren Erwerbungen Preußens einer der Gründe des siebenjährigen Krieges gewesen. Aber auch der einfache gesunde Menschenverstand mußte sich sagen, daß es ein Act der höchsten Thorheit sei, wenn man das Unternehmen, in das man eintreten wollte, mit der polnischen und mit der bayrisch-belgischen Frage verquickte.

Die Entscheidung des Kaisers lautete: „In Ansehung des Vertausches der Niederlande gegen Bayern ist sich bevor der Einwilligung der anderen Höfe, besonders jenes von England, zu versichern, bei dem mindesten sich äußernden Anstande, der Folgen wegen aber von dieser Unternehmung abzustehen. Was die Entschädigung der Kriegsunkosten betrifft, so ist zum Grunde anzunehmen, daß solche immer mit jenen von Preußen gleich kämen." Die Meinung des Kaisers ist also, daß man sich mit Preußen erst dann einlassen solle, wenn man sich der Einwilligung aller dabei in Betracht kommenden Höfe vergewissert habe. Und auch er ist der Ansicht, daß die Kriegskosten-Entschädigung ein davon getrennt zu haltender Gegenstand sein müsse. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß es Colloredo gewesen ist, der die kaiserliche Entscheidung eingegeben hat.

Durch dieselbe ward Dasjenige vollständig über den Haufen geworfen, was das Protokoll vom 17.*) etwas voreilig als die „geschöpfte" Allerhöchste Entschließung bezeichnet hatte. Dies Protokoll aber wurde dennoch nicht umgearbeitet und hat bei den nachherigen Verhandlungen mit Preußen die beiden Unterhändler dann offenbar doch zum guten Theile geleitet. Wir müssen dessen Inhalt hier deßhalb wiedergeben, wenn wir die nun folgenden Begebenheiten verstehen wollen. Es wird in dem Protokoll ausdrücklich gesagt, daß bei der Entrevue die Tausch-Angelegenheit zur Sprache, und points fixes darüber zu Papier gebracht werden sollten. Die Verhandlungen zu München, Zweibrücken und London sollten nicht vorhergehen, sondern nachfolgen. Mit dem preußischen Hofe sollte vereinbart werden, wann und wie die Anträge angebracht werden sollten. Gleich als wäre es darauf abgesehen, Oesterreich ganz in Preußens Hände zu geben, sollten die Verhandlungen mit dem Zweibrücker Hofe Preußen allein überlassen werden. Der bayrische

*) S. dasselbe bei Vivenot a. a. O. II, S. 132 ff. Die kaiserliche Entscheidung ist dem Protokoll angehängt. Daß ein directer Widerspruch zwischen dem Protokoll und der kaiserlichen Entschließung besteht, kann wohl nicht bestritten werden. Wir wissen uns denselben nur so wie es in dem Texte geschieht, zu erklären. Man sieht, wie der Kaiser schwankte.

Tausch, hieß es, müsse an und für sich als das summum bonum der österreichischen Monarchie angesehen werden. Auf Lacy's Votum nahm das Protokoll etwas mehr Rücksicht, da dieser an der Mainzer Conferenz mit theilnehmen sollte. Aber es eignete sich von diesem gerade dasjenige an, was nur dazu dienen konnte, eine schon so überaus verwickelte Sache noch mehr zu compliciren. Nicht davon ging das Protokoll in erster Reihe aus, daß Oesterreich außer dem Tausche einen dem preußischen gleichen Erwerb machen müsse — es ist von einem solchen Wunsche nur nebenbei die Rede —, sondern von dem davon durchaus verschiedenen Gedanken, daß der Austausch an sich für Oesterreich der 2 bis 3 Millionen Gulden wegen, die es dabei an Einkünften verliere, ein schlechtes Geschäft sei. Die Traditionen der vergangenen Jahrzehnte bildeten die Brücke, da man damals Luxemburg und Namur bei dem Tausch gegen das bayrische Ländergebiet hatte zurückbehalten wollen. Die Folge dieses Gedankenganges ist aber gewesen, daß man, so lange Cobenzl und Spielmann am Ruder blieben, beständig den Ersatz für den Minderwerth Bayerns mit der Oesterreich gebührenden Neuerwerbung confundirte, oder richtiger gesagt, daß diese letztere beständig als ein Appendix der ersteren aufgeführt wird. Als Compensationsobject schlug man wirklich, wie Lacy es wollte, die fränkischen Markgrafschaften vor. Stehe dies nicht zu erreichen, so solle man wenigstens nach einem Aequivalent dafür streben: eine bloß theilweise Abtretung der Markgrafschaften, die Uebernahme der bayrischen Schulden durch Kurpfalz, die Bezahlung der Kriegskosten durch Frankreich, das dafür eine Realhypothek bestellen sollte, werden eventuell „in absteigender Gradation" vorgeschlagen. Was die Markgrafschaften betraf, so fühlte man sehr wohl, daß Preußen nur schwer auf diese Sache eingehen würde, und glaubte sie durch Gegenconcessionen annehmbarer machen zu sollen. War hier aber schon Lacy unklar geworden, so ist es vollendes unklar gedacht, wenn das Protokoll sagt, Preußen solle durch das, nota bene Kurpfalz und nicht Oesterreich gehörende Herzogthum Berg, eventuell durch das österreichische Geldern, eventualissime durch einen Vortheil bei dem Rückfall der Lausitz entschädigt werden; und wenn es dann in omnem eventum eine Vergrößerung der beabsichtigten polnischen Erwerbung vorgeschlagen wissen will. Könne man keinerlei Zuwage durchsetzen, so solle man den Tausch pure et simpliciter annehmen. Würde die polnische Erwerbung und der bayrische Tausch beide zu Wasser, so müsse man auf Zahlung der Kriegs-

losten durch Frankreich und auf eine Realhypothek zurückkommen. Vergrößere sich aber Preußen in Polen, ohne daß aus dem Tausch etwas werde, so müsse Oesterreich durch eine Erweiterung seiner niederländischen Grenzen, eventuell aber durch den Elsaß entschädigt werden. Hierüber könnten allerdings nur vorläufige Verabredungen getroffen werden. Man müsse jedoch ein eventuelles Surrogat für den bayrischen Tausch zu einer conditio sine qua non der preußischen Erwerbungen machen. Das wunderliche Schriftstück zeigt recht deutlich, wie wenig die österreichische Diplomatie jener Tage auf der Höhe der Situation stand und wie veraltet die Gleise waren, in denen sie sich bewegte. Jedes Wort beinahe trägt den Stempel der echtesten Zopfzeit, und es kann nicht Wunder nehmen, daß man auf diesem Wege eine Concurrenz mit den übrigen Mächten nicht zu halten vermochte. Nur in sittlicher Beziehung standen auch diese österreichischen Staatsmänner noch immer höher als ihre continentalen Collegen: von einer eventuellen Erwerbung in Polen war in dem Protokoll absichtlich keine Rede, weil man sich, wie aus der Beilage hervorgeht, einer solchen doch noch immer schämte.

Am 19. Juli fand in Mainz die verabredete Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm statt. Es ist bekannt, welche glänzende Feste dabei jene alte Bischofsstadt sah, von der zu Zeiten Ludwigs des Deutschen die Gründung des ostfränkischen und damit des deutschen Reiches gewissermaßen ausgegangen war, und die jetzt in wenigen Monaten die französischen Sanscülotten in ihren Mauern beherbergen sollte. Es sei gewesen, meint Sybel nicht mit Unrecht, als wenn das alte Reich auf seinem ursprünglichen und classischen Boden noch einmal vor dem Beginn des Todeskampfes alle Reste seiner Pracht entfalten sollte. Dreihundert Kanonenschüsse empfingen den Kaiser. Militair und Bürgerschaft bildeten Spalier. Kinder streuten Blumen auf den Weg. Die Hoftafel zählte zweihundert Couverts. Der Umzug des Kaisers durch die illuminirte Stadt dauerte bis 1 Uhr Nachts; eine außerordentliche Menge von Wagen begleitete ihn. Noch prächtiger war am folgenden Tage die Beleuchtung der Favorite und ihres an den Rhein stoßenden Gartens. Mit unzähligen Lämpchen gezierte Yachten fuhren auf dem Rhein auf und ab. Bartenstein meinte, er habe in seinem Leben keine schönere Illumination gesehen; man werde auch nicht so leicht eine Epoche finden, wo so viele große Herren und wichtige Staatsmänner versammelt gewesen seien. Man wird beinahe an das

gelegentlich der Schwertleite Heinrichs VI von Kaiser Barbarossa in jenem selben Mainz gegebene Fest erinnert, wenn man liest, daß über fünfzig fürstliche Personen, gegen hundert Grafen und Marquis in Mainz anwesend waren. Kurfürst Friedrich Karl war hoch erfreut über die ihm zu Theil werdende Ehre. Wir werden ihn uns lebhaft vorstellen können, wie er des Tages zehn bis zwölf Mal die breiten Stiegen seines Schlosses auf und ab steigt und dabei trotz seiner 74 Jahre keine Ermüdung fühlt.*)

Inmitten aller dieser Hoffestlichkeiten bereiteten sich aber die verhängnißvollsten Dinge vor. Das vielberufene Manifest des Herzogs von Braunschweig verdankt diesen Tagen seine Entstehung: es ist höchst merkwürdig, daß dasselbe unter der ungeschickten Feder eines Emigranten einen Wortlaut erhielt, der ungefähr das Gegentheil von dem besagte, was der vorsichtige Abgesandte Ludwigs XVI**) zu sagen gerathen hatte. Nicht mit Unrecht meint Sybel, man hätte das französische Volk darüber beruhigen sollen, daß ihm gewisse Errungenschaften, wie namentlich die Aufhebung der Zehnten und gutsherrlichen Lasten, nicht wieder genommen werden sollten. Wenn die Mächte sich aber um die Verfassungsfragen zunächst nicht kümmern wollten, so führte das natürlich dahin, daß man auf die inneren französischen Angelegenheiten nicht einging. Da man aber doch auch wieder das Selbstbestimmungsrecht der Nation nicht geradezu anerkennen wollte, so kam man zu jenem unbestimmten Programm und jenen unbestimmten Drohungen, die gerade so überaus nachtheilig gewirkt haben.

Weit verhängnißvoller aber noch waren die Verhandlungen über die bayrische und polnische Frage. Schon dadurch war Oesterreich im entschiedensten Nachtheil, daß die Verhandlungen — Lacy war mit anwesend, trat aber ebensowenig als Braunschweig irgendwie hervor — durchaus in den Händen Spielmanns und Cobenzls lagen. Beide hatten sich persönlich in dieser Sache engagirt. Namentlich Spielmann war so weit gegangen, daß er sich nicht füglich jetzt zieren konnte, ohne den auf ihre norddeutsche Consequenz sich etwas zu gute thuenden Preußen

*) S. das Schreiben Bartensteins an Kaunitz vom 23. Juli bei Vivenot a. a. O. II, 153 f.

**) Mallet du Plan. Er gehörte zu den constitutionell Gesinnten und hat während des ganzen Revolutionskrieges eine Rolle gespielt. Noch 1797 stand er in geheimer Verbindung mit Oesterreich.

e bedenklichsten Waffen in die Hände zu geben. Allerdings war der ame des Kaisers bis jetzt in keiner Weise in diese Angelegenheit hinein zogen worden. Es lag auch noch keine Erklärung des österreichischen inisteriums vor. Man hatte es vollkommen in der Hand, die Sache zubrechen. Wenn man dies aber nicht klar und unumwunden that, war es wenigstens für Spielmann schwer, die österreichischen Forde- ngen höher zu spannen, als dies dem natürlichen Sinne seiner Schreiben tsprach. Ein fernerer Nachtheil lag für Oesterreich darin, daß über das uantum dessen, was Preußen in Polen erhalten sollte, nicht das eringste zwischen Schulenburg und Spielmann ausgemacht war. Nur rüber hatten sich die Beiden geeinigt, daß Oesterreich Bayern gegen e Niederlande solle eintauschen dürfen. Die Preußen hatten es aber ch vollkommen in der Hand, schon für den Tausch allein jede beliebige Gegenforderung zu stellen.

Anfangs umging man die kitzliche Frage. In dem Protokoll der Conferenz vom 20. ist von vielen Dingen die Rede, aber mit keiner Sylbe von der preußischen Erwerbung in Polen oder dem bayrischen Tausche. Auch jetzt wieder beschäftigte man sich hauptsächlich mit den unglücklichen Emigranten; wie denn die Stellung zu ihnen in dieser Periode den österreichischen Staatsmännern weit mehr Kopfzerbrechen gemacht zu haben scheint, als die ganze Entschädigungsfrage. Von einem Reichskriege war gar keine Rede, obwohl man doch österreichischerseits am 17. Juli zu Frankfurt ausdrücklich beschlossen hatte, daß der Reichskrieg zu erklären und die Bewilligung außerordentlicher Römermonate zu beantragen sei.*) In Sachen der Kreisassociation war man, wie wir wissen, bereits thätig gewesen. Unter dem Drucke der preußischen Auffassung begnügte man sich aber in Mainz mit dem Beschlusse, daß die drei geistlichen Kurfürsten, nicht minder Zweibrücken, Baden und Darmstadt, zu einer Truppenhülfe von den beiden Mächten gemeinsam aufgefordert werden sollten, für die die betreffenden Staaten ebenfalls demnächst von Frankreich schadlos zu halten seien. Es sollten diese Truppen indessen nur dazu dienen, die Verbindung zwischen den verschiedenen Armeecorps zu unterhalten. Auch sollten sie ebenfalls unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig stehen. Das Princip der gesonderten landesfürstlichen Heerführung, das wir

*) Vivenot: a. a. O. II, 132.

noch zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges mit der Idee des Reichskrieges kämpfen sehen, hatte vollständig triumphirt.

Der einzige Fürst, der bis jetzt eine Truppenhülfe zugesagt hatte, war der Landgraf von Hessen-Kassel. Aber er begehrte dafür die seinem Hause einst von Karl VII, dem bayrischen Gegner Maria Thresia's, zugesicherte Kurwürde und daneben die Verpflegung seiner Truppen durch Preußen, ja den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte der Verbündeten für den Fall, daß der Herzog von Braunschweig zurücktreten sollte. Von der letzten Bedingung stand er dann freilich ab. Auch hat Hessen die Unterhaltung seiner Truppen bis Ende August unter der Voraussetzung späterer Entschädigung übernommen; Preußen hat ihm aber eine Schadloshaltung, wenn auch nicht gerade versprochen, so doch, insoweit dies bei ihm oder Oesterreich stand, in sichere Aussicht gestellt: es ist wunderbar genug, wie Preußen sich auch hierbei durchaus gerirt, als wenn ihm und nicht dem Kaiser in erster Reihe die Entscheidung solcher Fragen zustehe.

Als sich die Vertreter Oesterreichs und Preußens zu einer nachträglichen Conferenz am 21. noch einmal versammelten — ob Braunschweig und Lacy auch diesmal zugegen waren, ist nicht ersichtlich*) — hat man neben zwei anderen Gegenständen von untergeordneter Bedeutung auch über die hessische Sache gesprochen. Als vierter und letzter Gegenstand kam dann gleichsam im Auseinandergehen die Frage der s. g. Indemnisation zur Sprache. Auch hier wieder beherrscht durchaus der preußische Gedankengang die Verhandlungen. Schulenburg erkannte „auf das offenherzigste und bereitwilligste" an, „daß der Grundsatz einer vollkommenen Gleichheit der Vortheile beobachtet werden sollte, daß diese Gleichheit sowohl auf die Arrondirung, als auf den innern Werth der beiderseitigen Entschädigungsgegenstände den engsten Bezug haben müsse."**) Da sich auch Preußen durch die in Polen beabsichtigte Erwerbung in der allerglücklichsten Weise arrondirte, so wäre es die Consequenz dieses Satzes gewesen, wenn Oesterreich bei der Aufgabe der Niederlande mindestens soviel als Zuwage neben den doch nur einzutauschenden kurbayrischen Staaten erhalten hätte, als der „innere Werth" der polnischen Erwerbungen Preußens betrug. Hier handelte

*) Nach der Ueberschrift des Protokolls zu urtheilen, scheinen sie nicht zugegen gewesen zu sein.

**) S. Vivenot, a. a. O. II, S. 147.

es sich um merkliche Vergrößerungen, dort um einen bloßen Wechsel der Besitzungen. Die österreichischen Vertreter ließen indessen diesen Gesichtspunkt fast ganz aus dem Spiele. In der Hauptsache begnügen sie sich mit der Geltendmachung des finanziellen Verlustes bei einem Tausche zwischen Belgien und Bayern. Nur beiläufig ist als von einem zweiten Gesichtspunkt von den „reellen Vortheilen" die Rede, die Oesterreich zu Theil werden sollten.*) Schulenburg hob hervor, daß die Nähe der bayrischen Lande auch erhebliche Finanzvortheile für Oesterreich verspreche: trotzdem erkannte er an, daß die Billigkeit eine finanzielle Ausgleichung erfordere, und daß von einer preußischen Erwerbung in Polen auch dann keine Rede sein könne, wenn Oesterreich keinen Ersatz für seine finanziellen Verluste erhalte. In diesem Falle bliebe beiden Höfen nichts übrig, „als mit der französischen Geldentschädigung vorlieb zu nehmen und sich hinsichtlich derselben sicher zu stellen". Man kam auf die Art und Weise zu sprechen, wie eine solche Ausgleichung zu bewerkstelligen sei. Oesterreichischerseits wurden die fränkischen Markgrafschaften genannt, indem Cobenzl und Spielmann sich auch hier dem Gedankengange Lacy's anschlossen. Schulenburg entgegnete, der König lege einen besonderen Werth auf sie: sie seien das Stammland der Hohenzollern. Er verharrte aber, wie der österreichische Bericht behauptet, nicht „mit auffallendem Nachdrucke" bei diesem Punkte. Als die Oesterreicher auf seine Aufforderung hin es für unmöglich erklärten, eine andere Ausgleichung vorzuschlagen, und in Folge dessen meinten, daß man die ganze Sache fallen lassen müsse, brachte dann Schulenburg die Frage auf die Bahn, worin die preußische Erwerbung in Polen zu bestehen habe, wenn sie nicht bloß den schon bis dahin beabsichtigten Vortheil, sondern auch Ersatz für die Markgrafschaften bieten solle. Bei Untersuchung dieser Frage äußerte er hernach, daß in solchem Falle das Desiderium seines Hofes auf die Palatinate Posen, Kujawien und Kalisch ginge, nebst einem schmalen Striche von Siradien, welcher von dem Flüßchen Proszna durchschnitten wird und zur reinen Grenzabsonderung der preußischen Erwerbung unentbehrlich sein sollte. Die Folge hat gezeigt, daß die Wendung, die die Angelegenheit damit nahm, eine für Oesterreich wieder äußerst ungünstige war: das von diesem begehrte

*) Es scheint allerdings, daß man die Einnahmen aus den Markgrafschaften höher als den finanziellen Verlust veranschlagte, den Oesterreich bei dem Tausch erleiden mußte.

superplus ward umgekehrt die Brücke zu einer Steigerung der preußischen Forderungen.

Von beiden Seiten wurden die Aeußerungen des anderen Theils ad referendum genommen. Graf Schulenburg versprach, die Entschließung des Königs in Ansehung der Markgrafthümer einzuholen und durch den Fürsten Reuß mittheilen zu lassen. Man kam auch diesmal wieder überein, die weitere Behandlung des Gegenstandes „in den Ministerialweg einzuleiten.“*) Man trennte sich also im Wesentlichen — unverrichteter Sache. Von dem quomodo, heißt es in dem Bericht, habe um so weniger die Rede sein können, als die Zeit der Conferenz verstrichen gewesen sei. Nur soviel ward ausgemacht, daß Preußen die Gewinnung des Herzogs von Zweibrücken übernehmen, daß Kurfürst Karl Theodor den Königstitel und eine Vergrößerung Belgiens auf Kosten Frankreichs erhalten, und daß endlich auch England für diesen Plan gewonnen werden solle. Es war gerade genug, um Oesterreich trotz Allem zu engagiren. Und wie weit man sich dabei von der Entscheidung des Kaisers entfernte, beweisen die letzten Worte des Protokolls, wonach nicht abzusehen sein sollte, wie sich England „widersetzen wolle oder könne“, wenn die drei nordischen Mächte zusammenhielten.

Die Mainzer Conferenzen bezeichnen den vollständigen Sieg der preußischen Politik. Preußen und nicht Oesterreich als der Führer im Kriege gegen Frankreich, die Verdrängung der alten Reichspolitik durch das System der Particular-Interessen, nicht die leiseste Garantie für den bayrisch-belgischen Tausch und dennoch die bloße Gestattung desselben durch eine preußische Erwerbung bedenklichster Art erkauft: es ist klar, daß Schulenburg damit sehr zufrieden sein konnte. Es war wieder ein Augenblick von großer Verantwortlichkeit, wo Kaiser Leopold, des langen unfruchtbaren Haders müde, ehrlich seine Hand in diejenige Preußen legte und in seinem Entgegenkommen bis an die äußerste Grenze zu gehen beschloß. Preußen hat es ihm schlecht vergolten, als an die Stelle des staatsklugen Vaters ein unerfahrener, mit der Vertrauensseligkeit der Jugend den väterlichen Gedanken sich hingebender Sohn trat, und in der Verwirrung der ersten Monate das Detail der Ausführung in die Hände von wohlmeinenden, aber flachen Diplomaten zweiten und dritten Ranges gerieth.

*) S. Vivenot a. a. O. II, 148.

Zweites Kapitel.

Der Feldzug in der Champagne.

So zogen denn die deutschen Mächte in das Feld hinaus. Die Zahl der Preußen betrug, wie bedungen, 42,000 Mann. Oesterreich stellte nach Sybels Angabe einschließlich der niederländischen Armee und der zur Deckung des Oberrheins bestimmten Truppentheile 72,000.*) Es scheint auch, daß Hohenlohe-Kirchberg bei den im Mai zu Sanssouci gepflogenen Verhandlungen eine erheblich größere Zahl Oesterreicher — nach Sybel 106,000 Mann — in Aussicht gestellt hatte. Es ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, daß auch er mit österreichischem Optimismus die Stärke der Kaiserlichen übertrieben hat. Und daß dann die Langsamkeit der österreichischen Militärverwaltung hinsichtlich der Truppensendungen auch hinter mäßigen Erwartungen zurückgeblieben ist, daß der von Oesterreich in Aussicht gestellte Nachschub aus den Erblanden um einen Monat später am Rheine anlangte als Hohenlohe gehofft hatte und daß dadurch der Beginn der Operationen verzögert worden ist, wollen wir gern glauben. Wahrscheinlich wird aber doch die Stärke der Oesterreicher, als der Krieg wirklich begann, eine größere gewesen sein, als sie von Sybel angegeben wird: nach der österreichischen militärischen Zeitschrift von 1833**) würden z. B. die Kaiserlichen am Oberrhein

*) Sybel schreibt 71,000; wenn man aber seine eigenen Zahlen addirt, so erhält man 72,000.

**) S. Sybel a. a. O. I, S. 542 Anmerkung.

nicht um 18,000 Mann, sondern nur um 6870 hinter der Sollstärke von 50,000 zurückgeblieben sein, während Mercy in den Briefen an die Königin Marie Antoinette die Truppenzahl in den Niederlanden wiederholt auf über 50,000 Mann angiebt*), und hiebei doch wohl für competenter als der Preuße Tauenzien gelten muß. Hohenlohe hat nach derselben Quelle nicht 15,000, sondern 19,700 Mann herbeigeführt. Rechnet man hiezu noch das nachträglich zur Hauptarmee gezogene Erbach'sche Corps — nach dem Zurücklassen eines Bataillons in Speyer etwa 8800 — sowie das Esterhazy'sche Corps von 13,800 Mann, so ergiebt sich allein für die in Frankreich verwendbare Armee eine Stärke von über 42,000 Mann österreichischer Truppen, die den 42,000 Preußen doch jedenfalls gleich und mit der Oesterreich seinen wirklichen Verpflichtungen nachkam. Erwähnen wollen wir auch noch, daß sich unter den von Vivenot mitgetheilten Schriftstücken keines befindet, das sich auf Beschwerden über die Zahl der gestellten kaiserlichen Truppen bezieht.

Wir vermuthen, daß die Ansichten weit mehr über die Verwendung der Oesterreicher, als über deren Zahl auseinandergingen. Letztere haben in allen diesen Kriegen neben den Niederlanden auch die vorderösterreichischen Gebiete in erster Reihe zu decken gesucht und sind dadurch immer in Collision mit den Preußen gerathen, denen es vor Allem auf einen Stoß gegen Lothringen ankam, und die sich dabei nur zu gern über die besonderen österreichischen Interessen, ja, wie der Custine'sche Einfall zeigen sollte, auch über die des außerösterreichischen Süddeutschlands hinwegsetzten. Auch hinsichtlich der Niederlande bestanden Differenzen. Hohenlohe hatte in Sanssouci ein preußisches Hülfscorps für dieselben verlangt, war aber mit dieser Forderung abgewiesen. Die Preußen andererseits critisirten es, daß nur 15,000 Mann aus den Niederlanden zur Hauptarmee abrücken sollten, und daß die Oesterreicher dafür einen selbständigen Angriff auf Lille unternahmen.

Schlimm für die Kaiserlichen war es, daß sie nicht unter einer einheitlichen Leitung standen: Hohenlohe-Kirchberg führte die größere Hälfte vom Rheine herbei, während Clerfayt mit dem Rest von den Niederlanden heranzog. Und bei dieser Theilung verblieb es während des Feldzuges. Ja! man sorgte dafür, daß preußische Truppen mit den einzelnen österreichischen Corps combinirt wurden, und zum Ueber-

*) Sybel behauptet, dieselbe hätte höchstens 40,000 Mann betragen. S. Sybel a. a. O. I, 542.

fluße verwendete man über 10,000 Oesterreicher während des ganzen Feldzuges zur Belagerung von Thionville und schwächte um diese Zahl die bei der offensiven Armee befindlichen Kaiserlichen. Die 6000 Hessen und die 4500 Emigranten mußten, wie die Dinge damals lagen, als ein Appendix der Preußen betrachtet werden. Alles vereinigte sich, um die Oesterreicher recht als ein fremdes Anhängsel der verbündeten Armee erscheinen zu lassen und ihnen jeden Einfluß auf die Operationen zu nehmen. Ihre Lage war durchaus der untergeordneten Rolle zu vergleichen, die sie in dem schleswig-holsteinischen Kriege von 1864 spielten.

Die Bedeutung des preußischen Oberbefehls ward dann noch durch die persönliche Anwesenheit des Königs verstärkt und aller Welt recht deutlich vor die Augen gestellt. Er begab sich von Mainz direct nach Coblenz, wo er in der Nacht vom 22. auf den 23. Juli anlangte. Seine hohe Gestalt, seine majestätische und doch freundliche Haltung, und vor Allem „der unverkennbare Ausdruck einer Ueberzeugung, die ihn antrieb, für die bedrohte Sache des Königthums in die Schranken zu treten"*), machten doch einen ersichtlichen Eindruck. Auch Stein hat zu denen gehört, die sich demselben hingaben und an einen raschen und entscheidenden Erfolg dieses Feldzugs glaubten.**) Preußen stand in diesem Augenblick an der Spitze Deutschlands und hätte sich bis zu einem gewissen Grade in dieser Stellung behaupten können, wenn es ihm wirklich Ernst gewesen wäre mit der Wacht am Rhein. Aber dieser Ernst eben fehlte bei den ausschlaggebenden Persönlichkeiten. Die jüngeren Offiziere träumten natürlich von einer ruhmreichen Campagne und einem glänzenden Avancement. Und es war zu viel militärischer Geist in der preußischen Armee, als daß nicht jetzt, wo es zum Schlagen kommen sollte, die alte deutsche Kriegslust auch bei der Mannschaft erwacht wäre. Der in der Armee herrschende Geist von Disciplin, meinte Stein, von kriegerischem Muthe, von Bereitwilligkeit jeder Gefahr sich zu unterziehen, sei wirklich sehr achtungswerth.***) Aber wenn dieser Krieg schon im nichtpreußischen Deutschland unpopulär war, so war er — die Hofkreise abgerechnet — den eigentlichen Preußen in der Seele zuwider. Schon gegen einen Krieg mit Rußland hatte sich die öffentliche Meinung in Preußen mit Entschiedenheit erklärt. Daß man

*) S. Häusser a. a. O. I, 366. Nach dem Bericht eines Zeitgenossen im Rheinischen Antiquarius.

**) Siehe Pertz „Aus Steins Leben" I, 67.

***) Siehe Pertz, ebendas.

sich jetzt aber in einen solchen gegen das revolutionäre Frankreich stürzen wollte, betrachtete man in weiten Kreisen als eine Donquixotterie. Es gab eine ausgesprochene französische Partei zu Berlin, wie sie dort bis zum siebenjährigen Kriege bestanden hatte, und auch in den späteren Regierungsjahren Friedrichs des Großen so zu sagen latent vorhanden gewesen war. Der Widerwille gegen die österreichische Waffenbrüderschaft war ein fast allgemeiner. Und dazu kamen die weit verbreiteten Sympathien, die fast überall in Deutschland für die französische Revolution vorhanden waren. Man wird sich dies Alles nicht grell genug ausmalen können. Namentlich im östlichen Preußen war mit Ausnahme der in die politischen Combinationen Eingeweihten fast Jedermann gegen den Krieg. Die verständigsten und ehrenhaftesten Männer waren von dieser Stimmung angesteckt. Wir werden uns etwa ein Bild von ihr machen können, wenn wir uns die in Preußen herrschende öffentliche Meinung aus jener Zeit vergegenwärtigen, wo die Regierung wegen der Neufchateler Angelegenheit gegen die Schweiz vorzugehen drohte. Aus dem dynastischen Gefühl unserer fürstlichen Geschlechter war der Gedanke an eine Intervention in die französischen Angelegenheiten hervorgegangen. Aber er hatte in der deutschen Nation nicht hinreichend Wurzel zu fassen vermocht. War er in Oesterreich durch die kühle Ueberlegung niedergedrückt worden, so hatte er in Preußen das weit schlimmere Loos, daß er mit den egoistischesten Statsinteressen verquickt und ohne nachhaltigen Ernst in die Hand genommen wurde. Was sollte daraus werden, wenn sich der Krieg nicht so leicht und glücklich abwickelte, als man in den entscheidenden Kreisen allgemein annahm?

Und doch war dies noch nicht Alles. Es zeigt sich in all diesen Jahren auch eine unglaubliche Unsicherheit und Mattigkeit in der preußischen Kriegführung. Auch die preußische Strategie litt, gerade weil Preußen in militärischer Beziehung auf der Höhe einer verkünstelten Zeit stand, in besonderem Maße an der Verkünstelung des damaligen Kriegswesens. So lange Friedrich der Große lebte, hatte sein Genie diesen Mangel auszugleichen verstanden; mit seinem Tode aber mußten die Schattenseiten seiner Schöpfung um so greller hervortreten. Daneben hat sich auch damals an Preußen der Erfahrungssatz bewährt, daß ein auf den Wegen der Revolution groß gewordener Staat von dem Augenblicke an seine Zauberkraft verliert, wo er in die entgegengesetzten Bahnen einzulenken sucht. König Friedrich Wilhelm war, wie wir heutzutage sagen würden, in der Hauptsache ein Conservativer.

Aber das Lebensprincip seines Staats blieb das entgegengesetzte, so wie es Friedrich der Große demselben eingeimpft hatte. Denken wir uns die Regierung Friedrichs des Großen hinweg, wäre das Preußen der neunziger Jahre noch das des spanischen Erbfolgekrieges gewesen, so würde auch die preußische Kriegführung wie die Leitung seiner Politik sicherlich eine andere gewesen sein. So aber entstand ein unheilvoller Gegensatz zwischen der von dem Könige eingeschlagenen Richtung und den Bahnen des Staats. Es fehlte Friedrich Wilhelm durchaus an Werkzeugen für die Durchführung dessen, was er wollte. Auf Schritt und Tritt drängten sich die Auffassungen aus der Zeit seines Onkels wieder hervor, und auch er selbst vermochte, wie wir gesehen haben, sich nicht frei von ihnen zu erhalten. Dieser Zwiespalt zwischen der dem Könige angeborenen Betrachtungsweise und der preußischen Staatsraison drückte der preußischen Politik den Stempel der Unsicherheit auf und hat auch auf die Kriegführung in gleicher Weise zurückgewirkt.

Man würde, glauben wir, ungerecht sein, wenn man in dem unter dem König commandirenden Herzog von Braunschweig gleichsam den Vertreter der friedericianischen Traditionen erblicken wollte. Es ist doch wohl nicht richtig, wenn Sybel meint, er habe Oesterreicher und Legitimisten mit gleicher Stärke und ungefähr aus gleichen Gründen gehaßt. Wie er allem Extrem fremd war, so ist seine Stellung auch Oesterreich gegenüber weit mehr eine vermittelnde gewesen. Im schlesischen Feldlager hatte er 1790 nicht zu denen gehört, die gegen Oesterreich hetzten. Umgekehrt schloß er sich dann dem Kreise jener Männer an, die auf die erste Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich hingearbeitet hatten. Seine fürstliche Abkunft, seine Stellung als deutscher Landesherr wiesen ihn nach dieser Seite. Er schien in mancher Beziehung wie gemacht zum Leiter einer Unternehmung, an der so viele deutsche Fürsten theilnahmen, und die gleichsam ein letzter Aufschwung des alten Reichsfürstenthums war. Er hielt auf die Ehre der Waffen, und auch an einem Herzen für das Gesammtvaterland fehlte es ihm nicht. Aber er war — Sybels Schilderung trägt hierin den Stempel innerer Wahrheit — eine jener militärisch-bureaukratisch geschulten Naturen, denen man in Norddeutschland nicht selten begegnet: ordnungsliebend, klar, verständig, aber allem Romantischen und Ungewöhnlichen dermaßen abhold, daß er eines frischen Entschlusses nur selten fähig war. In allem seinem Thun war er von einem systematischen Vernünfteln angekränkelt: es

ist sehr bezeichnend, daß er zu der damals zahlreichen Klasse von Menschen gehörte, denen unser größester Dichter antipathisch war. Die relative Richtigkeit jedes gegnerischen Standpunktes nur zu sehr anzuerkennen gewohnt und darum, wenn es zum Handeln kam, immer zu Maßregeln geneigt, die mit sich selbst wie mit dem einmal Verabredeten in Widerspruch standen, — war er nicht der Mann, um dem Unternehmen gegen Frankreich den Ernst einer wahrhaften Energie zu verleihen. Dabei überschätzte er in seiner Opposition gegen den Optimismus des Königs und seiner Umgebung die damaligen Hilfsmittel der Revolution gewaltig. Ja er gerieth bei seiner unabhängigen Stellung frühzeitig geradezu in eine persönliche Rivalität mit dem Könige.

Gleich die ersten Operationen der preußischen Armee waren von einer auch für jene Zeit ungewöhnlichen Langsamkeit, obwohl der den Operationen zu Grunde liegende Offensivplan nur bei einer raschen und energischen Ausführung von Erfolg begleitet sein konnte. Da Braunschweig im Gegensatz zum Könige nicht weiter als nur bis zur Maas vorrücken wollte, so freute er sich über jede Verzögerung. Ende Juli setzte sich das Heer in Bewegung. In der Gegend von Trier blieb man bereits acht Tage lang stehen. Am 14. August hielt man sich dann wieder bei Montfort vier Tage auf: man erhielt hier die Nachricht von der Revolution des 10. August, durch welche die deutsche Intervention vor eine ganz veränderte Sachlage gestellt wurde. Am 19. August überschritt das Heer bei sehr unfreundlichem Wetter die Grenze: man hatte zwanzig Tage bis hierher gebraucht. Die Grenzbevölkerung zeigte sich leidlich verständig. Aber von einer Sympathie für die Fremden war nichts zu entdecken. Am 16. August war Clerfayt mit seinem Truppencorps in Arlon angelangt. Am 22. Hohenlohe zu Merzig. Am 23. ergab sich Longwy. Während Hohenlohe Thionville einschloß und die linke Flanke des Hauptheeres deckte, wandte sich dieses gegen Verdun. Am 1. September ergab sich auch Verdun. Jetzt begannen aber jene Regengüsse, die denjenigen natürlich in die Hände arbeiteten, welche nur widerwillig in diesen Krieg zogen.*) Es

*) Wenn man behauptet, daß schon seit Verdun, ja seit der Einnahme von Longwy die Ruhr aufgetreten sei, so kann dies doch nur in sehr geringem Maße der Fall gewesen sein. Vgl. die Mittheilung des Fürsten Reuß an Spielmann bei Vivenot a. a. O. II, S. 211. Es verdient übrigens auch bemerkt zu werden, daß Reuß den Regengüssen damals noch keine Bedeutung beilegte und daß er von den

zeigte sich immer deutlicher, wie es mit der Stimmung in Frankreich bestellt war. Der Selbstmord des Commandanten von Verdun machte großen Eindruck bei den Deutschen, wie man sich aus Goethe überzeugen kann. Die Antipathie gegen diesen Krieg begann jetzt im preußischen Offiziercorps die Oberhand zu gewinnen. Schon machte der Herzog von Braunschweig den Emigranten die bittersten Vorwürfe über die Grundlosigkeit der von ihnen erregten Hoffnungen. Er würde, meinte er, niemals ohne ihre übertriebenen Vorstellungen soweit vorgegangen sein. In dem im Mai mit Oesterreich verabredeten Kriegsplane war es von den Umständen abhängig gemacht worden, ob man über die Maaslinie hinausgehen wolle oder nicht. In Coblenz hatte sich dann Braunschweig ganz offen für das letztere ausgesprochen. Er bestärkte sich jetzt in seiner Auffassung, und die Mehrheit der einflußreichen Generale war auf seiner Seite. Man kann sich denken, daß der König anderer Ansicht war. Wenn es ihm einigermaßen Ernst war mit der sittlichen Aufgabe, die er sich gesetzt, ja, wenn er auch nur das Leben Ludwigs XVI retten wollte, so konnte er natürlich nicht den ganzen Winter unthätig an der Maas stehen bleiben. Und er ward in seiner Anschauung nicht nur durch die Emigranten, sondern auch durch den richtigen Instinct des gemeinen Soldaten bestärkt. Man beschloß vorwärts zu gehen. Der Herzog fügte sich, weil er nicht Entschiedenheit genug besaß, um auf seinem Widerspruche zu bestehen, oder sein Commando nieder zu legen. Aber er verdarb dann in der Ausführung, wo der König von ihm abhängig war, mit seinen tactischen Bedenken dessen Plan. Es entstand daraus, wie sich leicht denken läßt, eine Halbheit und ein Schwanken in den Operationen, eine Lahmheit, die Alles bei weitem hinter sich läßt, was in dieser Beziehung während des ganzen Revolutionskrieges auf österreichischer Seite gesündigt worden ist. Das französische Heer war damals noch wenig zahlreich und entbehrte der wichtigsten Dinge. Durch die Revolution des 10. August und durch Lafayettes Flucht war es in die größte innere Zerrüttung versetzt. Hätte die verbündete Armee rasch die Engpässe der Argonnen besetzt, so wäre dessen Lage eine verzweifelte geworden. Der Herzog unterließ es weil es allen militärischen Regeln widerspreche, sich soweit zwischen

---

österreichischen Truppen hervorhebt, sie seien voll des besten Muthes. Dagegen ist es offenbar falsch, wenn der „rheinische Antiquarius" das Regenwetter überhaupt als eine preußische Erfindung hinzustellen versucht hat.

zwei feindliche Armeen vorzuwagen: Dumouriez stand bei Sedan, Kellermann bei Metz. Die verbündete Armee blieb wieder acht Tage, vom 3. bis 11. September, bei Verdun unthätig stehen. Dumouriez besetzte unterdessen die Argonnenpässe, obwohl er zwölf, die Verbündeten aber nur sechs Meilen zu den nächstgelegenen Defiléen zu marschieren hatten. Am 11. September endlich brach der Herzog in der Richtung von Landres auf, um auf diesem Wege jetzt die Argonnen zu umgehen. Am 12. bemächtigte sich der gesondert operirende Clerfayt, nach seiner Vereinigung mit Kalckreuth, des Croix au Bois und schob dann seine Vorposten in den Paß hinein. Am 13. durch Chazot zurückgedrängt, schlug er diesen am 14. vollständig. 5—600 Gefangene fielen in Clerfayts Hände. Die Franzosen räumten darauf auch den Paß von Chêne le Populeux und zuletzt sogar den von Grandpré. Clerfayt hatte damit die Argonnen durchbrochen: es war die einzige nennenswerthe That des ganzen Feldzugs in der Champagne.

Häusser wie Sybel erkennen an, daß ein energisches Vorgehen in diesem Augenblick von dem entscheidendsten Erfolge hätte begleitet sein müssen. Die Niederlage des 14. hatte einen panischen Schrecken unter den Franzosen verbreitet. Die Truppen des Generals Chazot stoben in wilder Flucht auseinander, als sich der aus 1500 Husaren bestehende preußische Vortrab zeigte; und Dumouriez konnte es kaum hindern, daß sich die Verwirrung dem Gros seiner Armee mittheilte. Noch in der Nacht vom 14. auf den 15. brach er auf, um südlich von den Argonnen die Verbindung mit Kellermann herzustellen. Der König verlangte nach seinem Pferde und wurde sehr ungnädig, als er den Rückzug des Feindes erfuhr. Er meinte, man passe nicht auf. „Warum hat man mir den Rückzug nicht früher gemeldet?“ ruft er aus, „nun wird mir der Feind entwischen.“ Es war wenigstens in diesem Augenblick — selbst die Vertheidiger von Braunschweigs Strategie geben es zu — ein Unglück, daß die Ausführung der Kriegsoperationen dem Willen des Königs widersprach. Dumouriez bezog bei St. Menehould ein Lager. Noch immer hätte ihn Braunschweig mit Uebermacht in seiner Vereinzelung angreifen und schlagen können. Aber man blieb wieder „aus Brod- und Backgründen“ zwei Tage lang stehen. Dem Könige begann jetzt die Geduld zu reißen. Dumouriez hatte inzwischen seine Verbindung mit Kellermann vollzogen. Die Franzosen zählten am 19. gegen 60,000 Mann, die zwischen den Argonnen und St. Menehould vereinigt waren und mit dem einen Flügel noch immer den Argonnen-

ß der Isletten besetzt hielten. Der König freute sich dieser Vereinigung. hoffte jetzt die französische Armee mit einem Schlage zu treffen. Der zog hatte wieder einen methodischen Operationsplan entworfen, der ichst die Verbindung mit Verdun wiederherstellen und die Isletten ie Gewalt der Alliirten bringen sollte. Im weiteren Verlaufe dieser ·ationen sollten die Franzosen genöthigt werden, hinter die Marne ꝛzugehen. Auf dem Rückzuge dachte er sie dann gänzlich zu schlagen. Sybels Ausdruck war es darauf abgesehen, Alles ohne viel Blut·eßen durch bloßes Umgehen und „Abschneiden" auszuführen. Der Husarengeneral Wolfradt nannte die Generalstäbler wegen dieses als so viel von ihnen im Munde geführten Wortes kurzweg die schneider". Häusser hält es für wahrscheinlich, daß der Braun·eigsche Plan von Erfolg gewesen wäre, wenn man ihn mit Con·enz durchgeführt hätte. Wir möchten es bezweifeln. Aber freilich : das, was dann wirklich geschah, noch weit schlimmer. Die früheren :erlassungssünden und Halbheiten des Herzogs rächten sich auch durch ꝛ Mißtrauen des Königs. Es gelangte an diesen unter Anderem ch die falsche Nachricht von dem Rückzuge des Feindes nach Chalons. ie Franzosen sollten ihm nicht zum zweiten Male entwischen, sagte er. r führte die Armee sofort in die Ebene hinaus auf die Straße von t. Menehould nach Chalons. Obwohl die französische Armee den erbündeten überlegen war, so konnte sie doch noch immer durch den lötzlichen Angriff des Königs in eine sehr gefährliche Lage gebracht erden. Bei einer verlorenen Schlacht wäre sie von Chalons abge·chnitten worden. Die Flucht nach Vitry konnte ihr leicht verlegt erden. Und wenn sie sich rückwärts wandte, so wäre sie einem feind·ichen Corps in die Hände gefallen. Die deutschen Soldaten hofften, s werde endlich zur Schlacht kommen, denn es waren nun fünfzig Tage seit dem Aufbruche von Coblenz verflossen. Am 20. September Morgens 7 Uhr näherte sich die Avantgarde den Höhen von Valmy, uf denen sich Kellermann in Folge eines Mißverständnisses in sehr ehlerhafter Weise aufgestellt hatte. Die Franzosen eröffneten ihr Ge·chützfeuer ohne großen Schaden anzurichten. Die Preußen erwiderten s weit erfolgreicher. Als einige Pulverkarren bei den Franzosen in ie Luft flogen, entstand bei ihnen eine allgemeine Verwirrung. Wenn an jetzt, wie der König wollte, mit Entschiedenheit angriff, so sprach lles für die Wahrscheinlichkeit eines Sieges. Der französische General owion St. Cyr meint, daß „ein großes Unglück" erfolgt wäre, falls

der Herzog den Angriff des Königs sich hätte entwickeln lassen. Wenn der König aber am vorhergehenden Tage die Absichten des Herzogs gekreuzt hatte, so kreuzte dieser jetzt wieder die Absichten des Königs. Der Kronprinz erzählt in seinem Tagebuche, sie seien an diesem Tage sichtbar gespannt gewesen; jeder habe für sich berathschlagt und recognoscirt. Der Herzog widerrieth auf das Bestimmteste die Schlacht, der König mißtraute doch seinem eigenen Urtheil und wollte gegen die Meinung seines Oberfeldherrn keine Entscheidung wagen. So verwandelte sich der beabsichtigte Angriff in eine bloße Demonstration. Braunschweig hatte gemeint, vielleicht auch mit einer solchen die Franzosen zum Rückzuge nöthigen zu können. Man verschoß auf beiden Seiten etwa 20,000 Kugeln. Beide Parteien behaupteten sich bis zum Abend in ihren Stellungen. Im Dunkel der Nacht verließ Kellermann dann seine gefährliche Position. Die günstige Gelegenheit des 20. war verscherzt; und es war leider nur zu gewiß, daß sie in dieser Weise nicht wiederkehren würde. Als der Herzog am 21. einige Truppenabtheilungen nach Süden vorschob, um die Verbindung mit Vitry zu bedrohen, bedeckte bereits Kellermanns ganzes Heer diese Straße.

Weit wichtiger aber waren die moralischen Folgen des 20. September. In dem Berichte des Fürsten Reuß erscheint die Kanonade von Valmy als ein durchaus unwichtiges Ereigniß. Es ist aber bekannt, daß der das verbündete Heer begleitende Goethe noch am gleichen Tage den Ausspruch that, von hier gehe eine neue Epoche der Weltgeschichte aus: „und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen". Für eine Armee von Neulingen, wie die französische, war es schon genug, nicht geschlagen zu sein. Insbesondere war jene Furcht vor den Preußen, der die französischen Generale im Beginn des Krieges einen so entschiedenen Ausdruck verliehen hatten, seitdem verschwunden: bei einem so beweglichen und von der Phantasie geleiteten Volke,. wie die Franzosen, wollte dies ungemein viel sagen. Bei den Preußen trat dagegen die tiefste Niedergeschlagenheit ein. „Wir sind besiegt, sagte der alte Wolfradt, weil wir nicht geschlagen haben; wozu sind wir hergekommen als zu schlagen?" Man hatte alle die Widerwärtigkeiten des langsamen Marsches und der ungünstigen Witterung bis dahin in der Hoffnung ertragen, mit einem raschen Schlage der Sache ein Ende zu machen. Wenn jetzt bei dem ewigen Regen die Ruhr schon entschiedener auftrat und die Entbehrungen sich dermaßen steigerten, daß die Truppen meist vier Tage lang ohne Brod waren, so ging jetzt auch die Hoffnung auf

eine baldige Erlösung aus diesem Zustande und das eine Armee stets aufrechterhaltende Vertrauen auf eine energische Kriegsführung vollends verloren. Und nur zu rasch schlug der kurzathmige Kriegseifer derjenigen Elemente in das Gegentheil um, die von einer müheloſen Campagne, von einem militärischen Spaziergang nach Art des holländischen Siegeszuges von 1787 geträumt hatten.

Vielleicht wäre es in den folgenden Tagen noch möglich gewesen, das am 20. Versäumte theilweise nachzuholen. Noch am Abend des 20. vereinigte sich Clerfayt mit dem Hauptheer. Der Herzog besetzte am Abend des 22., ohne irgend einem Widerstand zu begegnen, die von dem Feinde verlassene Position. Aber in diesem Augenblicke traten zum ersten Male die Friedensunterhandlungen dazwischen. Es bedarf wohl keiner Worte, daß es das Verhängnißvollste war, was man thun konnte, wenn man sich in diesem kritischen Momente durch weitaussehende Verhandlungen vollends lahm legte, statt sich zu einer That aufzuraffen.

Man hatte sich in Frankreich von Anfang an nicht in den Gedanken finden können, auch Preußen sich als Feind gegenüber zu sehen; und man hatte deshalb französischerseits mit bewußter Absicht dem Kriege von vornherein eine vor Allem gegen Oesterreich gerichtete Spitze zu geben gesucht. Der von der Gironde betriebene Krieg war der Rückschlag gegen die von der öffentlichen Meinung perhorrescirte Politik des siebenjährigen Krieges. Auf Narbonne's Veranlassung hatte das Ministerium Lessart in diesem Sinne und zu einer Zeit, wo Preußen schon sehr weit engagirt war, einen Abgesandten nach Berlin geschickt, der geradezu den Versuch machen sollte, Preußen für eine französische Allianz zu gewinnen. Graf Segur hatte in Berlin nichts auszurichten vermocht. Dumouriez hatte dann als Minister des Auswärtigen die Sache wieder in Angriff genommen. Er sandte einen gewissen Benoit nach Berlin, der durch Vermittlung des Generals Heymann, eines Emigranten von sehr zweifelhaftem Charakter, mit Schulenburg anknüpfen sollte. In den Zusammenhang aller dieser Dinge gehört es auch, daß man einst allen Ernstes daran gedacht hatte, den Herzog von Braunschweig für den französischen Oberbefehl zu gewinnen. Alle diese Dinge hatten zu nichts geführt. Aber es war nicht mehr als natürlich, daß sich ähnliche Versuche bei günstigerer Gelegenheit wiederholten, und wäre es auch nur, um die Energie der Preußen zu lähmen. Benoit hatte, als er Berlin verließ, gesagt, das letzte Wort sei noch nicht gesprochen; er werde wiederkommen, wenn ihn die preußische Regierung zu sehen wünsche.

vielleicht sei es für das Gelingen der Unterhandlungen nothwendig, daß ein preußisches Heer erst einmal auf französischem Boden stehe.

Derselbe Dumouriez, der damals Minister des Auswärtigen gewesen war, stand jetzt an der Spitze des die Preußen bekämpfenden Heeres. Er mußte sich umsomehr zu einem ähnlichen Vorgehen veranlaßt fühlen, als Braunschweig bereits am 14. dem Wunsch einer persönlichen Unterredung mit ihm Ausdruck verliehen hatte. Wenn die preußische Geschichtschreibung Werth darauf legt, daß angeblich auch Hohenlohe-Ingelfingen einen solchen Wunsch geäußert, so scheint es uns doch auf der Hand zu liegen, daß der Wunsch des höchstcommandirenden Herzogs von Braunschweig von ganz anderem Gewichte sein mußte, als der eines zur Seite geschobenen österreichischen Generals von einfachster Denkart und natürlich militärischem Gesichtskreise.*) Es war dagegen ein durchaus richtiger Instinct, der die Franzosen ihr Fangnetz nach den Preußen auswerfen ließ. Für Dumouriez bot sich jetzt noch eine besonders günstige Gelegenheit zu einer Annäherung. Am 20. war des Königs Cabinetssecretair Lombard mit noch einigen anderen Personen einer im Rücken der Preußen auf den Train sich werfenden französischen Abtheilung in die Hände gefallen. Wir nehmen nicht an, daß er sich, wie man behauptet hat, absichtlich habe fangen lassen, da uns keine Anhaltspunkte dafür gegeben zu sein scheinen: wir sind überzeugt, daß die Geschichtschreibung nur dann das Wahre treffen wird, wenn sie die einfache Erklärung vorzieht, wo keine gewichtigen Gründe für den der menschlichen Natur nun einmal so nahe liegenden Argwohn sprechen. Lombard stammte aber aus jener französischen Colonie in Berlin, die bei der Entstehung des preußischen Staates wie des Berlinerthums eine so wichtige Rolle gespielt hat, damals ihrem ganzen Sein und Denken nach noch ziemlich nahe mit dem französischen Mutterlande zusammenhing, und die preußische Politik in jenen Jahren stets in französische Bahnen zu drängen beflissen war. Es wird angenommen werden dürfen, daß Lombard aus seinen persönlichen Sympathien ebensowenig wie aus

*) S. Sybel a. a. O. I, 585. Die von Vivenot mitgetheilten Actenstücke enthalten keinerlei Andeutungen über einen derartigen Wunsch Hohenlohe's. Wenn er am 21. October, also über 4 Wochen später, Unterhandlungen mit Frankreich befürwortet, so beweist doch gerade der Inhalt und Ton des fraglichen Promemoria, daß er bis dahin keinen Auftrag in diesem Sinne erhalten und daß er nichts dieser Art gethan hatte. S. Vivenot a. a. O. II, 282; vergl. auch die Worte: „Ich weiß nicht eigentlich, wie und wo diese in Gang zu bringen sein kann."

den wahren Stimmungen des Hauptquartiers dem General Dumouriez gegenüber ein Hehl gemacht hat. Auf die Bitte des Königs ward er freigegeben: man hatte den Franzosen, um diese den Wunsch des Königs wissen zu lassen, eben jenen General Heymann geschickt. Dumouriez gab Lombard eine Denkschrift mit, die das Anwachsen der französischen Streitkräfte wie die kritische Lage der Verbündeten gewaltig übertrieb und dabei einfließen ließ, ein weiteres Vorwärtsgehen werde das Schicksal Ludwigs XVI nur verschlimmern. Daneben wurde dann der Versuch wiederholt, Preußen für eine französische Allianz zu gewinnen: dasselbe dürfe sich, hieß es, für das feindliche Oesterreich nicht opfern. Offenbar lag hierin die Pointe des Schriftstücks. Und man hätte preußischerseits schon deßhalb auf die ganze Sache nicht eingehen sollen. Giebt man den bösen Mächten erst einmal einen Finger hin, so hat das im Leben wie in der Politik mit Nothwendigkeit fast noch jedesmal weiter geführt, wenn nicht eine unvorhergesehene Rettung dazwischen trat. Man wiegte sich aber preußischerseits in der Hoffnung, Dumouriez für eine royalistische Restauration gewinnen zu können. Es ist leider nur zu gewiß, daß der Herzog, wie selbst Sybel gesteht, die Verhandlungen mit Lebhaftigkeit ergriff. Und er fand dabei die unerwartete Unterstützung des Generaladjutanten, Obersten v. Manstein, der bis dahin sein Gegner gewesen war. Dieser letztere ist neben Lucchesini zum zähesten und einflußreichsten Förderer einer Lostrennung Preußens von Oesterreich geworden. Er gehörte zu jenem pietistisch gefärbten Kreise, der sich einen so bedeutenden Einfluß auf den König zu verschaffen gewußt hatte. Es macht den peinlichsten Eindruck, wenn Manstein mit seinen unpatriotischen Rathschlägen fromme Stoßseufzer und die Redewendungen der pietistischen Schule verbindet. Er wird uns als ein finsterer und verschlossener Charakter geschildert, voll Bitterkeit, Argwohn und namentlich voll Ehrgeiz. Auch er hatte früher zu den Förderern der österreichischen Allianz gehört.*) Bei Bischofswerders erster Sendung wird dessen geheime Correspondenz mit dem König durch Reuß und Manstein vermittelt.**) Wir werden wohl nicht irre gehen, wenn wir annehmen, daß es persönliche Gründe waren, die ihn das eine wie das andere Mal bestimmten. Er mochte als erfahrener Hofmann beidemale einen Umschlag der Stimmung gewittert haben. Er war der Rivale seines Schwagers Bischofs-

*) S. Vivenot, a. a. O. I, S. 221 f.
**) Vivenot, a. a. O. I, S. 89.

werden und wenigstens jetzt sein Gegner. Manstein war nur nicht ganz der Ansicht Dumouriez's, daß Preußen sich auf uneigennützige Weise von Oesterreich benutzen lasse, und sich für eine nur Oesterreich allein betreffende Sache in Kosten und Gefahren stürze, während Oesterreich dazu eine Hand voll Leute stelle, sonst nur Lärm mache, und in Osteuropa gegen Preußen intriguire."*)

Gleich am 22. fand bei den Vorposten eine Zusammenkunft statt, an der Dumouriez und Kellermann von französischer, Manstein und Heymann von preußischer Seite Theil nahmen. Man verabredete für den folgenden Tag eine Besprechung zu Dampierre. Auch wurde abgemacht, daß die Vorposten nicht aufeinander schießen sollten. Die Preußen begnügten sich mit dem Begehren der Wiedereinsetzung des Königs und daneben mit der vagen Forderung, daß alle Feindseligkeiten französischerseits aufhören solle. Dumouriez beschränkte sich auf allgemeine Versicherungen. Am 24. lud Manstein Dumouriez in Begleitung jenes Elsässers Westermann zum Essen bei sich ein, der am 10. August den Sturm auf die Tuilerien befehligt hatte. Dumouriez sollte dem Könige vorgestellt werden. Er nahm Anfangs die Einladung an. Nachträglich mußte man aber im preußischen Lager die Demüthigung erleben, daß er sie wieder ablehnte. Die Franzosen rechtfertigten ihr Benehmen durch die Behauptung, es sei bei der letzten Zusammenkunft von den Preußen auf die französischen Vorposten geschossen worden. Dumouriez theilte bei dieser Gelegenheit die ihm eben von Paris zugekommene wichtige Nachricht mit, daß der Convent den König abgesetzt und die Republik proclamirt habe. Damit war auch dem neuen preußischen Standpunkt der Boden entzogen. Manstein hätte jetzt wenigstens vollständig abbrechen müssen. Dumouriez selbst meinte, es sei besser, erst den Bescheid von Paris abzuwarten, damit man nicht Verhandlungen anknüpfe, die vielleicht ganz nutzlos wären. Aber man fuhr fort, Artigkeiten mit einander auszutauschen. Er freue sich, sagte Dumouriez, einen so vortrefflichen Mann wie Manstein kennen gelernt zu haben; auch er bedauere einen Krieg, welcher den Grundsätzen der Philosophie, Humanität und Vernunft widerspreche. Derselbe sei für Vorurtheile begonnen und werde damit enden, alle Vorurtheile zu zerstören. Manstein wiederholte seine Einladung, indem er das Feuern der Avantgarde entschuldigte. Dumouriez lehnte abermals ab, lud dagegen Man-

*) Sybel, a. a. O. I, S. 564.

stein in sehr verbindlichen Worten ein, noch einmal in Dampierre mit ihm zusammenzutreffen und über die Interessen zweier Nationen zu berathschlagen, die dazu gemacht seien, sich zu lieben und Alliirte zu sein. Von einem sachlichen Eingehen auf die preußischen Vorschläge war keine Rede. Manstein lehnte nun seinerseits die Einladung ab, schlug aber die Sendung eines Vertrauten in das preußische Lager vor, um sowohl über die Auswechselung der Gefangenen als über andere wichtige Dinge zu verhandeln. Am 26. schickt Dumouriez zu diesem Zwecke seinen Adjutanten. Den im Hauptquartier anwesenden österreichischen Gesandten ließ man über das Detail und damit über den eigentlichen Inhalt aller dieser Verhandlungen völlig im Unklaren. Wie weit es bereits gekommen war, beweist der Umstand, daß in diesen Tagen französische Soldaten elsässischer und lothringischer Abstammung in Haufen von 30 und 40 Mann ohne Gewehr bei den preußischen Vorposten zu erscheinen pflegten, um in deutscher Sprache zu versichern, wie sehr sie die Preußen liebten und die Oesterreicher verabscheuten: es nahm dies Wesen dermaßen überhand, daß man schließlich denn doch nicht umhin konnte, den Franzosen zu erklären, man werde in Zukunft auf sie schießen lassen.

Sonderbarer Weise ist es Lucchesini gewesen, der den Verhandlungen ein Ende machte: ohne seine Dazwischenkunft hätten sie sich noch endlos fortgeschleppt. Der Marquis war am 21. nach Verdun geschickt worden und kehrte am 26. in's Lager zurück, wo er denn eine ganz veränderte Situation vorfand. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der schlaue Italiener die Franzosen weit besser verstand, und die Sachlage weit richtiger übersah, als die norddeutschen Staatsmänner und Generale. Vor Allem war es aber doch die ihm eigene negative Art, welche ihn hier wie zu Reichenbach das Gewebe seiner Gesinnungsgenossen durchkreuzen ließ. Nach Art der Diplomaten seines Schlages mißbilligte er Alles, wobei er nicht die Hände im Spiele gehabt. Und daneben mochte er sich dem König gefällig erweisen wollen. Denn nur widerwillig hatte sich dieser natürlich alle diese Verhandlungen gefallen lassen. Er hegte nur in weit geringerem Maße die in seiner Umgebung so verbreitete Hoffnung, daß man Dumouriez persönlich für die Sache des Königthums gewinnen könne. Lucchesini trat nun des Königs Ansicht bei, und meinte, die Franzosen wollten nur Zeit gewinnen, und es könne vor der Hand nichts bei allen diesen Dingen herauskommen.

Dumouriez's Adjutant mußte zurückkehren, ohne etwas anderes als die Auswechselung der Gefangenen erreicht zu haben. Am 27. übersandte dann Dumouriez ein Memoire, dessen unverhüllte Sprache bewies, wie weit er es trotz Allem mit den Preußen gebracht zu haben glaubte. Er begann mit dem Satze, daß die französische Nation unwiderruflich über ihr Schicksal entschieden habe. Der Convent sei nicht mit der National-Versammlung zu verwechseln, sondern vollständig souverän. Dieser habe die Republik proclamirt und überall finde dieselbe im Lande die vollste Zustimmung. Die Wiederherstellung der Monarchie sei fortan unmöglich. Man müsse die Republik anerkennen oder bekämpfen. Keine Macht habe das Recht, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einzumischen und einer so großen Nation Gesetze vorzuschreiben. Auch habe die Intervention die Aufregung nur vermehrt. Das, was die Verbündeten erreicht hätten, sei von geringer Bedeutung. Bei jedem Schritte vorwärts würde sich der Widerstand vervielfachen. Der König von Preußen müsse einsehen, daß die ihm so leicht geschilderte Eroberung Frankreichs ganz unmöglich sei. Dieser verehrungswürdige Monarch und seine Generale würden hinfort das französische Volk gewiß nicht mehr als einen Haufen von Rebellen betrachten. Die Emigranten seien die Rebellen. Sie hätten Ludwig XVI vollends zu Grunde gerichtet. Sie seien auch in Deutschland verachtet, und doch bildeten sie, mit einem kleinen Haufen barbarischer Oesterreicher vereint, die Avantgarde der Preußen. „Kommen wir auf diese Oesterreicher! Seit jenem unseligen Vertrage von 1756 war Frankreich nach Aufopferung seiner natürlichen Allianzen eine Beute für die Habsucht der Oesterreicher geworden. Seit dem Beginn der Revolution, seit der unter dem Namen der Generalstände erfolgten Eröffnung der Nationalversammlung haben die Intriguen des Wiener Hofes sich verdoppelt, um die Nation über ihre wahren Interessen irre zu leiten und einen unglücklichen König zu täuschen. — — Dem Wiener Hof verdankt Ludwig XVI seinen Sturz — -- — Was hat dieser Hof gethan? — — — Er hat die Franzosen als Ungeheuer geschildert, während er selbst und die strafbaren Emigranten Agitatoren und Verschwörer bezahlten und in allen möglichen Formen die scheußlichste Zwietracht pflegten. Diese Macht, die gefährlicher für ihre Alliirten als für ihre Feinde ist, hat uns den Krieg gegen einen von uns geschätzten König, gegen eine Nation zugezogen, die wir lieben und die uns liebt — — —. Der König von Preußen wird eines Tages die Verbrechen Oesterreichs, von denen wir die Beweise in

Händen halten, kennen lernen und dieses dann unserer Rache überliefern. Ich kann vor der ganzen Welt erklären, daß sich die Armeen, welche gegen die uns überfluthenden Streitkräfte vereinigt sind, nicht werden entschließen können, die Preußen als ihre Feinde zu betrachten, noch den König von Preußen als das Werkzeug der Perfidie und der Rache der Oesterreicher und Emigranten. Sie haben eine höhere Idee von dieser muthigen Nation und von einem König, den sie sich so gern als gerecht und ehrlich vorstellen. Man sagt, der König könne seine Alliirten nicht verlassen. Sind sie etwa seiner werth? Würde ein Mensch, der sich mit Räubern verbunden hätte, das Recht haben, zu sagen, er könne nicht mit denselben brechen? Man sagt, er könne seine Allianz nicht brechen. Worauf ist sie gegründet? Auf Perfidie und auf Eroberungspläne. Dies sind die Principien, denen gemäß der König von Preußen und die französische Nation argumentiren müssen, um sich zu verständigen. Die Preußen lieben das Königthum, weil sie seit dem großen Kurfürsten gute Könige gehabt haben, und weil ihr jetziger Beherrscher ohne Zweifel ihrer Liebe würdig ist. Die Franzosen haben das Königthum abgeschafft, weil sie seit dem unsterblichen Heinrich IV unausgesetzt schwache, hoffährtige oder ehrlose (lâches) Könige gehabt haben. — — — Der König von Preußen hat einen zu reinen Sinn, um von diesen Wahrheiten nicht frappirt zu werden. — — — — Ich schaudere bei dem schrecklichen Gedanken, unsere Fluren mit den Leichnamen zweier achtungswerther Nationen eines eitlen point d'honneur wegen bedeckt zu sehen, über das ein gerechter König erröthen müßte, wenn er bedenkt, daß seine Armee und seine Schätze einem von ihm nicht getheilten System der Perfidie und des Ehrgeizes geopfert werden. — — — — — Wenn der König von Preußen sich entschließt, mit der französischen Nation zu pactiren, so wird er sich einen hochherzigen, mächtigen und zuverlässigen Alliirten erwerben. Wenn die Illusion des point d'honneur über seine Tugenden, über seine Humanität, über seine wahren Interessen den Sieg davon trägt, so wird er Feinden begegnen, die seiner würdig sind und ihn mit Bedauern, aber bis zum Aeußersten bekämpfen werden. — — — Ist es möglich, daß sich der König von Preußen, gegen alle Regeln gesunder Politik, der ewigen Gerechtigkeit und Humanität, zum Executor des perfiden Wiener Hofes hergiebt, seine brave Armee und seine Schätze dem Ehrgeiz dieses Hofes opfert, der in einem ihn direct angehenden Kriege schlauer Weise seine Alliirten compromittirt, und nur ein schwaches Contingent stellt, während er, wenn er hochherzig und brav wäre, dessen

ganzes Gewicht tragen müßte? — — — — Der König muß einsehen, daß er durch seine Waffen Ludwig XVI und dessen Familie nicht schützt, sondern umgekehrt dessen Loos in dem Maße verschlimmert, als er unser Feind bleibt.“*)

Wir haben es uns nicht versagen können, diese Stellen aus Dumouriez's Memoire wieder zu geben. So echt französisch der Gedankengang, so unstaatsmännisch die Ausdrucksweise ist, und so sehr es auch den Jargon der Revolution redet, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es in geschickter Weise auf die Anschauungen berechnet ist, die in den leitenden preußischen Kreisen herrschten. Für den Augenblick freilich hatte Dumouriez's Memoire einen entgegengesetzten Erfolg. Der König war jetzt über die ganze Sache im höchsten Grade erzürnt und ertheilte Manstein einen Verweis. Man fand sich denn doch veranlaßt, Reuß das Memoire mitzutheilen: natürlich nicht ohne die preußische Loyalität bei dem tief entrüsteten Fürsten in ein um so helleres Licht zu setzen. Am 28. erschien unter der Mitwirkung des Letzteren ein neues Manifest des Herzogs von Braunschweig, das wieder den alten entschiedenen Ton anschlägt. Der biedere Reuß meinte, wer von dem Franzosen nicht ganz verhärtet sei, müsse solchen Worten doch zugänglich sein. Dennoch darf man diesen Vorgängen keine zu große Bedeutung beimessen. Dumouriez's Sprache hatte zu einer Ernüchterung geführt: man schämte sich dessen, was man gethan. Die materiellen Erwägungen aber, auf die sich seine Argumentation stützte, sind wohl nicht ohne Wirkung geblieben. Dumouriez hatte mit einer auch in unseren Tagen gebräuchlichen Sophistik gemeint, daß Alles, was für die entgegengesetzte Auffassung spreche, ihnen gegenüber zu einem bloßen point d'honneur verblassen müsse. Man war im Grunde schon verloren, wenn man auf diesen Gedankengang einging und dem principiellen Standpunkt Dumouriez's nicht ebenfalls einen principiellen Standpunkt entgegensetzte. Die platonische Liebe wird zumal in politischen Dingen dem Feuer des Fanatismus gegenüber niemals ausreichen.

Und doch beschränkte sich Manstein in seiner Antwort ausdrücklich auf das formelle Moment eben jenes point d'honneur. In keinem Wort nimmt er Oesterreich in Schutz. Er bittet nur, daß man auf die Beziehungen des Wiener und Berliner Cabinets nicht wieder zurück kommen möge. Jedermann habe seine eigenen Principien;

*) S. Vivenot, a. a. O. II, 243—246.

König habe den Grundsatz, den eingegangenen Verpflichtungen treu zu bleiben. Es könne dies gewiß auch nur die gute Meinung vermehren, die man in Frankreich von ihm habe. Der König werde diesem Grundsatze treu bleiben, sei es nun, daß er den Krieg fortsetzen müsse, oder daß ihm süße Genugthuung habe, den Frieden wiederherstellen zu können. Am 28. mußte Manstein freilich Dumouriez das neue Manifest des Herzogs übersenden. Aber bereits am 29. klopft er schon wieder bei ihm an: es ist nicht denkbar, daß sich Manstein in dieser Weise vorgewagt hätte, wenn er nicht wußte, daß ihm der Rücken gedeckt war.

Einen Augenblick war der Kriegseifer des Königs wieder erwacht. Im Augenblick hatte man noch einmal wieder von einer Schlacht gesprochen, da Rußland dem preußischen Cabinet noch für die Dauer des Herbstfeldzuges die Hülfe eines russischen Armeecorps in Aussicht gestellt hatte. Wie sollte man aber jetzt die Energie zum Schlagen finden, wenn man sie 10 Tage früher nicht besessen hatte? Denn während der Verhandlungen hatte sich die Lage der Franzosen durch den erheblichen Zuzug noch wesentlich verbessert, die der Preußen aber nur verschlechtert. Die nicht sehr zahlreichen Dörfer der Umgegend waren von Einwohnern und Lebensmitteln entblößt; französische Streifparthien störten die preußischen Verbindungen; die Wege waren durch den Regen vollständig aufgeweicht. Man konnte unter diesen Umständen kein Brod mehr aus der Bäckerei erhalten; und wenn man es erhielt, so war es gewöhnlich ungenießbar. Die Ruhr nahm jetzt wirklich sehr erhebliche Dimensionen an, und der Geist der preußischen Truppen verschlechterte sich dabei von Tage zu Tage. Es war dies Alles die unausbleibliche Folge des Verlangens, ohne eigentliche Opfer einen Krieg zu beendigen, den man jetzt schon ziemlich allgemein als einen den preußischen Staatsinteressen mindestens fremden betrachtete. So kam es, daß der Rückzug im selben Momente beschlossen ward, wo das neue Manifest des Herzogs erschien. Es mußte auf die Welt den Eindruck machen, als wolle man lediglich den Rückzug dadurch verdecken. Schon am 29. war ein Theil des Gepäcks nach Verdun gesandt worden. Am 30. trat die Armee den Rückzug dorthin an, indem sie wieder in nördlicher Richtung die Argonnen umging. Der Fanatismus der Franzosen wuchs zusehends: man konnte bei der täglich zusammenschmelzenden Zahl der eigentlichen Combattanten nur mit ernster Sorge die Kunde von drohenden Zusammenrottungen der Bauern vernehmen. Goethe entwirft ein sehr anschauliches Bild von den Leiden und Besorgnissen dieser Tage,

und das Tagebuch des schlichten preußischen Kronprinzen stimmt mit Goethes Angaben überein.*) Es ist dabei höchst auffallend, daß von allen Truppen die preußischen bei weitem am meisten litten. Die Verkünstelung in der Abrichtung und Ausrüstung der Soldaten war eben nirgends so groß als bei den Preußen, und es rächte sich jetzt bitter, daß man fast ein ganzes Jahrhundert sich abgemüht hatte, den preußischen Soldaten zu einer Maschine zu machen. Es kam hinzu, daß man aus Ersparungsrücksichten den „steifen"**) preußischen Soldaten die knappste Bekleidung gegeben. Insbesondere hatte die preußische Armeeverwaltung die Westen abgeschafft und nur zum Schein durch ein buntes Stück Tuch ersetzt, das an die beiden Seiten des offenstehenden Rockes festgenäht war. Die Hessen verspotteten sie darüber und in der That hatte diese Knauserei die Folge, daß die preußischen Soldaten weit häufiger an der Ruhr erkrankten, während z. B. die Hessen großentheils davon verschont geblieben sein sollen. Auch der Verlust an Pferden und Bagagewagen war gerade bei den Preußen sehr bedeutend. Goethe schildert, wie man sich ihrer bei den gänzlich aufgelösten Wegen kurzer Hand zu entledigen pflegte. Er berichtet auch von einem seiner Pferde gänzlich beraubten Kavallerieregiment, dessen Mannschaften später den Weg von Trier nach Coblenz — ein kläglicher Anblick — in ihren hohen durch die Feuchtigkeit verdorbenen Stiefeln zu Fuß zurücklegen mußten. Der hessische General-Lieutenant von Loßberg sagt in seinen Erinnerungen mit wohl nur geringer Uebertreibung, er habe selbst 1812 auf dem Rückzuge aus Rußland, nicht solche Schauergestalten erblickt, als die Mannschaft einiger preußischer Regimenter auf dem Rückzuge aus der Champagne dargeboten hätten. Die Zopfbänder waren ihnen abhanden gekommen, das Zopfhaar hing ihnen wirr um die bleichen, nicht gerade allzureinlichen, mit struppichten Bärten bewachsenen Gesichter, die Bekleidung in bunten Fetzen um den Leib. Der meist nur aus geleimter Pappe mit ganz dünnem Filzüberzuge gefertigte Hut bedeckte dabei vom Regen aufgelöst in den wunderbarsten Formen das Haupt. Spielmann bezeichnet das Ende des Rückzuges als eine wahre Deroute.***) Wiederholt wurden die Straßen durch Truppen und Gepäck

*) Vgl. auch das Schreiben Clerfayts an Sachsen-Teschen bei Vivenot, a. a. O. II, S. 278 f.

**) Es ist dies der Ausdruck eines hannoverschen Spottliedes von 1805.

***) S. Spielmanns Bericht vom 6. November bei Vivenot, a. a. O. II, S. 338.

verstopft. Einst gebrauchte man für einen Marsch von wenigen Meilen dreißig Stunden. Am 6. October erreichte die Vorhut des Kalckreuthschen Corps Verdun, während sich das Gros der Armee Stenay und Dun näherte. Die Verabredung nicht auf einander zu schießen, bestand natürlich nicht mehr.

Hätten aber die Franzosen die abziehenden Preußen energisch verfolgt, so hätte deren Lage eine sehr gefährliche werden können. Selbst aus Häusser und Sybel geht hervor, daß für die Lässigkeit der Verfolgung die Ursache in den Verhandlungen zu suchen ist, die nun mit erneutem Eifer fortgesetzt wurden. Die Preußen hofften sich jetzt durch dieselben den Rückzug zu sichern. Noch am 28. September waren Westermann und eben jener Benoit, der zu Anfang des Jahres nach Berlin geschickt worden war als Abgesandte des Convents im preußischen Hauptquartier angelangt, obwohl Dumouriez nach Häusser jede weitere Unterhandlung abgelehnt haben soll, so lange ein Actenstück wie das neue Manifest des Herzogs vorliege. Man nahm preußischerseits die Unterhändler — Häusser und Sybel gestehen es zu — wieder äußerst freundlich auf.

Die Preußen wiesen diesmal den Gedanken eines Separatfriedens schon nicht mit gleicher Entrüstung wie zwei Tage früher zurück. Und was wichtiger ist: sie hörten die Ausfälle auf Oesterreich ohne Widerspruch an. Die Intimität zwischen den Preußen und Franzosen ward in den folgenden Tagen immer größer. „Was möchtest Du haben?“ heißt es in einem Briefe Westermanns an einen Straßburger Freund, „ich bin allmächtig, ich habe gestern bei dem Könige gespeist, Preußen trennt sich von Oesterreich, das ganze Weltall kann die Republik nicht mehr beschädigen.“ Der General Duval meldet seinem Freunde Merlin, alle diese Generale hätten nur eine Ansicht: Trennung von Oesterreich und den Bund mit der französischen Republik. Kellermann schreibt am 3. October: „Die Preußen scheinen gar nicht abgeneigt, die Emigranten zu verlassen, wir könnten sie mit geringen Kosten gewinnen und den Kaiser völlig erdrücken. Wir würden dann das besiegte Oesterreich den Preußen überliefern, die ihm den Rest von Schlesien abnehmen und sich in den Besitz von Danzig und Thorn setzen möchten.“ Kellermann sagte öffentlich dem Grafen Kalckreuth: so schwer auch Oesterreich sich gegen die Republik versündigt habe, so reiche doch der Wunsch des Königs von Preußen aus, um es in den preußisch-französischen Stillstand

mit aufnehmen zu lassen; und ein anderes Mal dem Grafen Lindenau: die französische Regierung wisse, daß Preußen auf eine neue Theilung Polens sinne, werde sich aber jeder Stärkung einer Macht erfreuen, die früher oder später ihre Bundesgenossin sein müsse.

Solche Aeußerungen standen nichts weniger als vereinzelt da. Es sollen Preußen damals von französischer Seite sehr bedeutende Erwerbungen in Polen angeboten worden sein. Es fiel den Oesterreichern später der officielle französische Bericht über die Zusammenkünfte vom 8. und 11. October in die Hände. Wenn man auch immerhin erhebliche französische Ausschmückungen abziehen will und muß, so beweist derselbe doch deutlich genug, wohin es gekommen war. Wir können uns nicht enthalten, daraus einiges über die Zusammenkunft vom 11., an welcher preußischerseits Kalckreuth, französischerseits Galbaud und Dillon Theil nahmen, wörtlich wiederzugeben: Kalckreuth: „Ich habe keine besondere Mission. Da ich aber allzeit eine hohe Achtung für die französische Nation gehegt, so würde ich mich zu glücklich fühlen, wenn ich zu einem für beide Nationen gleich günstigen Abkommen beitragen könnte. Ich weiß, daß der König jedem ehrenhaften Vorschlag sehr geneigt ist, und daß es nicht von ihm abhängen wird, wenn man nicht alsbald zu einem Abkommen gelangt." Dillon: „Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß die französische Nation die Preußen stets geachtet, daß sie immer den ungeheuerlichen Vertrag von 1756 getadelt hat. Aber damals waren die Völker Sclaven und die Willkür der Könige entschied über das Schicksal der Nationen. Sie wissen, daß Friedrich an eine solche Allianz nicht glauben wollte, und wie lange es dauerte, bis die Verhandlungen mit England zu einem Abschluß gediehen." Kalckreuth: „Seien Sie noch einmal versichert, daß es nicht von mir abhängen wird, wenn dieses glückliche Ereigniß (einer preußisch-französischen Allianz) nicht sogleich eintritt. Ich bin nicht bei Eröffnung des gegenwärtigen Krieges zu Rathe gezogen worden. Ich finde ihn von Seiten des Königs ebenso unpolitisch, als es der von 1756 von Seiten Ludwigs XV gewesen ist. Aber man hat sich diesmal von dem Impuls leiten lassen, welcher dem gesammten Europa durch die Besorgniß vor der Verbreitung von Ansichten mitgetheilt wurde, die den Fürsten nicht behagen. ..." Dillon: „.. Möge der König von Preußen nachdenken, .. und er wird gewiß bedauern, daß er das Blut seiner Völker verschwendet und seine Schätze vergeudet hat. Namentlich wenn er bedenkt, daß ihn sein wahres Interesse auf

eine Vereinigung mit uns hinweist, um jenes hochmüthige Haus Oesterreich zu demüthigen, das Schlesien nicht vergessen kann und die Brandenburger nur mit Bedauern eine der ersten Rollen in Europa spielen sieht. Gleich Ihnen habe auch ich keinerlei Auftrag. Aber ich wiederhole Ihnen: ehe wir über so große Interessen verhandeln, müssen die preußischen Armeen das französische Territorium verlassen und der König von Preußen die Republik wie die dem Convent übertragenen Gewalten anerkennen." Kalckreuth: „Auf diese Ihre Sommation könnte man Manches erwidern. Sie schreiben Gesetze vor und haben doch noch keine einzige Schlacht gewonnen. Unsere vereinigten Armeen sind so stark, wie die Ihrigen. Sie werden Verdun erhalten. Aber wenn wir unsern Kopf darauf setzten, es zu behaupten, so würden Sie es nur nach einer siegreichen Schlacht betreten können. Ich hoffe, daß die Uebergabe dieses Platzes den Wunsch des Königs darthun wird, sich mit Frankreich zu verständigen." Dillon: „Wenn diese erste Angelegenheit erledigt ist, so bleibt eine andere noch ebenso wichtige übrig: die Uebergabe von Longwy....". Kalckreuth: „Die Festung Longwy ist nicht von den Truppen des Königs besetzt. Die Uebergabe geht ihn also nicht direct an. Er könnte höchstens versprechen, sich um ihre Vertheidigung nicht zu kümmern. Ich glaube Ihnen sogar versichern zu können, daß seine Truppen sich dabei nicht betheiligen werden." Dillon: „Diese Versicherung genügt nicht....." Kalckreuth: „Ich habe keine Vollmacht, mit Ihnen zu verhandeln, ... aber ich bin überzeugt, daß man den König unschwer wird bewegen können, die Evacuation von Longwy seinerseits ebenso zu veranlassen, als die von Verdun." Dillon: „Der König von Preußen könnte in diesem Augenblicke einen schlagenden Beweis von seinen Gesinnungen für die französische Republik geben, wenn er seine Armeen gänzlich von denen seiner Alliirten trennte und ihren Rückzug nicht mehr wie bisher schützte." Kalckreuth: „Sie wissen: haben sich Reisende einen Weg zusammen zu machen verpflichtet, so verlangt es die Ehre, daß sie ihn auch zusammen zurücklegen; aber es ist dies kein Grund, daß sie eine neue Reise mit einander unternehmen....." Dillon: „Ich hoffe, daß die nächste Campagne nicht begonnen werden wird, und daß Sie uns behülflich sein werden, die Niederlande zu befreien ..." Kalckreuth: „Verlassen Sie sich auf mich! Glauben Sie mir, daß Niemand mehr als ich die ungeheuren Vortheile einer solchen Allianz würdigt. Könnte ich doch selbst nach Paris gehen, um sie abzuschließen! Ich halte mich der

französischen Loyalität versichert und bin deßhalb überzeugt, daß die Sache rasch zu einem Abschluß gebracht werden könnte.“**)

Beruht auch nur die Hälfte des in diesem Berichte Gesagten auf Wahrheit, so genügt das, um die schlimmsten Befürchtungen zu rechtfertigen, die damals die Oesterreicher hegten. Es geht aus diesem Schriftstück auch hervor, daß es irrig ist, wenn man behauptet, die Sprache der Preußen sei nach ihrer Ankunft an der Maas eine ablehnendere geworden. Es ist allerdings richtig, daß Kalckreuth es in diesen Dingen seinen Kameraden zuvorthat.**) Er ist noch in seinem hohen Alter einer der entschiedensten Vertreter der französischen Partei gewesen; wie er denn 1813 Stein's Anwesenheit zu Breslau den Franzosen verrieth und dadurch dessen damalige Abreise herbeiführte. Selbst nach Sybel kann es aber nicht zweifelhaft sein, daß sich ein erheblicher Theil der preußischen Officiere in diesem Sinne äußerten und „ihren Widerwillen gegen Oesterreich und Emigranten zur Schau trugen.“***) Und Häusser theilt eine Depesche Lucchesini's an das Staatsministerium mit, in der dieser unverhohlen eingesteht, daß die von Seiten der Franzosen, vom General bis zum gemeinen Soldaten herab, zur Schau getragene Freundschaft für Preußen und Feindschaft gegen Oesterreich ihren Eindruck selbst bei den preußischen Soldaten nicht verfehlt habe. Sogar der sich so gern dem Vertrauen hingebende Reuß berichtet am Ende des Feldzuges von der „demokratischen“ Gesinnung, d. h. von der Franzosenfreundlichkeit, die sich in der preußischen Armee in so hohem Grade verbreite.†) Man kann leicht denken, daß sich auch der König der allgemeinen Strömung nicht zu entziehen vermochte. Fand er doch, nachdem Schulenburg in Ungnade gefallen war und das Hauptquartier verlassen hatte, kaum mehr eine einzige Person daselbst, die mit Energie den entgegengesetzten Standpunkt vertreten hätte. Noch immer zwar stand es als Axiom fest, daß man sich von dem Wiener Hofe nicht trennen dürfe. Aber es sollte sich nur zu bald zeigen, einen wie schwachen Damm diese platonische Liebe für die Allianz gewährte. Woher sollte man bei der herrschenden Stimmung auch nur die Energie für die Vertheidigung der Maasfestungen nehmen?

*) S. Vivenot, a. a. O. II, 262 ff.

**) S. Sybel, a. a. O. I, 588.

***) In der zweiten Ausgabe heißt es „gegen Oesterreicher und Emigranten.“

†) Reuß an Hohenlohe den 30. October: „Der Herzog aber wird immer ein furchtsamer, unschlüssiger Heerführer bleiben, zumal mit einer so demokratischen Armee als die preußische zu werden anfängt. S. Vivenot, a. a. O. II, 32.

Und schon wieder hatte sich auch die militärische Lage verschlimmert. Am 22. September war ein französisches Heer unter Montesquiou in Savoyen eingefallen und hatte dieses mit Ausnahme der Tarantaise, ohne erheblichen Widerstand zu finden, besetzt, während ein anderes von der Flotte unterstütztes Heer in die Grafschaft Nizza eindrang. Die Franzosen hatten sich dann auch gegen Genf gewendet, dessen schweizerische Besatzung entfernt und durch eine weit stärkere französische ersetzt werden sollte. Man ersieht aus einem Schreiben Esterhazy's, wie gefährlich diese Dinge für die Schweiz zu werden drohten, und mit welchen Besorgnissen sie schon die Kaiserlichen im Breisgau zu erfüllen begannen. Die Umtriebe des französischen Gesandten Barthelemy machten täglich in der Schweiz mehr Propaganda für Frankreich. Selbst in Bern und Zürich wußte er Viele für sich zu gewinnen. In den französischen Theilen war man ganz französisch gesinnt und auch in den protestantischen Gebieten der deutschen Schweiz hielten die jüngeren Leute und der Handelsstand vorwiegend zu Frankreich. Energie zeigte sich auch bei den Regierungen der Urkantone nicht. Nur die Berner Regierung, an deren Spitze der wackere Schultheiß Steiger stand, erkannte klar die Gefahren der Lage und wünschte sich vor wie nach am Kampfe gegen Frankreich zu betheiligen, um dadurch den inneren Gefahren zuvorzukommen. Der Ausbruch einer helvetischen Revolution schien durchaus kein leeres Schreckbild mehr, und diese würde natürlich den Einmarsch der Franzosen nach sich gezogen haben. Und seit die österreichischen Truppen im September des vorhergehenden Jahres zum Schutze des Bischofs in das Bisthum Basel eingerückt waren, stand Oesterreich allen diesen Dingen nicht mehr als bloßer Beobachter gegenüber.

Die Verhältnisse im Bisthum Basel gewähren uns recht ein Bild von den Stimmungen und Zuständen, wie sie damals in der französischen Schweiz vorhanden sein mochten.*) Es sah schlimm genug aus in diesem französisch redenden Reichsgebiete, das in mehr als einer Beziehung ein Analogon zu den Lütticher Verhältnissen bot. Schon vor Jahresfrist drohte eine Intervention Frankreichs, die namentlich von dem nach Frankreich entwichenen landständischen Interimssyndicus Renggeur — er ist der Neffe des zur Revolutionspartei haltenden Erzbischofs von Paris — betrieben wurde. Und wie begründet die Befürchtungen der

*) S. Vivenot, a. a. O. I, 253 ff.

Oesterreicher waren, sollte sich noch im November 1792 zeigen, wo die Bevölkerung des Bisthums Basel unter den Auspicien eben jenes Erzbischofs von Paris ihre Revolution wirklich gemacht, sich als Republik Rauracien constituirt und sich dann unter den Schutz des Generals Biron in Straßburg gestellt hat.

Fast in demselben Augenblick, wo die preußische Armee ihren Rückzug antrat, in den letzten Tagen des September, hatte sich Custine mit etwa 18,000 Mann von Landau aus in Bewegung gesetzt. Er fand das linke Rheinufer fast von Truppen entblößt. Das 9000 Mann starke Erbachsche Corps hatte diesen Punkt der Reichsgrenze vertheidigen sollen und hier auch Stellung genommen, war aber dann (10. September) auf das Andringen des preußischen Obercommandos an die obere Mosel gezogen, um dort seine Zeit in ziemlich nutzloser Weise mit der Belagerung von Thionville zu verbringen. Am 30. war Custine vor Speyer erschienen, das sich, nach kurzer Gegenwehr einer noch obendrein fehlerhaft aufgestellten Abtheilung von nur 3000 Mann, ergeben mußte. Unmittelbar darauf fiel Worms. Custine stand somit schon in bedenklicher Nähe von Mainz. Es zeigte sich jetzt, daß man den nunmehr eingetretenen Fall des Mißlingens der großmächtlichen Unternehmung so gut wie gar nicht in Berechnung gezogen hatte. Nichts war vorbereitet. Es war nicht daran zu denken, daß der für die Schweiz und vor einem Angriffe von dieser Seite bangende Esterhazy vom Breisgau aus Hülfe hätte bringen können: er würde sonst den Breisgau selbst einem Einfalle der Franzosen rettungslos preisgegeben haben. Wäre der Reichskrieg erklärt gewesen, und hätte eine Reichsarmee wie in alten Zeiten zwischen dem Main und dem Schwarzwald gestanden, so hätte trotz allem die Abwehr jener 18,000 Franzosen, bei denen es noch durchaus an jeder Organisation fehlte und die aus den verschiedenartigsten Elementen bestanden, nicht allzuschwer fallen müssen.

Auch aus den freiwilligen Truppenstellungen deutscher Fürsten war wenig genug geworden, da Preußen sich den bezüglichen Bitten des Kaisers nur in so ungenügender Weise angeschlossen hatte. Man wird, da der Reichskrieg nicht erklärt war, kaum ein Unrecht der um Hülfe angegangenen Fürsten darin erblicken dürfen; es hatte seine Berechtigung, wenn z. B. die hannoversche Regierung erwiderte, sie werde sich erst nach der Erklärung des Reichskrieges an der Sache betheiligen. Was die Stimmung der Bevölkerung betrifft, so war die überwiegende Mehrheit der Kleinbürger und Bauern auch am Rhein durchaus nicht französisch und republikanisch

gesinnt. Die Sympathien für die Revolution als solche waren anfangs weit verbreitet gewesen. Sie hatten in den ersten Jahren vieler Orten eine Gährung hervorgerufen und da wo besondere Gründe zur Unzufriedenheit von früher her vorlagen, auch wohl selbst zu Verwicklungen geführt. Von oben herab hatte man ja in den letzten Decennien alles gethan, um das Alte zu untergraben und den mit der Revolution verwandten Ideen Eingang zu verschaffen. Aber der Volksinstinct nahm überall gegen die Franzosen Partei, als es nun Ernst wurde und die Welschen auf deutschem Boden erschienen. Nichts lag dem Volke ferner als der Gedanke einer Nachahmung der jakobinischen Freiheit. Nicht so war es in den Kreisen der Gebildeten; es herrschten dort bis tief in die Regierungskreise hinein noch immer die auf dem Boden der Theorie erwachsenen Sympathien für die Revolution. Der aus der Champagne zurückkehrende Goethe war in hohem Grade erstaunt, in den adligen Kreisen von Düsseldorf denselben fast bei Jedermann zu begegnen. Auch biedere Leute sahen in jener auch heute noch so gewöhnlichen Art über die schlimmsten Gräuel hinweg, wo es das Schoßkind der Zeit, wo es die Revolution betraf. Und natürlich konnten sich alle angekränkelten Naturen der Strömung vollends nicht entziehen. Die zu Mainz im Hause Forsters weilende Caroline Böhmer — es ist dieselbe, die später nach einander die Gattin August Wilhelm Schlegels und Schellings gewesen ist — schreibt bereits am 6. October: „Seit sechs Tagen erwarten wir täglich einen Einfall der Franzosen — alle Adeligen sind geflüchtet, und der Alte (der Erzbischof) auch in einem Wagen, wo er das Wappen auskratzen ließ. Sie sind wirklich in Worms. Hier gibt es schon cocardes tricolores." — — — „Leider sind wir nicht weggenommen worden", heißt es in einem Briefe von ihr am 16., „bis Worms drang Custine vor und hat sich jetzt bei Speyer verschanzt, um zu verhüten, daß sich dort die Preußen nicht hinziehen, deren Armee in einem pitoyabelen Zustand ist und sich allenthalben zurückzieht: unsere Mainzer sind in Speyer gefangen, nach Straßburg geführt, sehr gut behandelt, wie auch die Bürger in Speyer und Worms..... Der sämmtliche Adel ist geflüchtet, der Schrecken war unbeschreiblich und hat wie gewöhnlich die drolligsten Wirkungen bei tapferen Personagen, z. B. bei dem Gesandten eines königlichen Hofes*), hervorgebracht. Es waren so wenig Menschen zurück geblieben, daß alle Geschäfte stockten, nur zwei

*) Des preußischen?

Aerzte unter Anderen. Auch in Frankfurt flüchtete man, und die Deputation, die mit 200,000 fl. dem Feinde entgegengehen sollte, hatte sich versammelt — die Wägen standen angespannt vor dem Rathhaus und hatten die drei Farben. Wir blieben aus Neugier und weil wir ein gut Gewissen hatten — nämlich reine Hände — wir sind nicht reich und ich bin arm."*)

Die Besatzung von Mainz bestand aus wenig mehr als 2000 Mann, zu denen sich erst im letzten Augenblicke 800 Kaiserliche gesellten, die auf dem Marsche nach den Niederlanden diese Gegenden passirten. Der Schrecken der gebildeten Classen war in dem ganzen Umkreis von Mainz ein überwältigender. Wie es in solchen Lagen zu geschehen pflegt, wirkte dabei der Widerwille gegen den ganzen Krieg, dessen unheilvolle Folgen man sich selbst tendenziös ausmalte, in gleichem Maße wie die wirkliche Furcht, der kein inneres Lebensprincip als Gegengewicht diente. Die alten Erinnerungen aus dem Orleans'schen Kriege tauchten nicht minder vor der erhitzten Phantasie des beweglichen, lebenslustigen Rheinländers auf, als die Schrecken der Revolution mit ihrem „Krieg den Palästen, Friede den Hütten." Man wird sich die Verwirrung kaum groß genug vorstellen können. Sie nahm um so beschämendere Dimensionen an, als dieses Unglück gleichsam über Nacht hereingebrochen war. Bereits am 5. verlor man auf den Bericht eines betrunkenen Husaren hin so ziemlich den Kopf: Custine sei nur noch drei Stunden entfernt, hieß es. Der Kurfürst kam auf die Nachricht von der seiner Residenz drohenden Gefahr am 8. October**) von Aschaffenburg herüber, verließ aber noch am Abend desselben Tages die Stadt wieder und ging nach Würzburg: der preußische Gesandte soll es gewesen sein, der ihn dazu bewog. Der Hof ist natürlich dem Beispiel des Herrn gefolgt. Die Mainzer Bürger haben dem Kurfürsten diese schnelle Abreise sehr übel genommen. Man kann aber dem alten Herrn daraus gewiß keinen Vorwurf machen.

Es hat auch in Mainz nicht an Zügen gefehlt, die von der im Volke lebenden mannhaften deutschen Gesinnung Zeugniß ablegten. Die Rheingauer Bauern strömten in die Stadt und boten ihre Dienste zu deren Vertheidigung an. 1500 derselben wurden bewaffnet. Züge dieser Art

*) Janssen, Zeit und Lebensbilder. 2. Auflage, Freiburg i. B. 1876, S. 167 f.

**) Nach Perthes: Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Fremdherrschaft, verließ der Kurfürst Mainz bereits am 5.

konnten aber der allgemeinen Verwirrung nicht steuern, welche die Gebildeten ergriffen hatte.

Am 18. October erschien Custine wirklich vor Mainz. Er hatte nur 12—15,000 Mann, und besaß kein Belagerungsgeschütz. Aber die Franzosen konnten sich leicht überzeugen, wie es um die Energie der Vertheidigung bestellt war. Die Kur-Mainzischen Truppen enthielten seit ihrem ruhmlosen Lütticher Feldzug viele zweifelhafte Elemente. Die Officiere klagten zum Theil jetzt schon über die Beschwerden der Belagerung. Der Mainzer Bourgeois murrte, daß man nun die nachtheiligen Folgen der verkehrten Politik des Kurfürsten empfinden müsse. Daß Custine verrätherische Verbindungen in Mainz hatte, geht aus seinen eigenen Depeschen unwiderleglich hervor. Sie nennen auch einen Mainzischen Officier Namens Stamm.*) Es kommt aber am Ende nicht so gar viel darauf an, wie viel bewußter Verrath im Spiel war. Der Glaube an die eigene Sache war eben bei denen, auf die es jetzt ankam, so schwach, daß man keine Opfer dafür bringen wollte. Der Festungscommandant Freiherr von Gymnich hatte den, mit den Kreisen der Unzufriedenen in engster Verbindung stehenden Ingenieur-Major Eickemeyer zum Vertrauten. Er legte dem Verkehr mit den Franzosen keinerlei Hinderniß in den Weg. Der Leibarzt des Kurfürsten begab sich unter dem Vorwande eines Krankenbesuches zu Nackenheim in das französische Lager. Ein Mainzer Bürger hatte für 1000 fl. Wäsche auf einer von den Franzosen besetzten Bleiche liegen und schickte Frauen mit Körben zum Abholen hinaus. Die französischen Soldaten thaten außerordentlich artig, halfen bei dem Zusammenlegen der Wäsche und begleiteten die Frauen bis an die Stadt. Die Franzosen versäumten überhaupt nichts, um die Stimmung der Mainzer zu gewinnen. Der Commandant von Straßburg entließ 25 in Speyer gefangene Mainzer Soldaten, die dann zu Hause erzählen mußten, wie trefflich man sie in der Gefangenschaft behandelt habe. Als Zimmerleute oder Savoyarden verkleidete französische Spione brachten Briefe aus Speyer und Worms, die das Benehmen der Franzosen nicht genug rühmen konnten.**) Alle diese Dinge hatten dann natürlich den doppelten Nachtheil, daß die Franzosen von Allem unterrichtet wurden, und daß die Mainzer sich mehr und mehr an den Gedanken einer sofortigen

*) S. Sybel, a. a. O. I, S. 585.

**) Vgl. über dies alles: Perthes, a. a. O. I, S. 73 f.

Capitulation gewöhnten. Es fand sich auch jetzt noch eine Anzahl entschlossener Männer, welche bereit waren, ihre Vaterstadt bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Der Mehrheit bemächtigte sich aber mehr und mehr der Gedanke, daß man die Franzosen nur zu fürchten habe, wenn sie die Stadt erstürmen müßten. Die ungünstigen Nachrichten aus der Champagne trugen natürlich das ihrige zu dieser Stimmung bei. Auch der Kleinbürger verlor jetzt meistens den Muth. Es ergriff die Gemüther jener Pessimismus, dem gerade die Bevölkerung am Mittelrhein so außerordentlich zugänglich ist. Da sehe man, hieß es, wie die Franzosen das Glück begünstige. Der Kurfürst, das Domcapitel, der Adel hätten die Stadt ja ihrem Schicksal überlassen. Es sei vorauszusehen, daß die schlecht versehene Festung eben so leicht wie Speyer und Worms in die Hände der Franzosen gerathen würde. Man fühlte es instinctiv, daß die Militär-Behörden nicht das Zeug zu einem ernstlichen Widerstande hatten; und die Stimmung der Civilisten wirkte dann wieder auf die Militär-Behörden zurück. Am 19. ließ Custine durch den Obersten Houchard zur Uebergabe auffordern. Am 21. erfolgte dieselbe, nachdem sie am vorhergehenden Tage durch einen Kriegsrath gebilligt worden war. Die Mainzer und die Kreistruppen erhielten freien Abzug gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich dienen zu wollen. Die Kaiserlichen, deren Anwesenheit den Franzosen unbekannt geblieben zu sein scheint, zogen eilends über die Rheinbrücke ab. „Mir wird die Zeit lang zu wissen," schreibt Caroline Böhmer an einen nicht französisch gesinnten Freund, „wie Ihr gerechter Zorn wieder in Sanftmuth übergegangen ist. Ich hoffe, so leicht, wie wir in Feindeshand — wenn wir unsere höflichen, wackeren Gäste anders Feinde nennen können. Welch' ein Wechsel seit acht Tagen! General Custine wohnt im Schloß des Kurfürsten von Mainz, in seinem Prachtsaal versammelt sich der Jakobiner-Club, die Nationalcocarden wimmeln auf den Gassen. Die fremden Töne, die der Freiheit fluchten, stimmen vivre libre ou mourir an. Hätte ich nur Geduld zu schreiben und Sie zu lesen, da könnte ich Ihnen viel erzählen." .... „Ich kann Ihnen Forsters Betragen nicht genug rühmen — noch ist er bei keinem der Institute — er macht seinen bisherigen Gesinnungen Ehre, und wird vielleicht mit der Zeit den Ausschlag zu ihrem Vortheil geben. Der Mittelstand*) wünscht freilich das Joch abzuschütteln, dem Bürger ist

*) In Carolinen's Munde bedeutet das Wort Mittelclasse offenbar nicht den Bourgeois, sondern den Handwerker und Kleinbürger.

nicht wohl, wenn er es nicht auf dem Nacken fühlt. Wie weit hat er noch bis zu dem Grad von Kenntniß und Selbstgefühl des geringsten Sansculotte draußen im Lager! Der Erwerb stockt eine Weile, und das ist ihm Alles, er regrettirt die sogenannten Herrschaften, so viel darunter sind, die in Concurs stehen und die Handwerker unbezahlt ließen. Aber nur eine Stimme ist über den Priester — er sieht gewiß sein schönes Mainz nicht wieder, wenn es auch, wie's wahrscheinlich sehr zweifelhaft ist, seine Thore dem Nachfolger öffnete. Custine befestigt sich und schwört, den Schlüssel zu Deutschland nicht aus den Händen zu lassen, wenn ihn kein Friede zwingt. Kaum vier Monate sind es, wie sich das concert des puissances versammelte, um Frankreichs Untergang zu beschließen — hier, wo nun auf dem Comödienzettel steht: Mit Erlaubniß des Bürgers Custine."

Die Franzosen benutzten den Moment der ersten Bestürzung, um auch Frankfurt durch einen Handstreich zu nehmen. General Neuwinger begehrte Anfangs nur Lebensmittel, ertrotzte dann aber durch Drohungen den Eintritt in die Stadt, der Custine eine Brandschatzung von 2 Millionen Gulden auferlegte. Sie hatte nur die Reichen treffen sollen, in denen Custine's revolutionärer Unverstand die eigentlichen Feinde der Republik sah. Aber eine mannhafte Eingabe der Zünfte verbat sich diese Bevorzugung von Seiten des französischen Generals. Die Haltung der Frankfurter Bürgerschaft machte Aufsehen am ganzen Rhein. Man legte in Frankfurt ungeschminkt Haß, Trotz und Mißachtung an den Tag, und verwies, zugleich in stolzem Selbstbewußtsein, die Franzosen auf das Nahen hessischer Truppen: „die Fetzenkerle," die mit dem französischen „Lumpengesindel" bald genug fertig werden würden. Und der gleiche Geist wie in Frankfurt zeigte sich in dem benachbarten Hessen-Kassel. — Als Custine von Frankfurt aus einen zum Hochverrathe anreizenden Aufruf, worin der Landesherr geschmähet ward, an die Hessen richtete, und durch Sendlinge im ganzen Lande verbreiten ließ, — da ging ein Sturm der Entrüstung durch's Volk. Der Landgraf rief den Landsturm zu den Waffen. In allen Städten und Dörfern übten sich auch die nicht wehrpflichtigen Mannschaften ein: die alte treffliche Wehrverfassung bot dazu die beste Anlehnung. Custine's Sendlinge wurden erschlagen; seine Ansprache überall gleich wieder abgerissen. Als eine französische Abtheilung um ausgeschriebene Schatzungen einzutreiben, vor dem kleinen hanauischen Flecken Markköbel erschien,

allgemeines. Trotz der bei den einflußreichsten Männern des Hauptquartiers herrschenden Stimmung sei das Mißtrauen der Oesterreicher unbegründet gewesen, meint Sybel, da der König der Allianz habe treu bleiben wollen. Aber der doch auch bei Valmy vorhandene gute Wille des Königs war allein wahrlich nicht entscheidend. Die Fürsten sind spärlich gesät, die sich einer in ihrer Umgebung herrschenden Strömung zu entziehen vermögen. Und die Fälle sind äußerst selten, wo man sich sans phrase zum Bruch eines Vertrages entschloß, ohne daß Verwickelungen vorhergegangen wären, die den wahren Sachverhalt verdunkelten und eine Rechtfertigung vor dem eigenen Gewissen gewährten.

Es scheint übrigens nicht, daß das Mißtrauen der kaiserlichen Generale ihren Rückzug veranlaßt hat. Weder Hohenlohe noch Clerfayt äußern sich in diesem Sinn. Wenn man den Bericht des Fürsten Reuß vom 10. October liest,*) so kann es kaum zweifelhaft sein, daß nicht das gerechtfertigte oder nicht gerechtfertigte Mißtrauen der kaiserlichen Generale, sondern die den österreichischen Niederlanden drohende Gefahr und die ausdrückliche Bitte des dort commandirenden Herzogs von Sachsen-Teschen Clerfayts**) Abmarsch nach den Niederlanden veranlaßt hat. Auch hat die Folge gezeigt, daß der Hülferuf des Herzogs ein nur zu berechtigter war und daß es im entscheidenden Augenblick nur zu sehr an Truppen in den Niederlanden gefehlt hat.

Sieht man näher zu, so fehlt es endlich auch offenbar an Anhaltspunkten für die Behauptung, daß der Abmarsch des Clerfayt'schen Corps in einem Causalnexus mit der Aufgebung der Maaslinie stand. Jenes Schreiben, durch das der Herzog von Braunschweig den Marsch nach Trier und Coblenz mittheilt, motivirt diese Maßregel keineswegs etwa damit, daß man durch den Abmarsch eines kaiserlichen Corps dazu veranlaßt werde. Der Herzog hebt lediglich den Wunsch, die deutschen Grenzen zu „decken", hervor; wie man denn in der That für Coblenz sehr ernstlich fürchtete und einen Theil der preußischen Truppen direct nach dem Hundsrück sandte, um dort den Franzosen zuvorzukommen.

---

*) S. Vivenot, a. a. O. II, 261.

**) Es liegt bei Häusser (a. a. O. I, 392) eine Verwechselung zwischen den Hohenlohe'schen und Clerfayt'schen Corps vor, wenn er den Abmarsch jenes berichtet. Soviel wir sehen können, ist es aber gänzlich falsch, wenn Sybel (a. a. O. I, 388) von einer Abberufung des Hohenlohe'schen und Clerfayt'schen Corps spricht.

tausche. Der Kurfürst müsse sich aber damit begnügen, der Statthalter einer Republik zu sein und eine bestimmte Revenue von derselben zu beziehen. Auch müsse Luxemburg geschleift werden. Die Verhandlungen führten natürlich zu keinem Resultat. Sie sind die einzigsten gewesen, an denen auch Oesterreicher theilgenommen haben. Uebrigens verdient es bemerkt zu werden, daß sich die Franzosen mit ihren Anträgen auch hier nicht an Oesterreich, sondern an Preußen wandten, denen gegenüber nichts mehr unternommen werden sollte, und daß Valence so naiv war, in Gegenwart der Kaiserlichen die Preußen zu fragen, ob sie nach Abschluß eines preußisch-französischen Friedens gewillt seien, Frankreich gegenüber neutral zu bleiben, oder gar eine ewige Allianz mit diesem zu schließen. Es hat den Anschein, als habe man die Oesterreicher nur deßhalb nach Aubange geladen, um die preußische Loyalität zum Schluß in ein recht helles Licht zu setzen und durch das Auftreten der Franzosen einen Druck auf die zwischen Oesterreich und Preußen bevorstehenden Verhandlungen auszuüben. Merkwürdig bleibt es, daß die Franzosen Wind von den bayrischen Tauschprojecten hatten: Thugut sah darin einen Beweis für die innigen Beziehungen zwischen ihnen und den Preußen, da diese Pläne damals noch keineswegs in weiteren Kreisen bekannt waren.

Ueber das Luxemburgische schlugen die Preußen den Heimweg ein. Am 24. ward die Stadt Luxemburg selbst erreicht. Am 26. trat Kalckreuth den Weitermarsch an; am 27. folgte der Rest der preußischen Armee. Bald genug war man wieder in jenem selben Coblenz, das man drei Monate früher mit so stolzen Hoffnungen verlassen hatte. Der Feldzug war vollständig mißglückt und es handelte sich in Zukunft nicht mehr um eine Restauration in Frankreich, sondern um die Abwehr der französischen Heere von dem Boden des Reichs. Dasselbe Preußen, das mit so entschieden agressivem Charakter in die Weltgeschichte eingetreten war, hatte sich da von unerwarteter Schwäche gezeigt, wo es sich um einen Kampf von allgemein deutschem Interesse handelte, und wo ihm ein Glücksstern von ganz besonderer Gunst die Geschicke Deutschlands fast in die Hände gab. Wir wissen kein besseres Analogon für den Feldzug in der Champagne, als die Schleswig-Holsteinischen Kriege von 1848 und 1849 mit sammt ihren preußisch-dänischen Verhandlungen.

über in Longwy erklärt, daß der König mindestens mit einem Theil seiner Truppen, wenn nicht mit der ganzen Armee, in die Niederlande zu marschiren beabsichtige, wenn man dort seiner bedürfe.*) Er hatte dann wenigstens die Hoffnung erweckt, daß ein preußisches Corps zwischen Trier und Luxemburg stehen bleiben werde, um die Lücke auszufüllen, wenn ein Theil des Hohenlohe'schen Corps aus diesen Gegenden in die Niederlande abberufen werden müßte.**) Als die Noth größer wurde, wandte sich Clerfayt mit wiederholten Bitten an Braunschweig; es handelte sich zunächst nur um die Abgabe von 6 Bataillonen, die Hohenlohe in seiner Isolirung offenbar nicht entbehren konnte, ohne auch das Luxemburgische auf das Ernsteste zu gefährden.***) Braunschweig vermochte die Nothwendigkeit einer Verstärkung der niederländischen Armee nicht zu bestreiten, aber er entsprach doch der Bitte der Oesterreicher nicht. Ja er erklärte schließlich, daß es die zur Sicherung der Rheingegenden nothwendige Concentrirung zwischen Coblenz und Kaub, bernach und an der Lahn nicht erlaube, daß ein preußisches Corps Trier besetzt halte.†) Clerfayt hatte Recht behalten, wenn er es als seine Ueberzeugung aussprach, daß der Herzog trotz Allem Nichts thun würde. Am 25.††) fand dann eine Zusammenkunft zwischen Braunschweig und dem französischen General Valence zu Aubange statt: sie hatten sich bereits bei der Uebergabe von Longwy besprochen, und Valence hatte dabei die Aeußerung fallen lassen, daß Frankreich sich zum Frieden verstehen könne, wenn Oesterreich die Niederlande zum Freistaat erklären oder einem minder mächtigen Fürsten überlassen wolle. Braunschweig hatte in Folge dessen außer Luchesini den Fürsten Reuß nach Aubange mitgebracht; und Hohenlohe war ebenfalls anwesend: von französischer Seite war noch Kellermann erschienen. Die Zusammenkunft war aber ohne jede Bedeutung, wenn man diese nicht darin finden will, daß die Franzosen auf das Bestimmteste erklärten, Oesterreich müsse die Niederlande verlieren. Frankreich, sagten sie, müsse sich mit freien Völkern umgeben; es müsse deßhalb die Revolution in den Niederlanden vollenden. Wolle Oesterreich den Krieg vermeiden, so gebe es dafür kein anderes Mittel, als daß es dieselben gegen Bayern u[illegible]

*) S. Vivenot a. a. O. II. S. 279.
**) Ebenda, S. 289.
***) Ebenda, S. 296.
†) Ebendaselbst S. 312 f.
††) S. Luchesini's Bericht ebendas., S. 297.

In der Zusammenkunft vom 8. October hatte La Baroliere die Uebergabe von Verdun als Vorbedingung einer jeden weiteren Verhandlung bezeichnet, und Braunschweig hatte dazu geschwiegen, anderen Tages aber den General Kalckreuth zu senden versprochen, um eingehendere Eröffnungen zu machen: wenn man Verdun nicht räumen wollte, so war jede weitere Verhandlung zwecklos. Drei Tage nach der Conferenz zwischen Dillon und Kalckreuth capitulirte aber Verdun wirklich. Der Rückzug Clerfayts konnte unmöglich schon soweit durchgeführt sein, daß man die Capitulation nicht noch hätte hinausschieben können: am 26. war Clerfayt noch in Arlon; noch in Longwy hatte er eine Besprechung mit Braunschweig; eine aus vier Jägercompagnien und zwei Divisionen Cavallerie bestehende Abtheilung des Clerfayt'schen Corps blieb unter dem Oberstlieutenant Lusignan bei Verdun und hatte noch um den 20. ein Rückzugsgefecht gegen 5000 Franzosen zu bestehen.

Jetzt zeigte sich aber die franzosenfreundliche Gesinnung von Tage zu Tage deutlicher. Es ereigneten sich Dinge, die auch den Arglosesten stutzig machen mußten. Spielmann zeigt sich jetzt durchaus von Mißtrauen erfüllt: er berichtet, die Preußen seien auf dem Rückzuge von Verdun und Longwy immer, die Kaiserlichen aber bei keiner Gelgenheit von den Franzosen geschont worden. Ein zwischen den Preußen und Franzosen jetzt wieder abgeschlossener kürzerer Waffenstillstand umfaßte die Kaiserlichen nicht mit, und Clerfayt erfuhr erst nach der Unterzeichnung etwas von der Sache. Die Behauptung der Grenzfestung Longwy hätte im österreichischen Interesse gelegen und war, so lange das Luxemburgische von den Kaiserlichen besetzt blieb, gewiß keine Unmöglichkeit. Man sieht aus Clerfayt's Schreiben vom 23., wie unangenehm ihm die Uebergabe ist und wie unnöthig sie ihm erscheint. — Am 18. October kam aber über die Uebergabe von Longwy eine Convention zu Stande, deren sechster Artikel ausdrücklich bestimmte, daß das Siegel der französischen Republik neben dem des Königs unter den Vertrag gesetzt werden sollte. Am 22. öffnete Longwy den Franzosen die Thore. Nach dem Tagebuch des preußischen Kronprinzen benahmen sich die französischen Officiere auch hier in der zutraulichsten Weise. Sie betheuerten ihre Liebe für Preußen und ihren Haß gegen Oesterreich und behandelten die preußisch-französische Allianz als eine sehr wahrscheinliche Sache. „Ich glaube", schreibt der Kronprinz, „hätte es noch länger gedauert, sie hätten mich gar zu ihrem König gewählt." Der Herzog von Braunschweig hatte noch um den 19. Clerfayt gegen-

über in Longwy erklärt, daß der König mindestens mit einem Theil seiner Truppen, wenn nicht mit der ganzen Armee, in die Niederlande zu marschiren beabsichtige, wenn man dort seiner bedürfe.*) Er hatte dann wenigstens die Hoffnung erweckt, daß ein preußisches Corps zwischen Trier und Luxemburg stehen bleiben werde, um die Lücke auszufüllen, wenn ein Theil des Hohenlohe'schen Corps aus diesen Gegenden in die Niederlande abberufen werden müßte.**) Als die Noth größer wurde, wandte sich Clerfayt mit wiederholten Bitten an Braunschweig: es handelte sich zunächst nur um die Abgabe von 6 Bataillonen, die Hohenlohe in seiner Isolirung offenbar nicht entbehren konnte, ohne auch das Luxemburgische auf das Ernsteste zu gefährden.***) Braunschweig vermochte die Nothwendigkeit einer Verstärkung der niederländischen Armee nicht zu bestreiten, aber er entsprach doch der Bitte der Oesterreicher nicht. Ja er erklärte schließlich, daß es die zur Sicherung der Rheingegenden nothwendige Concentrirung zwischen Coblenz und Andernach und an der Lahn nicht erlaube, daß ein preußisches Corps Trier besetzt halte.†) Clerfayt hatte Recht behalten, wenn er es als seine Ueberzeugung aussprach, daß der Herzog trotz Allem Nichts thun würde. Am 25.††) fand dann eine Zusammenkunft zwischen Braunschweig und dem französischen General Valence zu Aubange statt: sie hatten sich bereits bei der Uebergabe von Longwy besprochen, und Valence hatte dabei die Aeußerung fallen lassen, daß Frankreich sich zum Frieden verstehen könne, wenn Oesterreich die Niederlande zum Freistaat erklären oder einem minder mächtigen Fürsten überlassen wolle. Braunschweig hatte in Folge dessen außer Luccheſini den Fürsten Reuß nach Aubange mitgebracht; und Hohenlohe war ebenfalls anwesend: von französischer Seite war noch Kellermann erschienen. Die Zusammenkunft war aber ohne jede Bedeutung, wenn man diese nicht darin finden will, daß die Franzosen auf das Bestimmteste erklärten, Oesterreich müsse die Niederlande verlieren. Frankreich, sagten sie, müsse sich mit freien Völkern umgeben; es müsse deßhalb die Revolution in den Niederlanden vollenden. Wolle Oesterreich den Krieg vermeiden, so gebe es dafür kein anderes Mittel, als daß es dieselben gegen Bayern be-

*) S. Vivenot a. a. O. II. S. 279.
**) Ebenda, S. 289.
***) Ebenda, S. 296.
†) Ebendaſelbſt S. 312 f.
††) S. Luccheſini's Bericht ebendaſ., S. 297.

ische. Der Kurfürst müsse sich aber damit begnügen, der Statthalter
er Republik zu sein und eine bestimmte Revenue von derselben zu
ziehen. Auch müsse Luxemburg geschleift werden. Die Verhandlungen
rten natürlich zu keinem Resultat. Sie sind die einzigsten gewesen,
denen auch Oesterreicher theilgenommen haben. Uebrigens verdient es be-
nerkt zu werden, daß sich die Franzosen mit ihren Anträgen auch
r nicht an Oesterreich, sondern an Preußen wandten, denen ge-
über nichts mehr unternommen werden sollte, und daß Valence so
w war, in Gegenwart der Kaiserlichen die Preußen zu fragen, ob sie
ch Abschluß eines preußisch-französischen Friedens gewillt seien, Frank-
ch gegenüber neutral zu bleiben, oder gar eine ewige Allianz
t diesem zu schließen. Es hat den Anschein, als habe man die
sterreicher nur deßhalb nach Aubange geladen, um die preußische Loya-
ät zum Schluß in ein recht helles Licht zu setzen und durch das
ftreten der Franzosen einen Druck auf die zwischen Oesterreich und
eußen bevorstehenden Verhandlungen auszuüben. Merkwürdig bleibt
daß die Franzosen Wind von den bayrischen Tauschprojecten hatten:
ugut sah darin einen Beweis für die innigen Beziehungen zwischen
en und den Preußen, da diese Pläne damals noch keineswegs in
iteren Kreisen bekannt waren.

Ueber das Luxemburgische schlugen die Preußen den Heimweg ein.
1 24. ward die Stadt Luxemburg selbst erreicht. Am 26. trat Kalck-
th den Weitermarsch an; am 27. folgte der Rest der preußischen
mee. Bald genug war man wieder in jenem selben Coblenz, das
n drei Monate früher mit so stolzen Hoffnungen verlassen hatte.
r Feldzug war vollständig mißglückt und es handelte sich in Zukunft
ht mehr um eine Restauration in Frankreich, sondern um die Abwehr
französischen Heere von dem Boden des Reichs. Dasselbe Preußen,
mit so entschieden agressivem Charakter in die Weltgeschichte einge-
en war, hatte sich da von unerwarteter Schwäche gezeigt, wo es sich
einen Kampf von allgemein deutschem Interesse handelte, und wo
ein Glücksstern von ganz besonderer Gunst die Geschicke Deutsch-
ds fast in die Hände gab. Wir wissen kein besseres Analogon für den
dzug in der Champagne, als die Schleswig-Holsteinischen Kriege von
8 und 1849 mit sammt ihren preußisch-dänischen Verhandlungen.

In diesem Vertrauen auf die Gesinnungen Preußens hof
man auch, daß dasselbe in der bayrischen Tauschfrage auf die
chischen Wünsche eingehen werde. Es hatte diese Frage jetzt
wöhnlichen diplomatischen Wege erledigt werden sollen. Reuß
auch den Auftrag, noch einmal die leitenden Gesichtspunkte zu
holen. „Gleiche Brüder, gleiche Theilung an Nutzen oder S
schreibt ihm der Staatsvicekanzler, sei die Grundlage der Allia
schen Oesterreich und Preußen. Dieses arrondire sich nicht n
die beabsichtigte polnische Erwerbung, sondern erhalte zugleich
nanz- und allen andern Rücksichten" einen wesentlichen Zuwach
rend Oesterreich sich lediglich arrondire, im Uebrigen aber nur
bei dem Tausch habe. Eine Ausgleichung sei nur in den M
schaften zu finden. In ähnlichem Sinne instruirte Cobenzl sei
tersburger Vetter. Er meinte, daß man sich nicht bloß den E
den höheren Werth der Niederlande, sondern auch eine „reelle"
vergrößerung (avantages réels) ausbedungen habe, die der pr
entspreche.*)

Es darf auch gewiß nicht Wunder nehmen, wenn die
chische Diplomatie mit solcher Zähigkeit an der Erwerbung der
grafschaften festhielt. Denn je mehr sich die Preußen dort ein
und je länger der französische Krieg dauerte, um so mehr muß
die Augen springen, wie gefährdet die österreichische Stellung
deutschland durch die Festsetzung Preußens im Süden der M
war, und wie diese von den Markgrafschaften aus auch das ei
Reich ihrem Einfluß zu unterwerfen im Stande waren. De
von Preußen wies indessen die österreichische Forderung der M
schaften weit von sich. Das preußische Ministerium erklärte: d
könne sich nicht entschließen, seine Besitzungen in Franken ab
um dadurch Oesterreich jene Entschädigung über den durch d
tausch der Niederlande zu erreichenden Vortheil des Arrondi
hinaus zu verschaffen. Sollte der König sich jemals dennoch z
solchen Arrangement verstehen, so würde dies jedenfalls nur
schehen, wenn die männliche Linie des sächsischen Kurhauses
sollte und Preußen dann die Lausitz gegen die Markgrafschaften
schen könnte. Preußen erkenne übrigens im Princip die Nothw

*) Siehe das Schreiben Ph. Cobenzl's an L. Cobenzl vom 8. Au
bei Vivenot a. a. O. II, 165 f.

ständig an, daß Oesterreich außer dem Austausch noch einen „Finanzzuwachs“ erhalte. Derselbe könne vielleicht in einer Erwerbung bestehen, die sich den vorderösterreichischen Besitzungen anschlösse. Auch sei Preußen durchaus geneigt, jeden anderen Vorschlag in Erwägung zu ziehen. Sei aber kein anderes Ausgleichsmittel zu entdecken, so erscheine es dem Könige höchst nothwendig, sich sofort über eine anderweitige Entschädigung für die Kriegskosten zu einigen, da er unabweislich auf einer solchen bestehen müsse. Sie könne ja in Frankreich ausfindig gemacht werden.

Um den 17. August ward diese Antwort in Wien bekannt. Am 30. erhielt Kaunitz auf seine wiederholten und dringenden Bitten den Abschied. Die Ausdrücke des Kaisers waren dabei die huldreichsten. Es geht aus allem hervor, wie ungern er der Bitte des alten Dieners willfahrte. Er bestimmt ausdrücklich, daß alle wichtigeren Papiere ohne Ausnahme durch Kaunitzens Hände gehen, und daß es diesem stets freistehen sollte, seine Meinung darüber zu äußern. Auch behielt sich der Kaiser vor, seinerseits allzeit Gutachten von ihm zu fordern.*) Der Unterschied gegen die Behandlung, die Hertzberg von seinem König zu erdulden hatte, ist doch grell genug. Von einem politischen Grunde des Rücktritts ist nach Art der damaligen Zeit in den gewechselten Schriftstücken mit keiner Sylbe die Rede, dennoch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß derselbe mit dem von Kaunitz in so entschiedener Weise perhorrescirten polnisch-bayrisch-niederländischen Project aufs innigste zusammenhängt.

Am 7. August war inzwischen der neue Bündnißvertrag zwischen Preußen und Rußland unterzeichnet worden, dem am 13. Juli die Erneuerung des österreichisch-russischen Vertrages vorangegangen war. Es zeigte sich jetzt eine Intimität zwischen Rußland und Preußen, die sie Kaunitz grade hatte verhindern wollen, und die der in dem Schreiben vom 16. Juli entwickelten Cobenzl'schen Politik allen Rückhalt nehmen mußte.

So war die Lage beschaffen, als am 3. September wiederum die Ministerialconferenz zusammentrat, um über die preußische Antwort zu berathen. Die diplomatische Lage war in jedem Anbetracht schon jetzt eine schwierigste. Zurückgewiesen hatte man Preußen nicht. Dennoch aber hatte der unter dem Streit der Parteien beliebte Mittelweg zu

*) Thugut klagt noch 1794 über Kaunitzens Einmischung.

keinerlei festen Abmachungen geführt. Die daraus entspringende
legenheit spiegelt sich in jedem Wort. Man beschloß, die Abtr
der Markgrafschaften Preußen dadurch annehmbarer zu machen, daß
denjenigen Theil der Lausitz sogleich bestimmte, der bei einem dem
stigen Rückfall derselben — man hielt damals das Aussterben
kursächsischen Hauses für sehr wahrscheinlich — Preußen zu Theil
den sollte. An dem bayrisch-belgischen Tauschplan wollte man jeden
festhalten. Denn Preußen werde sich schlechterdings nicht mit
bloßen Geldentschädigung begnügen. Es werde entweder zu dem
die Niederlande gefährlichen Besitze von Jülich und Berg durch
Austausch gegen französische Eroberungen zu gelangen suchen, oder
unter den bedenklichsten Umständen mit Oesterreich wieder zerfa
Seien die Markgrafschaften unter keinen Umständen zu erlangen
wollte man eventuell entweder am Rhein oder ebenfalls in Polen
Surrogat für Oesterreich suchen. Um Preußens Einwilligung z
langen, sollte dessen polnisches Loos in diesem Falle ebenso groß
doch wenig kleiner sein, als es bei einer Abtretung der Markgraf
ten hatte sein sollen. Sei ein Surrogat aber gar nicht zu erh
so müsse man den Tausch eben pure et simpliciter vornehmen und
preußische Loos um soviel verkleinern, als das Aequivalent für
Markgrafschaften betrage. Komme der Austausch überhaupt nic
Stande, so müsse die preußische Erwerbung in Polen ebenfalls unterbl
Sollten Preußen und Rußland nichts destoweniger von den ins Auge
ten polnischen Gebietstheilen Besitz ergreifen, so müsse Oesterreich an
nerseits interimistisch einen entsprechenden Theil von Polen be
käme der bayrische Tausch dann nachträglich doch noch zu Stand
müßte natürlich das besetzte Gebiet verhältnißmäßig verkleinert w

Durch diese Beschlüsse erreichte die Unnatur des ganzen Arr
ments ihren Gipfel. Es ist so complicirt, daß man Mühe hat, f
seine Details hineinzudenken. Waren die Dinge noch nicht verw
so wurden sie es jetzt. Von dem Anspruche, daß Oesterreich, abg
von der Arrondirung einen gleichen Erwerb wie Preußen m
müsse, ging man jetzt fast ganz ab. Die Unklarheiten der M
Conferenz wurden jetzt ausdrücklich sanctionirt. Man forderte
Ausgleichung im Tauschgeschäft allerdings eine weitere Erwerbung
Oesterreich. Aber man dachte auch jetzt wieder so unklar, daß
diese Erwerbung von einem derselben an Werth entsprechenden
preußischen Plus abhänging machen wollte. Offenbar drehte man

im Kreiſe. Wenn der öſterreichiſche und preußiſche Gewinn nicht gleich groß waren, ſo durfte man die Ausgleichung doch nicht dadurch herbeiführen, daß man beide Looſe in gleichem Maaße vergrößerte. Ohne es zu wollen, erklärten ja die öſterreichiſchen Staatsmänner durch einen ſolchen Plan, daß der bayriſch-belgiſche Tauſch ohne Zuwage ein genügendes Aequivalent für die von Preußen geplante polniſche Erwerbung bilde.

Man fühlte es allerdings, wohin man allmählig gerathen war. Lacy meinte, es ſei beſſer, zur Zeit von dem ganzen Tauſchplan abzuſehen, da derſelbe ſo vielen Anſtänden unterliege. Cobenzl aber entgegnete, der bayriſche Tauſch ſei ja eine längſt durch des Kaiſers Willen entſchiedene Sache. Und der Widerſpruch verſtummte auch für diesmal. Dagegen entſpann ſich ein Streit über die Frage, ob das eventuelle Surrogat für die Markgrafſchaften in Frankreich oder in Polen zu ſuchen ſei. Roſenberg und Colloredo waren für eine Erwerbung im Elſaß geweſen. Cobenzl war der Meinung, daß, falls die Markgrafſchaften nicht zu erhalten ſeien, die Kriegskoſten-Entſchädigung und die der geringeren Einnahme Bayerns wegen nöthige Zuwage beſſer in Frankreich als in Polen zu ſuchen ſeien. Lacy ſtimmte dagegen unbedingt für eine polniſche Acquiſition. Er blieb ſich hierin conſequent, da er als echter Deutſchruſſe ſeiner Zeit auch der eifrigſte Förderer der polniſchen Politik Joſephs II und der erſten Theilung Polens geweſen war. Ihm wurde jetzt von dem Fürſten Starhemberg ſecundirt. Der Kaiſer hatte für die Minorität und damit für das polniſche Project entſchieden. Roſenberg und Colloredo hatten dann in Separat-Voten ihre gegentheilige Anſicht noch einmal dargelegt. Der Kaiſer werde, meinten ſie, eine gehäſſige Rolle ſpielen, wenn er ſelbſt an dem polniſchen Raube Theil nehme. Ja, er werde als der eigentliche Urheber der Zertrümmerung Polens betrachtet werden, wenn ſich auch Oeſterreich neben Preußen und Rußland betheilige. Man ſolle Alles thun, damit es nicht zum zweiten Male zu einer wirklichen Theilung komme.

Es kam zu einem abermaligen Zuſammentritt der Conferenz, in der die beiden Parteien einander wieder gegenüberſtanden. Eine Erwerbung auf Unkoſten Frankreichs, ſagten die Vertheidiger des elſäßiſchen Planes, laſſe ſich mit voller Billigkeit beanſpruchen. Eine Entſchädigung aber auf Unkoſten Polens könne man „nicht ohne auffallende Ungerechtigkeit“ verlangen. Es könne nur den allernachtheiligſten Eindruck hervorbringen, wenn der kaiſerliche Hof ſich in demſelben Augen-

blick als „Motor und Theilnehmer einer neuen Zerstückelung" Polens hinstelle, „wo derselbe als der Beschützer fremder Rechte auftrete." Die Sachwalter der polnischen Erwerbung erwiderten, der Eindruck sei ziemlich derselbe, wenn Oesterreich sich auch nicht direct an der Zerstückelung betheilige, und Niemand werde glauben, daß es aus Schonung für die Republik und nicht vielmehr, weil es ihm besser convenire, seine Entschädigung anderwärts suche. Der Kaiser schloß sich jetzt der Majorität an: wie in Frankfurt so behielt auch diesmal zuletzt doch der Einfluß Colloredo's die Oberhand.

Wenn Ranke es Preußen als ein besonderes Verdienst anrechnet, daß es die Augen Oesterreichs vorübergehend nach dieser Richtung gelenkt hat, so dürfen wir das darin liegende Verdienst mindestens von jetzt an in noch höherem Grade für Oesterreich in Anspruch nehmen. Die Absicht einer Wiedergewinnung des Elsasses hat die österreichische Politik bis zu den entscheidenden Wendungen des Jahres 1796 nie wieder aus dem Auge verloren. Man vergesse aber nicht, daß es gerade Ansichten dieser Art sind, die Sybel und seine Schule der österreichischen Politik zu einem so bitteren Vorwurf gemacht haben.

In erster Reihe faßte freilich auch die Conferenz vom 7. September die Erwerbung der Markgrafschaften in's Auge, obwohl der preußische Gesandte auf das Bestimmteste von allen sich hierauf beziehenden weiteren Verhandlungen abmahnte. Es sei verlorene Mühe, hatte er gesagt: er habe seit 14 Tagen mehr als je Grund dies zu glauben. — Die Conferenz aber meinte, noch immer Preußen gewinnen zu können, wenn man ihm jetzt Jülich und Berg und daneben die eventuelle Abtretung der Lausitz anböte. Das pfälzische Haus könne für seinen Verlust im Elsaß und in Lothringen entschädigt werden; die in Mainz geforderte polnische Erwerbung Preußens müsse in diesem Falle um einen den Markgrafschaften entsprechenden Theil verringert werden.

Wenn wir die Beschlüsse der Conferenz in die Sprache unserer Zeit übersetzen, so wollte man durchaus an dem bayrischen Tausche festhalten. Ließe sich derselbe zunächst noch nicht ausführen, so wollte Oesterreich vorläufig ebenfalls ein Stück von Polen occupiren, und wenn der Tausch gar nicht zu Stande kam, offenbar behalten. Das Superplus sollte womöglich in den Markgrafschaften gefunden werden, wenn dies aber durchaus nicht zu erreichen sei, im Elsaß; und auch zur Sicherung dieses Superplus wollte man sich eine weitere vorläufige Occupation in Polen vorbehalten.

Wie man bereits am 3. beschlossen, ward Spielmann mit entsprechenden Aufträgen, aber mit einer Vollmacht, die ihm eine große Freiheit gewährte, in das preußische Lager geschickt. Mercy — und ihm wurde Thugut beigegeben — sollte nach Luxemburg gehen, um bei den Verhandlungen zwischen Preußen und Frankreich ein im Grunde unnützer Zuschauer zu sein. So wurden damals diese Dinge in Wien behandelt. Der alte Kaunitz aber schrieb am 10. gelegentlich der Rücksendung der Conferenzprotocolle an den Kaiser: „Ich weiß nicht, ob man sich vollständig versichert hat, daß der Kurfürst und der Herzog von Zweibrücken unter annehmbaren Bedingungen in den bayrischen Tausch willigen werden. Aber es scheint mir die Vernunft zu verlangen, daß man, wenn man nicht die positivsten Sicherheiten in dieser Beziehung besitzt, zunächst jeder Ungewißheit über diese Vorfrage ein Ende mache, und bis dahin keinen Schritt vorwärts thue. Ja, es wäre zu wünschen gewesen, daß man eine so alarmirende Idee nicht auf das Tapet gebracht hätte, die noch vielen anderen Hindernissen begegnen könnte, wenn man auch einmal die Zustimmung des pfälzischen Hauses voraussetzt..... Dem sei übrigens wie ihm wolle, so steht eines fest: der König von Preußen wird, wenn Rußland darin willigt, als Entschädigung oder unter einem anderen Titel, in Polen die von ihm beabsichtigte Machtvermehrung finden. Und dasselbe wird mit Rußland der Fall sein, wenn dies seine Absicht ist..... Was die übrigen Aufträge und Verhandlungen betrifft, mit denen die verschiedenen Personen betraut sein werden, die Ew. Majestät an den König von Preußen zu senden beabsichtigen, so wünsche ich weit mehr als daß ich glaube, daß sie die gewünschten Erfolge erzielen werden, und ich denke schließlich ungefähr ebenso über den möglichen Erfolg der Operationen der vereinigten Armeen.*) ... Ich wünsche von Herzen, daß das, was ich in den mir mitgetheilten Papieren gefunden habe, etwas anderes sein möchte als was man pia desideria nennt."**)

Noch klarer ist es, wenn Kaunitz am 13. an Ludwig Cobenzl nach Petersburg schreibt: „Was die Depeschen betrifft, die Sie durch diesen Courier erhalten, so werden Sie darin viele schöne Träume finden, auf Ereignisse gegründet, hinsichtlich deren man leider weit mehr fürchten

*) Man vergesse nicht, daß diese Worte 10 Tage vor der Kanonade von Valmy geschrieben sind!

**) S. Vivenot, a. a. O. II, 190 f.

als hoffen muß, und zwar auch dann, wenn man die allergünstigsten Ereignisse annimmt..... Aber was soll man machen?.... Es wird daraus werden, was daraus werden kann. Wollte Gott, daß man sich, wenn es nicht gelingt, mit Vortheil aus diesem Kriege herauszugehen, wenigstens mit Ehren herauszieht."*)

Ende September langte Spielmann auf dem Kriegsschauplatze an. Er brachte einen eigenhändigen Brief des Kaisers an den König von Preußen mit, in dem sich dieser mit großer Entschiedenheit für die energische Fortsetzung des Krieges aussprach. „Ew. Majestät", hieß es darin, „mögen von meinem festen Entschlusse überzeugt sein, alle möglichen Anstrengungen gegen den gemeinsamen Feind zu machen und mir jede Gewähr und alle Entschädigungen zu verschaffen, die wir zu fordern berechtigt und durch die Gewalt unserer vereinten Kräfte zu erlangen im Stande sind."**) Im October erschienen auch Mercy und Thugut in Luxemburg. Bei dem Rückzuge der verbündeten Armee kam es aber erst gegen Ende dieses Monats zur entscheidenden Verhandlung. Die damalige politische Lage wird am besten durch die Worte wiedergegeben, mit denen sie Thugut in einem an Graf Colloredo gerichteten Briefe vom 1. November schildert. Den Bericht über die militärischen Vorgänge, meint er, wolle er den Generalen überlassen. Es sei ihre Aufgabe, die Gründe des Unglücks ohne Gleichen darzulegen, das die Alliirten betroffen, und den militärischen Ruhm des Herzogs von Braunschweig mit den unerhörten Fehlern zu reinen, die man ihm zuschreibe. „Unsere politische Situation ist nicht weniger kritisch. Seit den am 22. eingeleiteten Conferenzen mit Dumouriez, durch die dieser nationale General in so geschickter Weise mit dem Herzog von Braunschweig zu unterhandeln und mit einem Schlage die gesammte Lage umzuwandeln verstand, und zu denen der an Ort und Stelle anwesende Prinz Reuß nicht zugelassen ist, oder an denen er, wie er sagt — ich weiß freilich nicht warum — keinen Antheil hat nehmen wollen, hat zwischen den Preußen und Nationalen ein ununterbrochener Faden von Zetteleien (tripotages) bestanden, von denen wir niemals etwas anders

*) S. Vivenot, a. a. O. II. 197.
**) S. Sybel, a. a. O., 2. Aufl. I. 629.

erfahren haben, als was man uns davon zu sagen für gut befand.*) ... Es ist uns kaum möglich, uns eines sehr lebhaften Mißtrauens zu erwehren, — und das Mißtrauen allein ist zwischen Alliirten schon ein großer Uebelstand. Man lobt die Loyalität des Königs von Preußen, und ich habe in der That die beste Meinung von dem Herzen, von der Rechtschaffenheit Sr. Majestät. Erwägt man aber, was sich noch ereignet, so kann man kaum bezweifeln, daß alle diese Pourparlers mit Dumouriez und den übrigen Nationalen bereits auf mehrere Subalterne in sehr verderblicher Weise eingewirkt haben. Einige von ihnen hören seitdem nicht auf, die gefährlichsten Ideen über die friedlichen Absichten und über die Mäßigung der Nationalen in den alliirten Armeen zu verbreiten. Und diese Mäßigung besteht nebenbei darin, daß es ihnen zufolge der französischen Nation unmöglich sein soll, die Waffen niederzulegen, ehe die österreichischen Niederlande sich als Republik constituirt haben.... Was würden die Grundsätze und die Redlichkeit des Königs von Preußen nützen, wenn bestochene Subalterne die Beweglichkeit seines Charakters mißbrauchten, um ihn durch allerhand Wendungen in Illusionen zu versetzen und ihn vielleicht, ohne daß er es gewahr wird, zu Handlungen zu treiben, die seiner persönlichen Loyalität noch so sehr widersprächen? Und was kann man in dieser Beziehung nicht fürchten, wenn man diesen Fürsten die Sophismen derer hat acceptiren sehen, die ihn überredeten, daß sich sein früheres Auftreten in Polen und seine gegenwärtigen Ansichten über dies Land mit der Ehre und Rechtschaffenheit vertrügen?" Es sei bekannt, fährt er fort, daß den König nichts mehr quäle, als die Besorgniß, es möchte sich der von seinem Onkel hinterlassene Staatsschatz erschöpfen. Den Nationalen koste, vermöge der Assignatenpresse, das Geld wenig genug. Wie, wenn sie dem Könige das Doppelte der effectiven Kriegskosten unter der Bedingung böten, nicht etwa daß er sich durch einen öffentlichen Bruch seiner sämmtlichen Engagements gegen den Kaiser entehrte, sondern daß er unter Wahrung des äußeren Scheines die Operationen der Oesterreicher, wo es anginge, hemmte, sie scheitern machte, und diese dadurch schließlich zu einem unvortheilhaften Frieden zwänge? Es sei dieß eine sehr bedenkliche Aussicht, wenn man sich die großen territorialen Erwerbun-

*) Siehe auch das Ende des in Rede stehenden Briefes: „Wenn die geheimen Zetteleien zwischen den Preußen und Nationalen in der That ein Unglück waren, so hätte man sie vom ersten Anfang an vereiteln müssen, indem man jenen jede Gelegenheit zu gesonderten Verhandlungen nahm."

gen vorstelle, die Preußen daneben im Auge habe.... Vielleicht sähe er zu schwarz. Es sei aber leicht vorauszusehen gewesen, daß Oesterreich, wenn es sich ohne feste Abmachungen mit Preußen einmal in den Krieg eingelassen habe, ganz und gar von einer Macht abhängig werden mußte, die, obgleich für den Augenblick sein Alliirter, doch immer sein natürlicher Rivale bleibe, und der man unter den jetzigen Umständen kaum etwas abschlagen könne. Am wünschenswerthesten würde ohne Zweifel der Friede sein. Aber dieser sei eben unmöglich. Die Insolenz der Nationalen verhindere ihn einerseits, und andererseits würde man dadurch vollständig alle Achtung verlieren, und der Verlust der Niederlande würde davon wieder die unausbleibliche Folge sein. Man werde also eine neue Campagne unternehmen müssen; und es werde äußerst gefährlich sein, in derselben auf eine ehrliche und loyale Mitwirkung Preußens zu rechnen; während es andererseits allerdings nicht wahrscheinlich sei, daß dieses sich gerade gegen Oesterreich wenden werde. Man müsse auf andere Hülfsmittel bedacht sein; man müsse sich mit allen jenen übrigen Höfen verbinden, deren Mitwirkung nützlich sein könne, um dadurch wenn nöthig einem Mangel des guten Willens auf Seiten Preußens zu begegnen. Man könne sich nicht verhehlen, daß sich der Staat in einer sehr heftigen Krisis befinde. Ein falscher Schritt könne ihn zu Grunde richten.*)

Wir müssen freilich zugestehen, daß Thugut in einzelnen Vermuthungen über die Wahrheit hinaus schießt: durch Geld allein war die preußische Politik nicht zu gewinnen. Der Hauptsache nach entsprechen jedoch seine Deductionen offenbar den damaligen Verhältnissen. Die neugeschaffene Allianz unserer Vormächte hatte zu keinem Resultat geführt. Fast mit Naturnothwendigkeit war das alte Mißtrauen gegen Oesterreich und der alte nackte Particularismus Preußens damit wieder in den Vordergrund getreten. Jene Mißstimmung zwischen den Bundesgenossen, die jede gescheiterte Unternehmung im Gefolge zu haben pflegt, hatte den Preußen dazu dienen müssen, um den Abfall vor sich selbst zu rechtfertigen. Das Gewissen mußte ihnen sagen, daß die Kaiserlichen Grund hatten, sich über sie zu beschweren; und es genügt dies in solcher Lage, um die schlimmsten Gedanken bei den Anderen vorauszusetzen, wenn man nicht mehr der alten Freundlichkeit und Unbefangen-

*) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut, Wien 1872, I, S. 4.

heit begegnet. Um das Unglück voll zu machen, trat gerade in diesem Augenblick die Kaiserin Katharina aus der Reserve heraus, die sie sich den Sommer hindurch auferlegte.

Spielmann hatte bei seiner Ankunft im Lager bereits eine verfahrene Situation vorgefunden. Er persönlich hatte — das Zeugniß muß man ihm geben — stets auf feste Abmachungen gedrungen und bemühte sich wenigstens jetzt zu denselben zu gelangen. Er hoffte, daß er durch ein Eingehen auf die preußischen Wünsche, die bereits unverkennbare Spannung beseitigen könnte. Es stand dieser Hoffnung aber unter anderm auch der Umstand entgegen, daß er nicht mehr mit jenem Schulenburg zu verhandeln hatte, der den ganzen bayrisch-polnischen Plan mit ihm zusammen ausgeheckt, sondern mit einer neuen Persönlichkeit, die einen neuen Gedankengang in das diplomatische Getriebe hineinwarf. Preußischerseits lagen die Verhandlungen jetzt ausschließlich in der Hand des Grafen Haugwitz, der, bisher Gesandter in Wien, vor kurzem zum Minister ernannt und an des in halbe Ungnade gefallenen Schulenburg Stelle in das Hauptquartier berufen worden war. Haugwitz aber wollte zeigen, daß er es besser als sein Vorgänger zu machen verstände, und hoffte sich dadurch die diplomatischen Sporen zu verdienen.

Nachdem Spielmann über die Entschädigungsfrage wiederholt mit ihm conferirt, ward derselbe mit Mercy und Thugut am 24. in einer ersten Audienz vom König in Merle empfangen. Sie war nur kurz, da man im Begriffe stand, sich an die Tafel zu begeben, zu der auch die österreichischen Diplomaten geladen waren. Nach Tisch verfügten sie sich noch einmal in das Zelt des Königs. Der König begnügte sich aber mit allgemeinen Versicherungen seiner Freundschaft für den Kaiser und seiner Anhänglichkeit an die Sache der Allianz. Haugwitz werde ihnen seine schriftliche Erklärung über den künftigen Feldzug zugehen lassen.

Am 25. October übersandte dieser dann die berüchtigte Note von Merle: der König hatte sie selbst dictirt. Sie begann mit der Erklärung, daß Preußen, wenn das Concert aller europäischen Mächte zu Stande kommen sollte, einen seiner Macht entsprechenden Theil daran nehmen wolle. Ebenso sei der König bereit, an einem Reichskriege Theil zu nehmen, wenn ein solcher beschlossen werde. Sollte indessen der Kaiser diesen Krieg unter Anspannung aller Kräfte fortsetzen wollen, ohne daß die sämmtlichen anderen Mächte einen ihren Kräften entsprechenden Antheil daran nähmen, so verspreche der König von Preußen dem Kaiser dennoch für eine zweite Campagne denselben Beistand wie den,

welchen er ihm in der vergangenen geleistet. „Da aber bereits die gegenwärtige Campagne einen so ansehnlichen Kostenaufwand erfordert und einen so großen Menschenverlust verursacht hat, auch mit der Fortsetzung dieses Krieges ein noch weit größerer Kostenaufwand nothwendig verbunden sein muß, so halten Se. königl. preußische Majestät sich berechtigt, dem vollkommenen und schleunigen Ersatz und Entschädigung der bereits angewandten Kriegskosten entgegen zu sehen; auch ehe und bevor Allerhöchst dieselben ferneren Antheil an der Fortsetzung des Krieges nehmen, achten Se. Maj. zur Aufrechterhaltung der Ihrer Regierung anvertrauten Staaten sich verbunden, eine Entschädigung der noch anzuwendenden Kriegskosten zu verlangen.“*)

In den folgenden Tagen fanden dann lange Conferenzen zwischen Haugwitz und Spielmann statt. Letzterer unterschied zwischen der Action Preußens als eines österreichischen Alliirten, als europäischer Großmacht und als Reichsstand. Es sei zwischen den beiden Höfen niemals von dem Zustandebringen eines Concerts aller europäischen Mächte die Rede gewesen, vielmehr habe man recht gut gewußt, daß von mehreren europäischen Mächten keine wirksame Theilnahme zu erwarten sei. Von durchschlagender Bedeutung sei es aber, daß Preußen an Oesterreich, nicht aber Oesterreich an Preußen seiner Zeit die entscheidende Anfrage gerichtet habe, ob es, wenn auch keine andere Macht an der cause commune sich activ betheilige, dennoch mit Preußen allein zu dem festgesetzten Endzweck den Krieg unternehmen und die verabredeten 50,000 Mann stellen wolle. Es sei deßhalb wohl denkbar, daß die beiden Höfe unter den gegenwärtigen Umständen auf den ursprünglichen Endzweck in dem Falle verzichteten, daß nicht auch andere europäische Höfe einen ausgiebigen Antheil daran nähmen. Ganz unmöglich aber sei es, daß eine der Mächte aus dem gemeinschaftlich unternommenen Kriege ausscheide, ehe ein annehmbarer Friede zwischen den beiden Alliirten einerseits und dem gemeinsamen Feinde andererseits zu Stande gebracht sei. „Derjenige aus ihnen, welcher einseitig aus dem Kriege austreten wollte, würde ganz offenbar treulos handeln.“**) Für die allianzmäßige Hülfe von 20,000 Mann könne Preußen nach Inhalt des Vertrages vom 7. Februar eigentlich keine Entschädigung beanspruchen und ebensowenig für das, was es laut

*) S. Vivenot, Quellen zur Geschichte ꝛc., II, 293.
**) S. Vivenot, a. a. O. II, 340.

seinem eigenen Manifest als ein mächtiges Glied des Reichs zur Abwehr eines Angriffs auf einen Reichsstand übernommen habe, unabhängig von der Frage, ob ein Reichskrieg erklärt sei oder nicht. Das, was der König darüber hinaus geleistet, könne doch nur eine unerhebliche Forderung begründen. Die Unterscheidung der Entschädigung für den vergangenen Feldzug von der für den zukünftigen „führe zu solchen Weitläufigkeiten und zu so schwer zu übersehenden Folgen", daß ein bestimmtes Einverständniß dadurch ganz unmöglich gemacht werden müsse. Die beiderseitigen Entschädigungen aber würden dadurch zu solcher Höhe hinauf geschraubt, daß sich am Ende das ganze übrige Europa dem zu widersetzen gezwungen sehen könnte. Nach seiner gewohnten Offenherzigkeit könne er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der ganze Inhalt der preußischen Erklärung so ziemlich das Ansehen habe, als wolle man Oesterreich „bei der gegenwärtigen Verlegenheit, die doch einzig und allein durch das oberste Armee-Commando verschuldet sei, das Messer an die Kehle setzen, wogegen jedoch, sowie gegen viele andere Evénements auf der Welt, wenn man ernstlich wollen zu müssen gezwungen werden sollte, dennoch zuletzt abhilfliche Mittel sich ausfindig machen lassen würden."*)

Haugwitz entgegnete, der König sei allerdings der Ansicht, daß die monarchische Restauration aufgegeben werden müsse, wenn nicht alle übrigen Höfe sich zu einem Kriege für dieselbe vereinigten. Seine Pflicht als Reichsstand werde der König aber erfüllen. Auch wolle er den Krieg in der bisherigen Weise in Gemeinschaft mit Oesterreich fortsetzen. Aber es sei doch klar, daß dieses seiner Niederlande wegen ein ganz anderes Interesse daran habe, als Preußen, und daß letzteres eine besondere Schadloshaltung begehren müsse. Nach Sybel soll er auch hinzu gesetzt haben: der Grundsatz der Gleichheit könne offenbar nur da zur Anwendung kommen, wo es sich um einen von beiden Mächten nach gegenseitigem Gutdünken unternommenen Krieg handele: hier aber sei Oesterreich der allein angegriffene Theil, dem Preußen aus freiem Entschlusse weit über die Bundespflicht hinaus Hülfe leiste; Preußen müsse hier eine seiner Anstrengung entsprechende Entschädigung fordern und es Oesterreich überlassen, sich selbst an Frankreich, als dem angreifenden Feinde, zu erholen.**)

---

*) S. Vivenot a. a. O. II, 342.

**) S. Sybel, a. a. O. I, 600.

„Das sind ganz neue Dinge, ruft Spielmann aus, das ist das Grab der Allianz.“*) „Wenn ich Eure Note in Wien vorlege, bin ich ein gestürzter Mann, setzte er später hinzu.**) Haugwitz breitete eine Karte von Polen aus, auf welcher der König eigenhändig die künftige preußische Grenze gezogen. Sie umfaßte, wie wir die Sache verstehen, im Wesentlichen das gleiche Stück von Polen, das Schulenburg für den Fall einer Abtretung der Markgrafschaften verlangt hatte, und das man jetzt ohne diese Bedingung begehrte.***) „Wenn wir diesen Landstrich in Besitz genommen haben, sagte Haugwitz, dann werden wir fortfahren, mit voller Kraft gegen Frankreich mitzuwirken: wenn man uns daran hindert, so werden wir nur die 20,000 Mann stellen, wozu uns das Februarbündniß verpflichtet, übrigens uns aber auch dann für den jetzigen Feldzug mit einer kleineren polnischen Provinz entschädigen.“†)

Man stritt drei Stunden lang ohne Resultat, aber es folgte dieser Conferenz noch eine zweite, in der es wieder zu einer vorläufigen Verständigung zwischen Spielmann und Haugwitz kam. Ersterer verzichtete darauf, daß die preußische Erwerbung in Polen pari passu mit dem bayrischen Tausche effectuirt werden sollte.††) Als Zuwage für Oesterreich begehrte er nunmehr eine sehr erhebliche Erwerbung im Elsaß und in Lothringen, eventuell aber in Polen. Zur Sicherstellung für den Tausch und für das Superplus verlangte er die provisorische Besetzung eines dem preußischen gleichkommenden Stückes von Polen. Nur ungern vernahm Haugwitz diesen letzteren Vorschlag: man mißgönnte Oesterreich preußischerseits jeden Erwerb in Polen und fürchtete außerdem Complicationen von dem österreichischen Begehren, da die Kaiserin Katharina Oesterreich ja eben von der polnischen Beute ausschließen wollte. Von Haugwitz um die Größe des von Oesterreich zu besetzenden Gebiets befragt, wagte Spielmann leider nicht, eine bestimmte Antwort zu geben: er sei, meinte er, hierfür nicht instruirt. Es scheint aus der unklaren Spielmann'schen Relation hervorzugehen, daß man sich in Wien über diesen Punkt nicht zu einigen vermocht, oder daß man sich ihn gar nicht klar gemacht hatte.

---

*) Ebendas. I, 600.
**) Ebendas.
***) S. Vivenot, a. a. O. II, 429.
†) Ebendas.
††) S. Vivenot, a. a. O. I, 344.

Haugwitz und Spielmann redeten noch manches Wort. Schließlich aber kam es doch zur Unterzeichnung eines Protocolls, in dem sich die beiden Mächte zur Fortsetzung des Krieges bis zur Ausrottung der französischen Revolutionspropaganda verpflichteten. Preußen wurde der von Haugwitz geforderte polnische Erwerb zugestanden. Oesterreich sollte als Superplus den Elsaß, eventuell aber ebenfalls eine Erwerbung in Polen erhalten. Endlich wurde Oesterreich gestattet, zur Sicherstellung seiner Forderungen einen freilich nicht näher bestimmten Theil von Polen sofort zu besetzen, den es erst nach der Effectuirung des Tausches und der Erwerbung des Elsasses verlassen sollte.*) Die Höfe von Wien, Berlin und Petersburg sollten sich über die polnischen Angelegenheiten überhaupt vereinbaren. Die Frage der sofortigen Besitzergreifung der von Preußen begehrten Gebietstheile blieb unentschieden.

Spielmann erhielt dann auf sein Begehren am 27. eine abermalige Audienz beim Könige, der ihn in einem Bauernhause in Merle empfing und diesmal weit über eine Stunde mit ihm sprach. Der Staatsreferendar will ihm mit aller Freimüthigkeit den wesentlichen Inhalt der dem Grafen Haugwitz gegenüber entwickelten Anschauungen wiederholt haben. Der König bestätigte die Mittheilungen seines Ministers in der positivsten Weise. Hinsichtlich des bayrischen Tausches, könne sich der Kaiser vollständig beruhigen. Er wolle denselben auf jede mögliche Weise in Zweibrücken fördern. Ja er wolle ihn garantiren. Mit dem Kurfürsten von der Pfalz aber könne man bei seinem bisherigen so ärgerlichen Benehmen nöthigenfalls „eine andere als eine bloß persuasive Sprache“ reden.**) Der König von Preußen forderte also den Kaiser zu einer offenbaren Gewaltthat gegen den Kurfürsten Carl Theodor, d. h. zu einer Handlung auf, welche die preußische Geschichtsschreibung später nicht müde geworden ist, als eine vom Kaiser beabsichtigte zu bezeichnen und an den Pranger zu stellen. Friedrich

*) S. Sybel a. a. O. I, 601. Nach Sybel sollte die zu besetzende polnische Provinz nur ein Aequivalent für den Elsaß bilden, während doch der ganze Zusammenhang ergiebt, daß Spielmann einen polnischen Bezirk im Auge hatte, der auch zugleich als Aequivalent für den bayrischen Tausch gelten konnte. Wir vermuthen auch, daß dies der Sinn des Protocolls war. Da Spielmann die Größe des von Oesterreich zu besetzenden Gebiets nicht zu bezeichnen vermochte, so konnte das Protocoll, da es sich um zwei verschiedene Aequivalente handelte, gerade in diesem Punkte nur zu leicht unklar werden.

**) S. Vivenot, a. a. O. II, 346.

Wilhelm sprach seine wirkliche Meinung aus: „mögen sie (die Oesterreicher) Bayern nehmen," sagte er ein anderesmal, „wenn ich Posen erhalte." „Die Kaiserin will sie nicht in Polen zulassen; etwas müssen sie erhalten, mag dann die Besetzung Bayerns mit jener Polens gleichen Schrittes vorangehen."*)

Spielmann war aber hierbei doch weit entfernt, in die Falle zu gehen. Er nahm die Worte des Königs lediglich als einen Beweis von dessen freundlicher Gesinnung und benutzte die Gelegenheit, um demselben eine österreichische Besitzergreifung in Polen im günstigsten Lichte darzustellen. Die Republik Polen, meinte er, werde um so leichter in die Abtretungen an Rußland und Preußen willigen, wenn sie auch durch eine österreichische Besitzergreifung mürbe gemacht, und dann durch die völlige oder theilweise Wiederaufgebung derselben gewonnen würde. Uebrigens beharrte Spielmann auch diesmal auf einer Zuwage für Oesterreich respective auf einer Verminderung des preußischen Looses. Der König hörte Spielmann auch dabei mit Aufmerksamkeit an. Letzterer schied in dem Glauben, daß er Eindruck gemacht, und legte ein halbes Wort Friedrich Wilhelms in der für Oesterreich günstigsten Weise aus. Scheinbar hatte diese Verhandlung im Lager günstiger geendet als er anfangs erwarten durfte. Die eventuellen Begehren Oesterreichs schienen der Hauptsache nach gewährt. Aber es war wiederum nichts entschieden. Spielmann erklärte, daß er seine Instructionen durch Unterzeichnung des fraglichen Protocolls eigentlich überschritten habe und das Ganze dem Ermessen seines Hofes unterbreiten müsse. Am 29. ging Mercy nach Brüssel zurück. Und da sowohl der König wie Haugwitz ihre Abreise auf den 30. festgesetzt hatten, so blieb Spielmann nichts übrig, als nach Wien zurück zu kehren. Der König entschloß sich, auch Haugwitz dorthin zu senden, um die Genehmigung des Kaisers für die vereinbarten Punkte zu erwirken; und so wurden jetzt die Verhandlungen wieder aus dem Lager nach Wien verlegt. Scheinbar war bei diesem Hin und Her fast alles auf dem alten Fleck geblieben. In Wahrheit hatte sich aber die entschiedenste Wendung der preußischen Politik vollzogen.

*) S. Sybel, a. a. O. 2. Aft. II, 171.

Drittes Kapitel.

Die zweite Theilung Polens.

Wir müssen hier in unserer Darstellung auf die Entwicklung zurückkommen, welche die polnischen Angelegenheiten innerhalb des letzten Jahres genommen hatten. Das Parteiwesen wurzelte so tief in dem polnischen Volke, daß auf dem politischen Gebiete nicht das Geringste geschehen konnte, ohne daß sich eine Partei dagegen erhob. In dem vorliegenden Falle drohten die am 3. Mai proclamirten Neuerungen auf das Tiefste in das polnische Staatsleben einzugreifen. Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, politische Rechte für den Bürgerstand, ein modernes Zweikammersystem statt des altgewohnten Reichstags mit seinem liberum veto — man kann sich denken, wie diese Dinge so manchen großen Herrn und so manchen kleinen Edelmann in einem Lande entrüsteten, in dem sich mittelalterliche Verhältnisse in einem noch höheren Grade als z. B. in Ungarn erhalten hatten. Der politische Horizont der Malcontenten war kein großer. Seit dem Herbst 1791 befanden sich ihre Häupter in St. Petersburg. Es waren vor Allem Felix Potocki, der Kronfeldherr Rzewuski und die Brüder Kossakowski. Die in Rußland herrschende Stimmung kam ihnen entgegen. Man betrachtete dort die Umwälzung des 3. Mai als einen Rußland angethanen Schimpf. Die polnischen Parteiführer wurden vom russischen Hofe mit der größten Auszeichnung behandelt, und Katharina war ganz damit einverstanden, als Felix Potocki die Grundzüge einer Conföderation entwarf: es waren

diese in der polnischen Geschichte eine so große Rolle spielenden Co föderationen unter gewissen Bedingungen in den Gesetzen der Republik begründet, und während ihrer Dauer wurde die Verfassung bis zu einem gewissen Punkte geradezu außer Kraft gesetzt.

Ende März 1792 langte jene vom 13. datirte Erklärung des Berliner Cabinets in Petersburg an, daß es die Absichten Katharinas auf Polen vollkommen billige, und auf die vorgeschlagene Vereinbarung eingehen werde, sobald es sich mit Oesterreich in's Vernehmen gesetzt. Katharina befahl daraufhin dem General Kachowski, sich mit der bisherigen 64,000 Mann starken Donauarmee an der polnischen Südgrenze und dem General Kretschetnikoff, sich mit einem halb so starken Heer an der lithauischen Grenze aufzustellen. Wenn Kaunitz fortgesetzt die Verfassung vom 3. Mai anzuerkennen und auf die sächsische Throncandidatur einzugehen empfahl, so fand das in Petersburg kaum Beachtung. Preußens war man ja völlig sicher. Dazu kam der französische Krieg, der Oesterreichs Kräfte in Anspruch nahm. Katharina beschloß das letztere für sein selbstständiges Auftreten in den orientalischen Angelegenheiten zu strafen. Zunächst wies sie ihren Gesandten in Wien an, stolz und kühl aufzutreten, lehnte dann den Beitritt zu dem Februarbündniß der beiden deutschen Mächte ab und zeigte eine deutliche Neigung, einen Sondervertrag mit Preußen einzugehen. Am 30. April wurde dann, wie wir gesehen haben, der russische Botschafter in Warschau, Baron Bulgakow, von dem Vorhaben der Czarin in Kenntniß gesetzt und angewiesen, die Kriegserklärung zu überreichen. Die Aufregung in Warschau war groß. Aber die aufgestellten Heere, 15,000 Mann in Lithauen und 20,000 unter dem in den napoleonischen Kriegen später bekannt gewordenen Joseph Poniatowski im Süden, vermochten die Russen an ihrem Vorhaben nicht zu hindern: am 18. Mai überschritt Kachowski die Grenze und gleich darauf proclamirte Felix Potocki zu Targowicz seine Conföderation. Die Polen räumten Podolien ohne Schwertstreich, und nachdem sie den Russen bei Zielencz ein unentschiedliches Gefecht geliefert, nahmen sie erst hinter dem Bug wieder Stellung. Indessen hatte der General Kretschetnikoff Wilna besetzt und war gegen Grodno vorgedrungen.

Auch auf diplomatischem Gebiete blieben Katharina die Erfolge nicht aus. Preußen wünschte allerdings in der polnischen Frage gemeinsam mit Oesterreich zu handeln. Letzteres aber, zwischen Rußland und Preußen in's Gedränge gerathen, gab bei der am 13. Juli (

genden Erneuerung des Allianztractats mit Rußland seinen früheren Standpunkt in der polnischen Angelegenheit vollständig auf. Beide Mächte erklärten jetzt die alte polnische Verfassung wieder herstellen zu wollen.

In der Verwirrung, die über dem Einrücken der russischen Truppen entstanden war, wußten sich die polnischen Patrioten nicht anders zu helfen, als dadurch, daß sie sich an die auswärtigen Mächte wandten. Allein in Berlin erklärte man wiederholt, man habe sich durch den Vertrag von 1790 nicht auch zur Vertheidigung der neuen Verfassung verpflichtet. Diese Händel gingen Preußen nichts an. Ebenso erfolglos waren die Schritte, die der Prinz Czartoryski beim Wiener Cabinet that. König Stanislaus wandte sich persönlich an seine ehemalige Geliebte, die Kaiserin Katharina. Allein, wenn er in seinem Briefe für Polen den Großfürsten Constantin zum Könige und eine ewige Allianz mit Rußland begehrte, so war die Kaiserin für solche Vorschläge jetzt nicht mehr empfänglich. In hartem Tone forderte sie den König auf, der Conföderation von Targowicz beizutreten. Er entschloß sich am 24. Juli zu diesem Schritte, nachdem am 17. General Kosciuszko nach heldenmüthiger Gegenwehr am Bug bei Dubienka geschlagen worden war.

Seitdem war es aus mit der Verfassung von 1791. Ignaz Potocki und die übrigen Häupter der Patrioten flohen nach Dresden oder Wien. Der König war machtlos. Haß und Verachtung trafen ihn, weil er nicht den Muth gehabt hatte, mit den Patrioten zu entfliehen. Felix Potocki und die Conföderation galten jetzt als die officielle Regierung, welche freilich ihrerseits wieder den Weisungen des russischen Vertreters in Warschau zu folgen hatte. Der preußischen Diplomatie war es indessen gelungen, für ihre Absichten auf Polen die Einwilligung der Kaiserin zu erlangen. Nur so konnte wenigstens Katharina's russisch-preußischer Bündnißentwurf vom 21. Juni verstanden werden, worin den deutschen Mächten eine Entschädigung in Aussicht gestellt wurde, während diese sich doch auf Frankreichs Kosten nicht vergrößern sollten. Preußen schlug darauf für den Kaiser den bayrisch-belgischen Tausch, für Rußland die Ukraine und für sich selber ebenfalls ein polnisches Gebiet vor. Am 7. August wurde der Vertrag mit den preußischen Zusätzen unterzeichnet. Katharina konnte sich aber doch nicht entschließen, einen Theil ihrer polnischen Beute so ohne Weiteres an Preußen abzutreten. Sie ging der Verhandlung darüber mit dem Bemerken aus dem Wege, sie könne

nicht mit Oesterreich oder mit Preußen allein unterhandeln, sie sei mit beiden verbündet, diese sollten daher erst einmal unter sich einig werden.

In Polen geberdete sich inzwischen die Conföderation als die unumschränkte Herrscherin. Alle Aemter und alle Tribunale wurden mit ihren Anhängern besetzt. Wer irgend welche politischen Rechte ausüben wollte, mußte die Conföderation unterschreiben. Der Sitz der Generalität — wie dem Herkommen gemäß während der Dauer der Conföderation der Titel der Regierung lautete — mußte auf russischen Befehl nach Grodno verlegt werden. Die noch etwa 37,000 Mann starke Armee wurde theils aufgelöst, theils so dislocirt, daß die einzelnen Abtheilungen von überlegenen russischen Truppenmassen umstellt waren. Die Bevölkerung litt schwer unter den Lasten, welche die Ernährung des russischen Militärs bei dessen schlaffer Disciplin verursachte. Und bei all' diesem Elend sandte die Generalität eine Deputation von zwölf polnischen Großen an Katharina, um ihr den Dank des befreiten Vaterlandes auszusprechen!

Es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß die Targowiczer bald der öffentlichen Verachtung anheimfielen. Es kam wohl vor, daß polnische Damen die russischen Officiere fragten, warum sie für dieses Gesindel hätten marschiren müssen. Wenn Felix Potocki wenigstens ein ehrlicher und uneigennütziger Mann war, der, so unglaublich es auch klingen mag, an die Ersprießlichkeit des von ihm eingeschlagenen Weges glaubte, so wurde er doch gerade deßhalb von seinen Genossen gehaßt und in seinen Bestrebungen durch die persönlichsten Intriguen gehemmt. Auf der anderen Seite thaten sich die Patrioten aller Orten wieder zusammen. Es entging das der Aufmerksamkeit der Russen nicht, aber nirgends brachten sie es zu eigentlichen Entdeckungen.

Noch fehlte es den verschiedenen Clubs an einer einheitlichen Organisation. Auf eine höchst sonderbare Weise kam aber auch diese zu Stande. Ein lithauischer Edelmann Jasinski veröffentlichte einen schlüpfrigen Roman unter dem Titel: „Auszüge aus den Werken des chinesischen Philosophen Good", worin, den Eingeweihten wohlverständlich, das Musterbild für ihre Organisation gezeichnet war. Die Verbindung mit Paris war natürlich für die Patrioten von der größten Bedeutung. Sie wurde, nachdem der französische Gesandte Descorches ausgewiesen war, durch einen seiner Beamten, de Bonneu, unterhalten. Die Rührigkeit der Patrioten war in Großpolen und in Posen, wo damals

keine russischen Truppen standen, so groß, daß die preußische Regierung dadurch ernstlich besorgt wurde und in St. Petersburg die Auflösung der polnischen Regimenter beantragen ließ. Rußland mußte vorwärts gehen, wenn es nicht die ihm winkenden Aussichten preisgeben wollte. Aber die Kaiserin zögerte noch immer und schlug einstweilen das preußische Begehren ab. Nur mit großem Widerstreben ist sie auch damals auf den Gedanken einer Theilung Polens eingegangen.

— — —

Es mußte Preußen jetzt Alles an der Einwilligung Oesterreichs gelegen sein. Der Schwerpunkt der Situation lag in Wien. Erst gegen Ende November waren Haugwitz und Spielmann dort angelangt.*) Wieder hatte sich die Lage inzwischen erheblich verschlimmert. Dumouriez's ganze Macht hatte sich, nachdem die braunschweigische Armee die Champagne geräumt, gegen die österreichischen Niederlande gewandt: die von der belgischen Revolution her noch vorhandene üble Stimmung des Landes reizte die Franzosen unaufhörlich zu einem solchen Unternehmen. Namentlich war es der Lieblingsgedanke Dumouriez's, der als Lafayette's Agent im Jahre 1790 dort thätig gewesen war. Der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen stand ihm, auch nachdem er Clerfayt an sich gezogen, mit einer höchst unzulänglichen Macht gegenüber: Dumouriez gebot beinahe über doppelt soviel Truppen.**) Und schlimmer noch war es, daß die niederländischen Festungen, nachdem Kaiser Joseph den Barrierevertrag aufgehoben hatte, zerstört oder dermaßen vernachlässigt worden waren, daß sie als offene Plätze gelten mußten. In den ersten Tagen des November drang Dumouriez von Valenciennes her gegen

*) Am 21. November war Spielmann, der bald nach dem 7. von Köln abgereist sein muß, noch nicht in Wien angekommen. Er brauchte also 3 Wochen zur Reise von Köln bis Wien. Aus seinem Bericht vom 6. November geht hervor, daß es mit seiner Gesundheit sehr schlecht bestellt war, und daß ihn dies auf der Reise aufhielt.

**) Bei Jemappes hatte Herzog Albrecht einschließlich des Clerfayt'schen Corps 26,000, Dumouriez 40,000 Mann. Die gesammte gegen die Niederlande in Bewegung gesetzte französische Armee betrug 80,000 Mann, während die Kaiserlichen einschließlich des in Luxemburg stehenden Hohenloheschen Corps nur höchstens 60,000 Mann, ohne dasselbe 50,000 gezählt haben können. S. Sybel II, 23 f.

Mons vor. Am 6. November kam es bei Jemappes zur entscheidenden Schlacht. Die Kaiserlichen leisteten tapfern Widerstand, erlagen aber der Uebermacht. Ein getrenntes Corps der Franzosen von 20,000 Mann operirte gleichzeitig unter Labourdonnaye gegen Flandern und eroberte dasselbe mit leichter Mühe. In wenigen Tagen waren überall die wichtigsten Städte besetzt. Die Armee zog sich über die Maas zurück. Die Niederlande waren abermals verloren. Und nicht einmal Luxemburg blieb diesmal im Besitze der Kaiserlichen, da dieses von dem ebenfalls getrennt operirenden General Valence*) bald darauf erobert wurde.

Schlimm genug standen die Dinge, als am 29. November in Wien die Ministerial-Conferenz zur Berathung über die an Preußen auf die Merler Note zu ertheilende Antwort zusammen trat. Man war darüber einig, daß weder die französische Monarchie, noch der König Ludwig XVI gerettet werden könnten. Als Zweck des Krieges, meinte man, stelle sich deßhalb nur noch die Abwendung der von Frankreich drohenden Ansteckung dar. Und in dieses System passe der bayrisch-belgische Tausch vollkommen. Die Forderung, daß er pari passu mit der preußischen Erwerbung in Polen in's Werk zu setzen sei, ließ man jetzt, nach dem Vorgange Spielmanns fallen. Man blieb im Princip bei Spielmanns eventueller Forderung stehen, daß Oesterreich, wenn der Tausch nicht pari passu zu effectuiren sei, bis zu dessen Ausführung einen dem preußischen Antheil gleichen Bezirk in Polen besetzen müsse. Aber man stand dermaßen unter dem Druck der niederländischen Hiobsposten, daß man sich thatsächlich auch diesen Standpunkt aufzugeben geneigt zeigte, da es immer deutlicher wurde, daß die Kaiserin Katharina Oesterreich in Polen nicht zulassen wollte. „Um jedoch", heißt es im Protokoll, „theils den Berliner und Petersburger Höfen in Ansehung unserer diesfälligen Aufrichtigkeit das Maß voll zu geben, theils um selbe desto mehr anzuspornen, zur Erwirkung des Austausches um so nachdrücklicher beizutragen, als sie allerdings gerne sähen, wenn unsererseits in Polen Nichts genommen würde, so hätte man in der Antwort einfließen zu lassen, daß der Allerhöchste Hof jedoch geneigt sein dürfte, seinerseits von aller Occupation in Polen abzustehen, wenn bis zur Einrückungsepoche solche Mittel ausgefunden werden könnten, welche Sr. kaiserl. Maj. über die nachmalige Erfolgung des Austausches hinlängliche Garantien und Versicherungen ver-

*) Er hatte 16,000 Mann.

schafften."*) In Klammern ist dann hinzugefügt: „Worüber die Meinung der Herren Conferenzminister dahin geht, daß allenfalls die Garantie der drei Höfe von Berlin, Petersburg und London schon für hinlänglich geachtet werden könnte." Zugleich beschloß man, England, das in Folge der belgischen Ereignisse den ersten Schritt zu einer Annäherung an Oesterreich gethan hatte, von dem Tauschplane Mittheilung zu machen, und zwar unbekümmert darum, daß Preußen und Rußland dies höchst ungern sahen. Die Separatvoten Colloredo's, Rosenbergs und Starhembergs sprechen sich besonders bestimmt über diesen Punkt aus.

In der von Spielmann verfaßten Beantwortung der Merler Note nahm man wieder den Grundsatz völliger Gleichheit in der Entschädigung beider Höfe zum Ausgangspunkte. Man ging darauf zu der Hoffnung über, daß der bayrische Tausch sich realisiren werde. „Da aber gleichwohl", fuhr dann die Note fort, „die Nichtbewerkstelligung dieses Austausches in die Kategorie der Möglichkeiten gehöret, so bleibt zur einstweiligen Sicherstellung einer vollkommenen gleichen Entschädigung Sr. k. k. Apost. Maj. nichts anderes übrig, als daß Allerhöchstdieselben, im engsten Concert mit der russischen Kaiserin und des Königs in Preußen Majestäten ebenfalls einen solchen polnischen Landesantheil in interimistischen Besitz nehmen, welcher demjenigen in quanto et quali vollkommen aequivalent sein wird, den Se. königl. preußische Maj. in Gemäßheit des ersterwähnten Concerts occupiren werden. Dieser interimistische Besitz soll nur so lange dauern, als der niederländisch-bayrische Austausch nicht effectuirt sein wird, folglich in dem Moment der wirklichen Effectuirung desselben nach Beschaffenheit der Umstände und der von Sr. königl. preußischen Maj. bereits anerkannten Erforderniß eines billigen Superplus wenigstens für den Ersatz desjenigen Schadens, den der k. k. Hof bei dem Austausche leidet, zurückgestellt, durch eben diese Zurückstellung aber der endliche gütliche Vergleich mit der Republik Polen in Ansehung der von ihr abzuziehenden anderen Landestheile wesentlich erleichtert werden." Um seinen guten Willen in ein recht helles Licht zu stellen, heißt es dann am Schluß, nehme der Kaiser keinen Anstand zu erklären, daß er sich einer jeden polnischen Occupation enthalten wolle, „wenn noch vor der königl. preußischen und allfälligen russisch-kaiserlichen neuen Besitznehmung solche Mittel und Wege aus-

*) S. Vivenot, Kaiserpolitik II, 379.

[illegible] zu machen sein, indem der Austausch mit [illegible] nützlicher Zusätze sein würde und dessen volk[illegible] [illegible] werden könne.*)

Die Conferenz mit dem Fürsten unter dem [illegible] [illegible] Zimmer eröffnete, in der [illegible] [illegible] [illegible]

ligen Diplomatie zwei ebenfalls von Spielmann verfaßte geheime Postscripta*) hinzugefügt. In dem ersten wird gesagt, Oesterreich habe die von Preußen verlangte polnische Portion niemals pure, sondern nur für den Fall einer Abtretung der Markgrafschaften zugestanden.**) Spielmann bezeichnet es dann als den für Oesterreich erwünschteren Modus, wenn die Theilung zwischen den drei Mächten nur eventualiter verabredet, deren Ausführung aber vorläufig verschoben würde. Auf diese Weise könnte die polnische Besitzergreifung und der bayrische Tausch doch „ohngefähr zu gleichen Schritten vor sich gehen". Zwar sei es leicht vorauszusehen, daß der Berliner Hof Himmel und Erde in Bewegung setzen werde, um zur sofortigen Besitzergreifung zu gelangen. Man könne aber am Ende einen Ausweg darin finden, daß Oesterreich und Preußen, dem Beispiele Rußlands folgend, unter irgend einem Vorwande in Polen einrückten, ohne daß eine wirkliche Besitzergreifung vorgenommen würde. Freilich sei es wahr, daß Oesterreich in seiner gefährdeten Lage weder die verhältnißmäßige Verringerung des preußischen Looses noch die Verzögerung der wirklichen, offenkundigen Besitzergreifung „directe" urgiren und sich „dem Berliner Hofe nicht gerade entgegensetzen" könne. Rußland aber sei in einer anderen Lage, und man hoffe von der Kaiserin, daß sie in beiden Beziehungen für die Interessen Oesterreichs eintreten werde.***)

Im zweiten Postscriptum macht Spielmann dann den Beschlüssen vom 29. November gemäß den eventuellen Vorschlag, an die Stelle der österreichischen Besitzergreifung in Polen eine Garantie des bayrischen Tausches treten zu lassen. Es liege keineswegs in der Convenienz des Wiener Hofes, das galizische Gebiet zu erweitern. Jede dortige Erwerbung werde eine bloße Extension sein, während sich Preußen durch das von ihm Begehrte der Art arrondire, daß auch eine größere polnische Portion Oesterreichs in keinem gerechten Verhältniß dazu stände. Nichts sei für den Kaiser, fährt Spielmann fort, wünschenswerther, als

*) Außer dieser dreifachen Depesche ging noch eine angeblich von Thugut entworfene französisch geschriebene Note nach Petersburg, die dem dortigen Cabinet eröffnete, daß Oesterreich den polnisch-bayrisch-belgischen Plan England mittheilen werde.

**) Die Worte lauten: „daß das von dem König in Preußen anverlangte, sehr beträchtliche Loos in Polen demselben unsrerseits nie eingestanden und nur in der Supposition ad referendum genommen worden ist, wenn er sich entschließen sollte, uns nebst aller von ihm abhangenden Beförderung des bayrischen Austausches die beiden Markgrafthümer Anspach und Bayreuth abzutreten."

***) Vivenot a. a. O. II, 429 f.

... [illegible] wie man bereits in der Antwort auf die Merler Note gesagt, ... [illegible] Wege finden ließen, die Oesterreich einer Occupation in Polen ... [illegible]. „Diese Sicherstellung würden Se. kaiserl. Maj. alsdann ... [illegible] ansehen, wenn sowohl der König in Preußen, als die russ... [illegible] Kaiserin für die Bewerkstelligung des Austausches die Garantie ... [illegible] wollten. Da der Berliner Hof sehr ungern siehet, daß wir ... [illegible] reden, zu gleicher Zeit mit ihm und eine der seinigen in quali... [illegible] ganz gleiche Portion von dem polnischen Gebiet zu occupiren, ... [illegible] kein Zweifel, daß selber, um uns davon abzuhalten, erwähnte ... [illegible] bereitwillig auf sich nehmen wird. Es käme also nur auf die ... [illegible] Entschließung der russischen Kaiserin an.“*)

Es läßt sich nun wohl nicht leugnen, daß sich hiernach die österreichischen Staatsmänner von einer Concession zur andern haben drängen lassen. Der Gedanke einer Garantie entsprach jenem Vorschlage des Königs von Preußen, der Spielmann in Merle nicht genügt hatte. Die Ministerialconferenz hatte neben der preußischen und russischen auch noch eine englische Garantie begehrt. Der vor dem Zorn der Kaiserin zitternde Spielmann erwähnt aber dies Begehren nicht. Die Wiener Diplomaten haben sich bitter getäuscht, als sie den „directen“ Widerstand gegen Preußen schwächlicher Weise aufgaben und sich statt dessen doch wieder an Rußland als an den letzten Nothanker anklammerten. Nach Sybel wurde diese Taktik in einer Ministerialconferenz von eben jenem 19. December ausdrücklich zum Beschluß erhoben. Es ist allerdings klar, daß man Preußen gegenüber den Streit nicht weiter fortsetzen, und daß man sich statt dessen wieder Rußland in die Arme werfen wollte. Das österreichische Cabinet wandte sich im Grunde schon im Herbst 1792 von Preußen ab: es ist durchaus bezeichnend, daß man dasselbe jetzt plötzlich wieder um die Absendung eines Heeres zur Unterstützung gegen Frankreich bittet. Es mußte zur Auflösung des bestehenden Verhältnisses zu Preußen führen, wenn Oesterreich jetzt durch preußische Schuld mehr Vertrauen zu Rußland, als zu dem preußischen Waffengenossen hatte. Auch soll es nicht geläugnet werden, daß Spielmann nicht so offen gesprochen hat, als er es hätte sollen. Die Noth war groß, und Preußen setzte Oesterreich die Pistole auf die Brust. Man wollte österreichischerseits die preußische Mithülfe gegen Frankreich nicht einbüßen und dabei doch auch zu seinem Rechte kommen. Anstatt ein

*) S. Vivenot a. a. O. II, 432.

offenes Wort zu wagen, das Oesterreich äußersten Falls nur in dieselbe Verlegenheit gestürzt hätte, in die es anderthalb Jahre später doch gerieth, verlegten sich Spielmann und Cobenzl auf das Oesterreich stets so gefährliche „Finassiren". Es ist gravirend für die österreichischen Staatsmänner, daß sie in der ostensiblen Depesche sowohl die Forderung des Superplus als die der Hinausschiebung der Besitzergreifung mit Stillschweigen übergehen.

Democh aber geht aus den schriftlichen Aeußerungen Spielmanns, wenn man nicht annehmen will, daß er in den geheimen Instructionen für L. Cobenzl seinen mündlichen Aeußerungen absolut widersprochen hat, dreierlei hervor: Seine Aeußerungen gegen Haugwitz können nur so allgemeiner Natur gewesen sein, daß sie Oesterreich auf das Superplus zurückzukommen und zugleich dem preußischen Einmarsch sich zu widersetzen ermöglichten, wenn Rußland nichts davon wissen wollte. Es hat ferner Spielmann auf das, von Oesterreich in so bestimmter Weise aufgestellte Verlangen einer eventuellen Entschädigung in Polen, bei all' diesem diplomatischen Hin- und Herreden ebensowenig verzichtet als darauf, daß dem preußischen Einmarsch ein Abkommen zwischen den drei nordischen Mächten vorauszugehen habe.*) Endlich aber wollte Oesterreich nur gegen eine wirkliche Garantie des bayrischen Tausches auf eine Occupation in Polen verzichten. Irren wir in diesen Punkten nicht, so hat sich also Spielmann trotz der Unklarheit seines Auftretens in der Hauptsache nicht von der Linie entfernt, die ihm durch den Conferenzbeschluß vom 29. November vorgeschrieben war. Daß er wenigstens die Absicht hatte, nur gegen eine wirkliche „Garantie" auf eine polnische Occupation zu verzichten, geht klar aus dem zweiten Postscriptum hervor.

Auch stimmen die preußischen Berichte, wenn man genau zusieht, hiermit weit mehr überein, als die Preußen dies haben Wort haben wollen. In der entscheidenden Relation des Grafen Haugwitz heißt es, er habe die Versicherung erhalten, daß der Kaiser sich bei Rußland für eine sofortige Besitznahme der preußischen Entschädigung verwenden werde, und es werde dies nur an die Bedingung geknüpft, daß Preußen und Ruß-

*) Alles, schreibt Fürst Reuß an Lucchesini, was im December 1792 vorgekommen, sei höchst allgemeiner und unbestimmter Natur gewesen; man habe darauf hin nur eine weitere gemeinsame Unterhandlung und keine sofortige Occupation erwarten können.

[illegible] erregt [illegible] Frage [illegible] Zweideutigkeit [illegible] weil er [illegible] zu setzen [illegible] dürfen [illegible] vorstellen [illegible] der zufällig [illegible] damalig [illegible] geeign [illegible] Glück [illegible] Stolberg [illegible] nah [illegible] spät [illegible] Verirrungen [illegible] Haugwitz [illegible] und desh [illegible] eine [illegible] gefährliche [illegible] Seine Handlun [illegible] Sein rabulistis [illegible] der Haager [illegible] daß er Spielm [illegible] Ausdrücke aus di [illegible] Haugwitz' [illegible] gebraucht wu [illegible] daß die Garantie einer Ge [illegible] verschieden ist.

[illegible] Briefe vom 29. [illegible] 1792 [illegible] daß Oesterreich eine wirkliche [illegible]

[illegible] V. M. garantir son [illegible] S. Häusser a. a. O. I. 438.

rantie des Tausches begehre. Preußen, sagte er jetzt, wolle seine Einwilligung ertheilen, aber darum noch nicht die Garantie der Ausführung übernehmen.*) Häusser giebt ferner zu, daß Oesterreich seinen eventuellen Anspruch auf eine polnische Entschädigung durch die an Preußen mitgetheilte Note vom 23. aufrecht erhalten habe.**) Auch er betont es, daß die fragliche Erklärung nur mündlich gegeben wurde, und meint, daß die Vorgänge, unter denen man die Einwilligung erlangt, nicht den Eindruck gemacht hätten, als wenn nun alle Schwierigkeiten beseitigt seien; die Einwilligung selbst sei nicht völlig klar gewesen.

Daß man aber im preußischen Hauptquartier begierig nach jedem Worte griff, dessen Bedeutung aufbauschte, und sich hastig einredete, man habe nun endlich Alles, was man verlangt, ist für dasselbe ebenso charakteristisch, als es die Wiener Unterhandlungen für Oesterreich gewesen waren. Ganz erheblich fällt es gegen die preußische Auffassung in's Gewicht, daß der schärfer denkende Lucchesini den preußischen Optimismus nicht theilte. Der Kaiser, meinte er, fordere noch in seiner Note vom 5. eine polnische Provinz für sich, falls der bayrische Tausch mißlinge. Nun aber nehme auf eben diese Note die neue Instruction Bezug; ja es heiße darin buchstäblich, da auch Oesterreichs Entschädigung, wenn der bayrische Plan mißlänge, nur noch in Polen gefunden werden könne, so bitte der Kaiser die russische Monarchin, sie möge baldmöglichst auf einen Vertrag über die Theilung Polens eingehen. Hienach sei es klar, daß Kaiser Franz nur auf eine sofortige polnische Besitzergreifung, nicht aber auf seine polnischen Ansprüche verzichtet habe.***)

So schließt denn auch Häusser seine Erörterung der December-Verhandlungen mit dem Satze, die Sorge sei in Preußen fast größer als die Befriedigung gewesen. Sybel hat auch hier seine früheren Behauptungen wesentlich modificirt. Was er jetzt als den Inhalt der an Haugwitz gemachten Mittheilung bezeichnet, ist so farblos und vieldeutig als möglich. „Der Kaiser", soll Spielmann gesagt haben, „sei mit den Anträgen seines preußischen Bundesgenossen einverstanden und werde seinen Petersburger Gesandten anweisen, die preußischen Wünsche bei Katharina zu unterstützen." Es scheint uns, daß sich Haugwitz bei

*) S. Hüffer, Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskriege. Münster 1869. S. 32.

**) S. Häusser a. a. O. I, 438.

***) S. Sybel a. a. O. 2. Afl. II, 174.

seinen Gesprächen doch nicht ganz von dem Boden des in Merle aufgenommenen Protokolls entfernen konnte. Nur auf der Hinausschiebung der österreichischen Occupation scheint er jetzt mit dem Bemerken bestanden zu haben, daß Katharina die Oesterreicher in Polen durchaus nicht zulassen wollte.*) Es ist nicht davon die Rede, daß man im Uebrigen von dem Inhalt des Merler Protokolls abging. Verzichte aber dürfen niemals präsumirt werden und sind strictae interpretationis. Es gilt dies von dem Superplus und dem gleichen Werth der beiderseitigen Erwerbungen ebenso gut, als von dem von dem Berliner Cabinet selbst von Anfang an betonten**) Grundsatz, daß eine Intervention in Polen nicht stattfinden dürfe, ehe Rußland, Oesterreich und Preußen über die Einzelheiten der Frage sich vollständig geeinigt hätten.

Während Haugwitz noch mit Spielmann unterhandelte, war dagegen in St. Petersburg eine separate Vereinbarung hinter Oesterreichs Rücken zwischen Preußen und Rußland erzielt. Oesterreich wurde jetzt durch die völlige Ausschließung von dem polnischen Theilungsgeschäft für die Willfährigkeit bestraft, mit der Leopold II in Reichenbach den Forderungen Preußens entgegengekommen war. Von einer Beschränkung der russischen Ansprüche auf die Ukraine war natürlich keine Rede mehr. Rußland begehrte den gesammten Osten der Republik, der von einer nichtpolnischen***) und großentheils griechisch-katholischen Bevölkerung bewohnt und auch im Sprachgebrauch stets von dem eigentlichen Polen unterschieden wurde. „Unläugbare Vortheile, sagte die Kaiserin, hat auch dieser Weg. Wir willigen, indem wir ihn betreten, in eine That, deren Anfang und Ende ist: alle russischen Länder und Städte, von russischen Stammgenossen bevölkert oder gestiftet, und den gleichen Glauben mit uns bekennend, aus ihrer Unterdrückung zu befreien und sie durch eine Vereinigung mit unserem Reiche auf eine gleiche Höhe des Ruhmes und des Wohlstandes zu erheben, dessen, wie wir hoffen, alle unsere geliebten Unterthanen genießen.“ †) Diese Sätze entsprechen nicht

*) S. Sybel a. a. O. II, 142.

**) S. Sybel a. a. O. I, 466.

***) Der kleinere nördliche Theil wird von Lithauern bewohnt, die einen besonderen Zweig des indogermanischen Stammes bilden und den Russen von Haus aus ebenso nahe und ebenso fern wie den Polen stehen. Der Süden wird von Kleinrussen und anderen nichtpolnischen Slaven bewohnt, die sich Polen einst unterworfen hatte.

†) S. Sybel a. a. O. II, 154.

durchweg den thatsächlichen Verhältnissen, aber es ist das Annexions-
programm unserer Tage, zu dem sich Katharina in diesen Worten
bekennt.

Am 16. December eröffnete Ostermann dem Grafen Goltz, daß
ie Kaiserin die von Preußen begehrte Erwerbung und deren sofortige
esitzergreifung genehmige. Zugleich bezeichnete er den Landstrich, welchen
ußland dafür sich anzueignen gedenke. Wohl erschrak Goltz über dessen
off ale Ausdehnung: an Einwohnern begehrte Rußland das Doppelte,
Flächeninhalt das Vierfache der preußischen Forderung. In Berlin
ging man aber Alles in der Freude über die in Aussicht stehenden
uen Erwerbungen. Goltz erhielt den Befehl, sofort in Verhandlungen
er die neue Theilung einzutreten. Zwei Tage nach der Hinrichtung
udwigs XVI, am 23. Januar 1793, kam dann in St. Petersburg
er definitive Theilungsvertrag zwischen Preußen und Rußland zu
Stande.*) Mit hochklingenden Worten war im Eingange von der von
Frankreich aus dem gesammten Europa drohenden Gefahr die Rede.
Die beiden Majestäten, heißt es dann weiter, hätten denselben neuerungs-
üchtigen Geist aus sicheren Anzeichen in Polen erkannt. Dieser bilde
ort eine große Gefahr für ihre benachbarten Gebiete. Diese Lage der
Dinge habe natürlich die Anstrengungen Ihrer Majestäten verdoppeln
üssen, um ihre Unterthanen vor einem so scandalösen und ansteckenden
eispiele zu bewahren und sich zugleich Sicherheit für die Zukunft und
ntschädigung für die nothwendigen Kosten zu gewähren. Nach Artikel II
llte sich Rußland in den Besitz der ihm zugewiesenen polnischen Gebiets-
eile setzen: als Entschädigung einerseits für die Kosten seiner gegen
rankreich gerichteten Rüstungen, andererseits aus Gründen der allge-
einen Ruhe und Sicherheit. Desgleichen sollten Preußen seine Er-
erbungen einestheils als Kriegskosten-Entschädigung, andererseits aus
ründen zufallen, die der König mit der Kaiserin gemein habe (Art. V).
an hütete sich dagegen in der geflissentlichsten Weise, die Kriegskosten-
ntschädigung als das eigentliche Motiv für den bayrisch-belgischen
auschh hinzustellen: offenbar fürchtete man, Oesterreich dadurch eine
affe für den Fall in die Hand zu geben, daß der bayrische Tausch
ißlänge, und daß dasselbe deßhalb eine andere Entschädigung forderte.
ie Freundschaft für den Kaiser und die mit ihm bestehenden Verträge,
e Zustimmung, die derselbe diesem neuen Tractat ertheile „und der

*) S. dessen Text bei Vivenot a. a. O. II, 516 ff.

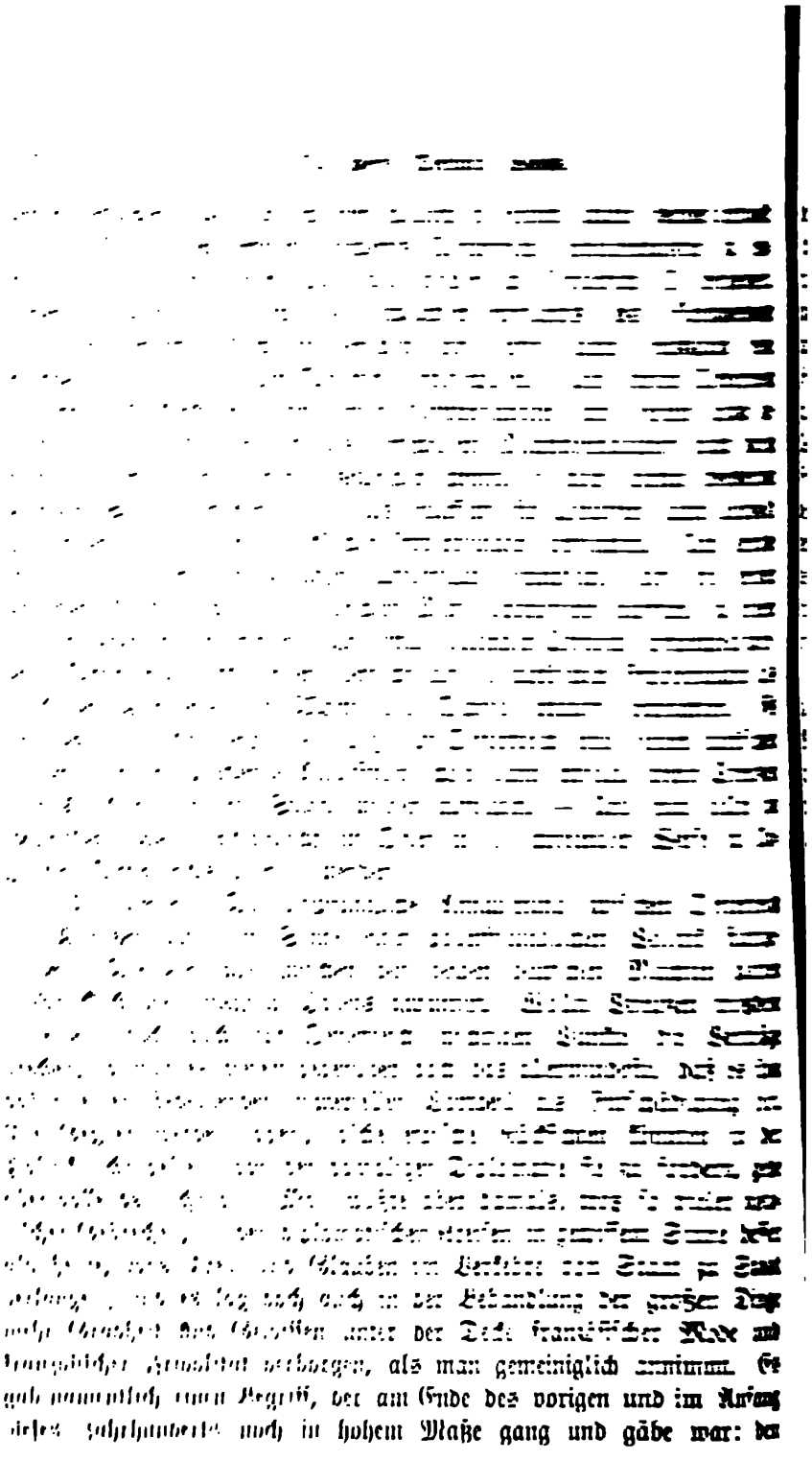
Antheil, den er an den Ereigniſſen nehme, die ihn motivirt hätten", werden als die einzigen Gründe für die Bemühungen bezeichnet, denen ſich Rußland und Preußen für das Zuſtandebringen des Tauſches unterziehen wollten. Von einer „Garantie" für das Zuſtandekommen des Tauſches iſt keine Rede. Auch nicht „die Garantie der Zuſtimmung" wurde gewährt, da es ausdrücklich hieß, eine Garantie ſolle erſt nach Ausführung des Tauſches geleiſtet werden. Die beiden Mächte verſprechen nur, ihre freundſchaftlichen Bemühungen und andere wirkſame Mittel, ſoweit dieſelben in ihrer Macht ſtänden, anzuwenden — wenn es Zeit ſein werde und man ſie darum erſuche. Will man ſich das Bedenkliche dieſer Worte recht klar machen, ſo vergleiche man, was Thugut in ſeinem Memoire vom 18. März von England für den Fall zu verlangen räth, daß von dem bayriſchen Tauſche fernerhin noch die Rede ſein ſollte.*) Es bedarf wohl keiner Auseinanderſetzung, daß die verbündeten Mächte ſich durch die Faſſung des Vertrags die Möglichkeit offen hielten, wenn man ſie um ihre guten Dienſte erſuchte, allzeit zu entgegnen: der Augenblick ſei kein günſtiger. Die guten Dienſte der beiden Mächte ſollten den Tauſch nur erleichtern. Man hatte dann freilich mit diplomatiſcher Fineſſe dem Wort „erleichtern" noch „und verſchaffen" hinzugeſetzt (Art. VII). Welchen verſchiedenartigen Deutungen öffnete aber nicht dieſe Faſſung Thür und Thor! Dem bayriſchen Tauſch wollten die Mächte noch ſolche anderweitige Vortheile hinzufügen, welche mit der allgemeinen Convenienz verträglich ſeien. Die feierliche Beſitzergreifung ſollte am 25. März erfolgen und erſt nachher der Wortlaut des Theilungsvertrages Oeſterreich mitgetheilt werden (Art. III und VIII): man fürchtete wahrſcheinlich, daß Oeſterreich, wenn es vorher von demſelben Kenntniß erhielte, mit der Beſetzung eines polniſchen Diſtricts Ernſt machen würde. Der Kaiſer ſollte dagegen ſeinerſeits die Garantie der im Theilungsvertrag enthaltenen Beſtimmungen und der daraus folgenden Erwerbungen ſofort bei ſeiner Beitrittserklärung übernehmen. Das einzige Gute des Vertrages beſtand darin, daß ſich Preußen ausdrücklich verpflichtete, keinen Separatfrieden zu ſchließen und den Krieg an der Seite des Kaiſers fortzuſetzen, bis der in den gemeinſchaftlichen Declarationen kundgegebene Kriegszweck erreicht „und dieſe Störer der öffentlichen Ruhe gezwungen wären, auf ihre feindlichen Unternehmungen

*) S. Vivenot, a. a. O. II, 506.

en das Ausland und auf ihre verbrecherischen Attentate im Innern
französischen Königreichs zu verzichten". Gerade aber weil diese
rte zu viel sagten, sagten sie so gut wie nichts. Und wie Sybel
drücklich bemerkt, so fügte man sich preußischerseits nur mit dem
tergedanken in diese Verpflichtung, daß auch Oesterreich den Krieg
t länger, als es irgend nöthig sei, fortsetzen werde, und nachdem
ermann die Versicherung gegeben, daß dieser Artikel der russischen
gierung im Grunde gleichgiltig und nur zur augenblicklichen Be-
igung Oesterreichs aufgenommen sei.*)

Welcher einigermaßen billig denkende Mensch möchte es zu be-
iten wagen, daß Preußen trotz allem, was vorgekommen, in dem
rtrage vom 23. Januar einen Act vollzog, der seinen Oesterreich
genüber eingegangenen Verpflichtungen schnurstracks widersprach? Die
Merle bereits im Keime vorhandene Wandlung der preußischen Po-
k hatte jetzt ihren definitiven Ausdruck gefunden. Es mußte Oester-
ch doch unter allen Umständen eine der preußischen gleichkommende Ent-
ädigung zugesagt werden. Und zwar umso mehr, wenn man eine
rantie für den bayrischen Tausch nicht übernehmen konnte. „Bei
kerrechtlichen Verhältnissen", sagt Sybel in seiner zweiten Auflage,
mmt überall nicht bloß der Wortlaut, sondern in gleicher Weise der
und und Zweck eines Vertrages in Anschlag."**) Wir sind fest
rzeugt, daß Oesterreich Preußen in keiner Weise das Recht einge-
mt hatte, das zu thun, was in dem Vertrage vom 23. Januar stand.
bst wenn dem aber, vom rein juristischen Standpunkte betrachtet, so
e, — es würde das moralische Unrecht gegen Oesterreich doch das-
e bleiben. Oder wie wollte man es rechtfertigen, wenn man die
h, in die der Bundesgenosse gerathen war, benutzte, um etwas von
zu erpressen und zu erschleichen, das er nicht wollte und nicht
len konnte? Man versetze sich nur einmal wieder in die Lage Oester-
hs! Das System des europäischen Gleichgewichts war ebenso sehr das
l des vorigen Jahrhunderts, wie es das der Zeit von 1815 bis 1848
esen ist. Friedrich der Große hatte das Machtverhältniß zwischen
terreich und Preußen in der allerempfindlichsten Weise alterirt; und
Stachel dieser Machtverschiebung war um so mehr in Oesterreich

*) S. Sybel, a. a. O. II, 157.
**) Sybel a. a. O. II, 213.



der Ehre. Wollte man eine politische Handlungsweise als moralisch schlecht brandmarken, so bezeichnete man sie als gegen die Ehre verstoßend, wo wir, richtiger aber auch gesuchter und auch leicht pharisäischer, gleich von Recht, Gewissen und von den höchsten Gesichtspunkten reden müssen. Es konnte der Vorwurf der Ehrlosigkeit seines Eindrucks gewiß sein. Und das öffentliche Bewußtsein drückte damit noch immer klar genug aus, daß es die Politik nicht als etwas abstract Uebermenschliches gehandhabt wissen wollte, sondern nach den zwischen Ehrenmännern geltenden Gesetzen: d. h. wenigstens nach den Grundsätzen des durch die Zeitauffassungen sozusagen modificirten Gewissens, dem sich der auf Geltung Anspruch Machende, auch abgesehen von den Vorschriften der Religion, unterwirft. Es lag in diesem politischen Ehrbegriff noch ein letzter Niederschlag jener Ideen und volksthümlichen Auffassungen, die das christlich-germanische Mittelalter groß gemacht hatten.

Um so mehr hätte Preußen aber bona fide gegen Oesterreich handeln müssen, als es das erste Mal war, daß unsere deutschen Mächte nach den Bruderkriegen des vorigen Jahrhunderts in einer großen Unternehmung zusammen standen, und als Preußen es gewesen war, das die Allianz Oesterreichs gesucht hatte. Dieses hatte das Vergangene vergangen sein lassen, mit Beiseitesetzung seines alten Grolles Preußens Hand ehrlich erfaßt, und diese Ehrlichkeit sowohl durch die Aufopferung der russischen Allianz als durch diejenige materiellen Gewinnstes bekräftigt. Es wäre auch wahrlich ein Gebot der Vernunft gewesen, dem durch Friedrich II besiegten Feinde goldene Brücken zu bauen. Endlich war man in einem idealen und nationalen Unternehmen begriffen, in dem eine doppelte bona fides gegen den deutschen Bundesgenossen eine heilige Pflicht war.

Und doch ist dies noch nicht Alles. Es kommt noch ein entscheidenderer Punkt in Betracht. Preußen streckte seine Hand nach einem sofortigen Landerwerb in Polen aus, um sich für die Kosten eines vergangenen unglücklichen, und eines noch zu führenden weiteren Feldzuges, dessen Ausgang mindestens als sehr ungewiß betrachtet werden mußte, schadlos zu halten. Oesterreich, so ließ man sich dabei vernehmen, stehe es frei, durch den belgisch-bayrischen Tausch eine gleiche Entschädigung zu erlangen oder sich von Frankreich eine solche zu erkämpfen. Nun ist ein Coalitionskrieg einem Litisconsortium im Prozeß zu vergleichen. Man ist verbunden zur Erkämpfung des gemeinsamen Zwecks. Und zu diesem gehört unzweifelhaft auch der Ersatz für

die Kriegskosten: sei es durch directe Zahlung, sei es durch Abtretung von Land und Leuten. Diese Kriegskostenentschädigung wird dann häufig zum Hauptzweck des Krieges; und man kann dies noch nicht immer unbedingt verdammen. Anders werden wir auch hier an sich nicht urtheilen dürfen. So viel deucht uns aber klar zu sein: So lange man den principalen Zweck, die Besiegung Frankreichs, nicht erreicht hatte, so lange umgekehrt das Reichsgebiet von den Truppen des Feindes heimgesucht war, so lange konnte auch von einer Schadloshaltung für die Opfer des Krieges nicht die Rede sein. Die Schadloshaltung kam erst bei oder nach dem Frieden in Betracht; eine directe Besitzergreifung vor dem Frieden war ein nicht zu billigendes Verfahren. Die Schadloshaltung war ferner von Frankreich zu leisten. Preußen konnte im Voraus seinerseits auf die Kriegskosten verzichten. Es konnte nachträglich den ihm abgetretetenen Ländertheil gegen einen Besitz in anderen Gegenden vertauschen. — Wenn es sich aber jetzt schon an einem ganz anderen Punkte bezahlt machte und in Folge dessen seine Aufmerksamkeit und Kräfte dorthin wandte, so verschob es damit in willkürlicher Weise die natürliche Sachlage. Ja es lag eigentlich schon hierin ein Bruch der Allianzverträge, weil der Krieg in der Voraussetzung eines gleichmäßigen Antheils beider Bundesgenossen an den Eroberungen begonnen worden war, und man sich hierdurch von dem accessorischen Kriegszwecke lossagte. Mit anderen Worten: eine solche Erstattung der Kriegskosten vorweg und zu einer Zeit, wo der Kriegserfolg nicht als zweifelhaft wurde, war sicher eine durchaus ungesunde und nicht zu rechtfertigende Anomalie, die nothwendig weiter führen mußte. Hatte sich Oesterreich durch sein theilweises Eingehen auf die preußischen Pläne bis zu einem gewissen Punkte zum Mitschuldigen gemacht, so darf man doch nicht übersehen, daß diese zweite Theilung, wie sie thatsächlich stattfand, lediglich das Werk Preußens und Rußlands war und daß man auf dem österreichischen Wege vorerst doch nur zu weiteren Verhandlungen gekommen wäre, denen sich möglicherweise wieder eine andere Wendung hätte geben lassen.

Diese Dinge sind klar für den einfachen gesunden Menschenverstand! Die Allianz, sagt man, soll dadurch innerlich gelöst worden sein, daß der eine Theil dem anderen solche Erwerbungen wie die polnischen nicht gegönnt habe. Wahrlich, eine naive Auffassung im Stile jener Prätention der Jahre 1864 und 1865, die es auch unbegreiflich unrecht finden wollte, wenn Oesterreich Preußen solch ein Stückchen

nd wie Schleswig-Holstein mißgönnte. Nicht minder als das durch
Theilungsvertrag begangene Unrecht liegt dasjenige auf der Hand,
gegen Polen und damit gegen die gesammte europäische Rechtsordnung
übt wurde. Preußen incorporirte sich außer Danzig und Thorn das
ze Gebiet zwischen seiner bisherigen Grenze und einer Linie, die sich
Czenstochau über Rawa nach Soldau zog*), und um etwa 20
ilen über die jetzige Provinz Posen hinausgriff: es hatte anderthalb
illionen Einwohner und 1016 Quadratmeilen, war also größer als
Provinz Schlesien.

Nach Sybel entsprach die preußische Erwerbung dem zu Merle
forderten. Da österreicherseits nicht das Gegentheil behauptet wurde,
wird er darin Recht haben. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß
s zu Merle Begehrte wiederum dem entsprach, was Preußen für den
all der Abtretung der Markgrafschaften gefordert, und daß Oesterreich sich
enfalls auch zu Merle ein eventuelles Aequivalent für dieselben ausbe-
ngen hatte, von dem jetzt keine Rede war. Man berechnete, daß der neue
eußische Erwerb 4—5 Millionen Thaler Reineinnahme bringe und
s Heer um mehrere Regimenter verstärke. Der größte Vortheil
reußens aber lag in der Arrondirung, die ihm jetzt zu Theil wurde,
erhielt eine directe Verbindung zwischen Oberschlesien und Ostpreußen,
d wurde in der glücklichsten Weise gegen jeden Angriff gedeckt, den man
n Osten her gegen Westpreußen, Schlesien oder die Mark Brandenburg
tte in's Werk setzen können. Diese Arrondirung war mindestens ebenso
el werth als die, welche Oesterreich durch den Erwerb Bayerns zu
heil geworden wäre. Thugut meint in dem oben citirten Brief vom
. November 1792, daß keine Erwerbung für Oesterreich in den da-
aligen Verhältnissen denkbar sei, die jener preußischen an Bedeutung
eich komme.

Durch die Größe seiner Forderungen hatte sich Preußen von vorn-
rein in die Unmöglichkeit versetzt, Rußlands Ansprüche zu bekämpfen.
ieses erhielt jetzt 4000 Quadratmeilen mit mehr als 3 Millionen Ein-
ohnern. Was von Polen übrig bleiben sollte, war weit weniger als die
älfte des ihm nach 1772 verbliebenen Umfangs, und nur wenig größer als
r russische Beutetheil. Polen verlor seine directe Verbindung mit der
ürkei. Oesterreich erhielt jetzt zum ersten Mal Rußland, wenn auch
r auf einer kleinen Strecke, zum unmittelbaren Nachbar: dies zu
rmeiden war bis dahin ein zwischen den beiden Kaiserhöfen feststehen-

*) Sybel, a. a. O. II, 177.

der Grundsatz gewesen. Der militärisch wichtigste Punkt jener Gegenden, das so nahe an der österreichischen Grenze gelegene Kaminiec*) fiel an Rußland. „Die russische Grenzlinie", sagt Sybel in der zweiten Auflage, „wie sie mit derber Faust quer über die geduldige Karte gezogen worden, war ein redendes Todesurtheil für Polens Fortdauer überhaupt. ... Eine solche Beraubung enthielt die Vernichtung, eine solche Theilung offenbar die Zerstörung Polens in sich."**) Und in der That hat die sog. Logik der Thatsachen schon zwei Jahre später wirklich zur gänzlichen Vernichtung Polens geführt. Die verbündeten Mächte nahmen eben unter allen Umständen zu viel, wenn sie irgendwie im Ernst daran dachten, daß in Zukunft überhaupt noch ein Polen übrig bleiben sollte. Wenn die Annexion solche Dimensionen annehmen sollte, so war es für die Lebensfähigkeit Polens ganz einerlei, wenn man auch noch für Oesterreich ein entsprechendes Stück abtrennte.

Rußlands Unrecht gegen Polen war groß genug. Aber es ward doch immerhin etwas durch den nicht polnischen, zum Theil geradezu russischen Character des annectirten Gebiets und durch die Stimmung gemindert, die man Rußland dort in großen Landstrichen und weiten Kreisen entgegenbrachte. Eine Adelspartei in Lithauen beschickte im Mai die Kaiserin, um die völlige Trennung Lithauens von Polen zu begehren: es sollte zu einem russischen Vasallenstaat gemacht werden. Auch kommt bei Beurtheilung von Katharina's Vorgehen doch immerhin die eigenthümliche Stellung in Betracht, in der sich Rußland schon seit hundert Jahren zu der Republik Polen befand, und der gegenüber die Verfassung vom 3. Mai wirklich zu einer Art Beleidigung desselben zu stempelt werden konnte. Für Preußen fällt jeder Grund dieser Art hinweg. Polen gegenüber, sagt Sybel, war Preußen in jedem Sinne der angreifende, der ohne den Schatten eines Rechtstitels angreifende Theil.***) Keine der beiden polnischen Parteien hatte Preußen beleidigt. Dagegen haben wir gesehen, daß die patriotische Bewegung Polens auch mit der preußischen Politik zusammen gehangen hatte. Und das preußische Unrecht wurde dadurch, daß man erst vor zwei Jahren in einem feierlichen Vertrage die Integrität der Republik garantirt hatte, zu einem noch flagranteren. Der nationale Gesichtspunkt konnte höchstens

*) Vergleiche das Conferenz-Protocoll vom 3. Januar 1793 bei Vivenot, a. a. O. II, 457.

**) S. Sybel, a. a. O., 2. Auflage, II. 216.

***) S. Sybel, a. a. O. II, 178.

einen schmalen Strich an der Westgrenze der jetzigen Provinz Posen für die Enclaven Danzig und Thorn geltend gemacht werden, die der oder später doch einmal Preußen zufallen mußten, die damals von einer Annexion nichts wissen wollten. Zum weit größten Theil stand die neue preußische Erwerbung gerade im schneidendsten Gegensatz zur sogen. Nationalitätspolitik.

Der Theilungsvertrag blieb der Welt für jetzt freilich noch ein Geheimniß. Aber am 14. Januar hat ein preußisches Heer unter Möllendorf von Schlesien, der Neumark und Ostpreußen aus in fünf Colonnen die Grenze überschritten und den Preußen zugedachten Landstrich besetzt. Bereits unter dem 6. Januar war ihm jenes berüchtigte Manifest vorausgegangen, in dem Preußen die bei der Fortdauer des französischen Krieges doppelt gefährlichen Umtriebe der Jacobiner in Polen als Grund seines Einmarsches bezeichnete. Dieser machte in ganz Europa ungeheures Aufsehen. Eine neue Theilung, hieß es, sei ein Werke. Man müsse eine solche Ungerechtigkeit um jeden Preis verhindern. In Schweden fühlte man sich verletzt, die Türken rüsteten. Vor Allem war es die englische Regierung, die dieser Stimmung in unverkennenswerther Weise einen Ausdruck verlieh. Sowohl in Petersburg als in Wien erging sie sich in energischen Verwahrungen. Es schien einen Augenblick aus, als werde England den französischen Krieg vermeiden und unter Herstellung des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich zu Gunsten Polens einschreiten. Aber die Verblendung der Franzosen erzwang den Krieg. Die moralische Rückwirkung des Königsmordes war in England eine gewaltige gewesen. Die Engländer haben sich auch in jener Zeit durchaus als ein Volk von rechtlich denkenden und ehrenhaften Männern gezeigt. Wenn sie sich in den früheren Phasen der Revolution auch noch mehr als andere Völker durch das Phantom der Freiheit hatten blenden lassen, so waren sie doch schon durch den 10. August und durch die Septembermorde stutzig geworden. Mit der Hinrichtung des Königs schlug die Stimmung vollständig um. Man war jetzt in tiefster Seele über diese Blutmenschen empört. Pitt, dessen Augenmerk seit der Schlacht von Jemappes auf die Verhinderung der französischen Eroberung Belgiens gerichtet gewesen, wagte es unter diesen Umständen, dem ihm lästig unbequemen französischen Abgesandten seine Pässe zuzuschicken. Die

seinen Gesprächen doch nicht ganz von dem Boden des in Merle aufgenommenen Protokolls entfernen konnte. Nur auf der Hinausschiebung der österreichischen Occupation scheint er jetzt mit dem Bemerken bestanden zu haben, daß Katharina die Oesterreicher in Polen durchaus nicht zulassen wollte.*) Es ist nicht davon die Rede, daß man im Uebrigen von dem Inhalt des Merler Protokolls abging. Verzichte aber dürfen niemals präsumirt werden und sind strictae interpretationis. Es gilt dies von dem Superplus und dem gleichen Werth der beiderseitigen Erwerbungen ebenso gut, als von dem von dem Berliner Cabinet selbst von Anfang an betonten**) Grundsatz, daß eine Intervention in Polen nicht stattfinden dürfe, ehe Rußland, Oesterreich und Preußen über die Einzelheiten der Frage sich vollständig geeinigt hätten.

Während Haugwitz noch mit Spielmann unterhandelte, war dagegen in St. Petersburg eine separate Vereinbarung hinter Oesterreichs Rücken zwischen Preußen und Rußland erzielt. Oesterreich wurde jetzt durch die völlige Ausschließung von dem polnischen Theilungsgeschäft für die Willfährigkeit bestraft, mit der Leopold II in Reichenbach den Forderungen Preußens entgegengekommen war. Von einer Beschränkung der russischen Ansprüche auf die Ukraine war natürlich keine Rede mehr. Rußland begehrte den gesammten Osten der Republik, der von einer nichtpolnischen***) und großentheils griechisch-katholischen Bevölkerung bewohnt und auch im Sprachgebrauch stets von dem eigentlichen Polen unterschieden wurde. „Unläugbare Vortheile, sagte die Kaiserin, hat auch dieser Weg. Wir willigen, indem wir ihn betreten, in eine That, deren Anfang und Ende ist: alle russischen Länder und Städte, von russischen Stammgenossen bevölkert oder gestiftet, und den gleichen Glauben mit uns bekennend, aus ihrer Unterdrückung zu befreien und sie durch eine Vereinigung mit unserem Reiche auf eine gleiche Höhe des Ruhmes und des Wohlstandes zu erheben, dessen, wie wir hoffen, alle unsere geliebten Unterthanen genießen.“ †) Diese Sätze entsprechen nicht

*) S. Sybel a. a. O. II, 142.

**) S. Sybel a. a. O. I, 466.

***) Der kleinere nördliche Theil wird von Lithauern bewohnt, die einen besonderen Zweig des indogermanischen Stammes bilden und den Russen von Haus aus ebenso nahe und ebenso fern wie den Polen stehen. Der Süden wird von Kleinrussen und anderen nichtpolnischen Slaven bewohnt, die sich Polen einst unterworfen hatte.

†) S. Sybel a. a. O. II, 154.

durchweg den thatsächlichen Verhältnissen, aber es ist das Annexionsprogramm unserer Tage, zu dem sich Katharina in diesen Worten bekennt.

Am 16. December eröffnete Ostermann dem Grafen Goltz, daß die Kaiserin die von Preußen begehrte Erwerbung und deren sofortige Besitzergreifung genehmige. Zugleich bezeichnete er den Landstrich, welchen Rußland dafür sich anzueignen gedenke. Wohl erschrak Goltz über dessen colossale Ausdehnung: an Einwohnern begehrte Rußland das Doppelte, an Flächeninhalt das Vierfache der preußischen Forderung. In Berlin vergaß man aber Alles in der Freude über die in Aussicht stehenden neuen Erwerbungen. Goltz erhielt den Befehl, sofort in Verhandlungen über die neue Theilung einzutreten. Zwei Tage nach der Hinrichtung Ludwigs XVI, am 23. Januar 1793, kam dann in St. Petersburg der definitive Theilungsvertrag zwischen Preußen und Rußland zu Stande.*) Mit hochklingenden Worten war im Eingange von der von Frankreich aus dem gesammten Europa drohenden Gefahr die Rede. Die beiden Majestäten, heißt es dann weiter, hätten denselben neuerungssüchtigen Geist aus sicheren Anzeichen in Polen erkannt. Dieser bilde dort eine große Gefahr für ihre benachbarten Gebiete. Diese Lage der Dinge habe natürlich die Anstrengungen Ihrer Majestäten verdoppeln müssen, um ihre Unterthanen vor einem so scandalösen und ansteckenden Beispiele zu bewahren und sich zugleich Sicherheit für die Zukunft und Entschädigung für die nothwendigen Kosten zu gewähren. Nach Artikel II sollte sich Rußland in den Besitz der ihm zugewiesenen polnischen Gebietstheile setzen: als Entschädigung einerseits für die Kosten seiner gegen Frankreich gerichteten Rüstungen, andererseits aus Gründen der allgemeinen Ruhe und Sicherheit. Desgleichen sollten Preußen seine Erwerbungen einestheils als Kriegskosten-Entschädigung, andererseits aus Gründen zufallen, die der König mit der Kaiserin gemein habe (Art. V). Man hütete sich dagegen in der geflissentlichsten Weise, die Kriegskosten-Entschädigung als das eigentliche Motiv für den bayrisch-belgischen Tausch hinzustellen: offenbar fürchtete man, Oesterreich dadurch eine Waffe für den Fall in die Hand zu geben, daß der bayrische Tausch mißlänge, und daß dasselbe deßhalb eine andere Entschädigung forderte. Die Freundschaft für den Kaiser und die mit ihm bestehenden Verträge, die Zustimmung, die derselbe diesem neuen Tractat ertheile „und der

*) S. dessen Text bei Vivenot a. a. O. II, 516 ff.

Antheil, den er an den Ereigniſſen nehme, die ihn motivirt hätten", werden als die einzigen Gründe für die Bemühungen bezeichnet, denen ſich Rußland und Preußen für das Zuſtandebringen des Tauſches unterziehen wollten. Von einer „Garantie" für das Zuſtandekommen des Tauſches iſt keine Rede. Auch nicht „die Garantie der Zuſtimmung" wurde gewährt, da es ausdrücklich hieß, eine Garantie ſolle erſt nach Ausführung des Tauſches geleiſtet werden. Die beiden Mächte verſprechen nur, ihre freundſchaftlichen Bemühungen und andere wirkſame Mittel, ſoweit dieſelben in ihrer Macht ſtänden, anzuwenden — wenn es Zeit ſein werde und man ſie darum erſuche. Will man ſich das Bedenkliche dieſer Worte recht klar machen, ſo vergleiche man, was Thugut in ſeinem Memoire vom 18. März von England für den Fall zu verlangen räth, daß von dem bayriſchen Tauſche fernerhin noch die Rede ſein ſollte.*) Es bedarf wohl keiner Auseinanderſetzung, daß die verbündeten Mächte ſich durch die Faſſung des Vertrags die Möglichkeit offen hielten, wenn man ſie um ihre guten Dienſte erſuchte, allzeit zu entgegnen: der Augenblick ſei kein günſtiger. Die guten Dienſte der beiden Mächte ſollten den Tauſch nur erleichtern. Man hatte dann freilich mit diplomatiſcher Fineſſe dem Wort „erleichtern" noch „und verſchaffen" hinzugeſetzt (Art. VII). Welchen verſchiedenartigen Deutungen öffnete aber nicht dieſe Faſſung Thür und Thor! Dem bayriſchen Tauſch wollten die Mächte noch ſolche anderweitige Vortheile hinzufügen, welche mit der allgemeinen Convenienz verträglich ſeien. Die feierliche Beſitzergreifung ſollte am 25. März erfolgen und erſt nachher der Wortlaut des Theilungsvertrages Oeſterreich mitgetheilt werden (Art. III und VIII): man fürchtete wahrſcheinlich, daß Oeſterreich, wenn es vorher von demſelben Kenntniß erhielte, mit der Beſetzung eines polniſchen Diſtricts Ernſt machen würde. Der Kaiſer ſollte dagegen ſeinerſeits die Garantie der im Theilungsvertrag enthaltenen Beſtimmungen und der daraus folgenden Erwerbungen ſofort bei ſeiner Beitrittserklärung übernehmen. Das einzige Gute des Vertrages beſtand darin, daß ſich Preußen ausdrücklich verpflichtete, keinen Separatfrieden zu ſchließen und den Krieg an der Seite des Kaiſers fortzuſetzen, bis der in den gemeinſchaftlichen Declarationen kundgegebene Kriegszweck erreicht „und dieſe Störer der öffentlichen Ruhe gezwungen wären, auf ihre feindlichen Unternehmungen

*) S. Vivenot, a. a. O. II, 506.

gegen das Ausland und auf ihre verbrecherischen Attentate im Innern des französischen Königreichs zu verzichten". Gerade aber weil diese Worte zu viel sagten, sagten sie so gut wie nichts. Und wie Sybel ausdrücklich bemerkt, so fügte man sich preußischerseits nur mit dem Hintergedanken in diese Verpflichtung, daß auch Oesterreich den Krieg nicht länger, als es irgend nöthig sei, fortsetzen werde, und nachdem Ostermann die Versicherung gegeben, daß dieser Artikel der russischen Regierung im Grunde gleichgiltig und nur zur augenblicklichen Beruhigung Oesterreichs aufgenommen sei.*)

Welcher einigermaßen billig denkende Mensch möchte es zu bestreiten wagen, daß Preußen trotz allem, was vorgekommen, in dem Vertrage vom 23. Januar einen Act vollzog, der seinen Oesterreich gegenüber eingegangenen Verpflichtungen schnurstracks widersprach? Die zu Merle bereits im Keime vorhandene Wandlung der preußischen Politik hatte jetzt ihren definitiven Ausdruck gefunden. Es mußte Oesterreich doch unter allen Umständen eine der preußischen gleichkommende Entschädigung zugesagt werden. Und zwar umso mehr, wenn man eine Garantie für den bayrischen Tausch nicht übernehmen konnte. „Bei völkerrechtlichen Verhältnissen", sagt Sybel in seiner zweiten Auflage, „kommt überall nicht bloß der Wortlaut, sondern in gleicher Weise der Grund und Zweck eines Vertrages in Anschlag."**) Wir sind fest überzeugt, daß Oesterreich Preußen in keiner Weise das Recht eingeräumt hatte, das zu thun, was in dem Vertrage vom 23. Januar stand. Selbst wenn dem aber, vom rein juristischen Standpunkte betrachtet, so wäre, — es würde das moralische Unrecht gegen Oesterreich doch dasselbe bleiben. Oder wie wollte man es rechtfertigen, wenn man die Noth, in die der Bundesgenosse gerathen war, benutzte, um etwas von ihm zu erpressen und zu erschleichen, das er nicht wollte und nicht wollen konnte? Man versetze sich nur einmal wieder in die Lage Oesterreichs! Das System des europäischen Gleichgewichts war ebenso sehr das Idol des vorigen Jahrhunderts, wie es das der Zeit von 1815 bis 1848 gewesen ist. Friedrich der Große hatte das Machtverhältniß zwischen Oesterreich und Preußen in der allerempfindlichsten Weise alterirt; und der Stachel dieser Machtverschiebung war um so mehr in Oesterreich

*) S. Sybel, a. a. O. II, 157.
**) Sybel a. a. O. II, 213.

haften geblieben, als man sich dort zugleich in seinem guten Rechte gekränkt fühlte. Durch den Erwerb Bayerns Oesterreich einigermaßen zu entschädigen: — auch dieser Plan war wieder an Friedrich II gescheitert. Neben Preußen war durch das Anwachsen Rußlands das Gleichgewicht im Osten gestört. Noch im Frieden von Jassy hatte Rußland seine Grenze vom Bug bis zum Dniester vorgeschoben. Und wenn Oesterreich im letzten Türkenkriege trotz seiner Anstrengungen um seinen Lohn gebracht wurde, und wenn es das verschobene Machtverhältniß nicht durch eigene Erwerbungen wieder ausgleichen konnte, so war daran wiederum Preußen Schuld gewesen. Nur aus Rücksicht für Preußen hatte Leopold zu Reichenbach auf seine türkischen Erwerbungen verzichtet. Und gerade dadurch war der von Preußen aufgestellte Grundsatz, daß die beiden deutschen Mächte sich nur in gleichem Maße vergrößern dürften, zu einem in ihren gegenseitigen Beziehungen fortan geltenden Princip gestempelt worden. Oesterreich durfte seinen Verzicht auf die türkischen Eroberungen als durch den Preußens auf Thorn und Danzig erkauft betrachten. Es war deßhalb nicht mehr als billig, daß Oesterreich eine seinen türkischen Eroberungen entsprechende Acquisition schon dann erhielt, wenn Preußen seine Absichten auf jene Städte wieder aufnahm. — Und nun sollte im Gegentheil das Gleichgewicht im Osten in so schreiender Weise zu Ungunsten Oesterreichs alterirt werden?

Und weiter! Die ursprüngliche Annäherung zwischen Oesterreich und Preußen hatte im Sinne einer polenfreundlichen Politik stattgefunden. Die Verträge zwischen den beiden deutschen Mächten hatten ausdrücklich die Integrität Polens garantirt. Wollte Preußen trotzdem in einem doch auch für Oesterreich wichtigen Punkte die Verträge brechen, so war es diesem gegenüber doch das allermindeste, daß es ihm dafür einen bedeutenden materiellen Vortheil als Entschädigung bot. Die Gegner werden sagen, solche ethische Rücksichten könnten in der Politik nicht gelten; von der damaligen Diplomatie sie zu fordern, gehe aber vollends nicht an. Man wußte aber damals, trotz so vieler notorischer Gebrechen, in den diplomatischen Kreisen in gewissem Sinne besser als heute, was Treu und Glauben im Verkehre von Staat zu Staat verlangen; und es lag doch auch in der Behandlung der großen Dinge mehr Gradheit und Gewissen unter der Decke französischer Mode und französischer Frivolität verborgen, als man gemeiniglich annimmt. Es gab namentlich einen Begriff, der am Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts noch in hohem Maße gang und gäbe war: den

der Ehre. Wollte man eine politische Handlungsweise als moralisch schlecht brandmarken, so bezeichnete man sie als gegen die Ehre verstoßend, wo wir, richtiger aber auch gesuchter und auch leicht pharisäischer, gleich von Recht, Gewissen und von den höchsten Gesichtspunkten reden müssen. Es konnte der Vorwurf der Ehrlosigkeit seines Eindrucks gewiß sein. Und das öffentliche Bewußtsein drückte damit noch immer klar genug aus, daß es die Politik nicht als etwas abstract Uebermenschliches gehandhabt wissen wollte, sondern nach den zwischen Ehrenmännern geltenden Gesetzen: d. h. wenigstens nach den Grundsätzen des durch die Zeitauffassungen sozusagen modificirten Gewissens, dem sich der auf Geltung Anspruch Machende, auch abgesehen von den Vorschriften der Religion, unterwirft. Es lag in diesem politischen Ehrbegriff noch ein letzter Niederschlag jener Ideen und volksthümlichen Auffassungen, die das christlich-germanische Mittelalter groß gemacht hatten.

Um so mehr hätte Preußen aber bona fide gegen Oesterreich handeln müssen, als es das erste Mal war, daß unsere deutschen Mächte nach den Bruderkriegen des vorigen Jahrhunderts in einer großen Unternehmung zusammen standen, und als Preußen es gewesen war, das die Allianz Oesterreichs gesucht hatte. Dieses hatte das Vergangene vergangen sein lassen, mit Beiseitesetzung seines alten Grolles Preußens Hand ehrlich erfaßt, und diese Ehrlichkeit sowohl durch die Aufopferung der russischen Allianz als durch diejenige materiellen Gewinnstes bekräftigt. Es wäre auch wahrlich ein Gebot der Vernunft gewesen, dem durch Friedrich II besiegten Feinde goldene Brücken zu bauen. Endlich war man in einem idealen und nationalen Unternehmen begriffen, in dem eine doppelte bona fides gegen den deutschen Bundesgenossen eine heilige Pflicht war.

Und doch ist dies noch nicht Alles. Es kommt noch ein entscheidenderer Punkt in Betracht. Preußen streckte seine Hand nach einem sofortigen Landerwerb in Polen aus, um sich für die Kosten eines vergangenen unglücklichen, und eines noch zu führenden weiteren Feldzuges, dessen Ausgang mindestens als sehr ungewiß betrachtet werden mußte, schadlos zu halten. Oesterreich, so ließ man sich dabei vernehmen, stehe es frei, durch den belgisch-bayrischen Tausch eine gleiche Entschädigung zu erlangen oder sich von Frankreich eine solche zu erkämpfen. Nun ist ein Coalitionskrieg einem Litisconsortium im Prozeß zu vergleichen. Man ist verbunden zur Erkämpfung des gemeinsamen Zwecks. Und zu diesem gehört unzweifelhaft auch der Ersatz für

die Kriegskosten: sei es durch directe Zahlung, sei es durch Abtretung von Land und Leuten. Diese Kriegskostenentschädigung wird dann häufig zum Hauptzweck des Krieges; und man kann dies noch nicht immer unbedingt verdammen. Anders werden wir auch hier an sich nicht urtheilen dürfen. So viel deucht uns aber klar zu sein: So lange man den principalen Zweck, die Besiegung Frankreichs, nicht erreicht hatte, so lange umgekehrt das Reichsgebiet von den Truppen des Feindes heimgesucht war, so lange konnte auch von einer Schadloshaltung für die Opfer des Krieges nicht die Rede sein. Die Schadloshaltung kam erst bei oder nach dem Frieden in Betracht; eine directe Besitzergreifung vor dem Frieden war ein nicht zu billigendes Verfahren. Die Schadloshaltung war ferner von Frankreich zu leisten. Preußen konnte im Voraus seinerseits auf die Kriegskosten verzichten. Es konnte nachträglich den ihm abgetretetenen Ländertheil gegen einen Besitz in anderen Gegenden vertauschen. — Wenn es sich aber jetzt schon an einem ganz anderen Punkte bezahlt machte und in Folge dessen seine Aufmerksamkeit und Kräfte dorthin wandte, so verschob es damit in willkürlicher Weise die natürliche Sachlage. Ja es lag eigentlich schon hierin ein Bruch der Allianzverträge, weil der Krieg in der Voraussetzung eines gleichmäßigen Antheils beider Bundesgenossen an den Eroberungen begonnen worden war, und man sich hierdurch von dem accessorischen Kriegszwecke lossagte. Mit anderen Worten: eine solche Erstattung der Kriegskosten vorweg und zu einer Zeit, wo der Kriegserfolg mehr als zweifelhaft wurde, war sicher eine durchaus ungesunde und nicht zu rechtfertigende Anomalie, die nothwendig weiter führen mußte. Hatte sich Oesterreich durch sein theilweises Eingehen auf die preußischen Pläne bis zu einem gewissen Punkte zum Mitschuldigen gemacht, so darf man doch nicht übersehen, daß diese zweite Theilung, wie sie thatsächlich stattfand, lediglich das Werk Preußens und Rußlands war und daß man auf dem österreichischen Wege vorerst doch nur zu weiteren Verhandlungen gekommen wäre, denen sich möglicherweise wieder eine andere Wendung hätte geben lassen.

Diese Dinge sind klar für den einfachen gesunden Menschenverstand! Die Allianz, sagt man, soll dadurch innerlich gelöst worden sein, daß der eine Theil dem anderen solche Erwerbungen wie die polnischen nicht gegönnt habe. Wahrlich, eine naive Auffassung im Stile jener Prätention der Jahre 1864 und 1865, die es auch unbegreiflich unrecht finden wollte, wenn Oesterreich Preußen solch ein Stückchen

Land wie Schleswig-Holstein mißgönnte. Nicht minder als das durch den Theilungsvertrag begangene Unrecht liegt dasjenige auf der Hand, das gegen Polen und damit gegen die gesammte europäische Rechtsordnung verübt wurde. Preußen incorporirte sich außer Danzig und Thorn das ganze Gebiet zwischen seiner bisherigen Grenze und einer Linie, die sich von Czenstochau über Rawa nach Soldau zog*), und um etwa 20 Meilen über die jetzige Provinz Posen hinausgriff: es hatte anderthalb Millionen Einwohner und 1016 Quadratmeilen, war also größer als die Provinz Schlesien.

Nach Sybel entsprach die preußische Erwerbung dem zu Merle Geforderten. Da österreicherseits nicht das Gegentheil behauptet wurde, so wird er darin Recht haben. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß das zu Merle Begehrte wiederum dem entsprach, was Preußen für den Fall der Abtretung der Markgrafschaften gefordert, und daß Oesterreich sich jedenfalls auch zu Merle ein eventuelles Aequivalent für dieselben ausbedungen hatte, von dem jetzt keine Rede war. Man berechnete, daß der neue preußische Erwerb 4—5 Millionen Thaler Reineinnahme bringe und das Heer um mehrere Regimenter verstärke. Der größte Vortheil Preußens aber lag in der Arrondirung, die ihm jetzt zu Theil wurde, es erhielt eine directe Verbindung zwischen Oberschlesien und Ostpreußen, und wurde in der glücklichsten Weise gegen jeden Angriff gedeckt, den man von Osten her gegen Westpreußen, Schlesien oder die Mark Brandenburg hätte in's Werk setzen können. Diese Arrondirung war mindestens ebenso viel werth als die, welche Oesterreich durch den Erwerb Bayerns zu Theil geworden wäre. Thugut meint in dem oben citirten Brief vom 1. November 1792, daß keine Erwerbung für Oesterreich in den damaligen Verhältnissen denkbar sei, die jener preußischen an Bedeutung gleich komme.

Durch die Größe seiner Forderungen hatte sich Preußen von vornherein in die Unmöglichkeit versetzt, Rußlands Ansprüche zu bekämpfen. Dieses erhielt jetzt 4000 Quadratmeilen mit mehr als 3 Millionen Einwohnern. Was von Polen übrig bleiben sollte, war weit weniger als die Hälfte des ihm nach 1772 verbliebenen Umfangs, und nur wenig größer als der russische Beutetheil. Polen verlor seine directe Verbindung mit der Türkei. Oesterreich erhielt jetzt zum ersten Mal Rußland, wenn auch nur auf einer kleinen Strecke, zum unmittelbaren Nachbar: dies zu vermeiden war bis dahin ein zwischen den beiden Kaiserhöfen feststehen-

*) Sybel, a. a. O. II, 177.

der Grundsatz gewesen. Der militärisch wichtigste Punkt jener Gegenden, das so nahe an der österreichischen Grenze gelegene Kaminiec*) fiel an Rußland. „Die russische Grenzlinie", sagt Sybel in der zweiten Auflage, „wie sie mit derber Faust quer über die geduldige Karte gezogen worden, war ein redendes Todesurtheil für Polens Fortdauer überhaupt. ... Eine solche Beraubung enthielt die Vernichtung, eine solche Theilung offenbar die Zerstörung Polens in sich."**) Und in der That hat die sog. Logik der Thatsachen schon zwei Jahre später wirklich zur gänzlichen Vernichtung Polens geführt. Die verbündeten Mächte nahmen eben unter allen Umständen zu viel, wenn sie irgendwie im Ernst daran dachten, daß in Zukunft überhaupt noch ein Polen übrig bleiben sollte. Wenn die Annexion solche Dimensionen annehmen sollte, so war es für die Lebensfähigkeit Polens ganz einerlei, wenn man auch noch für Oesterreich ein entsprechendes Stück abtrennte.

Rußlands Unrecht gegen Polen war groß genug. Aber es ward doch immerhin etwas durch den nicht polnischen, zum Theil geradezu russischen Character des annectirten Gebiets und durch die Stimmung gemindert, die man Rußland dort in großen Landstrichen und weiten Kreisen entgegenbrachte. Eine Adelspartei in Lithauen beschickte im Mai die Kaiserin, um die völlige Trennung Lithauens von Polen zu begehren: es sollte zu einem russischen Vasallenstaat gemacht werden. Auch kommt bei Beurtheilung von Katharina's Vorgehen doch immerhin die eigenthümliche Stellung in Betracht, in der sich Rußland schon seit hundert Jahren zu der Republik Polen befand, und der gegenüber die Verfassung vom 3. Mai wirklich zu einer Art Beleidigung desselben gestempelt werden konnte. Für Preußen fällt jeder Grund dieser Art hinweg. Polen gegenüber, sagt Sybel, war Preußen in jedem Sinne der angreifende, der ohne den Schatten eines Rechtstitels angreifende Theil.***) Keine der beiden polnischen Parteien hatte Preußen beleidigt. Dagegen haben wir gesehen, daß die patriotische Bewegung Polens eng mit der preußischen Politik zusammen gehangen hatte. Und das preußische Unrecht wurde dadurch, daß man erst vor zwei Jahren in einem feierlichen Vertrage die Integrität der Republik garantirt hatte, zu einem noch flagranteren. Der nationale Gesichtspunkt konnte höchstens

*) Vergleiche das Conferenz-Protocoll vom 3. Januar 1793 bei Vivenot, a. a. O. II, 457.

**) S. Sybel, a. a. O., 2. Auflage, II, 216.

***) S. Sybel, a. a. O. II, 178.

für einen schmalen Strich an der Westgrenze der jetzigen Provinz Posen und für die Enclaven Danzig und Thorn geltend gemacht werden, die früher oder später doch einmal Preußen zufallen mußten, die damals aber von einer Annexion nichts wissen wollten. Zum weit größten Theil stand die neue preußische Erwerbung gerade im schneidendsten Gegensatz zur sogen. Nationalitätspolitik.

Der Theilungsvertrag blieb der Welt für jetzt freilich noch ein Geheimniß. Aber am 14. Januar hat ein preußisches Heer unter Möllendorf von Schlesien, der Neumark und Ostpreußen aus in fünf Colonnen die Grenze überschritten und den Preußen zugedachten Landstrich besetzt. Bereits unter dem 6. Januar war ihm jenes berüchtigte Manifest vorausgegangen, in dem Preußen die bei der Fortdauer des französischen Krieges doppelt gefährlichen Umtriebe der Jacobiner in Polen als Grund seines Einmarsches bezeichnete. Dieser machte in ganz Europa ungeheures Aufsehen. Eine neue Theilung, hieß es, sei im Werke. Man müsse eine solche Ungerechtigkeit um jeden Preis verhüten. In Schweden fühlte man sich verletzt, die Türken rüsteten. Vor Allem war es die englische Regierung, die dieser Stimmung in anerkennenswerther Weise einen Ausdruck verlieh. Sowohl in Petersburg als in Wien erging sie sich in energischen Verwahrungen. Es sah einen Augenblick aus, als werde England den französischen Krieg vermeiden und unter Herstellung des Friedens zwischen Deutschland und Frankreich zu Gunsten Polens einschreiten. Aber die Verblendung der Franzosen erzwang den Krieg. Die moralische Rückwirkung des Königsmordes war in England eine gewaltige gewesen. Die Engländer haben sich auch in jener Zeit durchaus als ein Volk von rechtlich denkenden und ehrenhaften Männern gezeigt. Wenn sie sich in den früheren Phasen der Revolution auch noch mehr als andere Völker durch das Phantom der Freiheit hatten blenden lassen, so waren sie doch schon durch den 10. August und durch die Septembermorde stutzig geworden. Mit der Hinrichtung des Königs schlug die Stimmung vollständig um. Man war jetzt in tiefster Seele über diese Blutmenschen empört. Pitt, dessen Augenmerk seit der Schlacht von Jemappes auf die Verhinderung der französischen Eroberung Belgiens gerichtet gewesen, wagte es unter diesen Umständen, dem ihm vielfach unbequemen französischen Abgesandten seine Pässe zuzuschicken. Die

zwischen England und Frankreich wegen der Niederlande geführten Verhandlungen brachen ab. Die Franzosen sahen die Ausweisung Chauvelin's als eine Beleidigung an; und am 1. Februar erklärte daraufhin der Convent England den Krieg. Seitdem besaß England natürlich nicht mehr die Möglichkeit, in den polnischen Dingen zu interveniren. Dies gehörte auch zu der verhängnißvollen Wechselwirkung zwischen dem Unrecht in Frankreich und dem Unrecht in Polen. Katharina gewann England obendrein dadurch, daß sie ihm einen vortheilhaften Handelsvertrag gewährte und das englische Seerecht anerkannte, gegen das sie seit 1780 durch die Acte der bewaffneten Neutralität so energisch protestirt hatte.

Auch in Polen war die Aufregung über den Einmarsch der Preußen eine gewaltige. An die Anwesenheit der russischen Truppen hatte man sich seit mehreren Generationen gewöhnt. Aber gegen Preußen war man um so erbitterter, als man von diesem auf Grund des Bündnisses von 1790 gerade geschützt zu werden erwartete. Auf die erste Nachricht von dem bevorstehenden preußischen Einmarsch eilten die den Preußen von jeher abgeneigten Conföderirten zu dem soeben in Grodno eingetroffenen russischen General Igelström und baten ihn, sich an ihre Spitze zu stellen und sie gegen die verhaßten Preußen zu führen. Die Russen benahmen sich diesem aufbrausenden Zorn gegenüber allerdings etwas zweideutig. Aber sie ließen sich doch nicht von den Preußen trennen. Die Conföderirten beruhigten sich, als sie aus dem preußischen Manifeste ersahen, daß die Preußen zunächst doch als die Gegner der verhaßten „Patrioten" kamen, und General Byszewski erhielt den nichtssagenden Befehl, das Vaterland zu vertheidigen, aber die Preußen als Freunde zu behandeln. Als man sich schließlich dennoch gegen deren Vordringen zur Wehr setzen wollte, wußte es General Igelström durch seine russischen Bataillone zu hindern. Der König Stanislaus erhielt von Katharina in zwei kühlen Handbillets die Weisung, sich nach Grodno zu begeben und sich dort an die Spitze der Conföderirten zu stellen. Die von ihm erbetene persönliche Zusammenkunft mit der Kaiserin ward ihm abgeschlagen. Sein den Großfürsten Constantin betreffender Plan wurde gar keiner Erwiderung gewürdigt. Er solle sich einfach nach den Weisungen des russischen Botschafters richten. Er müsse schlechterdings folgsam sein und solle bald ihren näheren Willen erfahren. Felix Potocki, in dem jetzt der Pole erwachte und der Feuer und Flamme gegen die Preußen war, ward nach St. Petersburg beschieden, wo die Kaiserin ihm den Antheil beweisen werde, den sie an seinem und seiner Familie

Wohlergehen nehme. Sie wollte ihm die Vorwürfe des Reichstags ersparen. „Die Kaiserin", rief der König Stanislaus aus, „spricht von seiner Person und seiner Familie, aber von seinem Vaterlande spricht sie nicht; Polen ist verloren, die Kaiserin hat uns Preußen aufgeopfert." Stanislaus hatte dann heftige Unterredungen mit dem russischen Gesandten und ergoß seinen ganzen Zorn über Preußen, das ihn 1790 gegen Rußland aufgehetzt habe, um ihn dann zu verlassen. Aber er beschloß doch die Reise nach Grodno anzutreten.

Ende Januar langte der neue russische Gesandte Jakob von Sievers an, ein gewandter Weltmann, der durch sein gewinnendes Wesen die Gegensätze zu versöhnen wußte. Er beschwichtigte die Polen und setzte sich sofort mit dem Marschall Möllendorf und dem preußischen Gesandten Buchholz in's Einvernehmen. Letzterer war ganz entzückt über die Eintracht, die nun zwischen Preußen und Rußland herrsche. Alle Schritte, die Sievers that, wurden von dem preußischen Gesandten vollkommen gebilligt.

Der König befand sich in wahrhaft bemitleidenswerther Lage. Von Katharina war er zurückgewiesen und in herrischer Weise behandelt. Seine polnischen Landsleute aber machten ihn für das hereingebrochene Unglück verantwortlich. Das Staatswesen löste sich von Tage zu Tage mehr auf. Die von den Preußen und Russen im Lande „umhergestoßenen" Truppen liefen haufenweise aus einander. Die Bürger wollten an die Regierung keine Steuern mehr zahlen, da diese sie nicht mehr vor dem Ausland zu schützen vermöge. Die Kassen waren so gut wie leer. Dem König fehlte es sogar an Reisegeld zu seiner Reise nach Grodno. Die Gesandten mußten ihm einen Zuschuß geben.

Am 2. März erfolgte die Ratification des Theilungsvertrages. Am 17. langte der ratificirte Vertrag nebst einer für die Generalität bestimmten gemeinsamen Erklärung der beiden Theilungsmächte aus St. Petersburg an. Die russische Erklärung vom Mai des vergangenen Jahres, hieß es darin, hätte das dankbare Entgegenkommen der polnischen Nation verdient. Ganz Europa aber habe gesehen, wie die wohlwollenden Absichten der Kaiserin aufgenommen seien. Es habe der Waffengewalt bedurft, um der Conföderation von Targowicz zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der offene Widerstand habe freilich in Ende erreicht. Aber es seien geheime Machinationen an die Stlle getreten, denen man nicht hinlänglich begegnen könne. Man habe die russischen

Truppen insultirt. Ja, man rede schon von einer sicilianischen Ves
Die Kaiserin würde dies Alles ertragen haben, wie sie denn seit drei
Jahren gegen die fortwährenden Erregungen Polens anzukämpfen
wohnt sei. Leider aber verbreiteten sich jetzt hier die Ideen der fr
zösischen Revolution. Schon entständen in Warschau Clubs, die
Jacobinerclub affiliirt seien. Die Nachbarstaaten dürften nicht dul
daß ein so gefährlicher Heerd des revolutionären Geistes sich bilde.
Kaiserin von Rußland und der König von Preußen hätten —
Einverständniß mit dem römischen Kaiser — kein wirksameres Mi
dagegen gefunden, als die Einschließung Polens in engere Gren
Diese würden ihm Proportionen verleihen, die für einen intermedi
Staat besser paßten, und bei denen es seine alte Freiheit sowohl
die nothwendige Ordnung leichter bewahren könne. „Zu diesem Zu
durch eine vollständige Uebereinstimmung der Gesichtspunkte und P
cipien verbunden, sind Ihre Maj. die Kaiserin aller Reußen und
König von Preußen auf das Innigste überzeugt, daß sie dem Un
gange nicht besser vorbeugen können, der die Republik in Folge der
einigkeit und namentlich in Folge jener monströsen und irrigen Mein
gen, die man dort an den Tag zu legen beginnt, bedroht, als dadu
daß sie die sie zur Zeit begrenzenden Provinzen mit ihren respecti
Staaten vereinigen, und daß sie sich von diesem Augenblick an in de
effectiven Besitz setzen.“*) Zum Schluß forderten die beiden Mächte
polnische Nation auf, einen Reichstag zu beschicken, der sich freundsch
lich über diese Dinge mit ihnen benehmen solle.

Wer vermöchte dieses Actenstück ohne innere Erregung zu le
Preußens Benehmen insbesondere erscheint hier in einem wenig benei
werthen Lichte. Während es vor Frankreich zurückwich, nahm es
verhältnißmäßig so unbedeutenden Rückwirkungen der Revolution
Polen zum Vorwande, um sich dort ruhmlos zu vergrößern. Es
gerade in diesem Augenblicke verhängnißvoll und hatte eine viel
tragendere Bedeutung als 1772, wenn man die neuen Provinzen
seinem Eigenthum erklärte und sich dort huldigen ließ, ehe der pol
Reichstag den Raub sanctionirt hatte. In den annectirten Prov
wurden wie bei der ersten Theilung keine Wahlen zugelassen, da d
Einwohner nicht mehr als Polen betrachtet wurden. 1772 hatten
Theilungsmächte bei ihrer Besitzergreifung doch noch von ihren „Re

*) Vivenot, a. a. O. II, 519 f.

ansprüchen“*) an Polen geredet. Jetzt war zum ersten Mal bei einer Besitzergreifung davon keine Rede mehr; jetzt trat zum ersten Male die nackte salus publica, d. h. der Raub sans phrase, an die Stelle einer mehr oder weniger gezwungenen Rechtsdeduction.

Was die Beziehungen zu Oesterreich betrifft, so springt es in's Auge, daß die verbundenen Mächte sich jetzt wieder einer doppelten Rücksichtslosigkeit schuldig machten. Sie erließen ihre Declaration, ohne Oesterreich die Möglichkeit eines Einflusses auf deren Wortlaut zu gewähren. Sie verkündeten vor der Welt dessen Zustimmung, während diese doch nur eine durchaus eventuelle gewesen war: man erinnert sich dabei unwillkürlich der Handlungsweise Friedrichs des Großen bei seinem Einfall in Schlesien.

Nach dem Erlaß der Declaration ging der preußische General Raumer gegen Danzig vor, dessen Magistrat die Uebergabe mit Hartnäckigkeit verweigerte. Die von ihrer eigenen Regierung verlassene Stadt capitulirte am 25. März; die Besatzung zog sich erst, nachdem Raumer einige Salven hatte geben lassen, von den Wällen zurück. Täglich dehnten sich darauf die Preußen weiter aus. Wie so oft in jener Zeit, mußten falsche Karten an den Irrungen die Schuld tragen. Möllendorf erhielt den Befehl, so weit wie möglich vorzugehen. Bald genug nahmen diese Grenzerweiterungen solche Dimensionen an, daß man darüber mit den Russen ernstlich uneins wurde. Der russische Antheil ward stärker besetzt.

An demselben 25. erschien ein Patent des Königs von Preußen das die förmliche Besitzergreifung der besetzten Gebietstheile verkündigte. Nach der Eroberung von Kaminiec erfolgte endlich am 7. April auch die förmliche russische Besitzergreifung durch ein Manifest des Generals Stretschetnikow. Ueberall ward jetzt die Huldigung vorgenommen: wie das in solchen Lagen leider gewöhnlich zu geschehen pflegt, erfolgte sie ohne Widerspruch.

Trotzdem fühlte man auch diesmal die Nothwendigkeit, — wir wollen hier gleich den ferneren Verlauf dieser Angelegenheit erzählen — die Gewaltthat durch den Reichstag sanctioniren zu lassen. Bei Grodno, wo derselbe tagen sollte, fand eine Concentration erheblicher russischer Streitkräfte statt, die sich jetzt überhaupt über das ganze, der Republik

*) Janssen, Zur Genesis der ersten Theilung Polens, S. 164. Nach Arneth, begründet auch Oesterreich bei der ersten Theilung seine Ansprüche durch einen Rechtstitel.

noch verbleibende Gebiet verbreiteten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die sogenannte öffentliche Meinung so gut wie zwei Jahre früher und ein Jahr später auf Seiten der „Patrioten" stand. Um so lehrreicher ist es zu sehen, wie es den Russen und Preußen dennoch gelang, zu ihrem Ziele zu kommen. Man bot zunächst Alles auf, um gefügige Wahlen zu erhalten. In alle Bezirkshauptorte des polnisch verbleibenden Gebiets legte man russische Truppen. Möllendorf schrieb an den preußischen Gesandten Buchholz: „Die Wahlen der Landboten zum Reichstage bewirkt General Igelström durch russische Stabsofficiere und Detachements von Truppen, die diejenigen, welche der vorseienden Sache nicht günstig sind, fortjagen und lauter facile Leute nehmen; ich gratulire E. E., daß Sie bei diesem Geschäfte nichts zu thun haben, denn dazu gehört eine besondere Erfahrung, die nicht so eben in anderen Ländern vorkommt." *) Zugleich ward von der Bestechung in einem unerhörten Maße Gebrauch gemacht. In den Wahlkörpern ward die Losung ausgegeben, daß die Fügsamkeit gegen die Kaiserin die größten Vortheile bringe. Auf den Provinzial-Landtagen gab der an politischer Bildung unsern größeren Bauern etwa gleichkommende kleine Adel den Ausschlag. Die Käuflichkeit der Stimmen war schon lange bei ihm eingerissen. Der russische Botschafter behauptete, in Lithauen koste jeder Landbote durchschnittlich 200, in dem eigentlichen Polen aber gar nur 50 Ducaten. Russische Unterthanen, sagten diese Leute, seien sie ja eigentlich schon seit hundert Jahren; es sei deßhalb eine reine Thorheit, sich eine Anerkennung nicht bezahlen zu lassen, die man der Gewalt doch nicht verweigern könne.

Es scheint, daß auch bei den Bestechungen die Russen das Beste thaten. Aber die Preußen blieben doch nur wenig zurück. Anfangs April meldet der russische Botschafter, Möllendorf habe zu solchen Zwecken 100,000 Ducaten erhalten und bereits 80,000 verausgabt.

Die in Polen herrschende Stimmung kam den Russen oft in seltsamer Weise entgegen. Man war, wie wir sahen, vor Allem über Preußen entrüstet, über dessen schmählichen Vertragsbruch nur eine Stimme im Lande herrschte. Man war bereit, den Russen zu willfahren, um nur Großpolen zu retten und den verhaßten Preußen nichts einräumen zu müssen. Dabei besaß Rußland natürlich eine große Stütze in der Partei der Targowiczer. Sie bestand keineswegs nur aus Män-

*) S. Sybel a. a. O. II, 167.

nern, die über ihren Privatinteressen des Vaterlandes ganz und gar vergessen hatten. Alle aber waren in einem seltenen Grade durch den Parteihaß verblendet. Es war eine verbissene Reaction gegen die Neuerungen des Jahres 1791, die in ihnen zum Ausdruck kam. Diese im Grunde doch wenig zahlreichen Aristokraten wollten es vor Allem nicht an Energie fehlen lassen und bebten deßhalb fast vor keinem Mittel zurück.

Erst am 17. Juni ward der Reichstag zu Grodno eröffnet. Graf Bilinski wurde zum Marschall ernannt. Rußland verlangte die Einsetzung eines Ausschusses. Mit diesem wollte es dann unterhandeln. Schon bei der ersten Theilung hatte man mit Recht gesagt, ein unter dem Druck fremder Bajonnette berathender Reichstag sei nicht als frei zu betrachten. Die Einschüchterung war aber jetzt eine noch größere. Dazu kamen dann die persönlichen Interessen der Großen, von denen jeder etwas recht Erhebliches von Rußland zu erlangen wünschte; dazu kam auch hier wieder das Geld.

Die Partei des Bischofs Kossakowski wollte noch immer die Vermittlung Oesterreichs anrufen. Es half aber Alles nichts. Rußland drängte, und am 22. Juli wurde die russische Erwerbung feierlich anerkannt. Nach diesem Separatabkommen der Polen mit der Kaiserin glaubte nun auch Buchholz seiner Sache sicher zu sein. Allein es pressirte den Russen einstweilen noch nicht. Die Kaiserin stellte, wie sie es in solchen Lagen liebte, noch einmal die Geduld ihres deutschen Verbündeten recht auf die Probe. Freilich wurde sie auch durch die Rücksicht auf die ihr so nützlich gewesene Erbitterung der Polen gegen Preußen geleitet. In Berlin drohte bereits der Geduldsfaden zu zerreißen. Möllendorf erhielt den Befehl, bei noch längerem Zögern den preußischen Cordon zu überschreiten. Da trat man denn endlich russischerseits energischer für Preußen ein. Nach vielem Hin- und Herzerren und halb und halb mit militärischem Zwang*) wurde der von Sievers herrührende Entwurf eines preußisch-polnischen Abtretungsvertrages angenommen, den eigentlich Niemand kannte. Es wurden aber dem Vertrage doch vier Zusatzartikel hinzugefügt, deren einer die Bestimmung enthielt, daß die Ratification nicht eher erfolgen solle, als der sehnlich begehrte Handelsvertrag mit Preußen abgeschlossen sei. Damit war die Sache

*) Man hatte alle Ausgänge des Palastes, in dem der Reichstag seine Sitzung hielt, mit russischen Truppen besetzt.

wieder auf die lange Bank geschoben. Sievers billigte Ansi
diese Clausel, erhielt aber dann von Katharina die Weisung, für i
Beseitigung zu sorgen. Die Führer des Reichstages erklärten, n
ohne russische Zwangsmaßregel nachgeben zu können. Der Hand
vertrag war thatsächlich für Polen von nicht zu unterschätzender W
tigkeit, weil es durch Preußen von der See abgesperrt wurde und
halb seit der ersten Theilung den mannigfachsten Chicanen ausge
gewesen war. Die Landboten wünschten ihr Gewissen dadurch zu
schwichtigen, daß sie in diesem Punkte festblieben. Hier wenigst
wollten sie Charakter beweisen und die Ehre retten. Sie mochten a
wohl hoffen, die Nation eher zu beschwichtigen, wenn sie als Gegeng
den ersehnten preußischen Handelsvertrag mit nach Hause brächten,
wie wir uns erinnern, einst eine Gegengabe für Danzig und Thorn h
sein sollen. Ohne Bedenken zahlte nun aber Buchholz bedeutende G
summen an eine Anzahl der hervorragendsten Persönlichkeiten des Rei
tags aus. Sievers ließ am 22. September die Hauptgegner verhaf
am 23. den Reichstagspalast wieder militärisch besetzen und forderte
die sofortige Unterzeichnung mit Hinweglassung der begehrten Claus
Die Landboten verharrten bis in die Nacht in tiefem Schweigen.
wollten dadurch ihren Protest ausdrücken. Dieses Schweigen wu
dann aber schließlich als Zustimmung bezeichnet und der preußische V
trag für abgeschlossen erklärt.

Katharina krönte dann später ihr Werk durch den Vertrag v
16. October 1793, in dem sie mit Polen nach dem Muster des frühe
ein ewiges Bündniß abschloß. Sie erhielt dadurch das Recht, jederz
in Polen Truppen einrücken zu lassen; ohne ihre Zustimmung sol
keine Aenderung der polnischen Verfassung vorgenommen werden.

III.

Der Beginn des großen Coalitionskrieges 1793.

Erstes Kapitel.

Thugut.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen man in Wien die Entwicklung der polnischen Dinge verfolgt hatte. Die letzte Hoffnung einer für Oesterreich günstigen Wendung in dieser Angelegenheit beruhte auf Rußland. Mit Spannung erwartete man von dort die Antwort auf die Note vom 23. December 1792. Man hoffte, daß jetzt endlich die Kaiserin Oesterreich gegenüber aus ihrer kühlen Zurückhaltung heraustreten werde.

Es geschah das Gegentheil. Schon der rasche Einmarsch der preußischen Truppen ließ Schlimmes befürchten. Gleich nach Neujahr meldete Ludwig Cobenzl, Rußland habe die Einwilligung zu einer preußischen Besetzung polnischen Gebietes gegeben. Ph. Cobenzl veranlaßte darauf auch österreichischerseits Vorbereitungen zu einer polnischen Occupation. Aber Lacy, der nun einmal immer hindern und ein negatives Votum haben mußte, behauptete, man besitze nicht Truppen genug für die Besetzung einer größeren Provinz, sondern nur höchstens einige Bataillone für Krakau und Kaminiec und dafür bedürfe es keiner langen Vorbereitung. Man sieht aus den Protokollen, wie die Meinungen hin und her schwankten.*) Es kam zu nichts. Man wolle erst abwarten, hieß es, ob Rußland und Preußen jetzt den bayrischen Tausch garantirten. In fünf bis sechs Wochen müsse man

*) S. Vivenot, a. a. O. II, 456 ff.

darüber im Klaren sein. Im Grunde fürchtete man sich vor Rußland: auch bei dem russisch gesinnten Lacy mochte dies Motiv mitwirken. Aber die Zurückhaltung half Oesterreich nichts. Eine russische Note vom 27. Januar 1793 kündigte dem Wiener Cabinet in eisig kaltem und fast höhnendem Tone den Abschluß des Theilungsvertrages an. Die Kaiserin sei gewohnt, offen zu reden. Es müsse als ein Beweis ihrer Aufrichtigkeit gegen den verbündeten Kaiserhof betrachtet werden, wenn sie sich ohne Rückhalt ausspreche. Sie könne nicht umhin, der Geschicklichkeit Spielmanns ihren Beifall zu zollen. Die Gründe, durch die er den König von Preußen zu vermögen gesucht, bei seinen Vortheilen gleichen Schritt mit den Entschädigungen des Wiener Hofes zu halten, seien schlagend. Die Kaiserin sei aber, obwohl nur oberflächlich von dem Gegenstande der Mission Spielmanns unterrichtet, seit der Wiener Hof ihr den mit Preußen verabredeten Plan des bayrischen Tausches einerseits, der preußischen Erwerbungen in Polen andererseits mitgetheilt habe, überzeugt gewesen, daß nichts im Stande sein werde, die Hast Preußens bei der Verfolgung eines Planes zu mäßigen, den es immer im Auge gehabt. Auch müsse man einräumen, daß darin der Unterschied zwischen beiden Objecten bestehe, daß es zur Erreichung des einen nothwendiger Weise eines Zusammentreffens günstiger Umstände bedurfte, während die des andern, wenigstens was die Ausdehnung betreffe, durch den Mißerfolg der Waffen beinahe erleichtert worden sei.*) Der Berliner Hof habe seinen Vortheil vollständig auszunutzen verstanden. „Er hörte nicht auf, unserem Hof gegenüber zu sprechen und zu handeln, indem er bei uns die Zustimmung geltend machte, die er in der That zu allen seinen Vorschlägen von dem Wiener Hof erlangt hatte;**) während dieser uns gegenüber innerhalb der Grenzen seiner ersten Eröffnungen verharrte und ein vollständiges Stillschweigen bewahrte, um es erst in dem Augenblicke zu brechen, wo die Dinge dem Abschluß nahe und es deshalb unmöglich war, Alles wieder in Frage zu stellen.“ Die peremptorische und schneidende Erklärung Preußens, daß es sich im gegenwärtigen Kriege auf die Oesterreich versprochene mäßige Hülfeleistung beschränken werde, wenn man ihm nicht seine Entschädigung mit derjenigen neuen Ausdehnung

*) Es sollte dies heißen, daß Preußen nur in Folge des verunglückten Feldzuges in der Champagne eine Entschädigung für einen zweiten Feldzug fordern könne.

**) Wir brauchen hier wohl nicht zu wiederholen, daß dies irrig war und daß auch Rußland die Sache hier zu seinem Vortheil verdrehte.

gewähre, die es derselben zu geben beabsichtige; habe die Kaiserin natürlich über die Gefahren beunruhigen müssen, denen ihr ältester und bester Alliirter hierdurch ausgesetzt würde. Andererseits habe sie aber auch die polnischen Angelegenheiten nicht mehr länger ohne Entscheidung lassen können. Sie habe einen Entschluß fassen müssen. „Und obwohl sie keine genaue Kenntniß von den Absichten des Wiener Hofes hatte, hat sie sich seiner Interessen angenommen und für dieselben auf zwei Arten gesorgt, die beide gleich solide und so beschaffen sind, daß in der gegenwärtigen Lage der Dinge der Wiener Hof sie selbst nicht besser hätte fixiren können." Der Vertrag werde es beweisen, der nach seiner Ratification Oesterreich vorgelegt und dem es beizutreten aufgefordert werden solle. Der König von Preußen gehe einerseits die formelle und positive Verpflichtung ein, sich im gegenwärtigen Kriege nicht von Oesterreich zu trennen, andererseits den bayrischen Tausch kräftig und nachdrücklich zu unterstützen. Da auch Rußland sich vergrößere, so könne das Gleichgewicht durch den bayrischen Tausch und durch „einige andere Vortheile zu Gunsten des Hauses Oesterreich" als gesichert betrachtet werden. Darüber, daß Oesterreich England über die zwischen den drei Mächten schwebenden Verhandlungen Mittheilung gemacht, zeigte sich die Kaiserin, obwohl es im Einverständniß mit Haugwitz geschehen, sehr ungehalten. Da es aber nun einmal nicht mehr zu ändern, hieß es, so sei jede Erörterung und jede Reflexion über diesen Punkt überflüssig. Die Sendung des russischen Hülfscorps endlich wird jetzt in der entschiedensten Weise abgeschlagen. Man vermöge ein Truppencorps von solcher Stärke nicht einem so weiten Marsche auszusetzen, auf dem ein Drittel zu Grunde gehen könne, ehe es den Feind zu sehen bekomme. Rußland könne den Interessen Oesterreichs viel besser dienen, wenn es dasselbe gegen einen Einfall der Türken oder gegen einen Aufstand in den an Polen grenzenden österreichischen Provinzen sicher stelle. Ohne daß es gerade Feinde zu bekämpfen habe, sei Rußland doch gezwungen, sich durch Rüstungen zu Wasser und zu Lande zu erschöpfen. Die Rüstungen gegen die möglichen Angriffe kosteten es ebensoviel als andere Mächte die Abwehr der wirklichen.*) Die Kaiserin zeigte sich nur bereit zur Absendung einer Flotte, die aber nicht im mittelländischen und noch viel weniger in den außereuropäischen Meeren verwandt werden sollte.**)

*) Depesche Ostermanns an Rasumowski bei Vivenot, a. a. O. II, 481 ff.

**) Instruction für den russischen Gesandten in London laut einem Schreiben Ph. Cobenzls an den Kaiser vom 21. Februar. Ebenda S. 481.

Die Ueberraschung in Wien war die peinlichste. In einem von Spielmann entworfenen Schreiben an den Kaiser vom 21. Februar klammert sich Ph. Cobenzl allerdings an den Strohhalm der „anderen Vortheile zu Gunsten des Hauses Oesterreich"; kann aber doch nicht umhin, zu bemerken, daß die ablehnende Antwort Rußlands ebenso unerwartet als „die prätendirte Ursache davon der actenmäßigen Wahrheit gerade entgegen sei". Es war kein Zweifel mehr möglich: die österreichische Diplomatie hatte eine empfindliche Schlappe erlitten. Es galt für einen Ehrenpunkt, die Sache in irgend einer Art wieder gut zu machen. Um uns ganz in die Lage der dortigen Staatsmänner zu versetzen, müssen wir uns in's Gedächtniß rufen, mit welchen Augen der noch immer in ihrer Mitte lebende Kaunitz nach dem Aachener Frieden die Möglichkeit einer noch weiteren Vergrößerung Preußens betrachtete, und wie einst die Besorgniß vor einer solchen eine der Hauptursachen des siebenjährigen Krieges gewesen. Wir müssen uns erinnern, wie bei der ersten Theilung Polens das Rechtsgefühl Maria Theresia's lediglich dem ihr schlechterdings unerträglichen Gedanken gewichen war, daß sich Preußen einseitig vergrößern sollte, ohne daß Oesterreich ein Aequivalent dafür erhielte.

Es würde sich, sollte man denken, fast von selbst verstanden haben, daß jetzt endlich der Staatsreferendar Spielmann und der Vicekanzler Cobenzl verlorene Männer waren. Dennoch geht aus Vivenots Veröffentlichungen hervor, daß der Wechsel sich durchaus nicht so dramatisch vollzog als man früher angenommen hat. Die Krisis entsprang aus dem jetzt vor Augen liegenden Bedürfniß einer innigen Verständigung mit England. Der Streit der Parteien entbrannte über die Instruction für den nach London bestimmten Grafen Mercy. Das von Vivenot mitgetheilte Memoire eines Unbekannten*) vom 1. Februar zeichnet deutlich die Lage. Sein Inhalt ist durchaus ein bedeutender. Von den österreichischen Sonderinteressen sieht das Memoire ganz ab und geht lediglich von den allgemeinen Gesichtspunkten der Coalition aus. Den Kreuzzug gegen die Revolution kann man nicht bewußter und eindring-

*) Es würde sich der Mühe verlohnen, eingehendere Nachforschungen nach dem Ursprunge des interessanten Schriftstücks anzustellen. Aus den eigentlich österreichischen Provinzen stammte der Verfasser auf keinen Fall. Es scheint, daß er in dem Wiener Hof sehr nahe stehender Fremder war. Sollte man an ein Mitglied des Kaiserhauses, wie etwa die Königin Caroline von Neapel oder den Kurfürst Maximilian von Köln denken können?

licher predigen, als es hier geschieht. Ein Schwarm von Unruhestiftern, heißt es, die sich Philosophen und Regeneratoren der Völker nannten, habe alle die Werkzeuge zerbrochen, durch die sich die Menschen regieren lassen. Die hauptsächlichsten Regierungsmittel würden von ihnen als Vorurtheile und Aberglauben behandelt. Entweder müsse man die französische Revolution ersticken, oder auf den Umsturz eines großen Theiles von Europa gefaßt sein: sowohl in Betreff der Politik und der Existenz aller Souveraine als in Betreff der Religion, welche die demokratische Philosophie in gleicher Weise mit ihren verruchten Axiomen verfolge. Es bedürfe aber eines einheitlichen Planes, um den Kampf gegen die Revolution mit Erfolg durchzuführen; und an diesem habe es bisher gefehlt. Das Scheitern der Unternehmung unter dem Herzog von Braunschweig sei eine Schande: eine wohlgerüstete Armee von 60,000 Mann trefflicher Truppen habe die zusammengerafften französischen Haufen nicht bewältigen können, die stets nur getrennt operirten, die schlecht bewaffnet und noch schlechter geschult und denen man Anfangs auch an Zahl überlegen gewesen sei. Die wahre Vorsicht würde gerade eine rasche und energische Kriegführung gefordert haben. Es werde eine niemals zu lösende Frage bleiben, ob es an der Fähigkeit oder am guten Willen gefehlt habe. Ueber die leitenden Generale der beiden deutschen Mächte wird ein ziemlich gleich verwerfendes Urtheil gefällt. Fast nur allein von Wurmser wird mit Anerkennung gesprochen. Dieser sei einer kühnen Unternehmung fähig. Lacy habe ihn im Türkenkriege zurückgesetzt; und er werde um so mehr bestrebt sein, durch kühne Thaten sich zu bewähren. Wahrscheinlich werde man ihm eine Unternehmung gegen den Elsaß anvertrauen. Es sei seine Heimath, die er genau kenne. Den Franzosen sei er weit mehr als den methodischen Preußen gegenüber am Platz. „Er gehört zu den Männern, von denen sich am meisten hoffen läßt.“ Mit den österreichischen Staatsmännern stehe es um nichts besser als mit den Generalen. Die Minister gingen noch von dem Königthum von Gottes Gnaden aus. Sie begriffen nicht, daß man sich mit der Zeit abfinden, daß man die Demokratie studiren, ihre Stärke und Schwäche kennen lernen müsse, um sie bekämpfen zu können. Mit moralischen Erörterungen komme man zu nichts; die Worte seien erschöpft. Mit Feuer und Schwert müsse man das Uebel vertilgen. Da es sich aber um ein wildes und starkes Thier handele, so beruhe die Hoffnung seiner Bändigung auf einer genauen Berechnung seiner Kräfte und den darauf gegründeten Maßregeln.

Es gebe gegenwärtig kein inneres oder äußeres Mittel, um den König, den Clerus, den Adel wieder in ihre Rechte einzusetzen. Jetzt, wo die demokratische Bewegung den höchsten Grad der Gährung erreicht, und wo die innere Reaction zu schwach sei, um einen Erfolg von ihr zu erwarten, gebe es nur einen Weg: man müsse Frankreich verkleinern und bis zur Vernichtung seiner Kräfte schwächen. Man müsse dasselbe so klein als irgend möglich machen, damit 25 Millionen Menschen Europa nicht fortwährend bedrohten. Man müsse deßhalb die Provinzen auswählen, die man ihm nehmen wolle. Nur durch einen sehr energischen Krieg, der sie durch rasch auf einander folgende Niederlagen erdrücke, könne man die Franzosen zur Vernunft bringen. Da die Hebel ihrer Macht durchaus künstlicher Natur seien und auf den Ereignissen und der öffentlichen Meinung beruhten, würden sie solchen Schlägen sicher erliegen. Wenn aber die öffentliche Meinung dort nicht bald tödtlich getroffen werde, so würden Zeit und Nothwendigkeit der Republik eine festere Organisation und solidere Mittel verleihen. Es würden sich dort Armeen und Generale bilden; die kriegführenden Mächte würden ihrerseits ermüden und das Gleichgewicht der Kräfte würde auf diese Weise bald wieder hergestellt sein. Um nach einem gemeinsamen Plane zu handeln, müsse durch einen Congreß ein Centrum für die kriegführenden Mächte gebildet werden. Sonst werde, da es sich um einen Eroberungskrieg handele, Alles an Rivalitäten und Eifersüchteleien scheitern. Die Leitung des Ganzen müsse England übernehmen. Seine Minister verständen die wahren Beziehungen zwischen den Völkern und Regierungen besser; ihre zur Erhaltung des Gleichgewichts und der Conservirung der Eroberungen entworfenen Pläne würden vernünftiger sein, als Alles, was aus der Diplomatie und der Feudalität Deutschlands hervorgeht. Mit der Gewalt könne man nicht immer regieren. Sie müsse mit der Eroberung aufhören. Die unterworfenen Provinzen müßten dahin gebracht werden, das neue Regiment zu ertragen. Aber auch eine energische Kriegführung werde man ohne eine Mitwirkung Englands schwerlich erhalten. Dieses allein besitze Staatsmänner, deren Entwürfe alle Theile eines so großen Ganzen zu umfassen und die Mittel dem Endziel anzupassen vermöchten; während die deutschen Diplomaten von der Hand in den Mund lebten und auf den Ereignissen ausruhten, ohne sich über das Ende Sorge zu machen. Es könne dabei nur das herauskommen, was dabei wirklich heraus gekommen sei. Preußen habe allerdings unter seinen Staatsmännern feinere

Köpfe als Oesterreich. Aber es sei ein großer Unterschied zwischen der Gewandtheit, den kleinen Kniffen einer Politik zweiten Ranges, und den großen Conceptionen, um die es sich handele. Der Kaiser sei jung, und schwach von Charakter. Er sei von allen Intriguen umringt, welche die Schwachen stets umgeben. Er wie seine Umgebung seien aus Gewohnheit dem Einfluß eines Achtzigers unterworfen*), der, durch seine ehemalige Consideration verwöhnt, Alles auf seine Zeit zurückbeziehe und die neue Welt zu begreifen verschmähe. Lacy sei stets bemüht, die Ideen herabzudrücken, die sich über die seinigen erhöben, und diejenigen zu contrariiren, die nicht von ihm kämen. Er sei von seinem wirklichen Uebergewicht in den Fragen der Militärverwaltung erfüllt und glaube, daß er die Politik und die Leitung einer Armee ebenso gut verstehe. Er vergesse, daß ein wohl equipirtes Heer immer noch eines Laudon bedürfe, um es marschiren zu lassen, und daß die Leitung der Völker anderer Talente benöthige, als daß man genau angeben könne, was ein Regiment kostet. Starhemberg sei beschränkt und bei aller ehrenhaften Pflichterfüllung größeren Fragen nicht gewachsen. Der Kaunitz zur Seite stehende Philipp Cobenzl sei von so vollendeter Mittelmäßigkeit und von so beneidenswerthem Selbstvertrauen, daß er über alle Ereignisse wegkomme. Was auch eintrete, es bleibe ohne Eindruck auf ihn, und er manipulire immer auf dieselbe Art. Der Subalternbeamte und Biedermann Spielmann sei einer der tüchtigsten Arbeiter des auswärtigen Departements; Fleiß und Arbeitskraft hätten ihn unentbehrlich gemacht. Alles liege in seiner Hand. Sein Archiv sei für ihn die Welt. Er habe aber auch keinen anderen Geist als den, den die Acten athmeten. Dies seien die Personen, die Alles zu entscheiden pflegten. Der Graf Mercy, dem die französischen Angelegenheiten anvertraut seien, habe einen kühlen Kopf (tête de glace), den kein Ereigniß erhitze, kein Unfall aus der Fassung bringe, keine Leidenschaft verwirre. Er sei in seinen Urtheilen um so zuverlässiger, als diese wohl überlegt und den verschiedenen Seiten der Gegenstände angepaßt seien. Er stehe in jeder Beziehung auf der Höhe der Situation. Seine lange diplomatische Carrière und seine große Vorsicht hätten ihm in Wien das Ansehen eines Mannes verschafft, der sich fast nie geirrt. Wenn er sich dieser Reputation bedienen wolle, so könne er den Wiener Hof beherrschen;

*) Diese Worte sind jedenfalls auf Kaunitz zu beziehen. Doch scheint der Verfasser des Memoire dessen Einfluß zu überschätzen.

und es werde ihn das in entscheidenden Augenblicken sehr wert
machen. Neben Mercy gehöre der diesem befreundete und seine
schauungsweise theilende Thugut zu den ausgezeichnetsten österreichi
Diplomaten. Außer dem Petersburger Cobenzl sei er der Einzige,
man einen geistreichen Mann nennen könne. Er habe die französ
Revolution sehr wohl beobachtet und die Gefahr begriffen, die sie
Nachbaren bereite. Man halte ihn oft für einen Geisterseher, wen
nur weiter als die andern blicke. Mercy und Thugut litten aber
einem gemeinsamen Fehler, an einer Lässigkeit und Arbeitsscheu, di
dessen auf sehr verschiedenen Gründen beruhe: bei Mercy auf
phlegmatischen Temperament, auf der Unthätigkeit der Defensive
Thugut auf der innerlichen Geringschätzung seiner Auftraggeber
dem daraus entspringenden Widerwillen gegen die ihm überwi
Geschäfte. Trotzdem könne Oesterreich nichts besseres thun, als
seine und die gemeinsamen Interessen auf dem Congresse anzuwert
der das politische Centrum aller Maßnahmen bilden müsse. Er
müsse schleunigst in die Bildung dieses Congresses einwilligen.*)

Wann diese Denkschrift, und welchen österreichischen Persönlich
keiten sie bekannt wurde, wissen wir nicht.**) Es ist aber immerhin
auffallend, daß man in England wie in Oesterreich auf ihren Gedanken
gang einging. Man rieth englischerseits Oesterreich, von dem bayrischen
Tausche abzustehen und sich statt dessen an französische Eroberungen zu
halten. Und auch in Oesterreich richtete sich die Absicht nicht mehr auf
die Wiederherstellung des französischen Königthums, sondern auf die
Verkleinerung und Unschädlichmachung des so zu sagen in die europäi
sche Acht zu erklärenden Frankreichs.

Thugut war bereits am 19. Januar zum österreichischen Armee
Diplomaten in den Niederlanden bestimmt worden. Es scheint, daß
sein Einfluß Spielmann und Cobenzl bald lästig wurde, und daß diese
ihn deßhalb entfernen wollten. Am 24. Februar — also in den Tagen,
wo dem Kaiser die russische Note vom 27. Januar zu Gesichte kam —
erging an den Vicekanzler ein von Thugut selbst entworfenes kaiser
liches Handschreiben, durch das diesem zur Vorbereitung auf seine
Mission der Einblick in alle diplomatischen Acten ausdrücklich gestattet

*) Vivenot, a. a. O. II, 467—474.

**) Für den Kaiser ist sie jedenfalls nicht bestimmt, da sie ihn sonst nicht schwach nennen würde.

und zugleich angeordnet wurde, daß er bis zu seiner Abreise allen Ministerialconferenzen beiwohnen solle. Am 22. Januar schon hatte sich Oesterreich zur Absendung eines besonderen Bevollmächtigten zur Unterhandlung mit England bereit erklärt. Am 15. Februar hatte dann Stadion aus London gemeldet, daß das englische Cabinet darauf eingehe. Als Ort der Verhandlungen ward Holland oder London bezeichnet. Zunächst sollte es sich um eine Vereinbarung über die militärischen Maßregeln handeln. Als Zweck des Krieges ward ein gemeinsamer Friede bezeichnet, der mindestens die Zurückgabe aller französischen Eroberungen zur Voraussetzung habe. Alle übrigen Fragen sollten mündlicher Besprechung vorbehalten bleiben. Doch wurde dabei sehr verständiger Weise bemerkt, daß deren Beantwortung doch zum großen Theil von den Ergebnissen des Krieges abhängen müsse. Jetzt war auch zwischen Spanien und Frankreich der Krieg ausgebrochen. Die Stimmung war dort ebenfalls seit der Hinrichtung Ludwigs XVI eine gegen Frankreich sehr erregte. Der König fühlte sich persönlich verletzt, weil der Convent seinen im letzten Augenblick gemachten Versuch, Ludwigs Leben durch eine Vermittlung mit den deutschen Mächten zu retten, so kurzer Hand abgewiesen hatte. Als der französische Gesandte unter heftigen Drohungen den Abschluß des früher angebotenen Neutralitätsvertrages verlangte, erhielt er seine Pässe. Der Krieg brach sofort aus. Und der Convent hatte an allem diesem noch nicht genug. Durch die Absendung einer Flotte provocirte er auch noch den Krieg mit Neapel. Da man sich mit Sardinien bereits im Kriege befand und an der Theilnahme der kleineren italienischen Staaten ebensowenig wie an der schon zu Merle verabredeten Theilnahme des Reichs ein Zweifel mehr bestehen konnte, so war jetzt durch die revolutionäre Leidenschaftlichkeit in der That jene europäische Coalition gegen Frankreich zum weitaus größeren Theile in's Leben gerufen, die den Revolutionären seit zwei Jahren als Schreckbild bei der Erregung der Massen hatte herhalten müssen. Daß die Chancen Oesterreichs sich hierdurch verbesserten, liegt auf der Hand. Man war fortan nicht mehr allein auf Preußen angewiesen. Man brauchte sich fortan nicht mehr alles von Preußen und Rußland gefallen zu lassen. Es war der Moment gekommen, wo die Rücksichtslosigkeit und Unloyalität Preußens sich rächen mußte.

Am 11. März trat wiederum die Ministerialconferenz zusammen. Thugut nahm an ihr Theil. Man war von allen Seiten darüber

einig, daß Graf Mercy die für die mündlichen Verhandlungen mit den Engländern geeignete Persönlichkeit sei. Ein höherer Officier sollte ihm beigegeben werden. Zum Ort der Verhandlungen wählte man London, um dieselben nicht in die Hände des englischen Gesandten in Holland, jenes Oesterreich abgeneigten Lord Auckland, fallen zu lassen, der sich schon auf dem Haager Congreß in so unliebsamer Weise bemerklich gemacht hatte. Mit dem, was England als den Endzweck des Krieges bezeichnete, erklärte man sich einverstanden, da dem Kaiserhofe Alles daran gelegen sein müsse, daß die französischen Eroberungen zurückgewonnen würden. Zu diesen wollte man auch dasjenige gerechnet wissen, was vor dem Kriege widerrechtlich in Besitz genommen war, die belgischen Besitzungen in Elsaß und Lothringen und nicht minder auch Avignon. Der dritte Punkt ziele, hieß es, auf die Entschädigung des Wiener Hofs. Diese könne aber, da Preußen und Rußland sich bereits in den Besitz ihrer Entschädigung gesetzt hätten, nicht ganz und gar von den Kriegsereignissen abhängig gemacht werden. Der den bayrischen Tausch betreffende Passus ist dunkel gehalten und läßt den Widerstreit der Ansichten erkennen. Es soll alles Mögliche versucht werden, um dafür die Einwilligung des englischen Hofes zu erhalten, „damit man, wenn dieselbe nicht zu Stande zu bringen wäre, in Zeiten andere Entschädigungsmaßregeln einschlagen könne." Als „surrogatum", d. h. als Ersatz für den Minderwerth der bayrischen Lande ward wieder der Elsaß bezeichnet. Nur äußersten Falles sollte es in Polen gesucht werden.

Es drohte mit dieser Conferenz wieder gerade so wie mit denen des vergangenen Sommers zu gehen. Die Mehrheit wollte eigentlich etwas anderes als Cobenzl und Spielmann. Der unklare und zweideutige Ausdruck des Protocolls schien den letztern dann aber doch wieder bei der Ausführung die Durchsetzung ihres Willens in der Hauptsache zu ermöglichen. Um des lieben Friedens willen hatte die Majorität bisher die Dinge gehen lassen: es ist auch in anderen Staaten im vorigen Jahrhundert häufig so gegangen und geht auch heute noch so. Diesmal war die Krisis aber doch zu acut; diesmal war die Erregung in den Regierungskreisen zu groß, als daß Spielmann und Cobenzl noch einmal mit ihrer Taktik durchgekommen wären. Dem Geschäftsgange nach hatte das Protocoll bei den Conferenzmitgliedern zu circuliren. Demselben war die Instruction für Mercy beigefügt, die den Verhandlungen der Conferenz zu Grunde gelegen hatte, und **vorbehaltlich der Abänderungen** gutgeheißen worden war. Die Abänderungen

waren aber darin noch nicht vorgenommen: angeblich weil man erst die Genehmigung des Kaisers abwarten wollte. Es ist nun nicht unwahrscheinlich, daß die Conferenzmitglieder erst bei der ruhigen und eingehenden Lectüre die volle Tragweite des Actenstückes ermaßen. Genug, der Sturm brach über dieser Instruction los. Wenn er den Sinn der sämmtlichen Conferenzminister richtig verstanden habe, erklärte Rosenberg, so seien sie der Meinung gewesen, daß der Hauptgegenstand der Weisung die Errichtung einer wahrhaften und standhaften Verbindung mit England sein müsse, und daß der Austausch der Niederlande nur in soweit zu betreiben sei, als er diesem Hauptzweck nicht im Wege stehe. Die Instruction enthalte aber eine Menge von Stellen, die diesem Grundsatz schnurstracks widerspächen. Man habe an Rußland einen erkalteten, an Preußen einen verdächtigen Alliirten. Die englische Allianz sei deßhalb jetzt das summum bonum.

Noch entschiedener lautet das Votum Colloredo's. Es komme darauf an, sagt er, sich England besonders zu attachiren und es zu einem wahren Freunde und Alliirten zu machen, und zwar um so mehr, alß sich Rußland erkaltet zeige, und Preußen stets verdächtig bleibe. England zeige sich dem Tauschproject abgeneigt, erhebe Anstände und Schwierigkeiten, rathe statt dessen eine Reihe von Grenzfestungen zum Schutze der Niederlande zu erobern, und stelle seine Mitwirkung dazu in Aussicht. Er leugne nicht, daß der Tausch an sich vortheilhaft sei. Es sei aber nicht der rechte Augenblick dafür. Man solle ihn für jetzt fallen lassen und für einen günstigeren Zeitpunkt im Auge behalten. Er sei überzeugt, daß sich England später denselben nicht widersetzen werde.

Lacy meint, der Tausch an sich sei nicht das summum bonum; es müsse zu diesem Tausch noch eine Erwerbung hinzukommen, deren Werth der preußischen gleich stehe. Nur Starhemberg schließt sich der Anschauung Cobenzls an.

Philipp Cobenzl replicirt, er sehe vollständig ein, daß man England menagiren müsse; denn es sei die einzige Macht, die dem Krieg eine günstige Wendung geben und Oesterreich zu einer dem preußischen und russischen Erwerb entsprechenden Entschädigung verhelfen könne. Aber er vermöge nicht einzusehen, daß der bayrische Tauschplan dem entgegen stehe. Man müsse im Gegentheil diesen Plan auf das Eifrigste in England betreiben und den daraus für Oesterreich erwachsen-

einig, daß Graf Mercy die für die mündl
Engländern geeignete Persönlichkeit sei. C
beigegeben werden. Zum Ort der Verhan
um dieselben nicht in die Hände des en
jenes Oesterreich abgeneigten Lord A
sich schon auf dem Haager Congreß in
gemacht hatte. Mit dem, was Engla
bezeichnete, erklärte man sich einvers
daran gelegen sein müsse, daß die fr
wonnen würden. Zu diesen wollte
was vor dem Kriege widerrechtlich
schen Besitzungen in Elsaß und Lo
non. Der dritte Punkt ziele, hieß
Hofs. Diese könne aber, da Pre
Besitz ihrer Entschädigung gesetz
Kriegsereignissen abhängig gem
betreffende Passus ist dunkel
Ansichten erkennen. Es soll a
die Einwilligung des englischen
selbe nicht zu Stande zu brin
maßregeln einschlagen könne.
für den Minderwerth der ba
zeichnet. Nur äußersten F

Es drohte mit dieser
des vergangenen Sommers
etwas anderes als Coben
deutige Ausdruck des Prov
bei der Ausführung die
zu ermöglichen. Um des
jetzt die Dinge gehen
Jahrhundert häufig s
mal war die Krisis
den Regierungskreisen
einmal mit ihrer
nach hatte das
Demselben war die
lungen der Confer
der Abände

Ich bl
, finde
Enti
de gegen

neue
wird Coll
gewinnen
gelenkt, der
von Collo
Vor allem war
Händen anvertraut
Ereignisse nur zu se
Meinung angin
Dieser gewann
Memoire über die
in der gegenwärtig
ellen bayrischen
erschiene, einen
Sollen etwa die Ver
den Austau
ebenfalls und
zweiten Male die
Ist es bei einige
zu setzen, di
dasselbe jetzt keine
zu brechen, die unserer
mit so großer En
Gleichheit in
beiden Höfe? Denn
in gebieterische
Erwerbung von höchst
auf die unge

Separatvota bei B

ɛrſatzes ſeiner wenigſtens
ɔſtet, ſo beweiſt das, wie
der feierlichen Stipulation
ɛn Vortheile. Es ſteht feſt,
ɛtens erſt in 2 oder 3 Jahren
ɛnächſt die Niederlande wieder=
Maj. deren ruhigen Beſitz ſichern;
ɛnd Ruhe wiederherſtellen und in
Auflöſung und des Ruins ſteuern,
ɔeifel zur Zeit ihrer Wiedereroberung
ɛhe und ſeine Vergnügungen liebender
ɛcht ſein kann, ſie gegen ein Land ein=
ɛchon vorgerückten Alter durch die Bande
.... In einer Sache, die von der Ver=
hängt: vom Kurfürſten, von verſchiedenen
ɛ der Zuſtimmung des Reichs — können
ɛnöver gar leicht die Verſagung oder Zu=
ɛen Einwilligungen herbeiführen und dadurch
ɛehme Alternative verſetzen, entweder auf jede
ɛ eines Krieges zu verzichten, der vermuthlich
ɛrößert und während deſſen Se. Maj. allein wirk=
ɛacht haben wird, — oder ſich in neue Streitig=
und zur Geltendmachung Ihrer Rechte durch die
Moment gezwungen zu ſehen, wo die Monarchie ihrer
der Segnungen des Friedens im höchſten Grade be=
ɛr ſchlimmerer Umſtand würde es ſein, daß ſich Se.
während des Krieges, ſondern bis zu dem Augenblick,
entweder ausgeführt oder als unausführbar anerkannt
vollſtändigſten Abhängigkeit vom König von Preußen und
ɛren Höfen befinden würde, deren Mitwirkung oder Zu=
ɛ die Ausführung des Planes nothwendig wäre.... Dieſe
ɛn, denen man noch andere hinzufügen könnte, ſcheinen es
ɛ Sr. Maj. nahe zu legen, unwiderruflich feſtzuſtellen, daß
e Tauſchplan, da er nicht unmittelbar realiſirt noch für die
reichend ſicher geſtellt werden kann, nicht mehr als die Baſis
Entſchädigungen betrachtet werden darf, die Se. Maj. zu
chtigt iſt, und daß man ſich in dieſer Hinſicht darauf be=
ußt, die Umſtände zu benutzen, um von den Höfen von Lon=

[illegible] positive Versicherung im [illegible] der weiteren Ver-
[illegible]: daß sie den Tausch nicht durchkreuzen würden
[illegible] näherer oder entfernterer Zukunft mit dem pfälzisch[illegible]
[illegible] willigen Vereinbarung darüber gelangte, und daß [illegible]
[illegible]spruchsrecht verzichten, das ihnen die Verträge [illegible]
[illegible] Haag in dieser Beziehung zu gewähren schienen. [illegible]
[illegible] werden, die Schadloshaltung Sr. Maj. auf einen [illegible]
[illegible] zu gründen, der da weniger angethan erscheint, um [illegible]
[illegible] hemmen und alle unsere Verhandlungen zu complicir[illegible]
[illegible] sich geeigneter erweist, soviel als möglich die gefährli[illegible]
[illegible] aufzuwiegen, welche der König von Preußen im A[illegible]
[illegible] Um positive Beschlüsse zu fassen, setzt Thugut hinzu, mi[illegible]
[illegible] die bevorstehende Mittheilung des zwischen Preußen [illegible]
[illegible] abgeschlossenen Vertrages abwarten. Inzwischen aber kön[illegible]
[illegible] London erklären lassen: man habe die Bemerkungen in reifliche
[illegible] gezogen, die Lord Grenville hinsichtlich der Schwierigkeiten
[illegible], denen das niederländische Tauschproject begegnen könnte, wenn
[illegible] sich im gegenwärtigen Augenblick mit demselben beschäftigte. Was
[illegible] anbelange, so sei dessen Aufführung, namentlich die lange und
[illegible]entliche Verheimlichung seiner Petersburger Verhandlungen, aller-
[illegible] darnach angethan, um den Kaiser ihm gegenüber der Rücksicht
[illegible] Eile in der Mittheilung seiner mit England gepflogenen Ver-
handlungen zu entheben. Er rathe aber doch, den König von Preußen
an der Londoner Zusammenkunft Theil nehmen zu lassen und ihn um
die Bevollmächtigung Jakobi's oder die Absendung einer anderen Per-
sönlichkeit zu ersuchen. Denn die Umstände seien der Art, daß er es
für absolut geboten erachte, den Schein der Cordialität und Intimität

[illegible] Um nicht gegen andere österreichische Staatsmänner ungerecht zu werden
[illegible] hier bemerken, daß dieses Memoire, wie die meisten von Thugut [illegible]
[illegible] Schriftstücke, in französischer Sprache abgefaßt ist, während die Mehrheit
[illegible] von uns mitgetheilten Noten und insbesondere alle Conferenzprotocolle, deutsch
[illegible] sind. Die deutsche Prosa war damals im Allgemeinen noch lange nicht
[illegible] gebildet wie die französische. Hüffer bemerkt mit Recht, man habe, wenn man
[illegible] zu französischen Schriftstücken zurückkehre, häufig das Gefühl, auf [illegible]
[illegible] Wege zu kommen. Bei der Uebersetzung in's Deutsche erhalten jene dann
[illegible] einen ganz anderen Stempel und es entsteht ein Mißverhältniß, das den
[illegible] irre führen könnte, und auf das wir der Gerechtigkeit wegen hier ein für alle
[illegible] hingewiesen haben wollen. Freilich war Spielmanns deutscher Stil ein be-
[illegible] verzopfter.

mit dem Könige von Preußen auf das Sorgfältigste zu bewahren und die von Tage zu Tage zunehmenden Gründe des Mißtrauens zu verbergen.*)

Der Kaiser und Colloredo scheinen Thugut in Folge dieses Promemorias mit dem Entwurf eines Schreibens an Cobenzl betraut zu haben, wodurch dieser verhindert werden sollte, auf seinem Wege zu beharren. Es sind zwei solcher Entwürfe von Thuguts Hand vorhanden. Der erste ist rein dilatorischen Charakters und spricht lediglich von den mit der Sendung Mercy's zusammenhängenden Nebendingen. In der Hauptsache behält er sich eine Entscheidung vor. Der zweite sucht Thuguts eigene Auffassungen wiederzugeben und sie dennoch der entgegengesetzten Richtung mundgerecht zu machen. „Ich will gestatten", heißt es darin, „daß man in England einen letzten Versuch hinsichtlich des Tausches mache. Aber dieser Versuch muß zu dem schriftlichen und und durchaus bündigen Versprechen führen, daß man den Tausch nicht bloß nicht hindern, sondern daß man ihn garantiren oder zum wenigsten doch bei dem Kurfürsten und dem pfälzischen Hause in ersichtlicher Weise fördern wolle." Das vage Versprechen, sich nicht zu widersetzen, würde zu nichts führen und England nicht verhindern, im Geheimen der Sache entgegenzuarbeiten. „Man muß in England auf einer bestimmten und kategorischen Antwort bestehen, und wenn dieselbe nicht vollständig zur Zufriedenheit ausfallen sollte, von jetzt an andere Gedanken dem Entschädigungsplan zu Grunde zu legen suchen, die Möglichkeit des Tausches lediglich für die Zukunft offen haltend, wenn sich früher oder später die Gelegenheit dazu darbieten sollte."**) Es ist nicht wahrscheinlich, daß einer dieser beiden Entwürfe die Genehmigung des Kaisers erhielt. Es scheint, daß er wieder nach einem mittleren Wege suchte.

Kaiser Franz II war von dem besten und edelsten Willen beseelt. Gar manche von ihm selbst niedergeschriebene Worte beweisen es. Die ihm Nahestehenden betonen bei jeder Gelegenheit die guten Absichten „des besten Gebieters". An Geist fehlte es ihm nicht. Die habsburgischen Gesichtszüge des hagern und etwas schwächlich aussehenden jungen Mannes mit langem hellblondem Haar waren interessant. Aber er war von jener den Habsburgern eigenthümlichen Langsamkeit und Schwerfälligkeit, die bis zu seinem dreißigsten Jahre auch Karl V um-

*) Vivenot, a. a. O. II, 498 ff.
**) Vivenot, a. a. O. II, 501 f.

selbstständig machte und bei dessen spanischen Nachfolgern eine mit jeder Generation sich verzögernde Entwickelung zur Folge gehabt hat.

Sein eigener Vater wirft ihm einst Kälte und Trägheit vor, schwerlich ganz mit Unrecht. Beides war aber doch nur die Folge jener eben berührten Eigenschaften. Die Aengstlichkeit seines Naturells machte ihn mißtrauisch gegen sich und andere und gab ihm eine große Scheu aus sich herauszutreten und sich mit Wärme einem Eindruck hinzugeben. Und dennoch war er der Anhänglichkeit und Treue in hohem Grade fähig, und es geht, was man auch sagen möge, aus allem unwiderleglich hervor, daß er die Dinge zunächst doch von der Gemüthsseite zu erfassen pflegte. Der bekannte General Hotze, dem es nicht an richtigem Urtheil fehlte, und dem er in seiner Jugend als Erzherzog nahe getreten war, nannte ihn einen gnädigen, menschenfreundlichen, lieben Herrn, von dem sich die Welt alles Große und Gute versprechen dürfe.*) Härte war seinem Wesen fremd. Er wollte im Gegentheil nur zu viel Wohlwollen walten lassen.

Auch für den Vorwurf der Trägheit fehlt es nicht an einem Anhaltspunkte. Franz II arbeitete langsam und schwerfällig, und die Sachen blieben deshalb bei ihm liegen. Macht er sich doch wohl selbst Vorwürfe über die vielen Restanten auf seinem Schreibtisch. Man darf aber hiebei nicht vergessen, daß eine außerordentliche und auf religiösen Fundamenten beruhende Gewissenhaftigkeit zu dieser Langsamkeit in hohem Grade beitrug. Auch bei seiner Großmutter kamen die Geschäfte gewöhnlich nicht von der Stelle. Franz pflegte wie sie die verschiedenartigsten Personen um Rath zu fragen. Der „Marasmus", über den Kaiser Joseph zu seiner Mutter Zeiten in vertrauten Briefen an Leopold klagt, war im Grunde doch derselbe, dem wir auch jetzt wieder begegnen. Franz will die verschiedenartigsten Seiten einer Sache berücksichtigen und die verschiedenartigsten Anschauungen vereinigen. Und dabei fehlte ihm die Thatkraft Maria Theresias. Wäre er wie diese eine körperlich kräftige und frische Natur, wäre er wie sie nach einigen schweren Regierungsjahren vom Glück in seiner Jugend begünstigt gewesen, so würde manches anders mit ihm geworden sein. So aber war er zart und kränklich wie sein Vater, und es wurde ein guter Theil seiner Energie nach dem frischen Anlauf der ersten

*) S. Johann Konrad Hotz, später Friedrich Freiherr von Hotze, k. k. Feldmarschalllieutenant. Zürich 1853.

Regierungsjahre durch die Unglücksfälle, welche ihn Schlag auf Schlag trafen, im Keime zerstört. Großen Krisen hat er sich wenigstens nicht hinlänglich gewachsen gezeigt. Er ward dann leicht an seiner eigenen Meinung irre, machte sich Vorwürfe, hörte erst einmal die Vertreter der seinem System entgegengesetzten Ansichten, gerieth dabei in Verwirrung, und wurde, weil es ihm an Selbstvertrauen und Hoffnungsfreudigkeit mangelte, nur zu leicht von dem einmal erwählten Wege abgebracht. In den Jahren 1792 und 1793 war er freilich noch in keiner Weise gebrochen und blickte noch hoffnungsreich in das Leben hinein. Aber er war noch unselbständig. Vorwiegend stand er unter dem Einfluß seiner Erzieher und Lehrer. Wie sein früherer Instructor Rollin in den militärischen Dingen vom größten Einflusse auf ihn war, so ließ er sich in den politischen im Grunde von seinem ehemaligen Erzieher, dem Grafen Colloredo-Wallsee leiten, wenn er sich auch, wie wir gesehen haben, zunächst erst einmal den von seinem Vater überkommenen Räthen untergeordnet und ihre Anschauungen adoptirt hatte.

Man wird Franz II nicht verstehen, wenn man dabei nicht von dem eigentümlichen Wesen der habsburgischen Dynastie ausgeht. Dasselbe wird selten recht erfaßt. Und doch liegt etwas wirklich Großes in ihr, und man sollte sich nicht einbilden, deutsche Geschichte und deutsche Weise verstehen zu können, wenn man kein Verständnis für die „Habsburger" besitzt. Kann doch auch Ranke bei all seiner Parteilichkeit für Preußen und für das Frankreich des 16. und 17. Jahrhunderts nicht umhin, ihnen eine gewisse Sympathie zuzuwenden. Wir wollen hier herausheben, wie er sich über denjenigen Habsburger äußert, den man gewöhnlich als den unbedeutendsten seines Stammes, als einen halb schwachsinnigen Philister, als den „langweiligsten" aller Kaiser betrachtet. „Zu seinen eigenen Angelegenheiten, sagt Ranke von Friedrich III, verhielt er sich fast wie ein Beobachter; er sah in den Dingen die Regel, von der sie abhängen, das Allgemeine, Beherrschende, das sich nach kurzer Abweichung wieder herstellt. Von Jugend auf war er in Widerwärtigkeiten verwickelt gewesen. Hatte er auch weichen müssen, so hatte er nie etwas aufgegeben; zuletzt hatte er noch allemal die Oberhand behalten. Die Behauptung seiner Gerechtsame war für ihn um so mehr der oberste Grundsatz seines Thuns und Lassens, da sie großen Theils durch den Besitz der Kaiserwürde eine ideale Beziehung empfingen. Es ist in ihm eine Sparsamkeit, die an Geiz, eine Langsamkeit, die an Unthätigkeit, eine Zähigkeit, die an die ent-

schiedenste Selbstsucht streift: allein all dieses Wesen ist doch
durch höhere Beziehungen dem Gemeinen entrissen; es liegt ih
nüchterner Tiefsinn zu Grunde, eine ernste Ehrenhaftigkeit." —
— Im Unglück hatte er eine persönliche Haltung bewahrt, d
Majestät nicht sinken läßt." Recht wie ein Patriarch, nicht
sei der stets mäßige, schweigsame und gehaltene Herr im Alte
den anderen deutschen Fürsten erschienen. Die von ihm unbe
rungenen Erfolge hält auch er mit nichten für so gering, als s
thümlich anzunehmen pflegt.*)

Diese Schilderung des letzten Habsburgers, in dem n
romanisches Blut rollte, paßt mehr oder weniger auf alle Gl
Hauses Oesterreich, auf keinen aber vielleicht mehr, als auf de
römischen Kaiser deutscher Nation.

Das Geschick hatte die Habsburger vor eine eigentlich u
Aufgabe gestellt. Schon in seinen besten Tagen hatte das
seiner romanisch-germanischen und kirchlich-weltlichen Doppelna
genommen an inneren Unmöglichkeiten gekrankt. Seit dem E
Hohenstaufen war das Mißverhältniß zwischen Idee und L
vollends zu einem schneidenden geworden. Als Burgund, als
mitsammt dem italienischen Besitz, als Ungarn und Böhmen hi
steigerte sich die Schwierigkeit der Lage in unerhörter Wei
von einer Zweiseitigkeit konnte man seitdem von einer Drei-
seitigkeit der habsburgischen Politik reden. Und dabei fehlt
beständig an Geld. Selbst in den Glanztagen des sechzeh
hunderts waren die materiellen Kräfte der ungeheuren Auf
gewachsen. Und als sie auf die wenig entwickelten Länder
überging, fehlte es nicht minder auch an den geistigen Kräft

Es ist das Verdienst der Habsburger, daß sie sich m
Zähigkeit, mit großem Tact und mit wahrhaft rührender G
schen all diesen Schwierigkeiten hindurch zu winden verstande
sie dabei die Würde ihres hohen Amts niemals aus dem Au
Es war ein saures Stück Brod, das sie aßen. Große Erfo
dabei nicht zu erringen, und man wußte ihnen wenig Da
redliches Bemühen. Aber das, was sie thaten, war doch
unendlichen Bedeutung für das gesammte Leben der deutsch
und Mitteleuropas.

*) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1. A

Die Aufgabe unserer alten Kaiser war dann auch auf die Habsburg-Lothringer des 18. Jahrhunderts übergegangen. Es ist höchst merkwürdig, wie sich die Eigenthümlichkeiten des alten Reichs in der österreichischen Monarchie wieder finden. Man stand hier vor ähnlichen Schwierigkeiten und Problemen. Auch hier war eine straffe Centralisation unmöglich. Auch hier stand man in der inneren wie der äußeren Politik vor einer zwei- und dreifachen Aufgabe. Auch hier ward die Regierung nur äußerst schwach unterstützt. Es fehlte auch hier an einem rechten Verständniß des Volkes für ihre Aufgabe wie für die Schwierigkeiten ihrer Lage. Und es konnte sich auch hier nur ein tactvolles Laviren, nur die äußerste Geduld, nur eine wahre „Staatsphilosophie" über dem Wasser erhalten. Die internationale Aufgabe des Reichs fand sich, so zu sagen, in den inneren Verhältnissen einer Monarchie wieder, welche Vertreter aller europäischen Stämme unter deutscher Herrschaft vereinigte. Joseph II war vor allen daran zu Grunde gegangen, daß er das habsburgische Verständniß für diese Sachlage nicht besaß. Die Geschichte wird aber gewiß anerkennen, daß sich die auf ihn folgenden Habsburg-Lothringer ihrer ganz besonderen und eigenthümlichen Aufgabe mit derselben großen Pflichttreue unterzogen haben, wie einst ihre habsburgischen Vorfahren.

Aus seiner Pflichttreue entsprang bei Franz auch jenes Gerechtigkeitsgefühl, das ihn mehr als alles andere auszeichnet. Sein kaiserliches Amt hat er recht wie seine Vorfahren als ein durch die Religion geweihtes betrachtet. Seine Gottesfurcht war tief und ächt. Seine Briefe zeigen eine größere geistige Ausbildung als man erwarten sollte. Er besaß, wo er sich selbst vertraute, ein richtiges und feines Urtheil. „Der Erzherzog," hatte Hotze fünf Jahre vor seiner Thronbesteigung von ihm geschrieben, „ist der liebenswürdigste Prinz, der die besten Anlagen zeigt, jedes Ihm vorkommende Geschäft mit Vernunft und Witz beurtheilt, Energie hat er viel in seinen Reden, und ist weit entfernt von aller Etiquette, er liebt den natürlichen Umgang mit Menschen."*) Man hat zuweilen — und auch Sybel sagt einmal etwas der Art — in Franz den Schüler Josephs gesehen, wie uns dünkt aber doch mit völligem Unrecht. Die ihn leitenden Ideen tragen von vornherein einen ganz andern Stempel als diejenigen seines Onkels. In den innern Fragen war sein großes Ideal die Zeit Maria Theresias. Und wie

*) S. a. a. O. S. 34.

er mit der preußischen Allianz begann, so haben seine großen Krie
mit der preußischen Allianz auch geendigt. In seinem Gegensatz
Frankreich und der Revolution ist er immer derselbe geblieben. In
Grunde hat er im Beginn wie am Ende seiner Regierung den
selben Principien gehuldigt. Sein Vater klagt, daß man ihm
harte Grundsätze beibringe. Wir wissen nicht, worauf sich dies bezieh
Sein Erzieher Colloredo dachte allerdings durch und durch conservativ
möglich daß er hierin dem Vater zu viel that. Colloredo erscheint ab
recht eigentlich als der Vertreter des alten Oesterreichs. Er ist
durch und durch wohldenkender und rechtschaffener Mann, der sich
ungeheuren Krisen, die über Oesterreich herein brechen sollten, schließ
zwar ebenfalls nicht gewachsen gezeigt hat, sich sonst aber stets
einen characterfesten und vernünftig denkenden Mann ausweist.

Wir möchten annehmen, daß Franz dem Grafen Colloredo*), we-
nigstens soweit sein Gegensatz zur Revolution in Frage kommt, seine
Richtung verdankte. Franz war das Haupt der Kriegspartei gewesen.
Er wollte jetzt den begonnenen Kampf ehrlich auskämpfen. Es ist auch
ganz gewiß unrichtig, wenn man sein frisch empfundenes Schreiben an
den König von Preußen aus dem Herbst 1792 als einen Beweis für
die Ländergier betrachtet hat, die den Schüler Josephs II beseelt habe.
Franz war auch jetzt kein Preußenfreund, aber er fühlte sich allerdings
in seinem Gewissen gedrungen, Alles aufzubieten, um für Oesterreich
eine der preußischen gleichkommende Entschädigung zu erhalten. „Ich
will mein' Sach haben," soll er später bei ähnlichen Gelegenheiten ge
sagt haben.

Den Feinheiten der verschiedenartigen Argumentationen in den
Voten der Conferenzmitglieder war er nicht gewachsen. Der Haupt
sache nach hielt er sich auch diesmal an die Anschauung Franz Colle
redos, hinter dem jetzt Thugut stand. Noch trat er mit seiner Ent
scheidung nicht hervor. Sicher aber war dennoch schon der Personen- und
Systemwechsel eine beschloßene Sache bei ihm.

Vom 18. März ist der Entwurf Thuguts für ein vertrauliches
Handschreiben des Kaisers an Mercy datirt, dessen officielle Instruction
noch immer nicht abgegangen war. Mercy soll nach Thuguts Ansicht
von der bevorstehenden Absendung seiner Instruction in Kenntniß gesetzt

*) Er ist nicht zu verwechseln mit dem Reichsvicekanzler, Fürsten von Colle
redo-Mansfeld.

werden. Er solle sich, heißt es in Thuguts Entwurf, sofort nach London begeben. Innerhalb des allgemeinen Concerts sei es des Kaisers Absicht, eine engere Allianz mit England einzugehen. Der Kaiser schicke ihm anbei ein Promemoria, in dem seine wahren Anschauungen niedergelegt seien, und das von Anfang an bei seinen Verhandlungen mit dem englischen Ministerium zur Richtschnur dienen müsse. Er solle dasselbe vor Allem zu einer vertraulichen Aeußerung über die in Betracht kommenden Gegenstände, namentlich aber über die Entschädigungsfrage veranlassen und dann dem Kaiser eine Denkschrift über dies Alles unterbreiten. Er solle inzwischen über alles Wichtige auf dem Laufenden erhalten, namentlich sofort benachrichtigt werden, wenn der Schleier sich lüfte, der die zwischen Preußen und Rußland sich vollziehende Annäherung noch umgebe. Beide Mächte hätten eine Convention abgeschlossen, die sie dem Kaiser zum Zwecke seines Beitritts mittheilen wollten. „Ich werde in nächster Zeit (incessament) eine Veränderung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten vornehmen, wie das Bedürfniß des Dienstes sie mir an die Hand gibt." Dies werde Mercy den Unterschied erklären, der sich etwa zwischen dieser geheimen Instruction und denjenigen Weisungen ergeben könnte, die ihm von der Staatskanzlei zugehen würden. Er solle sich in allen Punkten an diese geheime Instruction halten und die von der Staatskanzlei ausgehende darnach corrigiren.*)

Das Promemoria ist ebenfalls von Thugut und wieder vom 18. März. Es heißt darin: Der Kaiser wolle keineswegs der Verbindung mit Rußland und Preußen entsagen. Dies mindere aber nicht das Bedürfniß eines Gegengewichts gegen das verdächtige Einverständniß zwischen Petersburg und Berlin. Der Kaiser suche dieses Gegengewicht in einer innigen Allianz mit England. Diese vertrage sich sehr wohl mit den Rußland und Preußen gegenüber eingegangenen Verpflichtungen und biete in einer näheren oder ferneren Zukunft die Möglichkeit einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Rußland und England, deren Mittelpunkt natürlich der Kaiser sein würde und die von allen denkbaren Allianzen als die dauerhafteste erscheine. Diese Allianz sei bei weitem die vortheilhafteste, da es stets Eifersüchteleien zwischen Staaten geben müsse, die sich unmittelbar begrenzten. Der Kaiser wünsche deßhalb einen förmlichen Allianztractat mit England, hinsichtlich dessen er Mercy's Vorschlägen entgegensehe.

*) S. Vivenot a. a. O. II, S. 503 f.

don und Berlin die positive Versicherung im Laufe der weiteren Verhandlungen zu erhalten: daß sie den Tausch nicht durchkreuzen würden, wenn Se. Maj. in näherer oder entfernterer Zukunft mit dem pfälzischen Hause zu einer freiwilligen Vereinbarung darüber gelangte, und daß sie auf das Widerspruchsrecht verzichten, das ihnen die Verträge von Reichenbach und Haag in dieser Beziehung zu gewähren schienen. Es wird also nöthig werden, die Schadloshaltung Sr. Maj. auf einen einfacheren Plan zu gründen, der da weniger angethan erscheint, um unaufhörlich zu hemmen und alle unsere Verhandlungen zu complicirten — und der sich geeigneter erweist, soviel als möglich die gefährliche Vergrößerung aufzuwiegen, welche der König von Preußen im Auge hat."*) Um positive Beschlüsse zu fassen, setzt Thugut hinzu, müsse man freilich die bevorstehende Mittheilung des zwischen Preußen und Rußland abgeschlossenen Vertrages abwarten. Inzwischen aber könne man in London erklären lassen: man habe die Bemerkungen in reifliche Erwägung gezogen, die Lord Grenville hinsichtlich der Schwierigkeiten gemacht, denen das niederländische Tauschproject begegnen könnte, wenn man sich im gegenwärtigen Augenblick mit demselben beschäftigte. Was Preußen anbelange, so sei dessen Aufführung, namentlich die lange und geflissentliche Verheimlichung seiner Petersburger Verhandlungen, alles Andings darnach angethan, um den Kaiser ihm gegenüber der Rücksicht besonderer Eile in der Mittheilung seiner mit England gepflogenen Verhandlungen zu entheben. Er rathe aber doch, den König von Preußen an der Londoner Zusammenkunft Theil nehmen zu lassen und ihm um die Bevollmächtigung Jakobi's oder die Absendung einer anderen Persönlichkeit zu ersuchen. Denn die Umstände seien der Art, daß er es für absolut geboten erachte, den Schein der Cordialität und Intimität

*) Um nicht gegen andere österreichische Staatsmänner ungerecht zu werden wollen wir hier bemerken, daß dieses Memoire, wie die meisten von Thugut herrührenden Schriftstücke, in französischer Sprache abgefaßt ist, während die Mehrzahl der bis jetzt von uns mitgetheilten Noten und insbesondere alle Conferenzprotocolle, deutsch geschrieben sind. Die deutsche Prosa war damals im Allgemeinen noch lange nicht so ausgebildet wie die französische. Hüffer bemerkt mit Recht, man habe, wenn man von deutschen zu französischen Schriftstücken zurückkehre, häufig das Gefühl, auf gebahnte Wege zu kommen. Bei der Uebersetzung in's Deutsche erhalten sie vollends einen ganz anderen Stempel und es entsteht ein Mißverhältniß, das Leser irre führen könnte, und auf das wir der Gerechtigkeit wegen hier ein Mal hingewiesen haben wollen. Freilich war Spielmanns deutscher Stil weniger verzopfter.

it dem Könige von Preußen auf das Sorgfältigste zu bewahren und
: von Tage zu Tage zunehmenden Gründe des Mißtrauens zu ver-
rgen.*)

Der Kaiser und Colloredo scheinen Thugut in Folge dieses Pro-
:morias mit dem Entwurf eines Schreibens an Cobenzl betraut zu
Ben, wodurch dieser verhindert werden sollte, auf seinem Wege zu be-
rren. Es sind zwei solcher Entwürfe von Thuguts Hand vorhanden.
er erste ist rein dilatorischen Charakters und spricht lediglich von den
it der Sendung Mercy's zusammenhängenden Nebendingen. In der
auptsache behält er sich eine Entscheidung vor. Der zweite sucht
huguts eigene Auffassungen wiederzugeben und sie dennoch der ent-
:gengesetzten Richtung mundgerecht zu machen. „Ich will gestatten",
ißt es darin, „daß man in England einen letzten Versuch hinsichtlich
es Tausches mache. Aber dieser Versuch muß zu dem schriftlichen und
nd durchaus bündigen Versprechen führen, daß man den Tausch nicht
loß nicht hindern, sondern daß man ihn garantiren oder zum wenigsten
och bei dem Kurfürsten und dem pfälzischen Hause in ersichtlicher Weise
ördern wolle." Das vage Versprechen, sich nicht zu widersetzen, würde
u nichts führen und England nicht verhindern, im Geheimen der Sache
ntgegenzuarbeiten. „Man muß in England auf einer bestimmten und
ategorischen Antwort bestehen, und wenn dieselbe nicht vollständig zur
Zufriedenheit ausfallen sollte, von jetzt an andere Gedanken dem Ent-
chädigungsplan zu Grunde zu legen suchen, die Möglichkeit des Tausches
ediglich für die Zukunft offen haltend, wenn sich früher oder später die
Gelegenheit dazu darbieten sollte."**) Es ist nicht wahrscheinlich, daß
iner dieser beiden Entwürfe die Genehmigung des Kaisers erhielt. Es
heint, daß er wieder nach einem mittleren Wege suchte.

Kaiser Franz II war von dem besten und edelsten Willen beseelt.
ar manche von ihm selbst niedergeschriebene Worte beweisen es. Die
n Nahestehenden betonen bei jeder Gelegenheit die guten Absichten
es besten Gebieters". An Geist fehlte es ihm nicht. Die habsbur-
schen Gesichtszüge des hagern und etwas schwächlich aussehenden jun-
n Mannes mit langem hellblondem Haar waren interessant. Aber
war von jener den Habsburgern eigenthümlichen Langsamkeit und
chwerfälligkeit, die bis zu seinem dreißigsten Jahre auch Karl V um-

*) Vivenot, a. a. O. II, 498 ff.
**) Vivenot, a. a. O. II, 501 f.

selbstständig machte und bei dessen spanischen Nachfolgern eine mit jeder Generation sich verzögernde Entwickelung zur Folge gehabt hat.

Sein eigener Vater wirft ihm einst Kälte und Trägheit vor, schwerlich ganz mit Unrecht. Beides war aber doch nur die Folge jener eben berührten Eigenschaften. Die Aengstlichkeit seines Naturells machte ihn mißtrauisch gegen sich und andere und gab ihm eine große Scheu aus sich herauszutreten und sich mit Wärme einem Eindruck hinzugeben. Und dennoch war er der Anhänglichkeit und Treue in hohem Grade fähig, und es geht, was man auch sagen möge, aus allem unwiderleglich hervor, daß er die Dinge zunächst doch von der Gemüthsseite zu erfassen pflegte. Der bekannte General Hotze, dem es nicht an richtigem Urtheil fehlte, und dem er in seiner Jugend als Erzherzog nahe getreten war, nannte ihn einen gnädigen, menschenfreundlichen, lieben Herrn, von dem sich die Welt alles Große und Gute versprechen dürfe.*) Härte war seinem Wesen fremd. Er wollte im Gegentheil nur zu viel Wohlwollen walten lassen.

Auch für den Vorwurf der Trägheit fehlt es nicht an einem Anhaltspunkte. Franz II arbeitete langsam und schwerfällig, und die Sachen blieben deshalb bei ihm liegen. Macht er sich doch wohl selbst Vorwürfe über die vielen Restanten auf seinem Schreibtisch. Man darf aber hiebei nicht vergessen, daß eine außerordentliche und auf religiösen Fundamenten beruhende Gewissenhaftigkeit zu dieser Langsamkeit in hohem Grade beitrug. Auch bei seiner Großmutter kamen die Geschäfte gewöhnlich nicht von der Stelle. Franz pflegte wie sie die verschiedenartigsten Personen um Rath zu fragen. Der „Marasmus", über den Kaiser Joseph zu seiner Mutter Zeiten in vertrauten Briefen an Leopold klagt, war im Grunde doch derselbe, dem wir auch jetzt wieder begegnen. Franz will die verschiedenartigsten Seiten einer Sache berücksichtigen und die verschiedenartigsten Anschauungen vereinigen. Und dabei fehlte ihm die Thatkraft Maria Theresias. Wäre er wie diese eine körperlich kräftige und frische Natur, wäre er wie sie nach einigen schweren Regierungsjahren vom Glück in seiner Jugend begünstigt gewesen, so würde manches anders mit ihm geworden sein. So aber war er zart und kränklich wie sein Vater, und es wurde ein guter Theil seiner Energie nach dem frischen Anlauf der ersten

*) S. Johann Konrad Hotz, später Friedrich Freiherr von Hotze, k. k. Feldmarschalllieutenant. Zürich 1853.

gierungsjahre durch die Unglücksfälle, welche ihn Schlag auf Schlag
fen, im Keime zerstört. Großen Krisen hat er sich wenigstens nicht
länglich gewachsen gezeigt. Er ward dann leicht an seiner eigenen
:inung irre, machte sich Vorwürfe, hörte erst einmal die Vertreter
seinem System entgegengesetzten Ansichten, gerieth dabei in Verwir-
:g, und wurde, weil es ihm an Selbstvertrauen und Hoffnungsfreu-
keit mangelte, nur zu leicht von dem einmal erwählten Wege abge-
:cht. In den Jahren 1792 und 1793 war er freilich noch in keiner
:ise gebrochen und blickte noch hoffnungsreich in das Leben hinein. Aber
war noch unselbständig. Vorwiegend stand er unter dem Einfluß seiner
zieher und Lehrer. Wie sein früherer Instructor Rollin in den militäri-
:n Dingen vom größten Einfluße auf ihn war, so ließ er sich in den poli-
hen im Grunde von seinem ehemaligen Erzieher, dem Grafen Colloredo-
allsee leiten, wenn er sich auch, wie wir gesehen haben, zunächst erst ein-
:l den von seinem Vater überkommenen Räthen untergeordnet und ihre
:schauungen adoptirt hatte.

Man wird Franz II nicht verstehen, wenn man dabei nicht von
n eigentümlichen Wesen der habsburgischen Dynastie ausgeht. Das-
be wird selten recht erfaßt. Und doch liegt etwas wirklich Großes
ihr, und man sollte sich nicht einbilden, deutsche Geschichte und
:tsche Weise verstehen zu können, wenn man kein Verständnis für die
)absburger" besitzt. Kann doch auch Ranke bei all seiner Parteilich-
t für Preußen und für das Frankreich des 16. und 17. Jahrhunderts
ht umhin, ihnen eine gewisse Sympathie zuzuwenden. Wir wollen
r herausheben, wie er sich über denjenigen Habsburger äußert, den
n gewöhnlich als den unbedeutendsten seines Stammes, als einen
lb schwachsinnigen Philister, als den „langweiligsten" aller Kaiser
rachtet. „Zu seinen eigenen Angelegenheiten, sagt Ranke von Fried-
h III, verhielt er sich fast wie ein Beobachter; er sah in den Dingen
: Regel, von der sie abhängen, das Allgemeine, Beherrschende, das sich
:h kurzer Abweichung wieder herstellt. Von Jugend auf war er in
iderwärtigkeiten verwickelt gewesen. Hatte er auch weichen müssen, so
tte er nie etwas aufgegeben; zuletzt hatte er noch allemal die Ober-
nd behalten. Die Behauptung seiner Gerechtsame war für ihn um
mehr der oberste Grundsatz seines Thuns und Lassens, da sie großen
:eils durch den Besitz der Kaiserwürde eine ideale Bezie-
:ng empfingen. Es ist in ihm eine Sparsamkeit, die an Geiz,
e Langsamkeit, die an Unthätigkeit, eine Zähigkeit, die an die ent-

schiedenste Selbstsucht streift; allein all dieses Wesen ist doch zugleich durch höhere Beziehungen dem Gemeinen entrissen; es liegt ihm ein nüchterner Tiefsinn zu Grunde, eine ernste Ehrenhaftigkeit." — — — — Im Unglück hatte er eine persönliche Haltung bewahrt, „die die Majestät nicht sinken läßt." Recht wie ein Patriarch, meint Ranke, sei der stets mäßige, schweigsame und gehaltene Herr im Alter unter den anderen deutschen Fürsten erschienen. Die von ihm unbemerkt errungenen Erfolge hält auch er mit nichten für so gering, als man irrthümlich anzunehmen pflegt.*)

Diese Schilderung des letzten Habsburgers, in dem noch kein romanisches Blut rollte, paßt mehr oder weniger auf alle Kaiser des Hauses Oesterreich, auf keinen aber vielleicht mehr, als auf den letzten römischen Kaiser deutscher Nation.

Das Geschick hatte die Habsburger vor eine eigentlich unlösbare Aufgabe gestellt. Schon in seinen besten Tagen hatte das Reich in seiner romanisch-germanischen und kirchlich-weltlichen Doppelnatur streng genommen an inneren Unmöglichkeiten gekrankt. Seit dem Sturze der Hohenstaufen war das Mißverhältniß zwischen Idee und Wirklichkeit vollends zu einem schneidenden geworden. Als Burgund, als Spanien mitsammt dem italienischen Besitz, als Ungarn und Böhmen hinzu kamen, steigerte sich die Schwierigkeit der Lage in unerhörter Weise. Statt von einer Zweiseitigkeit konnte man seitdem von einer Drei- und Vierseitigkeit der habsburgischen Politik reden. Und dabei fehlte es auch beständig an Geld. Selbst in den Glanztagen des sechzehnten Jahrhunderts waren die materiellen Kräfte der ungeheuren Aufgabe nicht gewachsen. Und als sie auf die wenig entwickelten Länder des Ostens überging, fehlte es nicht minder auch an den geistigen Kräften.

Es ist das Verdienst der Habsburger, daß sie sich mit seltener Zähigkeit, mit großem Tact und mit wahrhaft rührender Geduld zwischen all diesen Schwierigkeiten hindurch zu winden verstanden, und daß sie dabei die Würde ihres hohen Amts niemals aus dem Auge verloren. Es war ein saures Stück Brod, das sie aßen. Große Erfolge waren dabei nicht zu erringen, und man wußte ihnen wenig Dank für ihr redliches Bemühen. Aber das, was sie thaten, war doch von einer unendlichen Bedeutung für das gesammte Leben der deutschen Nation und Mitteleuropas.

---

*) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1. Aufl. S. 81.

Die Aufgabe unserer alten Kaiser war dann auch auf die Habs-
rg-Lothringer des 18. Jahrhunderts übergegangen. Es ist höchst
rkwürdig, wie sich die Eigenthümlichkeiten des alten Reichs in der
rreichischen Monarchie wieder finden. Man stand hier vor ähnlichen
hwierigkeiten und Problemen. Auch hier war eine straffe Centrali-
ion unmöglich. Auch hier stand man in der inneren wie der äußeren
litik vor einer zwei- und dreifachen Aufgabe. Auch hier ward die
gierung nur äußerst schwach unterstützt. Es fehlte auch hier an
em rechten Verständniß des Volkes für ihre Aufgabe wie für die
hwierigkeiten ihrer Lage. Und es konnte sich auch hier nur ein tact-
les Laviren, nur die äußerste Geduld, nur eine wahre „Staatsphilo-
phie" über dem Wasser erhalten. Die internationale Aufgabe des
eichs fand sich, so zu sagen, in den inneren Verhältnissen einer Mo-
rchie wieder, welche Vertreter aller europäischen Stämme unter deut-
ger Herrschaft vereinigte. Joseph II war vor allen daran zu Grunde
gangen, daß er das habsburgische Verständniß für diese Sachlage
cht besaß. Die Geschichte wird aber gewiß anerkennen, daß sich die
f ihn folgenden Habsburg-Lothringer ihrer ganz besonderen und eigen-
ümlichen Aufgabe mit derselben großen Pflichttreue unterzogen haben,
ie einst ihre habsburgischen Vorfahren.

Aus seiner Pflichttreue entsprang bei Franz auch jenes Gerechtig-
itsgefühl, das ihn mehr als alles andere auszeichnet. Sein kaiser-
hes Amt hat er recht wie seine Vorfahren als ein durch die Religion
weihtes betrachtet. Seine Gottesfurcht war tief und ächt. Seine
riefe zeigen eine größere geistige Ausbildung als man erwarten sollte.
r besaß, wo er sich selbst vertraute, ein richtiges und feines Urtheil.
Der Erzherzog," hatte Hotze fünf Jahre vor seiner Thronbesteigung
n ihm geschrieben, „ist der liebenswürdigste Prinz, der die besten An-
gen zeigt, jedes Ihm vorkommende Geschäft mit Vernunft und Witz
urtheilt, Energie hat er viel in seinen Reden, und ist weit entfernt
n aller Etiquette, er liebt den natürlichen Umgang mit Menschen."*)
lan hat zuweilen — und auch Sybel sagt einmal etwas der Art —
Franz den Schüler Josephs gesehen, wie uns dünkt aber doch mit
illigem Unrecht. Die ihn leitenden Ideen tragen von vornherein einen
nz andern Stempel als diejenigen seines Onkels. In den innern
ragen war sein großes Ideal die Zeit Maria Theresias. Und wie

*) S. a. a. O. S. 34.

er mit der preußischen Allianz begann, so haben seine großen S
mit der preußischen Allianz auch geendigt. In seinem Gegens
Frankreich und der Revolution ist er immer derselbe geblieben.
Grunde hat er im Beginn wie am Ende seiner Regierung
selben Principien gehuldigt. Sein Vater klagt, daß man
harte Grundsätze beibringe. Wir wissen nicht, worauf sich dies b
Sein Erzieher Colloredo dachte allerdings durch und durch conser
möglich daß er hierin dem Vater zu viel that. Colloredo erschein
recht eigentlich als der Vertreter des alten Oesterreichs. Er i
durch und durch wohldenkender und rechtschaffener Mann, der sic
ungeheuren Krisen, die über Oesterreich herein brechen sollten, schli
zwar ebenfalls nicht gewachsen gezeigt hat, sich sonst aber stets
einen characterfesten und vernünftig denkenden Mann ausweist.

Wir möchten annehmen, daß Franz dem Grafen Colloredo*)
nigstens soweit sein Gegensatz zur Revolution in Frage kommt,
Richtung verdankte. Franz war das Haupt der Kriegspartei ge
Er wollte jetzt den begonnenen Kampf ehrlich auskämpfen. Es ist
ganz gewiß unrichtig, wenn man sein frisch empfundenes Schreibe
den König von Preußen aus dem Herbst 1792 als einen Beweis
die Ländergier betrachtet hat, die den Schüler Josephs II beseelt h
Franz war auch jetzt kein Preußenfreund, aber er fühlte sich allerd
in seinem Gewissen gedrungen, Alles aufzubieten, um für Oeste
eine der preußischen gleichkommende Entschädigung zu erhalten.
will mein' Sach haben," soll er später bei ähnlichen Gelegenheite
sagt haben.

Den Feinheiten der verschiedenartigen Argumentationen in
Voten der Conferenzmitglieder war er nicht gewachsen. Der H
sache nach hielt er sich auch diesmal an die Anschauung Franz C
redos, hinter dem jetzt Thugut stand. Noch trat er mit seiner
scheidung nicht hervor. Sicher aber war dennoch schon der Personen-
Systemwechsel eine beschloßene Sache bei ihm.

Vom 18. März ist der Entwurf Thuguts für ein vertrau
Handschreiben des Kaisers an Mercy datirt, dessen officielle Instru
noch immer nicht abgegangen war. Mercy soll nach Thuguts A
von der bevorstehenden Absendung seiner Instruction in Kenntniß g

*) Er ist nicht zu verwechseln mit dem Reichsvicekanzler, Fürsten von C
redo-Mansfeld.

·ben. Er solle sich, heißt es in Thuguts Entwurf, sofort nach Lon-
begeben. Innerhalb des allgemeinen Concerts sei es des Kaisers
icht, eine engere Allianz mit England einzugehen. Der Kaiser schicke
anbei ein Promemoria, in dem seine wahren Anschauungen nieder-
:gt seien, und das von Anfang an bei seinen Verhandlungen mit
ı englischen Ministerium zur Richtschnur dienen müsse. Er solle
selbe vor Allem zu einer vertraulichen Aeußerung über die in Be-
ıcht kommenden Gegenstände, namentlich aber über die Entschädigungs-
ıge veranlassen und dann dem Kaiser eine Denkschrift über dies Alles
ıterbreiten. Er solle inzwischen über alles Wichtige auf dem Laufen-
en erhalten, namentlich sofort benachrichtigt werden, wenn der Schleier
ich Lüfte, der die zwischen Preußen und Rußland sich vollziehende An-
ıäherung noch umgebe. Beide Mächte hätten eine Convention abge-
schlossen, die sie dem Kaiser zum Zwecke seines Beitritts mittheilen
wollten. „Ich werde in nächster Zeit (incessament) eine Veränderung
im Departement der auswärtigen Angelegenheiten vornehmen, wie das
Bedürfniß des Dienstes sie mir an die Hand gibt.“ Dies werde Mercy
den Unterschied erklären, der sich etwa zwischen dieser geheimen In-
struction und denjenigen Weisungen ergeben könnte, die ihm von der
Staatskanzlei zugehen würden. Er solle sich in allen Punkten an diese
geheime Instruction halten und die von der Staatskanzlei ausgehende
darnach corrigiren.*)

Das Promemoria ist ebenfalls von Thugut und wieder vom 18. März. Es heißt darin: Der Kaiser wolle keineswegs der Verbindung mit Rußland und Preußen entsagen. Dies mindere aber nicht das Bedürfniß eines Gegengewichts gegen das verdächtige Einverständniß zwischen Petersburg und Berlin. Der Kaiser suche dieses Gegengewicht in einer innigen Allianz mit England. Diese vertrage sich sehr wohl mit den Rußland und Preußen gegenüber eingegangenen Verpflichtungen und biete in einer näheren oder ferneren Zukunft die Möglichkeit einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Rußland und England, deren Mittelpunkt natürlich der Kaiser sein würde und die von allen denkbaren Allianzen als die dauerhafteste erscheine. Diese Allianz sei bei weitem die vortheilhafteste, da es stets Eifersüchteleien zwischen Staaten geben müsse, die sich unmittelbar begrenzten. Der Kaiser wünsche deßhalb einen förmlichen Allianztractat mit England, hinsichtlich dessen er Mercy's Vorschlägen entgegensehe.

*) S. Vivenot a. a. O. II, S. 503 f.

Die Weisungen in der Tauschangelegenheit entsprechen fast ganz den einige Tage früher in Thuguts erstem Promemoria entwickelten Ansichten. Mercy, so heißt es, sei von den Pourparlers unterrichtet, die hinsichtlich des bayrisch-belgischen Tausches zwischen Oesterreich und Preußen stattgefunden hätten. Es seien inzwischen Ereignisse eingetreten, welche die Nützlichkeit und Angemessenheit dieses Planes erheblich verringerten. Wenn Se. Maj. trotzdem den Gedanken des Tausches festzuhalten geneigt seien, so geschehe dies nur unter den drei folgenden Bedingungen:

1. Der eventuelle Tausch müsse sofort in positivster Weise, und zwar dergestalt geregelt und gesichert werden, daß dessen Ausführung nach dem Frieden keinerlei Opposition oder Schwierigkeit begegnen könne.
2. England müsse folglich nicht bloß durch seine ausdrückliche Zustimmung diesem Tauschproject beitreten, sondern auch entweder seine Garantie hinzufügen oder doch schriftlich und in den bündigsten Ausdrücken sich verpflichten, daß es in ersichtlicher Weise bei den verschiedenen Gliedern des pfälzischen Hauses, und nach Bedürfniß auch anderer Orten, die Ausführung des Tausches vor jedem Ereigniß sicher zu stellen sich bemühen werde.
3. Der Tausch dürfe mit der Entschädigungsfrage nichts zu thun haben. Und zwar dürfe das um so weniger der Fall sein, als es zweifelhaft sei, ob der mit dem Tausche verbundene Verlust durch die Arrondirung der kaiserlichen Staaten aufgewogen werde. Es sei ein Gebot der Gerechtigkeit, daß der Kaiser, der von Allen die größten Opfer bringe und die bedeutendsten Anstrengungen mache, abgesehen von dem Tausche, eine in jeder Beziehung den Erwerbungen der anderen Mächte, namentlich aber Preußens, gleichkommende Entschädigung erhalte. Was Preußen insbesondere betreffe, so liege schon eine große Mäßigung darin, wenn Oesterreich nur eben so viel als Preußen verlange, da die Proportionen beider Staaten jedem preußischen Erwerbe eine im Verhältniß um so viel größere Bedeutung verliehen.

Zögere man in London, auf die genannten drei Bedingungen einzugehen, so solle Mercy, namentlich wenn das Allianzproject sonst zu scheitern drohe, erklären, der Kaiser stehe nicht an, das Tauschproject

für den Moment fallen zu lassen. Er behalte sich aber ausdrücklich das Recht vor, bei passender Gelegenheit später den Tausch zur Ausführung zu bringen. Und es müsse Oesterreich, wenn es den Tauschplan für jetzt aufgeben solle, größere militärische Anstrengungen von Seiten Englands in den Niederlanden und zugleich schon jetzt die bestimmte Bezeichnung derjenigen französischen Gebietstheile verlangen, die England ihm zusichern wolle. Der Kaiser sei gern bereit, grundsätzlich anzuerkennen, daß jene Entschädigung auf Kosten Frankreichs zu geschehen habe. Er sei aber nicht in der Lage, diese Anschauungen in Petersburg und Berlin zur Geltung zu bringen. Wenn das Londoner Cabinet dies versuchen wolle, so werde man es von Wien aus in jeder Weise unterstützen.*)

Dies Promemoria vom 18. ist von der höchsten Wichtigkeit. In Verbindung mit den oben wiedergegebenen beiden früheren Schriftstücken enthält es Thuguts Programm und den Schlüssel zu seiner Politik. Daß es die Sanction des Kaisers erhielt und ebenso wie das von Thugut entworfene Schreiben an Mercy wirklich abging, ist uns nicht zweifelhaft. Thatsächlich leitete Thugut bereits die Entschließungen des Kaisers in den auswärtigen Angelegenheiten.

Am 25. überreichten nun Rußland und Preußen in Wien den Theilungsvertrag. Sein Inhalt überstieg denn doch noch die schlimmsten Erwartungen. Selbst Cobenzl gerieth jetzt außer Fassung. „Ich werde, sagte er, sofort dem Kaiser darüber berichten, aber ich kann keine Meinung darüber aussprechen; ich weiß nicht, was ich denken soll. Die Sache ist so gewaltig, so getrennt von allen früheren Unterhandlungen, daß es mir unmöglich ist, sie in ihrem Zusammenhange zu fassen.**) An Mercy schreibt er zwei Tage später, Rußland und Preußen hätten sich die Hälfte Polens zugetheilt und drückten sich dagegen über die österreichischen Entschädigungen sehr unbestimmt aus.

Daß der Ministerwechsel am 18. März bereits beschlossen war, kann keinem Zweifel unterliegen.***) Auch Hormayr knüpft ihn nicht an die Ueberreichung des Theilungsvertrages. Wahrscheinlich ist es uns, daß man nur des Effects wegen die Mittheilung desselben abwarten wollte, ehe man Cobenzl und Spielmann entließ. Daß der Kaiser aber

*) Vivenot, a. a. O. II, 504 ff.
**) Sybel a. a. O. II, 208.
***) Vgl. hierüber auch Sybel a. a. O. II, 213.

durch die Kenntniß von dem Wortlaut des Theilungsvertrages in seinen Entschließungen bestärkt werden mußte, bedarf keiner Worte.

Noch einmal hatte Cobenzl am 23. dem Kaiser seine Anschauungen auseinandergesetzt. Die österreichische Entschädigung, sagte er, könne nicht von den Kriegsereignissen abhängig gemacht werden. Stelle sich der Tausch als unthunlich heraus, so müsse deßhalb Oesterreich ebenfalls in Polen einrücken und dort einen convenablen District occupiren. Der einzige Punkt, über den es vor der Hand nicht möglich sei, sich beruhigendere Aussichten zu eröffnen, bestehe „in dem surrogato zur Ersetzung desjenigen, was Ew. Maj. Finanzen bei dem Austausch entgehet, wo nicht auch zur Ueberkommung eines Ueberschusses am Vortheil". Dieses Surrogatum müsse jetzt, wenn der Krieg günstig ausfalle, im Elsaß, im entgegengesetzten Falle aber auch in einem polnischen Landstrich mit der Festung Kaminiec gefunden werden. In dem höchst unwahrscheinlichen Falle, daß kein Surrogatum zu erlangen sei, müsse der Tausch eben pure et simpliciter vorgenommen werden.*)

Vom 26. ist die officielle Instruction der Staatskanzlei für Merey datirt, mit der Spielmann jetzt endlich zu Stande gekommen war. Es wird darin unter Anderm erklärt, daß Oesterreich ebenfalls nach einem Stücke Polens greifen müsse, wenn sich der bayrische Tausch nicht realisire. Auch diese Instruction ist abgegangen.

Am 27. aber erhielten Cobenzl und Spielmann ihre längst verdiente Entlassung. Die von Thugut entworfenen Schreiben sind in durchaus huldvollen Ausdrücken abgefaßt; beide wurden durch gute Stellen entschädigt. Auch im persönlichen Verkehr behandelte sie der Kaiser als echter Habsburger mit Güte und Wohlwollen.**)

Der Sache nach ward Thugut Ph. Cobenzls Nachfolger. Um aber die österreichische Aristokratie nicht zu sehr zu verletzen, erhielt Thugut vorläufig nur den Titel eines Generaldirectors der auswärtigen Angelegenheiten. Auch wird seine Anstellung eigentlich nur als eine provisorische bezeichnet. Ein Handschreiben des Kaisers an Kaunitz zeigt diesem den Wechsel mit dem Bemerken an, daß Thugut sich in Kaunitzens Schule und nach dessen Grundsätzen gebildet zu haben rühme, und daß dies zu den Hauptgründen seiner Ernennung gehöre.

Die Berufung Thuguts war ein Sieg des Grafen Colloredo über Cobenzl und Spielmann. In gewissem Sinne wird man auch sagen

*) Vivenot a. a. O. II, 514 f.

**) S. Vivenot, a. a. O. II, 529.

dürfen, daß der Ministerwechsel der erste selbstständige Schritt des jungen Kaisers war. Franz emancipirte sich von den Räthen seines Vaters und vertraute dem ihm von seinem alten Erzieher Empfohlenen die Geschäfte an.

In Thugut übernahm ein ohne allen Zweifel höchst ungewöhnlicher Mann das Staatsruder.

Johann Amadeus Franz de Paula Thugut, oder, wie er, seit er zu Würden gekommen, hieß, Freiherr von Thugut, war der Sohn eines kaiserlichen Kriegszahlmeisters in Linz.*) Die Familie hatte ursprünglich „Thuenitguet" geheißen, der Großvater aber bereits den Namen in „Thugut" verwandelt. Niemand geringeres als die Kaiserin Maria Theresia ist es gewesen, die den talentvollen Knaben aus dem Staube emporgehoben hatte. Sie ließ ihn in der orientalischen Akademie erziehen, die für eine ganze Reihe diplomatischer Emporkömmlinge die Vorschule gebildet hat. Mit 35 Jahren war er bereits Internuntius in Konstantinopel. Auch sein Eingreifen in den Gang der Geschichte verdankte Thugut der Kaiserin, als deren persönlicher Vertrauter er zur Zeit des bayrischen Erbfolgekrieges mit einer Friedensmission in das Lager Fried-

*) Geboren ist Thugut am 31. März 1736. Seine Mutter, eine geborene Mösbauer, war die Tochter eines wohlhabenden Müllers und Rathsbürgers. Thuguts väterlicher Urgroßvater war Dorfschulmeister (ludi magister) im südwestlichen Böhmen gewesen, und stammte, wie es scheint, aus Tyrol. Sein Großvater war Landmann in jener selben böhmischen Gegend, unweit von der Grenze des Erzherzogthums, und hatte Gelegenheit, Karl VI Dienste zu leisten. (So legen wir uns Vivenots Mittheilungen zurecht.) Die Dienste wurden, wie es scheint, dadurch belohnt, daß Thuguts Vater eine Stelle im Rechnungsfache erhielt. Die weiteren Beziehungen der Familie zum Hofe sind nicht völlig aufgeklärt. Daß Maria Theresia sich nicht bloß des jüngsten Sohnes, sondern bei dem Tode des Kriegszahlmeisters auch der Wittwe und der vier andern Kinder annahm, steht fest. Vermuthlich wirkte die Dankbarkeit noch nach, zu der sich Kaiser Karl VI verpflichtet gefühlt hatte. Aus den auf uns gekommenen Nachrichten scheint aber doch auch hervorzugehen, daß Maria Theresia persönlich bei einer zufälligen Veranlassung auf den talentvollen jüngsten Knaben aufmerksam geworden war und ein Interesse für ihn faßte. Einige Umstände weisen auf eine Donaufahrt, wie Maria Theresia eine solche z. B. im Jahre 1743 von Linz nach Wien gemacht hat. Wohl möglich, daß sie damals den siebenjährigen Knaben mitnahm, um für ihn in Wien zu sorgen. Der mütterliche Antheil, welchen sie an so vielen Einzelexistenzen nahm, ist ja bekannt und hat ihrem Dienste mehr als einen tüchtigen Mann gewonnen. — Siehe übrigens Vivenot „Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut", I, Anmerkung 92, in Verbindung mit Vivenot „Thugut, Clerfayt und Wurmser", Einleitung S. XVIII.

richs des Großen geschickt worden war. Sein Name war auch später wiederholt in wichtigen Momenten der österreichischen Geschichte genannt worden. Oesterreich verdankte ihm die Erwerbung der Bukowina und auch bei den zu dem türkischen Subsidienvertrag von 1771 führenden Verhandlungen hatte er sich mit großer Klugheit und Energie benommen. Seine Berichte aus jener Konstantinopeler Zeit tragen den Stempel der Wahrheit und zeugen von einer Klarheit des Denkens, an der es ja gerade in Oesterreich so sehr gebrach. Daß er Geist besaß, darüber war kein Zweifel.

Thugut war jetzt 57 Jahre alt. In seinen Mußestunden trieb er mit Erfolg orientalische Sprach- und Literaturstudien. Wenn man ihm Arbeitsscheu vorwarf, so ging es ihm darin nicht anders wie so vielen geistreichen Männern, deren Natur von der gewöhnlichen, mechanischen Arbeit abgestoßen wurde. Sein Kopf hat bedeutende und klare Züge. Das Gesicht ist ungewöhnlich mager und zeigt Falten, die von den vielen schmerzlichen Enttäuschungen und Erregungen Zeugniß ablegen, die darüber hingegangen. Der Ausdruck angespannter, ermüdender, innerlich aufreibender Kraftanstrengung ist unverkennbar. Ja man sieht, welche inneren Schmerzen diese Züge durchzuckt haben müssen.*) Die großen Augen treten etwas stark hervor. Die hohe Stirn ist stark modellirt. Eine wahre Adlernase, der es doch an der Feinheit des Schwunges nicht fehlt, ist es, was den Zügen eigentlich den Ausdruck verleiht. Kein unedler Zug entstellt sie. Alles zeugt von Klarheit und Energie. Ja! es liegt, wenn wir nicht irren, durchaus etwas Rechtschaffenes und Gutes darin. Der ungewöhnlich kleine und nach Diplomatenart fast lippenlose Mund hat etwas Feines und höchst Eigenthümliches, die Fähigkeit zu feinem Combiniren ist unverkennbar in dem Gesichte ausgesprochen. Was demselben fehlt, ist die Hoffnung, ist die Siegeszuversicht. Die darin liegende Resignation ist andererseits keine gottergebene, sondern von jener bitteren Art, die sich mit feinem Spotte tröstet, die sich in dem Gefühl der Ueberlegenheit auf sich selbst zurückzieht und der die Größe dabei doch schließlich abhanden zu kommen droht. Je mehr man aber den Kopf in seiner Totalität betrachtet, und je mehr man ihn nur überhaupt betrachtet, um so mehr tritt das wahrhaft Große und Edle hervor.

Die Acten über Thugut sind noch nicht ganz geschlossen. Vivenot greift wohl in seiner Beurtheilung zu hoch. Soviel aber kann man

*) Höchst auffallend ist namentlich eine Falte oberhalb der Nasenwurzel und eine gleiche zwischen dem Auge und der Nasenwurzel.

gewiß mit Bestimmtheit sagen, daß jenes Bild, das Häusser und Sybel von ihm entwerfen, ein absolut falsches sein muß. Im Grunde ist es freilich gar kein wirkliches Bild, das man von Thugut erhält, wenn man ihre Schriften liest. Sie legen ihm allerhand vortheilhafte Eigenschaften bei, erkennen seinen scharfen Verstand an, und lassen ihn nachgehends in einer Weise handeln, die ihrem Lobe schlechterdings in's Gesicht schlägt. Mindestens ist sein Bild bei ihnen ohne jede lebendige Farbe, grau in grau gemalt, wie der Haß eben zu malen pflegt. Man sucht vergebens nach einem psychologischen Leitfaden für sein Thun. Es bleibt eigentlich von allen seinen Eigenschaften nichts übrig, als eine unbezwingliche Lust zum Intriguiren und ein glühender Preußenhaß. Zur Kenntniß Thuguts ist sein vertraulicher Briefwechsel mit dem Grafen Franz Colloredo unentbehrlich. Er erscheint darin durchaus als der Diplomat der „alten Schule" und er ist in jedem Sinne erfüllt von den Traditionen der Theresianischen Zeit. Er war ein classisch-französisch gebildeter und bureaukratisch-absolutistisch geschulter Mann im Sinne des siècle de Louis XIV. Die principielle Bedeutung des Kampfes hat auch ihn nicht genügend erfüllen können. Seine Urtheile über die Emigranten sind doch etwas reichlich kühl. Wir finden ihn weder für die Legitimität als solche noch für die Idee des deutschen Reiches begeistert.

Er würde sich den Krieg von 1792 zu vermeiden bemüht haben. Aber er war ganz der Mann, den einmal begonnenen Kampf mit Ehren durchzuführen; und er würde ihn wahrscheinlich mit Ehren für Oesterreich und Deutschland durchgeführt haben, wenn er diejenige Unterstützung gefunden hätte, die er billiger Weise erwarten durfte. Es ist wahr: erst mit den großen französischen Erfolgen tritt bei Thugut eine eigentliche Erbitterung gegen die Revolution hervor. Man hat ihm aber, durch seine geringe Herkunft irregeleitet, entschieden Unrecht gethan, wenn man ihm wohl Vorliebe für dieselbe angedichtet hat. Wenige seiner Zeitgenossen waren freier als er davon. Seine vertraulichen Briefe beweisen, wie sehr er bemüht war, die neuen Lehren von den österreichischen Landen fern zu halten. Er gehörte nicht zu den Anhängern Josephs II, die auch damals ihre Verwandtschaft mit der Revolution nicht verleugnen konnten und dadurch so viel geschadet haben. Er war kein Aufklärer. Freimaurer und Illuminaten sahen in ihm ihren unversöhnlichen Feind.

Sein Dichten und Trachten drehte sich um die Theresianische Monarchie. Der Eindruck, den die Kaiserin auf sein jugendliches Herz gemacht, war gleichsam der Angelpunkt seines Lebens. „Wenn doch", ruft er einst aus, „Maria Theresia ihren guten Kopf aus dem Grabe erheben könnte, um in den Wirrwar hineinzublicken, in dem wir uns befinden!" Thugut war schon seiner Herkunft nach specifischer Oesterreicher. Aber auch dem Reiche gegenüber lag ihm nichts ferner als eine irgendwie revolutionäre Politik. Er wollte ehrlich die Reichsintegrität. Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß er schon aus einem gewissen Gegensatz gegen den ihm coordinirten, ja in mancher Beziehung übergeordneten Reichsvicekanzler mit den Formen des Reichs etwas summarisch umzugehen und von den kaiserlichen Vorrechten einen diplomatischen Gebrauch zu machen geneigt war, der der Idee des alten Reichs gelegentlich in's Gesicht schlug. Aber er fühlte durchaus, daß Oesterreich unauflöslich mit der Existenz des Reiches verwachsen war.

Bei den harten Urtheilen, mit denen man in seinem eigenen Vaterlande ihm gegenüber nicht gespart hat, muß man mehrere Punkte nicht aus den Augen verlieren: Thugut war ein Emporkömmling und blieb Zeit Lebens ein Fremder in den Hof- und Regierungskreisen. Thugut war der Vertreter einer gänzlich unterliegenden Sache, und er hat den Kampf für dieselbe mit unglaublicher Zähigkeit länger fortgeführt, als es vielleicht irgend Einer in Oesterreich gewünscht. Thugut war von unbeugsamer Hartnäckigkeit, seiner gesammten Umgebung geistig überlegen und hatte sich dabei im Kampfe mit der Welt von jener Bitterkeit erfüllt, die uns bei unglücklichen Staatsmännern, und zwar gerade bei denen häufig begegnet, die das Große und Edle gewollt und die das Zeug in sich gefühlt haben, es in's Leben zu rufen. Gewiß berührt sein ewiges Stöhnen und Nergeln und Kritisiren über die österreichischen Verhältnisse nicht gerade angenehm. Wir sind überzeugt, daß er sich durch nichts mehr geschadet und Feinde gemacht hat, als eben hierdurch. Niemand, so hieß es, komme bei ihm ungerupft davon. Wir Nachgeborenen kommen bei der Lectüre seiner Briefe leicht in das Dilemma, entweder Thugut fallen zu lassen, oder die österreichischen Zustände als so verrottet zu betrachten, daß es sein Schicksal verdiente. Man muß aber nicht vergessen, daß das Raisonniren schon damals eine specifisch österreichische Krankheit war, der gerade die besten Köpfe am leichtesten erlagen. Von Haus aus hatte dies sicher nicht in dem Oesterreicher gelegen. Die wiederholten Schicksalsschläge und namentlich das Unter-

gen in den drei schlesischen Kriegen hat es hervorgerufen. Wenn man einem Staatswesen gehört, das bei jeder Gelegenheit den Kürzeren zt, so wird man bitter. Man sucht zunächst einen glücklicheren Nebenler zu copiren. Und wenn dies nicht gelingt, wie es denn natürlich zt gelingen kann, so wird man ungerecht gegen den eigenen Staat d dessen Angehörige.

Die Urtheile der österreichischen Feinde Thuguts haben dann auch Auslande ein überlautes Echo gefunden: es ging darin nicht ers wie in unsern Tagen, wo der Wiener Klatsch von den auswärn Feinden Oesterreichs stets so begierig aufgegriffen wurde. Die gereimtheiten, die man Thugut im Auslande angedichtet, erklären sich ei zum großen Theil aus dem beschränkten Horizonte der preußischen sandtschaftsberichte, aus denen die kleindeutsche Geschichtsschreibung ptsächlich schöpft. Die preußischen Diplomaten jener Zeit waren Ausnahme von Luccesini meist schlecht unterrichtet. Vor Allem r fehlte es ihnen ohne Ausnahme an der zur Beurtheilung Oesterhs nöthigen Objectivität. Es ist eine Erscheinung, die sich in unsern gen oft wiederholt hat, daß man preußischerseits den Kern der österhischen Politik nicht sehen wollte und Oesterreich deßhalb Motive erschob, wie sie Preußen in seiner Lage gehabt haben würde. Zeigt sich dann, daß man die Rechnung ohne den Wirth gemacht, so zetert n über die Unberechenbarkeit des Wiener Terrains. Neben den ußischen Berichten benutzt die kleindeutsche Geschichtsschreibung hauptlich die holländischen und englischen. Die ersteren spiegeln jedoch die Ansichten der Preußen wieder. Die englischen aber zeigten auch dals den fast vollständigen Mangel eines Verständnisses für die contalen Verhältnisse, der ihnen noch so viel später eigen war. Auch gten sie bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1794 aus politischen Grünn ebenfalls weit mehr zu Preußen als zu Oesterreich.

Es zeichnet Thugut vor Allem ein lebhaftes Gefühl für die Würde ner Monarchie aus: die Traditionen Maria Theresia's sind namentlich rin unverkennbar. Ihm selber unbewußt ist es die Idee des Kaiserums, was ihn erwärmt. Dieses war von Italien auf Deutschland ertragen worden und hatte sich jetzt im Bewußtsein Derer, die ein rz für die wirkliche Aufgabe des Hauses Habsburg befassen, in gessem Sinne auf das österreichische Hausgut der habsburgischen Kaiser rtragen.

Thugut war durchaus ein Mann. Er hatte den Muth
klaren Denkens und des darauf gegründeten folgerichtigen Hand
Jedes Blatt seiner Briefe legt Zeugniß von seiner Consequenz ab.
unklare Hin- und Herschwanken haßt er, wie jene kleinen Intrig
mit denen man vor Allem sich selbst betrügt; und es ist schon deß
unmöglich, daß das Bild, das uns Häusser und Sybel von ihm
werfen, ein richtiges sein könne. Sein innerer Gegensatz gegen die
volution ist mehr ein instinctiver und halb bewußter, als daß
mit durchschlagenden Gründen hätte belegen können. Aber dieser G
satz ist darum nicht minder stark. Thugut hatte die ersten Stadi
französischen Revolution in der Nähe beobachtet, und war der
zeugung, daß sie nicht obgesiegt haben würde, wenn es den verle
alten Herrn nicht an Energie gefehlt hätte.*)

Seine Klarheit und sein Muth wuchsen in der Gefahr. Bei der Belagerung der Festung Giurgewo hatte er einst, während eines Ausfalls der Türken, den Salondegen gezogen und, während die Generale den Kopf verloren, die zweckmäßigsten Anordnungen getroffen. Er wäre sicher ein trefflicher Feldherr geworden. Kein General, sagt Hüffer mit Recht, habe einen gleichen Einfluß wie Thugut auf den Revolutionskrieg gehabt. In der Gefahr fand er die volle Thatkraft wieder, die in der ermüdenden Alltagsarbeit, in den mürbe machenden kleinen Kämpfen mit unebenbürtigen Widersachern und unter den bangen Sorgen um die Zukunft zurückgedrängt worden war.

Auch Stein erkennt seine unbeugsame Willenskraft an.

Gerade weil Thugut familienlos dastand**), hatte er kein anderes Interesse, als das des Staats. Seinen Ministerposten zu verlassen wurde ihm später, unter den unglücklichsten Verhältnissen, äußerst schwer. Sein ganzes Herz hing an seinem Oesterreich. Einen treueren und redlicheren Diener wird Kaiser Franz niemals besessen haben. Auch inmitten der schwersten und niederdrückendsten Zeiten war er bereit, ihm seine letzten Kräfte zu opfern.

Die von den Franzosen in jenen Jahren in Umlauf gesetzte Behauptung, daß Thugut sich in Konstantinopel habe bestechen lassen, ist offenbar so unsubstantiirt, daß wir sie hier nicht zu berücksichtigen brauchen.

*) S. Sybel, a. a. O. II, 209.

**) Nur ein Bruder von ihm wird in den 90er Jahren genannt, er befand sich aber in inferieurer Stellung.

Hat in den entscheidenden Kreisen niemals irgend welchen Werth
F gelegt. — Auch Thugut hat man einen unmoralischen Lebens-
:I vorgeworfen. Wir wissen nicht, mit welchem Recht. Der Wiener
Zeit mit solchen Behauptungen bei der Hand gewesen. Bei einem
Heiratheten Manne in gewissen Jahren pflegte dergleichen im vorigen
undert leider nur zu häufig vorzukommen. Wenn man indessen
uts Briefe an Colloredo liest, so erhält man namentlich für die
en Jahre den Eindruck, daß sein Leben dermaßen in den Sorgen
ie Monarchie aufging, daß es beinahe unmöglich erscheint, ihn sich
en dem Sinnengenuß ergeben zu denken.*) Einer frivolen Auf-
ıg begegnet man in seinen Briefen niemals; ja nicht mal einem
cz, der auf das Gebiet des Frivolen hinüberschweift. Jedes Wort
von sittlichem Ernst und sittlicher Energie bei Behandlung der
häfte. Selbst Sybel nennt ihn frugal, nüchtern und ohne Bedürfnisse.
regelmäßiges Abendessen war Obst und ein Glas Wasser.

Kleinliche und eigennützige Gedanken lagen ihm durchaus fern.
s in Allem genommen war etwas unverkennbar Großes in Thugut.
st schon etwas, daß Napoleon ihn durch seinen besonderen Haß ge-
hat. Hätte er das Terrain im eigenen Lande vollständiger beherrscht,
hätten ihn die Alliirten Oesterreichs nicht auf Schritt und Tritt
mmt, um ihn zuletzt der Eine nach dem Andern im Stiche zu lassen,
ürde er auch große Erfolge erzielt haben. Erst als die Leitung
rreichs in seine Hände überging, nahm der Revolutionskrieg einen
artigen Charakter an. Und mit seinem Zurücktreten von der Bühne
auch das Ende jenes uns mit Bewunderung erfüllenden Ringkampfs
hen Oesterreich und der Revolution ein: auch der glorreiche Krieg
1809 reicht nicht an denselben heran, der, wenn Thugut Minister
sen, sicher nicht bei Znaym abgebrochen worden wäre. In mehr
einer Hinsicht war Thugut aus ganz anderem Holze gemacht,
lle die vor und nach ihm Einfluß auf die Geschichte Oesterreichs ausge-
aben. Von der tändelnden Eitelkeit und süßlichen Liebenswürdigkeit des
nden Kaunitz war keine Spur in ihm. Er ist hierin auch recht das Gegen-
von Kaunitzens Liebling Ludwig Cobenzl. Wenn man Thugut unlie-
würdig findet, so ist er doch durch und durch ein Charakter und von einem
nken erfüllt. Man wird sagen dürfen, daß die zähe Kraft des öster-

*) Ein Mann, der eine Autorität für die 90er Jahre ist, versicherte, daß den ihm zu Gesichte gekommenen Schriftstücken niemals eine Bemerkung ge-n, die darauf hinwiese.

reichischen Volkes in ihm zum Ausdrucke kam. Wer will es verkennen, daß er auch große Fehler besaß. Seine Leidenschaftlichkeit und sein Eigensinn sind unverkennbar: er war unversöhnlich, wo er einmal haßte. Wenn er auch nicht kleinlich ist, so besitzt er doch viel von der unruhigen Ehrbegierde, wie sie talentvollen Emporkömmlingen eigen zu sein pflegt. Die Energie seines Wesens reißt ihn häufig zu rücksichtsloser Schärfe des Ausdruckes hin. Dabei war er als echter Oesterreicher mißtrauisch und in den Verhandlungen nicht gerade coulant; den Interessen seines kaiserlichen Herrn auch in den kleinen Dingen nichts zu vergeben, war stets sein oberster Grundsatz. Wie er auch persönlich ein guter Haushalter war und stets ein finanzielles Talent bekundete, so war er bei den diplomatischen Verhandlungen, namentlich in Geldsachen von außerordentlicher Zähigkeit. Er meinte überall, der in Oesterreich üblichen Verschleuderung entgegentreten zu müssen. Man sollte denken, daß es eine Reminiscenz aus dem elterlichen Hause des kaiserlichen Kriegszahlmeisters war, die dabei nachwirkte. Daß er zum Mittelpunkte einer Coalition nicht gerade vorzugsweise geeignet war und in dieser Beziehung Kaiser Leopold II bei Weitem nicht ersetzen konnte, kann nicht bestritten werden. Aber es lag etwas Heldenhaftes in ihm. Die Ausrufe des Seelenschmerzes, die ihm die sich massenhaft steigernden Hemmungen und Hindernisse schon zu einer Zeit abpreßten, wo es, äußerlich betrachtet, noch leidlich zu gehen schien, sind äußerst zahlreich. „Der Kopf schwindelt mir", ruft er unzählige Male aus. „Ich habe heiße Thränen geweint, morblen!" „O Gott! o Gott! o Gott!" Vivenot vergleicht ihn mit den Helden der antiken Tragödie. In der That: Thugut war ein durchaus tragischer Charakter und ihm verdanken wir Deutschen es zumeist, wenn das alte Reich in würdiger Weise und nicht ohne Großartigkeit zu Grabe gegangen ist. Seine Bedeutung beruht eben in jenem instinctiven Gegensatz gegen die Revolution und auf der zähen Energie, mit der er denselben festhielt. Jeder, der gegen den Strom anzuschwimmen auch nur einmal versucht hat, wird ihm das Mitgefühl nicht versagen können. Die Tragödie des untergehenden Reichs findet in ihm ihren Repräsentanten.

Gleich von Anfang an war Thuguts Aufgabe eine äußerst schwierige. Er war zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten berufen, um den verfahrenen Wagen der österreichischen Politik wieder in das rechte Geleise zu bringen. Aber es sollte sich genau wie 1865 zeigen, daß der Rückweg in einmal verlassene Bahnen in der Politik ein doppelt schwie-

von tausend kleinen und großen Verdrießlichkeiten und Nach-
gleiteter ist. Man sah in Preußen die Wendung des öster-
Cabinets als eine Art von — Vertragsbruch an und war
nporter, als man eine solche Wendung für nicht möglich hatte
ollen.

i Ganzen und Großen konnte man den österreichischen Minister-
on 1793 als einen Sieg der Theresianischen Politik über die
tung bezeichnen, die Kaiser Leopold einzuschlagen versucht hatte.
politisches System unterschied sich von dem des Fürsten Kaunitz
dadurch, daß jetzt von einem Bündniß mit Frankreich nicht mehr
sein konnte, und daß deßhalb die alte englische Allianz wieder
Stelle trat. Wir sahen, daß er von Anfang an mit Be-
auf ein englisch-österreichisch-russisches Bündniß hinarbeitete;
at diesen Plan mit der ihm eigenen Zähigkeit festgehalten, bis
795 wirklich gelang, ein solches Bündniß zu Stande zu bringen.
selbe wäre es nicht zu dem großartigen Ringkampf des Jahres
ommen. Und als man dann 1799 abermals zu einem Waffen-
t dem revolutionären Frankreich schritt, hat wiederum diese
llianz der österreichischen Politik als Basis gedient. Thugut
n wieder auf die Bahnen ein, in denen sich die Monarchie im
schen Erbfolgekriege bewegt hatte. Mit der englischen Allianz
lbe empor gekommen. Sie hing mit den glänzendsten Tagen
reichischen Geschichte zusammen. Mit ihrer Hülfe allein war
reich gelungen, dem Frankreich Ludwigs XIV einen erfolg-
Widerstand entgegenzuführen. Es war zudem eine Allianz, die
schen Nationalgefühl allezeit entsprechen wird. Und es läßt
nicht leugnen, daß die räumliche Entfernung zwischen England
erreich ein Bündniß zwischen ihnen begünstigte: England trat
liens Verfall für Oesterreich in gewissem Sinne an dessen Stelle.
ch die Beziehungen zu Rußland waren alt. Sie reichten, wie
n, in die Zeiten des Prinzen Eugen zurück, wie denn Rußland
i alten Kaiserhof so zu sagen in den europäischen Staatenkreis
t worden war. Die russische Allianz war so lange unent-
als es nicht gelang, sich mit Preußen auf den Fuß einer auf-
Freundschaft zu setzen. Sie hatte während des siebenjährigen
den einzigen wahren Rückhalt für Oesterreich abgegeben. Sie
man mag sagen, was man will — einem aggressiven Preußen
allezeit das einzige wirkliche Refugium bilden.

Wünschenswerther wäre wahrlich die Allianz mit Preußen ge
Kaiser Franz und seine Räthe hatten sie ebenso ehrlich als der v
bene Kaiser gewollt. Aber wenn sich auch nicht leugnen läßt, d
Politik Leopolds nach dessen Tode keine geschickten Vertreter ge
hatte und deßhalb Uebertreibungen verfallen und in Schwäche
geartet war, so ist es doch sonnenklar, daß die Aussaat von
und 1791 in Preußen auf einen steinigten Boden fiel, der sie
emportrieb, um sie desto rascher verdorren zu lassen. Es war
höhtem Maße gegangen, wie es 1771 gegangen war. Nach den
Vorgängen war es schlechterdings unmöglich, die preußische Pol
Basis des österreichischen Allianzsystems zu machen. In der g
lichsten Weise hatte Preußen die alte Rivalität wieder wach
Man konnte sich dort nicht wundern, wenn es aus dem Walde
klang, wie man hineingerufen, und wenn jetzt in Thugut die
wieder einem Manne in die Hand gelegt wurde, der da eben
durch den französischen Krieg den neuen Vorsprung wieder gut
wollte, den Preußen durch die zweite Theilung Polens gewonnen

Auch daß Thugut die Entschädigung für Oesterreich nicht in
bayrischen Tausche suchte, wird man bei einer unbefangenen Erwä
der damaligen Lage nur billigen können. Ein Unrecht gegen Pre
vermögen wir darin jedenfalls nicht zu finden. Es war zu keinem
über den Tausch mit diesem gekommen, und wenn es dazu gek
wäre, so würde doch, dem Theilungsvertrage vom 23. Januar g
über, Oesterreich jeder Verpflichtung überhoben und seit demselben
rechtigt gewesen sein, seine Entschädigung in anderer Weise zu s

Nicht ganz so günstig vermögen wir die Art und Weise zu
urtheilen, wie die neue Politik in Scene gesetzt wurde. Es
das Beste gewesen, wenn man das Danaergeschenk des bayri
belgischen Tausches einfach zurückgewiesen hätte, wie Vivenot d
geschehen annimmt. Es war aber der große Fehler Spielmanns
Cobenzls gewesen, daß sie zwei incommensurable Dinge mit einander
Wechselwirkung gebracht hatten. Und nachdem diese Wechselbezie
einmal eingetreten, war es schwer, sie wieder aufzuheben. Es
gewiß weit besser gewesen, wenn Thugut den Tausch ganz hätte f
lassen, und statt dessen lediglich eine, der preußischen völlig gleic
werbung begehrt hätte. Dazu konnte man in Wien sich aber
nicht entschließen. Etwas sollte doch bei all' den Verhandlungen
den Tausch herauskommen. Man wollte wenigstens die günstig

legenheit benutzen, um für die Zukunft jedes Widerspruchsrecht gegen denselben zu beseitigen. Wie wir vermuthen, ist es vor Allem der Kaiser gewesen, der mit Habsburgischer Zähigkeit und zugleich in jenem Streben nach Vermittlung der entgegengesetzten Anschauungen, an einem Gedanken festhielt, der unter seinen Auspicien und in den ersten Monaten seiner Regierung wieder auf die Bahn gebracht worden war.

Wollte man nun von dem bayrischen Tausche nicht gänzlich abstrahiren, so wäre es das Natürlichste gewesen, wenn man eine der preußischen gleiche Landentschädigung gefordert hätte und als Superplus die eventuelle Einwilligung zu dem bayrischen Tausche. Es würde dies auch nicht unbillig gewesen sein, da ja die eventuelle Einwilligung etwas von dem Tausche selbst ganz Verschiedenes war; und da es andererseits in die Augen springen mußte, daß sich Oesterreich selbst durch eine polnische Acquisition, geschweige denn durch einige französische Landstriche, weit weniger arrondirte als Preußen durch seinen Erwerb. Thugut aber wollte das Unwürdige und Bedenkliche vermeiden, das in einem Erbitten des Consenses lag. Er kam so zu dem Auskunftsmittel, daß er als Entschädigung eine, der preußischen Erwerbung entsprechende, reale Vergrößerung Oesterreichs forderte und daneben die förmliche Garantie des bayrischen Tausches. Die vorauszusehende Zurückweisung sollte dann zu einer Reservation des Tauschrechts führen. Zwischen der Entschädigungsfrage und dem bayrischen Tauschplan unterschied er dabei principiell auf das Schärfste. Der dem Hof wie der Ministerial-Conferenz vorschwebende Gedanke erhielt durch dies Alles endlich einmal einen präcisen Ausdruck. Aber dieser Gedankengang war freilich ziemlich das Gegentheil von dem, was Cobenzl gewollt und den Preußen gegenüber vertreten hatte. Diesem war der Tausch durchaus die Hauptsache gewesen, und nur als ein Accessorium hatte er einen Neuerwerb für Oesterreich begehrt, der zugleich eine Entschädigung für die Kriegskosten und für die Mindereinnahmen der bayrischen Staaten sein sollte. Cobenzl war dabei immer der Ansicht gewesen, daß man eventuell dieses Accessorium fallen lassen müsse, ja er hatte im Stillen darauf gerechnet, daß dies geschehen werde. Thugut machte dagegen das Accessorium zur Hauptsache, und die Hauptsache zum Accessorium. Man hatte in Wien das Gefühl, daß man sich durchaus getreu und consequent geblieben sei, aber es erging Thugut wie es 1866 dem Grafen Mensdorff ergangen ist. Weil man Preußen gegenüber nicht zur rechten Zeit gesprochen hatte, war das natürliche Verhältniß der Dinge längst verdunkelt worden. Und wir

wollen daneben nicht leugnen, daß die Art und Weise, wie Thugut das neue System zum Ausdruck brachte, etwas Künstliches und Gezwungenes hatte. Begegnete es ihm doch, daß er die so sehr perhorrescirte Wechselwirkung zwischen der Entschädigung und dem bayrischen Tausch schließlich wiederherstellte, indem er eine größere Sicherheit für die französischen Erwerbungen Oesterreichs für den Fall forderte, daß der bayrische Tausch nicht sofort geregelt und sichergestellt werde. Wie Haugwitz zu Merle einen durchaus neuen Gedankengang in die Verhandlungen gebracht hatte, der dem, was bis dahin vorgekommen war, widersprach, so ist es bis zu einem gewissen Punkte, und ohne daß er es wollte, doch auch Thugut ergangen. Er hat sich seine Politik durch die Künstlichkeit seiner Action unendlich erschwert. Denn nur so ist es zu erklären, daß man die österreichische Politik in der jetzt beginnenden Phase so sehr hat mißdeuten können. Die auf dem Studium der preußischen und holländischen Quellen beruhenden früheren Ausgaben Sybels ließen Thugut sich gerade in dieser Frage in fortwährenden Widersprüchen bewegen. Es ist ein unlösbares und zugleich ungereimtes Wirrsal. Am 29. März sollte Mercy eine Depesche von Thugut erhalten haben, worin auf dem bayrischen Tausche bestanden und neben der Vergrößerung des neuen belgischen Staats für Oesterreich nur einige Plätze im Elsaß verlangt wurden. Es sollte ausdrücklich darin geheißen haben, die Genehmigung und Unterstützung des bayrischen Tausches sei England um so mehr zu empfehlen, als Oesterreich sonst ein Stück Polen fordern müsse. Fünf Tage später sollte dagegen Thugut dem russischen und preußischen Gesandten erklärt haben: bei dem rücksichtslosen Auftreten der Mächte erfordere die Ehre des Kaisers gebieterisch, daß er auf den bayrischen Tausch verzichte und statt dessen einen französischen Grenzstrich und eine polnische Provinz begehre.*) Ende April sollte dann Cobenzl in Petersburg den russischen Ministern die positiven Wünsche seines Hofes dahin erläutert haben, daß dieser zufrieden sein würde, wenn man seinen Eroberungen in Frankreich keine Hindernisse in den Weg lege, dazu aber ihm einige Provinzen in Südpolen überlasse und zu diesem Zweck den übermäßigen preußischen Antheil etwas beschränke.**) Trotzdem sollte Thugut den ganzen Sommer hindurch Preußen mit der Ausführung seines Planes geängstigt, am bayrischen Hof denselben be-

*) Sybel a. a. O. 2. Aft. II, S. 262.
**) Sybel a. a. O. 2. Aft. II, S. 297.

en haben. Ja, der an den König von Preußen abgesandte Graf bach sollte Ende August noch einmal auf Ausführung des Tausches nden haben.

Daß die Dinge sich so nicht zugetragen haben können, liegt auf Hand. „Die Menschen berühren einander", sagt Ranke, „ohne ıber zu verstehen oder auch verstehen zu wollen."*) Thugut hat in seltenem Maaß erfahren. Nur die für Mercy bestimmte geheime ruction vom 18. März in der Hand ist es möglich, sich ein richtiges eil über das zu bilden, was im Sommer 1793 wirklich geschehen Wir constatiren mit Befriedigung, daß die in der neuesten Auflage Sybel gegebene Darstellung der von Thugut im Frühling und ımer 1793 eingehaltenen Politik sich in der Hauptsache mit dem diese Weise gewonnenen Bilde in Einklang bringen läßt.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Wiener Cabinet Tauschplan für jetzt ernstlich fallen lassen wollte. In einer Ende il sowohl im preußischen Hauptquartier wie in Petersburg über- ten Note erklärt Thugut: „Man sei in allen früheren Verhand- gen von dem Grundsatz völliger Gleichheit der Erwerbungen ausge- gen. Hier aber gewinne Preußen $1^1/_2$ Millionen Einwohner in en, während Oesterreich bei dem bayrischen Tausch an Seelenzahl Einkünften einen fühlbaren Verlust erleide. Der Vertrag verletze erdem den zwischen den beiden Kaiserhöfen stets befolgten Grundsatz, unmittelbare Grenznachbarschaft zu vermeiden; und so sei es in r Hinsicht für Oesterreich schlechterdings unmöglich, demselben beizu- en. Er wundere sich, daß man von Oesterreichs Zustimmung im ember rede. Was damals vorgekommen, sei völlig unbestimmter ur gewesen und hätte dieses nur eine weitere gemeinschaftliche Unter- dlung, keineswegs aber eine sofortige Occupation erwarten lassen."**) mündlichen Aeußerungen, welche Ludwig Cobenzl in Petersburg ugefügt, können sich wohl nur innerhalb des Rahmens derjenigen ffnungen gehalten haben, die Thugut durch Mercy in England hatte hen lassen. Sybel begnügt sich jetzt mit der Bemerkung, daß Lud- Cobenzl angewiesen worden sei, keine bestimmten Forderungen in ersburg zu stellen, sondern umgekehrt das russische Cabinet zu einer ßerung über die Entschädigungen zu veranlassen, die Katharina dem

*) Ranke, Geschichte Wallensteins. 2. Aufl. Leipzig 1870, Vorrede S. VII.
**) Sybel, a. a. O. 2. Aufl., II, 297. Vergl. 4. Aufl. II, 255.

Kaiser zugedacht habe. Eventuell werde Oesterreich nichts übrig bleiben, soll er hinzugefügt haben, als sich nach dem preußisch-russischen Beispiel ebenfalls eine polnische Provinz zuzueignen. Offenbar ward auch Rußland gegenüber der Anspruch auf den bayrischen Tausch als eine von der Entschädigungsfrage gesonderte Sache festgehalten. Eine polnische Erwerbung sollte jetzt nicht das Surrogat für den Tausch, sondern für die französischen Eroberungen sein. Dabei mag auch jetzt wieder der Gedanke einer bloß pfandweisen und temporären Occupation polnischer Bezirke ventilirt worden sein. Uebrigens wurde Cobenzl angewiesen, keine Verstimmung gegen Rußland blicken zu lassen. Der Kaiser sei vielmehr entschlossen, dem russischen Bündniß die Kraft und Innigkeit der josephinischen Zeit wiederzugeben und werde alles aufbieten, um den Zorn Katharina's zu zerstreuen. Es sei zu hoffen, daß der Widerstand der Polen Rußland und Preußen in Verlegenheit setzen und sie zur Rücksichtnahme auf Oesterreich nöthigen werde.*) Der kaiserliche Gesandte in Warschau erhielt den Auftrag, auf die Verzögerung der Theilung hinzuarbeiten, dabei aber doch keine Rußland feindliche Gesinnung zu zeigen. Und demgemäß richtet Thugut später am 11. Mai nach Petersburg die dringende Aufforderung, die polnischen Abtretungs-Verträge zu verzögern. Wenn Preußen erst seine polnische Beute gesichert habe, so sei von ihm zu befürchten, daß es alle möglichen Hindernisse bereiten, und sich wohl gar aus dem Kriege heraus ziehen werde.**)

Hinsichtlich der Theilung Polens und der Entschädigungsfrage ging am 14. April eine der Instruction vom 18. März entsprechende, von dem Tauschplan abstrahirende Note nach London ab.***) Um dieselbe Zeit hat sich Thugut dem englischen Gesandten gegenüber im Sinn der Instruction vom 18. März ausgesprochen. England zu Liebe, scheint er gesagt zu haben, werde der Kaiser von dem bayrischen Tausche ab-

*) S. Sybel, a. a. O., 4. Afl. II, 213.

**) S. Sybel, a. a. O., II, 255.

***) So verstehen wir wenigstens den Sinn dessen, was Sybel in der 2. Auflage II, 264 über diese Unterredung beibringt. Derselbe hat auch hier offenbar durch die Brille seiner vorgefaßten Meinung gesehen, dennoch halten wir die zweite Auflage in diesem Punkte für genauer als die neueste. Die Stelle in der zweiten Auflage lautet wörtlich: „Wenn England", sagte er (Thugut), „mit Oesterreich eine feste Allianz schließen werde, so werde sich der Kaiser herbeilassen, von seinem Lieblingswunsche, dem bayrischen Tausche, abzustehen, obwohl er sich freilich nicht dazu verpflichten könne, ihn niemals wieder aufzunehmen."

n, müsse sich aber für die Zukunft vorbehalten auf denselben zurück-
nmen.*) Und etwas später hat er England gegenüber ausdrücklich
Tauschplan als aufgegeben bezeichnet. Die Aeußerung des Fürsten
oredo gegen den preußischen Geschäftsträger Cäsar, der im Sommer
3 Oesterreich aufforderte Bayern zu besetzen**), stimmt eben-
; hiermit. Mit Preußen ist, wie es scheint, den ganzen Som-
hindurch über den Tauschplan nicht wieder verhandelt worden.
lich hat der Graf Lehrbach auf der Reise in's preußische Haupt-
tier dem Kurfürsten in München auf das Bestimmteste erklärt, der
schplan komme für jetzt nicht in Frage. Ist trotzdem von dem-
n noch die Rede gewesen, so kann es nur im Sinne des Thu-
schen Promemorias vom 18. März geschehen sein. Vermuthlich
n Thugut Preußen noch mehr als Rußland gegenüber eine zuge-
ste und zuwartende Haltung ein, die aber über die principielle
nnung des Tausches von der Entschädigungsfrage keinen Zweifel ließ.

*) S. Sybel, a. a. O., II, 213 f.

**) Siehe Vivenot, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, II. Bd. I. Abth.
1866, S. 525.

Zweites Kapitel.

Wiedereroberung der Niederlande.

Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht von Jemappes hatte der Herzog von Sachsen-Teschen das Obercommando über die österreichischen Truppen niedergelegt. Der Prinz Friedrich Josias von Coburg-Saalfeld war zum Generalissimus aller am linken und rechten Rheinufer stehenden kaiserlichen Truppen, sowie auch später zum Reichs-Feldmarschall ernannt worden. In der ersten Hälfte des Februars 1793 traf der neue Oberfeldherr in Frankfurt ein, um mit dem König von Preußen und dem Herzog von Braunschweig den Feldzugsplan festzustellen: er war von dem Obersten Mack begleitet. Die auf Coburg gefallene Wahl schien keine unglückliche. Als Reichsfürst eignete er sich recht zum Haupt eines Reichskrieges; und auch im Uebrigen paßte er sehr wohl zu der Denkungsart des Königs, des Erbprinzen von Hohenlohe und selbst des Herzogs von Braunschweig. Erst jüngst hatte er sich in den Türkenkriegen an der Seite Suworows in der glänzendsten Weise hervorgethan: die Schlachten von Fokschan und Martinesti hatten aller Welt Augen auf ihn gelenkt.

Die zum Einmarsch in die Niederlande bestimmte kaiserliche Armee betrug 40,000 Mann*). 8—9000 Preußen**), 15,000 Holländer, 10,000

*) Es sollten nach dem sog. ausrückenden Stande 54,643 M. sein. Die sog. Effectivstärke des niederländischen Corps aber sollte 69,381 M. betragen. Vgl. v. Witzleben, Prinz Friedrich Josias v. Coburg-Saalfeld, Berlin 1859. Bd. II. S. 53.

**) Die Sollstärke dieses Truppencorps betrug 11,400 Mann. Ebenda S. 45.

gländer und 21,000 M. englischer Soldtruppen (13,000 Hanoveraner und 8000 Hessen-Kasseler) sollten dieselbe unterstützen, gten aber erst im Laufe des Feldzuges auf dem Kriegsschauplatze

Ein 25,000 M.*) starkes gesondertes Armeecorps unter Hohenlohe-chberg sollte zwischen der Mosel und Maas Stellung nehmen und Verbindungslinie von Coblenz über Trier nach Luxemburg decken. schließlich dieses Corps standen beim Beginn des Feldzuges etwa)00 Mann zu Coburgs unmittelbarer Verfügung: während der mpagne steigerten sich diese Streitkräfte jedenfalls noch um die Hälfte.

Oberrhein standen einschließlich der Preußen vorläufig etwa 74,000 :nn, diese Zahl erhöhte sich aber später auf 91,000. Mit Sicherkonnte man im Ganzen auf etwa 198,000 Mann rechnen. Man te diese Zahl aber im Laufe des Feldzuges auf 216,000 zu)hen.

Der Hauptstoß sollte in den Niederlanden geführt werden. Man i überein, daß die Franzosen zunächst vom rechten Ufer der Maas vertreiben und Mastricht zu entsetzen sei. Die weiteren Unternehmun- in den Niederlanden sollten verschoben werden, bis Mainz wieder bert wäre. Wenn dieses gefallen, sollten die Kaiserlichen mit ganzer cht die Maas überschreiten und die Niederlande wiedergewinnen.**) tzleben tadelt diesen Plan durchaus. Sybel meint, man erkenne in sen tastenden Bestimmungen ohne Mühe den unsichern und dem ganzen iege abholden Sinn des Herzogs von Braunschweig wieder.***) Urünglich hatte er verlangt, daß Mainz zunächst nur blockirt und daß dessen wirklicher Belagerung erst dann geschritten werden solle, wenn vor die kaiserliche Armee in den Niederlanden weitergehende Erfolge ungen habe. Man wünschte auch nicht einmal indirect deren Wiederberung zu unterstützen. Wäre es nach dem Sinne des preußischen uptquartiers gegangen, so wäre es wieder zu gar nichts gekommen. e Gesinnung der Preußen in Betreff der Niederlande spricht sich am treffsten in einem Briefe aus, den Haugwitz am 9. März 1793 schrieb. „Kann sterreich", sagt er, „die Niederlande wieder erobern, so ist es um so besser den Kaiser und für uns; wir wünschen es aufrichtig und werden seine

*) Dasselbe sollte eigentlich 33,441 M. betragen. Ebenda S. 53.

**) Häusser, a. a. O. I, 441.

***) Sybel, a. a. O. II, 222.

Sache nicht verlassen (!?) — aber vergessen dürfen wir nicht, d[a]
nicht unseres Theils ist, uns voran zu wagen.“*)

Man konnte gewiß nicht sagen, daß dies Alles glückverh[ei]
für die alliirten Waffen war. Und in der That hatte es den
schein, als werde man uns Deutschen französischerseits wieder z[u]
kommen. Dumouriez hatte den Befehl zum Angriff auf Holla[nd]
halten und war mit französischem Ungestüm an die Ausführung d[ie]
Gedankens gegangen, der jetzt sein Lieblingsproject war. Es sollte e[in]
würdiges Seitenstück werden zur Eroberung Belgiens, die ja auch s[ei]
Kopfe entsprungen und mit so unglaublichem Glücke ausgeführt word[en]
war. In beiden Fällen war es die Stimmung des zu eroberna
Landes, war es eine vorhergegangene Revolution, die den ehemalig[en]
Minister des Auswärtigen zu seiner Unternehmung anreizte. In beid[en]
Fällen war es sein eigenster Gedanke: es ist sehr fraglich, ob ohne i[n]
der Ehrgeiz der Franzosen diese Richtung genommen hätte. Er wollte j[a]
von Antwerpen aus durch Nordbrabant nach Amsterdam ziehen u[nd]
dieses durch einen kühnen Handstreich nehmen. Am 17. Februar b[e]
traten die Franzosen bei Bergen op Zoom das holländische Gebi[et].
Breda ergab sich nach nur viertägiger Einschließung trotz einer zahl[-]
reichen Garnison und reichlichen Kriegsvorräthen. Auch Gertruidenb[erg]
und das Fort Klundert capitulirten, und schon machte man Anstalten z[ur]
Ueberschreitung der Maas.

Unterdessen hatte der 17,000 Mann befehligende General Mira[n]
am 21. Februar die Laufgräben gegen das von dem tapferen La[nd]
grafen Friedrich von Hessen**) vertheidigte Mastricht eröffnet. Ein a[n]
deres französisches Corps besetzte Roermonde. 4700 Mann wurd[en]
unter Champmorin noch weiter stromabwärts gegen Venlo vorgeschob[en]
Valence hielt mit weiteren 36,000 das Land bis zur Roer besetzt. D[ie]
alte Kaiserstadt Aachen war bereits in französischen Händen; und a[uch]
Eschweiler und Aldenhoven waren von französischen Corps occupirt.

Coburg hatte Anfangs gezögert, dem Feinde zu Leibe zu geh[en]
da er erst Verstärkungen abwarten wollte. Die wachsende Noth v[on]
Mastricht trieb ihn aber doch zum Angriff. Am 1. März gab er trot[z]
seiner noch unzureichenden Streitkräfte den Befehl dazu. Die Kaiser-

*) Sybel, a. a. O. II, 243.

**) Es ist der Begründer der s. g. Rumpenheimer Linie des Hauses Hes[sen]
Kassel.

ı an diesem Tage bei Jülich und Düren über die Roer.
og Karl führte, wie er es sich ausgebeten hatte, die Vorhut
lbar unter Coburg stehenden linken Flügels. Dem ver-
ȝheberg gegenüber ließ Coburg den Prinzen von Würtem-
ıandte sich nordwärts gegen den bei Heugen stehenden la
en 2 Uhr Nachmittags langte man den französischen Ver-
gegenüber an. Der Erzherzog Karl wußte mit großem
linken Flügel des Feindes zu umgehen. Er benutzte eine
Terrains, um seinen Flankenmarsch zu verbergen und ließ
ȝ 14 Geschütze auffahren, welche die unbedeckte linke Flanke
beschossen. Dessen Ueberraschung wurde dann zum allge-
riff benutzt. Das wallonische Dragoner-Regiment Latour
r nicht irren: die blancs-becs von Collin — zeichnete sich
ers aus. „Les Français se croient invincibles", rief ihnen
ȝg zu, „c'est à vous, braves Wallons, de les faire cou-
ın heldenmüthigen Obersten Pforzenheim voran, stürzte sich
nt auf den Feind. Pforzenheim fand seinen Tod. Aber
sten französischen Treffen ward niedergeritten, was nicht
ȝ ein anstoßendes Wäldchen erreichen konnte. Auch hier
Dragoner ein. Als dann Coburg sein zweites Treffen
ſsandte, flohen die Franzosen in unentwirrbarer Masse gegen
Der Verlust der Stellung bei Heugen zog dann auch die
ȝs Röheberges nach sich. Clerfayt hatte sich noch während
ȝ bei Heugen mit dem Prinzen vereinigt. Dieser über-
Aldenhoven, während seine Truppen zwischen Aldenhoven
ler cantonnirten. Der Verlust der Franzosen betrug 2000
Todten und Verwundeten und 300 Gefangene, während den
dieser Sieg nur 30 bis 40 Mann gekostet hatte. In
es zu einem zweimaligen Straßengefecht, bei dem die
durch die Einwohner unterstützt wurden und dessen Erfolg
zender war, daß nicht bloß die alte Reichsstadt wiederge-
dern auch die Franzosen vollständig zersprengt wurden. Der
el stehende Theil ward sogar bis Namur verschlagen. In-
ier Tage gerieth der ganze Landstrich zwischen Roer und
r in die Hände der Deutschen. Der Prinz von Würtem-
ȝen Lüttich. Latour drang bis Geilenkirchen vor, während
arl sich sofort gegen Mastricht wandte. General Miranda
Nacht vom 2. auf den 3. März die Belagerung von Mastricht

auf, die die 22 Meilen lange Cernierungslinie durch die Gefechte bei ... [illegible] ... und hinter sie an einen Widerstand auf dem rechten ... [illegible] ... nicht mehr zu denken war. Der Erfolg war ein glänzender ... [illegible] ..., als man es irgend wie erwarten konnte. Man verdankte ... [illegible] ... großentheils dem Erzherzog Karl. Rastlos drang dieser weiter ... [illegible] ... Am 4. schlug er die Franzosen bei Melin. Am 5. räumten diese ... [illegible] ... Der Erzherzog war ihnen stets auf den Fersen und nahm ... [illegible] ... am 5. eine Fahne, eine Kanone und ansehnliche Magazine. Im ... [illegible] ... französischen Hauptquartier herrschte große Aufregung und Verwirrung. ... [illegible] ... fertig gab man Lüttich auf, um bei St. Trond den Kaiserlichen ... [illegible] ... über Stellung zu nehmen, während die Kriegskasse und das schwere Geschütz direct nach der französischen Grenze gesandt wurden. Eine unbeschreibliche Unordnung riß jetzt schon bei den Truppen ein, denen die alte Schulung abhanden gekommen war, und die noch gar nicht von jener revolutionären Disciplin besaßen, welche man ihnen später beizubringen verstanden hat. 10,000 Flüchtige sollen bis zur französischen Grenze gelaufen sein. Alle Straßen waren mit Fliehenden bedeckt. Am 8. war die jetzt durch die intacten Corps der Generale Chapmorin und Lamarliere verstärkte französische Armee bereits nach Löwen zurückgegangen. Und um das Unglück der Franzosen voll zu machen, war ja ganz Belgien in solcher Gährung, daß man an mehr als einem Orte zu Waffengewalt einschreiten mußte: die Aufführung der Jacobiner war eine solche gewesen, daß bei dem zur Opposition geneigten Charakter der Niederländer wenige Monate genügt hatten, um die vorhandenen Sympathien wenigstens für den Moment in ihr Gegentheil zu verwandeln, und alles gegen die Franzosen aufzubringen. Nur in dem noch dem Streit mit seinem Bischof noch aufgeregten Lüttich war man ihnen günstig gesinnt.

„Wie sehr Gott bisher alle Unternehmungen Coburgs gesegnet hat, wirst Du aus den Zeitungen lang und breit gesehen haben" — schrieb damals Hohenlohe-Kirchberg an seinen Bruder. „In der That, man wird nicht leicht ein Beispiel finden, daß in so kurzer Zeit so viel ist ausgerichtet worden; und es scheint, daß die Zeit gekommen sei, wo die stolzen Wellen der Franzosen sich legen werden. Sie haben es gar zu bunt gemacht und nicht geglaubt, daß es ihnen fehlen könne."*)

*) Witzleben, a. a. O. II, 107.

Auf den ausdrücklichen Befehl des Kriegsministers begab sich jetzt
uriez zum belgischen Heere und übernahm am 13. dessen Com-
. Durch Zuzug verstärkte sich dasselbe rasch wieder auf 48,000
, während die durch erhebliche Detachirungen geschwächten Oester-
nicht, wie man im französischen Hauptquartier glaubte, ebenso
ondern nur 32,000 Mann zählten.*) Die Erscheinung des glück-
Feldherrn belebte die französische Armee mit neuem Muth. Nach
anzösischer Art trat an die Stelle der Niedergeschlagenheit sofort
der frühere Enthusiasmus. Dumouriez beschloß den Angriff,
r den sehr erheblichen Verstärkungen zuvorkommen wollte, die das
e Heer erwartete, und weil er zugleich fürchtete, daß das Feuer
Truppen wieder verrauchen werde.

In den Operationen der Kaiserlichen war inzwischen ein Stillstand
eten. Hätte Coburg nach seinen so überraschenden Erfolgen
eind sogleich zu einer zweiten Schlacht gezwungen, so würde die
che Armee vollständig zersprengt worden sein. Sybel konnte na-
nicht umhin, auch bei dieser Gelegenheit den Kaiserlichen einen
zu versetzen. Es steht aber nach Witzlebens Forschungen fest, daß
rinz nur deßhalb in der Verfolgung seines Sieges innehielt, weil
ie unglücklichen Frankfurter Vereinbarungen nach dem Entsatze von
icht bis zur Eroberung von Mainz an der Maas stehen zu bleiben,
ieben. Er hielt sich für verpflichtet, die Genehmigung des Königs
reußen für die Fortsetzung seiner Angriffsoperationen einzuholen,
ntschloß sich zum Vormarsch nicht eher, als bis diese eingetrof-
ar.

Von beiden Seiten ging man am 15. vorwärts. Noch an dem-
Tage erreichte Coburg St. Trond, während seine Vortruppen
ranzosen aus Tirlemont trieben. Coburg wollte diese am 16.
wen angreifen, während Dumouriez die Kaiserlichen am 17. in
Quartieren überfallen zu können hoffte. Unerwartet stieß man
6. bei Tirlemont aufeinander, das die Franzosen wieder besetzt
. Man beschoß sich mehrere Stunden lang. Da der Prinz seine
ige Stellung für eine unglückliche hielt, so zog er sich aber gegen
ine Geete zurück. Während des 17. erwartete Coburg den An-
es Feindes. Aber Dumoriez verschob ihn, da er nun seinerseits
rkungen erwartete. Nachdem diese fast sämmtlich eingetroffen waren,

*) Siehe die genauen Zahlenangaben bei Witzleben, a. a. O. II, 117.

stellten sich die Franzosen in Schlachtordnung auf. Aus den vielen li der Front angezündeten Wachtfeuern schloß der Prinz, daß der F abkoche und an diesem Tage nicht angreifen werde. Er faßte den schluß, ihn in der Nacht vom 18. auf den 19. zu überfallen. Da kam ihm der Angriff der Franzosen zuvor. Champmorin besetzte L Miranda Orsmael und das am rechten Ufer der kleinen Geete ge Dormael, indem die leichten Truppen zurückgedrängt wurden. Zu gingen die Franzosen gegen den linken Flügel vor und versuchten die Umgehung der Oesterreicher.

Jetzt aber erfolgte der Gegenstoß. Clerfayt griff den r Flügel an. Der Prinz von Würtemberg ging hinter dem Rücken Erzherzogs auf Léau los, um dieses wieder zu erobern. Ein hi Kampf entbrannte im Centrum zwischen dem Feldzeugmeister Coll und dem Herzog von Chartres, dem späteren König Louis Ph Neerwinden wurde von den Franzosen erobert und wieder ver Die Oesterreicher behaupteten sich in seinem Besitz, ohne jedoc Franzosen hier über die kleine Geete zurückwerfen zu können. linken Flügel gelang es Clerfayt, mit seinem kaum 8000 Mann s Corps Racour und Overwinden wieder zu nehmen. Unterdessen es der Erzherzog auf dem rechten Flügel zur Entscheidung geb General Benjowsky hatte hier den Befehl erhalten, Dormael wied nehmen. Nach einem halbstündigen Gefecht gelang es ihm. Ab ward durch die Franzosen unter Miaczinsky wieder aus dem D vertrieben. Außerhalb des Musketenfeuers ordnete Benjowsky Truppen und führte sie abermals zum Sturme vor: die Fran wichen. Aber zum zweiten Mal wurden die Oesterreicher aus Dorfe verdrängt. Die Truppen knirschten vor Wuth. Es erfolgt wüthender Bajonettangriff, dem die Franzosen nicht Stand zu h vermochten. Sie waren in dem langwierigen Dorfgefecht in Unord gebracht und bildeten auf der Chaussee nach Haelen eine unord Masse, als sie den Rückzug antraten. Sie begannen zu fliehen konnten nicht mehr zum Stehen gebracht werden. Diesen Augenblick sah der Erzherzog Karl, dessen Truppen drei Stunden lang und im Feuer hatten stehen müssen. Auch er griff jetzt zum Bajonett ließ gleichzeitig die Cavallerie zur Attaque vorgehen. Die französi Linientruppen wurden über den Haufen geworfen; die Nationalg eilten in wilder Flucht den Brücken von Haelen und Orsmael zu, hinter der kleinen Geete Rettung zu suchen. In diesem Augenblick

ı Champmorin mit 6 Bataillonen, die das Gefecht bei Dormael
:n entscheiden sollen. Aber auch sie wurden über die kleine Geete
ckgeworfen. Zugleich wurde Léau von dem Prinzen von Würtem=
genommen. Miranda konnte nur vier geordnete Bataillone nach
emont zurückführen, während alle übrigen Truppen in wilder Flucht
m Orte zueilten. Der Erzherzog überschritt nun seinerseits die kleine
:e und besetzte die bei Orsmael gelegenen Höhen.

Der linke Flügel der Franzosen war in vollständiger Auflösung.
rechter Flügel, dem gegenüber Clerfayt commandirte, hatte aller=
3 weniger unglücklich gefochten. Das Regiment Nassau=Küraſſiere
ıte dort aber einen glänzenden Angriff auf die Franzosen. Der sich
ınlich an die Spitze seiner Reiter stellende General Valence wurde
er verwundet; die Führung mangelte im entscheidenden Augenblick.
den Erzherzog bei Auflösung des linken Flügels nichts abhalten
te, den Feind im Rücken zu fassen und dessen Rückzugslinie nach
ſel zu bedrohen, so war der Tag, auch von diesen Vorgängen ab=
ıen, für die Franzosen vollständig verloren. Sie hatten einen Ver=
von 4000 Mann und büßten 30 Geschütze ein. Coburg schließt
n Schlachtbericht mit den Worten: „Diese Schlacht wird ein ewiges
piel und Zeugniß von dem innerlichen und unschätzbaren Werthe
s vortrefflichen Heeres bleiben, da sie (sic!) allenthalben gegen die
ıliche Uebermacht auch verlorenes Terrain durch neue Angriffe be=
ıtete und sich unter dem feindlichen Kartätschen= und Flintenfeuer
das Kaltblütigste formiret hat.“*)

„Euer Liebden vortreffliches Benehmen“, antwortet der Kaiser, „Ihre
) besondere weise Vorsicht geleitete Tapferkeit, der Heldenmuth, mit
jem Euer Liebden die großen Gefahren und außerordentlichen Stra=
ı überwunden haben, hat nicht nur dem Staate besondere Dienste
ſtet, sondern Sie haben zugleich Holland von dem Feinde gerettet,
und Meinen Truppen auch bei allen übrigen Mächten den dauer=
sten Ruhm erworben.“**) Coburg stand damals auf dem Höhepunkt
r Laufbahn. Auch der einundzwanzigjährige Erzherzog Karl hatte
zweiten Mal auf's Glänzendste bekundet, was er zu leisten im
ıde war. Der Kaiser ehrte ihn durch das Großkreuz des Theresien=
ıs, mit dem Coburg ihn zu schmücken beauftragt wurde.

*) Witzleben, a. a. O. II, 136.
**) Ebenda, 139.

Am Morgen des 20. trat Dumouriez den Rückzug auf Löwen an. Ein Versuch, noch einmal gegen Benjowsky vorzugehen, war an der Stimmung seiner Truppen gescheitert: sie verweigerten geradezu den Gehorsam. Der moralische Eindruck der Schlacht war ein so gewaltiger, daß die österreichischen Niederlande für die Franzosen so gut als verloren betrachtet werden mußten. Die Schlacht von Jemappes war mehr als vollständig wett gemacht. Die Zahl der Deserteure wuchs in zwei Tagen auf 10,000. Namentlich waren es die Freiwilligen und die Nationalgarden, die jetzt in ungeordneten Haufen der Grenze zueilten.

Man würde sich sehr irren, wenn man die bis dahin errungenen Erfolge der Kaiserlichen etwa der lauen Gesinnung oder gar einem Verrathe Dumouriez's zuschreiben wollte. Es handelte sich um Dumouriez's beide Lieblingsgedanken zugleich und er war nicht der Mann um die Erzeugnisse seines Kopfes so leichthin aufzugeben. Allerdings war er mit den Pariser Machthabern zerfallen, weil er deren schonungslose Behandlung Belgiens nicht ruhig ansehen konnte, wenn er dasselbe für Frankreich dauernd behaupten wollte. Wie aber Sybel mit Recht bemerkt, gab es gerade bei diesem Zerwürfniß für ihn keinen andern Weg, um Herr der Situation zu bleiben, als die Vertreibung der Oesterreicher aus Belgien. Er mußte dadurch die Truppen an sich ketten und dann auf sie gestützt, seine Abrechnung mit den Machthabern halten. Es war mißglückt, und es kam jetzt dem Besiegten der Brief theuer zu stehen, den er sechs Tage vor der Schlacht von Neerwinden an den Convent gerichtet, und in dem er schonungslos die Art und Weise aufgedeckt hatte, in welcher die Conventscommissäre und ihre sansculottistischen Helfershelfer in den Niederlanden gehaust hatten. Der Bruch wurde zu einem unheilbaren. Stimmten doch die Girondisten in Beziehung auf Dumouriez mit Robespierre und Marat überein: sie hatten von jener Zeit her, wo er Minister des Auswärtigen gewesen war, einen alten Haß auf den General. Er war verloren, wenn er nicht einen kühnen Entschluß faßte.

Noch einmal versuchte er es, sich am 22. vor Löwen den Kaiserlichen entgegenzusetzen. Bei Blandern, Bierbeck, Corbeeck und Pellenberg leisteten die Franzosen noch einmal unerwartet hartnäckige Gegenwehr. Sie kostete den Oesterreichern 900 Mann. Champmorin gab seine Stellung bei Pellenberg erst nach siebenstündigem Gefechte auf. Aber hiermit war auch der letzte Widerstand der französischen Armee gebrochen. Sie löste sich jetzt beinahe auf. Dumouriez befand

noch 15,000 Mann zuverlässiger Truppen. An eine Behauptung
ssels war nicht mehr zu denken. Am 23. ward Löwen, am 24.
ssel, am 26. Namur geräumt. An der Seite des zum Statthalter
nnten Erzherzogs Karl zog Coburg am 25. März Mittags 1 Uhr
r dem Jubel der Bevölkerung in die alte Hauptstadt von Brabant

Die Armee zog sich über Hall und Ath nach Tournay. Dumou-
hatte schon am 23., als das Hauptquartier sich noch in Vlierbeck
nd, seinen Adjutanten an Coburg abgeschickt, um die Gefangenen
Verwundeten seiner Großmuth zu empfehlen.

Die Dinge lagen so günstig, wie nur irgend jemals zu den Zeiten
Prinzen Eugen. Die Verbündeten standen schon auf französischem
en. Die Franzosen waren entmuthigt. Es fehlte ihnen an einem
rer, zu dem die Armee Vertrauen gehabt hätte. Diese hatte sich
kaum zu erholen begonnen, und im Innern Frankreichs erhob sich
Aufstand nach dem andern.

Es zeigte sich aber jetzt ganz wie im siebenjährigen Kriege, daß
Offensive die schwache Seite der österreichischen Kriegführung ist.
zugleich traten jetzt jene Uebelstände in greller Weise hervor, die
jedem Coalitionskriege unzertrennlich sind. Der erste Mißton kam auch
von preußischer Seite. Das preußische Hülfscorps in den Niederlanden
mandirte der Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels, der
ber des preußischen Oberbefehlshabers. Er war am 9. März bei
we über die Maas gegangen und stand seit dem 14. in Herzogen-
ch. Er hatte anfänglich den Befehl gehabt, sich von da gegen Ant-
pen zu wenden. Sobald sich Coburg zum Marsche auf Löwen ent-
offen hatte, erhielt er am 14. den Gegenbefehl, sich über Eyndhoven
Hasselt mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen. Der Herzog aber
orchte nicht. Bei einem Abweichen von der früher angeordneten
htung, sagte er, könnten seine Truppen Mangel leiden. Er werde,
früheren Befehl gemäß, auf Antwerpen marschiren. Er sei zur
t mit der Errichtung eines holländischen Regiments beschäftigt, und
sse damit erst zu Stande kommen, ehe er überhaupt abmarschiren
ne.

Am 17. wandte sich Coburg, der, wie wir uns erinnern, am 16.
Dumouriez bei Tirlemont gestoßen war, wiederum an den Herzog
bat ihn, sich gegen den General Le Flers zu wenden und, wenn er
en geschlagen, sich über Herck mit ihm selbst zu vereinigen. Braun-
veig-Oels gehorchte auch jetzt nicht, obgleich Le Flers die Belagerung

von Wilhelmstadt inzwischen aufgegeben und sich mit Zurücklassung der zur Besatzung von Breda und Gertruidenburg nöthigen Truppen nach Antwerpen zurückgezogen hatte. Sobald er Holland verlasse, meinte jetzt der Herzog, sei dort Alles verloren. Er wollte eben auch etwas Politik treiben und dachte wohl unter allen Umständen an seinem Bruder eine Stütze zu haben. Nach der Schlacht von Neerwinden glaubte der von der Auflösung der französischen Armee nicht hinlänglich unterrichtete Prinz Coburg in seiner bedächtigen Weise, die preußischen Truppen zu seinen weiteren Operationen nicht entbehren zu können. Er schrieb deßhalb dem Herzog am 20. März, Dumouriez werde hinter Löwen eine starke Stellung einnehmen. „Mein Schicksal — fährt er fort — hängt von Euer Liebden ab und ich bitte Sie nochmals, bei Allem was Ihnen heilig ist und bei dem Wohl unserer beiden Souverains, daß Sie ohne Aufenthalt über Liers nach Mecheln marschiren. Durch diese Bewegung werden Sie den Feind aus seiner unangreifbaren Stellung heben, oder mit mir zu einer entscheidenden Schlacht verbunden sein.“*) Der Herzog hätte am 24. in Mecheln eintreffen und am 25. im Verein mit Coburg die Franzosen angreifen können. Die Linientruppen Dumouriez's wären dann vielleicht dermaßen vernichtet worden, daß man keinerlei Restaurationspläne auf dieselben hätte gründen können, und somit alle die verderblichen Unterhandlungen mit ihm unmöglich geworden wären. Coburg stand stete zwei Tage, um die Antwort des Herzogs abzuwarten, und versäumte dadurch eine genügende Ausnützung des Sieges von Neerwinden. Aber er erhielt abermals eine abschlägige Antwort. Der Herzog machte jetzt seinen Marsch davon abhängig, daß seine Stellung durch andere Truppen eingenommen würde. Hierzu wollten sich nun wiederum weder der Herzog von York noch die Prinzen von Oranien verstehen, die in ihrer Besorgniß vor der üblen Stimmung der Holländer, den Herzog von Braunschweig nicht von ihrer Seite lassen wollten.

Die Eroberung von Belgien ist trotzdem rasch genug ins Werk gesetzt worden. Aber der Feind war durch die ihm vergönnte Rast doch immerhin derart zu Athem gekommen, daß er bei Pellenberg einen unerwartet heftigen Widerstand hatte entgegensetzen können. Zum letzten Mal befahl Coburg dem Herzog, zu ihm zu stoßen. Er solle in die linke Flanke des Feindes fallen, der damals zwischen Löwen und Brüssel stand. Aber der Herzog erfüllte den Befehl auch jetzt nur

*) Witzleben, a. a. O. II. 142 f.

ringen Theil, indem er Coburg kaum ein Drittel seines Corps zu ülfe sandte. „Und sollten auch alle Souverains von der Welt, schrieb , die Schuld von Fehlschlagungen der ferneren Operationen auf dieses orps wenden, so würde dies leicht zu tragen sein, indem die Schuld cht an dem Individuum, sondern an denen liegt, welche hätten vor- isſehen sollen, daß zu solchen weitläufigen Operationen größere Kräfte :hören.“*) Man war im österreichischen Lager, wie man sich denken nn, empört über das Benehmen des preußischen Corpscommandanten; nd Tauenzien mußte an seinen König die eindringlichsten Bitten richten, aß dieser dem Herzog, der die Bestimmung seines Corps in Holland :he, die gemessensten Befehle zugehen lasse. Für uns aber sind diese Vorgänge ein Bild im Kleinen von dem, was die Kriegsereignisse der olgenden Zeiten bringen sollten. Das seit der Niederwerfung der hol- ändischen Revolution zwischen Preußen und Holland bestehende Verhält- niß spricht deutlich aus ihnen. Vor Allem aber spiegelt sich darin der ganze Widerwille Preußens gegen die Hülfeleistung zur Wiedereroberung Belgiens. Wohl hatte Thugut Recht gehabt, wenn er die Ver- mengung der österreichischen und preußischen Truppen in so entschiedener Weise getadelt und die Schwäche des darein willigenden Coburg ge- randmarkt hatte. Man kann es ihm nicht verargen, wenn er fortan lles aufbot, um die beiderseitigen Truppen wieder möglichst vollstän- ig zu trennen.**)

In Folge der Tauenzien'schen Beschwerde beim Könige nahm der erzog von Braunschweig-Oels seine Entlassung und wurde durch den enerallieutenant von Knobelsdorf ersetzt: wir sind der Gerechtigkeit e Bemerkung schuldig, daß dieser in keiner Weise Coburg Grund zur

*) Witzleben, a. a. O. II, 143 f.

**) Es sei schlimm, meinte er in einem an Colloredo gerichteten Briefe, daß oburg bei seinen Berathungen mit den Preußen sich so schwach gezeigt habe. Da ies aber einmal geschehen, so müsse man so bald als möglich die versprochenen 5,000 Mann vollzählig machen, um Preußen jeden Vorwand für seine Unthätigkeit zu nehmen. Sobald aber Mainz erobert, müsse man die preußischen und österreichi- schen Truppen schleunigst trennen und die beiderseitigen Operationen möglichst unab- hängig von einander machen. Auch müsse man es zu verhindern suchen, daß Preußen die Reichscontingente mit seiner Armee vereinige, wie es dies mit den Darmstädtern gethan und mit den Bayern zu thun beabsichtige. Sonst werde Preußen die österreichi- schen Operationen ewig durchkreuzen und Oesterreich durch seine Allianz mehr Nach- theil zufügen, als es dies durch die blutigsten Kriege vermocht hätte. S. Vivenot, Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut, II, S. 15.

auf, da die 22 Meilen lange Cantonnementslinie durch die Gefechte des 1. zersprengt und hinfort an einen Widerstand auf dem rechten Maasufer nicht mehr zu denken war. Der Erfolg war ein glänzenderer gewesen, als man es irgend wie erwarten konnte. Man verdankte ihn großentheils dem Erzherzog Karl. Rastlos drang dieser weiter vor. Am 4. schlug er die Franzosen bei Melin. Am 5. räumten diese Tongern. Der Erzherzog war ihnen stets auf den Fersen und nahm ihnen am 5. eine Fahne, eine Kanone und ansehnliche Magazine. Im französischen Hauptquartier herrschte große Aufregung und Verwirrung. Eilfertig gab man Lüttich auf, um bei St. Trond den Kaiserlichen gegenüber Stellung zu nehmen, während die Kriegskasse und das schwere Geschütz direct nach der französischen Grenze gesandt wurden. Eine unbeschreibliche Unordnung riß jetzt schon bei den Truppen ein, denen die alte Schulung abhanden gekommen war, und die noch gar nichts von jener revolutionären Disciplin besaßen, welche man ihnen später beizubringen verstanden hat. 10,000 Flüchtige sollen bis zur französischen Grenze gelaufen sein. Alle Straßen waren mit Fliehenden bedeckt. Am 8. war die jetzt durch die intacten Corps der Generale Championnet und Lamarliere verstärkte französische Armee bereits nach Löwen zurückgegangen. Und um das Unglück der Franzosen voll zu machen, war jetzt ganz Belgien in solcher Gährung, daß man an mehr als einem Orte mit Waffengewalt einschreiten mußte: die Aufführung der Jacobiner war eine solche gewesen, daß bei dem zur Opposition geneigten Charakter der Niederländer wenige Monate genügt hatten, um die vorhandenen Sympathien wenigstens für den Moment in ihr Gegentheil zu verwandeln, und alles gegen die Franzosen aufzubringen. Nur in dem von dem Streit mit seinem Bischof noch aufgeregten Lüttich war man ihnen günstig gesinnt.

„Wie sehr Gott bisher alle Unternehmungen Coburgs gesegnet hat, wirst Du aus den Zeitungen lang und breit gesehen haben" — schreibt damals Hohenlohe-Kirchberg an seinen Bruder. „In der That, man wird nicht leicht ein Beispiel finden, daß in so kurzer Zeit so viel mehr ausgerichtet worden; und es scheint, daß die Zeit gekommen sei, wo die stolzen Wellen der Franzosen sich legen werden. Sie haben es gar zu bunt gemacht und nicht geglaubt, daß es ihnen fehlen könne."*)

*) Witzleben, a. a. O. II, 107.

lichen gingen an diesem Tage bei Jülich und Düren über die Roer. Der Erzherzog Karl führte, wie er es sich ausgebeten hatte, die Vorhut des unmittelbar unter Coburg stehenden linken Flügels. Dem verschanzten Röheberg gegenüber ließ Coburg den Prinzen von Würtemberg und wandte sich nordwärts gegen den bei Heugen stehenden la Noue. Gegen 2 Uhr Nachmittags langte man den französischen Verschanzungen gegenüber an. Der Erzherzog Karl wußte mit großem Geschick den linken Flügel des Feindes zu umgehen. Er benutzte eine Falte des Terrains, um seinen Flankenmarsch zu verbergen und ließ dann plötzlich 14 Geschütze auffahren, welche die unbedeckte linke Flanke des Feindes beschossen. Dessen Ueberraschung wurde dann zum allgemeinen Angriff benutzt. Das wallonische Dragoner-Regiment Latour — wenn wir nicht irren: die blancs-becs von Collin — zeichnete sich dabei besonders aus. „Les Français se croient invincibles", rief ihnen der Erzherzog zu, „c'est à vous, braves Wallons, de les faire courir." Seinen heldenmüthigen Obersten Pforzenheim voran, stürzte sich das Regiment auf den Feind. Pforzenheim fand seinen Tod. Aber von dem ersten französischen Treffen ward niedergeritten, was nicht schnell genug ein anstoßendes Wäldchen erreichen konnte. Auch hier drangen die Dragoner ein. Als dann Coburg sein zweites Treffen ebenfalls vorsandte, flohen die Franzosen in unentwirrbarer Masse gegen Aachen zu. Der Verlust der Stellung bei Heugen zog dann auch die Räumung des Röheberges nach sich. Clerfayt hatte sich noch während des Gefechts bei Heugen mit dem Prinzen vereinigt. Dieser übernachtete in Aldenhoven, während seine Truppen zwischen Aldenhoven und Eschweiler cantonnirten. Der Verlust der Franzosen betrug 2000 Mann an Todten und Verwundeten und 300 Gefangene, während den Kaiserlichen dieser Sieg nur 30 bis 40 Mann gekostet hatte. In Aachen kam es zu einem zweimaligen Straßengefecht, bei dem die Oesterreicher durch die Einwohner unterstützt wurden und dessen Erfolg ein so glänzender war, daß nicht bloß die alte Reichsstadt wiedergewonnen, sondern auch die Franzosen vollständig zersprengt wurden. Der unter Stengel stehende Theil ward sogar bis Namur verschlagen. Innerhalb zweier Tage gerieth der ganze Landstrich zwischen Roer und Maas wieder in die Hände der Deutschen. Der Prinz von Würtemberg zog gegen Lüttich. Latour drang bis Geilenkirchen vor, während Erzherzog Karl sich sofort gegen Mastricht wandte. General Miranda hob in der Nacht vom 2. auf den 3. März die Belagerung von Mastricht

auf, da die 22 Meilen lange Cantonnementslinie durch die Gefechte des 1. zersprengt und hinfort an einen Widerstand auf dem rechten Maas-Ufer nicht mehr zu denken war. Der Erfolg war ein glänzenderer gewesen, als man es irgend wie erwarten konnte. Man verdankte ihn großentheils dem Erzherzog Karl. Rastlos drang dieser weiter vor. Am 4. schlug er die Franzosen bei Melin. Am 5. räumten diese Tongern. Der Erzherzog war ihnen stets auf den Fersen und nahm ihnen am 5. eine Fahne, eine Kanone und ansehnliche Magazine. Im französischen Hauptquartier herrschte große Aufregung und Verwirrung. Eilfertig gab man Lüttich auf, um bei St. Trond den Kaiserlichen gegenüber Stellung zu nehmen, während die Kriegskasse und das schwere Geschütz direct nach der französischen Grenze gesandt wurden. Eine unbeschreibliche Unordnung riß jetzt schon bei den Truppen ein, denen die alte Schulung abhanden gekommen war, und die noch gar nichts von jener revolutionären Disciplin besaßen, welche man ihnen später beizubringen verstanden hat. 10,000 Flüchtige sollen bis zur französischen Grenze gelaufen sein. Alle Straßen waren mit Fliehenden bedeckt. Am 8. war die jetzt durch die intacten Corps der Generale Championnet, Lamorin und Lamarliere verstärkte französische Armee bereits nach Löwen zurückgegangen. Und um das Unglück der Franzosen voll zu machen, war jetzt ganz Belgien in solcher Gährung, daß man an mehr als einem Orte mit Waffengewalt einschreiten mußte: die Aufführung der Jacobiner war eine solche gewesen, daß bei dem zur Opposition geneigten Charakter der Niederländer wenige Monate genügt hatten, um die vorhandenen Sympathien wenigstens für den Moment in ihr Gegentheil zu verwandeln, und alles gegen die Franzosen aufzubringen. Nur in dem von dem Streit mit seinem Bischof noch aufgeregten Lüttich war man ihnen günstig gesinnt.

„Wie sehr Gott bisher alle Unternehmungen Coburgs gesegnet hat, wirst Du aus den Zeitungen lang und breit gesehen haben" — schreibt damals Hohenlohe-Kirchberg an seinen Bruder. „In der That, man wird nicht leicht ein Beispiel finden, daß in so kurzer Zeit so viel wäre ausgerichtet worden; und es scheint, daß die Zeit gekommen sei, wo die stolzen Wellen der Franzosen sich legen werden. Sie haben es gar zu bunt gemacht und nicht geglaubt, daß es ihnen fehlen könne."*)

*) Witzleben, a. a. O. II, 107.

Auf den ausdrücklichen Befehl des Kriegsministers begab sich jetzt Dumouriez zum belgischen Heere und übernahm am 13. dessen Commando. Durch Zuzug verstärkte sich dasselbe rasch wieder auf 48,000 Mann, während die durch erhebliche Detachirungen geschwächten Oesterreicher nicht, wie man im französischen Hauptquartier glaubte, ebenso viel, sondern nur 32,000 Mann zählten.*) Die Erscheinung des glücklichen Feldherrn belebte die französische Armee mit neuem Muth. Nach echt französischer Art trat an die Stelle der Niedergeschlagenheit sofort wieder der frühere Enthusiasmus. Dumouriez beschloß den Angriff, weil er den sehr erheblichen Verstärkungen zuvorkommen wollte, die das deutsche Heer erwartete, und weil er zugleich fürchtete, daß das Feuer seiner Truppen wieder verrauchen werde.

In den Operationen der Kaiserlichen war inzwischen ein Stillstand eingetreten. Hätte Coburg nach seinen so überraschenden Erfolgen den Feind sogleich zu einer zweiten Schlacht gezwungen, so würde die feindliche Armee vollständig zersprengt worden sein. Sybel konnte natürlich nicht umhin, auch bei dieser Gelegenheit den Kaiserlichen einen Hieb zu versetzen. Es steht aber nach Witzlebens Forschungen fest, daß der Prinz nur deßhalb in der Verfolgung seines Sieges innehielt, weil ihm die unglücklichen Frankfurter Vereinbarungen nach dem Entsatze von Mastricht bis zur Eroberung von Mainz an der Maas stehen zu bleiben, vorschrieben. Er hielt sich für verpflichtet, die Genehmigung des Königs von Preußen für die Fortsetzung seiner Angriffsoperationen einzuholen, und entschloß sich zum Vormarsch nicht eher, als bis diese eingetroffen war.

Von beiden Seiten ging man am 15. vorwärts. Noch an demselben Tage erreichte Coburg St. Trond, während seine Vortruppen die Franzosen aus Tirlemont trieben. Coburg wollte diese am 16. bei Löwen angreifen, während Dumouriez die Kaiserlichen am 17. in ihren Quartieren überfallen zu können hoffte. Unerwartet stieß man am 16. bei Tirlemont aufeinander, das die Franzosen wieder besetzt hatten. Man beschoß sich mehrere Stunden lang. Da der Prinz seine damalige Stellung für eine unglückliche hielt, so zog er sich aber gegen die Kleine Geete zurück. Während des 17. erwartete Coburg den Angriff des Feindes. Aber Dumoriez verschob ihn, da er nun seinerseits Verstärkungen erwartete. Nachdem diese fast sämmtlich eingetroffen waren,

*) Siehe die genauen Zahlenangaben bei Witzleben, a. a. O. II, 117.

stellten sich die Franzosen in Schlachtordnung auf. Aus den vielen lä[illegible]ng der Front angezündeten Wachtfeuern schloß der Prinz, daß der F[illegible]ein abkoche und an diesem Tage nicht angreifen werde. Er faßte den E[illegible]n schluß, ihn in der Nacht vom 18. auf den 19. zu überfallen. Da d[illegible]be kam ihm der Angriff der Franzosen zuvor. Champmorin besetzte Lé[illegible]au, Miranda Orsmael und das am rechten Ufer der kleinen Geete gele[illegible]ene Dormael, indem die leichten Truppen zurückgedrängt wurden. Zugl[illegible]eich gingen die Franzosen gegen den linken Flügel vor und versuchten [illegible]hier die Umgehung der Oesterreicher.

Jetzt aber erfolgte der Gegenstoß. Clerfayt griff den rec[illegible]hten Flügel an. Der Prinz von Würtemberg ging hinter dem Rücken des Erzherzogs auf Léau los, um dieses wieder zu erobern. Ein hitziger Kampf entbrannte im Centrum zwischen dem Feldzeugmeister Colloredo und dem Herzog von Chartres, dem späteren König Louis Philipp. Neerwinden wurde von den Franzosen erobert und wieder verloren. Die Oesterreicher behaupteten sich in seinem Besitz, ohne jedoch die Franzosen hier über die kleine Geete zurückwerfen zu können. Am linken Flügel gelang es Clerfayt, mit seinem kaum 8000 Mann starken Corps Racour und Overwinden wieder zu nehmen. Unterdessen hatte es der Erzherzog auf dem rechten Flügel zur Entscheidung gebracht. General Benjowsky hatte hier den Befehl erhalten, Dormael wieder zu nehmen. Nach einem halbstündigen Gefecht gelang es ihm. Aber er ward durch die Franzosen unter Miaczinsky wieder aus dem Dorfe vertrieben. Außerhalb des Musketenfeuers ordnete Benjowsky seine Truppen und führte sie abermals zum Sturme vor: die Franzosen wichen. Aber zum zweiten Mal wurden die Oesterreicher aus dem Dorfe verdrängt. Die Truppen knirschten vor Wuth. Es erfolgte ein wüthender Bajonettangriff, dem die Franzosen nicht Stand zu halten vermochten. Sie waren in dem langwierigen Dorfgefecht in Unordnung gebracht und bildeten auf der Chaussee nach Haelen eine unentwirrte Masse, als sie den Rückzug antraten. Sie begannen zu fliehen und konnten nicht mehr zum Stehen gebracht werden. Diesen Augenblick ersah der Erzherzog Karl, dessen Truppen drei Stunden lang unthätig im Feuer hatten stehen müssen. Auch er griff jetzt zum Bajonett und ließ gleichzeitig die Cavallerie zur Attaque vorgehen. Die französischen Linientruppen wurden über den Haufen geworfen; die Nationalgarden eilten in wilder Flucht den Brücken von Haelen und Orsmael zu, um hinter der kleinen Geete Rettung zu suchen. In diesem Augenblick er-

en Champmorin mit 6 Bataillonen, die das Gefecht bei Dormael ten entscheiden sollen. Aber auch sie wurden über die kleine Geete ückgeworfen. Zugleich wurde Léau von dem Prinzen von Würtem= g genommen. Miranda konnte nur vier geordnete Bataillone nach emont zurückführen, während alle übrigen Truppen in wilder Flucht em Orte zueilten. Der Erzherzog überschritt nun seinerseits die kleine ete und besetzte die bei Orsmael gelegenen Höhen.

Der linke Flügel der Franzosen war in vollständiger Auflösung. r rechter Flügel, dem gegenüber Clerfayt commandirte, hatte aller= gs weniger unglücklich gefochten. Das Regiment Nassau=Küraſſiere chte dort aber einen glänzenden Angriff auf die Franzosen. Der sich sönlich an die Spitze seiner Reiter stellende General Valence wurde ver verwundet; die Führung mangelte im entscheidenden Augenblick. den Erzherzog bei Auflösung des linken Flügels nichts abhalten nte, den Feind im Rücken zu fassen und dessen Rückzugslinie nach üssel zu bedrohen, so war der Tag, auch von diesen Vorgängen ab= hen, für die Franzosen vollständig verloren. Sie hatten einen Ver= von 4000 Mann und büßten 30 Geschütze ein. Coburg schließt en Schlachtbericht mit den Worten: „Diese Schlacht wird ein ewiges spiel und Zeugniß von dem innerlichen und unschätzbaren Werthe es vortrefflichen Heeres bleiben, da sie (sic!) allenthalben gegen die liche Uebermacht auch verlorenes Terrain durch neue Angriffe be= tete und sich unter dem feindlichen Kartätschen= und Flintenfeuer das Kaltblütigste formiret hat.“*)

„Euer Liebden vortreffliches Benehmen“, antwortet der Kaiser, „Ihre besondere weise Vorsicht geleitete Tapferkeit, der Heldenmuth, mit dem Euer Liebden die großen Gefahren und außerordentlichen Stra= n überwunden haben, hat nicht nur dem Staate besondere Dienste tet, sondern Sie haben zugleich Holland von dem Feinde gerettet, und Meinen Truppen auch bei allen übrigen Mächten den dauer= ften Ruhm erworben.“**) Coburg stand damals auf dem Höhepunkt r Laufbahn. Auch der einundzwanzigjährige Erzherzog Karl hatte zweiten Mal auf's Glänzendste bekundet, was er zu leisten im nde war. Der Kaiser ehrte ihn durch das Großkreuz des Theresien= ns, mit dem Coburg ihn zu schmücken beauftragt wurde.

*) Witzleben, a. a. O. II, 136.
**) Ebenda, 139.

Am Morgen des 20. trat Dumouriez den Rückzug auf Löwen an. Ein Versuch, noch einmal gegen Benjowsky vorzugehen, war an der Stimmung seiner Truppen gescheitert: sie verweigerten geradezu den Gehorsam. Der moralische Eindruck der Schlacht war ein so gewaltiger, daß die österreichischen Niederlande für die Franzosen so gut als verloren betrachtet werden mußten. Die Schlacht von Jemappes war mehr als vollständig wett gemacht. Die Zahl der Deserteure wuchs in zwei Tagen auf 10,000. Namentlich waren es die Freiwilligen und die Nationalgarden, die jetzt in ungeordneten Haufen der Grenze zueilten.

Man würde sich sehr irren, wenn man die bis dahin errungenen Erfolge der Kaiserlichen etwa der lauen Gesinnung oder gar einem Verrathe Dumouriez's zuschreiben wollte. Es handelte sich um Dumouriez's beide Lieblingsgedanken zugleich und er war nicht der Mann um die Erzeugnisse seines Kopfes so leichthin aufzugeben. Allerdings war er mit den Pariser Machthabern zerfallen, weil er deren schonungslose Behandlung Belgiens nicht ruhig ansehen konnte, wenn er dasselbe für Frankreich dauernd behaupten wollte. Wie aber Sybel mit Recht bemerkt, gab es gerade bei diesem Zerwürfniß für ihn keinen andern Weg um Herr der Situation zu bleiben, als die Vertreibung der Oesterreicher aus Belgien. Er mußte dadurch die Truppen an sich ketten und dann auf sie gestützt, seine Abrechnung mit den Machthabern halten. Es war mißglückt, und es kam jetzt dem Besiegten der Brief theuer zu stehen, den er sechs Tage vor der Schlacht von Neerwinden an den Convent gerichtet, und in dem er schonungslos die Art und Weise aufgedeckt hatte, in welcher die Conventscommissäre und ihre sansculottistischen Helfershelfer in den Niederlanden gehaust hatten. Der Bruch wurde zu einem unheilbaren. Stimmten doch die Girondisten in Beziehung auf Dumouriez mit Robespierre und Marat überein: sie hatten von jener Zeit her, wo er Minister des Auswärtigen gewesen war, einen alten Haß auf den General. Er war verloren, wenn er nicht einen kühnen Entschluß faßte.

Noch einmal versuchte er es, sich am 22. vor Löwen den Kaiserlichen entgegenzusetzen. Bei Blandern, Bierbeck, Corbeeck und Pellenberg leisteten die Franzosen noch einmal unerwartet hartnäckige Gegenwehr. Sie kostete den Oesterreichern 900 Mann. Champmorin gab seine Stellung bei Pellenberg erst nach siebenstündigem Gefechte auf. Aber hiermit war auch der letzte Widerstand der französischen Armee gebrochen. Sie löste sich jetzt beinahe auf. Dumouriez besaß

noch 15,000 Mann zuverlässiger Truppen. An eine Behauptung
ssels war nicht mehr zu denken. Am 23. ward Löwen, am 24.
ssel, am 26. Namur geräumt. An der Seite des zum Statthalter
nnten Erzherzogs Karl zog Coburg am 25. März Mittags 1 Uhr
er dem Jubel der Bevölkerung in die alte Hauptstadt von Brabant
Die Armee zog sich über Hall und Ath nach Tournay. Dumou-
hatte schon am 23., als das Hauptquartier sich noch in Vlierbeck
nd, seinen Adjutanten an Coburg abgeschickt, um die Gefangenen
Verwundeten seiner Großmuth zu empfehlen.

Die Dinge lagen so günstig, wie nur irgend jemals zu den Zeiten
Prinzen Eugen. Die Verbündeten standen schon auf französischem
den. Die Franzosen waren entmuthigt. Es fehlte ihnen an einem
hrer, zu dem die Armee Vertrauen gehabt hätte. Diese hatte sich
h kaum zu erholen begonnen, und im Innern Frankreichs erhob sich
Aufstand nach dem andern.

Es zeigte sich aber jetzt ganz wie im siebenjährigen Kriege, daß
Offensive die schwache Seite der österreichischen Kriegführung ist.
d zugleich traten jetzt jene Uebelstände in greller Weise hervor, die
i jedem Coalitionskriege unzertrennlich sind. Der erste Mißton kam auch
r von preußischer Seite. Das preußische Hülfscorps in den Niederlanden
mandirte der Herzog Friedrich August von Braunschweig-Oels, der
uder des preußischen Oberbefehlshabers. Er war am 9. März bei
rabe über die Maas gegangen und stand seit dem 14. in Herzogen-
usch. Er hatte anfänglich den Befehl gehabt, sich von da gegen Ant-
erpen zu wenden. Sobald sich Coburg zum Marsche auf Löwen ent-
hlossen hatte, erhielt er am 14. den Gegenbefehl, sich über Eyndhoven
nd Hasselt mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen. Der Herzog aber
ehorchte nicht. Bei einem Abweichen von der früher angeordneten
ichtung, sagte er, könnten seine Truppen Mangel leiden. Er werde,
em früheren Befehl gemäß, auf Antwerpen marschiren. Er sei zur
eit mit der Errichtung eines holländischen Regiments beschäftigt, und
üsse damit erst zu Stande kommen, ehe er überhaupt abmarschiren
önne.

Am 17. wandte sich Coburg, der, wie wir uns erinnern, am 16.
uf Dumouriez bei Tirlemont gestoßen war, wiederum an den Herzog
nd bat ihn, sich gegen den General Le Flers zu wenden und, wenn er
iesen geschlagen, sich über Herck mit ihm selbst zu vereinigen. Braun-
hweig-Oels gehorchte auch jetzt nicht, obgleich Le Flers die Belagerung

von Wilhelmstadt inzwischen aufgegeben und sich mit Zurücklassung der zur Besatzung von Breda und Gertruidenburg nöthigen Truppen nach Antwerpen zurückgezogen hatte. Sobald er Holland verlasse, meinte jetzt der Herzog, sei dort Alles verloren. Er wollte eben auch etwas Politik treiben und dachte wohl unter allen Umständen an seinem Bruder eine Stütze zu haben. Nach der Schlacht von Neerwinden glaubte der von der Auflösung der französischen Armee nicht hinlänglich unterrichtete Prinz Coburg in seiner bedächtigen Weise, die preußischen Truppen zu seinen weiteren Operationen nicht entbehren zu können. Er schrieb deßhalb dem Herzog am 20. März, Dumouriez werde hinter Löwen eine starke Stellung einnehmen. „Mein Schicksal — fährt er fort — hängt von Euer Liebden ab und ich bitte Sie nochmals, bei Allem was Ihnen heilig ist und bei dem Wohl unserer beiden Souverains, daß Sie ohne Aufenthalt über Liers nach Mecheln marschiren. Durch diese Bewegung werden Sie den Feind aus seiner unangreifbaren Stellung heben, oder mit mir zu einer entscheidenden Schlacht verbunden sein.“*) Der Herzog hätte am 24. in Mecheln eintreffen und am 25. im Verein mit Coburg die Franzosen angreifen können. Die Linientruppen Dumouriez's wären dann vielleicht dermaßen vernichtet worden, daß man keinerlei Restaurationspläne auf dieselben hätte gründen können, und somit alle die verderblichen Unterhandlungen mit ihm unmöglich geworden wären. Coburg rastete zwei Tage, um die Antwort des Herzogs abzuwarten, und versäumte dadurch eine genügende Ausnützung des Sieges von Neerwinden. Aber er erhielt abermals eine abschlägige Antwort. Der Herzog machte jetzt seinen Marsch davon abhängig, daß seine Stellung durch andere Truppen eingenommen würde. Hierzu wollten sich nun wiederum weder der Herzog von York noch die Prinzen von Oranien verstehen, die in ihrer Besorgniß vor der üblen Stimmung der Holländer, den Herzog von Braunschweig nicht von ihrer Seite lassen wollten.

Die Eroberung von Belgien ist trotzdem rasch genug ins Werk gesetzt worden. Aber der Feind war durch die ihm vergönnte Rast doch immerhin derart zu Athem gekommen, daß er bei Pellenberg einen unerwartet heftigen Widerstand hatte entgegensetzen können. Zum letzten Mal befahl Coburg dem Herzog, zu ihm zu stoßen. Er solle in die linke Flanke des Feindes fallen, der damals zwischen Löwen und Brüssel stand. Aber der Herzog erfüllte den Befehl auch jetzt nur zum

*) Witzleben, a. a. O. II. 142 f.

geringen Theil, indem er Coburg kaum ein Drittel seines Corps zu Hülfe sandte. „Und sollten auch alle Souverains von der Welt, schrieb er, die Schuld von Fehlschlagungen der ferneren Operationen auf dieses Corps wenden, so würde dies leicht zu tragen sein, indem die Schuld nicht an dem Individuum, sondern an denen liegt, welche hätten voraussehen sollen, daß zu solchen weitläufigen Operationen größere Kräfte gehören.“*) Man war im österreichischen Lager, wie man sich denken kann, empört über das Benehmen des preußischen Corpscommandanten; und Tauenzien mußte an seinen König die eindringlichsten Bitten richten, daß dieser dem Herzog, der die Bestimmung seines Corps in Holland sehe, die gemessensten Befehle zugehen lasse. Für uns aber sind diese Vorgänge ein Bild im Kleinen von dem, was die Kriegsereignisse der folgenden Zeiten bringen sollten. Das seit der Niederwerfung der holländischen Revolution zwischen Preußen und Holland bestehende Verhältniß spricht deutlich aus ihnen. Vor Allem aber spiegelt sich darin der ganze Widerwille Preußens gegen die Hülfeleistung zur Wiedereroberung Belgiens. Wohl hatte Thugut Recht gehabt, wenn er die Vermengung der österreichischen und preußischen Truppen in so entschiedener Weise getadelt und die Schwäche des darein willigenden Coburg gebrandmarkt hatte. Man kann es ihm nicht verargen, wenn er fortan Alles aufbot, um die beiderseitigen Truppen wieder möglichst vollständig zu trennen.**)

In Folge der Tauenzien'schen Beschwerde beim Könige nahm der Herzog von Braunschweig-Oels seine Entlassung und wurde durch den Generallieutenant von Knobelsdorf ersetzt: wir sind der Gerechtigkeit die Bemerkung schuldig, daß dieser in keiner Weise Coburg Grund zur

*) Witzleben, a. a. O. II, 143 f.

**) Es sei schlimm, meinte er in einem an Colloredo gerichteten Briefe, daß Coburg bei seinen Berathungen mit den Preußen sich so schwach gezeigt habe. Da dies aber einmal geschehen, so müsse man so bald als möglich die versprochenen 15,000 Mann vollzählig machen, um Preußen jeden Vorwand für seine Unthätigkeit zu nehmen. Sobald aber Mainz erobert, müsse man die preußischen und österreichischen Truppen schleunigst trennen und die beiderseitigen Operationen möglichst unabhängig von einander machen. Auch müsse man es zu verhindern suchen, daß Preußen die Reichscontingente mit seiner Armee vereinige, wie es dies mit den Darmstädtern gethan und mit den Bayern zu thun beabsichtige. Sonst werde Preußen die österreichischen Operationen ewig durchkreuzen und Oesterreich durch seine Allianz mehr Nachtheil zufügen, als es dies durch die blutigsten Kriege vermocht hätte. S. Vivenot, Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut, II, S. 15.

Unzufriedenheit geboten hat. Das preußische Corps — der kühne Husarenoberst Blücher befand sich bei ihm — vereinigte sich jetzt mit den Kaiserlichen.

Aber diese Differenzen waren wie gesagt nur das Vorspiel von den weit schlimmeren Dingen gewesen, die sich später zutrugen. Coburg war noch unter der Amtsführung Cobenzls mit dem Oberbefehl betraut worden. Er hatte bei seiner Anwesenheit in Wien die Dinge durch Cobenzl's und Spielmann's Brille gesehen. Ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Könige von Preußen war ihm anempfohlen. Er hatte demgemäß gehandelt. Und wie es ihm gelungen, sich im Türkenkriege mit Suworow in das beste Einvernehmen zu setzen, so war durch seine treuherzige und arglose Art zu Frankfurt auch ein herzliches Einverständniß mit Friedrich Wilhelm erreicht worden. Wir haben gesehen, wie er sich vom preußischen Hauptquartier seinen Kriegsplan vorschreiben ließ, obgleich Preußen ja immer betonte, daß es in diesem zweiten Feldzuge nur als Hülfsmacht auftrete, und daß es Oesterreichs Sache sei, den Kriegsplan zu entwerfen. Für die Feinheiten der Politik war eben Coburg nicht der Mann; und wie dies in Oesterreich so leicht geschieht, hatte er bei seinem Aufenthalt in Wien nur die eine Seite der politischen Lage erfaßt und nicht genügend hinter die Coulissen geschaut, um den Kernpunkt zu verstehen, und zu erkennen, wohin man eigentlich steure. Er wußte nicht, daß die preußisch-österreichische Allianz innerlich schon gelöst war. Er wußte nicht, daß das politische System des Kaisers nothgedrungen einen Ersatz in dem innigen Zusammengehen mit England suchte. Er wußte nicht, daß England den bayrischen Tausch sowohl als den uneigennützigen Principienkrieg gegen die Revolution verwarf und auf die Zurückeroberung derjenigen Gegenden ausging, die dort in den Niederlanden einst an Frankreich vorloren gegangen waren.

Coburg ward in seinen Auffassungen in hohem Grade durch Mack bestärkt, dessen Blicke ebenfalls weit mehr nach dem preußischen Hauptquartier als nach Wien gerichtet waren: es ist höchst charakteristisch, daß er einst einen französischen Unterhändler, den Obristlieutenant Cherin, geradezu aufforderte, sich an den König von Preußen zu wenden, der jetzt, wie er meinte, so sehr viel gelte, und in diesem Augenblicke entscheidenden Einfluß habe.*) Als Dritter im Bunde kam dann der

*) S. Sybel a. a. O. II, S. 225.

preußische Militärbevollmächtigte Tauenzien hinzu, dessen Charaktereigenthümlichkeiten vortrefflich zu denen des Prinzen paßten, der dabei aber doch durch und durch ein Preuße war und die Sachen mit preußischen Augen ansah.

Mack und Tauenzien bewogen Coburg, des als Flüchtling in seinem Lager ankommenden Dumouriez's Pläne in einem Augenblicke zu den seinigen zu machen, wo dieser bereits verloren und so gut wie ohne Einfluß war. Allerdings soll der König von Preußen nach Sybel, seinen Untergebenen befohlen haben, sich bei der Dumouriez'schen Verhandlung nicht zu betheiligen. Aber Sybel gesteht doch selbst zu, daß die früheren Instructionen des Königs weit weniger bestimmt in dieser Angelegenheit lauteten, und daß die geheimen Wünsche desselben auf solche Verhandlung gerichtet waren. Ja, er sagt geradezu, daß Tauenzien nach seiner Kenntniß von den Wünschen des Königs handelte.*) Es haben diese Vorgänge so viel Aehnlichkeit mit Braunschweigs Verhandlungen nach der Kanonade von Valmy, daß man schon daraus auf einen preußischen Ursprung derselben schließen darf. In beiden Fällen beruht das, was von deutscher Seite geschah, auf einer vollständigen Verkennung des innersten Wesens der französischen Revolution. Es liegt ihm ein gewisser diplomatischer Dilettantismus zu Grunde, der in jener Zeit bei den Preußen stets da hervortritt, wo es sich nicht um ihre eigensten Interessen handelt. Wie 1792, so wünschten die Preußen auch jetzt auf eine möglichst wohlfeile Art aus dem gewaltigen Unternehmen zu kommen, in das man sich eingelassen hatte. Man griff deßhalb nach jedem Strohhalm, und überließ sich mit unglaublicher Leichtigkeit den gefährlichsten Illusionen. Man wollte es dabei auch nicht einsehen, daß man von vornherein im Vorjahre Unrecht gethan hatte, als man sich mit den Franzosen einließ; und man hieß es deshalb willkommen, wenn jetzt der kaiserliche Feldherr dasselbe that. Vor Allem war es aber recht im preußischen Sinn, wenn jetzt Coburg jeder Eroberung Oesterreichs feierlich entsagte. Denn die gönnte man ja eben Oesterreich nicht, und die sollte ja eben durch das vage Versprechen der preußischen guten Dienste zur Effectuirung des bayrischen Tausches ersetzt werden.

Bereits bei jener Sendung vom 25. März war Dumouriez's Adjutant zu geheimen Eröffnungen autorisirt gewesen. Der General brannte

*) Siehe Sybel a. a. O. II. S. 221.

vor Verlangen, den im Vorjahre abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Die Nationalgarden waren aber bereits von Dumouriez abgefallen. Als er sich am 4. April zu der entscheidenden Unterredung mit Coburg über Condé nach Bouffu begeben wollte, bat ihn Neuilly, diese Festung, die gerade als Bürgschaft in die Hände der Kaiserlichen übergehen sollte, nicht zu betreten: die Stimmung der Besatzung, behauptete dieser, spreche sich mit zu großer Entschiedenheit gegen ihn aus. Der General wollte jetzt Bouffu auf einem andern Wege erreichen. Hier aber stieß er auf drei Bataillone Nationalgarden unter ihrem Oberst Davoust, die ohne Befehl das Lager verlassen hatten, um sich nach Valenciennes zu begeben, dessen Besatzung ebenfalls republikanisch gesinnt war. Sie versuchten Dumouriez als einen Verräther zu ergreifen. Man schoß auf ihn und verfolgte ihn Stunden weit. Nur auf Umwegen und zu Fuß konnte der General die kaiserlichen Vorposten erreichen. Coburg hatte ihn deshalb gar nicht gesprochen, nachdem er bis zum Abend auf ihn gewartet; und Mack sprach ihn erst in der Nacht, statt um 4 Uhr Nachmittags. Selbst letzterer gerieth doch in einige Verlegenheit über diesen Vorfall. Auch von Dumouriez's Erzählung abgesehen mußte Coburg sich sagen, daß ein Verzicht auf Eroberungen keinen Eindruck in Frankreich machen würde, da das gleiche Versprechen im Vorjahre ganz ohne Wirkung geblieben war. Trotzdem ließ sich der Prinz zu einem Manifeste verleiten, in dem er sich für den Bundesgenossen der französischen Ordnungsfreunde erklärte und im Namen seines Kaisers feierlich auf jede Eroberung verzichtete. Mit dieser Errungenschaft begab sich Dumouriez in das französische Lager zurück. Dorthin war aber bereits das Gerücht von dem Vorfall mit den Nationalgarde-Bataillonen gedrungen. Die Einen sagten, der Feldherr sei todt; die Andern, er sei zu den Oesterreichern übergegangen. Daraufhin hatte die Artillerie das Lager verlassen, um sich in Valenciennes mit der entschieden republikanisch gesinnten Besatzung zu vereinigen. Das Beispiel wirkte. Der Abfall ward ein allgemeiner. Coburgs Manifest hatte nicht die geringste Wirkung. Es blieb Dumouriez, der schon mit einer kaiserlichen Escorte in's Lager gekommen war, nichts übrig, als schleunigst zu den Oesterreichern zurückzukehren. Etwa 1800 Mann sind ihm in den nächsten Tagen gefolgt. Sie waren zum Theil eine große Last für die Oesterreicher, die dieselben auf lange hin zu erhalten hatten. Sie mußten mit ihren constitutionellen oder gemäßigt republikanischen Ansichten nachtheilig auf die Stimmung in Oesterreich zurückwirken, und paßten gar schlecht zu den Emigranten.

Coburgs Politik war bereits durch die Ereignisse vollständig gerichtet, als er sich am 7. April nach Antwerpen begab, um dort in einer Conferenz mit den Verbündeten den weiteren Kriegsplan festzustellen. Er mußte den Versammelten über den unglücklichen Ausgang der mit Dumouriez gepflogenen Unterhandlungen berichten, hielt aber mit der Zähigkeit seiner Natur an dem einmal gefaßten Plan noch immer fest. Richtig benutzt, meinte er, könne Dumouriez von großem Vortheil sein. Der König von Preußen sei damit ganz damit einverstanden. Mack war in seiner unklaren Sympathie für die gemäßigte Revolution der Ansicht, daß man auch jetzt noch Dumouriez unterstützen müsse, wenn man das Königthum wiederherstellen wolle. Wolle man aber Frankreich zerstückeln, dann bedürfe es ganz anderer Mittel und noch manches Feldzuges.

Natürlich mißbilligte man Coburgs Ansichten von allen Seiten. Die heftigste Opposition kam aber nicht von Seiten der Oesterreicher, sondern von den Engländern. Lord Auckland sagte: Die Absicht seines Hofes gehe dahin, Belgien eine Grenzwehr fester Plätze zu verschaffen, und nur so weit es sich um dieses Ziel handele, sei der Herzog von York befugt, in Gemeinschaft mit den Kaiserlichen zu operiren. Deutlicher konnte der Lord die von den ursprünglichen Koalitions-Absichten abweichenden Tendenzen nicht aussprechen. Und er fuhr fort: „Ich mache kein Geheimniß daraus, daß auch England für sich an sehr erhebliche Entschädigungen denkt.“ Es war ein verhängnißvolles Wort, das der Lord hiermit aussprach.

Oesterreich trifft bei dieser weiteren Complicirung der Entschädigungs-Frage kein Vorwurf. Der Oesterreich feindliche Auckland wird ausdrücklich als derjenige bezeichnet, der später im Juli die auf diesem Plane beruhende englische Unternehmung gegen Dünkirchen durchgesetzt hat.*) Er hat auch im April, als er diesen Anspruch zuerst erhob, durchaus nicht im Sinne Oesterreichs gesprochen. Thugut hat sogar nachdrücklich protestirt, als die englische Regierung im Mai officiell erklärte, daß sie Dünkirchen für sich, und einige Lütticher Bezirke für Holland begehre.**)

Auch dieser holländische Anspruch ward schon zu Antwerpen angedeutet. Auf die Aeußerung des Lords Auckland bemerkte nämlich der

*) S. Sybel, a. a. O. II, 338.

**) S. Sybel, a. a. O. II, 257. Der Zusammenhang scheint mir in Verbindung mit S. 338 zu ergeben, daß diese officielle Anmeldung der englischen Ansprüche einer etwas späteren Zeit angehört.

Prinz von Coburg, daß man England hoffentlich nicht mißtrauisch werde, denn alle Welt auf Schadenersatz ausgehe.*)

Der ebenfalls anwesende Graf Metternich** unterschied Coburg von den damen Absichten seines Hofes. Friedrich wurde beschlossen, daß Coburgs Proclamation unter den veränderten Verhältnissen widerrufen und durch eine neue ersetzt werden solle. Mit ihrer Abfassung wurde Metternich betraut. Coburg versicherte sie nun [illegible], daß die Coalition mit den Verbündeten so gut wie aufgelöst sei, denn er bei seinem System bleibe.

Ueberblicken wir den Verlauf der Antwerpener Conferenz, so werden wir gewiß gestehen müssen, daß derselbe natürlich genug war, ja daß das Resultat, wie die Dinge einmal lagen, kaum ein anderes sein konnte. Dagegen kann dieser Verlauf jedenfalls nicht zur Last gelegt werden, da die Conferenz, wie wir auch aus Sybel hervorgehen, von ihm nicht beeinflußt war. Er war erst eben zum Leiter der auswärtigen Politik ernannt worden, und es konnte auch am 7. April die Antwort auf einen etwaigen Bericht über die am 27. März mit Dumouriez gepflogenen Unterhandlungen noch nicht angelangt sein.

Der Mißerfolg der zweiten Hälfte des Feldzuges hängt auf das Innigste mit diesen Vorgängen zusammen, und ist zum Theile geradezu auf sie zurückzuführen. Die zweite Proclamation machte überall den übelsten Eindruck. In Frankreich sah man darin die offene Ankündigung der Eroberungsabsichten. In Preußen war man kaum weniger verstimmt.

Das Wiener Cabinet war mit Coburgs Benehmen höchst unzufrieden. Er wurde bitter getadelt. Den Obersten Mack ließ man die Unzufriedenheit ebenfalls fühlen und veranlaßte seinen Rücktritt dadurch, daß man ihn, Coburgs Empfehlung zum Trotz, nicht zum General beförderte. Die durch seinen Weggang entstandene Lücke ward um so fühlbarer, als auch der Erzherzog Karl, dem man die Siege von Aldenhoven und Neerwinden doch vor Allem verdankte, am ferneren Feldzuge keinen Antheil nahm: er hatte sich während dessen in Brüssel als Ge-

*) Sybel, a. a. O. II, 223.

**) Es ist der Vater des Staatskanzlers.

neral-Statthalter mit den mannichfach widerstrebenden Elementen des Landes abzuplagen. Hohenlohe-Kirchberg trat als Generalquartiermeister an Macks Stelle: es scheint nicht, daß der einundsechzigjährige Mann trotz mancher trefflicher Eigenschaften den vierzigjährigen Mack ersetzen konnte, obwohl es diesem an Mängeln wahrlich nicht fehlte. Das Memoire vom 1. Februar sagt, er sei ein wackerer Soldat und ganz tüchtiger Corps-Commandant, aber weiter nichts; und es fehle ihm durchaus an einem weiteren Horizont. Hohenlohe war ein durchaus achtungswerther und ehrenhafter Mann: sehr conservativ und streng religiös. So sehr er aber auch die Revolution haßte, so wenig finden wir ihn doch von jenem Geiste beseelt, der zu großen Unternehmungen unentbehrlich ist. Seine kritischen Erörterungen über den Feldzug in der Champagne schießen vorbei und sind durchaus von schablonenartiger Trivialität. Mitten im Siegeslauf der kaiserlichen Waffen klagt er später seinem Bruder über das Mühsame und Fatigante seiner Berufsgeschäfte. Er sei recht geplagt. Es sei allerdings Gottes Wille, daß der Mensch sein Brod im Schweiße seines Angesichts esse. Aber unter so vielen Sorgen und solcher Verantwortung es zu verzehren und auch kein einziges Mittagsmahl zu genießen, wo man nicht zwei bis drei Mal gestört werde, übersteige doch zuletzt alle physischen und geistigen Kräfte. Einen Rehbock auf einem jungen Schlage zu schießen, meint er ein ander Mal, sei doch weit angenehmer, als 84 Kanonen auf eine Festung zu richten.*) Es bedarf keiner Ausführung, daß diese Stimmung nicht geeignet war, um dem Ungestüm der revolutionären Leidenschaften zu begegnen.

Schlimmer noch als Macks Rücktritt war die Rückwirkung der Antwerpener Vorgänge auf den Prinzen Coburg. Niemand war durch den Widerruf der ersten Proclamation mehr bloßgestellt als eben er. Der Prinz sah darin ein großes Opfer, das er der Sache seines kaiserlichen Herrn gebracht. Kummervoll und erzürnt kam er nach Mons zurück. Sein alter Jugendmuth stellte sich um so weniger wieder ein, als das erste Ziel des Krieges ja erreicht war, und als die sich bald wieder verschlechternde Stimmung der Belgier lähmend auf ihn einwirken mußte. Seufzend meinte er wohl, die Niederlande seien es gar nicht werth, daß man sich zu ihrem Schutze so abmühe. Er erhielt dann ein sein Benehmen gegen Dumouriez indirect mißbilligendes Schreiben aus Wien. Der Prinz wollte sich rechtfertigen

*) Witzleben, a. a. O. II, 196.

und bat um weitere 30,000 Mann, da man sich auf die Bundesgenossen nicht verlassen könne; erhielt aber darauf unter dem 6. Mai eine wahrscheinlich von Thugut verfaßte Zurechtweisung des Kaisers. Koburg, hieß es darin, habe den Kaiser so wenig von den Einzelheiten der Verhandlungen mit Dumouriez unterrichtet, daß man diese Dinge meist erst aus den Zeitungen in Wien erfahren habe: wahrscheinlich hatten sich Coburg und Mack nach Dumouriez's Katastrophe ihrem Hofe Alles zu gestehen gefürchtet.

Diese Correspondenz verbitterte die Beziehungen zwischen Coburg und den Regierungskreisen. Der Feldmarschall schob natürlich Alles, was ihm widerfahren, auf das Uebelwollen seiner Wiener Feinde. Das Verhältniß zu Thugut gestaltete sich dadurch von vornherein zu einem ungünstigen. Nicht minder unerfreulich wurden gleich anfangs Coburgs Beziehungen zu den Seemächten durch die Antwerpener Vorgänge. Der nach wie vor in der Politik desorientirte Prinz wußte sich den Widerwillen Englands gegen eine uneigennützige Restaurationspolitik nur durch die wunderbare Vermuthung zu erklären, daß England den Herzog von York zum König von Frankreich zu machen beabsichtige. Es war ihm drückend, von solchen Verbündeten abzuhängen, deren geheimen Umtrieben er zuletzt noch als Opfer zu fallen fürchtete. Seine Zähigkeit hielt die einmal empfangenen Eindrücke nach beiden Richtungen hin fest. Immer mehr bildete sich in der weiten Entfernung von Wien eine besondere politische Richtung des Hauptquartiers aus, die auch den Erzherzog Karl zu gewinnen wußte, und durch ihn wiederum auf die Erzherzogin Marie Christine und den Kurfürsten von Köln zurück wirkte, welche sich doch schon in einer gewissen frondirenden Stellung zu dem Hofe ihres jugendlichen Neffen befanden. Thuguts Briefe sind voll von Klagen über die „Clique". Denn bald genug gewann das Hauptquartier auch sehr einflußreiche Gönner in Wien selbst. Namentlich Lacy ist es gewesen, der in seiner kritischen Art für Coburg und gegen Thugut Partei nahm, der stets zu Laudon gehalten und niemals zu den Bewunderern des Lacy so befreundeten Kaisers Joseph gehört hatte.

Alles vereinigte sich, um Coburg den Preußen in die Arme zu treiben. Er war von Haus aus nicht gerade ein Preußenfreund. Noch am 19. April drückte er seinen Zweifel darüber aus, ob Preußen bei der Coalition ausharren werde. Aber er betrachtete jenen selben Thugut

*) Witzleben, a. a. O. II, 172.

als seinen Feind, der auch der ausgesprochene Gegner Preußens war. Die Engländer traten ihm mit gewohnter Starrheit entgegen, während man preußischerseits Alles that, um seine Stimmung auszunutzen. Tauenzien, den man später in Anerkennung seiner diplomatischen Verdienste im Januar 1794 als Militairbevollmächtigten nach Petersburg sandte, war hierfür vortrefflich geeignet; und der König drückte in seinen Briefen wiederholt sein persönliches Interesse für Coburg aus, dem durch die Intriguen seiner Feinde in Wien soviel Herzeleid bereitet werde. Endlich stand Coburg abgesehen von den 8000 Mann des Knobelsdorf'schen Corps, dessen Officiere unter dem Einflusse Tauenziens sich musterhaft betrugen, mit keiner einzigen preußischen Heeresabtheilung in unmittelbarer Verbindung. Es ist nicht mehr wie menschlich, wenn er das, was er unmittelbar empfand, zu hoch aufnahm, und sich hinsichtlich dessen, was er nicht unmittelbar empfand, Illusionen hingab.

Drittes Kapitel.

Zweite Hälfte des niederländischen Feldzuges von 1793.

Es wäre jetzt der Moment gewesen, mit voller Kraft und entscheidendem Erfolg den Krieg gegen Frankreich aufzunehmen. Das, was im vorhergehenden Jahre geschehen, erschien den jetzigen Resultaten der Kaiserlichen gegenüber nur als ein vorübergehendes Mißgeschick, das durch die Unterschätzung des Feindes verursacht worden war. War dann später diese Unterschätzung in Ueberschätzung und Schrecken umgeschlagen, so hatte man jetzt in den Niederlanden gesehen, wie es eigentlich mit den Franzosen bestellt war. Es hatte sich gezeigt, daß ihnen wohl eine Ueberrumpelung gelingen konnte, daß es ihnen aber noch durchaus an nachhaltiger Kraft fehlte, und daß hinter all' dem revolutionären Geschrei unendlich viel Hohlheit verborgen war.

Jetzt erst traten England und das Reich activ auf den Kampfplatz. Die englischen, holländischen, hannoverschen und hessischen Truppen rückten nacheinander in den Niederlanden ein. Andererseits war der Reichskrieg, dessen Erklärung der Kaiser im vergangenen September beantragt hatte, am 22. März förmlich beschlossen worden. Am 30. April wurde das darauf bezügliche Reichsgutachten ratificirt.*) Es wurde in dem Ratificationsdecret gesagt, „daß der von Frankreich durch Gewaltschritte

*) Bereits im November und December war die Ausrüstung des Triplums und die Einziehung der Römermonate verfügt worden. Das diesen Anordnungen zu Grunde liegende Reichsconclusum war vom 23. November 1792.

ungene und dem Reiche aufgedrungene Krieg für einen allgemeinen
skrieg zu erklären und als solcher zu verkünden sei; die früher
offenen Verträge mit Frankreich, seit dem Münsterschen, und die
gemachten Abtretungen*) seien demnach nicht mehr verbindlich."
. „Es müsse alle gesellschaftliche Ordnung gefährden, wenn man,
ie Revolution thue, abstracte philosophische Gemeinplätze und specu-
Staatstheorien mit eigensinniger Zurückstoßung aller Vortheile der
heit und Erfahrungen voriger Zeitalter, ohne Rücksicht auf physische
moralische Verhältnisse, durchzuführen suche. Auch sei es völlig
die Natur, dem ganzen Menschengeschlechte über die Auswahl
Mittel und Wege zu seiner bürgerlichen Glückseligkeit nur einen
aufdringen zu wollen. Eine Freiheit, welche nur für den Natur-
hen passe, müsse nothwendig den Endzweck jeder Staatsverbindung
hten, und wenn sie nicht der individuellen Lage der Menschen an-
t sei, zwar der Einbildungskraft des großen Haufens schmeicheln,
früher oder später doch nur gewaltsame Erschütterungen hervor-
und alle ersprießlichen Folgen einer allmälig wirkenden, wohl-
ten Aufklärung und der darauf gegründeten Cultur zerstören. Eine
nftige Gleichheit, die sich auf gleichen Schutz, Sicherheit und Ge-
zkeit erstrecke, sei unter jeder Regierungsform denkbar; es sei aber
ücksichtsloseste Despotismus, wenn man die Gleichheit darin suche,
Völkern die unbedingte Ausübung philosophischer Machtsprüche auf-
en zu wollen."**)

Man wird nicht anders sagen können, als daß das alte Reich
es principiellen Gegensatzes vollkommen bewußt war, als es sich zu
n letzten Gange mit dem französischen Erbfeind entschloß. Häusser
das Ratificationsdecret das bedeutendste politische Manifest, welches
ter Zeit als officielle Kundgebung gegen die Revolution von deutscher
ausgegangen ist. Wir vermuthen, daß der in den Reichsange-
heiten maßgebende Reichsreferendar Frank — er war ein geborner
ffenburger, ein ausgezeichneter und von deutscher Gesinnung erfüllter

*) Wir erinnern hier daran, daß der weitaus größere Theil des Elsaßes erst
em westphälischen Frieden von Frankreich incorporirt wurde. Das Ratifications-
kommt also dem Kur-Kölnischen Antrag von 1791 sehr nahe, der doch wahr-
ich auch die alten Habsburgischen Besitzungen im Elsaß nicht hatte revindiciren
. Von den Lothringischen Bisthümern sieht das Decret ab. Wir glauben
nicht, daß es sich auf das Herzogthum Lothringen bezog, für das ja Toscana
aussicht war.

**) S. Häusser a. a. O. I, 448 f.

Mann — der Verfasser war.*) Das verfehlte Manifest Braunschweigs kann in seiner bramarbasirenden Gehässigkeit hiermit nicht verglichen werden. Man wird sagen dürfen, daß das Ratificationsdecret auch wirklich der Meinung der deutschen Patrioten entsprach. — „Sie fragen mich", hatte Stein am 5. März an die ihm befreundete Frau von Berg geschrieben, „was aus diesem Getümmel, diesem Drängen von Menschen und Gedanken und Meinungen für Deutschland entstehen werde? Französische Anarchie und Sittenlosigkeit wird für den ruhigen, sittlichen Deutschen nicht ansteckend sein, er wird im Kampfe mit dieser unglücklichen Nation vielleicht nicht erobern, aber auch gewiß nicht unterliegen und das Beispiel der Gräuel, die seine Nachbarn begehen, das Elend, welches zwei zahlreiche und glänzende Stände dieser Nation erleiden, wird manches Vorurtheil vernichten und manches Gute beschleunigen. Ich erwarte mir einen Krieg von mehreren Jahren, aber seine Einflüsse sind vortheilhaft, sie stellen Muth und Energie wieder her, sie geben einen neuen Reiz zur Thätigkeit, sie werden die Abneigung gegen die scheußliche Nation der Franzosen vermehren."**)

Wir befinden uns in der Zeit, wo der damals 28jährige Gen durch die Uebersetzung und Herausgabe von Burke's Betrachtungen üb die französische Revolution seinen Ruf begründete. „Ganze Nationen sagte er in der Vorrede, „verabscheuen ihren bürgerlichen Zustand un stürzen mit aller Wuth entzügelter Leidenschaften einem Neuen entgege sehen in wildem Enthusiasmus hinter sich und neben sich nichts al Elend und Nacht, vor sich nichts als heiteres Glück und helles Licht. — — — Alles, was bisher in den Augen des Menschen Werth hatt soll für Tand gelten, Alles, wobei sich Millionen glücklich befanden, al Grille und Verderbniß ausgerottet werden; Alles soll fortan Ein Reic Ein Volk, Ein Glaube und Eine Sprache sein. Statt mühsamer Re gierungssysteme, von Weisheit und Erfahrung langsam zusammenge tragen, sollen Freiheit und Gleichheit den Scepter der Welt in ihr Hände nehmen, und die Tyrannen der Erde sollen mit allen ihren alte Bundesgenossen, mit Religion, Wissenschaft und Künsten, wenn sie sic nicht in ein ganz neues Gewand schmiegen wollen, in der Nacht eine ewigen Vergessenheit wandern. Die Grille einer allein seligmachende Kirche, nachdem man sie in der Religion von der Erde vertrieben ha

*) S. über ihn Vivenot, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, II. 2. Abtheil. S. 452, Anmerkung.

**) S. Pertz: Aus Steins Leben I, 76 f.

soll in der Politik wieder auferstehen und alle Kraft eines freien Ideenganges lähmen; für Posse und Betrug soll Alles erklärt werden, was nicht aus einigen Lieblingsvorstellungen abgeleitet wird." *)

Wenn die Cabinete auch nicht mehr geradezu das französische Königthum wiederherstellen wollten, so wird man doch, bei aller Schwachheit im Einzelnen und in der Durchführung, sagen dürfen, daß das Reich im Sinne eines Kampfes gegen diesen Geist der Revolution den ihm hingeworfenen Handschuh aufgenommen hat. Es war, als wollte das heilige römische Reich deutscher Nation noch einmal sein in dem Rechte wurzelndes innerstes Wesen der Revolution gegenüber zur Geltung bringen.

Es sollten 120,000 Mann Reichstruppen — das sogenannte Triplum — gestellt werden. Und allmälig langten auch wirklich die Reichscontingente am Mittelrhein an. Coburg ward Reichsfeldmarschall und erhielt nebst der Reichskriegskasse den Oberbefehl über die Reichstruppen. Leider verzichtete man österreichischerseits auf die Aufstellung einer gesonderten Reichsarmee, so daß Coburgs Commando ein illusorisches blieb.**) Für den Moment kam aber nichts darauf an, da Alles von den Offensivoperationen in den Niederlanden abhing.

Am 8. April war dort der Waffenstillstand aufgekündigt worden. Am 9. rückte man über die französische Grenze. Die Hauptarmee nahm Stellung bei Quiévrain und Clerfayt besetzte St. Amand. Da Coburg Ende Mai auf Vermehrung seiner Streitkräfte durch 50,000 Mann Verbündeter rechnete, so beschloß er, sich vorläufig mit der Einschließung von Condé zu begnügen, obgleich es auf der Hand lag, daß die in Folge der Dumouriez'schen Katastrophe damals in voller Auflösung befindliche französische Armee sich inzwischen noch weit mehr verstärken und erholen würde. 41,000 Mann glaubte man nach dem Cordonsystem damaliger Zeit zur Besetzung der langen Grenze von Maubeuge bis zum Meere nöthig zu haben. Mit 53,000 wollte Coburg den Feind aus der Umgegend von Valenciennes vertreiben, dessen eigentliche Belagerung aber erst nach dem Eintreffen der Belagerungs-Artillerie beginnen sollte, welche zum Theil erst auf dem Rhein herbeigebracht werden mußte.

*) Cl. Th. Perthes: Zustände und Personen in Deutschland z. Z. der Französ. Herrschaft. II, 254 f.

**) Die Armee am Oberrhein galt als die Reichsarmee. Die Preußen wollten jedoch nicht zu derselben gerechnet sein, und es fehlten einschließlich der Preußen noch 30,000 Mann an dem Triplum.

Man berechnete ganz richtig, daß man Ende Juli im Besitze von Valenciennes sein würde.

Während sich so der Hauptangriff der Verbündeten in einen langwierigen Belagerungskrieg verwandelte, hätte Coburg, wie wir vom heutigen Standpunkte der Kriegswissenschaft aus sagen dürfen, in zwölf Tagemärschen zwischen den Festungen hindurch Paris erreichen können, ohne auf ein erhebliches Hinderniß zu stoßen. Man hat in unseren Tagen nach allen möglichen verborgenen Gründen dafür gesucht, daß er dies nicht that. Die Sache ist aber einfach die, daß weder im Lager der Verbündeten, noch in Wien, noch im Hauptquartier des Königs von Preußen dieser Gedanke im Jahre 1793 ernstlich in Frage gekommen ist. Man hielt die Eroberung der französischen Grenzfestungen für eine unerläßliche Vorbedingung. „Ich habe niemals die Thorheit gehabt", hatte Coburg dem am 12. April an ihn abgesandten Convents-Commissar Cherin gesagt, „wie im vorigen Jahre der Herzog von Braunschweig, meine Operationspläne bis nach Paris auszudehnen."*) Als dann später die Königin Marie Antoinette am 3. August dem Revolutionsgericht übergeben wurde, wandte sich der treue Mercy an Coburg mit dem Vorschlag, durch die Wegnahme von Cambray Paris seines letzten Bollwerks zu berauben, zugleich aber Reiterabtheilungen gegen Paris vorzuschicken. Coburg fand aber schon dies viel zu gewagt und protestirte, trotz seines regen Mitgefühls für die Königin, in den lebhaftesten Ausdrücken gegen einen Marsch auf Paris, der allen Regeln des Krieges widerspreche. Habe nicht der letzte Feldzug den traurigen Beweis geliefert, wohin überstürzende Unternehmungen führten? Man habe im Vorjahre Geld, Ruhm, Ehre und Provinzen verloren und sei um einen ganzen Feldzug zurückgeworfen worden.**) Mercy verwahrte sich darauf sehr entschieden, daß er an eine ernstliche Unternehmung gegen Paris gedacht.

Wie so viele Andere, war Coburg der Ansicht, es müsse die Revolution, wenn nur der Krieg das Volk nicht durch eine Invasion unmittelbar berühre, immer neue Parteibildungen und immer wildere Parteikämpfe hervor-, und Frankreich in kurzer Zeit zu völliger Wehrlosigkeit herabbringen. Etwa im Frühjahr 1794 werde dann, meinte er, der Zeitpunkt eintreten, der einer Invasion ein sicheres Gelingen in Aussicht

*) Witzleben, a. a. O. II, 188.
**) Witzleben, a. a. O. II, 269.

stelle. Der mißglückte Feldzug des Herzogs von Braunschweig lastete damals, wie Witzleben mit Recht bemerkt, auf den Geistern. Die österreichischen Generale — Hohenlohe an der Spitze — waren der Ansicht, daß der Feldzug in der Champagne nur deßhalb mißglückt sei, weil man sich in tollkühner Weise über die Regeln der Kriegskunst hinweggesetzt habe.

Auch glaube man nicht, daß die Franzosen über die Möglichkeit eines Angriffs auf Paris wesentlich anders dachten! Dort war man ohne irgend eine ernstliche Besorgniß. Und der im Lager anwesende Carnot meldete, daß die Defensivstellung der Armee eine ganz vortreffliche sei, und daß der Feind nichts Ernstliches beginnen könne. Die damalige Bedeutung der ehemals niederländischen Grenzfestungen wird durch Dinge dieser Art erst in das rechte Licht gesetzt; und man begreift nun erst völlig, warum England und Oesterreich einen so großen Werth auf ihre Zurückeroberung legten. Eine ganz willkürliche Supposition ist es dagegen, wenn man, um den Tadel gegen die österreichische Regierung aufrecht zu erhalten, sagt, das kaiserliche Cabinet würde sich auch dann dem Marsch auf Paris widersetzt haben, wenn keine militairischen Bedenken bestanden hätten. Selbst Sybel gesteht doch, daß man in Wien einsichtsvoll genug gewesen sei, um zu erkennen, daß der Krieg um so rascher beendigt werden würde, je energischer man vorgehe. Es sei von Wien aus nicht möglich, die Dinge hinreichend beurtheilen zu können, schreibt Thugut am 27. Juli. Man müsse deßhalb Coburgs Kriegsplan einfach gut heißen und dabei die Hoffnung aussprechen, daß derselbe mit aller derjenigen Energie zu Werke gehe, die ihm durch seine große und mit Allem reichlich versehene Armee ermöglicht werde. Seit dem Falle von Mainz (23. Juli) sei das letzte Hinderniß einer Beschleunigung der Operationen hinweg geräumt. Man solle Coburg bedeuten, daß die Raschheit und Kraft der Operationen das einzige Mittel sei, um die Dauer des schon so drückenden Krieges zu verkürzen.*)

Wie wenig man die Franzosen wieder zu Athem kommen lassen dürfe, hatte übrigens ihre Armee bald genug bewiesen, indem diese sich unter der ordnenden Thätigkeit Carnots bis Ende April wieder auf 55,000 Mann verstärkt hatte, die am 1. Mai sogar wieder zum Angriffe übergingen. Es galt dem Entsatz von Condé; daneben wünschte man, durch Offensivoperationen den Muth der Truppen wieder zu beleben und

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe ꝛc. I, 24.

die jungen Mannschaften an das Feuer zu gewöhnen. Der auf vielen verschiedenen Punkten zugleich unternommene Angriff mißglückte überall. Die Franzosen verloren 2000 Mann. Aber ihre Soldaten schlugen sich gut: die Commissare meinten in ihrem Bericht, daß dies weitere Siege verbürge. Am 8. wiederholte Dampierre seinen Versuch. Der Kampf schwankte lange unentschieden hin und her. Dampierre selbst führte 8 Bataillone zum Sturm gegen eine Verschanzung heran. Aber eine Kanonenkugel verwundete ihn tödtlich. Der Angriff wurde eingestellt, und am folgenden Tage der Rückzug angetreten. Nur eine den Verbündeten ziemlich lästige Redoute hielten die Franzosen noch besetzt. 600 freiwillige Oesterreicher und Preußen erstürmten aber auch diese, trotz der größeren Zahl ihrer Vertheidiger, und machten allein 600 Gefangene.

Auf den 23. Mai setzte Coburg endlich den Angriff auf das französische Lager bei Famars an. Der in Tournay stehende Herzog von York — er war ein schöner, muthiger junger Herr, etwas lebenslustig, aber von den besten Absichten für den Krieg erfüllt — hatte sich früher dahin geäußert, daß er in der dortigen Gegend nur bis zum Falle von Condé verbleiben werde, da die Eroberung von Dünkirchen der einzige Zweck sei, weßhalb England am Landkriege Theil genommen. Er bot jetzt freiwillig seine Unterstützung an. Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß er sich dadurch in südöstlicher Richtung von Dünkirchen entfernte, vereinigte er sich am 20. mit der österreichischen Armee. Die Ankunft der hannoverschen und englischen Truppen erregte großen Jubel bei der Kaiserlichen. Man musterte sich gegenseitig. Die österreichischen Husaren zollten den Pferden der hannoverschen Reiterei ihren Beifall, fanden dagegen die Ausrüstung der englischen Dragoner viel zu elegant. Groß aber war die Freude über die Wiedervereinigung mit den alten Waffengenossen, von denen man durch fast fünfzigjährige Irrungen getrennt gewesen war. Mit den hannoverschen Truppen erschienen damals auch noch zwei weitere welfische Prinzen auf dem Kriegsschauplatze: Prinz Ernst (nachmals Herzog von Cumberland) und Prinz Adolph (nachmals Herzog von Cambridge): der erstere als Oberst des neunten leichten hannoverschen Dragonerregiments. Man staunt in der That, welcher Kranz von deutschen Fürsten sich in den Niederlanden vereinigte.

Es war jetzt auf eine Ueberrumpelung des verschanzten Lagers bei Famars abgesehen; wie denn nach Hochkirch und Schweidnitz die Oesterreicher stets eine große Vorliebe für solche Unternehmungen zeigten.

Um Mitternacht wurden die Truppen in aller Stille geweckt; am 23. mit Tagesanbruch sollte der Vormarsch beginnen. Aber wie es den Oesterreichern häufig dabei zu ergehen pflegte — es fiel ein starker Nebel,*) so daß man sich erst gegen 7 Uhr in Bewegung setzen konnte. Der Herzog von York bewerkstelligte bei Mareches seinen Uebergang über die Rhonelle. An den beiden Ufern dieses starken Baches, der von Westen kommend bei Valenciennes in die Schelde mündet, lagen die Hauptverschanzungen der Franzosen bei den Dörfern Aulnay und Famars. Ihr linker Flügel bei Aulnay war der schwächere: er stand vollkommen in der Luft und die Eingänge der Redouten waren noch nicht genügend geschlossen. Nach dem noch von Mack entworfenen Plane wurde der Angriff in drei Colonnen, die von einander unabhängig waren, unternommen. Die Hauptarbeit fiel dem tapferen Benjowsky zu. Vom Feinde ungesehen, wußte er sich dem rechten Flügel der Verschanzungen zu nähern. Ein hannoversches und ein österreichisches Bataillon gingen gegen dieselben vor. Die Grenadiere sprangen in den Graben und erstiegen den Wall, indem sie sich Stufen mit dem Bajonnett machten. Man eroberte eine Fahne und 7 Geschütze. Zwei französische Reiter-Regimenter stürzten sich auf die Stürmenden, um den Unfall wieder auszugleichen. Aber hannoversche Cavallerie (Leibgarde), der sich ein Zug österreichischer Husaren anschloß, hieb auf sie ein. Das sich hierauf entspinnende Gefecht muß ein blutiges gewesen sein, da allein die hannoversche Leibgarde 7 Officiere und 52 Mann verlor. Aber die Franzosen wurden geworfen und bis unter die Kanonen der jenseits der Rhonelle stehenden Batterien zurück getrieben. Der bei diesen Vorgängen persönlich anwesende Feldmarschall wollte das Resultat der von dem Herzog von York beabsichtigten Umgehung abwarten, ehe er dem bei Aulnay kämpfenden Ferraris weiter vorzugehen befahl. York hatte aber seine Umgehung zu weit ausgedehnt. Da seine Truppen seit 15 Stunden in Bewegung waren, so beschloß er, nachdem er die ihm gegenüberstehenden Franzosen in ihre Verschanzungen zurückgetrieben hatte, in Quérénaing einstweilen zu ruhen. In Folge dessen blieb auch Ferraris stehen; und das Lager wurde an diesem Tage nicht genommen, sondern nur die seiner Wegnahme im Wege stehenden Hindernisse beseitigt.

Am 24. um 2 Uhr in der Frühe setzte Coburg abermals seine Colonnen in Marsch. Aber die Franzosen warteten den Angriff nicht

*) So ging es z. B. auch am 2. December 1787, wo Kaiser Joseph sich noch vor der Kriegserklärung durch Ueberrumpelung Belgrads zu bemächtigen suchte.

ab. Sie hatten in der Nacht mit einem Theil ihrer Truppen die Besatzung von Valenciennes verstärkt und mit dem Rest ihren Rückzug nach Bouchain angetreten. Da auch General Werneck an der Sambre glücklich gefochten hatte, so war der Endzweck von Coburgs Unternehmung vollständig erreicht. Wie in alten Tagen hielt der mit der Siegesbotschaft an den Kaiser abgesandte Major Stipschitz in Begleitung von 27 Postillonen am 31. seinen Einzug in Wien. „Mit wahrer Rührung", schreibt der Kaiser am darauf folgenden Tage, „erkenne ich die wichtigen Dienste, welche Euer Liebden mir und der Monarchie durch so vortreffliches Benehmen geleistet haben."

Für die hannoverschen Truppen war die Schlacht von Famars ein besonderer Ehrentag. Die Vorpostengefechte abgerechnet, war es das erste Mal in diesem Kriege, daß sie im Feuer standen.*) Selbst der Preuße Tauenzien kann nicht umhin, in den Berichten an seinen König die hannoversche Reiterei rühmend hervorzuheben. Ein noch existirendes Bild hat die Erinnerung an den 23. Mai 1793 der Nachwelt überliefert.

Die Verbündeten konnten nun nach Vertreibung der zum Entsatz bestimmten Franzosen zur Belagerung von Valenciennes schreiten. Auf seinen besonderen Wunsch erhielt dabei der Herzog von York den Oberbefehl über die Belagerungsarmee, während freilich thatsächlich Ferrari unter ihm die Belagerung leitete. Die Hannoveraner nahmen unter dem Feldmarschall von Freitag in der Stärke von 14 Bataillonen und 12 Schwadronen daran Theil: sie bildeten etwa ein Dritttheil der Belagerungs-Armee, während die Engländer nur 7 Bataillone und 6 Schwadronen zählten. Unter Wallmoden besetzten sie Aubry und St. Leger auf dem linken, unter Hammerstein und Oeynhausen die Höhen von Famars auf dem rechten Ufer der Schelde. Das Beobachtungsheer behielt Coburg unter seinem eigenen Commando.

Die Belagerung war eine regelrechte und verlief, wie man es erwartete. In dem alten Ferrand besaß die Festung einen tüchtigen Commandanten. Aber der Sturm vom 25. Juli brach die Widerstandskraft der Bürgerschaft und erzwang am 28., als York die Festung zum

*) Die die Hannoveraner betreffenden Details entnehmen wir dem „Archiv des hist. Vereins für Niedersachsen 1845", S. 123—130; im Allgemeinen sind wir sonst auch hier Witzleben gefolgt. Die Stärke der Hannoveraner bei Famars betrug 4 Bataillone, 3 Reiterregimenter und 16 Geschütze. Sie standen unter den Generalen v. Wallmoden und von dem Busche.

zweiten Male zur Uebergabe auffordern ließ, die Capitulation. Am 1. August streckte die 7000 Mann starke Besatzung das Gewehr und wurde unter der Bedingung, während der ganzen Dauer des Krieges nicht mehr gegen die Verbündeten zu kämpfen, entlassen.

Am 13. Juli hatte inzwischen auch Condé capitulirt, dessen Besatzung kriegsgefangen nach den kaiserlichen Erblanden gebracht wurde. Am Rhein wie in den Niederlanden hatte man in der glänzendsten Weise gesiegt. Am 14. Juli hatte ein Dankfest für die Uebergabe von Condé stattgefunden. Am 2. August feierten die versammelten Truppen die Einnahme von Valenciennes. Der Jubel war um so größer, als man diese Festung als eines der stärksten französischen Grenzbollwerke betrachtete. Auch in Wien war die Freude groß. Der Kaiser ernannte Ferraris, der trotz seines Podagras Außerordentliches geleistet hatte, zum Vicepräsidenten des Hofkriegsraths.

Wiederum hatte man das Ziel der Kriegführung erreicht. Wiederum galt es, einen neuen Kriegsplan zu entwerfen. Hierbei traten aber die größten Meinungsverschiedenheiten hervor.

Das Ziel der englischen Kriegführung war die Eroberung von Dünkirchen. Es war hieran nun einmal nichts zu ändern. Das englische Cabinet hatte — und es handelte dabei zum Theil selbst wiederum unter dem Drucke parlamentarischer Rücksichten — die Belagerung des für England allerdings wichtigen Platzes zur conditio sine qua non gemacht; und das Wiener Cabinet hatte sich schließlich doch zur Annahme eines darauf gegründeten Kriegsplanes verpflichtet. Der Herzog von York hatte schon ein Uebriges gethan, als er aus freien Stücken seine Armee zur Unternehmung auf das Lager bei Famars herbeiführte. Coburg hatte dann, um die Engländer für die Dauer der Belagerung von Valenciennes an sich zu fesseln, ausdrücklich zugestanden, daß nach dem Fall dieser Festung Dünkirchen belagert, und daß zu diesem Zweck das York'sche Corps durch 15,000 Mann verstärkt werden sollte.

Auch wir sind überzeugt, daß die Belagerung des entfernten Dünkirchen kein glücklicher Gedanke war; wie er denn durch Nebenrücksichten eingegeben wurde, die weit weniger als die österreichischen Eroberungspläne etwas mit dem Hauptziel des Krieges zu thun hatten.

Aber man hat nun einmal in der Politik wie im Felde mit den thatsächlich vorhandenen Factoren zu rechnen. „Ich muß", hatte Coburg selbst, in Bezug auf das von ihm gegebene Versprechen, dem Kaiser geschrieben, „dieses Opfer den Engländern bringen und mich schließlich noch glücklich schätzen, daß ich unter diesen Verheißungen ihre Armee bei mir behalte, denn eigentlich wollen sie, sobald ihre Armee vereinigt ist, gemeinschaftlich mit den Holländern diese Unternehmung (gegen Dünkirchen) einseitig ausführen."*)

Der Herzog von York hatte seine Zusage gehalten. Es war jetzt an Coburg, die seinige zu erfüllen; und es ist nicht zu begreifen, was den Prinzen bestimmen konnte, jetzt wieder von dem einmal Verabredeten abzuspringen. Hätte es sich um einen großartigen und entscheidenden Angriff, wie etwa um einen Marsch auf Paris gehandelt, so wäre das Benehmen des Prinzen zu verstehen. So aber handelte es sich um die Belagerung von Maubeuge und Philippeville durch Coburg und von Saarlouis durch den König von Preußen. Es kann nicht anders sein, als daß der Prinz auch diesmal durch eine Intrigue Tauenziens und derjenigen kaiserlichen Officiere, die mit diesem die Köpfe zusammensteckten, beeinflußt war, wenn er nun doch mit einem Plane hervortrat, der den Zug gegen Dünkirchen beseitigen sollte. Die noch nachwirkenden Eindrücke der Antwerpener Conferenz und die Zähigkeit, mit welcher Coburg an einem einmal gefaßten Gedanken festhielt, mochten dazu das ihrige beitragen. Und auch Hohenlohe's Aengstlichkeit wird dabei mitgewirkt haben. Aber schon die Art und Weise, wie Coburg seine Absicht zu verwirklichen suchte, weist auf eine preußische Quelle. Er wartete nicht erst ab, was der Kaiser zu seinem Plane sagen werde. Um einen Rückhalt gegen die Forderungen der Engländer zu gewinnen, theilte er ihn vielmehr dem König von Preußen schon an jenem selben 24. Juli mit, an dem er ihn seinem Kaiser darlegte. Der König sollte ihn in Wien empfehlen — ein um so auffallenderes Verfahren, als Coburg kurz vorher dem Kaiser einen anderen Plan unterbreitet haben muß, über den sich Thugut in dem erwähnten Briefe vom 27. Juli dahin äußerte, daß er ihn vollständig zu acceptiren rathe.

Der Kaiser mißbilligte, wie sich denken läßt, den neuen Coburgschen Plan auf das Entschiedenste. Niemals dürfe sich Oesterreich, sagte man, dem Vorwurfe aussetzen, in der Erfüllung der England gegenüber

*) Witzleben, a. a. O. II, 241.

egangenen Verbindlichkeiten nachlässig und unachtsam zu erscheinen. s ist mir eine bloße Unmöglichkeit, diesem Ihrem neuen Plane bei-llen", schrieb der Kaiser an Coburg.*)

Es bedurfte aber gar nicht einmal der kaiserlichen Willensäußerung. on am 3. August, also ehe der Kaiser Coburg geantwortet, legte er seinen Plan den im Hauptquartier zu Herin erscheinenden Unter-hlshabern vor. Er erbot, sich den Engländern später 30,000 statt 00 Hülfstruppen zu gewähren, wenn sie mit ihm vereinigt blieben die neu entworfenen Operationen durchgeführt seien. Der Herzog York erklärte dagegen, er habe den bestimmtesten Befehl, die Be-erung von Dünkirchen in Angriff zu nehmen; das kaiserliche Cabinet e sich zu dieser Unternehmung verpflichtet.

Man wird anerkennen müssen, daß der Herzog von York dem erlichen Obergeneral soweit entgegen kam, als dies nur irgend in en Kräften stand, wenn er trotzdem seinen Aufbruch noch einmal ögerte und so lange bei dem Prinzen auszuhalten versprach, bis Feind aus dem sog. Cäsarlager vertrieben wäre. Die Absicht des nzen, auf dem Wege über Wien und durch die Vermittelung des igs von Preußen den englischen Operationsplan zu hintertreiben, te aber schon jetzt als gescheitert betrachtet werden. Es konnte im nde nicht das Geringste hieran ändern, ob der Absicht des Prinzen träglich in Wien eine Unterstützung zu Theil wurde oder nicht. egen war die Verwirrung, wie wir sehen werden, nicht wieder gut nachen, die durch Coburgs Mittheilung an den König von Preußen anden war. Selbst wenn man in Wien auf den Zug gegen Saar-s einging, konnte wenig Erspießliches dabei heraus kommen. Die äherung an das preußische Heer konnte nur verderblich wirken, wenn sich zugleich noch weiter von der Armee des Herzogs von York ernte.

Am 7. August erfolgte der Angriff auf das s. g. Cäsarlager. Es oberhalb Bouchain an der Schelde, und hatte seinen Namen von noch jetzt zu erkennenden Umwallungen, die einst Cäsar im Kriege n die Belgier zum Schutze seines Lagers angelegt hatte. Schon und vor Tagesanbruch brach man auf.

Die Ereignisse dieses Tages haben eine entschiedene Aehnlichkeit den Vorgängen bei Famars. Wieder sollte York die feindliche

*) Schreiben vom 4. August. S. Witzleben, a. a. O. II, 248.

Stellung umgehen und dann den Feind im Rücken fassen. Man hatte ihm 5000 Mann kaiserlicher Truppen unter dem Fürsten Hohenlohe beigegeben, dessen Kriegserfahrung das, was dem jugendlichen Herzoge hieran mangelte, ergänzen sollte. Der Marsch ward schlecht geleitet. Statt um 12 Uhr überschritt man erst um 5 Uhr die Schelde. Es war ein außerordentlich heißer Tag. Wiederum behauptete man, daß die Truppen zu ermüdet seien, und verschob den Angriff, obwohl einige Stunden der Ruhe genügen mußten, um die Truppen wieder frisch zu machen.

Der entscheidende Kampf sollte wieder erst am folgenden Tage stattfinden, aber wiederum warteten ihn die Franzosen nicht ab. Kilmaine, der von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden fürchtete, gab in der Nacht seine feste Stellung auf und zog sich auf Arras zurück. Es kam nur noch zu Rückzugsgefechten, bei denen es ebenfalls an Energie gefehlt zu haben scheint. Was zu erreichen gewesen wäre, zeigte sich, als die Franzosen bereits die Agache überschritten hatten. Auf einen blinden Lärm hin verbreitete sich ein panischer Schrecken bei den französischen Truppen. Ein Theil der Armee eilte in wildester Flucht unter dem Rufe: „sauve qui peut“ der Stadt Arras zu.

Wiederum war eine feste Stellung des Feindes in die Hände der Verbündeten gefallen; und dieser Erfolg hatte nur außerordentlich geringe Opfer gekostet. Aber wenn man schon bei Famars den Feind nicht so entscheidend geschlagen hatte, als man gewünscht, so verdankte man den Erfolg vom 7. August mehr einem Zurückweichen des Feindes als dessen eigentlicher Besiegung. Coburg wünschte die Verfolgung desselben fortzusetzen und drang zu diesem Zweck noch einmal wieder in den Herzog von York, ihm seine Truppen noch 14 Tage zu lassen. Natürlich konnte hiervon aber jetzt vollends keine Rede mehr sein; und so verließen 37,000 Mann*) das Coburg'sche Heer, um sich dem fernen Dünkirchen zuzuwenden, während die Holländer, die übrigens an den Ereignissen von Valenciennes keinen Antheil genommen hatten, jetzt ebenfalls nach Nordwesten abzogen. Und als wenn es hiermit noch nicht genug wäre, rief in diesem Augenblick auch der König von Preußen sein Armeecorps ab. Man hatte bei den Frankfurter Conferenzen vorgesehen, daß Coburg nach der Einnahme von Mastricht 15,000 Mann

*) In dieser Zahl sind 11,000 kaiserliche einbegriffen. Die Zahl der nationalenglischen Truppen betrug wenig über 10,000 Mann.

für die Belagerung von Mainz abgeben sollte: es war gerade dies diejenige Bestimmung, an der Thugut am meisten Anstoß genommen hatte. 6000 Mann hatte Coburg gestellt. Seit Mitte Juli verlangte der König immer energischer die fehlenden 9000, obwohl seit der Eroberung von Mainz der Grund ihrer Absendung hinweg fiel, und obwohl man sich im preußischen Hauptquartier vollkommen klar darüber war, daß man am Rhein nichts Entscheidendes unternehmen wolle. Als Coburg nicht aufhörte, um die Erlassung der fehlenden 9000 Oesterreicher zu bitten, verlangte man die Abberufung des ebenso starken preußischen Armeecorps. Thugut scheint unter der Voraussetzung eines Ersatzes durch kaiserliche Truppen keinen Widerspruch dagegen erhoben zu haben. Die möglichste Trennung der preußischen und österreichischen Streitkräfte gehörte nun einmal in sein System. Es kam die Verwirrung hinzu, die durch den zweiten Coburg'schen Feldzugsplan entstanden war. Und der König von Preußen rief das Knobelsdorf'sche Armeecorps in dem Augenblicke ab, wo der Angriff der Verbündeten an Intensivität merklich abzunehmen begann, und wo umgekehrt die Franzosen einen neuen Anlauf zu nehmen drohten. Das preußische Armeecorps sollte allerdings durch die bei Trier unter Blankenstein stehenden Oesterreicher ersetzt werden, die hinwiederum durch preußische Truppen abgelöst werden sollten. Diese Maßregel ist aber offenbar nie ausgeführt worden.*) Beinahe ein Jahr nach dem Abmarsch der Preußen finden wir denselben Blankenstein, der gewiß inzwischen keinen Spaziergang nach den Niederlanden gemacht haben wird, in Trier: wir werden uns noch viel mit ihm und seiner Stellung zu beschäftigen haben.

Die Franzosen hatten sich in dieser Zeit sehr erheblich verstärkt. Gerade an jenem 23. August, wo das Knobelsdorf'sche Corps abzog, ward die erste levée en masse angeordnet. Und wenn dieselbe für die nächsten Kriegsereignisse direct auch noch von keiner Bedeutung war, so trug sie doch schon zur Belebung der in der Armee herrschenden Stimmung wesentlich bei. Ein neuer Geist begann sich bereits der französischen Truppen zu bemächtigen. Alle nicht gefährdeten Festungen wurden von den Garnisonen entblößt, um diese der Feldarmee zuzuführen. Vor allem aber zog man sehr erhebliche Verstärkungen von der

*) Selbst wenn man auch wirklich mit der Absicht, den Trierer Posten zu übernehmen, umgegangen sein sollte, so steht es doch fest, daß die Preußen ihren Rückmarsch antraten, ehe man den Wechsel in's Werk zu setzen begann, und daß deßhalb mindestens vier Wochen vergehen mußten, bis die preußischen Truppen ersetzt waren.

Ardennen-, der Mosel- und der Rheinarmee herbei. Anfangs nahm man von der Ardennenarmee 13,000, von der Moselarmee 7000 Mann. Durch die Unthätigkeit der Verbündeten am Rheine kühner gemacht, ordnete man dann aber an, daß Mosel- und Rheinarmee noch weitere 22,000 Mann abgeben sollten. Man hatte es so eilig damit, daß man die Infanterie auf Wagen herbeiführte.

Coburg hatte sich inzwischen, indem er die jenseits der Scarpe stehende Hauptarmee der Franzosen sich selbst überließ, in südöstlicher Richtung zur Belagerung von Le Quesnoy gewandt. Es war zunächst seine Absicht, sich den Besitz des von ihm occupirten Gebiets zu sichern. Von Maubeuge aus war der französische General Ihler zum Schutze von Le Quesnoy herbeigeeilt, und hatte sich im Mormalwalde verschanzt. Durch ein glänzendes Gefecht gelang es, ihn am 17. August daraus zu vertreiben. „Die Franzosen wurden durch ein ordentliches Treibjagen aus dem Walde delogirt", schreibt Hohenlohe. „Ich führte die Hauptattaque und war in drei Stunden fertig."*) Die Festung Le Quesnoy konnte nun am 19. eingeschlossen werden. Am 11. September capitulirte sie; am 13. streckte die 4000 Mann starke Besatzung die Waffen; sie wurde ebenfalls in die Kriegsgefangenschaft abgeführt. Erst am 12. hatte ein Versuch, Le Quesnoy zu entsetzen, stattgefunden. 4 Colonnen waren zum Angriff gegen die Kaiserlichen vorgegangen, wurden aber zurück gewiesen. Bei Avesnes-le-Sec fand hierbei eines der merkwürdigsten Reitergefechte statt, von denen die Kriegsgeschichte zu berichten weiß. 2000 Reiter griffen, ohne von Artillerie unterstützt zu werden, eine französische Heeresabtheilung von 7000 Mann Infanterie, die mit 20 Geschützen versehen war, an. Dieselbe bildete zwei Quarrés und hielt sich gut, schoß z. B. erst bei 45 Schritt Entfernung. Aber der Angriff der Reiter war so unwiderstehlich, daß 2000 Mann niedergemacht und andere 2000 gefangen genommen wurden. 3000 Gewehre wurden auf dem Kampfplatze aufgesammelt. Nach Aussage der Ueberläufer sollen nur 80 Mann nach Cambray entkommen sein. Officiere der höheren Grade hatten sich an die Spitze der angreifenden Schwadronen gestellt. 4 Schwadronen Kinsky-Chevauxlegers mit dem Obersten Fürst Liechtenstein an der Spitze waren gegen die Front, 3 Schwadronen Kaiser-Husaren unter General Graf Bellegarde gegen die rechte, 2 Schwadronen Nassau-Kürassiere und 1 Schwadron Royal-Allemands**) gegen

*) Witzleben, a. a. O. II, 282.

**) Dieselben waren mit Dumouriez übergegangen.

die linke Flanke vorgegangen. Auch der mitanwesende Tauenzien ward von solcher Kampfeslust ergriffen, daß er zur Seite des Regiments Kinsky am Kampfe Theil nahm.

„Man denke sich", sagt Witzleben, „diesen Vorfall in einer Schlacht, wo die Niederlage nicht als ein isolirtes Bruchstück dasteht, wie anders würde er in der Geschichte erscheinen! Der Angriff Kellermanns bei Marengo, welcher diese Schlacht und mit ihr den Feldzug von 1800 entschied, war an und für sich nicht erheblicher und wurde von ganz Europa angestaunt, während von dem Gefechte von Avesnes-le-Sec nur wenig Erwähnung geschehen ist."*)

Während dieser Vorgänge aber trugen sich weit entscheidendere Dinge bei den Engländern und Holländern auf dem flandrischen Kriegsschauplatze zu. Die holländischen Truppen waren in der That von äußerst geringem militärischen Werth. Schon zu den Zeiten des Prinzen Eugen war Holland das bei weitem schwächste Glied in der großen Coalition gewesen; ja die holländischen Truppen haben sonderbarer Weise von dem Augenblicke an ihren Ruhm eingebüßt, wo ein Rollenwechsel in der holländischen Politik eintrat, und wo sich die Spitze derselben statt gegen das Haus Habsburg gegen das Holland so lange verbündete Frankreich kehrte. Es gab allezeit eine starke französische Partei in Holland, die dem Hause Oranien entgegen arbeitete. Unter den wechselnden Einflüssen der Parteikämpfe hatten die Oranier zu wenig freie Hand, um eine tüchtige Landarmee heranbilden zu können. Diese war der auf die See angewiesenen Nation obendrein nicht sehr sympathisch und bestand zu einem nicht unerheblichen Theil aus Fremden. Jetzt war dies Alles natürlich noch sehr viel schlimmer geworden. Die Republik hatte inzwischen gealtert. Die holländische Armee hatte jetzt, von den inneren Unruhen abgesehen, seit fünf und vierzig Jahren an keinem Kriege Theil genommen. Wie über Belgien, so war auch über Holland kurz vorher eine Revolution dahingegangen, und sie war nur durch fremde Hülfe zu dämpfen gewesen. Die französische Revolution erfreute sich dort auch jetzt noch einer außerordentlich weitverbreiteten Theilnahme. Und wie Dumouriez's Zug dadurch hervorgerufen war, so wirkte dieser hinwiederum in den Geistern noch nach.

*) Witzleben, a. a. O. II, 289.

Konnte es unter diesen Umständen mit den holländischen Truppen an sich schon nicht besonders bestellt sein, so wurden die sich hieraus ergebenden Unzuträglichkeiten noch durch die politische Verwickelung verstärkt. Seit Preußen die oranische Herrschaft in Holland wieder neu begründet hatte, standen die Oranier mehr als je unter preußischem Einfluß. Preußische Auffassungsweise machte sich häufig, selbst im Gegensatz zu den Engländern, geltend. Nicht England, sondern Preußen hatte offenbar Holland seine territorialen Ansprüche zu stellen veranlaßt. Schon daß es sich um Lütticher Gebiet handelte, weist darauf hin. Hier aber gerade wollte Oesterreich die Holländer natürlich am wenigsten haben. Des Rückhalts an Preußen sicher, hielt man aber in Holland den einmal erhobenen Anspruch auf eine territoriale Entschädigung fest. Als jetzt England in etwas schroffer Weise das Fallenlassen desselben verlangte, wäre es sogar fast zum Bruche zwischen den Seemächten gekommen. Gegen die Kaiserlichen waren die Holländer natürlich noch viel erbitterter. Sie drohten mit ihrem Abmarsch aus den Niederlanden, und man fürchtete im Heere der Verbündeten allgemein, daß sie Ernst damit machen würden.

Wesentlich anders freilich verhielt es sich mit der englischen Armee. Auch die englischen Landtruppen hatten allzeit eine große Tüchtigkeit bewiesen; und wir sollten nie vergessen, welches Verdienst sie sich wiederholt um das Geschick Deutschlands erworben haben. Das englische Heer hat sich auch 1793 im Allgemeinen bewährt. Nach den uns vorliegenden Berichten müssen wir indessen annehmen, daß die eigentliche englische Armee gerade damals an wesentlichen Gebrechen litt. Wir möchten allerdings nicht Alles das für baare Münze halten, was der hessische Hauptmann von Ditfurth in seinem sonst trefflichen Werke über sie berichtet: es spricht augenscheinlich aus ihm die aus Amerika stammende Rivalität und Verstimmung des Hessen gegen seine stolzen Verbündeten, und Soldgeber*) Dennoch muß ein gut Theil Wahrheit Ditfurths Berichte zu Grunde liegen. Bei dem englischen Officiercorps muß es damals noch sehr an Disciplin und Accurateſſe des Dienstes gefehlt haben. Im Grunde waren es auch hier ältere Zustände und Verhältnisse, die sich auf dem britischen Inſellande erhalten hatten. Es hängt

*) Die Verstimmung verdankte ihren Ursprung der von der englischen Führung mehrfach bewiesenen Unfähigkeit, namentlich der zweideutigen Haltung des Oberfeldherrn Lord Howe, nach dem hessischen Siege bei Flatbusch. Die Hessen mißtrauten und grollten seitdem den Engländern.

dies Alles mit jener Stellenbesetzung im Officiercorps zusammen, die noch sehr viel später in England die übliche blieb. Daß ein erheblicher Theil der in den Niederlanden verwendeten Truppen aus Garderegimentern bestand, wird die Sache nur verschlimmert haben, da gerade bei diesen die vornehmen jungen Herren dienten, die es am leichtesten wagen konnten, sich über die Anforderungen des Dienstes hinwegzusetzen. Nach der damals in England noch herrschenden Sitte ergaben sich die Officiere den Tafelfreuden in einer Weise, die bei den deutschen Truppen oft Anstoß erregte. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß ein Meldungen bringender Ordonnanzofficier nicht abgefertigt werden konnte, wenn er am Schlusse der Tafel ankam. Es war nach Ditfurth ein gewöhnliches Vorkommniß, daß sich die Regimenter, nur von den Adjutanten und Feldwebeln geführt, schon stundenlang auf dem Marsche befanden, während das gesammte Officiercorps noch nicht aufgestanden war, oder sich beim Frühstück erlustigte. Ihren Chef an der Spitze kam dann wohl die ganze Gesellschaft in der Weinlaune hinter den Truppen daher gejagt. Was die Deutschen „Dienst" nannten, war dem englischen Officier so ziemlich unbekannt, wie es denn daran noch heute in mancher Beziehung fehlen soll. Fast nur am Tage des Gefechts war er bei seiner Compagnie zu finden. Die übrige Zeit hielt er sich für berechtigt nach seinem Belieben hinzubringen. Militairische Kenntnisse waren nur wenig unter den Engländern verbreitet.

Nun bestand allerdings die Armee des Herzogs von York nicht einmal ganz zum dritten Theil aus national-englischen Truppen. Und die Hannoveraner und Hessen ersetzten durch ihre vorzügliche Güte das, was den Engländern abging: sie gehörten zu den besten Truppen, die Europa aufzuweisen hatte. Aber die eigentliche Armeeleitung blieb doch in der Hand der Engländer; und im Hauptquartier ging es im Wesentlichen nicht anders zu als bei den einzelnen Officiercorps. Es wird beispielsweise berichtet, daß die Untergenerale sowohl als das Obercommando ihre Quartiere vom Lager entfernt und nur in solchen Orten wählten, wo die bequemste Unterkunft war. Das Benehmen der Engländer bei Famars sowohl als beim Cäsarlager entspricht dieser Auffassung des Kriegshandwerks durchaus. Und es konnte nicht fehlen, daß aus dieser bequemen Kriegsführung eine große Unordnung entsprang. Eine erdrückende Schreiberei und ein ameisenartiges Gewirr anfragender und meldender Ordonnanzen war die Folge. Und da die Erlasse des im Deutschen wahrscheinlich ungeübten Generalquartiermeister-

stabes ziemlich weitschweifig und unklar abgefaßt waren, so entstand eine unzählige Menge von Mißverständnissen, und die Truppen befanden sich höchst selten zur bestimmten Zeit in Bereitschaft. Erst die langjährige Schule der Kriege, erst die Noth der Zeit und die dadurch geweckte zähe Widerstandskraft der Engländer haben dazu gehört, um sie diese Mängel einigermaßen überwinden zu lassen. Auch sie waren sich des Ernstes der Zeit offenbar noch nicht bewußt. Und selbst wenn dem anders gewesen wäre, würde es eines bedeutenden Heerführers bedurft haben, um sie zu Erfolgen zu führen. Denn die so ganz verschiedenartigen Bestandtheile der unter dem schönen, ritterlichen, aber seiner Aufgabe nicht gewachsenen Herzog von York vereinigten Armee bildeten jedenfalls ein Uebel, das nur große englische Feldherren zu paralysiren verstanden haben. Eine Kameradschaftlichkeit zwischen den Engländern und den sich unverdient zurückgesetzt fühlenden Soldtruppen bildete sich niemals heraus. Und wenn die Rivalität bei den Hannoveranern natürlich weniger hervortrat, so hielten sich die Hessen unverholen mehr zu den Kaiserlichen als zu den Engländern, denen sie zuletzt geradezu mit Haß und Geringschätzung begegneten. Auch mit den kaiserlichen Truppen konnte sich unter diesen Verhältnissen kein kameradschaftliches Verhältniß herausbilden. Nicht blos die Holländer, sondern auch die Engländer wurden bald genug von den Kaiserlichen hinsichtlich ihrer Ordnung und Kriegserfahrung dermaßen über die Achsel angesehen, daß man allgemein der Ansicht war, ein Truppenkörper der Seemächte könne nicht für die Hälfte eines kaiserlichen gerechnet werden. Man glaubte dann den Mängeln jener Truppen dadurch abzuhelfen, daß man die fremden Heerestheile überhaupt mit den kaiserlichen vermischte. Während aber dadurch die Einheit des Befehls verloren ging, wurden die Reibungen unter den verschiedenen Truppentheilen um so größer. Die ärgsten Raufereien kamen nach einiger Zeit unter den Mannschaften vor.

Es läßt sich nicht leugnen, daß sich mit Yorks strategischen Fehlern vor Dünkirchen das Mißgeschick verband. Der Hauptgrund, warum die Belagerung mißglückte, war das unerwartete und ziemlich unbegreifliche Ausbleiben der englischen Flotte. Und wenn man auch durch die Schiffskanonen einer bei Nieuport ankernden Fregatte jenes Belagerungsgeschütz, das die Flotte hatte mitbringen sollen, nothdürftig ersetzte, so war es doch schlimm genug, daß die Festung von der Seeseite frei blieb. Aber auch von der Landseite ward sie nicht vollständig eingeschlossen. Der Marsch nach Dünkirchen ward viel zu langsam zurückgelegt und

gewährte den Franzosen dadurch die Zeit, die Garnison dieser Festung und das Lager von Cassel zu verstärken. Noch schlimmer war es, daß die Streitkräfte der Verbündeten auf dem flandrischen Kriegsschauplatz in gefährlicher Weise zersplittert wurden. Coburg hatte York gerathen, ehe er zur eigentlichen Belagerung schreite, die Franzosen mit seiner gesammten Stärke anzugreifen. Er that es nur in höchst ungenügender Weise. Die durch Hessen und Oesterreicher ($3^1/_2$ Bataill., 14 Schwadr. und 9 Battr.) auf 16,000 Mann verstärkten Hannoveraner unter dem Feldmarschall Freytag blieben, um die Belagerung zu decken, bei Crochte und Coudekerque stehen. York lagerte sich mit 21,000 Mann vor Dünkirchen selbst. Von den Holländern, die bei Menin an der Lys in weitläufigen Posten zerstreut waren, konnte man keine Hülfe erwarten. Der thatkräftige Commandant von Dünkirchen öffnete die Schleusen vor der südlichen Festungsfront und überschwemmte dadurch weit und breit das Flachland. Es ging damit jede unmittelbare Verbindung zwischen York und Freytag verloren, während andererseits die einzige Rückzugslinie Yorks nur über einen schmalen Deich nach Furnes führte.

Als die vom Rhein und der Mosel erwarteten Verstärkungen eingetroffen waren, gingen die Franzosen zum Angriff über. Mit 50,000 Mann warfen sie sich am 6. September auf die 16,000 des Generals Freytag.*) Das Centrum, wo dieser selbst befehligte, wurde hart bedrängt. Er entschloß sich am Abend zum Rückzug auf Rexpoede. Der hier commandirende General von Dachenhausen war aber inzwischen durch überlegene Kräfte nach Rexpoede und von da nach Hondschotten zurückgeworfen. Eine Meldung dieser Vorgänge war wegen der Gefangennahme des abgesandten Cornets**) nicht an Freytag gelangt. Ohne eine Ahnung von der wahren Sachlage zu haben, gab dieser am Abend den Befehl zum Rückzuge auf Rexpoede, das jetzt von 5000 Franzosen unter Houchard besetzt war. Den größten Theil seiner Infanterie schickte Freytag auf einem Umwege über Les cinq chemins. Er selbst nahm mit dem 2. Bataillon Fußgarde, sowie mit der Cavallerieund Artillerie den geraden Weg. In Freytags Begleitung befand sich auch der Prinz Adolph.

Als man sich Rexpoede näherte, sprengte plötzlich eine Abtheilung französischer Husaren aus dem Dorfe heran, warf die schwache Avant-

*) Es möge uns gestattet sein, den jetzt beginnenden Kampf etwas ausführlicher zu behandeln, als uns dies sonst vergönnt ist.

**) v. Pape.

garde und eröffnete sofort einen Angriff auf die Begleitung des Feldmarschalls. Dieser gerieth selbst in das Handgemenge, erhielt eine Wunde am Kopfe und stürzte in den Chausseegraben. Prinz Adolph wurde verwundet und gefangen, aber durch seinen Oberadjutanten von Wangenheim*) befreit. Ein Bataillon Fußgarde rückte herbei. Aber auch dieses konnte nicht Stand halten und mußte sich links über den Chausseegraben zurückziehen. Cavallerie und Artillerie gerieth da in die größte Verwirrung.

Freytag blieb in der Dunkelheit auf dem Kampfplatze liegen. Als er wieder zu sich kam, ging er auf die französischen Wachtfeuer zu, die er für hannoversche hielt. Er wurde nun seinerseits gefangen genommen und nach Rexpoede gebracht, wo er der schmählichsten Behandlung ausgesetzt war.

Unterdeß hatte General Graf Wallmoden, der den rechten Flügel des hannoverschen Corps commandirte, einen Ausfall der Besatzung zurückgewiesen. Dann hatte er seine Truppen bei Maison blanche concentrirt und darauf ebenfalls den Rückzug nach Houdschotten antreten lassen. Auf die Kunde von dem Verschwinden Freytags begaben sich die Generale von Wallmoden und von dem Bussche nach Les cinq chemins. Von da brach von dem Bussche an der Spitze des nur noch 400 Mann starken zweiten Grenadier-Bataillons nach Rexpoede auf, um Freytag zu befreien. Einige Kartätschenschüsse richteten große Verwirrung unter den Franzosen an. Der darauf folgende Bajonnetangriff gelang vollständig. Die zehnfach überlegenen Feinde verließen in größter Unordnung das Dorf. Freytag wurde befreit. Rexpoede wurde so lange von dem schwachen Grenadier-Bataillon gehalten, bis größere Colonnen herankamen. Eine Kanone und eine Anzahl Gefangener fielen in die Hände der Hannoveraner. Es ward durch diese glänzende Waffenthat dem Heere ermöglicht, sich bei Houdschotten auf's Neue zu vereinigen.**) Noch etwa 13,000 Mann, einschließlich der Oesterreicher und Hessen, stark,

*) Wangenheims That war eine äußerst rühmliche. Er warf sich allein auf die den seines Pferdes beraubten Prinzen bereits wegführenden französischen Reiter. Mit 21 zum Theil schweren Wunden blieb er für Todt liegen und verdankte seine Rettung lediglich dem Eifer des bei den Hannoveranern dienenden Prinzen von Schwarzburg-Sondershausen. Siehe darüber v. Wangenheim, Beiträge zu einer Familiengeschichte der Freiherren von Wangenheim, S. 617. 618.

**) Siehe v. d. Knesebeck, Scenen aus dem Revolutionskriege, im Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen. 1845.

erwartete man hier den 7. hindurch den Angriff des Feindes: Wallmoden commandirte jetzt an Stelle des verwundeten Freytag. Erst am 8. aber erneuerte Houchard den Kampf. Mit etwa 20 Bataillonen stürmte er selbst gegen das Centrum. Die Hannoveraner bestanden hier ein vierstündiges Feuergefecht und wichen erst, als die letzte Patrone verschossen war. Auch die Oesterreicher und Hessen vertheidigten sich in rühmlichster Weise auf dem linken Flügel, wo sie viermal den Feind in wilder Unordnung zurückwarfen. Erst als dort immer neue Verstärkungen heranzogen, den Ort überflügelten und die Rückzugslinie nach Furnes bedrohten, befahl Wallmoden den Rückzug. Jetzt erst gelang es den Franzosen, jenen Deichweg zu erstürmen, der den einzigen Zugang zu dem Dorfe Hondschotten bildete. Dieses selbst vertheidigte ein hessisches Bataillon unter dem General Dachenhausen so lange, bis die sämmtlichen Truppen in dem neuen Lager bei Furnes glücklich angelangt waren.*) Der Verlust der Verbündeten betrug allein an diesem Tage 85 Officiere und 2500 Mann. Aber auch die Franzosen hatten außerordentlich gelitten. Ihre schlecht verpflegten Truppen hatten sich überdies der Plünderung der eroberten Orte hingegeben und waren dadurch in solche Unordnung gerathen, daß Houchard nur noch über 20,000 Mann verfügen konnte. Trotzdem veranlaßte die Schlacht bei Hondschotten York, die Belagerung am 9. September aufzuheben, und sich ebenfalls nach Furnes zurückzuziehen. Wäre es dem Feinde am 8. gelungen, bis hierher vorzudringen, so hätte York seine Rückzugslinie verloren. Eingeengt zwischen der See und dem großen Moore, würde ihm kaum eine Rettung übrig geblieben sein.

Der Entsatz von Dünkirchen war die erste Unternehmung, die den Franzosen seit langer Zeit geglückt war. Sie wandten sich jetzt gegen die Holländer. Das Mißtrauen gegen diese war inzwischen ein ganz allgemeines geworden. Als sich der bei dem Corps des Generals Beaulieu mit 5000 Mann stehende Prinz Friedrich von Oranien von den Kaiserlichen trennte, um sich mit seinem Bruder, dem Erbprinzen, zu vereinigen, der die holländischen Truppen unter seinem unmittelbaren Befehl zu concentriren bestrebt war, so erblickte man wohl nicht ganz mit Unrecht darin den Beginn eines Abzuges der holländischen Armee. Und als die Holländer auf die Nachricht von den Vorgängen bei Dünkirchen ihre Stellung bei Menin aufgaben, um sich in einer für die gesammte Aufstellung der ver-

*) Wir folgen bei der Schilderung der Kämpfe vom 8. der Darstellung Sybels a. a. O. II, 384.

bündeten Armeen verderblichen Weise die Lys abwärts nach Courtray zu ziehen, sah man hierin vollends den Rückmarsch nach Holland. Sofort erhielt der Erbprinz von Oranien von Coburg den bestimmten Befehl, die Stellung bei Menin nicht zu verlassen. Die Truppen hatten bereits ein Drittel des Weges über Courtray zurückgelegt, als diese Ordre sie erreichte. Der Erbprinz drehte um und nahm seine früheren Posten wieder ein. Es wäre nun wohl das Beste gewesen, wenn die Holländer jetzt ihre gesammten Streitkräfte bei Menin selbst vereinigt hätten. Wörtlich war ja Coburgs Befehl, in die früheren Stellungen zurückzukehren, natürlich nicht zu nehmen. Wenn sie trotzdem aber daneben auch wieder ihren früheren Posten von Werwick einnahmen, so wurden sie zu dieser abermaligen Zersplitterung wahrscheinlich durch den Wunsch bewogen, das gegen sie entstandene Mißtrauen zu zerstreuen.

Der wieder bis auf 16,000 Mann verstärkte und die Strecke von der Scarpe bis Lannoy deckende Beaulieu wurde von Coburg angewiesen, den Holländern zu Hülfe zu eilen. Er glaubte indessen, den größeren Theil seiner Truppen zum Schutze der ihm angewiesenen Strecken stehen lassen zu müssen, und rückte mit nur 6000 Mann am 12. nach Lauwe unweit der Lys. An diesem Tage griffen die Franzosen Werwick an, wurden aber von dem Prinzen von Darmstadt zurückgeschlagen, der bei dieser Gelegenheit verwundet wurde. An seiner Stelle übernahm Prinz Friedrich von Oranien das Commando. Die Franzosen erneuerten darauf am folgenden Tage mit verstärkten Streitkräften ihren Anlauf. Der persönlich außerordentlich tapfere Prinz — er trat später in kaiserliche Dienste und starb 1799 als designirter Oberbefehlshaber der italienischen Armee — vertheidigte sich vier Stunden lang. Er hatte dann Werwick gerade in dem Augenblicke räumen müssen, als drei kaiserliche Schwadronen unter dem Commando des schon damals rühmlichst bekannten Kray anlangten. Sofort ging Prinz Friedrich wieder zum Angriffe über. Die kaiserlichen Reiter hieben ein. Der Prinz von Nassau-Weilburg stellte sich an die Spitze zweier Bataillone und führte sie zum Sturm gegen Werwick. Ein mörderisches Feuer aus den Fenstern und von den Dächern empfängt die Stürmenden. Der Prinz von Nassau selbst wird verwundet. Um den Muth der schon wankenden Truppen zu beleben, eilt Prinz Friedrich herbei. Aber auch er sinkt, lebensgefährlich getroffen, vom Pferde. Damit verloren die Holländer ihren letzten Halt.*) In Unordnung floh Alles nach Menin. Die ganze Ar-

*) Der holländische Bericht sucht auch hier schon einen Theil der Schuld auf die Kaiserlichen abzuwälzen: die österreichischen Reiter geriethen in Sumpfland und

illerie ging verloren. Zu spät schickte der Erbprinz von Oranien vier Bataillone und vier Schwadronen dem Corps seines Bruders zu Hülfe. Zum Ueberfluß verirrten sich diese Truppen. Sie stießen bei Gheluwe uf den Feind. Zwei Bataillonen gelang es, nach Ypern zu entkommen. Der Rest wurde vollständig zerstreut und ließ auf der Flucht sogar seine Geschütze im Stich. Jetzt gingen die Franzosen 14,000 Mann stark über Halluin gegen Menin vor. Natürlich war nach allem Vorhergegangenen nicht daran zu denken, daß der durch die Absendung geschwächte Erbprinz sich hier halten konnte. Eine Rettung konnte nur von Beaulieu kommen. Es drängt sich die Frage auf, warum dieser tüchtige und sonst so energische General nicht längst schon mit Entschiedenheit in den Kampf eingegriffen hatte. Auch er war gewiß von Mißtrauen gegen die holländischen Truppen erfüllt. Ob er, wie es aus einem Briefe Hohenlohe's beinahe hervorzugehen scheint, noch besondere Gründe der Unzufriedenheit*) gegen diejenigen Holländern hatte, die bis vor Kurzem einen Theil ines Corps gebildet, bleibe dahingestellt. Sein Mißtrauen hat ohne Zweifel auf seine Handlungsweise eingewirkt. So viel wir zu sehen vermögen, hatte es aber nicht in der Absicht des verstimmten Erbprinzen von Oranien gelegen, daß Beaulieu**) schon an dem Kampfe bei Werwick Theil nehmen sollte. Der Erbprinz hatte am Abend des 12. seinen Adjutanten an Beaulieu gesandt. Dieser hatte zurückmelden lassen, daß er am folgenden Tage über die Lys nach dem ein gutes Stück hinter Menin auf dem Wege nach Courtray gelegenen Wevelghem rücken werde; und der Erbprinz hatte sich dabei beruhigt. Jetzt nach dem unglücklichen Kampfe bei Werwick freilich schickte er einen in holländischen Diensten stehenden Prinzen Waldeck an den General, um dessen thatkräftige Hülfe zu erbitten. Beaulieu schlug nun aber ein actives Eingreifen in den Kampf auf das Entschiedenste ab. Es sei für ihn zu gefährlich, seine

---

gleich in das Kartätschenfeuer einer feindlichen Batterie, und sollten, in einiger Unordnung zurückgehend, die Flucht der holländischen Cavallerie verschuldet haben. Sicherlich bedarf es aber dessen nicht, um den Rückzug der führerlosen Holländer zu erklären. Schon die Anwesenheit Kray's macht außerdem eine geradezu ansteckende Unordnung der österreichischen Reiterei höchst unwahrscheinlich.

*) S. Witzleben, a. a. O. II, 298, Anmerkung.

**) Thugut billigt sein Benehmen und setzt keinen Zweifel in seine Energie. Und wenn es auch im österreichischen Hauptquartier an Tadel nicht gefehlt hat, so muß man dabei in Betracht ziehen, daß Beaulieu's Verhältniß zu diesem kein günstiges war. Vgl. den Brief Thuguts an Colloredo vom 25. September 1793 bei Vivenot, Vertrauliche Briefe ꝛc. I, 44.

Truppen mit den fliehenden Holländern in Berührung zu bringen. Er war nur zu einer Deckung des holländischen Rückzugs zu bewegen, indem er bei Dadizeele eine die Flanke des Feindes bedrohende Stellung einnahm.

Der Kampf bei Menin hatte inzwischen in der allertraurigsten Weise geendet. Die Holländer hatten den Angriff der französischen Sturmcolonnen gar nicht abgewartet. Sie stürzten der nach Menin führenden Brücke zu. Die Franzosen drangen mit den Fliehenden gleichzeitig in Menin ein. Von einem weiteren Widerstand war so wenig die Rede, daß die Franzosen sich sofort der Plünderung überlassen konnten. Die von Halluin und Menin entkommenden Trümmer flohen unaufhaltsam nach Dadizeele und fanden hier einen sehr willkommenen Schutz an Beaulieu's Corps. Die in Werwick geschlagenen Truppen suchten ebenfalls Rettung in Menin, wurden dort vom feindlichen Feuer empfangen und eilten nun in einer ungeregelten Masse nach dem weit im Nordwesten gelegenen Rousselaere, wo sie sich mit ihren Landsleuten vereinigten. Die Holländer befanden sich in solcher Auflösung, daß der Erbprinz, der persönlich keinen Theil an der Flucht genommen hatte und erst im letzten Augenblick nach Courtray zurückgeritten war, seine sämmtlichen Truppen nach Gent zurückziehen mußte, um sie dort neu zu organisiren.

Am 15. wurde dann Beaulieu in seiner Stellung vor Courtray von den Franzosen unter Hedouville angegriffen. Die Kaiserlichen schlugen sie siegreich ab und drängten sie gegen Menin zurück: es mag Beaulieu allerdings eine Genugthuung gewesen sein, daß er der Holländer nicht bedurft hatte, um sich der Franzosen zu erwehren. Als in diesem Augenblick die Vorhut des York'schen Corps unter Erbach vor Menin anlangte, gelang es, auch diesen Ort wiederzuerobern. Die Zurückweisung der Franzosen war so entschieden gewesen, daß Hedouville alle weiteren Operationen aufgab und seine Truppen nach Lille und Cassel zurückführte. Damit war der Zweck von Beaulieu's Detachirung, was die militärische Seite der Sache betrifft, so ziemlich erreicht. Aber der moralische Eindruck des 13. September blieb immerhin groß genug. Es hatte jetzt ein Armeecorps der Verbündeten eine schimpfliche Niederlage erlitten. Der um seine Verbindung mit Coburg besorgte Herzog von York entschloß sich auf die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht des 13., seine damalige Stellung bei Dixmünde aufzugeben und sich über Rousselaere und Menin wieder mit Coburg zu

vereinigen. Dieser war gerade umgekehrt im Begriff gewesen, mit 20 Bataillonen und 34 Schwadronen nach Flandern zu marschiren. Nur bis zur Uebergabe von Le Quesnoy hatte er es verschoben. Am 17. standen die nach Flandern bestimmten Truppen bereits in Marquain, als die Bewegung des Herzogs von York den Zug nach Nordwesten als unnöthig erscheinen ließ. Am 19. kam York in's Hauptquartier des Prinzen.

Die Engländer selbst hatten jetzt jeden Gedanken an eine Belagerung Dünkirchens aufgegeben. Coburg war also des Hemmnisses entledigt, das seinen Absichten im Wege gestanden hatte. Die Jahreszeit war noch nicht allzu weit vorgerückt, um eine ernstliche Unternehmung unmöglich zu machen. In der That sehen wir Coburg wenigstens theilweise auf seinen alten Plan zurückkommen. Hohenlohe war für die Belagerung von Landrecies, aber Coburg entschied sich für das weiter nach Osten liegende Maubeuge, obwohl dasselbe eine sehr zahlreiche Besatzung hatte und durch ein befestigtes Lager vor der Stadt beinahe unangreifbar gemacht worden war.

Man entfaltete französischerseits, wie sich nicht anders sagen läßt, eine große Energie, da man nicht wieder, wie bei Le Quesnoy, mit dem Entsatz zu spät kommen wollte: bei der sehr zahlreichen Besatzung von Maubeuge hatte man sich dort bereits seit dem 2. October genöthigt gesehen, die Portionen auf die Hälfte herabzusetzen. Als Lohn für seine bei Hondschotten bewiesene Tüchtigkeit erhielt Jourdan den Oberbefehl über das zum Entsatze bestimmte Nordheer: er war der erste namhafte Feldherr der Revolution, der dieser nicht selbst zum Opfer fiel. Carnot war wieder im Lager anwesend. Die gewaltige Aushebung machte sich soweit geltend, daß jetzt auch Coburg einer großen Uebermacht gegenüberstand. Und was noch wichtiger war: aus allen Lagern zog man die besten Truppen zusammen, so daß Jourdan eine Elite von 45,000 Mann unter seinem unmittelbaren Befehle vereinigte, während ihm neben 7500, die er gegen Beaumont verwendete, auch noch 14,000 Mann der Ardennenarmee zu Gebote standen. Die verbündete Armee theilte sich in ein Belagerungscorps von 26,000 Mann und ein auf dem rechten Sambreufer südlich von Maubeuge stehendes Beobachtungsheer, das sich nach einem Zuzug von Orchies und Marchiennes her auf etwa 18,000

belief. Hadik und Benjowsky commandirten noch außerdem besondere Abtheilungen, die aber nur einige tausend Mann ausmachten. Coburg fühlte, daß er nicht die nöthige Truppenzahl hatte, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein. Er ersuchte deßhalb den bei Cysoing stehenden Herzog von York, ihm mit so viel Truppen zu Hülfe zu kommen, als er entbehren könne. Dieser brach ohne Zeitverlust am 14. auf und hätte nöthigenfalls noch am 15., jedenfalls aber in der Frühe des 16. bei Maubeuge anlangen können: der zurückzulegende Weg betrug $8^1/_2$ Meilen. Der Marsch ging aber so langsam von Statten, daß die englische Armee erst, nachdem die Entscheidung bereits gefallen war, eintraf. Noch schlimmer erging es Coburg auch diesmal mit den Holländern. Zu dem Belagerungsheer gehörte das zu Gent reorganisirte holländische Corps von jetzt 12,000 Mann. Die Holländer, deren Verstimmung gegen die Oesterreicher seit dem 13. September gewaltig zugenommen, hatten es aber zur Bedingung gemacht, daß ihre Truppen nur auf dem linken Ufer der Sambre verwandt werden sollten: sie hatten keine Luft, sich zu weit von ihrer Heimath zu entfernen und wollten sich jetzt noch weniger als früher für die österreichischen Eroberungsabsichten ernstlich abmühen. Coburg hatte Alles gethan, um die Holländer wieder günstiger zu stimmen, und dem Erbprinzen von Oranien sogar den Oberbefehl über die Belagerungsarmee übertragen. Ihrem Begehren hatte er sich zunächst gefügt. Er bat jetzt aber, 4000 Holländer auf das rechte Ufer übergehen zu lassen, um eine gleich große Zahl kaiserlicher Truppen disponibel zu machen. Der Erbprinz schlug es ab.

Am 15. October, am Todestage der Königin Marie Antoinette, erfolgte der Angriff der Franzosen auf der ganzen Linie. Trotz der gewaltigen Uebermacht blieben die Kaiserlichen überall Sieger. Aber der Tag hatte den Franzosen gezeigt, daß das Dorf Wattignies der Schlüssel der österreichischen Stellung sei. Gegen diesen Punkt richteten sie am 16. ihre ganze Kraft. Wattignies ward mit 22,000 Mann, also mit einer Truppenzahl angegriffen, die den gesammten disponibelen Streitkräften Coburgs etwa gleichkam. Obgleich der Prinz in richtiger Voraussehung der Gefahr, das Dorf stark besetzt hatte, so gelang es doch um Mittag, die Kaiserlichen nach der hartnäckigsten Gegenwehr zu vertreiben; während die benachbarten Dörfer Dourlers und Flourfies von ihnen gegen den wiederholten französischen Angriff behauptet wurden. Clerfayt rieth, um dem linken Flügel Luft zu machen, mit dem rechten zum Angriff überzugehen. Coburg aber hielt eine unmittelbare Unter-

stützung durch die Reiterei des rechten Flügels für zweckentsprechender. Er stellte sich selbst an die Spitze von 3 Bataillonen. Klebeck und Stain, und führte sie mehrmals zum Sturme vor. Wattignies ward wiedererobert. Aber der so sehr überlegene Feind kehrte zurück und nahm Wattignies zum zweiten Mal. Coburg gab den Versuch, ihn daraus noch einmal zu vertreiben, nicht sobald auf und stand nicht eher davon ab, als bis die tapferen Regimenter Stain, Klebeck und Hohenlohe fast gänzlich aufgerieben waren. Zu gleicher Zeit mußten die Grenadiere, welche Dourlers gegen sechs Angriffe behauptet hatten, einem mörderischen Artilleriefeuer weichen. Gerade zur rechten Zeit langte die Reiterei des rechten Flügels an, um den erschöpften Truppen von Dourlers und Wattignies den Rückzug zu sichern. Der sinkende Tag machte hier dem Gefechte ein Ende. Die Engländer waren ausgeblieben.

Coburg wollte am 17. den Kampf erneuern. Er ließ jetzt den Erbprinzen von Oranien bitten, in der Nacht auf das rechte Sambre-Ufer überzugehen, um dadurch die 10,000 Mann Colloredo's disponibel zu machen. Aber der Oranier ließ sich nicht erweichen. Er schützte die bestimmten Befehle der Regierung vor. Er dürfe, meinte er, seine neu formirten Truppen keiner Gefahr aussetzen. Vor sich selbst mochte er wohl sein Benehmen durch die Weigerung rechtfertigen, auf die seine Bitte am 13. September bei Beaulieu gestoßen war. Durch Oraniens Renitenz entgingen aber Coburg 10,000 Mann. Er sandte Officiere aus, um nach der Ankunft des Herzogs von York zu forschen. Aber sie fanden keine im Anmarsch begriffenen Truppen, und keine Meldung des Herzogs langte an. Coburgs Lage war eine sehr mißliche geworden; und zwar, wie wir sehen, weit weniger durch seine Schuld, als durch die seiner Verbündeten. Dürfen wir uns an dieser Stelle doch auch daran erinnern, daß aller Noth abgeholfen gewesen wäre, wenn die 10,000 Preußen noch bei Coburg gestanden hätten, oder ein Ersatz für sie eingetreten wäre. Trotz alle dem würde Coburg, wie er wenigstens in seinem Tagebuch behauptet, den Rückzug über die Sambre nicht angetreten haben, wenn er gewußt hätte, daß Benjowsky und Hadik ihrerseits am 16. gesiegt hatten. Wie Witzleben hervorhebt, war das im Kriege so wichtige Meldungswesen bei den Oesterreichern, und wahrscheinlich bei der ganzen niederländischen Armee, ein noch wenig entwickeltes; und es hat dieser Mangel wiederholt die nachtheiligsten Folgen gehabt. Coburg erfuhr die Erfolge der beiden detachirten öster-

reichischen Corps und die Ankunft des Herzogs von York erst, als seine Truppen bereits die Sambre überschritten und damit die Belagerung aufgehoben hatten. Hätte Coburg am 17. den Kampf erneuert und dabei York gegen die linke, Benjowsky und Hadik gegen die rechte Flanke des Feindes geführt, so wäre ihm der Sieg schwerlich entgangen und das Schicksal von Maubeuge wäre entschieden gewesen. Und damit hätte der ganze Feldzug einen glänzenden Abschluß und der des folgenden Jahres von vorn herein einen wesentlich anderen Charakter erhalten. Man war im französischen Lager, wo man die Erfolge Benjowsky's und Hadiks kannte, von Besorgniß erfüllt. Ein erster Schlachtbericht Jourdans spricht von keinen errungenen Vortheilen. Und die Franzosen verdankten es hauptsächlich der Einsprache Carnots, daß sie nicht ihrerseits den Rückzug antraten. Ihre Verluste waren sehr bedeutend. 29 Kanonen waren in die Hände der Kaiserlichen gefallen, während keine Siegeszeichen in den Händen der Franzosen waren. Als sie erkannten, daß Coburg die Belagerung von Maubeuge aufgehoben hatte, war der Jubel ein großer. Sie wagten nicht, die Verbündeten bei ihrem Abmarsche zu stören. Noch ein zweiter Schlachtbericht vom Morgen des 17. lautete ziemlich bescheiden. Erst in einem dritten vom Abend dieses Tages hieß es: „Les troupes de la République viennent de remporter une victoire signalée sur les satellites des tyrans coalisés."

Es wäre nun allerdings möglich gewesen, die Sambre sofort wieder zu überschreiten. Man hatte jetzt seine Truppen beisammen und brauchte, von den Holländern abgesehen, keinen Theil derselben zurückzulassen. Und wenn es nur gelang, den Feind in offenem Felde zu schlagen, so konnte noch immer Maubeuge in diesem Jahre genommen werden. Und in der That scheint man im Hauptquartier diese Absicht gehegt zu haben. Schrieb doch der vorsichtige Hohenlohe am 18. seinem Bruder in diesem Sinne. Aber man konnte sich doch wieder so rasch nicht dazu entschließen, wollte die Armee erst ordnen und von allen möglichen Punkten Rapporte abwarten. Mittlerweile erfolgte wieder ein Angriff der Franzosen auf der flandrischen Seite. Menin und Furnes fielen in die Hände der Franzosen. Ypern wurde eingeschlossen und auch Nieuport beschossen. „Die Franzosen", schreibt Hohenlohe am 25. October, „sind jetzt toller denn je, und seit dem 15., wo sie die Königin ermordet haben, attackiren sie uns täglich an allen Orten.... Die Engländer haben uns unsere schöne Campagne durch das fatale

Dünkirchen verpfuscht, und hat man alle Mühe, damit nicht Alles wieder verdorben wird. Die Holländer sind für nichts zu rechnen und stets auf dem Sprunge."*)

Coburg wurde durch diese Vorgänge zu erheblichen Detachirungen veranlaßt. Unentschieden, was er thun sollte, nahm er mit der Hauptarmee eine Stellung bei Solesmes, um sich von dort je nach Bedürfniß nördlich oder südlich zu wenden. Tauenzien tadelte die neue Stellung wahrscheinlich mit Recht. Man könne von dort nicht vorwärts marschiren und ebensowenig könne es hier zu einer Vertheidigungsschlacht kommen. Die dortige Gegend, sei durch Valenciennes und Le Quesnoy hinreichend gedeckt, so daß man eher nach rechts oder links etwas wagen könnte. Man wolle wahrscheinlich hier die Ereignisse abwarten, um sich erst dann zu entscheiden, aber es sei zu befürchten, daß man dabei zu gar keinem Entschlusse kommen werde. Die Oesterreicher seien durch die Hinrichtung der Königin in Wuth versetzt und sehnten sich nach einer Schlacht, um dieses Verbrechen zu rächen. Die flandrische Landbevölkerung sei durch die Excesse der Franzosen aufgestachelt und wolle sich den Truppen anschließen, um Hab und Gut zu vertheidigen. Die Brabanter Geistlichkeit beginne eine neue Invasion zu befürchten und werde dadurch auf die kaiserliche Seite gedrängt. Viele Gemeinden hätten sich freiwillig zu recht bedeutenden Gaben erboten. Man müsse diese Stimmung benutzen; denn lange werde sie nicht anhalten.**)

Ebenso dachte man in Wien. An jenem selben 25. October, wo Tauenzien seinem König so berichtet, ertheilt der Kaiser Coburg den bestimmtesten Befehl, offensiv vorzugehen und drückt ihm zugleich sein Bedauern über die Aufhebung der Belagerung von Maubeuge aus. „Ich ersuche Euer Liebden", sagte er, „ungesäumt mit vereinigten Kräften und aller Stärke den Feind aufzusuchen, anzugreifen und selbem eine Bataille zu liefern."***) Mit dem Briefe des Kaisers kreuzte sich ein von einer Hohenlohe'schen Denkschrift vom 19. October begleitetes Schreiben Coburgs, wonach dieser auf alle Offensiv-Operationen verzichten wollte; sogar von den Winterquartieren war schon die Rede. Man war nicht sehr erbaut darüber in Wien. Der Bericht Coburgs und das Promemoria Hohenlohe's seien zu schwach in ihren Gründen, schreibt Thugut

*) Witzleben, a. a. O., II, 340.

**) Tauenziens Schreiben vom 25. October bei Witzleben, a. a. O. II, 341 f.

***) Ebenda, S. 345.

am 10. November. Ersterer behaupte, der Mangel an Geld sei Schuld an den Mißerfolgen. Habe dieser Mangel es denn aber verschuldet, daß man bei Maubeuge geflohen sei, nachdem die Tüchtigkeit der Truppen den Sieg davongetragen? Und dann sei es eben Coburgs Sache, Ordnung in das Geldwesen zu bringen, und es sei seine Schuld, daß er sich mit lauter zweideutigen Persönlichkeiten umgebe, die Unterschleife trieben und sich schon früher strafwürdig benommen hätten (!). Hohenlohe sage, man könne der Franzosen niemals in einem größeren Corps vereinigt habhaft werden. Aber bei Maubeuge sei dies ja doch der Fall gewesen. Dann klage Coburg auch über schlechte Wege. Es sei dies eine alte Gewohnheit aus dem Türkenkriege, die in der Wallachei Sinn gehabt habe, aber nicht hier. Nirgends gebe es mehr gute Wege und Chausseen als in Belgien. Die Neben- und Erdwege seien natürlich während der Regenzeit schlecht. Wenn es aber davon abhinge, so müßte man nirgends in der Welt im November Krieg führen; und doch habe Dumouriez 1792 die Oesterreicher in dieser Jahreszeit aus Belgien herausgeschlagen. Wenn man immer von der Ermüdung der Truppen rede, so sei das lächerlich. Denn der Kaiser wolle ja gerade, daß eine große Hauptschlacht geschlagen werde, um den Truppen für den Winter Ruhe zu verschaffen. Und wenn Hohenlohe meine, man könne die Franzosen inmitten ihrer Festungen nicht angreifen, so vergesse er, daß man immer behaupte, die Festungen nicht angreifen zu können, ehe man die Franzosen im Felde geschlagen habe. Auf diese Weise sei es viel einfacher, gleich zu sagen, man könne den Franzosen von der niederländischen Seite her überhaupt keinen Schlag beibringen. Es sei übrigens zu bemerken, daß Coburg, als er den Bericht abgesandt, das letzte Schreiben des Kaisers wahrscheinlich noch nicht gehabt habe, und daß er andererseits, wie aus dem Schluß des Hohenlohe'schen Briefes hervorgehe, trotz allem am 6. und 7. gegen den Feind vorgehen wollte. Clerfayt und Beaulieu sollten den rechten Flügel der Franzosen angreifen und Coburg den linken. — Offenbar erwartet Thugut nichts davon; denn er fährt fort, man müsse den Erfolg dieser Unternehmung abwarten und könne weiter nichts thun. Denn zu ändern seien diese Herren nun einmal nicht.

Der Kaiser äußerte sich ganz wie Thugut. Er wiederholte seinen Angriffsbefehl in noch bestimmterer Weise. Coburg sollte den Feind aus dem Felde schlagen und dann zu der Belagerung von Landrecies, Bouchain, Philippeville oder sonst einer Unternehmung schreiten. Der

günstige Fortgang der kaiserlichen Waffen am Rhein sei ein Beweggrund mehr für sein Verlangen, damit nicht durch die Unthätigkeit der niederländischen Armee der Feind die Möglichkeit erhalte, am Rhein mit neuer Kraft zu operiren. „Es ist unumgänglich nothwendig, den Feldzug durch irgend eine oder die andere Unternehmung von einigem Eclat zu beendigen, um sowohl das Vertrauen meiner Alliirten zu verstärken als Meinen Waffen den Ruhm zu erhalten, zu deren Verschaffung Sie durch Ihre tapfere Ausführung bisher so vieles beigetragen haben.“*) Hiermit noch nicht zufrieden, schrieb der Kaiser auch noch an Hohenlohe einen sehr dringenden Brief. Es war umsonst. Wenn Coburgs Stellung bei Solesmes so sehr jenen Stellungen glich, die Daun im siebenjährigen Kriege liebte, so ging es auch jetzt wie damals. Der Hof konnte seinen Feldherrn nicht mehr zu einem entscheidenden Schlage fortreißen.

Noch im October war es York, Kray und Otto gelungen, Cysoing, Mouscron und Marchiennes zu erobern: bei dem letzteren Orte wurden 2000 Mann Franzosen niedergehauen und eben so viel gefangen. Nicht minder glücklich für die Verbündeten hatte am 27. ein Angriff Jourdans auf die Sambre bei Merbes-le-Chateau geendigt. Damit glaubte man im Hauptquartier vollends genug gethan zu haben. Bereits am 1. November hatte Coburg die Truppen der Hauptarmee in engere Cantonnirungen verlegt, um damit das Beziehen der Winterquartiere einzuleiten. Am darauf folgenden Tage langte das erste kaiserliche Schreiben an. Es ist merkwürdig, daß sich Tauenzien, der noch am 25. October so sehr für die Offensive gewesen war, jetzt plötzlich auch für die Beziehung der Winterquartiere erklärt: sein König, dem es um die Verhinderung weiterer Unternehmungen am Rhein zu thun war, pflichtet ihm natürlich vollständig bei, meint, das Befehlen sei in jetziger Jahreszeit leichter als das Ausführen, und sieht in den entgegenstehenden Wiener Auffassungen nur die Kabalen von den Feinden Coburgs, den er deßwegen bedauert.**)

Den positiven Anordnungen des Kriegsherrn konnte man sich nicht ganz entziehen. Es ward am 6. November der Vormarsch gegen Guise beschlossen. Als aber die Meldung einlief, daß der Feind Charleroi anzugreifen drohe, ward auch dies wieder aufgegeben, ob-

*) Witzleben, a. a. O. II, 347.

**) Schreiben des Königs vom 18. November bei Witzleben a. a. O. II, 348.

wohl eine Unternehmung gegen Charleroi nicht wirkſamer verhindert werden konnte, als durch einen kräftigen Vorſtoß gegen Guiſe und das dort befindliche Lager mit ſeinen Magazinen. Aus dem franzöſiſchen Zuge gegen die Sambre ward allerdings auch nicht viel, da Jourdan ebenfalls den Feldzug zu beendigen wünſchte und nun bald genug ſeinerſeits Winterquartiere bei Guiſe bezog, von Paris aus aber genöthigt wurde, 15,000 Mann nach der Vendée und 10,000 Mann nach der Moſel zu entſenden. Die Kaiſerlichen bezogen darauf am 8. November weitläufige Cantonnirungen und am 1. December die Winterquartiere. Der niederländiſche Feldzug von 1793 war damit zu Ende.

Viertes Kapitel.

Der elsässische Feldzug und die preußische Politik.

Wir müssen jetzt unsere Blicke dem rheinischen Kriegsschauplatze zuwenden. Von Coblenz aus hatte sich die preußische Armee im Spätherbst 1792 die Lahn aufwärts in Bewegung gesetzt. Mit den darmstädtischen Truppen vereinigte sie sich bei Gießen, mit den hessen-kasselschen bei Marburg; sie wandte sich dann gegen den Main. Am 2. December erstürmten die Hessen Frankfurt. Es war eines der wenigen ruhmvollen Ereignisse des Jahres 1792: die Haltung des Herzogs von Braunschweig war auch hierbei wieder eine sehr laue und so energielos, daß es einen Augenblick beinahe aussah, als ob er die Hessen preisgeben würde. Die Frankfurter Bürger betheiligten sich dagegen auf das ruhmreichste am Kampfe: sie sind es gewesen, die durch das Herablassen der Zugbrücken das rasche Ende desselben herbeigeführt haben.

Die Alliirten waren nach der Eroberung von Frankfurt zur Belagerung von Mainz geschritten, das aber erst am 23. Juli 1793 capitulirte.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß schon nach der Einschließung von Mainz und der Zurückdrängung Custine's ein entschiedenes Vorgehen von dem größten Erfolge gewesen wäre. Der Rest des französischen Rheinheeres — kaum 20,000 Mann — stand damals hinter der Lauter, das nicht viel bedeutendere Moselheer an der Saar. „Braunschweig war ihnen in jeder Hinsicht überlegen", sagt

Sybel, „mochte man auf Zahl und Tüchtigkeit der Truppen oder auf Kraft und Sicherheit der Stellung sehen: wenn er etwa 30,000 Mann zur Beobachtung von Mainz zurückließ, konnte er mit erdrückender Uebermacht, auf dem Kamme des Gebirges vorgehend, die beiden feindlichen Schaaren von einander trennen und nacheinander aufrollen und zersprengen, womit sich ihm dann der französische Osten widerstandslos, so weit die Blicke reichen, eröffnet hätte.“*)

Wir stehen jedoch hier abermals vor einer Wiederholung jener Politik, die in den Verhandlungen in der Champagne ihren Ausdruck gefunden. Man hatte wenig Lust, Ernst zu machen, und gedachte statt dessen durch Negociationen, die vielleicht auch weiter führen könnten, die wichtige Festung in seine Gewalt zu bekommen. Es steht fest, daß die Franzosen längst vor der Uebergabe von Mainz ihren Versuch, mit den Preußen anzuknüpfen, erneuerten. Durch einen seit dem October des Vorjahres sich zu Mannheim aufhaltenden französischen Agenten war das preußische Hauptquartier vorläufig von den Wünschen der Franzosen unterrichtet. Die Eröffnungen fielen auf keinen ungünstigen Boden. Anfangs Mai trat Custine in einen Briefwechsel mit Braunschweig. Der General erklärte sich darin, wie es auch thatsächlich der Fall war, für einen Feind der Jacobiner und forderte den Herzog auf, der Friedensstifter der ermatteten Welt zu werden. Und nur zu begierig lauschte man im preußischen Hauptquartier solchen Worten, obwohl sich der einfachste Menschenverstand sagen mußte, daß Custine noch weit weniger Herr der Situation sei, als Dumouriez es im April gewesen war. Prinz Louis Ferdinand, auf den Stein damals seinen Einfluß noch nicht in entscheidender Weise geltend gemacht hatte, bewirthete am 17. Mai die Mainzer Generale mit einem Frühstück zwischen den beiderseitigen Schanzen, und hatte dabei ein langes politisches Gespräch mit Dantons Freunde Merlin, dem Volksrepräsentanten von Thionville; Officiere und Mannschaften beider Armeen tranken währenddessen auf das kameradschaftlichste miteinander.**) Und der Kampf, den das Entsatzheer Custine's am selben Tage gegen die Alliirten bestand, war lediglich eine Komödie, die sich jener der im Lager anwesenden maratistischen Convents-Deputirten wegen zu veranstalten gedrungen hielt. Das Ganze trug das allerschläfrigste Gepräge.

*) Sybel a. a. O. II, 258.

**) S. Sybel a. a. O. II, 269 und 270.

Die Festung hätte sich, als sie zwei Monate später capitulirte, mindestens noch vier Wochen halten können. Die Werke waren unberührt*), Wein und Brot im Ueberfluß vorhanden, das Entsatzheer in nächster Nähe.**) Daß der Abzug der Franzosen als ein freiwilliger betrachtet werden muß, und durchaus mit dem eigenthümlichen Verhältnisse, das zwischen ihnen und den Preußen bestand, zusammenhängt, kann unter diesen Umständen wohl keinem Zweifel unterliegen.

Als Mainz gefallen, waren 30,000 Mann mehr disponibel und die Unternehmungen gegen das französische Heer dadurch um soviel leichter geworden. Auch Häusser giebt zu, daß es jetzt nicht schwer gewesen wäre, die Moselarmee zu durchbrechen und die im Elsaß aufgestellten französischen Truppen im Rücken zu nehmen, und daß diese dann kaum einer vollständigen Auflösung entgangen wären. Der Siegeslauf der verbündeten Armeen war vom März an ein ungehemmter gewesen. Die Ueberlegenheit der deutschen Truppen hatte sich so glänzend bewährt, wie nur in irgend einer Periode unserer Geschichte. Die am Rhein stehenden revolutionären Streitkräfte waren noch in keiner Weise organisirt und geschult, während in Frankreich selbst an mehr als einer Stelle ein blutiger und zum Theil für die Regierung sehr gefährlicher Bürgerkrieg wüthete. „Die brauchbarsten französischen Truppen", sagt Häusser, „waren zur Nordarmee abgeschickt worden; was übrig blieb und durch die neuen Aufgebote ergänzt ward, war den deutschen Heeren in keiner Weise gewachsen. Eine anerkannte militärische Autorität, Gouvion St. Cyr, hat uns mit der Treue eines Augenzeugen den Zustand der neuen Aufgebote, den Mangel aller fähigen Leitung und die grenzenlose Verworrenheit geschildert, wie sie bei der Rhein-Armee in diesem Augenblicke herrschend war. Seine Mittheilungen stimmen in dem Ergebniß vollkommen mit dem Urtheile überein, das von sachkundiger deutscher Seite gefällt worden ist: daß aller revolutionäre Aufschwung und alle patriotische Begeisterung, die zudem vorerst nur in mäßigem Grade vorhanden war, nicht hingereicht hätte, vor einem energischen Angriffe der in jeder Hinsicht überlegenen Gegner Stand zu halten. Wenn jemals, so war uns hier die Gelegenheit gegeben, alte Scharten auszuwetzen und die trostlose Lage Frankreichs mit ähnlichem Erfolge zu benutzen, wie einst

*) S. Sybel a. a. O. II, 319.

**) Custine ward an demselben Tage, wo Mainz fiel, eben wegen seines Betragens bei all' diesen Dingen in's Gefängniß abgeführt, von wo er dann die Guillotine bestiegen hat.

Ludwig XIV die Agonien Deutschlands ausgebeutet hatte.*) Wer will sagen, wohin es geführt hätte, wenn sich die deutschen Heere am Rhein, wenigstens in diesem Augenblicke, zu einem energischen Vorstoße aufgerafft hätten? Und wer will sagen, ob nicht auch die schon sehr gelockerte Allianz zwischen Oesterreich und Preußen durch den Sieg wenigstens so fest gekittet worden wäre, daß eine günstigere Entwickelung Deutschlands davon hätte ausgehen können?

Nun steht es fest, daß Wurmser mit seinen Oesterreichern an der trotzdem eintretenden Unthätigkeit keine Schuld trägt. Denn man hat ihm ja eben von preußischer Seite in der bittersten Weise vorgeworfen, daß er mit zu großem Eifer auf einer Unternehmung gegen den Elsaß bestanden habe. Und er hat, als es sich zeigte, daß die Preußen zu keinem ernstlichen Angriffe schreiten würden, jenen Feldzug in den Elsaß auf eigene Hand unternommen, den man dann von preußischer Seite grausamer Weise als Wurmser'schen Separatkrieg verspottet hat. Gewiß lag auch diesmal viel an der Persönlichkeit des Herzogs und der ihm leider nun einmal eigenthümlichen Kriegführung.

Es gilt natürlich von diesem Feldzuge dasselbe, was oben von den preußischen Feldzügen jener Zeit überhaupt gesagt wurde. Auch Häusser muß aber zugeben, daß militärische Gründe nicht genügen, um das Benehmen der Preußen während des Feldzuges von 1793 zu erklären. Die preußische Geschichtsschreibung sucht zunächst die Entschuldigung in den Differenzen über den Kriegsplan.

Wir müssen hier noch einmal auf die Vorschläge zurückkommen, mit denen Coburg im Sommer so unerwartet hervorgetreten war. Noch vor der Uebergabe von Mainz hatte er jenen unter Tauenziens Einflusse entworfenen Plan gesandt, der genau dem entsprach, was man im preußischen Hauptquartiere wünschte. Er wollte nach der Einnahme von Valenciennes in südöstlicher Richtung auf Givet und Maubeuge operiren, während ihm der König von Preußen über Saarlouis und das nördliche Lothringen die Hand bieten sollte: es wäre wesentlich eine Wiederholung des vorjährigen Kriegsplanes gewesen. Vom einseitigen Standpunkte der niederländischen Armee aus betrachtet, war Coburgs Gedanke ein richtiger. Er machte dabei, wie wir wissen, den großen Fehler, daß er seinen Vorschlag dem Könige von Preußen unterbreitete, ohne sich im Geringsten Gewißheit verschafft zu haben, wie man dort-

*) Häusser, a. a. O. I, 495 f.

selben in Wien auffassen werde. Wie wir heutzutage die Sachlage kennen, dürfen wir aber auch sagen, daß gewichtige österreichische und deutsche Interessen dem Coburg'schen Plane entgegen standen. Das am Oberrhein gar nicht zu entbehrende Corps Wurmsers wäre durch denselben völlig isolirt worden; jeder Gedanke an eine Eroberung im Elsaß hätte aufgegeben werden müssen, man wäre wieder, wie im Vorjahre, völlig von den Operationen der Preußen abhängig geworden; und wiederum würde das obere Deutschland doch mehr oder weniger bloßgestellt gewesen sein. Aeußerst mißlich ward aber die Ausführung des Coburg'schen Planes sicher von dem Augenblicke an, wo die englische Unternehmung gegen Dünkirchen beschlossene Sache war. Man wird sagen dürfen, daß die Rücksicht auf beide Flügel eine concentrische Bewegung des Königs und Coburgs zu Nichte machen mußte, und daß mit dem Abzuge der Engländer gen Westen die Dinge sich so gestalteten, daß es für das Rheinheer nichts rationelleres gab, als die Verlegung des Schwerpunktes seiner Operationen auf den eigenen linken Flügel.

Die Preußen werden allerdings immer einer Operation in der Richtung auf Saarbrücken und Lothringen geneigt sein, weil sie ihrer militärischen Basis besser entspricht; wie umgekehrt eine Operation am Oberrhein stets das Naturgemäßere für die österreichische Armee sein wird. Es steht aber fest, daß es diesmal in erster Reihe politische Gründe waren, um deren willen der Coburg'sche Plan den Preußen so sehr zusagte. Die Unternehmung auf den Elsaß ward dadurch unmöglich; und gerade eine solche Unternehmung, die jedem echten Deutschen doch vor Allem am Herzen liegen mußte, wollte man im preußischen Hauptquartiere nicht, weil man Oesterreich eine Eroberung im Elsaß mißgönnte.*)

Der König antwortete Coburg in vollkommen zustimmender Weise und auf das eingehendste. Es wurden, ohne daß man sich im Geringsten um den Kaiser bekümmert hätte, sofort einleitende Maßregeln für den Marsch an die Saar getroffen, und die Truppen demgemäß dislocirt. Der im preußischen Lager anwesende kaiserliche Militärbevollmächtigte, Graf Wartensleben, kündigte in diesem Augenblicke die Ankunft des Prinzen Waldeck an, der alles Nöthige mit dem Könige bereden solle. Man hielt darauf mit weiteren Vorkehrungen inne. Und

*) S. Sybel, a. a. O. II, 336.

natürlich entstand in dem Hauptquartiere das auch in der heutigen Geschichtsschreibung noch nachklingende Gerede, daß die Operationen zum Stillstande verurtheilt seien, weil man von Wien den Kriegsplan erst erwarten müsse. In Wahrheit kann der hierauf eingetretene Stillstand nur von allerkürzester Dauer gewesen sein. Denn Waldeck traf bereits am 6. August, also 15 Tage nach der Uebergabe von Mainz, im königlichen Hauptquartiere ein: vergegenwärtigt man sich die Kriegführung damaliger Zeit, und den Aufenthalt, den jede Uebernahme einer Festung selbst heute noch verursacht, so springt es in die Augen, daß keine irgend nennenswerthe Zögerung bis dahin stattgefunden haben konnte.

Waldeck brachte einen vollständigen Kriegsplan mit. Es ist Bivenot gelungen, seine von Thuguts eigener Hand unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Nachricht von der Capitulation von Mainz am 28. Juli geschriebene Instruction aufzufinden.*) Man müsse den Krieg, heißt es darin, möglichst rasch beendigen, und das einzige Mittel zu diesem Zwecke sei die größeste Energie in der Durchführung der Offensiv-Operationen. „Es ist ohne Zweifel von höchster Wichtigkeit, daß wir weit genug in Frankreich eindringen, und daß wir uns eines Landstriches in demselben bemächtigen, hinreichend groß, um den Feind in einer möglichst kurzen Frist zu einem den Absichten der Coalition entsprechenden und die allgemeine Sicherheit und Ruhe für die Zukunft verbürgenden Frieden zu zwingen.“ Man müsse sich in seinen Unternehmungen nach der größeren oder geringeren Leichtigkeit richten, welche die verschiedenen Punkte dem Eindringen in Frankreich, namentlich aber der Behauptung in demselben, darböten. Der Kaiser werde keinen Anstand nehmen, jedem Operationsplan beizustimmen, der die Billigung des Königs erhalte, und der sich zugleich den in der Instruction entwickelten Ansichten möglichst anschließe. Der Kaiser wünsche Wurmsers Armee möglichst selbstständig zu stellen. „Selbst bei einem auf beiden Seiten herrschenden besten Willen, ist es unmöglich zu vermeiden, daß aus der Vermengung der respectiven Truppen eine geringere Genauigkeit in dem Ensemble und zuweilen eine geringere Pünktlichkeit in der Ausführung der Befehle entspringe; daß sich von Zeit zu Zeit Schwierigkeiten, mehr oder weniger merkbare Symptome von Uneinigkeit, Reclamationen und betrübende Recriminationen ergeben, wenn nicht unter den

*) Siehe dieselbe bei Bivenot, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, II. Bd. 1. Abth. S. 635—42.

Anführern selbst, so doch unter den Subaltern-Officieren und Soldaten. Waldeck hatte dem Kaiser offenbar ein Gutachten unterbreitet, und darin die Möglichkeit von vier verschiedenen Operations-Plänen besprochen. Hierauf kömmt Thugut nun in dem Folgenden zu reden. Was diese vier Möglichkeiten betreffe, sagt er, so würde der Kaiser, wenn der erste Plan (gleichzeitige Einschließung Landau's durch die Preußen, und Belagerung Hüningen's durch Wurmser) preußischerseits — wie Thugut offenbar selbst erwartet -- nicht gebilligt würde, am liebsten den zweiten wählen (Erstürmung der Weißenburger Linien durch die Preußen, und Belagerung Straßburgs durch die bei Druſenheim über den Rhein gehenden Kaiserlichen). Doch würde er sich eventuell auch mit dem dritten oder vierten Plane begnügen, wonach die Preußen eine Unternehmung gegen Lothringen in's Werk setzen würden, während Wurmser den Oberrhein überschreiten und entweder Hüningen oder Neubreisach belagern sollte. Thugut legt das Hauptgewicht auf den zweiten Plan. Es sei jedenfalls nicht wünschenswerth, die Operationen auf eine Belagerung Landau's durch die gesammten österreichischen und preußischen Streitkräfte zu beschränken. Und zwar aus folgenden Gründen:

1. Dieselbe würde die Selbstständigkeit der beiderseitigen Truppenkörper erschweren, wenn man sie nicht etwa dem General Wurmser ganz überlassen wolle.

2. Die Eroberung Straßburgs sei leichter, weil die Stadt größer sei und die zu erhoffende günstige Stimmung der Straßburger Bürger deßhalb mehr in's Gewicht falle. Uebrigens liege Landau auch nicht in der Nachbarschaft irgend einer österreichischen Besitzung, so daß der Kaiser deßhalb sowohl, wie aus mehreren anderen Gründen, dasselbe im Frieden schwerlich behalten würde.

3. Der Kaiser habe ferner zum Schutze Vorderösterreichs ein erhebliches Corps aufgestellt, das wegen seiner zu großen Entfernung bei einer Unternehmung auf Landau nicht würde mitwirken können, und das folgeweise zur Unthätigkeit verdammt, die Zahl der gegen Frankreich vorgehenden Truppen vermindern müßte; während bei einem Angriffe Wurmsers auf den Oberelsaß das gesammte breisgauische Corps mit aller Kraft dazu mitwirken könnte, ohne den Breisgau selbst irgendwie bloßzustellen, den man durch eine Unternehmung dieser Art offenbar am besten decke. Waldeck solle deßhalb die Belagerung Landau's durch die beiderseitigen Truppen keinesfalls anregen. Beständen der König von Preußen aber durchaus hierauf, so müsse man schließlich auch zu einem

solchen fünften Plane die Hand bieten. Man müsse aber dann hervorheben, daß die Nachgiebigkeit des Kaisers ein neuer Beweis seiner Rücksichten für den König sei. „Alles in Allem, heißt es zum Schlusse, kommt es S. M. zunächst darauf an, daß man sich nur über irgend einen Offensivplan einigt, der uns von der Gefahr befreit, die zahlreichen alliirten Armeen den Rest der Campagne nach der Einnahme von Mainz in Unthätigkeit am Rhein zubringen zu sehen, und der uns zugleich die Hoffnung gewährt, unsere Winterquartiere in gesicherter Weise in Feindesland zu nehmen." Waldeck wird im Folgenden angewiesen, über Speyer zu reisen, um sich dort mit Wurmser über die Einzelheiten des Kriegsplanes zu benehmen. Er soll dann im preußischen Hauptquartier Alles aufbieten, um das Vertrauen des Königs zu gewinnen und zu diesem Zwecke demselben einen eigenhändigen Brief des Kaisers überreichen. Endlich ertheilt der Kaiser Wurmser den Befehl, sobald er durch Waldeck den im preußischen Hauptquartier vereinbarten Operationsplan erfahren, „unverzüglich und unmittelbar alle für die Ausführung der vereinbarten Gesichtspunkte nothwendigen Vorkehrungen zu treffen."

Man hatte also Anfangs August einen vollständig ausgearbeiteten Kriegsplan im preußischen Hauptquartier; der in dasselbe abgesandte General war ausdrücklich zu sofortigen und endgültigen Abmachungen ermächtigt, und es scheint unverständlich, wie dem gegenüber selbst Häusser*) tadelnd bemerken kann, erst der „im Herbst" (um die Mitte Septembers) im preußischen Hauptquartier anlangende Feldzeugmeister Ferraris habe den definitiven Feldzugsplan mitgebracht.

Schon aber hatten die leitenden Persönlichkeiten des Hauptquartiers und schon haben die heutigen preußischen Geschichtsschreiber einen anderen Vorwand bei der Hand. Es standen, sagt man, die österreichischen Vorschläge mit dem im Widerspruche, was der König von Preußen mit Coburg „verabredet" hatte. Es ist dies Häussers Ausdruck**), wir sehen, es ist eine ähnliche Behauptung, wie die von den Abmachungen zwischen Spielmann und Haugwitz im Herbste des Vorjahres. Man sagt, die österreichische Unbeständigkeit in der Verfolgung der Kriegspläne sei an Allem Schuld gewesen. Ja man möchte gern den Vorwurf der Doppelzüngigkeit auch hier auf Oesterreich wälzen. Nach dem eigenen Einge-

*) A. a. O. I, 504.
**) A. a. O. I, 498.

ständniß der Preußen mußte aber der Kriegsplan nicht aus den Niederlanden, sondern aus Wien kommen; und aus Allem geht hervor, wie man sich auch in Coburgs Hauptquartier sehr wohl bewußt war, es komme schließlich doch noch Alles auf die Entscheidung des Kaisers an. Ja, noch mehr! Wenn wir in Betracht ziehen, daß der Coburg'sche Plan bereits vor der Capitulation von Mainz im preußischen Hauptquartiere vorgelegt wurde, und daß er also geraume Zeit vor derselben entworfen war, so springt es in die Augen, daß Coburgs Vorschläge durchaus noch keinen definitiven Charakter tragen sollten. Man konnte ja im niederländischen Hauptquartier, wo man die Dinge nur mit rein militärischem Auge sah, gar nicht annehmen, daß die Festung Mainz so bald fallen würde. Und umgekehrt mußte sich die Sachlage durch die unerwartet rasche Uebergabe der Festung, und durch die von den Franzosen gezeigte Schwäche, wesentlich zu Gunsten des Rheinheeres verändern.

Natürlich muß zugegeben werden, daß das Wiener Cabinet der Elsässischen Unternehmung den sehr entschiedenen Vorzug gab und den König durch Waldeck zu demselben zu bestimmen hoffte. Die Gründe liegen auf der Hand. Der Elsaß lag dem Kerne der Monarchie sowohl als dem italienischen Kriegsschauplatze näher. Daneben fiel es sehr entscheidend in's Gewicht, daß die Stimmung daselbst eine den deutschen Mächten freundliche war, und daß man im Elsaß und, wie die Instruction andeutet, selbst in der Festung Straßburg österreichischerseits Verbindungen angeknüpft hatte, die das Schreckensregiment eines St. Just so wenig unterdrücken konnte, daß noch ein Jahr später dem Herzog von Sachsen-Teschen, als damaligem Reichsfeldmarschall, Anerbietungen dieser Art von einfachen elsässischen Bürgern gemacht worden sind. Der alte Wurmser selbst war ein Elsässer, hatte zur Zeit des siebenjährigen Krieges zuerst in der französischen Armee gedient und besaß auch schon seiner elsässischen Besitzungen wegen zahlreiche Beziehungen im Lande. Mit der Wärme seiner Landsleute an seiner Heimath hängend, brannte er vor Verlangen, sie wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Wäre die Wurmser'sche Unternehmung geglückt, so konnte man mit einigem Rechte sagen, daß der Elsaß sich selbst von dem französischen Joche befreit habe. Wir stehen hier wieder vor jenem großartigen nationalen Gedanken, der dem ganzen Kriege einen höheren Inhalt verleihen konnte und den Ranke gern Preußen vindiciren möchte.*) Schon der kurtrierische Antrag von

*) S. Ranke a. a. O. S. 200.

1791 hatte ihn, wie wir uns erinnern, in's Auge gefaßt. Bis zu einem gewissen Punkte war er in dem Ratificationsdecret enthalten. Wie wir verstehen, sollten damals auch die von den Häusern Habsburg und Lothringen abgetretenen Lande ausgeschlossen bleiben. Gedacht hatte man aber zu Wien auch an diese. Und auch Preußen hatte einst auf sie hingewiesen. Jetzt nahm Oesterreich den Gedanken voll und ganz auf und zog dessen Consequenzen.

Wie deutsch man im Elsaß noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts fühlte und dachte, wissen wir aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung". Die Parteikämpfe der Revolution hatten dort sofort einen nationalen Charakter angenommen. Schon 1791 betrachtete man den Elsaß als den vorzüglichsten Punkt, auf den eine Unternehmung gegen die Revolution sich stützen müsse. Es wird berichtet, daß deutsche Kleidung und deutsche Sprache den Revolutionsgerichten als Verdachtsgründe galten. Es ist allerdings nicht wahrscheinlich, daß alle die Elemente, die von den Jacobinern nichts wissen wollten, darum schon an eine Vereinigung mit Deutschland gedacht hätten. Die Katholiken hielten zu den Royalisten, die Protestanten waren Girondisten oder Anhänger der Verfassung von 1791; und es liegt auf der Hand, daß bei beiden Parteien die Verbindung mit den französischen Genossen deutschen Anschlußgelüsten im Wege stand. Immerhin steht es aber fest, daß es damals eine deutsche Partei im Elsaß gab, während man sich heute vergeblich eine solche in's Leben zu rufen bemüht. In Straßburg wurzelten noch die alten reichsstädtischen Reminiscenzen. Im Ober-Elsaß hatte die habsburgische Herrschaft die mannigfachsten Spuren hinterlassen.*) In den zahlreichen reichsfürstlichen Gebieten des unteren Elsaß konnte man sich noch nicht als Franzosen fühlen. Noch gab es einen, wenn auch nicht sehr zahlreichen deutschen Adel, dessen Repräsentant eben der alte Wurmser ist. Und hatte man sich erst einmal

*) Gerade in den am längsten zu Frankreich gehörenden Gegenden des Ober-Elsaß, die einst mit dem Breisgau eine politische Einheit gebildet hatten und auf deren Eroberungen es Oesterreich jetzt vor Allem ankam, waren die Erinnerungen an das Haus Habsburg noch keineswegs vergessen. Noch heute wird man dort durch tausend Dinge an dieselbe erinnert und der Kaiser von Oesterreich erscheint den Bauern noch immer als der höchste Herrscher auf Erden. Von einem glaubwürdigen Augenzeugen ward dem Verfasser eine Episode aus dem jüngsten französischen Kriege erzählt, wobei der Maire eines sundgauischen Dorfes dem requirirenden preußischen Officier gegenüber seine Renitenz in die Worte kleidete: „Ich bin es nicht im Stande und wenn es der Kaiser von Oesterreich befiehlt."

mit den Alliirten eingelassen, so würde das weiter geführt haben. Schon die bloße Furcht vor den Jacobinern mußte die Bevölkerung den Deutschen vollends in die Arme führen, wenn man sich nur einmal der Hauptstadt Straßburg bemächtigt hatte. Die gegentheiligen Bemerkungen Häussers, der es als geborener Elsässer gefühlt zu haben scheint, um was es sich hier handelt, haben uns nicht überzeugen können. Noch war es Zeit, den Elsaß auch geistig wieder zu gewinnen. Aber es war vielleicht der letzte Moment, und der alte Wurmser vielleicht der letzte dafür geeignete Mann. Er hat in der ersten Hälfte seines Herbstfeldzuges von 1793 sowohl, als 1795 bewiesen, daß er auch als Heerführer das Zeug für eine solche Unternehmung hatte. Von allen deutschen Feldherren damaliger Zeit war Graf Dagobert Siegmund von Wurmser vielleicht der einzige, dessen Initiative derjenigen der Franzosen gleich kam. Sein Name hatte schon zur Zeit des bayrischen Erbfolgekrieges auch in nicht-militärischen Kreisen den besten Klang: solcher Männer gäbe es nicht viele, meinte die persönlich Wurmser nicht kennende Maria Theresia; man müsse sie werth halten. Es ist nicht zu leugnen, daß Wurmser dem Genie eines Hoche nicht gewachsen war. Aber Hoche sowohl als Pichegru erhielten erst Ende Octobers ihr Commando. Und die vorausgehende lange Periode hindurch hatten die französischen Truppen nur unbedeutende Feldherren. Wurmser dagegen war der damalige „Marschall Vorwärts" der Deutschen. Ein echter deutscher Reiter-General wie Blücher, hätte er sicher wie dieser, in der Begeisterung für seine Sache, den Erfolg an die deutschen Fahnen geknüpft; und man darf selbst da nicht mit ihm rechten, wo er, wie Blücher 1813 und 1814, den schulgerechten Plänen des Hauptquartiers in der Hoffnung vorgriff, dieses mit fortreißen zu können. Daß er, auch abgesehen von der preußischen Politik, einen Gegensatz zu Braunschweig bildete, liegt auf der Hand. Aber wenn wir schon 1792 Braunschweig gegenüber auf Seiten König Friedrich Wilhelms standen, so werden wir Wurmser natürlich in noch weit höherem Grade gegen den Ersteren in Schutz nehmen müssen. Auch im Jahre 1795 stehen wir Clerfayt gegenüber auf seiner Seite. Es ist nicht zu verstehen, wie man ihn mit bitterem Tadel und noch bitterem Hohne einer Handlungsweise wegen hat überschütten können, die man an dem dem Hauptquartier ebenfalls häufig vorgreifenden Blücher bewundert. Trägt doch selbst die preußische Geschichtschreibung unserer Tage kein Bedenken, Wurmsers patriotisches Feuer für die Eroberung des Elsasses auf das Motiv der Besorgniß für seine Güter zurückzuführen. Wir verweisen dem gegenüber auf seine

bei Vivenot*) abgedruckten Briefe aus dem Jahre 1795. Man kann sie nicht ohne Rührung aus der Hand legen, und die Schreiben der unter ihm dienenden Officiere vervollständigen das Bild jenes liebenswürdigen und ehrenwerthen Soldatengreises. Kein Zweifel: er war ein Mann von echtem deutschen Schrote und Korne, eine Soldaten-Gestalt, wie sie von dem alten Frundsberg an so manchesmal in den Reihen unserer alten Armeen erscheint, und um die ein echter poetischer Glanz auch da ausgegossen ist, wo sie unterlegen sind. Wenn irgend Jemand, so hätte Wurmser ein anderes Schicksal verdient, als ihm schon 1793 zu Theil geworden ist.

Der Kriegsplan, über den man preußischerseits sich mit Oesterreich jetzt wirklich einigte, hatte indessen von vornherein etwas Hinkendes. Sybel deutet an, daß man es nicht sehr ernst damit genommen, und meint, man habe nur nicht geradezu ablehnen mögen. Anstatt die Truppen mit voller Kraft auf den Elsaß zu werfen, entsandte man einen erheblichen Theil nach Westen gegen die Saar zu. Es sollte bedenklich sein, hieß es, wenn man auf dieser Seite den Franzosen keine Streitkräfte entgegensetzte. In Wahrheit aber kam die Sache auf eine unklare Vermischung zweier verschiedener Pläne hinaus. Und es zeigte sich nur zu bald, daß die Preußen durchaus nicht gesonnen waren, das Schwergewicht auf die Unternehmung gegen den Elsaß zu legen. Man hoffte, daß es zu ernstlichem Vorstoße Wurmsers nicht kommen, und daß sich auf dem westlichen Flügel das Ganze in der Hauptsache auf eine Einschließung Landau's beschränken werde.

Am 11. August setzte sich der rechte Flügel der Alliirten gegen die Vogesen in Bewegung und nahm am 17. die starke französische Bergstellung bei Pirmasenz. Zu gleicher Zeit griff Wurmser den Feind mit Entschiedenheit an, und vertrieb ihn am 20. aus Jockrim.**) Er drang bis zu den Weißenburger Linien vor. Gleich bei diesem ersten Anfang aber waren die Preußen im höchsten Grade unzufrieden mit dem energischen Vorgehen Wurmsers. So sei es nicht gemeint gewesen. Wurmsers rasches Vordringen in südlicher Richtung entblöße die linke preußische Flanke. Der König verwies dem kaiserlichen General gera-

*) v. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, Wien 1869.

**) Es sollen sich hierbei hessen-kasselsche Jäger und Husaren ausgezeichnet haben. Sollte diese Thatsache, welche uns von glaubwürdiger Seite mitgetheilt wurde, richtig sein, so müßte Hessen-Kassel im Jahre 1793 außer den in den Niederlanden kämpfenden Soldtruppen ein Reichscontingent am Rhein gestellt haben.

dezu seine Handlungsweise. Dieser wollte natürlich nicht nachgeben, da er durch Waldeck den Befehl erhalten hatte, das für die elsässische Unternehmung Nothwendige sofort selbständig vorzukehren. Es folgte ein hitziger Briefwechsel, und schließlich verklagte man Wurmser in Wien. „Unsere preußischen Alliirten", schrieb damals Thugut, „sind wirklich unausstehlich in ihren unermüdlichen Chicanen und namentlich in ihrer gegenwärtigen Wuth gegen Wurmser, weil er den Feind von Jockrim zu vertreiben gewagt hat. Glücklicherweise hat er gesiegt." Wurmser ginge wieder auf die „Franzosenjagd", meinte der Berliner Lagerwitz. Diese Irrungen konnten ihm aber doch am wenigsten Schuld gegeben werden. Mochte man preußischerseits auch eine Unternehmung gegen die Saar dem österreichischen Kriegsplan vorziehen, so war man doch auf diesen der Hauptsache nach eingegangen. Man war also verpflichtet, nach besten Kräften zu der Unternehmung auf den Elsaß mitzuwirken. Hatte man doch in der zweiten Theilung Polens die Bezahlung für den Feldzug von 1793, und zwar eine sehr reichliche, schon im Voraus dahin genommen, und wollte eingestandener Maßen am Rhein nur als Hülfsmacht betrachtet werden. Am 27. August hatte Braunschweig dem Könige geschrieben: „Man müsse dem Feinde auf den Leib gehen, mit zwei Märschen sei die Grenze zu überschreiten, die Stellung sei so günstig, daß er (der Herzog) durch längere Unthätigkeit seinen militärischen Ruf auf das Spiel setze." Er erhielt aber umgehend den Befehl, jeden Angriff zu unterlassen.*) Und um dem auffallenden Benehmen die Krone aufzusetzen, nahm man jetzt plötzlich im preußischen Hauptquartier den früheren Plan auf Saarlouis wieder auf. Am 31. August machte der König Coburg ganz unmotivirter Weise von Neuem das Anerbieten, gegen die Saar und Lothringen zu operiren, und bat ihn dringend, in Wien seinen früheren Feldzugsplan noch einmal wieder vorzulegen. Mit andern Worten: in dem Augenblick, wo Alles auf eine rasche militärische Action ankam, ging man plötzlich von dem eben vereinbarten Feldzugsplane wieder ab, um auf dem Umwege über die Niederlande in Wien neue, weit aussehende Verhandlungen anzuknüpfen. Wenn irgend jemals, so wäre hier selbst das Bessere der Feind des Guten gewesen.

Man war jetzt wieder glücklich dahin gelangt, sagen zu können, man erwarte die endgiltige Entscheidung des Wiener Hofs über den

*) S. Sybel, a. a. O. II, 343.

Kriegsplan. Das Gerede, daß ihn erst Ferraris „im Herbst" mitgebracht, wird wohl hier seinen Ursprung haben; und natürlich trat vorläufig wieder Waffenruhe ein.

Schon das Gesagte genügt eigentlich, um zu zeigen, wie es mit der preußischen Kriegführung bestellt war, und was hinter den mancherlei Vorwänden lag, die man successiv zu Tage förderte. Sieht man näher zu, so räumt aber selbst Sybel, obwohl er die verschiedenen Ausflüchte aufrecht zu erhalten sucht, ein, daß nicht militärische, sondern politische Gründe die Verzögerung des preußischen Angriffs verursacht haben. War doch auch der von Häusser mehrfach citirte Tauenzien über die Unthätigkeit des preußischen Heeres und deren geheime Ursachen äußerst ungehalten. „Die Welt weiß das nicht und urtheilt nach dem Schein", schreibt er unter Bezugnahme auf die diplomatische Lage. Jeder fragt sich, und mit Recht: was macht der König von Preußen mit seiner großen Armee? Und niemand weiß, aus welcher Ursache sie nichts macht."*) Sybel giebt uns selbst die Lösung an die Hand. „Schlug man die französischen Heere vernichtend", sagt er, „so war nichts gewisser, als daß General Wurmser von dem Elsaß mit vollem Jubel als Befreier empfangen, und die Provinz ohne weiteres für Oesterreich in Besitz genommen wurde."**) Es war im königlichen Hauptquartier zu Guntersblum „bei dem Stocken aller großen Operationen" vom Kriege recht wenig zu verspüren. „Zuweilen wurden die Posten beritten, militärische Berathungen gepflogen, mit Wurmser ein immer unerquicklicherer Briefwechsel gepflogen. Dann gab es Ausflüge zu dem benachbarten Hofe von Zweibrücken, wo der Pfalzgraf seinen erhabenen Beschützer mit glänzenden Festlichkeiten erfreuete, oder über den Rhein hinüber nach Darmstadt, wo eben die Verlobung des Kronprinzen und des Prinzen Ludwig mit den liebenswürdigen Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz zu Stande kam."***) Der König fand sich in der von 1859 her dem jetzt lebenden Geschlecht wohl bekannten, „Formel" zurecht, „er wolle allerdings den Oesterreichern keinen Vorschub leisten, wohl aber als deutscher Fürst die Lande des Reiches beschirmen."†) Und Sybel deutet selbst an, daß nur die politische „Kurzsichtigkeit" sich bei einer solchen „Formel" beruhigen konnte.

*) Schreiben vom 5. September bei Häusser, a. a. O. I, 511.

**) Sybel, a. a. O. II, 258.

***) Sybel, a. a. O. II, 259.

†) Ebenda.

Der auf das Schreiben vom 27. August an Braunschweig ertheilte Befehl, jede Angriffsbewegung zu unterlassen, war ausdrücklich durch die „obwaltenden politischen Verhältnisse" motivirt. „Die Neigung zum Frieden", sagt Häusser, „wuchs mit jeder Stunde. Es galt in den einflußreichen Kreisen des Ministeriums, Luccheſini's, Mansteins als eine ganz ausgemachte Sache, daß man den Krieg nicht fortsetzen könne und dürfe, und daß am Schluß dieses Feldzugs der König den Kampfplatz verlassen müsse. In diesem Sinne ward Friedrich Wilhelm II täglich bearbeitet und ihm vorgestellt, daß jede zu rasche Action ihn nur tiefer mit dem Krieg verflechte und jedes zu willige Eingehen auf Angriffspläne es ihm erschwere, mit der Wiener Politik in's Reine zu kommen."*) „Ich wünschte", schrieb damals Luccheſini, „daß der österreichische Unterhändler uns in einem Zustande militärischer Unthätigkeit fände, aus welcher nur der einfache Beitritt zum Petersburger Vertrag uns heraus nöthigen könnte." „Ich habe es darum für meine Pflicht gehalten", fügt er hinzu, „dem König ebenso ehrfurchtsvoll wie freimüthig vorzustellen, daß, wenn er sich in irgend einen Operationsplan hineintreiben läßt, ehe er die Ansichten des Wiener Hofs über die Entschädigungen kennt, ich außer Stande bin, die preußische Monarchie vor den Gefahren eines dritten Feldzugs zu bewahren."**) Es berührt dies den Kernpunkt der zwischen Oesterreich und Preußen damals herrschenden Entzweiung.

Der Mehrzahl der preußischen Staatsmänner und Generale war der Krieg gegen Frankreich trotz allem von Anfang an im tiefsten Herzen verhaßt gewesen. Und die ganz überwiegende Mehrheit des preußischen Volks hatte niemals anders gedacht. War doch Friedrich der Große in der Anlehnung an Frankreich zuerst emporgekommen. Hatte er doch Frankreich und Preußen stets für natürliche Verbündete gehalten.***) War doch der noch lebende vertraute Genosse der friedericianischen Politik, der durch den siebenjährigen Krieg berühmt gewordene Prinz Heinrich von „tiefgewurzelter Vorliebe für Frankreich" erfüllt.†) Hat doch der politische Instinct der Franzosen von vornherein an den Ernst des preußischen Krieges nicht glauben wollen.

*) Häusser, a. a. O. I. S. 500.

**) Ebenda.

***) Vergl. z. B. auch Ranke, Ursprung des siebenjährigen Krieges. Leipzig 1871, S. 223.

†) S. Häusser, a. a. O., I, 586.

König Friedrich Wilhelm stand jetzt unter dem Einfluß Lucchesini's. Als Vorleser Friedrichs des Großen emporgekommen, hatte sich dieser mit dessen Ideen erfüllt, die er dann um so einseitiger festhielt, als er natürlich kein Herz für das ihm fremde Deutschland haben konnte. Wie seine Depeschen alle Schriftstücke der damaligen preußischen Diplomatie hinter sich lassen, so besaß er überhaupt eine weit größere geistige Gewandheit als alle seine Collegen. Es war ihm gelungen, sich auch in der Gunst Friedrich Wilhelms festzusetzen, bei dem er es, wie Sybel offen gesteht, gerade jetzt durch Begünstigung der königlichen Herzensaventüren über seine Nebenbuhler davon trug.*) Sybel scheint sein damaliger Einfluß so bedeutend, daß er ihn in eine Parallele mit dem Thuguts stellt.

Gerade weil der eigentliche ideale Zweck des französischen Krieges nicht mehr zu erreichen war, bestand Friedrich Wilhelm mit um so größerer Hartnäckigkeit auf der Erreichung des realen Nebenzwecks. Oesterreich, so sagte man dem König, habe ja im December des vorigen Jahres zur polnischen Erwerbung ausdrücklich seine Zustimmung gegeben. Seine Interessen seien ja mehr als vollständig gewahrt, wenn es den bayrischen Tausch durchsetze, dem bis dahin im Grunde doch nur der Mangel der preußischen Einwilligung im Wege gestanden habe. Diese sei durch den neuen Erwerb Preußens noch viel zu wohlfeil erkauft. Für Oesterreich sei in Polen kein Platz. Eine Garantie des bayrischen Tausches aber komme auf einen gegen die wittelsbachischen Fürsten auszuübenden Zwang hinaus, und es würde im höchsten Grade verwerflich und unwürdig sein, wenn Preußen nahe verbündeten Mitständen gegenüber an dergleichen denken wollte. Schon der österreichische Ministerwechsel sei eine Beleidigung für Preußen gewesen. Die ganze Haltung Oesterreichs sei seit dem nichts als eine Kette von Chicanen. Man wisse nicht, was es wolle, und nur das Eine gehe aus Allem hervor, daß man in Wien seinen übeln Willen kaum zu verbergen wisse. Wolle das Wiener Cabinet dem Theilungsvertrage vom 13. Januar nicht beitreten, so müsse es sich eben den Mund wischen; es habe eigentlich schon jetzt durch sein vertragswidriges Benehmen den Anspruch auf den, den preußischen Interessen so zuwider laufenden bayrisch-belgischen Tausch verwirkt. Die Umgebung des Königs ist hierbei nicht einmal stehen geblieben. Da Preußen seine Bezahlung dahin genommen hatte, so glaubte man sich bei der Haltung Oesterreichs mit der Förderung des bayrischen Tausches

*) Sybel, a. a. O. II, 259—260. Sybel wagt es übrigens an dieser Stelle Dinge zu idealisiren und zu beschönigen, die man nie beschönigen sollte.

durchaus nicht beeilen zu sollen. Man hat nicht das Geringste gethan, um den Widerspruch des doch von preußischen Winken abhängigen Herzogs von Zweibrücken zu beseitigen. Daß man preußischerseits Oesterreich selbst Gewalt gegen Bayern zu gebrauchen gerathen hatte, war jetzt vergessen. Und wenigstens Luccheſini hat den Zweibrücker Hof in seinem Widerspruch gerade umgekehrt zu bestärken gesucht.

So standen die Dinge im preußischen Hauptquartier, als Graf Lehrbach dort in der zweiten Hälfte des August eintraf. Oesterreichischerseits hatte man inzwischen zunächst mit Rußland zu einer Verständigung zu kommen gesucht. In einer Depesche vom 30. Juni hatte sich das Wiener Cabinet dem Theilungsvertrage beizutreten bereit erklärt, wenn ihm außer dem bayrischen Tausche noch andere Erwerbungen garantirt würden. Die Russen hatten diese Forderung nicht zurückgewiesen. „So greift doch zu", sagte Markoff an Cobenzl; „Elsaß, Lothringen, Bayern, die Türkei bieten euch die trefflichsten Gegenstände." „Breitet euch in Frankreich aus", ermunterte Ostermann, „wo die Sachen jetzt im besten Zuge sind; wenn wir einig bleiben, kann später an dem bayrischen Tausche euch Niemand hindern. Mit solchen allgemeinen Aeußerungen war Oesterreich nun freilich noch nicht geholfen. Von einer polnischen Erwerbung wollte das russische Cabinet in keinem Fall etwas hören; zu einer wirklichen Einigung kam es nicht. Thugut war durchaus nicht befriedigt. Immerhin aber bekundeten solche Aeußerungen doch die zunehmende Neigung der russischen Staatsmänner, sich mit Oesterreich zu verständigen.

Mit dem Londoner Cabinet war man noch kaum so weit gekommen. Die Verhandlungen mit demselben bewegten sich vor wie nach auf der Grundlage der Mercy'schen Instruction. Die Engländer benahmen sich täppisch und hochfahrend wie immer. Grenville erklärte sich bereit, Oesterreich zu dem bayrischer Tausche bei einer späteren Gelegenheit behülflich zu sein, wenn dieses für den Moment darauf verzichte. Oesterreichs Verzicht hätte sich darnach als ein Zugeständniß dargestellt, wie man es einem Freunde gegenüber im tiefsten Vertrauen macht. Leider hatte die Dünkirchener Angelegenheit aber neue Mißhelligkeiten zwischen dem Londoner und Wiener Cabinet hervorgerufen. Thugut widersetzte sich aus naheliegenden Gründen, wie wir gesehen, den englischen Absichten auf Dünkirchen. Nach langen, wenig freundschaftlichen Verhandlungen erklärte England sich für's erste mit der

militärischen Besetzung des Platzes begnügen zu wollen.*) Ein wirkliches Einverständniß war aber auch hier nicht hergestellt. Es entstanden dann doch wieder Differenzen über Form und Weise des österreichischen Verzichts auf den Tausch. Grenville nahm seine Aeußerungen theilweise zurück. Thugut war entrüstet. Wie weit mit England eine wirkliche Einigung zu Stande kam, ist aus Sybel nicht zu ersehen. Jedenfalls hat sich Thugut in irgend einer Form das Recht auf den Tausch zurückzukommen für die Zukunft, für jetzt aber die Befugniß gewahrt, den beiden Theilungsmächten gegenüber auf der Grundlage des Januarvertrags und somit des Tauschplanes zu verhandeln. Wie Rußland so sollte auch Preußen nichts von dem österreichischen Verzicht erfahren: denn dieses würde Oesterreich niemals eine französische Erwerbung gönnen, wenn es nicht durch die Furcht vor dem bayrischen Tausch dazu bewogen würde.**)

Die Verhandlungen mit Preußen waren bis zu Lehrbachs Sendung verschoben. Schon Ende Juni hatte man sich in Wien für dieselbe entschieden. Aber es vergingen dann doch wieder fünf Wochen bis der Graf am 4. August seine Reise antrat. Thugut hatte unter dem 30. Juni an Cobenzl in Beziehung auf diese Sendung geschrieben: das Wiener Cabinet werde Preußen positive Eröffnungen erst, wenn es sich mit Rußland geeinigt habe, machen.***) Die Mission des Grafen Lehrbach hatte in der That nur den Zweck, den österreichischen Standpunkt Preußen gegenüber von neuem zu wahren, die Verhandlungen erst einmal wieder aufzunehmen und den König bei gutem Willen zu erhalten. Daß Letzteres aber wirklich Thuguts Absicht war, geht aus mannigfachen Aeußerungen desselben hervor. Und es fällt schon damit die immer wieder erhobene Anschuldigung in sich zusammen, daß er das Verhältniß zu Preußen geflissentlich habe verbittern wollen. Man sollte es doch nicht ganz vergessen, daß es eine Friedensmission bei Friedrich dem Großen gewesen ist, mit der sich Thugut im Gegensatz zu Kaunitz und Kaiser Joseph zuerst einen Namen machte. Wir behaupten, daß er niemals den Bruch mit Preußen gewünscht hat. Hat er in dieser Beziehung gefehlt, so ist dies nur eine Folge der Haltung, die ihm sein allzu österreichischer Stolz Preußen gegenüber eingab, und eines Mangels an Verständniß für dasselbe.

*) S. Sybel a. a. O. II, 341.
**) S. Sybel a. a. O. II, 341.
***) S. Sybel, a. a. O. II, 342.

Eine glückliche Wahl hatte nun freilich Thugut nicht in dem Grafen Lehrbach getroffen. Thugut wird ihn gewählt haben, weil er aus dem Reiche stammte, in den deutschen Angelegenheiten besser als die Oesterreicher bewandert erschien, und namentlich, weil er als Gesandter am Münchener Hofe in Alles, was den bayrischen Tausch betraf, gründlich eingeweiht war. Man hat sehr geirrt, wenn man in ihm einen besondern Vertrauten und Freund Thuguts erblickt hat. Wie aus dessen Briefen an Colloredo hervorgeht, liebte Thugut den unruhigen und geschwätzigen Mann durchaus nicht, der auch in Wien Alles durcheinander brachte und ihn schließlich sogar in eine Unannehmlichkeit mit dem Fürsten Kaunitz verwickelte.*) Lehrbach war eine Persönlichkeit, wie wir deren im vorigen Jahrhundert in den Reihen des rheinischen Reichsadels nicht selten begegnen. Er war von einer, den Bewohner des nördlichen und östlichen Deutschlands geradezu ungeduldig machenden Lebendigkeit. Er sprach viel und schrieb noch mehr, und es drängte sich dabei Gutes und Schlechtes, Ueberlegtes und Unüberlegtes in bunteste Weise durcheinander. Schon seine Berichte zu lesen, erforderte Geduld: nur unter unendlich viel Spreu stieß man ab und an auf einen wirklich guten Gedanken. Unbegabt war er dabei keineswegs, und sein aufrichtiges Interesse für die von ihm vertretene Sache ließ nichts zu wünschen übrig. Aber er verdarb Alles durch seinen Mangel an Haltung, durch seine Leidenschaftlichkeit, sein unvorsichtiges Herauspoltern und eine Schärfe des Ausdrucks, in der er sich nun einmal gefiel. Auch er war in jenem unseligen Cultus des Verstandes befangen, der das vorige Jahrhundert beherrschte. Der Bösewicht, zu dem man ihn gemacht hat, war er gewiß nicht; aber es fehlte ihm durchaus an sittlicher Würde, und im Kleinen wird er es wohl mit den Mitteln nicht gar zu genau genommen haben. Dabei war er äußerst eitel und stets von der unumstößlichen Richtigkeit seiner Auffassungen überzeugt. Alles wollte er besser wissen. Als Reichsritter vertrat er mit Hartnäckigkeit in den deutschen Dingen die alte Ordnung. Dem emporgekommenen preußischen Staate setzte er das ererbte Selbstgefühl seines Standes entgegen. Dennoch war er durch und durch der juristisch und kameralistisch gebildete Mann des vorigen Jahrhunderts, und arbeitete — er macht selbst ein derartiges Geständniß — weit mehr für den österreichischen

*) Wir folgen bei dieser Schilderung v. Helfert, S. den Rastatter Gesandtenmord, S. 46.

Staat als solchen, als für die dem Gefühle des Reichsländers doch so viel näher stehende österreichische Dynastie oder gar für das Kaiserthum. Vergleicht man ihn mit preußischen Diplomaten von Haugwitzens und Hardenbergs Schlage, so springt es auch bei ihm in die Augen, wie er jener älteren Schule angehört, die dem so tief einschneidenden letzten Viertel des Jahrhunderts vorausging. Ein Staatsmann war er nicht und am wenigsten ein Diplomat. Als höherer Verwaltungsbeamter würde er an seinem Platze gewesen sein; wie denn seine glücklichste Periode diejenige war, wo er als Statthalter von Tyrol fungirte: die Tyroler Volkserhebung von 1797 hat er organisirt. Er war ein langer, hagerer Mann mit heftigen Bewegungen; in seinem Blick wollte man etwas Stechendes finden.

Leider hat man bis jetzt Lehrbachs Instructionen noch nicht aufgefunden. Es geht aber aus allem hervor, daß auch er im Sinne des Promemoria's vom 18. März den Tausch von der s. g. Entschädigung trennen, und beides neben einander begehren sollte.*) Nach der Weise der damaligen Diplomaten reiste auch Lehrbach nicht allzu rasch. Er hatte dann noch eine Zusammenkunft mit Wurmser. Erst am 21. August fand die erste Unterredung mit Luccheſini statt. Lehrbach verlangte eine Garantie für den in dem Theilungsvertrag in Aussicht gestellten bayrischen Tausch. Ein österreichischer Bericht über das Detail der Verhandlungen liegt wiederum bis jetzt nicht vor. Was Sybel berichtet beruht wieder auf englischen und preußischen Quellen: wenn er sich z. B. auf den Bericht des englischen Gesandten in Wien beruft, so liegt es doch auf der Hand, daß dieser seine Nachrichten nur aus dritter und vierter Hand haben konnte.

Den bis jetzt vorliegenden Nachrichten zufolge hat Luccheſini dem König zu berichten versprochen, persönlich aber seine Ueberraschung ausgedrückt, daß man nach allem Vorgefallenen noch immer in Wien von dem, wie es scheine, unmöglich gewordenen Plan rede.**) Sybel spricht hier, um Preußen zu entlasten, von der „Wortbrüchigkeit" des Kaisers. Für den Unbefangenen sollte es aber klar sein, daß umgekehrt schon Luccheſini's Worte eine Wortbrüchigkeit Preußens um deßwillen in

*) Sybel a. a. O. 342. In der zweiten Auflage geht Sybel von der irrigen Annahme aus, daß Lehrbach erst eventuell angewiesen gewesen, statt des Umtausches einen Landerwerb zu verlangen. Nach II, 242 und II, 243 der 4. Aufl. scheint Sybel doch noch immer von dieser falschen Auffassung nicht ganz lassen zu können.

**) S. Sybel a. a. O. II, 343.

Aussicht stellten, weil dieser doch auch von keiner andern Entschädigung sprach.

Es wird uns nun weiter eine rührende Geschichte erzählt. In diesem Augenblick soll dem König von London mitgetheilt sein, daß Oesterreich auf den bayrischen Tausch verzichte und hier soll eigentlich die „Unredlichkeit" Thuguts liegen, die das Herz des Königs vollends Oesterreich entfremdet habe. Zugleich soll Lehrbach mit dem hervorgetreten sein, was man ja längst kannte, was aber jetzt als etwas ganz Neues dargestellt wird: mit dem eventuellen Verlangen einer polnischen Erwerbung für Oesterreich. Hatte man den Tausch nicht gewünscht, so wollte man dieß noch viel weniger. Man hat nicht sogleich von preußischer Seite abgebrochen, wie man es hätte thun müssen, wenn Sybel und Häusser mit ihrem Vorwurf der „Unredlichkeit" Recht hätten. Der König schwankte noch. Die Verhandlungen stockten, bis man recht zur günstigen Stunde die Nachricht erhielt, daß die Genehmigung der preußischen Erwerbung durch den polnischen Reichstag Schwierigkeiten begegne. Nun erst eröffnete Luccheſini dem Grafen Lehrbach, man habe im vorigen Jahre preußische Hilfe für den Feldzug von 1793 unter der Bedingung versprochen, von Oesterreich in Polen unterstützt zu werden. Bei der sichtbar gewordenen Abneigung des Kaisers wolle man auf dieser Unterstützung nicht länger bestehen. Der König sei aber jetzt durch die Verpflichtung gegen den Staat verhindert, ferner aus eigenen Mitteln zu dem französischen Kriege Beistand zu leisten.*)

Wie man sich leicht überzeugen wird, enthielten diese Worte die förmliche Lossagung von der österreichischen Allianz. Auch Häusser und Sybel geben es zu. Es wurde von Luccheſini hierdurch nicht bloß die Verpflichtung geleugnet, Oesterreich ein Aequivalent für die polnischen Erwerbungen Preußens zu verschaffen. Man sagte sich damit auch schon vom Kriege los, ohne daß die mindeste Aussicht vorhanden gewesen wäre, zu einem erträglichen Frieden zu gelangen. Der lange vorbereitete „Wortbruch" trat jetzt offen an das Tageslicht.

Und noch nicht genug hiermit! Um der Welt den definitiven Umschwung der preußischen Politik recht anschaulich zu machen und zugleich den König vor einem Rückfall in seine früheren Ideen zu bewahren, wußte die Hofcamarilla aus dem momentanen Stocken der polnischen Angelegenheiten die Nothwendigkeit herzuleiten, daß der König

*) Sybel, a. a. O. II, 403.

die Armee verlasse, um sich in Person nach Polen zu begeben. Friedrich Wilhelm verließ am 29. September, also gerade in dem Augenblick, wo es mit der elsässischen Campagne Ernst werden sollte und mußte, die rheinische Armee, um sich in Posen mit Blumenkränzen und anderen Ovationen empfangen zu lassen. Die Abreise Friedrich Wilhelms begleitete dann ein wahrscheinlich aus Luccheſinis Feder stammendes und für den Prinzen von Coburg berechnetes Schreiben an Tauenzien, das Häusser „einen förmlichen Absagebrief an die Coalition" nennt und das den französischen Krieg schon als eine Preußen „fremde Sache" bezeichnet. Nicht auf das Benehmen Oesterreichs, sondern auf die polnische Verwicklung wird darin das Hauptgewicht gelegt. Eine politische Nothwendigkeit war aber die Abreise des Königs jedenfalls auch um ihretwillen nicht, wie dies Häusser denn auch gar nicht zu behaupten wagt. Am 23. September hatte inzwischen der polnische Reichstag die preußische Erwerbung genehmigt, und bei einigem Nachdenken konnte man diese Genehmigung doch wahrlich voraussehen.

Aus den Worten der maßgebenden preußischen Persönlichkeiten geht deutlich hervor, welche Bewandtniß es mit der Reise des Königs hatte und wie die preußische Politik auch genau dieselbe gewesen wäre, wenn der polnische Reichstag seine Zustimmung einen Monat früher ertheilt hätte. Da man sich nicht sogleich ganz aus dem Krieg zurückziehen konnte, so sollte eben vorläufig mit der Rückreise des Königs der Anfang gemacht werden. Selbst Schulenburg schrieb jetzt am 1. September: „Hinge es von mir ab, den Plan zu entwerfen, wie Preußen sich in der gegenwärtigen Lage zu verhalten hätte, so würde die Armee die französischen Grenzen den Augenblick verlassen, um sich gegen Jedermann, der uns zu attakiren Lust hätte, in Positur zu setzen. Auf diese Weise zögen wir uns auf der einen Seite aus einem verderblichen Spiel zurück, verbesserten vielleicht (!) noch die Lage unserer polnischen Angelegenheiten und retteten unsere politische Consideration in Europa. Ein Schritt von der Art würde die benachbarten Höfe zum Nachdenken bringen und man würde sobald nicht wieder suchen, uns hinter das Licht führen zu wollen."*) Manstein schrieb am 4. September vom Rhein: „Die Unterzeichnung des polnischen Cessionsvertrags verschafft uns den Vortheil, hier eine andere Sprache führen zu können. Denn er setzt uns in die angenehme Lage, diesen Winter mit unsern hiesigen Truppen

*) Häusser a. a. O. I, 510.

(das Reichscontingent ausgenommen) zurückmarschiren zu können, oder aber solche Forderungen zu machen, die uns mehr als entschädigen." In einem Schreiben Luccheſini's vom 5. September heißt es: „Der Abschluß der polnischen Angelegenheit setzt den König in Stand, fest und entschieden dem Wiener Hofe die Unmöglichkeit darzulegen, den Krieg in einem dritten Feldzuge auf seine Kosten fortzusetzen. — — — — Mit Ehren aus dem kostspieligsten Krieg hervorgehen, den Preußen jemals geführt hat, aus den neuerworbenen Provinzen Nutzen ziehen, die Lücken des Staatsschatzes ergänzen, die theils durch nöthige Ausgaben, theils durch unsere Neigung, an allen europäischen Händeln Theil zu nehmen, verursacht sind, die Armee vervollkommnen, ohne sie zu sehr zu vermehren, für die Vertheidigung der neuen Grenzen sorgen, die neuen Verbindungen mit Rußland mehr und mehr befestigen, im Stillen den Ehrgeiz unseres natürlichen Rivalen überwachen und uns nicht von den Launen der englischen Politik abhängig machen — das ist nach meiner Ansicht die glorreiche politische Laufbahn, die unserem König zu verfolgen übrig bleibt."*)

Diese Worte bedürfen wohl keines Commentars. Wir begnügen uns hier darauf aufmerksam zu machen, daß man also Ende September die Rückreise des Königs und das schroffe Auftreten gegen Oesterreich mit dem Nichtabschluß der polnischen Angelegenheit motivirte, und daß man im Gegensatz dazu Anfangs Septembers meinte, der Abschluß dieser polnischen Angelegenheit werde Preußen in den Stand setzen, entschiedener gegen Oesterreich aufzutreten und sich aus dem Kriege zurückzuziehen. — — —

Wir müssen hier noch einen Blick auf die seit dem Anfange des Septembers stattgefundenen militärischen Ereignisse werfen. Dem alten Wurmser war längst die Geduld ausgegangen. Er mußte erfahren haben, daß man seine Schritte in Wien gebilligt hatte. Am 6. und 7. September ließ er nun den General Pejaczewich mit 4000 Mann durch das Dahner Thal gegen den ersten französischen Gebirgsposten bei Bondenthal vorgehen und reichte dadurch den bei Pirmasenz stehenden Preußen die Hand. Am 10. September ward der Herzog von Braunschweig um Hülfe angegangen, die dieser aber rundweg verweigerte. Am 11. vertrieb Pejaczewich die Franzosen auf eigene Hand aus Bondenthal. Am 12. kam es auf der ganzen Linie im Bienwalde, bei Bergzabern,

*) Häuffer, a. a. O. I, 516.

Otterbach und Bondenthal zum Kampf. Der Erfolg war wieder auf Seiten der Kaiserlichen. Aber Pejaczewich hatte sich nur mit dem Verlust eines Viertels seiner Truppen gegen die Uebermacht zu behaupten vermocht. Abermals erging eine Bitte um Hülfe an die Preußen. Man fand sich jetzt wirklich gemüßigt, den Oesterreichern einige Tausend Mann zu senden. Aber das war, wie schon der militärische Schriftsteller Valentini getadelt hat, bei weitem keine ausreichende Unterstützung, obwohl der Herzog von Braunschweig die Lage des Generals Pejaczewich als eine sehr bedenkliche betrachtete, und obwohl der drohende Angriff der Franzosen auf die preußische Stellung durch drei von der Reiterei unterstützte Bataillone am 14. so glänzend abgeschlagen werden konnte, daß man erkennt, wie leicht den Preußen eine Hülfesendung gewesen wäre. Und vor allem kam die Hülfe jetzt zu spät. Schon am frühen Morgen des 14. wurden die Kaiserlichen bei Bondenthal abermals mit Uebermacht angegriffen, und Pejaczewich, nachdem er sich verschossen hatte, zum Rückzuge gezwungen. „Eine Entscheidung war nirgends gefallen", schreibt Häusser; „wohl aber hatte Wurmsers Kampflust den Kaiserlichen einige tausend Mann gekostet, ohne irgend eine Frucht zu bringen."*) Ein Satz, dem wir nur hinzuzufügen haben, daß dieses Resultat durch den Mangel einer rechtzeitigen preußischen Hülfeleistung herbeigeführt wurde.

Am selben 14. September war es zwischen den Preußen und Franzosen bei Pirmasenz zu einem für die ersteren sehr rühmlichen Kampfe gekommen. Der Angriff der Franzosen wurde vollständig abgeschlagen. Diese verloren 4000 Mann, darunter die Hälfte an Gefangenen. Die Franzosen flohen bis Neuhornbach, ja bis nach Bitsch und Pfalzburg. Häusser betrachtet es als ganz unzweifelhaft, „daß eine kühne Verfolgung des geschlagenen Feindes ihn vollends vernichten mußte." Aber wieder blieb man ruhig in der alten Stellung stehen und erwartete den Angriff.

Gerade am 14. September war ein dritter Abgesandter Oesterreichs im preußischen Hauptquartier angekommen: der neue Vice-Präsident des Hofkriegsraths Graf Ferraris. Wir sind ihm schon wiederholt begegnet, wie er denn in jenen ersten Jahren zu den genanntesten Persönlichkeiten gehörte. Er war ein fachmännisch gebildeter und tüchtiger Militär, wie denn seine kartographische Aufnahme der Niederlande

*) Häusser, a. a. O. I, 503.

noch heute große Anerkennung findet. Von Geburt ein Lothringer und in den Hofkreisen wohl gelitten, war er durch sein gewandtes und rücksichtsvolles Benehmen weit mehr als Lehrbach zu einer Mission geeignet. Aber man warf ihm vor, daß ihm nicht zu trauen sei. Sein Talent war doch nicht von höherer Art, und er nahm nicht gern eine Verantwortung auf sich. Auch mit ihm scheint sich Lehrbach nicht vertragen zu haben. Thugut wenigstens klagte über die Uneinigkeit der österreichischen Unterhändler. Allerdings erhält man den Eindruck, daß man österreichischerseits des Guten etwas zu viel that und durch die dreifache Sendung in das preußische Hauptquartier die Dinge noch mehr verwickelte. Aber man sieht doch aus allem, wie viel es den leitenden Männern in Oesterreich um ein gutes Verhältniß zu Preußen zu thun war, und auch die vertraulichen Briefe Thuguts bestätigen dies im vollsten Maße. „Man sagt mir", schreibt er z. B. am 20. September, „es sei ein Courier mit der Nachricht gekommen, daß der Herzog von Braunschweig die Franzosen angegriffen und mit großem Verlust ihrerseits, namentlich mit dem von 20 Kanonen, geschlagen hat. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß die Sache sich bestätigt, die vielleicht schon die Folge der mit Herrn von Ferraris getroffenen Vereinbarungen ist."*)

Mit Ferraris kam es denn auch wirklich noch einmal wieder zu einer festen Abmachung. Wieder schoben sich die Preußen freilich viel zu weit nach Westen, und dabei wurde dem Unternehmen gegen den Elsaß jene Belagerung von Landau angehängt. Immerhin geschah aber doch wieder etwas. Am 26. September erzwang Kalckreuth die Räumung des französischen Lagers bei Blieskastel, und am 27. erschien Prinz Hohenlohe im Rücken des Hornbacher Lagers, das darauf ebenfalls verlassen wurde. In den darauf folgenden Tagen wurden die Franzosen gegen Saargemünd hin verfolgt und am 28. September, nachdem sie die Stellung von St. Ingbert geräumt, über die Saar zurückgedrängt.

Diesen letzten Gefechten hatte der König von Preußen noch beigewohnt. Jetzt aber erfolgte, wie oben erzählt, seine Abreise. Und es konnte nicht fehlen, daß sie mindestens ebenso deprimirend und lähmend wirkte, als dies Sybel von der Abreise des Kaisers Franz aus den Niederlanden im Jahre 1794 behauptet. Dazu kamen dann wieder die politischen Rücksichten. Sybel giebt zu, daß die Preußen „vom Kettrich

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe ꝛc., I. S. 42.

hinunter durch das Gebirge vordringend, während Wurmser die Linien in der Front angriff, das französische Rheinheer im Rücken nehmen und dadurch vielleicht dessen Untergang herbeiführen konnten."*) Aber wieder stockten die Operationen. Allerdings war man scheinbar noch über den Feldzugsplan einverstanden. Aber wie lange konnte ein solcher Schein, der neuesten Wendung der preußischen Politik gegenüber, aufrecht erhalten werden? Braunschweig erhielt die Weisung, „6000 Mann zur Blockade von Landau abzugeben, aber die Oesterreicher immerhin zu unterstützen, jedoch die Truppen niemals in ein so ernstliches Unternehmen zu verwickeln, daß man nicht in jedem Augenblick freie Verfügung darüber behielte."*) Es bedarf wohl keiner Worte, daß diese Instruction dem ganzen elsässischen Feldzug das Fundament entzog.

Aber noch einmal sah es aus, als werde es dennoch zu der lang ersehnten Unternehmung kommen. Während die Preußen den linken Flügel der Franzosen zwischen Weißenburg und Bitsch aus seinen Stellungen verdrängten, unternahm Wurmser am 13. October seinen Angriff auf die Weißenburger Linien. Diese, auf dem rechten Ufer der Lauter zwischen dem Rhein und dem Gebirge gelegen, hatten eine Länge von etwa vier Stunden. Sie waren im Jahre 1706 im spanischen Erbfolgekriege angelegt worden. Die Wälle befanden sich in Folge einer langjährigen Vernachlässigung nicht im besten Stande. Durch die auf dem nächsten Wege zum Bienwald fahrenden Bauern der Umgegend waren sie an mehreren Stellen durchbrochen. In jüngster Zeit hatte man deren einige ausgebessert oder durch davor angebrachte Werke verstärkt. Die Bienwaldmühle war verschanzt worden. Namentlich stark war der an Weißenburg stoßende linke Flügel der Linie. Die Höhen waren hier bis anderthalb Stunden diesseits Weißenburg von dem Feinde besetzt und dessen Stellung durch die Bastei St. Remy und die Steinfelder Schanze gedeckt. Letztere war mit Sechzehn- und Vierundzwanzig-Pfündern armirt. Lauterburg und das besonders starke Weißenburg waren die Endpunkte der Befestigungen, vor deren Front sich der theilweise verhauene Bienwald ausdehnte. Eine Armee von 53,000 Mann hielt die für uneinnehmbar gehaltenen Linien besetzt. Wurmser ließ seine 43,000 Mann in sieben Colonnen zum Angriff vorgehen. Er selbst wollte mit dem rechten Flügel die verschanzte Stellung bei Weiße-

*) Sybel, a. a. O. II, 462.
**) Sybel, a. a. O. II. 461.

burg erstürmen. Der auf dem rechten Rheinufer stehende Waldeck sollte oberhalb Lauterburg den Rhein überschreiten, so die Franzosen im Rücken fassen und sich mit Jellachich und Hotze vereinigen. Diese zusammen den linken Flügel bildenden drei Corps sollten dann ebenfalls gegen Weißenburg drängen. Dem General Hotze — er war ein Schweizer von Geburt und hat sich in allen diesen Kriegen einen glänzenden Namen gemacht — fiel dabei die Hauptaufgabe auf dem linken Flügel zu: er sollte das Centrum der Linie in der Front erstürmen. Es liegt uns ein ziemlich ausführlicher Bericht über Hotze's Erlebnisse vor, aus dem wir hier Einiges mittheilen wollen.*) Da er die Terrainverhältnisse genau kannte, so hatte er allein unter den Colonnenführern keine detaillirte Instruction für die Ausführung seiner Aufgabe erhalten. Am Abend des 12., sobald es völlig dunkel geworden, brach er mit fünf Bataillonen und neun Schwadronen aus seinem Lager auf und stand um 3 Uhr früh, als das Signal zum Angriff gegeben wurde, unmittelbar vor dem eine halbe Stunde breiten Verhau. Die Infanterie überwand dieses Hinderniß leicht. Die Cavallerie und Artillerie wurde hier aber natürlich aufgehalten. Jetzt kam man an die Lauter, über die mehrere Brücken geschlagen werden mußten. Erst das hierbei entstandene Geräusch machte die Franzosen auf die Gefahr aufmerksam, sie eröffneten von der Bienwaldmühle ein scharfes Kartätschenfeuer, so daß die Oesterreicher den Flußübergang nicht ohne Verlust bewerkstelligen konnten. Nun aber ging es rasch vorwärts, zunächst in den Graben. Dann erklommen die braven Kaiserlichen, mit dem Bajonnet sich emporarbeitend, den Wall. Man war so glücklich, Schanzzeug zu erbeuten: mit dessen Hülfe wurden die Wallübergänge für die Pferde gebahnt. Als jetzt das neunte französische Cavallerie-Regiment gegen die neue Stellung der Kaiserlichen jenseits der Linien heransprengte, ward es durch zwei Schwadronen Waldeck-Dragoner in die Flucht gejagt. „Sagen Sie dem alten Herrn, daß Hotze über die Linie sei und nicht mehr zurückgehen werde", ließ jetzt der General durch seinen schweizerischen Landsmann Effinger dem Oberfeldherrn melden. Auf einer Höhe bei Weißenburg haltend, traf Effinger, nachdem er sich mit der größten Mühe durch den Verhau des Bienwaldes durchgearbeitet hatte, Wurmser gerade in dem Augenblicke, wo auch auf dem rechten Flügel ein bedeutender Erfolg errungen war. „Säße ich nicht zu Pferde, so würde ich Sie küssen", rief der

*) Siehe Joh. Konrad Hotze ꝛc. S. 63 ff.

alte Herr in der Freude seines Herzens dem jugendlichen Ueberbringer der guten Botschaft zu.

Weniger pünktlich hatten die beiden anderen Colonnen des linken Flügels ihre Aufgabe erfüllt. Nachdem Waldeck den Rhein glücklich überschritten und die Stadt Selz besetzt hatte, gab er, statt vorwärts zu dringen, die bereits errungenen Vortheile wieder auf, und ging mit der Mehrzahl seiner Truppen wieder über den Rhein zurück, ohne sich irgendwie mit Jellachich in Verbindung zu setzen: sein Benehmen scheint dadurch erklärt werden zu müssen, daß er bei dem Rheinübergang verwundet worden war. Dem General Jellachich hinwiederum war die Einnahme von Lauterburg ohne irgend welche Verluste gelungen, indem die Franzosen das Städtchen unerwarteter Weise freiwillig verließen. Aber er begnügte sich mit dieser Errungenschaft, da er unbegreiflicher Weise ganz ohne Nachricht von Waldecks glücklichem Flußübergange war. So kam es, daß die beabsichtigte Vereinigung der drei Colonnen des linken Flügels unterblieb. Die Folge war, daß sich eine fast dreifache Uebermacht gegen Hotze wandte. Allein dieser hielt Wort: er ging nicht zurück und schlug nach einem hitzigen Treffen die Franzosen in die Flucht, wobei fünf Kanonen und zwei Fahnen in seine Hände fielen. Der Kaiser hat seine Tapferkeit dadurch belohnt, daß er ihn „ohne Capitel", wie man es nannte, in einem schon vom 25. October datirten Patente zum Ritter des Maria Theresien-Ordens ernannte.*)

Blutiger noch war der Kampf auf dem rechten Flügel gewesen, wo Wurmser persönlich commandirte. Namentlich die Erstürmung der Steinfelder Redoute hatte viele Opfer gekostet. Das ungarische Regiment Gyulay hatte sich hier rühmlichst ausgezeichnet. Zehn große Kanonen, die erst am Tage vorher in die Redoute gebracht, waren hier von den Kaiserlichen erobert worden. Gegen Abend war aber auch Weißenburg in den Händen der Oesterreicher und damit das Endziel des Tages erreicht. Der Sieg hatte den Kaiserlichen 40 Officiere und 1500 Mann gekostet, wogegen die Franzosen 3000 Todte und Gefangene, zahlreiche schwere Festungsgeschütze und 28 Feldkanonen verloren hatten. Am 14. October stand Wurmser vor der alten Kaiserstadt Hagenau.

*) Gewöhnlich vergingen lange Monate, ehe die Ordensverleihungen bei den Oesterreichern erfolgten; und auch dann pflegten sie von einer Spärlichkeit zu sein, die wir leider kaum mehr zu begreifen vermögen.

Jetzt aber trat die Uneinigkeit zwischen den Kaiserlichen und Preußen schreiend hervor. Während Wurmser kühn in den Elsaß vordringen wollte, dachte Braunschweig nur an seine Winterquartiere hinter der Erbach und Blies. Er wollte in diesem entscheidenden Augenblick zur Belagerung von Landau schreiten und begehrte hierzu von den schon tief im Elsaß kämpfenden Oesterreichern eine Unterstützung von 6000 Mann. Man kann sich denken, wie Wurmser das aufnahm. Mußte es ihm doch obendrein bekannt sein, daß seine Regierung eine Zerstückelung des österreichischen Corps und eine Vermischung der kaiserlichen Truppen mit den preußischen nicht zugeben wollte. Unbekümmert um die preußischen Amachungen besetzten die Oesterreicher die Engpässe von Zabern. Sie schlossen Fort Louis am 17. October ein und eroberten es am 14. November. Wurmser stand an der Zorn. Und schon streiften die kaiserlichen Vorposten bis vor die Thore von Straßburg. In den elsässischen Dörfern kam man Wurmser festlich mit weißen Fahnen entgegen; die Emigranten kehrten rasch zurück, viele Elsasser nahmen Dienst im alliirten Heer.

Bei der Unthätigkeit der Preußen war aber die schwere Verwundung des Prinzen Waldeck ein großes Mißgeschick. Das seines Führers beraubte Corps blieb in Folge dessen unthätig bei Lauterburg stehen. Um diese Zeit trat dann die entscheidende Veränderung im französischen Heere ein. Die Waffenruhe in den Niederlanden ermöglichte es jetzt dem Wohlfahrtsausschuß, umgekehrt wieder einmal eine erhebliche Truppenmacht vom Nord- und Ardennenheer zum Moselheer stoßen zu lassen; Sybel redet von 15,000 Mann, Vivenot nennt eine weit größere Zahl. Wichtiger aber noch war ein anderes Moment: Ende October traten, wie oben schon berührt, an die Spitze der beiden den Deutschen gegenüberstehenden Heere zwei Männer, mit denen die Reihe der durch die Revolutionskriege herangebildeten bedeutenden französischen Heerführer erst beginnt: Hoche und Pichegru. Insbesondere ist Hoche bekanntlich einer der genialsten und tüchtigsten Männer dieser neuen Schule; und nicht Pichegru, sondern er bekam im Laufe dieses Feldzuges die Dinge in die Hand. Damit trat der Revolutionskrieg vollends in die neue durch Hondschotten und Wattignies eingeleitete Periode. Der ungemein günstige Zeitpunkt war verscherzt, wo das Alte in Frankreich am Boden lag, das Neue aber sich im Heerwesen noch nicht herausgebildet hatte.

Während Pichegru sich gegen die Kaiserlichen wenden sollte, hatte Hoche den Befehl, die Preußen anzugreifen. Widerwillig fügte er sich,

da er der Ansicht war, was geschehe, müsse von der Rheinarmee ausgehen. Um diese Zeit hatte Braunschweig die Weisung erhalten, sich zurück zu ziehen und die Truppen in die Winterquartiere zu führen.*) Nach einer verunglückten Unternehmung auf Bitsch (17. November) „concentrirte er sich denn auch nach rückwärts bis in die feste Stellung von Kaiserslautern", und es traf dieses Zurückgehen mit dem Angriff Hoche's zusammen.**) Sieben Tage blieb Braunschweig ruhig bei Kaiserslautern stehen. Hier kam es dann am 29. und 30. November für die Preußen und Sachsen zu einer Vertheidigungsschlacht, die trotz der großen nummerischen Ueberlegenheit der Franzosen mit deren blutiger Zurückweisung endigte. Ihr Verlust betrug 3—4000, derjenige der Deutschen 800 Mann. Wurmser hatte inzwischen einen Angriff des an Truppenzahl sehr überlegenen Pichegru's zu bestehen gehabt. Er mußte sich am 19. November nach Hagenau zurückziehen.***) Die Hoffnung beruhte auf Braunschweig. „Es war dem Herzog durch seinen Erfolg die Gelegenheit eröffnet", sagt Häusser, „die Moselarmee ganz bei Seite zu drängen und sich mit Wurmser zu vereinigen; allein er nahm seine alten Stellungen wieder ein."†) Der Feind wurde gar nicht einmal ernstlich verfolgt. Die Verbündeten hatten nicht den geringsten positiven Vortheil von ihrem Siege. Ja, Braunschweig ist dann weitere vierzehn Tage lang unbeweglich in seiner Stellung stehen geblieben, während Wurmser Eilboten über Eilboten an ihn schickte, und ihn dringend zur Hülfeleistung auffordern ließ. Das Benehmen der Preußen war in diesem Augenblicke so auffallend, daß Häusser sich hier zu einer eingehenderen Vertheidigung des Herzogs veranlaßt sieht, die diesen freilich etwas zu entlasten geeignet ist, die aber nur zu deutlich zeigt, woran das damalige Unglück gelegen hat. „Er wußte nicht", sagt Häusser, „wurde der Krieg fortgesetzt ... Die Nachrichten von Berlin gaben ihm, wie wir aus Mansteins Briefen ersehen, durchaus keine Gewißheit. Da war bald vom Rückzug, bald von kräftiger Mitwirkung die Rede; einmal ward die Aussicht auf reiche Subsidien und Fortsetzung des Kampfes eröffnet, dann wieder davon gesprochen, daß man die Rüstungen für's nächste Jahr einstellen und bis auf 20,000 Mann das Heer vom Rhein abberufen werde. Wie

*) Häusser, a. a. O. I, 522.
**) Sybel, a. a. O. II, 467.
***) Vivenot, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen II, S. 532.
†) Häusser, a. a. O., I, 523.

mußte diese Unsicherheit der Dinge auf einen unentschlossenen Charakter, wie der Herzog war, einwirken!"*) „Noch leben wir immerfort, schreibt Manstein am 12. December, in völliger Ungewißheit, und es scheint selbst nach den zuletzt vom Marquis de Lucchesini**) eingegangenen Nachrichten, daß eben nicht sehr auf zu erhaltende Subsidien zu rechnen sein wird, als in welchem Falle S. Maj. fest dabei bleiben, daß Sie nicht mehr als 20,000 Mann am Rhein lassen wollen." Denn darüber hatte Manstein Braunschweig schon am 5. December keinen Zweifel gelassen, daß „auf preußische Kosten", d. h. ohne Subsidien, von keiner dritten Campagne, von dem Auxiliarcorps abgesehen, die Rede sein könne.***) Nach Häussers Ansicht ist es trotzdem unbestreitbar, daß Braunschweig eine Angriffsschlacht wagen mußte, und daß durch eine solche auch die gewünschte Einnahme von Landau am besten erreicht worden wäre. Er meint, man würde ihm den Sieg in Berlin verziehen haben. Aber Braunschweig war jedenfalls nicht der Mann, um ein so gewagtes Spiel zu spielen.

Die österreichischen Truppen wurden während dessen durch kleine Gefechte in Athem erhalten und verloren dabei in sehr erheblicher Weise an Mannschaft. Viele Compagnien zählten nur noch 50 Mann. Am 11. December hatten die Oesterreicher bereits über zehntausend Kranke und Verwundete. Hoche hatte schon eine Division an das Rheinheer abgegeben, und setzte jetzt in Paris die Erlaubniß durch, ganze Zweidrittel seiner Truppen demselben zuzuführen: er wußte wohl, daß diese den Preußen gegenüber zu entbehren waren. Am 4. December ging General Taponier mit 12,000 Mann die Lauter hinab zum Rheine, und drei andere Divisionen von gleicher Stärke folgten. Immer dringender wurden Wurmsers Hülferufe. Am 11. December schreibt er an den Herzog: „Jeder unparteiische Richter wird die Unmöglichkeit einsehen, mit einem Armeecorps, wie dermalen das meinige ist, die Position von Druſenheim bis Lembach behaupten zu können..... Erhalte ich auf die eine oder andere Art keine schleunige Hülfe, so muß ich mich förmlich declariren und gegen alle Verantwortung feierlichst verwahren, daß ich, wenn mich der Feind mit Uebermacht attaquirt, meine Position nicht behaupten kann." Der Herzog antwortete mit der Aufforderung, die kaiserlichen Truppen hinter die Sauer zurück zu ziehen; und wir dürfen

*) Häusser, a. a. O. I, 524.

**) Dieser befand sich damals als Abgesandter in Wien.

***) Häusser, ebendaselbst.

uns bei dem Charakter seiner Strategie überzeugt halten, daß er die Unternehmung gegen den Elsaß auch aus militärischen Gründen mißbilligte. Am 8. December ward ein Angriff der Franzosen auf Reichshofen durch Hotze abgeschlagen. Am 10. wurde der Feind zwischen Pirmasenz und Weißenburg, am 13. bei Lembach zurückgewiesen. Noch einmal hatten sich die Kaiserlichen behauptet. Es scheint in Folge dessen bei Braunschweig die alte Soldatennatur wieder wach geworden zu sein. „Nachdem der Vorschlag, hinter die Sauer zurückzugehen, wiederholt vom Grafen Wurmser abgelehnt ist, — schrieb er ganz im Sinne Häussers am 11. — so scheint mir das einzige sichere Mittel, die feindlichen Absichten zu vereiteln und den Truppen Ruhe zu verschaffen, dieses: den Feind mit Uebermacht anzugreifen und ihn tüchtig zu schlagen"*), — Worte, denen keine That gefolgt ist, die aber deutlich zeigen, wie es mit der von Häusser doch wieder gelegentlich behaupteten Unmöglichkeit bestellt war, den Oesterreichern jetzt eine nennenswerthe Hülfe zu bringen. — Wieder verharrten die Preußen in ihrer Unthätigkeit. Man könne in dem aufgeweichten Boden mit dem Geschütz nicht fortkommen, hieß es jetzt. Die einzige Hülfe, die man den Oesterreichern nach 14tägiger Unthätigkeit am 13. December gewährte, war die Absendung von ein paar wahrscheinlich schwachen Bataillonen zur Besetzung des Gebirgspostens von Lembach. Vivenot spricht von einigen hundert Mann. „Der Commandant dieser Hand voll Preußen", schreibt er, „erschien als hochmüthiger Sieger von Kaiserslautern, um allsogleich nach seiner Ankunft ... die Oesterreicher ... mit unverdienten Vorwürfen zu beladen und sich schließlich mit ihnen zu überwerfen und zu zerzanken."**) Und wie dankbar war dennoch Wurmser für die ihm geleistete Hülfe. „Mit so unverbesserlich braven preußischen Truppen", schreibt er, „verbrüdert mit den Kaiserlichen, könnte man gegen eine zwar an Zahl überlegene, aber in ihrem innerlichen Werth so nichtswürdige Horde noch ansehnliche Vortheile sammeln, wenn man sie gemeinschaftlich angreifen würde. Es ist E. D. ja bestens bewußt, wie der Feind läuft, wenn man ihn attaquirt, und wie keck er wird, wenn man sich alle Tage von ihm angreifen läßt."***)

Durch alle diese Kämpfe waren die kaiserlichen Truppen nun aber derart zusammen geschmolzen, daß es ihnen nicht mehr möglich war,

*) Häusser, a. a. O. I, 527.
**) Vivenot, Herzog Albrecht II, 1. S. 535.
***) Häusser, a. a. O. I, 52 f.

sich gegen die verdoppelte und verdreifachte Anzahl der Feinde allein zu halten. Jetzt kam Hoche persönlich im Hauptquartier der Rheinarmee an und begann seine Operationen gegen die Kaiserlichen. Die Dinge traten in die Entscheidung.

Man hat früher versucht, das Benehmen des Herzogs in diesem Momente damit zu entschuldigen, daß man behauptete, er habe vom Marsche des Generals Hoche nichts gewußt. Aber selbst Sybel gesteht doch auch hier, „daß er nach der Stimmung seines Hofes sich auf keine große Angriffsoperation habe einlassen mögen."*) Und eine bei Sybel angezogene Depesche des Herzogs beweist, daß Braunschweig Hoche's Marsch gekannt hat.**)

Auch der militärische Laie muß begreifen, daß, sobald die Franzosen ihre Heere zu einem großen Schlage concentrirten, die deutschen Armeen verloren waren, wenn sie dem gegenüber ihre Streitkräfte nicht ebenfalls vereinigten, und daß die trotzdem festgehaltene abgesonderte Stellung der Preußen fortan widersinnig war. Welche Entfernung lag nicht zwischen Hagenau und der eigensinnig festgehaltenen Stellung bei Kaiserslautern!

Die Franzosen thaten jetzt genau das, was die Alliirten vier Monate früher hätten thun sollen, und — diese folgten ihrem Beispiele nicht. Dadurch ward das Verhängniß zu einem unvermeidlichen. Und da man sich in einem Winterfeldzug befand, so mußten die Folgen der Niederlagen die größten Dimensionen annehmen. Hoche hatte für das Gelingen des Planes seinen Kopf als Bürgschaft geboten. Der Hauptangriff der Franzosen galt wieder dem jetzt bei Wörth und Froschweiler (es sind die seit 1870 so bekannten Orte) stehenden General Hotze. Er leistete tapferen Widerstand. Eine mehr als dreifache Uebermacht stand ihm aber gegenüber. Wörth und Froschweiler wurden mit stürmender Hand genommen, Hotze's Truppen völlig zersprengt. Die auf der Scheerhohl bei Lembach postirten wenigen Preußen hielten sich tapfer, konnten aber natürlich dem Unglück nicht steuern. Hotze wurde vollständig geschlagen. Noch am Abend des 22. schrieb er an den Herzog von Braunschweig: „Die Entkräftung der Truppen, der gänzliche Abgang von Munition aller Gattung, sowie die feindliche Position, welche am Fischbach steht und einerseits nach Lembach, dann Sulz und Kleeburg zu sich aus-

*) Sybel, a. a. O. II, 468.

**) Ebenda, Anmerkung 2.

dehnt, macht mir unmöglich, den Liebfrauenberg und die Gebirgshöhe zu besetzen. Euer Durchlaucht haben die Gnade, diese Gründe in Erwägung zu ziehen und mir die Erlaubniß zu geben, mit dem Rest meiner unglücklichen Brigade mich diese Nacht auf die Anhöhe von Weißenburg zu ziehen." Jetzt, wo es zu spät war, bot der Herzog Alles auf, um Hotze zur Behauptung des Liebfrauenberges zu bewegen. Er bot ihm jetzt so viel Truppen an, als Hotze zur Vertheidigung dieses Postens nöthig glaube. Hotze hielt es — und zwar gewiß mit Recht — für unmöglich. „Sein Sie mir still", fuhr er den an ihn abgesandten darmstädtischen Hauptmann Haas an, als dieser nicht aufhörte, in ihn zu dringen. „Meinen Sie denn vielleicht, ich diente heute zum ersten Mal, und ich hätte noch nie brav gehandelt oder handeln wollen?"

Wurmser mußte jetzt wirklich den von den Preußen begehrten Rückzug antreten und stand jetzt wieder vor jenem selben Weißenburg, bei dem er vor etwas über zwei Monaten seinen schönen Sieg errungen hatte. Seine Armee war in halber Auflösung. Die Soldaten waren durch den schweren Winterfeldzug völlig erschöpft. Es traten wieder Zustände ein, die an den Feldzug von 1812 erinnern. Ein noch vorhandenes Soldatentagebuch malt das Elend in grellen Farben. 18,000 Kranke und Verwundete belasteten die Armee. Sie war ohne Brot, Holz und Munition. Und da die Landleute zu Tausenden ihre Heimath verlassen hatten, so besaß man nicht einmal die zur Fortschaffung der Kranken und Verwundeten nöthigen Fuhren.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß den sich aufgeopfert fühlenden Kaiserlichen jetzt jener Muth entsank, der sie in siebenunddreißig ruhmreichen Gefechten aufrecht erhalten hatte. Auch Wurmser hat sich dieser Stimmung nicht ganz zu entziehen vermocht. Als nach dem Treffen von Froschweiler ein panischer Schrecken die Kaiserlichen ergriff, ihr Rückzug in eine förmliche Flucht ausartete und der mit fortgerissene Wurmser bald drohend, bald flehend, aber ohne Erfolg, dem Unglück Einhalt zu gebieten suchte, da hat er wie ein Kind geweint. Die Preußen aber spotteten über die umgewandelte Stimmung des alten Herrn. Und Braunschweig schlug jetzt, wo es zu spät war, dem österreichischen Corps für den 24. December eine neue Schlacht vor, bei dem die noch ganz intacten Preußen aber — — die Reserve bilden sollten.*)

Noch eine Frist von zwei Tagen gewährte den unglücklichen Truppen die unter den französischen Führern ausgebrochene Uneinigkeit. Am 25. De-

*) Vivenot, Herzog Albrecht, II, 1, S. 536.

cember aber erhielt Hoche den Oberbefehl über die gesammte Armee. Am zweiten Weihnachtstage griff er Wurmser bei Weißenburg auf der ganzen Linie an. Der ebenfalls 1870 wiederum berühmt gewordene Geisberg wurde von den Franzosen erstürmt und die Oesterreicher wieder vollständig geschlagen. Die preußische Geschichtschreibung thut sich etwas darauf zu gute, daß im letzten Augenblick Braunschweig auf dem Schlachtfelde erschien und die letzten kaiserlichen Reservebataillone noch einmal zum Angriff vorführte. Von einem Eingreifen preußischer Truppen redet aber auch Häusser nicht. Nach Vivenot soll die ganze preußische Hülfe bei Weißenburg in 15 Schwadronen bestanden haben, mit denen man aber nur eine Demonstration gemacht und die man nicht wirklich habe attaquiren lassen.

Nach Häussers eigenem Ausdruck machte die „völlige physische Erschöpfung" den Kämpfen des 26. ein Ende. „Euer Durchlaucht", schrieb Wurmser dem Herzog, „waren heute Augenzeuge von dem Unglück, das mich und mein corps d'armée traf. Es bedarf also keiner Schilderung. Genug, unsere Armee ist ruinirt und für heuer außer Stand, die Strapazen des Krieges länger auszuhalten. — — — — Ich sehe zwar vor, daß, um die Armee nicht ganz aufzureiben, wozu nicht viel mehr nöthig ist, kein anderes Mittel mir übrig bleiben wird, als mit dem Rest meiner Armee über den Rhein zu gehen."*)

In den folgenden Tagen wurden die Kaiserlichen unaufhaltsam verfolgt. Und die Preußen hielten sich, statt energisch vorzugehen, stets in gleicher Entfernung von den österreichischen Truppen. Auch jetzt gab Braunschweig Wurmser niemals die Gewißheit, daß er auf eine ausgiebige Hülfe rechnen könne. Dagegen hat man sich preußischerseits — es ist freilich nicht zu verstehen, aber höchst charakteristisch — Anfangs noch eine Zeit lang eingeredet, die Oesterreicher würden sich am linken Rheinufer halten können, und es werde den Alliirten gelingen, eine Position zwischen Edenkoben, Speyer und Germersheim zu behaupten. Denn seltsam genug: auch die Preußen wünschten den Verlust der Pfalz zu vermeiden. Und Luccheſini hat in Wien die Behauptung des linken Rheinufers förmlich beantragen müssen. Natürlich hat man dann dessen Verlust mit um so größerem Nachdruck Wurmsers kopfloser Verzagtheit Schuld gegeben. Im Gegensatz zu dem, was man preußischerseits damals behauptet hat, um die Kaltblütigkeit Braunschweigs der Trost-

*) Vivenot, Herzog Albrecht, II, 1. S. 541, Anm.

losigkeit Wurmsers gegenüber herauszustreichen, räumt aber doch auch Häusser ein, „es scheine außer Zweifel, daß Wurmsers Lage wirklich so trostlos war, wie er sie schilderte.“*) Und man erstaune: Braunschweig selbst schildert in einem Briefe an Manstein das österreichische Corps doch wieder als eine Armee, die „ohne Brot, ohne Geld, ohne Officiere, nur ihren Hunger zu stillen und ihre Blöße zu decken suche.“**)

Wurmser setzte sich gegen Germersheim in Bewegung, nachdem er am 27. Braunschweig erklärt, es sei ihm wegen Mangel an Brot und Fourage unmöglich, länger zu verweilen. Noch einmal fordert ihn Braunschweig auf, den Rückzug über den Rhein zu verschieben. „Ich bin in Verzweiflung“, erwidert Wurmser, „diesen Wünschen nicht entsprechen zu können: meine Armee ist erschöpft, ohne Montur, ohne Schuhe und selbst ohne Lebensmittel.“***)

Am 30. December ging Wurmser dann bei Philippsburg wirklich über den Rhein zurück. Am 28. war die Belagerung von Landau aufgehoben worden. In den ersten Tagen des neuen Jahres bezogen die Preußen Winterquartiere zwischen dem Rhein und der Nahe. Am letzten Tage des alten aber schrieb Lehrbach aus Berlin an (den Fürsten?) Colloredo: „Ich füge noch die Bemerkung hinzu, daß ich sowohl bei dem König als denen (übrigen) Ministern keine Verlegenheit über die Nachrichten, vielmehr eine Gattung Zufriedenheit, die sich äußerlich nicht undeutlich zeigte, oder wie man sagt: eine schadenfrohe Freude bemerket habe, theils wegen dem gescheiterten Plan auf Elsaß, vorzüglich aber in der Hoffnung, daß nun die geforderten 22 Millionen Kriegsbeiträge desto eher gestattet werden würden. Ich habe dem Lord Malmesbury bei Hofe diese Wirkung bemerkt, und er hat es ebenso befunden ..... Nach den von Braunschweig eingelaufenen officiellen Berichten fand der König für gut, mich und den Herren Fürsten von Reuß aus der Oper bei Hofe aus der Loge rufen zu lassen; wir sollten mit dem Minister Grafen Haugwitz und dem Obersten Manstein in ein Nebenzimmer gehen, wo jener uns dann Alles vorlas. — Dieses geschah mit einem höchst auffallenden Ton und fühlbarer Schadenfreude ..... So lange ich in Geschäften bin, habe ich nie eine Demüthigung auszustehen gehabt, wie bei dieser Vorlesung; es ist die härteste Lage, solche Dinge anhören zu müssen; nur

*) Häusser, a. a. O. I, 529.
**) Vivenot, Herzog Albrecht, II, 1, S. 541, Anm.
***) Häusser, a. a. O. I, 529.

der Hang zum Dienste und bei der dermaligen Lage alles zu menagiren, nichts zu verderben, hat mich Alles kaltblütig und gleichsam geduldig übertragen gemacht. Der Graf Haugwitz sagte mir sogar: „Vous voyez, Monsieur le Comte, que nous faisons tout dans cette situation désespérée, même contre nos obligations." Ich konnte mich jedoch nicht enthalten, hier zu bemerken: „suivant les obligations stipulées de la coalition, aussi pour vous sauver vous-mêmes." .... Ueber den Plan, auf Elsaß zu gehen, sogar über die so billig ertheilten Militär-Orden und Belohnungen wird hier unerträglich gesprochen .... Allerdings ist der König über den Vorgang sehr betroffen, doch sieht man auch bei ihm — und er kann es nicht bergen —, daß er in mehrem Betracht nicht ungern sieht, daß es so ergangen ist; der wahre Grund der Freude aber ist, daß man hier glaubt, man würde nun Preußen Alles bewilligen müssen, und gleichsam noch bitten, daß man es annehme; man giebt sich nun das Ansehen, daß man Alles, besonders Deutschland allein retten müsse."*)

Braunschweig legte unwillig sein Commando nieder, um durch den weit specifischer preußischen Möllendorf ersetzt zu werden. Wurmser ward auf preußisches Begehren von der Oberrhein-Armee abberufen. Die Art und Weise, wie es geschah, bekundete die Ungnade des Kaisers, über anderthalb Jahre blieb der tapfere Degen ohne Verwendung im Kriege. Die Franzosen hatten einen höchst entscheidenden Erfolg errungen: die Niederlage der deutschen Truppen war diesmal eine vollständige. Das linke Rheinufer hat nie wieder ganz von den Franzosen gesäubert werden können.

Und welche moralischen Folgen knüpften sich nicht an diese Niederlagen! Den französischen Revolutionsmännern, die soeben auch Toulon bezwungen hatten, schwoll vollends der Kamm. Die Verstimmung der deutschen Verbündeten aber steigerte sich noch. Als am 24. December Oesterreicher und Preußen vor dem letzten Zusammentreffen mit den Franzosen zum Kriegsrath versammelt waren, sagte Hotze einem preußischen General: „Alles stände jetzt anders, wenn Sie, wie Sie konnten, Landau genommen hätten." „Aber sagen Sie mir doch für wen?" antwortete ihm der Preuße. Hotze hat sich später geäußert, „dieses schreckliche für wen?" sei für ihn der Spiegel gewesen für alle kommenden Ereignisse.**) „In Zeitungen und Pamphleten", sagt Häusser, „in

*) Vivenot, Herzog Albrecht II, 1. S. 543.

**) S. Joh. Konr. Hotz, S. 94.

widerwärtigen persönlichen Erörterungen, zuletzt gar in Duellen gab sich die Entzweiung der beiden Armeen kund."*) Der ritterliche Hotze wurde öffentlich in verdächtigender Weise von dem zum preußischen Generalstab gehörenden Hauptmann von Kamptz angegriffen: es handelte sich um die Preisgebung des Liebfrauenberges.**)

Die Coalition war — auch Häusser gesteht es — factisch bereits aufgelöst. Das Gerede von dem „unseligen" französischen Kriege, dessen man sich möglichst bald und auf jede Weise entledigen müsse, erfüllte die preußische Armee. „Wir reden natürlich nicht von dem Tagesgeschwätz", sagt Häusser, „sondern eben nur von den Ansichten, wie sie in den tonangebenden Kreisen beider Heere sich aussprachen ..... In der Correspondenz, die uns vorliegt, spricht sich die aufgeregteste Stimmung aus; nicht nur dem Eigensinn des österreichischen Feldherrn ward die Schuld der letzten Vorgänge angerechnet, sondern die braven, aber erschöpften Truppen selber mit ungerechten Vorwürfen nicht verschont."***) „Ein sachkundiger Augenzeuge ist der Ansicht, daß höchstens noch der Prinz von Hohenlohe, Rüchel, Blücher eifrig kriegerisch gesinnt und auch diese von der Meinung nicht ganz frei waren, daß der Krieg gegen das Interesse Preußens sei."†) Auf allen Gebieten zeigten sich die Folgen, die von einer verfehlten Offensivunternehmung unzertrennlich sind. Auch diese rheinische Campagne der Preußen war ein Feldzug wie die schleswig-holsteinischen von 1848 und 1849. Trotzdem aber schreibt Häusser, von anderen Stellen zu schweigen, auf Seite 464 des ersten Bandes seiner deutschen Geschichte doch wieder: „Das ist denn die eigentliche Calamität des Feldzuges am Rhein geworden: ein allzuvorsichtiger Oberbefehl, der vielleicht (!) in einer Reihe von Fällen es versäumt hat, die vom Glück gebotene Gelegenheit rasch beim Schopf zu ergreifen, dessen wirklich gute Combinationen aber durch den Ungehorsam eines Corpsführers vereitelt worden sind."

*) Häusser a. a. O. I, 530.

**) Die Sache wurde später durch eine Ehrenerklärung des Hauptmanns ausgeglichen.

***) Häusser, a. a. O. I. 530.

†) Häusser, a. a. O. I, 531.

terreich und das Reich 1790—1797.

Zweiter Band.

Oesterreich und das Reich

im Kampfe

: der französischen Revolution.

Von 1790 bis 1797.

Von

H. Freiherrn Langwerth von Simmern.

Zweiter Band.

Berlin und Leipzig.
Verlag von E. Bidder.
1880.

Druck von W. Hopf in Melsungen (Kurhessen).

Inhalt.

Seite

Der definitive Verlust der österreichischen Niederlande. 1794.

Erstes Kapitel. Die polnische Revolution 3

Ausbruch der Revolution, Kosciuszko. Preußischer Feldzug in Polen. Die Siege Suworows.

Zweites Kapitel. Erste Hälfte des niederländischen Feldzuges 15

Die französischen Rüstungen. Gegenrüstungen der Verbündeten. Preußische Subsidienforderung. Haager Vertrag. Der Kriegsplan. Der Kaiser in den Niederlanden. Eröffnung des Feldzugs. Cateau und Landrecies. Sieg bei Rouvroy. Unglückliche Kämpfe in Flandern. Das Hauptquartier. Schwankungen. Niederlage bei Tourcoing. Sieg bei Tournay. Stimmungen. Der Fall von Ypern. Die Abreise des Kaisers. Die Fabel von der freiwilligen Räumung der Niederlande. Neue Siege an der Sambre. Schlacht bei Fleurus.

Drittes Kapitel. Der Feldzug am Rhein 75

Die Reichsarmee. Beginn der Operationen. Zweiter Sieg bei Kaiserslautern. Conferenz von Kirchheim-Bolanden. Der Rückzug. Erneuertes Vorgehen. Verlust von Trier.

Viertes Kapitel. Der Rückzug aus den Niederlanden . . . 97

Vertheidigungs-Absichten. Der Rückzug. Weitere Concentrirung nach rückwärts. Rückzug hinter die Maas.

Fünftes Kapitel. Das Ende des Feldzugs am Ober- und Niederrhein 110

Verlust der eroberten Festungen. Wechsel im Obercommando. Dritter Sieg bei Kaiserslautern. Friedensabsichten und Rückzugs-Bewegungen der Preußen. Rheinübergang der niederländischen Armee. Weiterer Rückzug der Holländer und Engländer. Anstrengungen zur Behauptung des linken Rheinufers. Der preußische Rückzug über den Rhein. Oesterreicher und Preußen am Ende des Feldzuges.

Seite

V. Der Kampf am Rhein. 1795.

Erſtes Kapitel. Der Baſeler Friede 141
Stimmung in Deutſchland. Preußiſche Tendenzen. Der Kurmainziſche Antrag. Die Haltung Oeſterreichs und die Friedensſehnſucht des Reichs. Verhandlungen in Baſel: Meyerinck, Goltz, Harnier, Hardenberg. Abſchluß des Friedens. Urtheil über den Baſeler Frieden. Unmittelbare Folgen des Baſeler Friedens.

Zweites Kapitel. Die dritte Theilung Polens 200
Ruſſiſch-öſterreichiſche Beziehungen. Verhandlungen zwiſchen den drei Theilungs-Mächten. Die ruſſiſch-öſterreichiſchen Verträge vom 3. Januar 1795.

Drittes Kapitel. Clerfayts weiterer Rückzug 215
Folgen der Verſtändigung zwiſchen Oeſterreich und Rußland. Der Verluſt Hollands. Neue ordre de bataille der Oeſterreicher. Hinderniſſe und Bedenklichkeiten. Clerfayts Unthätigkeit. Thuguts Anſchauungen. Die abermalige Theilung der Rheinarmee. Wurmſer. Rheinübergang der Franzoſen.

Viertes Kapitel. Die Siege am Rhein . . . . . 25[illegible]
„Die Kaiſerlichen.“ Treffen bei Handſchuhsheim. Schlacht an der Nidda. Erſtürmung der Mainzer Contravallationslinien. Treffen bei Frankenthal. Eroberung von Mannheim. Treffen bei Meiſenheim. Wirkung der Siege auf die öffentliche Meinung. Wurmſer.

VI. Die Kataſtrophe. 1796—1797.

Erſtes Kapitel. Der Erzherzog Karl 28
Der Stillſtand am Rhein. Die Gründe des Zauderns: Spaltungen am Hof, England, Erzherzog Karl, der Kriegsplan. Die Verluſte am Oberrhein und in Schwaben. Der Rückzug der Oeſterreicher. Schlacht bei Amberg. Schlacht bei Würzburg. Der Volksaufſtand. Moreau's Rückzug. Treffen bei Emmendingen. Ende des Feldzugs.

Zweites Kapitel. Mantua . . . . . 3[illegible]
General Napoleon Bonaparte. Vorbereitungen zu dem neuen Feldzug. Wurmſers Zug nach Italien. Wurmſers erſter Verſuch: Caſtiglione delle Stiviere. Wurmſers zweiter Verſuch: Baſſano. Alvintzy's erſter Verſuch: Arcole. Der Tod der Kaiſerin Katharina und die diplomatiſchen Verhandlungen. Alvintzy's zweiter Verſuch: Rivoli. Der Fall von Mantua.

Drittes Kapitel. Leoben . . . . . 36[illegible]
Die Haltung Preußens. Briefe Thuguts. Die Parteien in Wien. Die italieniſchen Höfe. Der Erzherzog Karl als Oberbefehlshaber in Italien. Der Feldzug von 1797. Erſte Annäherung zwiſchen Bonaparte und den Oeſterreichern. Die Wendung in Wien. Die Sendung des Marcheſe de Gallo. Die Verhandlungen in Leoben. Die Ratification.

Seite

Viertes Kapitel. Campo Formio 424

Der Fall Venedigs. Verhandlungen in Montebello. Haltung des Wiener Cabinets. Verlegung der Verhandlungen nach Udine. Militärische und diplomatische Schwierigkeiten Oesterreichs. Die Stimmung in Oesterreich. Widerstand des Wiener Cabinets. Die englischen Separatverhandlungen. Die officiellen Verhandlungen mit Bonaparte. Die Haltung des neuen Directoriums. Cobenzls Sendung. Die Frage des Reichscongresses. Die entscheidenden Verhandlungen. Der Abschluß. Das Urtheil über den Frieden.

Schluß.

Der Rastatter Congreß 469
Die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen . . 486
Vorbereitungen zur zweiten Coalition 494
Der zweite Coalitionskrieg 500
Der Friede von Luneville 519
Die Säculariſationen 522
Die Zerſetzung der Jahre 1803 und 1804 525
Oesterreich vor dem Krieg von 1805 531
Der Krieg von 1805 und die Auflöſung des Reichs . . . 538

Berichtigungen.

1. Zur Anmerkung 2 auf Seite 145. Statt der in Klammern geſetzten Worte muß es heißen: Die Erſtgenannten ſind Brüder des bekannten Herzogs Karl. Herzog Friedrich iſt der Sohn des Herzogs ...ch Eugen.

2. Auf Seite 282 muß es bei der Bezeichnung der Demarcationslinie im 2. Abſatze heißen: Düſſel... und ein rechtsrheiniſcher Bezirk bis Bonn blieben von der Linie ausgeſchloſſen, die auch zwiſchen Bonn und Breitſtein einen Weg für die Franzoſen am rechten Rheinufer offen ließ. Von Ehrenbreitſtein bis in die ... von Frankfurt wurde wieder ein erheblicher Diſtrict für die kämpfenden Heere freigelaſſen, während Frankfurt ſelbſt in den Händen der Preußen blieb. Die Linie lief dann in einiger Entfernung vom rechten ...ufer bis Mannheim und den Neckar aufwärts bis Wimpfen, ſo daß man ſtatt der Mains eine Neckarlinie hielt.

3. Seite 396, Zeile 16 von unten muß es urtheilte Bonaparte ſtatt urtheilte er heißen.

4. Seite 397, Zeile 17 ff. von unten. Der Satz von „Als" bis „hören" iſt zu ſtreichen.

5. Seite 426, Zeile 3 von unten muß es „April" ſtatt März heißen.

6. Zur Anmerkung 2 auf Seite 464. Statt des erſten Satzes von „es" bis „verändert" muß es: Es ergiebt ſich die Zahl von 554,523 Seelen, wenn man die von Vivenot mitgetheilten Zahlen ver... Der dann folgende Satz von „Vivenot" bis „haben" iſt zu ſtreichen.

Druckfehler-Verzeichniß.

S. 34 Anmerkung 1 lies Moira'ſchen ſtatt Moria'ſchen.
S. 52 Z. 3 v. o. lies eigene ſtatt einzelne.
S. 55 Z. 17 v. o. lies Cheraing ſtatt Cheaing.
S. 61 Z. 7 v. o. lies würde ſtatt werde.
S. 74 Z. 2 v. o., S. 97 Z. 5 v. u. 21 v. o. lies Braine la Leud ſtatt Braine la Leude.
S. 90 Z. 4 v. o. lies 18,500 ſtatt 10,500.
S. 251 Z. 16 v. u. lies den deutſchen ſtatt deutſchen.
S. 268 Anmerkung Z. 3 v. u. lies lag in der Gliederung in größere Armeeverbände in lag in der größeren Gliederung der Armeeverbände.
S. 299 Z. 13 v. o. lies gegen die Jacobiner ſtatt gegen Jacobiner.
S. 303 Z. 3 v. u. lies Koſtbeuteln ſtatt Koſtbeutele.
S. 323 Z. 5 v. o. lies ihm ſtatt dieſem.
S. 325 Z. 4 v. o. lies hat ſtatt hatte.
S. 329 Z. 7 v. o. lies Ausſchluß ſtatt Einſchluß.
S. 351 iſt die vierte Zeile v. o. zu ſtreichen.
S. 381 Anmerkung lies 27. Juni 1800 ſtatt 27. Juni.
S. 387 Z. 11 v. o. lies und der ſtatt unter.
S. 397 Z. 17 v. o. iſt dann vor „den Franzoſen" zu ſtreichen.
S. 401 Z. 2 v. o. lies vor Lille ſtatt von Lille.
S. 403 Z. 15 v. u. lies Oeſterreich ſtatt Preußen.
S. 418 Z. 10 v. o. lies müßte ſtatt mußte.
Ebendaſelbſt Z. 14 v. u. lies wären die ſtatt wären.
S. 428 Z. 6 v. o. lies noch einmal ſtatt noch.
S. 433 Z. 16 v. o. lies geradezu ſtatt gerade.
S. 453 Z. 19 v. o. lies dieſem ſtatt dieſer.
S. 458 Z. 11 v. o. lies zuzulaſſen ſtatt zugelaſſen.
S. 464 Anmerkung 2 Z. 1 v. u. lies 500,000 ſtatt 50,000.
S. 465 Z. 10 v. o. iſt das Wort endlich zu ſtreichen.
S. 473 Z. 9 und 10 lies mußte ſtatt müßte und durch die ſtatt die durch.
Ebendaſelbſt Z. 12 v. u. lies dem Schutt ſtatt den Schutt.
S. 477 Z. 7 v. u. lies daß es ſtatt es.
S. 480 Z. 1 v. u. lies anerkannter ſtatt anerkanntere und vor denen ſtatt vor denn.
S. 482 Z. 14 v. o. lies 1796 ſtatt 1795.
S. 483 Z. 16 v. o. lies Abgeſandten ſtatt Geſandten.
S. 505 Z. 14 v. u. lies 1795 ſtatt 1793.
S. 515 Z. 15 v. o. lies acceptirt ſtatt adoptirt.
S. 516 Z. 4 v. o. lies Cambridge.") ſtatt Cambridge.
Ebendaſelbſt Z. 6 v. o. fallen Anführungsſtriche und Stern fort.
S. 517 Z. 8 v. o. lies um eine abermalige ſtatt eine abermalige.
Ebendaſelbſt Z. 15 v. o. lies doch ſtatt auch.
S. 534 Z. 12 v. u. lies auch ſtatt auf.
S. 541 Z. 10 v. o. lies erklärt. Neuere ſtatt erklärt: neuere.

Kleinere Druckfehler wird der Leſer gebeten, ſelbſt zu berichtigen.

IV.

Der definitive Verluſt der öſterreichiſchen Niederlande 1794.

Erſtes Kapitel.

Die polniſche Revolution.

Wir müſſen uns nun wieder vom Rheine nach den Steppen Polens zurückwenden: es iſt eben ein ächtes Stück mitteleuropäiſcher Geſchichte, das wir vor uns haben.

Bald nach der Unterzeichnung des neuen Theilungsvertrages zog ſich der umſichtige ruſſiſche Geſandte Sievers — er iſt ein Deutſcher — die Ungnade ſeiner Gebieterin zu. Den Anlaß gab der in der letzten Sitzung des Reichstags gefaßte Beſchluß, alle Decrete der Conföderation von Targowicz aufzuheben. Dadurch wurde es den Polen z. B. wieder geſtattet, die im Kampf mit Rußland erworbenen Ordenszeichen zu tragen. Katharina zürnte ihrem Bevollmächtigten, der ſolchen Unfug nicht zu hindern vermöge, und ſ den General Igelſtröm, den Oberbefehlshaber ihrer in Polen ſtehenden Truppen, an ſeine Stelle. Die Polen caſſirten darauf jenen Beſchluß und baten in Petersburg reumüthig um Verzeihung.

Inzwiſchen wuchs aber der Unwille der unzufriedenen Elemente [illegible] und mehr. Sie ſchloſſen ſich immer enger aneinander. Noch [illegible]rte auch eine polniſche Armee von etwa 30,000 Mann, auf die ſich [illegible]ationale Partei verlaſſen durfte. Aber jeden Augenblick konnte aus [illegible]rsburg der Befehl zur Auflöſung derſelben eintreffen. Nur jetzt ſchien ein Aufſtand den polniſchen Edelleuten, welche mit den Offi[illegible]n heimlich Berathungen pflogen, Ausſichten zu haben. Koſciuſzko

sollte denselben leiten. Er lebte damals mit seinen Freunden Ignaz Potocki und Hugo Kollontai in Leipzig. Alle drei sind edle, etwas idealistisch gefärbte Persönlichkeiten im Stile jener Zeit. Dem Rufe zur Befreiung des Vaterlandes konnte Kosciuszko nicht widerstehen: er wollte sich wenigstens über die Stimmung Gewißheit verschaffen. Diese fand er nicht gerade ermuthigend. Es war doch nur ein Theil des Adels, das Heer und in Warschau das niedere Volk, auf das man mit Bestimmtheit rechnen konnte; die Hülfe der Bauern war sehr zweifelhaft. Es zeigte sich in jeder Beziehung das Mißverhältniß zwischen dem aristokratischen Charakter der polnischen Republik und einer Bewegung, die doch von vornherein einen demokratischen Stempel trug und fast mit Nothwendigkeit tragen mußte. Ganz umsonst war indessen Kosciuszco's Reise nicht gewesen. Es entstand bei der Kunde von seinem Erscheinen eine Aufregung, die sich namentlich in Warschau laut genug äußerte, als man die französischen Erfolge bei Toulon und im Elsaß erfuhr. Die patriotischen Vereine tauchten wieder auf: es sollen ihrer 700 mit 20,000 Mitgliedern gewesen sein, unter denen sich kein einziger Verräther befand. Wie die ganze Bewegung direct und indirect von Frankreich beeinflußt wurde, so scheint bei diesem Vereinswesen der Jakobinerclub wirklich zum Vorbild gedient zu haben. Den Kern der Bewegung bildeten wohl meist die ehemaligen Officiere. Igelström, der nur noch 20,000 Mann unter seinem Kommando vereinigte, wußte wohl im Allgemeinen von der drohenden Gefahr; allein es gebrach ihm an jeglichem Mittel, ihr wirksam vorzubeugen.

Kosciuszko verließ zunächst sein Vaterland wieder, um im Auslande für dessen Sache zu wirken. Vom Pariser Wohlfahrtsausschuß ließ er sich Geld geben und wandte sich an Schweden und die Pforte um Beistand. Doch wollte er das Zeichen zum Aufstand erst dann geben, wenn der Krieg zugleich im Westen Europas wieder ausgebrochen wäre. Als aber Igelström bald darauf mit einem Befehl der Kaiserin zur Auflösung der polnischen Armee bis auf 15,000 Mann hervortrat, glaubten Kosciuszko und seine zaudernden Freunde dennoch den Moment zum Handeln gekommen. Seine Pläne erhielten in Paris in allen Punkten die Genehmigung. Man beschloß im März loszuschlagen.

Im Anfang dieses Monats sollte mit der Reduction der schon so sehr verminderten polnischen Armee begonnen werden. Als der Befehl zur Auflösung den Reitergeneral Madalinski traf, verweigerte dieser den Gehorsam und wandte sich mit seinen zehn Schwadronen, die in Pultusk in Garnison lagen, gegen die neue preußische Provinz, indem er fortwährend Verstärkungen

an sich zog. Sein Schritt machte außerordentliches Aufsehen und ermuthigte zu ähnlichem Vorgehen. In Warschau entließen die polnischen Befehlshaber 16 Mann von ihren Truppen, und erklärten dann, die Reduction vollzogen zu haben. Igelström war völlig rathlos. Schon damals ließ er seine Sachen packen. Gegen Madalinski sandte er die Generale Denissow und Tormassow, während er selbst in Warschau verblieb.

Kosciuszko war indessen nach Krakau geeilt, wo die kleine russische Besatzung bereits am 23. März vertrieben worden war. Am 24. — er hatte diesen Tag lange vorher zum Termin für die Erhebung bestimmt — leisteten ihm die jetzt dort stehenden polnischen Truppen wie die Einwohner den Eid des Gehorsams. In einem feierlichen Manifeste protestirte er gegen die Unterjochung Polens und erklärte, daß er bis zur Befreiung des Landes die Dictatur führen werde. Zugleich erging ein allgemeines Aufgebot an alle waffenfähigen Männer der Umgegend.

Bald verließ er die Stadt, um sich mit Madalinski zu vereinigen. Nachdem ihm dies gelungen, traf er, durch einen Zuzug von einigen hundert mit Sensen bewaffneten Bauern verstärkt, am 4. April bei Raclawicze auf das 4000 Mann starke Corps des Generals Tormassow. Der Bajonetangriff der Polen gelang, die Sensenmänner eroberten die russischen Kanonen. Die adlige Reiterei wurde zwar Anfangs in die Flucht geschlagen, aber Kosciuszko entschied durch sein persönliches Erscheinen auch hier den Sieg. Der Verlust der Russen betrug etwa 400 Todte. Zwölf Kanonen wurden von den Siegern erbeutet. Die moralische Wirkung dieses Erfolges war nicht zu ermessen, während die Lage der Russen sich dem entsprechend verschlimmerte.

Warschau war der zunächst bedrohte Punkt. Hier hatte Igelström es nicht gewagt, das Arsenal mit russischen Truppen zu besetzen. „Es ist unglaublich", schreibt der sächsische Gesandte am 19. April aus Warschau, „was für Fehler man unter den gegenwärtigen Umständen, wo die Gährung allgemein war, gemacht hat."*) Bis in die Kreise der polnischen Regierung war die rastlos thätige Verschwörung gedrungen. In aller Stille wurden am 15. April über 50,000 Patronen unter die Bürgerschaft vertheilt. Am 17. sollte in Warschau und in

*) S. Herrmann, Geschichte des russischen Staats, Gotha 1866, Ergänzungsband S. 475.

Lithauen gleichzeitig das russische Joch abgeschüttelt werden. Als Igelström unterdessen preußische Hülfe verlangte, fand er kein Gehör.

Am 17. sollte das Regiment Dzialynski entwaffnet werden. Früh Morgens um 4 Uhr rückten aber die polnischen Garden zu Pferde aus, vernagelten zwei russische Kanonen bei der Pforte des sächsischen Gartens und nahmen die Munitionskasten weg. „Die in mehrere Quartiere der Stadt vertheilten Russen versuchten sich zu vereinigen, aber die polnischen Truppen und die Bürgerschaft hatten sich schon des Arsenals bemächtigt und vertheilten Säbel und Pistolen unter das Volk. Die Russen, die sich nur in kleinen Haufen schlagen konnten, wurden von allen Seiten angegriffen und ein großer Theil von ihnen kam elend um. Gagarin, colonel en chef des schönen Regiments von Sibirien, wurde an der Spitze seines Bataillons getödtet und viele andere Officiere dieses Bataillons wurden in der Krakauer Vorstadt neben der Kirche zum heil. Kreuz fast ganz massacrirt.“*) Die Straßen waren mit Todten bedeckt, ohne daß man an ihre Beerdigung dachte. Am 18. war der Kampf nicht weniger heftig als am 17. Gegen Abend gelang es Igelström, sich mit 700 Mann durchzuschlagen. Fast zwei Drittheile der noch in Warschau stehenden Mannschaft und 11 Kanonen hatte er verloren. Es war ein Schlag für die russische Waffenehre.

Es begann nun in Warschau ein revolutionäres Regiment. Zunächst wurden mehrere Mitglieder des letzten Reichstages, unter ihnen der Bischof Kossakowski, verhaftet. Zum obersten Befehlshaber ward Mokranowski ernannt, während Zakrzewski an die Spitze der Verwaltung gestellt wurde. In der provisorischen Regierung saßen auch der Banquier Kapustas und der Schuster Kilinski, die sich bei der Verschwörung besonders thätig erwiesen hatten. König Stanislaus erklärte sich mit all diesen Maßnahmen einverstanden.

Um die nämliche Zeit brach auch in Samogitien und Lithauen der Aufstand aus. In Wilna wußte der rastlose Jasinski die Russen durch treuherzige Offenheit vollständig zu täuschen. Der Erfolg war derselbe wie in Krakau und Warschau. Als in Wilna der sich zu den Russen haltende General Kossakowski, der Bruder des Bischofs, aufgeknüpft wurde, glaubte man auch in Warschau mit den Gefangenen kurzen Proceß machen zu müssen: sie theilten das Schicksal des Generals.

*) Aus dem Bericht des sächs. Gesandten bei Herrmann, a. a. O., Ergänzungsband S. 474.

Erst drei Wochen nach dem Warschauer Aufstand erhielt Kosciuszko Nachricht von demselben. Umsonst hatte er inzwischen die leibeigenen Bauern aufzubieten gesucht: ihre adeligen Herren fanden es zu gefährlich. Indeß stellten sich ihm die Linientruppen von Lublin zur Verfügung, und aus der Ukraine schlugen sich etwa 6000 Mann bis zu ihm durch. Sein Heer hatte jetzt eine Stärke, die ihn für den Augenblick zum Herrn des polnischen Gebiets machte.

Wie in Petersburg so konnten auch in Berlin diese Dinge begreiflicher Weise nicht ohne nachhaltigen Eindruck bleiben. Der König wurde jetzt von Manstein unaufhörlich bearbeitet, den französischen Kriegsschauplatz mit dem polnischen zu vertauschen. Hier allein, sagte er, könne Preußen eine seiner würdige Rolle spielen. Vor Allem solle man das der österreichischen Grenze so nahe gelegene Krakau, den Hauptstützpunkt der Unternehmungen Kosciuszko's, besetzen. Der König, der nur ungern seinen Herzenswunsch, am Rhein den Streit mit der Revolution auszufechten, aufgab, wich doch endlich dem Drängen Mansteins und seiner Genossen. Er verließ am 14. Mai Berlin, um die Führung des gegen Polen bestimmten etwa 50,000 Mann starken Heeres zu übernehmen. Manstein begleitete ihn, und Luccheſini kam von Wien entgegen.

In Rußland herrschte natürlich nur ein Gefühl: das des Rachedurstes und des Zornes über die polnischen Ereignisse. Diese Schmach, hieß es, könne man nicht auf sich sitzen lassen. Katharina ernannte den Fürsten Repnin zum Oberbefehlshaber der für Polen bestimmten Armee. Diese sollte 30,000 Mann zählen. Von der ursprünglichen Garnison von Warschau waren noch etwa 7000 Mann übrig, die sich gegen die preußische Grenze zurückgezogen hatten. Der General Tormassow hatte seine Truppen nach der Niederlage von Raclawicze wieder auf 8500 Mann gebracht.

Die Preußen allein hätten rasch und mit leichter Mühe Polen niederwerfen können. Kosciuszko hatte Anfangs Mai nicht mehr als 12,000 Mann bei Krakau vereinigt. Seine Bemühungen, die Bauern um seine Fahne zu schaaren, blieben fortgesetzt zum größeren Theile erfolglos: sie wurden von ihren Herren angewiesen, sich in die Wälder zu flüchten, während diese selbst vielfach nach Galizien auswanderten. Bei Czenstochau sammelte der preußische General Favrat ein Heer von der nämlichen Stärke wie dasjenige Kosciuszko's. General Denissow suchte sich ihm zu nähern. Diesen beschloß Kosciuszko zuerst anzugreifen. Es

gelang ihm, sich mit den aus Lublin kommenden Truppen unter Grochowski zu vereinigen. Denissow zog sich eiligst vor dieser Uebermacht an die preußische Grenze zurück. Favrat hatte es unterdessen nicht gewagt, das von Truppen fast ganz entblößte Krakau anzugreifen. Er klagte, daß seiner Armee eine Bäckerei und Kochtöpfe fehlten. Gemeinsam mit Denissow gegen Kosciuszko vorzugehen, konnte er sich nicht entschließen. Dieser genoß darum bis zum 3. Juni einer für ihn unschätzbaren Waffenruhe.

Die Leute, welche jetzt in Warschau am Ruder waren, hatten vollständig in's revolutionäre Fahrwasser eingelenkt. Die Bevölkerung wurde zu Schanzarbeiten für die Befestigung der Stadt aufgeboten. Selbst der König hatte einige Spatenstiche gethan, konnte aber nicht verhüten, daß man ihm bei alledem mißtraute und ihn scharf bewachte. Die wohlhabenden Bürger seufzten unter den patriotischen Lasten. Am 10. Mai sandte Kosciuszko, um einen geordneten Zustand in Warschau herzustellen, Ignaz Potocki und Hugo Kollontai dorthin.

Die bisherige provisorische Regierung wurde nun durch den sog. höchsten Rath ersetzt, zu welchem außer Potocki, Kollontai und Zakrzewski noch fünf andere Magnaten berufen wurden. Das Volk, das insgeheim von den Russenfreunden aufgehetzt sein soll, war es natürlich nicht zufrieden, daß seine Vertreter nicht in jene Behörde aufgenommen worden waren. Kosciusko ernannte hierauf mehrere Volksmänner zu Stellvertretern im höchsten Rath, wobei sich das Volk einstweilen beruhigte.

Preußischerseits wurde seit dem Erscheinen des Königs eine etwas lebhaftere Thätigkeit entfaltet. Es befanden sich jetzt fünf getrennte Armeecorps an der Grenze. Am 3. Juni langte Friedrich Wilhelm mit beträchtlichen Verstärkungen in Favrats Hauptquartier an. In seiner Umgebung befand sich als russischer Militärbevollmächtigter auch der Prinz von Nassau-Siegen, ein politischer Abenteurer nach Art der damaligen Zeit, der im letzten Türkenkriege sogar als Seeheld geglänzt hatte. Dieser gab in seinen Unterhaltungen zu verstehen, der Wunsch der Preußen, Polen völlig zu theilen, werde in Petersburg eine günstige Aufnahme finden. Daß die Russen sich bei ihren Operationen auf Lithauen beschränken wollten, schien dem preußischen Interesse nur förderlich. Freilich mußte man von dem Prinzen auch vernehmen, daß die Einmischung der Oesterreicher den Russen nicht unangenehm wäre.

Am 5. Juni ließ Denissow in's preußische Hauptquartier melden, seine Vorposten seien von den Polen zurückgedrängt worden. Die Preußen

überschritten jetzt überall die Grenze. Noch am Abend stießen sie bei Szekozyn zu Denissow. Kosciuszko und Grochowski hatten etwa 17,000 Mann beisammen, während die Verbündeten 25,000 Mann stark waren. Am Morgen des 6. brachen zuerst die Russen, dann die Preußen aus einem Morastdefilée in der Nähe von Rawka gegen die Stellungen der Polen hervor. Wieder waren es hier die polnischen Reiter, die sich zuerst zur Flucht wandten. Aber muthvoll hielten die Sensenmänner allen Angriffen Stand, und einen Augenblick schien es, als sollte Kosciuszko Sieger bleiben. Den Preußen gelang indessen eine Umgehung und die Polen sahen sich schließlich doch zum Rückzuge genöthigt, der bei den ungeschulten Truppen in eine Deroute ausartete. In seiner hartbedrängten Lage mußte Kosciuszko entweder die Straße nach Warschau oder nach Krakau preisgeben: er entschloß sich für das letztere. Krakau blieb nur von einer kleinen Abtheilung besetzt, die bei der Annäherung des Feindes die Stadt verließ und sich den an der Grenze stehenden Oesterreichern ergab. Am 19. Juni rückte der preußische General Elsner in die alte Königsstadt ein.

Jetzt aber verfielen die Preußen in Unthätigkeit, während die Russen immer näher an Warschau heranrückten. Hier gingen die revolutionären Wogen immer höher. Bei der Nachricht von der Schlacht von Rawka schrie man über Verrath; das Volk schleppte sieben Verhaftete aus den Gefängnissen und knüpfte sie auf. Man befand sich in einer Bewegung, die jetzt immer mehr an die Pariser Vorgänge erinnerte. Nur mit Mühe gelang es den Mitgliedern des hohen Rathes, weitere Gräuel zu verhindern. Kosciuszko machte aus seiner Entrüstung kein Hehl: und merkwürdig, das Volk hatte eine solche Verehrung für seinen Führer, daß eine allgemeine Reue über die begangenen Excesse eintrat. Gegen die Schuldigen — die Sekretäre Potocki's und Kollontai's befanden sich darunter — ließ Kosciuszko eine strenge Untersuchung einleiten. Am 9. Juli kam er in Warschau an, wo sich nun in allen Schichten ein reger Kriegseifer entfaltete, um den heranrückenden Feinden einen energischen Widerstand entgegen zu setzen. Es befanden sich 17,000 Mann Linientruppen, 15,000 Mann Bürgerwehr und 15,000 Bauern in der Hauptstadt, die mit 450 Kanonen armirt war. Unaufhörlich wurde an den Schanzen gearbeitet. Dabei dauerten aber die Zwistigkeiten unter den verschiedenen Parteien, auch als der Feind vor den Thoren stand, unerbittlich fort. Die Demokraten murrten, als die Gefängnißmörder hingerichtet wurden. Kosciuszko sah sich seitdem immer mehr zu den Royalisten hinüber ge-

drängt. Daß die Polen den Russen auch in Lithauen weichen mußten, gab in Warschau neuen Anlaß zum Hader.

Am 13. Juli begann das preußisch-russische Heer die Cernirung der Stadt. Ein Sturm der Preußen auf die Befestigungswerke hätte damals alle Aussicht auf Erfolg gehabt. Der König hatte auch wirklich diese Absicht, allein Nassau wußte ihn umzustimmen. Man fürchtete preußischer Seits den polnischen Aufstand nicht mehr, und hielt deßhalb die militärische Unthätigkeit für entschuldigt. Eine um so größere diplomatische Rührigkeit sollte an die Stelle treten. Es galt wieder, sich mit der Czarin und dem Kaiser über die polnischen Angelegenheiten auseinanderzusetzen. Rußland gab die Absicht zu erkennen, in Gemeinschaft mit Oesterreich die polnische Frage erledigen zu wollen. Da es von der Türkei nichts mehr zu fürchten hatte, traf es Anstalt, mit einer neuen Armee unter Suworow auf dem Kampfplatz zu erscheinen. Die Oesterreicher waren unterdessen, 5000 Mann stark, in Lublin eingerückt und begehrten Krakau. Das Auftreten Oesterreichs ließ den Preußen ein energischeres Vorgehen wünschenswerth erscheinen. Noch einmal trat der Gedanke eines sofortigen Sturmes auf Warschau in den Vordergrund. Die Rathgeber des Königs waren wieder getheilter Ansicht: während Lucchesini zu einem raschen und entschlossenen Angriff rieth, wußte Bischofswerder den König zu einer regelrechten Belagerung zu bereden. Das Verhältniß zu General Fersen, dem Befehlshaber der russischen Truppen vor Warschau, war dabei fortwährend ein gespanntes. Der König fühlte sich in dieser zuwartenden Haltung immer unbehaglicher. Und andere Umstände machten ihm die Situation noch widerwärtiger. Während er eine Betheiligung der österreichischen Truppen an der Belagerung von Warschau wünschte, war Lucchesini, der diese Sache in Wien hatte betreiben sollen, ihr durchaus entgegen, und höchlich befriedigt, als sich der Kaiser dazu außer Stande erklärte. Im Rücken der preußischen Armee zeigten sich die Insurgenten immer verwegener. Es gelang ihnen, einen größeren für die Preußen bestimmten Pulvertransport wegzunehmen und in die Weichsel zu versenken. Aus vorgeschobenen Schanzen fügten die Belagerten den Preußen empfindlichen Schaden zu. Der König ließ den Feind aus diesen Stellungen vertreiben und hatte dabei einen solchen Erfolg, daß er sich endlich entschloß, auf den 1. September einen allgemeinen Sturm anzuordnen. Aber man war keinen Augenblick sicher, daß Fersen nicht nach Lithauen abziehe; hatte er doch schon erklärt, daß er dazu Befehl habe. Und so gelang es wieder, den König von seinem Vorhaben abzuhalten.

und bald darauf sogar zur Aufhebung der Belagerung zu bestimmen. Man sei durch den Aufstand in „Südpreußen" und durch die Wegnahme jenes Pulvertransports dazu genöthigt, hieß es. Am 6. September zogen die Preußen mißmuthig von Warschau ab. Der König eilte krank und in verdrießlichster Stimmung nach Berlin. Es war ihm ebenso wenig gelungen in Polen Lorbeeren zu ernten, als zwei Jahre früher in der Champagne. Wenn die Kriegführung in Polen auch geeignet ist, die in der Champagne in einem etwas milderen Lichte erscheinen zu lassen, so zeigt sie doch um so deutlicher, wie es damals überhaupt um die Leitung der preußischen Heere bestellt war, und wie berechtigt die Klagen der Oesterreicher über dieselbe auch da gewesen sein müssen, wo die Politik nicht direct im Spiele war.

In Warschau athmete man hoch auf, und bestrebte sich aus der vortheilhaften Lage möglichsten Nutzen zu ziehen. Dombrowski wurde mit 3000 Mann, die sich immer mehr verstärkten, nach „Südpreußen" detachirt. Hier wußte er die preußischen Posten im Kleinkriege fortwährend zu beunruhigen. Nachdem er Bromberg besetzt, bedrohte er Thorn. Gleichzeitig mit den Preußen war auch General Fersen abgezogen. Um diesem den Uebergang über die Weichsel zu verlegen, ließ Kosciuszko den Fürsten Poninski am rechten Ufer des Flusses den Russen gegenüber Stellung nehmen.

Im Osten war dagegen die Lage der Polen keine glänzende. Die Streifzüge, welche sie gegen das russische Gebiet unternommen hatten, mußten sie bald aufgeben. General Mokranowski sah sich sogar nach dem Falle Wilna's am 12. August genöthigt, fast ganz Lithauen dem Feinde preis zu geben, und alle seine Streitkräfte, etwa 20,000 Mann, bei Grodno zu concentriren. Der Moment der Entscheidung rückte heran. Suworow — damals 64 Jahre alt — führte seit dem Monat Mai den Oberbefehl über die Truppen in der Ukraine. Am 14. August brach er mit 8000 Mann, die sich bald bis zu 12,000 vermehrten, aus Podolien auf. Mitte September kam er in die Gegend der Stadt Brzesc, wo sich der polnische General Sierakowski mit etwa 13,000 Mann hinter mächtigen Sümpfen verschanzt hatte. Allein Suworow kannte keine Hindernisse: seine Soldaten drangen am 17. September unter großen Verlusten durch den Sumpf gegen die Polen vor, und Sierakowski sah sich nach tapferem Kampfe genöthigt, den Rückzug nach Brzesc anzutreten. Hier hoffte er, geschützt durch den Bug, einstweilen Ruhe zu haben. Allein Suworow hatte an einer Stelle des

Flusses eine Furth ausfindig gemacht und noch in der Nacht bewerkstelligte er den Uebergang. Sierakowski blieb nichts anderes übrig, als Brzesc aufzugeben. Der Rückzug kam ihm aber noch theuer genug zu stehen. Unaufhaltsam drangen die Russen nach. Trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr verschlimmerte sich die Lage der Polen mit jedem Schritt, bis endlich die Ankunft der russischen Artillerie den Ausgang entschied. Sierakowski's Truppen wurden gänzlich zersprengt. Die Mehrzahl hatte den Tod gefunden.

Diese Niederlage war für die polnische Sache verhängnißvoll. In der Hauptstadt herrschte die tiefste Bestürzung. Kosciuszko that Alles, um dem gewaltigen Feind mit Macht entgegenzutreten. Er ließ Dombrowski nach Warschau zurückkehren, und schickte Sierakowski 2000 Mann entgegen. Die bei Grodno concentrirten Truppen sandte er südwärts nach Bjelka. Er selbst zog mit 8000 Mann von der Warschauer Besatzung Suworow entgegen. Inzwischen war es dem General Fersen gelungen, seinen Gegner Poninski zu täuschen und die Weichsel zu überschreiten. Poninski glaubte, es sei nur ein kleiner Theil der Russen an's rechte Ufer gelangt und sandte eine dem entsprechende Meldung an Kosciuszko. Letzterer beschloß, diese Truppen vor ihrer Vereinigung mit Suworow zurückzuwerfen. Zu spät erkannte er, daß Fersen mit seinem ganzen Heer ihm gegenüberstand. Bei Maciejowice suchte er eine günstige Stellung einzunehmen. Poninski erhielt den Befehl, schleunigst zu ihm zu stoßen. Am 10. October griff Fersen die Polen in der Front an, während ihnen General Denissow, der eine Umgehung ausgeführt hatte, in die Flanke fiel. Nach sechsstündigem Kampfe begannen die polnischen Rekruten vor den disciplinirten Russen zu weichen. Wieder hat die Cavallerie den Ausschlag gegeben. Kosciuszko ließ nichts unversucht, die Niederlage abzuwenden. Vergebens! Es kämpften hier die Russen, die in Warschau gestanden hatten und nun ihre Brüder rächen wollten: sie gaben keinen Pardon. 6000 Polen deckten das Schlachtfeld und nur 2000 retteten sich entweder nach Warschau oder zum Heere Poninski's, der, obwohl nur 3 Meilen entfernt, nicht rechtzeitig eingetroffen war. Kosciuszko selbst kämpfte bis zum letzten Augenblick und wandte sich erst, als Alles verloren war, zur Flucht. Mehrmals von seinen Verfolgern verwundet, sank er schließlich vom Pferde. Er ward nach einem nahe gelegenen Schlosse

gebracht, dort sorgsam verpflegt und dann als Kriegsgefangener nach Kiew geschickt.*)

Die Schlacht von Maciejowice war die dritte der Niederlagen. Die polnischen Soldaten hatten keinen Führer mehr und jammerten, Vater Thaddäus sei dahin: ihr Muth war gebrochen. In Warschau rathschlagte man bereits, ob man die Stadt übergeben wolle. Allein Kollontai und Zajonczek setzten die entschlossene Fortsetzung des Kampfes durch. Praga wurde mit Schanzen umgeben, die Besatzung durch die Truppen Dombrowki's und Madalinski's, welche von den Preußen unbehindert nach Warschau zurückgekehrt waren, verstärkt. Von den drei Colonnen der polnischen Armee bei Grodno war nur eine unversehrt in die Hauptstadt gelangt. Suworow ging unterdessen direct auf Warschau los. Die Polen hatten eine Weile geschwankt, ob sie nicht vor den Wällen Pragas noch eine Entscheidungsschlacht wagen sollten, schließlich sich aber doch für eine Vertheidigung innerhalb der Festungswerke entschieden. Am 3. November 1794 errichtete Suworow sein Lager vor Praga. Mit den Preußen hatte er sich alsbald in's Einvernehmen gesetzt. „Warschau soll nicht mehr sein: empörende Brüder an diesem Ufer wandern zu sehen, schrieb er an den General Schwerin, sie vertilgen, und zum schreckenvollen Anblick der treulosen Hauptstadt die Fahnen der großmächtigsten Monarchin dort aufstecken, das ist der große Zweck."**) Am 4. November Morgens 3 Uhr begann die Beschießung der Stadt, welche Zajonczek und Jasinski mit 8000 Mann Linientruppen, 1800 Pragaer und 3000 Warschauer Bürgern vertheidigten. Schon um 5 Uhr gab Suworow durch eine Rakete das Zeichen zum Sturm. Die Polen wurden völlig überrascht. Jeder focht, wo er stand. Der eine ihrer Führer, Jasinski, fand den erwünschten Tod, während der andere Zajonczek schwer verwundet entkam.

Die russischen Soldaten gaben keinen Pardon: sie sahen in jedem Polen ihren persönlichen Feind. Nach einstündigem furchtbarem Kampfe gelang es ihren Officieren, dem Morden in der brennenden Stadt Einhalt zu thun. 10,000 Polen waren gefallen, 2000 in der Weichsel

*) Kaiser Paul gab ihn später gegen das Versprechen, nicht mehr gegen Rußland zu kämpfen, frei. Er begab sich zunächst nach Nordamerika und von da nach manchen Hin- und Herfahrten in die Schweiz, wo er 1817 zu Solothurn starb. Sein Versprechen hat er trotz der Versuche Napoleons, ihn davon abzubringen, gehalten.

**) Sybel, a. a. O., Band III, S. 261.

ertrunken, während der Verlust der Russen nur 1400 betrug. In Warschau herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung: von Praga aus war es ein Leichtes, die ganze Stadt zusammen zu schießen. Man beschloß, den Widerstand aufzugeben. Suworow, der sich jetzt durchaus menschenfreundlich erwies und bei dem Anblick der blutgetränkten Straßen von Praga tief erschüttert war, sicherte den Truppen, wenn sie die Waffen ohne Zaudern niederlegen wollten, Freiheit, Sicherheit des Lebens und der Güter, und ebenso den Warschauer Bürgern volle Vergessenheit des Geschehenen zu. Eine Deputation, die sich, um ihm zu danken, zu ihm verfügte, empfing er auf der Erde sitzend: er sprang auf, umarmte sie und rief: „Friede! Friede!“

Der Rest der polnischen Armee war von Warschau abgezogen und wurde allmälig von den Russen entwaffnet. Den König Stanislaus schickte man nach Grodno, wo er dann von einem russischen Gnadengehalte lebte.*) Die Häupter des Aufstandes wurden nach Petersburg in milde Haft gebracht. Am 8. November hielt Suworow seinen Einzug in Warschau. Als man ihm die Schlüssel der Stadt überreichte, sagte er: „Allmächtiger Gott habe Dank, daß Du mich diese Schlüssel nicht so theuer hast bezahlen lassen, wie“ — die Stimme versagte ihm; er blickte auf Praga, das sich um ihn drängende Volk brach in Schluchzen aus.**)

*) Er starb 1798 in Petersburg.

**) Sybel, a. a. O. III, 265.

Zweites Kapitel.

Erste Hälfte des niederländischen Feldzuges.

Während sich in Polen die Revolution vorbereitete, machte man in Frankreich die ungeheuersten Anstrengungen, um im Frühjahr 1794 eine erdrückende Heeresmasse den Verbündeten entgegenzuwerfen. Eine allgemeine Conscription hatte es vor der Revolution in Frankreich nicht gegeben. Im Feldzug von 1792 hatte man sich mit der Errichtung von Freiwilligen-Bataillonen neben der stehenden Armee von 150,000 Mann begnügt. Die englische Kriegserklärung brachte die erste gezwungene Rekrutirung, die aber noch lange keine allgemeine war. Daneben setzte man im Frühjahr 1793 eine levée en masse in's Werk, durch die aber nur wenig erzielt wurde. Erst als die Lage Frankreichs bedenklicher ward, entschloß man sich zu einschneidenderen Maßregeln. Am 23. August bot der Convent alle waffenfähigen Männer vom 18. bis 25. Lebensjahre auf. Es ergab dies etwa 500,000 Rekruten. Da man jedoch die neue Mannschaft nicht dem gefürchteten Einfluß der alten Officiere aussetzen wollte, so machte man daraus wieder neue Bataillone, die ihre Unterofficiere und Officiere selbstständig wählen und sich in der Heimath erst vollständig organisiren sollten, ehe sie an die Grenze abrückten. Natürlich konnte auch aus diesen neuen Truppenkörpern nicht viel werden; bei der gänzlichen Unerfahrenheit der Mannschaften, sowie der sie befehligenden Unterofficiere und Officiere mußten sie für den Krieg ziemlich unbrauchbar bleiben. Frankreich mußte eben mit dem Militarismus Ernst

machen, wenn es auf seiner Bahn verharren wollte. Es ging hier im Grunde doch wie später in Preußen, wo aus einer Volkserhebung schließlich eine militärische Maschine geworden ist. Trotz seiner Besorgniß vor dem stehenden Heer, beschloß der Convent am 22. November die Auflösung der neuen Bataillone und ihre Verschmelzung mit den alten Truppen. Für die Infanterie errichtete man die sogenannten Halbbrigaden: 210 an der Zahl zu je 3200 Mann. Die vorhandenen Truppen wurden als deren Stämme verwandt. Die Halbbrigaden bestanden aus drei Bataillonen, von denen je eines aus der Linie, zwei aus den Freiwilligen gebildet wurden. Jetzt erst verschwand die weiße Uniform der Linie. Hunderte von Officieren schieden wieder aus der Armee, deren Einheitlichkeit nunmehr hergestellt ward, und die man jetzt erst mit dem neuen Geist zu erfüllen verstand.*) Die Regierung sandte ganze Stöße patriotischer Zeitungen in's Lager, die den Soldaten allabendlich nach dem Exerciren vorgelesen wurden. Da man längst dem Gedanken, nur gegen die Monarchen Krieg führen zu wollen, entsagt hatte, so erweckte man in den Soldaten ohne Bedenken die Hoffnung auf die reichlichste Beute in den zu erobernden Ländern. Die Feinde wurden als die rohesten Barbaren geschildert: die Oesterreicher sollten im vergangenen Jahre Kinder gespießt und gebraten haben. Die leichtgläubigen Bauerburschen ließen sich Alles einreden und erfüllten sich dabei, da man ihnen außerhalb des Dienstes fast Alles nachsah, mit den bedenklichsten Leidenschaften, aber freilich auch mit soldatischem Geist. Dem äußeren Feinde gegenüber waren die Parteien einig, die gemäßigteren Elemente flohen vor der Guillotine in das Feldlager, das doch noch einigermaßen Sicherheit bot und edlere Gemüther allein noch zu erheben vermochte.

Auch für die Ausrüstung geschah das Unglaubliche; und man darf nicht vergessen, wie leicht es dabei die revolutionären Machthaber in der Beschaffung der erforderlichen Mittel hatten. Zwar waren die Staatsfinanzen, wie Sybel ganz richtig bemerkt, eigentlich längst nicht mehr vorhanden. Die Hülfsmittel Frankreichs, hatte aber einst ein Deputirter ausgerufen, seien unerschöpflich, so lange man auf den Wegen der Revolution bleibe. Die Sache kam allerdings darauf hinaus, daß der Staat über Leben und Eigenthum aller Staatsangehörigen mit vollständiger Willkür verfügte. Man kann in gewissem Sinne sagen, daß

*) Es scheint übrigens, daß sich kleine Bruchtheile der alten Armee in gewissem Sinne bis in den Herbst 1795 erhielten.

der Staat alles Eigenthum einzog. So legte sich die Regierung z. B. die Verfügung über allen salpeterhaltigen Boden zu; und bald war es Mode, die Keller zu diesem Zwecke zu durchwühlen. Am 18. December wurde allen Schustern der weiten Republik verboten, in den nächsten Monaten für jemand anders, als für die Heerverwaltung zu arbeiten. Dinge dieser Art zeigen zur Genüge, wie es zuging. Man ließ sie sich in Frankreich gefallen, weil sie zu dem System gehörten, das seit dem 10. August 1792 Platz gegriffen und weil man sich seitdem so viel Schlimmeres zu ertragen gewöhnt hatte. Es ist heutzutage Jedermann klar, daß bei einem derartigen Raubbau auf die Dauer freilich nichts Gutes herauskommen kann. Für den Augenblick war aber der Erfolg ein höchst bedeutender. Die Pariser Waffenfabriken lieferten zuletzt unter Anderm täglich 1000 Stück Musketen.

Es ist bekannt, wie Carnot die Seele von diesem Allem war. Es wäre höchst ungerecht, wollte man einen Stein auf die ehrenhafte Integrität dieses Mannes werfen. In seinem rechtschaffenen Republikanismus, in seinem selbstlosen Zelotismus erscheint er als ein edler Vertreter der krankhaften Richtung, welche damals die Zeit beherrschte. Obwohl er zu so manchen Gräueln der Revolution zugestimmt hat, war er ein rigoroser Moralist und von seltener Strenge gegen sich selbst. Bedürfnisse kannte er eigentlich nicht. Zu einer Zeit, wo er nach Belieben Generale ein- und absetzte, blieb er ein einfacher Hauptmann und rückte erst seinem Dienstalter nach zum Majore auf. Nach jeder Dienstreise gab er den noch nicht verbrauchten Rest seiner Diäten getreulich zurück. Als ein frommer Mensch hatte er das elterliche Haus verlassen. Der Spott seiner Kameraden auf der militärischen Vorbereitungsschule zu Paris hatte ihn dann zu theologischen Forschungen veranlaßt, bei denen sein Glaube Schiffbruch litt. Aber die strenge Moral, die er aus dem väterlichen Hause mitgebracht, war ihm geblieben. In Allem, was er ergriff, war er von eiserner Consequenz. Die Politik lag seiner Natur an sich fern. Er war ein Mathematiker, Denker, Philosoph. Er hatte die Revolution durchaus von der theoretischen Seite erfaßt, hielt aber um so unbeugsamer an ihren Principien fest. Auch als Leiter des Militärwesens hat er oft Hirngespinnsten eigensinnig nachgehangen. Aber der sittliche Werth seiner Natur ersetzte Alles. Einen gefährlicheren Gegner hätten gerade in diesem Moment die Verbündeten nicht finden können.*)

*) Der Verfasser ist bei der Schilderung Carnots, wie derjenigen der französischen Kriegsvorbereitungen überhaupt, lediglich Sybel gefolgt.

Auch diese waren freilich im Winter 1793/94 nicht unthätig geblieben. In London wie in Wien wollte man den Krieg mit aller Energie führen, um möglichst bald zu einem günstigen Frieden zu gelangen. Und man fühlte allgemein, daß den außerordentlichen Anstrengungen der Franzosen gegenüber auch ungewöhnliche Anstrengungen der Alliirten gemacht werden mußten.

In England mochte man einsehen, daß man im vergangenen Jahre weniger geleistet hatte, als erwartet werden durfte. Nach der Art der englischen Nation erwachte erst jetzt, wo sie einmal den Kampf gekostet, die volle Energie.

Kaiser Franz war außer sich über Wurmsers Niederlage und wollte die Scharte um jeden Preis wieder auswetzen. „Ich versichere Sie", sagte er zu Lucchesini, „ich habe in diesem Augenblick alle Eifersucht gegen Preußen bei Seite gesetzt; haben wir wieder Ruhe, dann kann Jeder thun, was er will; jetzt aber müssen wir einig sein."*) Wie im Frühjahr 1793 die österreichischen Unterthanen sich herbeigedrängt hatten, um goldene Spangen, Becher mit Ducaten, und was sie sonst an Kostbarkeiten besaßen, auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern**), so wollte jetzt der Kaiser sein Tafelservice in die Münze schicken. Am Reichstag beantragte man Ende Januar zum großen Entsetzen der Preußen und der zu ihnen haltenden Reichsstände die Volksbewaffnung der Grenzgegenden. Die „säumigen und ungehorsamen Reichsstände" wollte man zur Stellung ihrer Contingente aufgefordert und, um diese zu erzwingen, die veraltete Reichsexecutionsordnung verschärft wissen. Ein an den Hofkriegsrath gerichtetes kaiserliches Rescript vom 17. Februar 1794 ordnete die Sendung erheblicher Verstärkungen nach den Niederlanden und dem Rheine an.

Es standen im Frühling 1794 114,000 Mann***) kaiserlicher Truppen in den Niederlanden, 40,000 am Rhein und 40,000 in Italien†), zusammen also 194,000 Mann im Felde, während die preußische

*) J'ai fait un caca, dont je suis honteux, fügte er hinzu. S. Häusser, a. a. O. I, 539.

**) S. Sybel, a. a. O., II, 182.

***) Witzleben, a. a. O., III, 26. Hüffer (Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution, Bonn 1868, S. 63) giebt die Zahl auf 117,000 Mann an.

†) Vivenot, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, I, 39. Wir halten die Zahl in der sonst offenbar an Unrichtigkeiten leidenden Zusammenstellung Vivenots

Armee noch immer nur 40 bis 50,000 Mann betrug. Selbst Cäsar berichtet, daß man alle verfügbaren kaiserlichen Truppen nach den Niederlanden schicke. Als Oesterreich auf das dringende Verlangen der Kaiserin von Rußland den General Harnoncourt in Polen einrücken ließ, standen diesem nur 5000 Mann zu Gebote. Der Mangel an Truppen war so groß, daß Oesterreich nach kurzer Zeit dann selbst dieses Corps zurückziehen und die polnischen Operationen vollständig an Rußland und Preußen überlassen mußte.

Im Frühjahr sollte endlich auch die Reise des Kaisers nach den Niederlanden in's Werk gesetzt werden. Wie man mit Recht hervorgehoben hat, beweist dies schon allein, daß es dem österreichischen Cabinet Ernst war mit der Fortführung des Krieges und der Behauptung der Niederlande. Sybels Einwand, diese Reise verdanke nur einer Laune des Kaisers ihren Ursprung, der sich in seiner Hofburg gelangweilt und nach einer Anregung gesehnt habe, ist zu bezeichnend, als daß wir ihn hier hätten übergehen dürfen.*) Der Plan war aber fast sieben Monate alt, als er nach mannigfachen Anläufen und Verschiebungen zur Ausführung kam. Auch fällt die Art und Weise ganz entscheidend in's Gewicht, wie Thugut sich über das Reiseproject ausspricht: „E. E. wissen", schreibt er am 2. Januar 1794 an Colloredo, „welches stets meine Ansicht über die Reise in die Niederlande war; ich habe dieselbe nicht geändert, und ich werde diese Reise allezeit nicht blos als nützlich, sondern als unumgänglich nothwendig betrachten. Nicht ich bin es gewesen, der da gewünscht hat, daß sie aufgeschoben würde; ich wollte, wir wären schon in Brüssel: die größere Leichtigkeit, uns mit London zu benehmen, wäre unter den gegenwärtigen Umständen sehr vortheilhaft.**)

---

für richtig, ja wir glauben, daß die erheblichen Verstärkungen, welche die italienische Armee im Frühling 1794 erhielt, in derselben noch nicht einbegriffen sind, so daß die Gesammtzahl der vor dem Feinde stehenden Oesterreicher sich auf 200,000 Mann belaufen haben wird.

*) S. Sybel, Ergänzungsheft S. 46. — Eine unbefangene Würdigung von Franzens Charakter muß, dünkt uns, eine solche Annahme absolut ausschließen. Er gehörte nicht zu jenen Naturen, deren geistige Nervosität einer Anregung in so großem Stile bedarf. Man überträgt auch hier das auf Friedrich Wilhelm II Passende auf den letzten römischen Kaiser deutscher Nation.

**) Vivenot, Vertrauliche Briefe ꝛc. I, S. 68.

Mit England wurde man leicht einig: es ward damals durch den Bruder Lord Aucklands, den mit Thugut aber sehr befreundeten Sir Morton Eden in Wien vertreten; der Oesterreich abgeneigte Malmesbury reiste doch über Wien nach Berlin. Auch Rußland trat Oesterreich einen Schritt näher. Mit Sardinien kamen Verhandlungen über einen Allianztractat in Gang. Und von den kleineren deutschen Reichsfürsten durfte man doch wohl hoffen, daß sie, durch das Unglück am Rhein aufgeschreckt, eher mehr als weniger denn im Vorjahr leisten würden. Um so schlimmer aber freilich sah es mit Preußen und mit dessen holländischem Satelliten aus. Holland forderte jetzt von Oesterreich Lillo an der Schelde und das diesem gegenüberliegende Liefkenshoek, wofür der Kaiser sich ebenfalls an Frankreich erholen sollte. Oesterreich konnte natürlich schon aus Rücksicht auf die Stimmung Antwerpens und der Belgier an die Einräumung dieser beiden, die Schelde beherrschenden und für die Sicherheit Antwerpens unentbehrlichen Forts nicht denken. Der Kaiser wies auch diese Forderung auf das Bestimmteste ab. Das Verhältniß zu den Holländern aber wurde nun vollends ein gespanntes.

Ein Einverständniß mit Preußen bestand seit Ende September nicht mehr. Häusser hat ganz Recht, wenn er meint, es würde besser gewesen sein, wenn dasselbe sich fortan wirklich auf die Stellung des Hülfscorps von 20,000 Mann beschränkt hätte, die es Oesterreich nach dem Allianzvertrag vom 7. Februar 1792 nicht versagen konnte.*) Es würde wenigstens Klarheit in die Situation gekommen und das unselige Flickwerk vermieden worden sein, mit dem man sich und andere noch fast ein Jahr lang getäuscht hat. Häusser geht also noch wesentlich über Thuguts Meinung hinaus. Denn wenn dessen geheimer Herzenswunsch auch vielleicht eine Verringerung der Preußen auf die viel besprochenen 20,000 und das Reichscontingent, also etwa auf 33,000

*) „Viel besser", sagt Häusser, „es ließ ein Contingent von 20,000 Mann am Rhein und blieb so mit der Sache des gesammten Deutschlands auch fernerhin verflochten, als daß es, durch britische Subsidien verlockt, noch einmal mit größerer Macht in einen Krieg eintrat, den doch seine einflußreichsten Staatsmänner nicht wollten, seine Finanzen nicht mehr ertrugen. Schlug dieser neue ohne inneren Eifer unternommene Versuch fehl, so gewann die Politik des Friedens um jeden Preis wahrscheinlich bald den Sieg und drängte die Monarchie Friedrichs des Großen in die unheilvollen Bahnen eines Separatfriedens." S. a. a. O. I, 545.

Mann hinaus gekommen wäre, so ist er in seinen Vorschlägen doch niemals so weit gegangen: es scheint, daß er dieß für zu weit gehend hielt.

Im October 1793 hatte Preußen nun erklärt, daß es aus eigenen Kräften den Krieg nicht mehr führen könne. Es forderte dann am 5. November 22 Millionen Thaler Subsidien. Man staunt, daß das Berliner Cabinet gerade Luccheſini nach Wien ſandte, um dieſe Forderung durchzuſetzen. „Ich ſehe mich", erklärte der König, „in der abſoluten Nothwendigkeit, die letzten Reſſourcen meines Staates zu ſchonen und meine Völker nicht durch einen Krieg zu erdrücken, der mich nicht direct betrifft. Die Pflicht verbietet mir, meinen Alliirten in einem dritten Feldzuge dieſelbe Hülfe wie bisher zu leiſten, es ſei denn, daß die verbündeten Mächte mir die Mittel lieferten, ferner Theil zu nehmen."*) Allerdings war es richtig, daß der preußiſche Kriegsſchatz geleert war, und Preußen ſich in einiger Geldverlegenheit befand. War denn aber die Geldverlegenheit Oeſterreichs nicht eine mindeſtens ebenſo große? Schon im Frühling 1793 war die öſterreichiſche Staatskaſſe leer**) und der Staat auf freiwillige Beiträge angewieſen geweſen. Schon im Winter 1793/94 litt die niederländiſche Armee an den weſentlichſten Bedürfniſſen Mangel, und Coburg verlangte dringend nach mehreren Millionen, um nur für das Nothwendigſte ſorgen zu können. Und dann hatte Preußen ſeinen Lohn für den Krieg ja ſchon dahin genommen und in dem Theilungsvertrag, dem jetzt auch Oeſterreich beigetreten war, ſein Ausharren im Kriege verſprochen: die Geldmittel würden ſich ohne Zweifel trotz Allem gefunden haben, wenn man nur ernſtlich gewollt hätte. Für den polniſchen Krieg hat Preußen doch das Geld gehabt; dieſer iſt ziemlich mit den gleichen Kräften wie der rheiniſche unternommen, und man konnte, als Preußen ſeine Subſidienforderung ſtellte, noch nicht ahnen, daß es auch dieſen Krieg zu führen hätte. Warum die Natur des preußiſchen Staats ein Anlehen, wie man behauptete, verboten haben ſollte, iſt nicht einzuſehen. Und welche ungeheuren Geldopfer hat nicht Preußen ſpäter in der napoleoniſchen Zeit aufzubringen gehabt!

Es läßt ſich leicht denken, in welche Entrüſtung der Wiener Hof gerieth. In der Handlungsweiſe der Preußen ſah man dort längſt den Grund alles Unglücks. Auf Schritt und Tritt war man durch den

*) Häuſſer a. a. O. I, 536.

**) S. Sybel, a. a. O. II, 182.

preußischen Alliirten gehemmt worden. Dieser hatte sich im voraus durch eine große polnische Erwerbung für Alles bezahlt gemacht, während Oesterreich leer ausgegangen war. Und nun sollte Oesterreich in Zukunft diesen Alliirten, dessen Hülfe schon ohne das theuer genug zu stehen kam, auch noch gar besolden: Dieses könne sein Geld besser verwenden, sagte man. Es bedürfe desselben wahrlich selbst für den Krieg. Man dürfe dem beschwerlichen Rivalen keinen Proviant zuführen, um selbst in Folge dessen zu darben. Die Verewigung eines Princips, nachdem Preußen bei jedem Krieg eine besondere Bezahlung sichergestellt zu sehen verlangte, hielt man für bedenklicher als je. Viele meinten, es sei doch wieder auf eine neue Landerwerbung abgesehen. Thugut war natürlich auch jetzt der Ansicht, daß man mit Preußen nur auskommen könne, wenn man ihm Festigkeit und Consequenz entgegensetze. Die politische Lage werde dasselbe schon von selbst nöthigen, sich nicht ganz aus dem Kriege zurückzuziehen. Er lehnte das preußische Begehren auf das Bestimmteste ab. Wenn der Kaiser sich selbst und seinen ganzen Hof verpfände, so könne derselbe doch die verlangte Summe nicht schaffen.

In Rußland sah man die Sache nicht anders an. Die Kaiserin Katharina, der ein schwankendes und unkräftiges Benehmen stets zuwider war, hatte schon die Wendung der preußischen Politik im September 1793 mit Unwillen erfüllt. Sie verlangte jetzt auf Grund des zweiten Theilungsvertrages, daß Preußen im Kriege ausharren sollte. Das Auftreten der russischen Minister war so entschieden, daß sich Goltz zu der Aeußerung hinreißen ließ, die preußischen Soldaten kämpften nur par honneur gegen die Franzosen. Auch Malmesbury stand Anfangs auf dem Standpunkte der Russen und verlangte eine Truppenhülfe Preußens kraft der von diesem zur Zeit des holländischen Krieges mit den Seemächten abgeschlossenen Verträge. Bald aber trat er doch den preußischen Anschauungen näher. Wie die englische Diplomatie den Weg zu einer österreichisch-preußischen Allianz gebahnt hatte, so wollte sie dieselbe mit der ihr eigenen Zähigkeit auch noch zu einer Zeit am Leben erhalten, wo es sich doch eigentlich nur um einen Galvanisirungsversuch handeln konnte. Statt der 22 Millionen Thaler schlug Malmesbury vor, Preußen 2 Millionen Pfund (etwa 13 Millionen Thaler) zu gewähren. England sollte davon zwei Fünftel, Holland, Oesterreich und Preußen je ein Fünftel tragen. Preußen sollte dafür mit 100,000 Mann im nächstjährigen Feldzug erscheinen.

Die Lage des Berliner Cabinets war inzwischen eine schwierige geworden. Von allen Seiten machte man ihm Vorwürfe. „Jetzt erst strafte sich die scheue Unentschlossenheit von 1792, die diplomatisirende Halbheit von 1793.“*) Man verhehlte sich in Berlin nicht ganz die Gefahren, die auch für Preußen daraus hervorgehen konnten, wenn sein Abfall den vollständigen Sieg der Franzosen zur Folge hatte. Man hatte andererseits doch auch wieder wenig Lust, sich auf die Stellung der Oesterreich geschuldeten 20,000 Mann zu beschränken, weil man diesen gegenüber dadurch in eine zu inferieure Lage versetzt, und des entscheidenden Einflusses auf die Kriegsoperationen beraubt worden wäre. Und noch immer war etwas in dem König von jener Herzensstimmung übrig, die ihn einst beseelt hatte, als er in den Kampf nach Frankreich gezogen war. Er ging auf die Vorschläge Englands ein.

Aber diese scheiterten an Oesterreich. Es handelte sich jetzt noch um etwa 4 Millionen Gulden, die dasselbe bezahlen sollte: eine immerhin namhafte Summe, wenn man sich einerseits den großen Unterschied zwischen dem damaligen und heutigen Geldwerth vor Augen hält, und andererseits erwägt, wie sich die Kriegführung seit jener Zeit in einer Weise vertheuert hat, die dem Sinken des Geldwerthes keineswegs entspricht. Mit ein paar Millionen konnte man damals für ein Heer schon viel beschaffen. Wir wissen, wie Thugut Geldsachen zu behandeln pflegte. Wichtiger aber war für ihn hier das Princip. Er meinte nach den Erfahrungen des vergangenen Feldzugs, daß ein kleines Truppencorps, welches von der österreichischen Heeresleitung abhängiger wäre, mehr leisten würde als eine größere preußische Armee mit selbstständigem Oberbefehle: wenn er im Vorjahre die österreichischen und preußischen Truppen möglichst hatte trennen wollen, so war hieran natürlich nur die Besorgniß Schuld gewesen, daß der preußische Oberbefehl die österreichischen Bewegungen hemmen könnte, während es sich jetzt um das entgegengesetzte Verhältniß gehandelt haben würde. Die Verhandlungen zogen sich den ganzen Winter hin und her und trugen den unerquicklichsten Stempel. Daneben fand eine gesonderte Verhandlung zwischen Preußen und dem Reiche statt, bei der das Erstere noch ganz andere Pläne verfolgte, die vielleicht mehr als Alles die Thugut'sche Auffassung zu rechtfertigen geeignet waren. Das Reich sollte sich vom 1. Februar an zur Unterhaltung der preußischen Truppen verpflichten.

*) Häusser, a. a. O. I, 536.

Die sogenannten vorderen Reichskreise sollten einstweilen die Naturalverpflegung übernehmen. Die Idee war, daß die preußische Armee officiell mit dem Schutze der Reichsinteressen betraut und sozusagen als Reichsarmee hingestellt werden sollte. Man nahm keinen Anstoß daran, daß die preußischen Truppen dadurch in die Dienste des Reiches getreten wären. So sei es von Alters her gewesen, daß Preußen ein über seine Kräfte hinausgehendes Heer zum Schutze des Reiches stelle und dafür Vergütungen empfange. Das, was Oesterreich wollte: die Vermehrung der Reichscontingente, die Aufstellung einer gesonderten Reichsarmee und vor Allem die Volksbewaffnung hoffte man auf diesem Wege überflüssig zu machen; und die kaiserlichen Truppen wären dadurch jedenfalls in den Hintergrund gedrängt worden. Der Kaiser trat dieser preußischen Forderung trotzdem nicht entgegen. Die Verpflegung der österreichischen Truppen sollte einstweilen derjenigen der preußischen nachstehen. Preußen wandte sich nun direct an die vorderen Reichskreise. Hardenberg, der bei dieser Gelegenheit seine diplomatischen Sporen verdiente, bereiste dieselben, um die einzelnen Stände für die preußischen Forderungen zu gewinnen. Die Aufnahme, welche er fand, blieb im Allgemeinen doch auch hier hinter den Erwartungen zurück. Schließlich mußte man trotz Allem die Sache an den Reichstag bringen; und dieser hat dann später unter Zustimmung des nur von eigenen Leistungen verschont bleiben wollenden Oesterreichs, aber unter dem heftigen Widerspruch von Hannover, Bamberg, Würzburg, Salzburg und Württemberg ein preußisches Corps von 20,000 Mann*) in Sold zu nehmen beschlossen. Zu der Zeit, in der wir jetzt stehen, war man so weit aber noch lange nicht gekommen und es schien damals, daß man auch hier nicht zu seinem Zwecke gelangen werde.

Auf die Weigerung des Wiener Cabinets in der englisch-österreichischen Subsidienfrage verfügte deßhalb der König durch Cabinetsschreiben vom 11. März den Rückmarsch der preußischen Armee nach Köln und von da nach Westfalen. Nur die Oesterreich geschuldeten 20,000 Mann — die preußische Geschichtschreibung bezeichnet sie stets als das preußische Reichscontingent — sollten bei Mainz stehen bleiben. Sofort jedoch zeigten sich die großen Bedenken des Schritts, den man zu begehen im Begriff stand. Möllendorf erklärte dem österreichischen

*) So verstehen wir wenigstens die Sache, obwohl in dem Conclusum von den preußischen Truppen am Rhein schlechtweg die Rede gewesen zu sein scheint. Sein Reichscontingent mußte Preußen jedenfalls außerdem stellen.

General Fischer, er sei mit dieser Maßregel nicht einverstanden. Hardenberg sah in der Abberufung das größte Unglück für Preußen. In der That hätte es seine Stellung im Reiche verscherzt, wenn es die größere Hälfte seiner Truppen zurückgezogen hätte: selbst für den Schutz der fränkischen Markgrafschaften waren sie unentbehrlich. Der König erhielt auch Zuschriften, in denen er beschworen wurde, seine Truppen am Rhein zu lassen: er sei im vorigen Jahre der Retter des Vaterlandes gewesen. Friedrich Wilhelm ließ darauf durch Manstein den in Berlin nicht mehr anwesenden Haugwitz auf die Gefahren der Lage aufmerksam machen. Dieser hielt sich in Folge dessen für berechtigt, am 31. März den Rückmarsch zu sistiren; die preußischen Truppen sollten einstweilen in ihren Standquartieren verbleiben. Der König hat dann die Sistirung des Rückmarsches gebilligt.

Bereits war aber wieder ein ganz anderer Plan aufgetaucht.

Unter den Gutachten, welche der König von seinen Ministern eingefordert hatte, meinte das von Haugwitz, man solle gegen eine angemessene Subsidie den Seemächten 50,000 Mann bei Wesel zur Verfügung stellen. Diese Armee solle Holland und Westfalen vertheidigen und vielleicht auch auf den Krieg in Belgien entscheidend einwirken.*) Der König ergriff diesen Gedanken mit gewohnter Lebhaftigkeit. Er sprach Malmesbury wiederholt seinen Wunsch aus, das Commando in Belgien persönlich zu übernehmen. In diesem Sinne wurde fortan mit dem Lord verhandelt.

Solche Pläne hingen nun allerdings mit der Abberufung der preußischen Truppen vom Mittelrhein zusammen und waren ohne diese schwerlich durchführbar. Dennoch ergriff der König mit Freuden den sich ihm eröffnenden Ausweg. Friedrich Wilhelm freute sich, daß der Krieg überhaupt fortgesetzt werden sollte; seine Räthe aber gedachten Oesterreich und das Reich zugleich dadurch zu strafen, daß man den Schwerpunkt der preußischen Politik wieder in die Allianz mit den Seemächten verlegte. Malmesbury ging auf den Vorschlag ein. Die Verhandlungen wurden, um sie dem Einfluß der preußischen Friedenspartei zu entziehen, nach dem Haag verlegt und Haugwitz dorthin abgeschickt. Im Haag ist dann am 19. April der vielberufene Subsidienvertrag mit den Seemächten zu Stande gekommen. Die Seemächte versprachen vom 1. April an monatlich 50,000 Pfund und außerdem 300,000 Pfund

*) Sybel, a. a. O. III, S. 50.

für die Ausrüstung und 100,000 bei dem Rückmarsch. Die preußische Armee sollte dagegen in einer Stärke von 62,400 Mann nach einem militärischen Einverständniß zwischen England, Preußen und den Generalstaaten dort verwendet werden, „wo es den Interessen der Seemächte am Angemessensten erscheine.“*) Dieser etwas dunkele Ausdruck konnte im Grunde doch keinen anderen Sinn haben als den, daß die preußischen Truppen in den Niederlanden verwandt werden sollten. Denn ihre dortige Verwendung entsprach, wie jedes Kind einsehen konnte, den Interessen der Seemächte am Besten. Haugwitz hatte aber ein diplomatisches Meisterstück zu machen geglaubt, als er diesen Ausdruck an Stelle der bestimmten Verpflichtung eines Abmarsches nach Belgien schob. Ihm war es nur darum zu thun, Geld von den Engländern zu erhalten und er machte sich mit der ihm eigenen Unklarheit wenig Gedanken über das Weitere. Viel Ueberlegung hätte aber eigentlich nicht dazu gehört, um zu erkennen, daß das Haugwitz'sche Machwerk auch diesmal wieder an Unwahrheiten und inneren Widersprüchen in ungewöhnlichem Maße krankte. Die preußischen Truppen wurden von den Seemächten in Sold genommen. Sie blieben auf dem Kriegsschauplatze. Der Haager Vertrag hat aber nur Illusionen geschaffen, einen innerlich zur Unwahrheit gewordenen Zustand noch um eine Campagne verlängert und schließlich auf allen Seiten zur Verbitterung geführt.

Wie Ranke ganz richtig ausführt, lag aber in dem Haager Tractat auch schon eine Abwendung von Deutschland, wie denn die Eröffnung der zu demselben führenden entscheidenden Verhandlungen mit der Abberufungsordre zusammenfällt. Wie sich die Operation am Niederrhein und in Belgien zu der den Preußen am Mittel- und Oberrhein zufallenden Aufgabe verhalten sollte, ward in dem Vertrage nirgends gesagt. Haugwitz meinte, daß sich Beides wohl werde vereinigen lassen. Es war ja doch immerhin auch möglich, daß Möllendorf seine Stellung am Oberrhein behaupten konnte, und daß es genügte, wenn er von dort gegen die Maas und Köln zu operirte. Nur soviel wurde bestimmt, daß die Oesterreich geschuldeten 20,000 Mann nicht in den, nach dem neuen Vertrag für die Seemächte zu stellenden 62,400 mit einbegriffen sein und daß die vom Reich begehrte Verpflegung für Preußen vorbehalten bleiben sollte.

*) Häusser, a. a. O. I, 555.

Gerade im Haag war es gewesen, wo Haugwitz, als er im Begriff stand, die Verhandlungen zu eröffnen, Möllendorf jenen Sistirungsbefehl zugehen ließ; und er hat ihm dann nach dem Abschluß der Convention die Ordre, sich in seinen bisherigen Positionen zu halten, wiederholt. Der König hatte auch dies gebilligt, dann aber doch wieder sich dahin erklärt, daß man sich auch einer Cooperation mit den Seemächten fügen müsse. Wir sehen, wie Alles in der Schwebe bleibt. Für die Vereinbarung eines Kriegsplanes zwischen Oesterreich und Preußen war unter diesen Umständen natürlich nichts geschehen, als es endlich zum Schlagen kommen sollte. Und doch sollte dieser Kriegsplan eine noch viel größere Rolle spielen als der aus der zweiten Hälfte des vorhergehenden Jahres.

Im Grunde hatte sich schon fast 4 Monate lang Alles um denselben gedreht. Schon am 19. December hatte Coburg die Vorschläge für den neuen Feldzug dem Kaiser übersandt. Paris ward darin als das schließliche Ziel aller Operationen bezeichnet. Wir dürfen wohl annehmen, daß Coburgs Vorschläge von Mack influencirt waren, der diesem seine Ansichten über die nächste Campagne gleich im Herbst in einer Denkschrift unterbreitet hatte. Es bedürfe, meinte der Feldmarschall, vorerst einer Armee von insgesammt 289,000 Mann. Der Offensivstoß sollte mit einer 100,000 Mann starken Truppenmasse von den Niederlanden aus, und zwar zunächst in der Richtung von Le Quesnoy, gegen Landrecies und Cambray geführt werden. Das Resultat, welches das Coburg'sche Hauptquartier durch alle diese großen Anstrengungen im nächsten Feldzug erreichen wollte, war aber doch ein verhältnißmäßig höchst unbedeutendes. Man sollte die für die Sicherstellung der Operationen wichtigen Festungen erobern und etwa bis zur Somme vordringen, von wo man dann im folgenden Jahre gegen Paris marschiren könne. 85,000 M. aber sollten theils in Flandern, theils an der Maas und Sambre die Grenze decken. 104,000 endlich sollten eine Defensivstellung in den Rheingegenden einnehmen. Der mit diesem Plan abgesandte Oberst Froon sollte dem Kaiser die Nothwendigkeit darthun, die niederländische Armee durch 30,000 Mann des Wurmser'schen Corps zu verstärken. Man müsse eben den Absichten auf den Elsaß entsagen, um in den Niederlanden den Hauptschlag führen zu können. Was die Preußen betraf, so setzte Coburg voraus, daß dieselben auch die Verbindungsstrecke von Luxemburg bis an die Mosel übernehmen würden. In Wien war man damit einverstanden, daß Paris das Ziel sein müsse,

und daß der Hauptstoß von den Niederlanden aus zu führen sei."*) Auch in Wien betonte man die energische Kriegführung ganz in derselben Weise. Auch hier war man aber trotz alles Kriegseifers gleichermaßen in dem Gedanken befangen, daß vorerst die dreifache Festungsreihe in der Breite von etwa 40 Meilen überwältigt sein müsse, ehe man wirklich an das letzte Ziel gehen könne, und daß dessen Erreichung also doch auf den zweitnächsten Feldzug zu verschieben sei. Von den 30,000 Mann des Wurmser'schen Corps ist in der Antwort nicht die Rede: man fürchtete bei deren Abberufung in Süddeutschland das Heft aus den Händen zu geben. Inzwischen entschloß sich der Kaiser, Hohenlohe seines Postens zu entheben und Mack wieder mit den Geschäften des Generalquartiermeisters zu betrauen.**) Thugut sowohl als Rollin waren dagegen. Aber die niederländische Armee verlangte mit Ungestüm diesen Rollenwechsel und erwartete Mack nach dem Ausdruck eines Officiers wie einen Messias: eine Stimmung, welche durch den verhältnißmäßig ungünstigen Verlauf der zweiten Hälfte des Feldzugs von 1793 eine gewisse Berechtigung erhielt. Dieser eine Mack, so hieß es, sei so viel werth als 60,000 Mann. Lacy's Befürwortung dürfte den Ausschlag gegeben haben. Schon im Januar reiste der jetzt zum General ernannte Mack nach den Niederlanden ab. Er sollte dort in mündlichen Besprechungen den Kriegsplan feststellen und sich dann nach London hinüber begeben, um auch mit den Engländern die nöthigen Verabredungen zu treffen.

Carl Mack Freiherr von Leiberich war ein geborener Franke von niederer Herkunft. Er war ein Mann von Talent, aber von jener Unruhe durchdrungen, die Emporkömmlinge namentlich in der österreichischen Armee so häufig ausgezeichnet hat. Seine Anschauungen waren durchaus die jener Aufklärungsperiode der 70er und 80er Jahre, die so viel zum Siege des revolutionären Frankreichs beigetragen hat. Das Wort „von Grund aus reorganisiren" führte er beständig im Munde, pflegte dann aber doch nicht viel weiter zu kommen, als etwa zu einer Aenderung in der Uniformirung. Es gab keinen Theil der Armeeverwaltung, über den er sich nicht die Finger wund geschrieben hat. Unzählige Denkschriften existiren von ihm. Rasch war er mit einem Plan fertig und glaubte stets an dessen Unfehlbarkeit. Allezeit blieb er der Theoretiker und doch entbehrten seine Gedanken durchaus der Tiefe.

*) Aus dem kaiserlichen Handschreiben an Coburg bei Witzleben, a. a. O. III, S. 57.

**) Den Titel „Generalquartiermeister" erhielt er auch diesmal nicht.

Seine Kaltblütigkeit verlor er nur allzuleicht. Wie es bei Männern seines Schlages wohl zu gehen pflegt, machte ihn die geringste Zufälligkeit so nervös, daß er zu vernünftigen Entschlüssen ganz unfähig ward. Dabei besaß er jene geriebene Pfiffigkeit, der man nicht selten in Oesterreich begegnet, und jene Routine, die sich auch mit bedenklichen Dingen abzufinden weiß, und nur zu leicht zur Intrigue führt. Gentz nennt ihn einen schwachen, weinerlichen, fast niederträchtigen Character, eine Seele ohne wahre Energie, einen Kopf voll schiefer und halber Gedanken, durch alte revolutionäre Tendenzen verzerrt und verschraubt.*) Wir würden ihn heutzutage einen „Streber" genannt haben. Er war ein rechtes Prototyp dessen, was der Humor der österreichischen Armee noch in so viel späterer Zeit in seinen Generalstäblern, den sog. „Kibitzen" geißelte.**) Früher hatte er Laudon besonders nahe gestanden. Seit den Türkenkriegen war er durch Lacy's Einfluß zu Ansehen gekommen, obwohl er auch später nicht immer zu ihm hielt. Lacy's Verwendung hatte er es wohl zu verdanken, daß er seiner Zeit dem Erzherzog Karl Vorträge in den Militärwissenschaften zu halten beauftragt wurde.

Ein Gegensatz gegen die Revolution lebte in Mack in keiner Weise, er fühlte sich ihr im Gegentheil verwandt, überschätzte deßhalb ihre Hülfsmittel und sehnte sich nach einem Abkommen mit derselben. Es paßte trefflich zu seiner ganzen Persönlichkeit, daß er das Haupt der Preußenfreunde im Lager war. Auch hier begegnete er sich mit Lacy, auch hier machte er sich zu dessen Werkzeug. Wenn man, schreibt Thugut in einem Briefe vom 7. Januar 1794, Lacy zum Oberbefehlshaber mache, so werde bald ein neues System der Abhängigkeit von Preußen

---

*) Siehe Perthes, a. a. O., S. 296. Den Ausdruck „fast niederträchtig" halten wir ebensowohl für zu stark als das militärische Lob Gentzens für übertrieben. Dieser hatte 1805 Hoffnungen in ihn gesetzt und war nun ungerecht gegen ihn, während er doch andererseits seine Hoffnungen rechtfertigen sollte. Eine Wahrheit liegt aber doch in Allem, was er über Mack sagt; und selbst zu der Zeit, wo er noch voll seines Lobes ist, schrieb er: „er sei kein großer Mann, wie viele irrig glaubten." Witzlebens ziemlich günstiges Urtheil über Mack hat uns nicht überzeugen können, wenn es auch am Tage liegt, daß man ihm seit 1805 Unrecht gethan hat und meist noch thut.

**) Wir folgen in Mack's Characterschilderung Vivenot (siehe Rastatter Congreß Einleitung S. XXIX ff.) weil uns die Darstellung des Oesterreichers mit den historischen Thatsachen zu stimmen, und dabei aus dem Leben gegriffen zu sein scheint.

entstehen, „die größer als jemals sein würde.“*) Aber es ist nur zu klar, daß die Art, wie Mack die Dinge behandelte, zu demselben Resultate führen mußte.

Sofort brachte er in den Niederlanden Alles in Gährung. Er kam mit einem neuen Plan, dessen positive Grundlinien sich von Coburgs Vorschlägen nicht weit unterschieden, der aber in dem Verlangen, mit rechter Energie aufzutreten, zu wahrhaft abenteuerlichen Anforderungen gelangte. Die dermalige Stärke der gesammten niederländisch-deutschen Armee nahm Mack zu 270,000 Mann an. England sollte 20,000, Holland 10,000, Sachsen und Pfalzbayern zusammen 10,000, Oesterreich und Preußen 30,000 Mann Verstärkung schicken. Auf diese Weise sollte eine Armee von 340,000 Mann statt der von Coburg begehrten 289,000, von dem italienischen Kriegsschauplatz abgesehen, zusammen gebracht werden. Lauter unmögliche Dinge, wobei es vollends unbegreiflich ist, wie der in allen Kreisen der Residenz so bekannte und mit den Verhältnissen so vertraute Mack sie in's Auge fassen konnte. Und das Resultat von all diesen gigantischen Vorbereitungen sollte dann doch auch nur ein Krieg sein, der über den 40 Meilen breiten Festungsgürtel nicht hinauskam.

Es ist nicht bekannt, was die alten Praktiker des Lagers zu diesen Entwürfen sagten. Man wird sich Mack's Ideen, da er von den Truppen keine größere Anstrengung verlangte, lächelnd haben gefallen lassen und gehofft haben, daß der so einflußreicher Verbindungen sich erfreuende Mann darin doch nicht ganz fehlgehen könne. Man trennte sich in der besten Stimmung. Der Herzog von York und der Erbprinz von Oranien wurden durch Macks Beredsamkeit erwärmt und reisten sofort nach London und dem Haag, um ihre Regierungen für seine Forderungen zu gewinnen. Darauf ging auch Mack selbst nach London. Er verhinderte hier, daß der Herzog von York, wie eine große Partei, der sich auch Pitt zuneigte, wollte, durch einen fähigeren General ersetzt wurde. Man ließ ihm seine Stelle unter der Bedingung, daß er ein Commando in der Nähe der Hauptarmee erhalten und daß sein Corps zu einem noch erheblicheren Theile als bisher durch kaiserliche Truppen gebildet werden sollte. Der Kaiser, so erklärte Mack, werde um allen Eifersüchteleien ein Ende zu machen, persönlich die Führung der Armee übernehmen. Man hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden. Aber

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe ꝛc. I, S. 70.

Macks Vorschlag, dem Erzherzog Karl im Falle der Verhinderung des Kaisers den Oberbefehl zu übergeben — er scheint mit demselben ohne jede Autorisation hervorgetreten zu sein — fand bei den Engländern doch keinen Anklang: wahrscheinlich weil der Herzog von York hinter dem jungen Erzherzog nicht zurückstehen sollte. Ueber die Leistungen Englands einigte man sich leicht. Ende März sollten 10,000 Mann — zur Hälfte Engländer, zur Hälfte Hannoveraner — auf dem Kriegsschauplatz eintreffen. Im Mai sollte dann das englische Hülfscorps durch nationalenglische Truppen und 3000 Braunschweiger auf mindestens 40,000 Mann completirt werden. Etwa 20,000 unter General Moira, die eigentlich für eine Expedition nach der Vendée bestimmt gewesen waren, sollten noch außerdem in den Niederlanden eintreffen. Auf Sachsen und Pfalzbayern wollte man im gewünschten Sinne einwirken. Da der König von Preußen bei seiner Weigerung, ohne Subsidien am Kriege in der bisherigen Weise Theil zu nehmen, beharre, und auch ein Brief der Kaiserin von Rußland in dieser Beziehung ohne Erfolg geblieben sei, so wolle England das hiefür nothwendige Geldopfer bringen. Man könne mit moralischer Gewißheit auf das Verbleiben der preußischen Armee rechnen. Sehr befriedigt verließ Mack London. Der König schenkte ihm einen mit Brillanten besetzten Degen, den man auf 80,000 fl. schätzte. Es mußte sich nun zeigen, ob der Erfolg den Erwartungen entsprach. Für die Art, wie Mack die Geschäfte behandelt hatte, sprach es nicht, daß er mit den Engländern auch übereingekommen war, zu versuchen, ob es vielleicht gelänge, 5—6000 Mann Münsterscher Truppen gegen englischen Sold von dem Kurfürsten von Köln zu erhalten. Dieser, der den Winter über in Wien gewesen war, und mit dessen Intentionen Mack nicht hätte unbekannt sein sollen, warf den Gedanken weit weg, und der Kaiser bezeichnete denselben als nicht wohl begreiflich: die kurkölnischen und münsterschen Contingente standen eben schon bei der Reichsarmee.

Nach dem Festlande zurückgekehrt, wollte Mack seine diplomatischen Talente nun auch den Preußen gegenüber versuchen. Er begab sich nach Trier und hoffte dort Instructionen von Wien für eine Zusammenkunft mit Möllendorf vorzufinden. Da keine solchen dort eingetroffen waren, übertrug er die Unterhandlungen mit Möllendorf dem kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant Grafen Wartensleben, dessen Adjutanten er zu sich nach Trier beschieden hatte. In der dem Adjutanten übergebenen Denkschrift wurde Möllendorf vorgestellt, daß die niederländische

Armee, der Vermehrung der feindlichen Truppenmassen entsprechend, um 100,000 Mann verstärkt werden müsse; 30 Bataillone und 26 Schwadronen, und außerdem jenes bei Trier stehende Blankenstein'sche Corps sollten zu diesem Zweck vom Rhein herangezogen werden, und wenn möglich noch 12—15,000 Mann aus den Erblanden nachrücken. Das preußische Heer wurde nach den Mack in London zu Theil gewordenen Mittheilungen einschließlich der Sachsen zu 90,000 Mann angenommen. Möllendorf sollte, wie im Vorjahr von den Preußen versprochen worden war, den Trierer Posten übernehmen und nach und nach auf 40—50,000 verstärken, um dadurch Thionville und Saarlouis zu bedrohen. Wir sehen, Macks Plan ist auch hier in allen wesentlichen Punkten derselbe wie der, mit dem sich Coburg im December getragen hatte. Ja im gewissen Sinne kommt er auf dessen vorjährigen Plan hinaus. Aber Möllendorf war nicht Braunschweig und hielt sich vor Allem an Macks gänzlich irrige Annahme hinsichtlich der preußischen Truppenstärke. Am 4. März antwortete er auf die durch Wartensleben an ihn gelangte Denkschrift, seine Armee betrage einige 40,000 Mann. Er könne deßhalb den Posten bei Trier nicht übernehmen, noch viel weniger aber dort ein 50,000 Mann starkes Corps aufstellen.

Macks Versuch, sich mit den Preußen zu verständigen, war vollständig mißglückt und von Wien erhielt er wieder eine Nase über seine unmotivirte Handlungsweise. Der Umstand, meinte man dort mit Recht, daß er in Trier keine Instructionen vorgefunden, hätte ihm zeigen sollen, daß seine auf eigene Hand eingeleitete Verhandlung mit Möllendorf und eine anderweitige Disposition über die am Rhein stehenden kaiserlichen Truppen nicht in den Intentionen des Wiener Cabinets liege. In den Kreisen des Hauptquartiers war man hierdurch schon verstimmt, als plötzlich daselbst die Nachricht eintraf, Möllendorf habe den Befehl erhalten, unter Zurücklassung der Oesterreich geschuldeten 20,000 Mann seine Armee vom Rhein zurückzuziehen. Man gerieth darob in die größte Bestürzung. Der Erzherzog Karl wurde sofort von Brüssel zu einer Zusammenkunft nach Ath herbeibeschieden. Der Kaiser, hieß es, müsse das von ihm verlangte Geldopfer bringen, um die preußische Armee am Rhein festzuhalten. Alles sei verloren, wenn die Preußen abmarschirten. Es lag in der Eigenthümlichkeit des Erzherzogs, daß er vor dem Beginn eines Feldzugs die Sachlage stets pessimistisch betrachtete. Man bewog ihn, sich ohne Urlaub spornstreichs nach Wien zu begeben, um seinen kaiserlichen Bruder auf andere Gedanken zu

bringen. Der junge Prinz war zu Allem erbötig. Er reiste mit Courier-geschwindigkeit und war schon nach 6 Tagen in Wien. Man kann sich denken, welches Aufsehen seine Ankunft dort erregte und wie unbequem sie den leitenden Persönlichkeiten sein mußte. Der Kaiser war erschrocken und glaubte im ersten Augenblick, es hätte sich ein schweres Unglück zugetragen. Thugut hat dem Erzherzog diese Courierreise nie vergessen. Sie ist der ursprüngliche Grund aller späteren Mißhelligkeiten zwischen Beiden gewesen, und muß schon deßhalb als verhängnißvoll bezeichnet werden. Erreicht hat der Erzherzog natürlich nichts.

Der Kaiser trat wenige Tage nach dessen Ankunft in Begleitung des Bruders seine Reise nach den Niederlanden an. Coburg, der um seinen Abschied gebeten hatte, erhielt auf seine Eingaben keinen eigentlichen Entscheid, sondern nur ein kurzes aus Straubing datirtes Billet, des Inhalts, daß der Kaiser am 9. April in Brüssel eintreffen und sich dann mündlich mit ihm über seine Vorschläge benehmen werde. Man wollte ihm das Commando unter dem Oberbefehl des Kaisers lassen, weil man ihn nicht zu ersetzen wußte. Die auf allen Seiten entstandene Verstimmung war aber nicht wieder gut zu machen. Vor Allem war es verhängnißvoll, daß die preußische Richtung sich in einem Augenblicke im Hauptquartier wieder von Neuem festsetzte, wo sich das Wiener Cabinet keine Illusionen mehr machen konnte, daß ein thatkräftiges Einschreiten Preußens nicht mehr zu erlangen sei. Die Thugut'sche Politik begegnete jetzt einer geschlossenen Fronde im Lager, die den Erzherzog Karl gewonnen hatte und durch diesen Verbindungen mit der Erzherzogin Marie Christine, dem Herzog Albrecht und dem Kurfürsten von Köln unterhielt. Die Preußenfreunde sagten ganz unverhohlen, der Kaiser werde im Lager schon zu einer Aenderung seiner Politik genöthigt werden. Wie sie es trieben, geht daraus hervor, daß Coburg zwei Briefe des Kaisers an Lacy sandte, durch den sie dann in die Hände des Monarchen zurückgelangten.

Am 7. April traf der Kaiser in Begleitung seiner Brüder Karl und Joseph in Valenciennes ein, wo ihm Coburg einen glänzenden Empfang bereitete. Thugut folgte ihm auf dem Fuße. Der Monarch übernahm den Oberbefehl über die verbündeten Armeen. Diese bestanden außer den 114,000 Kaiserlichen: 1. aus 11,000 Engländern und 23,000 Mann englischer Soldtruppen (11,133 Hannoveraner, 8828 Hessen-Kasseler, 2454 Hessen-Darmstädter, 515 Badenser), 2. aus 16,000 Mann Holländern. Letztere sowohl als die von England gestellten Truppen

blieben um je 6000 Mann hinter dem zurück, was ganz abgesehen von dem Moira'schen Corps versprochen war. Dieses selbst war noch nicht gelandet, traf auch nur zum kleinen Theil in den Niederlanden ein und hat an den Operationen nur einen sehr geringen Antheil genommen. Die Stärke der gesammten niederländischen Armee betrug im April 164,000 Mann. Als die Truppen des Generals Moira erschienen, wird die Zahl sich nur wenig erhöht haben, da die Verbündeten inzwischen auch schon Verluste erlitten hatten.*) Für die Besatzungen von Luxemburg, Namur und der vier französischen Festungen wurden 17,000 Mann erfordert, so daß zu dem Kampf im freien Felde etwa 150,000 übrig blieben: ihnen standen nach Abzug der Besatzungen 183,000 Franzosen gegenüber, die von Pichegru befehligt wurden, denen es aber trotz Carnot's Bemühungen doch noch immer an wirklicher Kriegstüchtigkeit zum großen Theile gebrach.

Rechnen wir die Präsenzstärke der am Rhein stehenden Truppen auf etwa 120,000 Mann, so erhalten wir für den deutsch-niederländischen Kriegsschauplatz eine Gesammtstärke von 284,000 Mann. Es blieb dies hinter den von Coburg ursprünglich geforderten 289,000 nur um 5000 Mann zurück. Und wenn man bedenkt, daß an den Truppen der Seemächte doch allermindestens 12,000 Mann fehlten, so wird man Oesterreich schwerlich vorwerfen können, daß es hinsichtlich der Truppenstellungen nicht das Seinige geleistet habe. In Italien standen, wie gesagt, etwa 40,000 Kaiserliche, so daß sich die italienische Armee, wenn man die sardinische auch nur zu 16,000 Mann annimmt, auf über 56,000 Mann**), die Gesammtheit der von Deutschland, Italien und den Niederlanden aus gegen Frankreich in Bewegung gesetzten Trupppen auf über 340,000 berechnet.

Am 16. April hielt Kaiser Franz eine Parade über das 67,000 Mann starke Centrum der niederländischen Armee ab. „Es war prachtvolles Sommerwetter, die Truppen in Putz und Glanz, bei den Soldaten ein ununterbrochener Jubel, daß es nach den lästigen und engen Winterquartieren jetzt ernstlich an den Feind gehe. Der Kaiser athmete mit vollen Zügen die frische Kriegsluft ein und schien erregt, aus

*) Wir wollen hier anmerken, daß sich unter den Moria'schen Truppen noch über 3000 Hessen-Kasseler befanden. Deren Gesammtzahl stieg dadurch auf 12,000 Mann.

**) Nach Sybel a. a. O. III, 84 betrug allerdings die kaiserliche Armee in Italien nur etwa 20,000, die gesammten Streitkräfte in Italien 45,000 Mann.

sich herausgehend, allen Zweifeln entrissen, wie nie in seinem Leben."*) Am 17. ging das Centrum in 8 Colonnen zum Angriffe vor, während Clerfayt auf dem rechten Flügel in Flandern, die Generale Kaunitz**) und Beaulieu an der Sambre und in Luxemburg operirten. Das französische Centrum ward zersprengt: die Abtheilung des Herzogs von York warf den Feind in glänzender Attaque bis nach Guise an der Oise zurück. Am 18. schloß man Landrecies ein. Am 21. und 22. erlitten die wieder heranziehenden Franzosen schmähliche Niederlagen. Am 24. führte das Husaren-Regiment Esterhazy eine glänzende Waffenthat aus, wobei es eine zum Entsatze heranrückende Heeresabtheilung vollständig über den Haufen warf und ihr einen Verlust von 1700 Todten und Verwundeten beibrachte.

Es half nichts, daß der in Flandern beschäftigte Pichegru 10,000 Mann der Festung Landrecies zu Hülfe schickte. Am 26. kam es bei Cateau zu einem entscheidenden Kampfe. Die Franzosen verfügten hier jetzt über 105,000 Mann. Auf dem östlichen Ufer der Sambre kämpfte Ferrand mit 45,000 M. gegen 30,000 Oesterreicher. Anfangs glücklich, ward er durch einen kräftigen Angriff Kinskys vollständig geschlagen und zum eiligen Rückzuge genöthigt. Im Westen der Sambre griffen 30,000 M. unter Chapuis den Herzog von York an. Unter dem Schutze eines Nebels war es ersterem gelungen, York's Vorposten zurückzudrängen. Als der Nebel fiel, bemerkte der österreichische General Otto, daß der Feind seine linke Flanke ohne jede Deckung gelassen hatte. Der Fürst Karl Schwarzenberg — er war damals Oberst — erhielt den Befehl, mit einem kaiserlichen Cürassier-Regiment und 9 englischen Schwadronen gegen diesen Punkt eine Attaque zu machen. Indem er sich theilweise durch die Unebenheit des Terrains deckte, ereilte er, nach links einschwenkend, die Franzosen gerade in dem Augenblicke, wo sie sich anschickten, gegen die englischen Schanzen vorzugehen. Einige Reiterabtheilungen wurden mit leichter Mühe zerstreut und General Chapuis fiel dabei in die Hände der Alliirten. Eine reitende französische Batterie gab eine Salve ab, drehte dann eiligst um, sprengte in die Reihen des eigenen Fußvolks und brachte dasselbe in große Verwirrung. „Da rasselten mit jubelndem Hurrah und hellen Fanfaren Schwarzenberg's Reiter heran, und in wenigen Minuten war die französische Colonne zer-

*) Sybel, a. a. O. III, 86.

**) Es ist der Sohn des Fürsten Staatskanzlers.

sprengt, gleich darauf auch die zweite kleinere Abtheilung ereilt und das Feld mit den Tausenden der Flüchtigen, Gefangenen, Todten bedeckt. Nicht ein Bataillon hielt mehr zusammen."*) Vor 2400 waren 26,000 Mann fast ohne Widerstand auseinandergestoben. 2000 Mann waren niedergehauen, 300 Mann gefangen und 22 Geschütze erobert. Der Kaiser schmückte Schwarzenberg auf dem Schlachtfelde mit dem Theresien-Orden. Der Verlust der Franzosen betrug an diesem Tage im Ganzen über 7000 Mann und 41 Geschütze; derjenige der Verbündeten 1450 Mann. „Der heutige Tag", schreibt der an Tauenzien's Stelle getretene Graf Dönhoff, „hat den Prinzen von Coburg mit Ruhm gekrönt." Am folgenden Tage capitulirte Landrecies, dessen Besatzung (5000 Mann) kriegsgefangen wurde. „So hatte man", sagt Sybel, „eine nicht unbedeutende Festung unter den Augen des fast doppelt übermächtigen Gegners genommen, diesem binnen zehn Tagen eine Einbuße von beinahe 15,000 Mann**) und 143 Geschützen bereitet und die tactische Ueberlegenheit der Truppen so entschieden wie jemals bewährt."***)

Es sind wahrlich glänzende Tage gewesen, die den deutschen Truppen in diesen niederländischen Feldzügen zu Theil wurden, an denen auch fast alle die großen Männer der Freiheitskriege: ein Blücher und Scharnhorst nicht minder als Wellington, der Erzherzog Carl und Schwarzenberg theilgenommen, ja die die Schule für die meisten derselben gebildet haben!

Die erste Aufgabe der Verbündeten war glänzend gelöst. Ihr Verlust während dieser Zeit betrug im Ganzen nur 4656 Mann.†) Der sonst so zurückhaltende Kaiser umarmte den Prinzen Coburg. Man wird sich dessen Freude vorstellen können. Alle Erwartungen waren wieder übertroffen. Es war jetzt in der That ein hübsches Stück französischen Bodens, das man erobert hatte.

Der Sieg im Centrum entschied aber mit nichten über die Campagne. Carnot's Plan ging auf eine Umklafterung der Verbündeten, durch ein energisches Vorgehen in Flandern wie an der Sambre. Man war ihm durch den Angriff auf das französische Centrum zuvorgekommen. Es kam jetzt der Moment, wo die Schicksale der beiden Flügel

*) Sybel a. a. O. III, 89.

**) Nach Witzleben a. a. O. III, 135 betrug der Verlust der Franzosen während 12 Tagen sogar 17,000 Mann.

***) Sybel a. a. O. III, 89.

†) Darunter freilich allein 4000 Kaiserliche.

auf dieses zurückwirken mußten. Am 27. April setzte sich das Ardennen-Heer gegen Beaumont in Bewegung. Kaunitz räumte Beaumont und ging über die Sambre zurück. Nachdem sich die Kaiserlichen hier durch Entsendungen vom Hauptheere auf 25,000, die Franzosen auf 60,000 Mann verstärkt hatten, überschritten die Letzteren am 10. Mai die Sambre. Bei Rouvroy, wohin sich Kaunitz gewandt hatte, kam es am 13. Mai zu einem heftigen Kampfe. Die Kaiserlichen zählten 22,000 Mann. Die Franzosen standen ihnen diesmal in nur doppelter Stärke gegenüber. Vergebens griff Duhesme das Dorf Haulchain, vergebens Desjardins Grandreng an. Um die Entscheidung auf einem anderen Punkte herbeizuführen, versuchte letzterer, Rouvroy zu nehmen. Da sandte Kaunitz den aus dem Türkenkriege rühmlichst bekannten Obersten Kienmayer mit 8 Schwadronen der nur noch mit halbem Muth auf der Chaussee nach Rouvroy vordringenden Colonne entgegen. Kienmayer sprengte den an Zahl so vielfach überlegenen Feind beim ersten Anprall auseinander. Desjardins mußte sich im Dunkel der Nacht mit seinen Truppen gänzlich über die Sambre zurückziehen. Charbonnier folgte seinem Beispiele. Am 14. standen keine Franzosen mehr am rechten Sambre-Ufer. Sie hatten 4000 Mann verloren. Ihr erster Versuch, die Sambre zu überschreiten, war gänzlich mißglückt. Es hatte sich wieder gezeigt, daß die Alliirten auch ein großes numerische Uebergewicht der Franzosen an sich noch nicht zu fürchten hatten. So viel die französischen Truppen auch gewonnen, so standen sie bei der fast gänzlichen Ausmerzung der früheren Officiere doch noch immer hinter jener Armee, die bei Jemappes gesiegt hatte, zurück.

Die Freude des Kaisers über diesen neuen Sieg war groß. Coburg gab sie dem General Kaunitz kund und setzte in des Kaisers Namen hinzu: „Se. Majestät zweifeln nicht, Excellenz werde seine Vortheile verfolgt, die Sambre passirt und den Feind gänzlich zurückgeschlagen haben. Wenn dies nicht geschehen, so ist Sr. Majestät ausdrücklicher Befehl, daß dies annoch geschehe und mit dem größten Theil Ihrer Armee ein verschanztes Lager bei Beaumont oder in dortiger Gegend genommen werde.“*)

Schon aber nahte sich das Verhängniß von der flandrischen Seite her. In weit höherem Maße als im vergangenen Jahre, sollte dieser Theil des Kriegstheaters den Verbündeten verhängnißvoll werden. Car-

*) Witzleben, a. a. O. III, 152 f.

not wollte vor Allem an der flandrischen Seeküste festen Fuß fassen, und verfolgte grade diesen Theil seines Plans mit zäher Hartnäckigkeit. Es lag dabei die Absicht zu Grunde, Oesterreichs Verbindung mit England zu durchschneiden. Man hatte sich durch das Festhalten an dieser Absicht mancherlei Nachtheilen ausgesetzt. Auch jetzt schien es, als wenn sich die Berechnungen des Theoretikers nicht bewähren sollten. Die Franzosen hatten am 24. April die flandrische Grenze überschritten: Michaud am weitesten westlich in der Richtung auf die Seeküste zu rückend, Moreau und Souham auf beiden Seiten der Lys (eines Nebenflusses der Schelde) vordringend, um die Festung Menin einzuschließen. Sie stießen auf ihrem Marsche zunächst auf die Hannoveraner unter Oeynhausen, die in heißem Kampfe die französische Stellung bei Mouscron nahmen und dadurch die Verbindung mit Menin wieder eröffneten. Der an der Schelde stehende Clerfayt eilte auf diese Nachricht zu ihrer Unterstützung herbei, sah sich aber mit seinem 10,000 Mann starken Truppencorps von mehr als 30,000 Franzosen unter Moreau und Souham bei Mouscron angegriffen und mußte vollständig geschlagen an die Schelde zurückweichen. Dadurch ward das Schicksal Menin's entschieden.

Zunächst aber sollten hier die Franzosen noch auf einen unerwarteten Widerstand stoßen. Menin war mit 1500 Mann hannoverscher Truppen und etwa 400 Emigranten unter General von Hammerstein besetzt. Scharnhorst stand ihm als Generalstabsoffizier zur Seite. Hammerstein hatte den Befehl, den Platz womöglich bis zum 29. April zu halten, bis zu welchem Tage ein Entsatz versprochen wurde. Aber die Festungswerke waren gänzlich verfallen, es fehlte an Material zu ihrem Wiederaufbau, vor allem an Munition. Nachdem man in aller Eile das Nothdürftigste ausgebessert hatte, erschien der Feind. In dem Glauben, der Platz werde sich sofort ergeben, schritten die Franzosen nach einer kurzen Beschießung zum Sturm. Sie wurden mit empfindlichem Verlust zurückgeworfen. Eine neue Beschießung erfolgte, die die Stadt in einen Schutthaufen verwandelte; kaum daß die Besatzung hinter den zerstörten Mauern noch Schutz fand. Aus Achtung vor der Tapferkeit der Gegner bot darauf General Moreau den Hannoveranern freien Abzug an. Hammerstein schwankte; er hatte in allen Punkten seiner militärischen Pflicht genügt; fernerer Widerstand war nutzlos. Scharnhorst aber wies auf die französischen Emigranten hin, die unter ihrem Schutze ständen und nach der Capitu-

lation den Gesetzen der Republik zufolge sämmtlich dem Tode verfallen wären. Augenblicklich verwarf Hammerstein die Capitulation. Halten konnte man den Platz nicht länger. Man beschloß sich aber durchzuschlagen. Während eines erneuten heftigen Bombardements trafen Hammerstein und Scharnhorst mit ruhiger Besonnenheit alle Maßregeln, die dem kühnen Unternehmen einen glücklichen Erfolg sichern konnten. Die Hälfte der Garnison sollte unter Hammerstein gegen den schwächsten Punkt der feindlichen Linie ausfallen, während Scharnhorst den Moment der Verwirrung benutzen wollte, um mit der Artillerie und dem Train durchzubrechen. Als um Mitternacht das Feuer des Feindes schwieg, rückten die Emigranten gegen den ihnen bezeichneten Punkt vor. Doch ehe sie ihr Ziel erreicht hatten, stießen sie auf eine stärkere Truppenabtheilung des Feindes. Ein heftiger Kampf begann. Hammerstein ahnte die Gefahr und eilte im Sturmschritt zur Unterstützung herbei. Seine Grenadiere stürzten sich mit gefälltem Bajonnet auf den Feind. Die Ueberzahl der Franzosen war groß. Sie drohte die kleine Schaar zu umzingeln. Ein wildes Kampfgewirr entstand, worin es den hannoverschen Colonnen endlich aber gelang, sich in einzelnen Trupps durchzuschlagen. Inzwischen hatte auch Scharnhorst die Festung mit der Artillerie verlassen; eine feindliche Abtheilung, auf die man stieß, wurde niedergeritten. Er gelangte glücklich über die Lys und erreichte die freie Straße nach Rousselaer. Bald traf auch General Hammerstein hier ein und nach und nach sammelten sich um sie alle, die sich durchgeschlagen hatten. Das kühne Unternehmen war über Erwarten gelungen. Der Verlust betrug ca. 800 Mann und 19 Kanonen. Die Emigranten aber waren gerettet.

Schon am 26. hatte Coburg inzwischen 12 Bataillone und 10 Schwadronen nach dem flandrischen Kriegsschauplatze abrücken lassen. Man schickte jetzt York mit 10,000 Mann dem dortigen Heere zu Hülfe, so daß dasselbe, einschließlich der in Ostende gelandeten Truppen Moira's, die Stärke von etwa 30,000 Mann erreichte, denen aber freilich 70,000 Franzosen gegenüberstanden.

Die französischen Truppen in Flandern bildeten in diesem Augenblick eine von Lille und Courtray aus in nördlicher Richtung auf Brügge und Ostende vordringende Linie. Clerfayt und York standen südöstlich von Lille, also halb im Rücken der Franzosen. Pichegru zog den General Bonneau mit weiteren 20,000 Mann an sich und verstärkte sich dadurch auf 90,000. Clerfayt, der hier selbst den Operationsplan ent-

worfen, überschritt die Lys und wandte sich mit nur 16,000 Mann zum Angriff gegen die 40,000 Mann Moreau's und Souham's, während York mit 20,000 und Wallmoden mit 3000 Mann in der Gegend von Tournay stehen blieben, um die Verbindung mit Coburg aufrecht zu erhalten. Man hat diese Zersplitterung, und mit Recht, getadelt und behauptet, daß Alles anders gekommen wäre, wenn man sich nicht gegen Moreau und Souham an der Lys, sondern gegen den von Cambray heranziehenden Bonneau gewandt hätte. Wäre indessen der Plan besser und rascher ausgeführt worden, so würde der Erfolg vielleicht dennoch kein ungünstiger gewesen sein. Aber Clerfayt zeigt im ganzen Verlaufe des Feldzugs von 1794 eine Unentschiedenheit, Langsamkeit und Energielosigkeit, die den alten Türkenbesieger nicht wiedererkennen lassen. Er scheint die Sachlage schon jetzt sehr pessimistisch angesehen zu haben: als Niederländer stand er natürlich in weit höherem Grade unter dem Druck der Stimmung seiner Heimath. Er war außerdem von vornherein in Zerwürfnisse mit Mack gerathen, die dann von der Intrigue ausgebeutet wurden, und auch eine wesentliche Ursache des schließlichen Mißerfolgs gewesen sind: Dönhoff bezeichnet sie geradezu als den Grund aller Unglücksfälle. Dem Einfluße seiner Gegner war es zuzuschreiben, daß dem vielfach unbequemen Mann das entfernte Commando in Flandern übertragen wurde. Der Hennegauer war ungern nach Flandern gegangen. Nach den Erfahrungen von 1793 sah er den dortigen Posten geradezu als einen verlorenen an und wollte denselben nur wenn man ihm Verstärkungen gäbe, übernehmen. Er hielt seine Streitkräfte mit Recht für ungenügend: es war nicht unbegründet, wenn Möllendorf in einem Schreiben an Dönhoff Mack den Vorwurf macht, daß er für die Sicherheit Flanderns keine Sorge getragen und dadurch diejenige von ganz Europa gefährdet habe. Es hatte eines positiven Befehls von Coburg bedurft, um dem Sträuben Clerfayt's ein Ende zu machen.

Statt am 6. ging Clerfayt am 8. Mai über die Lys. Am 10. erfolgte ein Angriff der Franzosen auf den am rechten Ufer stehen gebliebenen Herzog von York. Letzterer erfocht einen glänzenden Sieg. Die Franzosen verloren 3000 Mann an Todten und Verwundeten, 443 Gefangene und 14 Geschütze, während der Verlust der Verbündeten auf nur 325 Mann angegeben wird. — Auch die Hannoveraner hatten unter dem General von dem Bussche bei St. Leger nicht unglücklich gegen Souham gefochten, der die Lys, um einen entscheidenden Erfolg am rechten Ufer herbeizuführen, überschritten hatte. Souham ging in der

Nacht wieder auf das linke Ufer zurück. Hätte auch Clerfayt am 10. seinen Angriffsplan ausgeführt, so war ein Erfolg nicht unwahrscheinlich, weil er wegen der Entsendung Souhams an diesem Tage nur die halbe Truppenzahl sich gegenüber gehabt hätte. Er hatte am 9. noch einmal aus dem Hauptquartier den Befehl erhalten, im Vereine mit York den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben. Er verbrachte aber den Tag, als wenn er sich Valmy und den Herzog von Braunschweig zum Muster genommen hätte, mit einer erfolglosen Kanonade. Dafür sah er sich am 11., nachdem sich Souham um 4 Uhr Morgens mit Moreau vereinigt, von einer mehr denn doppelt so großen Truppenzahl, als sie ihm Tags zuvor gegenübergestanden hatte, angegriffen und ward mit Verlust zurückgeschlagen. Die Franzosen verfolgten am 12. ihren Sieg und hatten mit der Nachhut Clerfayts blutige Gefechte bei Branbielk und Ingelmünster. In der Nacht zum 13. zog dieser sich nach dem in gleicher Entfernung von Gent wie von Courtray gelegenen Thielt zurück; während die zu seinem Corps gehörenden Engländer Thourout auf der Straße nach Brügge erreichten. Er war weit von der Gegend verschlagen, wo sich York gegenüber die Dinge entscheiden sollten, und hatte in drei Tagen 1500 Mann, also ein Zehntel seines Corps eingebüßt.

York hatte gleich nach seinem Siege um Verstärkung gebeten, da er einen erneuerten Angriff fürchtete. Kinsky hatte darauf am 11. den Befehl erhalten, mit 10 Bataillonen und 16 Schwadronen — es befanden sich darunter 4 hessische Bataillone und 8 hessische Schwadronen unter Wurmb — nach St. Amand zu marschiren und dort die Befehle des Herzogs von York abzuwarten. Mittlerweile langte die Nachricht von Clerfayts unglücklichen Kämpfen im Hauptquartier an und versetzte dort Alles in die größte Aufregung.

Die inneren Verhältnisse des Hauptquartiers hatten sich nicht zum Günstigsten gestaltet. Die Campagne scheine ebenso brillant als die vorige anzugehen, meint Dönhoff nach dem Siege vom 26. April, aber mancherlei Mißhelligkeiten ließen das Gegentheil befürchten. Macks Pläne würden, selbst wenn man sie angenommen, häufig nicht durchgeführt. Der Kaiser habe die Absicht selbst zu commandiren, und das könne manche Veränderungen nach sich ziehen.

Es war des Kaisers ernstlicher Wille, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen um dadurch den für den einen oder andern Heerführer arbeitenden Parteien den Boden zu entziehen: in dem Treffen von Land-

recies zog er zum Zeichen, daß er commandire, den Degen. Es ist aber eine alte Wahrheit, daß die Anwesenheit eines nicht zum Commando befähigten Monarchen im Felde die größten Unzuträglichkeiten im Gefolge hat. Nur in Augenblicken großer Begeisterung, wie 1813, überwiegen die Vortheile. Aber wer weiß es nicht, wie mannigfache Schwierigkeiten auch damals die Anwesenheit der Monarchen herbeigeführt hat? In dem jetzigen Augenblick konnte die Uebernahme des Commandos durch den Kaiser die Sachen jedenfalls nur schlimmer machen. Zum Theil wiederholte sich das, was man 1792 in der Champagne erlebt hatte. Das, was der Kaiser vermeiden wollte, wurde dadurch, daß er selbst das Obercommando übernahm, erst recht hervorgerufen. Denn eben weil Kaiser Franz kein Soldat und weil er noch so durchaus unselbstständig war, konnte es nicht fehlen, daß sich die verschiedenartigsten Einflüsse durch ihn geltend zu machen suchten. Er gab sich redliche Mühe. Er war bei allen Gefechten zugegen, besuchte in Brüssel die Lazarethe, besichtigte im Lager die Stellungen. Häufig setzte er sich der Gefahr aus und zeigte kaltes Blut. Daß es ihm um energische Fortführung des Krieges zu thun war, kann keinem Zweifel unterliegen. Er hat, wie es scheint, dabei auch in größeren Dingen ein richtiges Urtheil bewiesen. Aber es zeigte sich bald, daß er an dem Detail des Soldatenhandwerks kein Interesse fand. Es fiel, im Gegensatz zum Erzherzog Karl, recht auf, daß er niemals nach dem Grunde fragte, warum dieß oder jenes geschehe.

Wie von Colloredo so war Kaiser Franz auch von Rollin begleitet. Dieser hatte sich einst als Lehrer an der Carlsschule zu Stuttgart ausgezeichnet und war dann von Kaiser Leopold als Erzieher für seinen ältesten Sohn nach Toscana berufen worden. Später hatte er die Kriegswissenschaft studirt. In die Armee eintretend, war er schließlich der General-Adjutant des jungen Kaisers geworden. Auch als ein Protégé der Kaiserin wird er bezeichnet. Er hatte factisch das ganze Militärwesen und namentlich das Avancement in seiner Hand. Es hätte unter allen Umständen nicht fehlen können, daß der einsilbige und verschlossene Mann der Neider und Gegner viele hatte. Nach Vivenot war er aber auch in der That ein boshafter Intriguant*), und für eine spätere Zeit steht es fest, daß er an der Spitze aller Militärintriguen stand.**) Etwas geradezu Nachtheiliges wird hinsichtlich des hier

*) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe ꝛc. I, 380. Anm. 24.

**) Ebendaselbst 404, Anm. 141.

in Frage kommenden Zeitabschnittes nicht über ihn berichtet. Dönhoff giebt auch ihm ein günstiges Zeugniß. Aber seiner einflußreichen Stellung war er schwerlich gewachsen. Auch schon damals hielt er mehr zu Lacy als zu Thugut; und Thuguts Ausdrucksweise zeugt schon einige Monate später von einer wirklichen Gegnerschaft zwischen ihm und Rollin. In der Folgezeit hat ihm letzterer in entschiedenster Weise entgegen gearbeitet.

Es war mit Thuguts Mitwissenschaft, ja mit dessen Zuthun geschehen, daß der Prinz Christian von Waldeck, statt nach Italien abzugehen, den Kaiser unerwarteter Weise nach den Niederlanden begleitete. Er gehört zu denjenigen Personen, die der preußischen Geschichtschreibung vor Allem haben herhalten müssen. Seine Intriguen sollen es hauptsächlich gewesen sein, welche die Absichten Coburgs und Macks durchkreuzten. Er soll sich von Thugut dann als Werkzeug für die Räumung der Niederlande haben gebrauchen lassen. Daß er mit nach den Niederlanden ging, um dort unter gewissen Umständen Mack zu ersetzen, ist sehr wahrscheinlich. Von einem Verkehr zwischen ihm und dem in Valenciennes gebliebenen Thugut findet sich aber keine Spur; und zwei Briefe an Letztern aus einer späteren Zeit*) (als Thugut sich schon wieder in Wien befand), zeigen im Gegentheil, daß nur eine geringe und ungenügende Verbindung zwischen Beiden bestand. Für diese Periode bezeugt ihm Dönhoff ausdrücklich, „daß er sich scheinbar in nichts direct mische". Im Grunde weiß dieser nichts gegen ihn vorzubringen, als daß der Kaiser eine besondere Zuneigung für ihn habe.

Wir glauben in der That nicht, daß vorzugsweise Rollin und Waldeck eine Schuld an dem Mißgeschicke trifft, das über die Armee jetzt hereinbrechen sollte, wie denn Sybel wenigstens hinsichtlich Rollins seine früheren Behauptungen fallen läßt. Die Schwierigkeiten lagen in der Sache. Ein Handschreiben des Kaisers vom 22. April spiegelt das unklare Verhältniß zwischen dem dem Namen nach vom Kaiser geführten Oberbefehl und dem alten Coburg'schen Hauptquartier in wahrhaft naiver Weise wieder. Coburg soll nach wie vor der „Vereinigungspunkt" sein, durch den die kaiserlichen Anordnungen an die Armee ergehen und wo alle Meldungen und Eingaben zusammenfließen. Der Kaiser verläßt sich auf die Einsicht und Rathschläge des Prinzen. Er will sich aller

*) d. d. Fouron le Comte 27. Juli und 2. August; abgedruckt bei Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 387 und 389.

Details enthalten. Hinterdrein nimmt er dann aber doch wieder diejenigen Gegenstände aus, die auf den Dienst und den Zustand der Truppen oder auf die Operationen Bezug haben. Ja, er erklärt trotz Allem, daß er das Detail „unter seinen Augen" führen lassen werde. Dies doppelte Obercommando wirkte noch weit nachtheiliger, als wenn man z. B. in dem schlesischen und dem siebenjährigen Kriege dem Prinzen Karl von Lothringen einen alten General zur Seite gab. Im Grunde blieb die eigentliche Leitung nach wie vor bei Coburg. Denn um ein neues Hauptquartier zu bilden, genügte es nicht, daß ein General-Major und ein Hauptmann zur Berichterstattung an den Kaiser commandirt wurden. Aber welchen Verwirrungen und welchem Durcheinander wurde nicht Thür und Thor geöffnet, wenn sich der Kaiser über Alles und Jedes Bericht erstatten lassen wollte? Dazu kam dann der alte Gegensatz zwischen dem Coburg'schen Hauptquartier und der Politik des Wiener Cabinets, zwischen der Lacy'schen und Thugut'schen beziehungsweise der alten Laudonschen Partei. Coburg, der es wohl fühlen mochte, daß man ihn eigentlich hatte beseitigen wollen, freute sich jetzt, den Kampf mit seinen Gegnern Aug' in Auge auskämpfen zu können. Man kann sich denken, wohin das führte. Der zwischen der Regierung und dem Hauptquartier bestehende Gegensatz ward in das Hauptquartier selbst übertragen. Die Intriguen des Hofes verpflanzten sich umgekehrt in's Lager und kreuzten und verbanden sich hier mit denjenigen, welche die im Grunde doch unselbstständige Persönlichkeit Coburgs daselbst schon seit Langem hervorgerufen hatte.

Prinz Friedrich Josias von Coburg-Saalfeld war eine durchaus deutsche Natur, ein gerader und rechtschaffener Charakter von großer Pflichttreue. Es fehlte ihm dabei nicht an gesundem und zutreffendem Urtheile: er gehörte zu jenen Menschen, welche die Dinge einfach ansehen und darum der Gefahr überhoben werden, sich durch zu vielerlei Gedanken den Kopf zu verwirren und den Wald vor Bäumen nicht zu erblicken. Dabei war er kaltblütig in der Gefahr. Im letzten Türkenkriege hatte er die glänzendsten Lorbeeren an der Seite Suworows errungen.*) Er war durch und durch ein deutscher Biedermann. Er hatte

*) Es mag hier bemerkt werden, daß Prinz Friedrich Josias eben durch seine türkischen Siege den ersten Grund zu dem späteren Glanz seiner Familie gelegt hat. Die Augen der Kaiserin Katharina wurden dadurch auf das Haus Coburg gelenkt und sie wählte in Folge dessen eine Coburg'sche Prinzessin zur Gemahlin für einen ihrer Enkel: le héros de votre famille nannte sie der Mutter gegenüber den Prinzen.

eine fromme Erziehung erhalten. Die höchst einfachen Verhältnisse eines sehr kleinen Hofes hatten die Eindrücke seiner Kindheit gebildet. Sein ganzes Wesen machte ihn zu einem Mann für den gemeinen Soldaten. Eigennützige Beweggründe kannte er nicht. Eine große Bescheidenheit zeichnete ihn aus. Als deutscher Reichsfürst hatte er ein warmes Herz für den Zweck dieses Krieges wie für das deutsche Vaterland. Und dabei hing er mit rührender Treue an der Sache Oesterreichs und an der Erinnerung an Maria Theresia, welche ihn stets ausgezeichnet hatte. Aber großer Conceptionen war er nicht fähig. Das, was man Geist nennt, fehlte ihm durchaus. Er gehörte zu jenen tüchtigen, aber trockenen Naturen, die Großes zu leisten vermögen, wenn sie eine geniale Persönlichkeit neben sich haben, und die sich auch neidlos einer solchen unterzuordnen verstehen. So hatte ihn Suworow zu großen Erfolgen mit fortgerissen. So verdankte er die Siege von Aldenhoven und Neerwinden im Grunde doch wahrscheinlich dem Erzherzog Karl. Thugut sagt von ihm, er sei an sich eine Null. Und er scheint auch in der That das Bedürfniß gefühlt zu haben, sich durch raschere Naturen anregen und seinem Gedankengang einen Schwung verleihen zu lassen, den derselbe an sich nicht besaß. Schon als er noch Oberst war, läßt Kaiser Joseph ein Wort über ihn fallen, das wir in diesem Sinne glauben deuten zu sollen.*) Wenn er sich im niederländischen Feldzug so willig von Mack und Tauenzien leiten ließ, wenn er sich mit so zweifelhaften Persönlichkeiten wie Fischer in seinem Hauptquartier umgab, so trug sicher jenes innere Bedürfniß seiner Natur hieran die Schuld. An Menschenkenntniß muß es ihm sehr gefehlt haben: wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß es ihm bei aller Biederkeit doch bis zu einem gewissen Punkte an dem gebrach, was wir den sittlichen Instinct nennen möchten: der Militärdienst in der Fremde hat für einen unverheiratheten Mann etwas Nivellirendes. Einem Carnot das Gegengewicht zu halten, war Coburg nicht der Mann, und Mack war gewiß nicht die Persönlichkeit, dasjenige, was ihm fehlte, zu ersetzen.

Legten doch umgekehrt die unleugbaren Schattenseiten Macks dem obersten Kriegsherrn ein unmittelbares Eingreifen nur allzu nahe. Hat doch Mack gerade in diesem Feldzuge häufig mit nicht vorhandenen

---

Diese russische Heirath aber hat das Haus Coburg zuerst in Verwandtschaft mit einem großen Hofe gebracht, und bekanntlich kommt es gerade bei solchen Dingen auf den ersten Schritt an.

*) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. I, S. 23 f.

Factoren gerechnet; und es kann nicht Wunder nehmen, wenn manche kaiserliche Generale doch schon damals über den Plänemacher zu murren begannen und gegen seine Befehle an den Kaiser recurrirten.

Und nicht bloß durch Mack machte sich der zersetzende Einfluß Lacy's aus der Ferne geltend. Ueberall bildeten sich Cliquen, die zu Preußen oder zu England hielten. Die Rancune und das Privatinteresse spielten dabei, wie dies immer und namentlich in Oesterreich zu geschehen pflegte, eine große Rolle. Und leider fanden auch die französischen und revolutionären Sympathien Vertreter. Daß dies sogar bei Mack der Fall war, haben wir schon angedeutet. Oberst Frossard fand mitten im Revolutionskriege Muße und Lust zur Lectüre von Rousseau's Schriften: zum Erstaunen seiner Kameraden fand man ihn an dem Tage, wo die Hinrichtung der Königin Marie Antoinette bekannt wurde, mit einem Bande von dessen Werken unter dem Arme. Es scheint, daß er in entschiedenster Weise zu Denjenigen gehörte, die an kein glückliches Resultat des Krieges glaubten und die Gefahren geflissentlich übertrieben. Ebenso wie er stand auch der zu den Preußenfreunden und den Anhängern Lacy's gehörende General Fischer in dem Verdacht einer verrätherischen Verbindung mit den Franzosen: noch nach Jahren fand derselbe Ausdruck in einem Druckwerke, das den allerdings erheblich später in Italien erfolgenden unerwarteten Tod Fischer's — einige Indicien sprechen für Selbstmord — mit dem behaupteten Verrath in Verbindung brachte.*) Selbst der in seinen Urtheilen so vorsichtige Witzleben kann sich des Verdachtes nicht erwehren, daß die Franzosen von den Plänen der Verbündeten Kenntniß erhielten: er setzt freilich hinzu, daß dies noch nicht gerade auf Verrath zu beruhen brauche.**) Das Gerede des Lagers übertrieb dann natürlich diese Dinge und erzeugte Mißtrauen auf allen Seiten. Man sprach von einem förmlichen Jacobiner-Comité in Coburgs Generalstabe. „Wenn ich", ruft Thugut aus, „einen großen Theil der eigenen Diener Seiner Majestät einzig mit ihren Ideen und persönlichen Interessen beschäftigt sehe — die Einen

*) „Der Undankbare!" pflegte Coburg in späteren Jahren auszurufen, wenn auf Fischer die Rede kam.

**) Auch Emigranten und Doppelspione jeder Art konnten in der That den Franzosen dienstbar gewesen sein, wie denn aus Vivenot's Mittheilungen hervorgeht, daß man noch in weit späterer Zeit umgekehrt auch von Seiten der Alliirten in den höheren Officierskreisen der französischen Armee Verbindungen unterhielt, die gelegentlich gewiß auch den Franzosen zu gute gekommen sind.

arbeiten für die Engländer, die Andern für die Preußen, und Andere scheinen gar für die Jacobiner thätig zu sein — dann verliere ich den Muth und bin nahe daran, in die schwärzeste Verzweiflung zu versinken." *)

Der von dem entgegengesetzten Gesichtspunkte ausgehende Dönhoff urtheilt nicht weniger ungünstig über die Persönlichkeiten des Hauptquartiers. Wir aber sehen aus diesem Allem, welche verschiedenartigen Strömungen das Lager beherrschten. Es ging im Grunde nicht anders her, als zu Wallensteins Zeiten, wenn die Dinge auch etwas feinere Formen annahmen. Und die sich ewig kreuzenden Strömungen, Gerüchte und Intriguen liefern doch auch wieder ein ähnliches Bild, wie die parlamentarischen Kämpfe des heutigen Oesterreichs. Jeder wollte sich bei dem Kaiser Gehör verschaffen; und der wohlwollende junge Herrscher lieh Jedem nur zu willig sein Ohr und stand nur zu leicht unter dem Einflusse Dessen, der zuletzt mit ihm geredet hatte. Im Grunde sind es auch hier die verschiedenartigen Bestandtheile des österreichischen Heeres und der österreichischen Monarchie, die einander stoßen und bekämpfen. Aber freilich wird man sich bei diesen Soldaten in den einzelnen Fällen meist vergebens abmühen, die verschiedenen Gegnerschaften auf ein höheres Gesetz zurückzuführen. Man vereinigt sich und trennt sich wie der momentane Zweck es an die Hand giebt. Dieselben Personen haben zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Principien gedient. Wie Thugut ganz richtig herausfühlte, ist die Hauptsache doch das persönliche Interesse.

Alles dies wäre nun noch lange nicht so grell hervorgetreten, wenn Mack und Coburg nach der Eroberung von Landrecies sofort einen weiteren Offensivplan mit großen Zielpunkten bei der Hand gehabt hätten. Thugut betont diesen Mangel auf das Entschiedenste. Gewiß lag das Ausruhen auf den erfochtenen Lorbeeren in der Natur der österreichischen Kriegführung. Wir irren aber wohl nicht, wenn wir annehmen, daß in den Tagen, auf die es hier ankommt, die Folgen des Haager Tractats sich geltend machten. Die Pläne für den Feldzug von 1794 hatten von vornherein daran gekrankt, daß Mack und das Hauptquartier sich übertriebene Hoffnungen auf eine Mitwirkung der Preußen gemacht hatten. Den flandrischen Kriegsschauplatz hatte Mack eben um dieser Hoffnungen willen so sehr vernachlässigt, was dann, wie wir gesehen

*) Thugut an Colloredo bei Vivenot, Vertrauliche Briefe ꝛc., I, S. 106.

haben, die dortigen Unglücksfälle zum großen Theil verursachte. Nicht bloß das Blankenstein'sche Corps, sondern auch die im Luxemburgischen, ja zum Theil sogar die an der Maas und an der Sambre stehenden kaiserlichen Truppen würden disponibel geworden sein, wenn Coburg's Plan vom December zur Ausführung gekommen wäre. Wir sahen, wie dann Mack Möllendorf auf eigene Hand zu einer solchen Operation zu bestimmen suchte. Die zwei Tage vor dem Haager Vertrag eröffneten ersten Operationen hatten noch nicht von demselben influenzirt werden können. Jetzt aber mußte man österreichischerseits Stellung dazu nehmen. Auch Mack wünschte die Preußen nicht in den Niederlanden selbst zu haben, weil er sich trotz Allem nicht verhehlen konnte, daß Oesterreich dabei das Heft aus den Händen verlieren werde. Aber er war damit einverstanden, daß die Preußen den linken Flügel der niederländischen Armee bildeten. Sie sollten die Linie von Trier bis Dinant an der Maas mit ihrer gesammten Truppenmacht besetzen und zu diesem Zwecke in vier Corps getheilt werden. Es war dieser Plan keineswegs mit Macks Vorschlägen vom März identisch. Denn wenn damals Luxemburg den westlichsten Punkt der preußischen Aufstellung hatte bilden sollen, so sollte es jetzt dessen östlichster sein; und wenn damals doch auch von einer Bedrohung Saarlouis' die Rede gewesen war, so zielte dieser neue Plan doch lediglich auf den niederländischen Kriegsschauplatz ab. Eben so wenig fiel derselbe mit dem eigentlichen englischen Plane zusammen. Es war ein Mittelweg, mit dem sich die Engländer einverstanden erklärt hatten. Den Preußen war dagegen dieser dritte Plan als ausschließlich im Interesse der Oesterreicher gelegen, noch weit fataler als die beiden anderen. König Friedrich Wilhelm war entrüstet, daß man so über seine Truppen zu disponiren wage. Möllendorf äußert sich noch bitterer über die Phantasien des Herrn von Mack.

Bis eine Antwort der Preußen anlangte, verging indessen die Zeit. Und selbst als dieselbe eintraf, glaubte man sie nicht als das letzte Wort und die Sache damit als erledigt betrachten zu müssen. Mack wußte inzwischen nichts Besseres vorzuschlagen, als die Belagerung der unbedeutenden Festung Bouchain. Man kann sich denken, welchen Widerspruch und welche Berathungen dies dann wieder hervorrief. Und man sieht, wie natürlich es war, daß, um mit Dönhoff zu reden, eine „Stagnation" im Hauptquartier eintrat, die sich in der Unsicherheit aller Bewegungen nur zu deutlich zeigte und auf jeden einzelnen Heerführer zurückwirkte. Die ungünstigen Nachrichten von den beiden Flügeln machte die Unentschieden-

heit natürlich nur noch größer. Man wußte sich nicht zu entschließen, nach welcher Seite man sich wenden sollte, und fürchtete den nicht unterstützten Flügel der Uebermacht des Feindes preiszugeben, wenn man sich mit voller Kraft nach der anderen Seite wendete. Man half sich dadurch, daß man je nach Bedürfniß sowohl nach Flandern, als nach der Sambre Succurs entsandte. Aber auch hierbei zeigte sich eine gewisse Unsicherheit; wie z. B. Latour nach der Schlacht von Roubroy nicht bei Kaunitz verbleiben und Kinsky andererseits zunächst nur bis St. Amand marschiren sollte, um dort die Befehle Yorks abzuwarten. Die Hauptarmee selbst aber wurde durch alle diese Entsendungen dermaßen geschwächt, daß an eine entscheidende Unternehmung im Centrum bald nicht mehr zu denken war. Um doch etwas zu thun, entschloß man sich am 2. Mai zu einer Scheinbewegung gegen Cambray. Ein Theil der Truppen trat bereits am 3. den Marsch an. Als sich aber am 4. das Gros in Bewegung setzen sollte, erhielt es „veränderter Umstände halber" Contreordre. Am 6. Mai war abermals Kriegsrath beim Kaiser. Clerfayt und Kaunitz erhielten in Folge dessen den Befehl, den Feind anzugreifen. Man wollte das Resultat erst abwarten, ehe man sich entschied. Als Clerfayt nur mit halbem Willen, und Kaunitz dem erhaltenen Befehle gar nicht nachkam, legte Mack den abenteuerlichen Plan vor, sich unvermuthet gegen Avesnes zu wenden, um diese Festung einzuschließen. Als dann die Hauptarmee durch noch weitere Entsendungen von ihrem ursprünglichen Bestande von 85 Bataillonen auf 30 herabgebracht worden war, weigerte sich Coburg auf das Bestimmteste, fernere Detachirungen zu genehmigen. Er verlangte, daß man sich entscheide und mit der Hauptarmee entweder nach Flandern oder nach der Sambre marschire. Der Kaiser konnte sich der Richtigkeit von Coburgs Argumenten nicht verschließen. Als dann die Nachricht von dem Siege des Grafen Kaunitz und von dem Rückzuge Clerfayts eintraf, entschied man sich für den Marsch nach Flandern. Wir möchten wissen, woher Witzleben die Nachricht hat, daß Waldeck und Thugut sich demselben widersetzt hätten. In den Briefen des Letzteren aus dem Monat Mai findet sich kein mißbilligendes Wort darüber; und doch würde er sich wohl darüber ausgesprochen haben, falls diese Maßregel gegen seine Ueberzeugung gewesen wäre. Wie die Verhältnisse lagen, glauben wir im Gegentheil, daß die Mack'sche Partei für den Marsch nach der Sambre gestimmt hat: es würde dies auch manches Auffallende in dem Benehmen Mack's und des Erzherzogs erklären.

Am Nachmittage des 14. setzten sich der Kaiser und Coburg mit 17 Bataillonen, 20 Compagnien (Jäger) und 32 Schwadronen nach Flandern in Bewegung. Da man nun einmal nach dem militärischen System der Zeit Alles besetzt halten mußte, so blieb der Erbprinz von Oranien mit 13 Bataillonen und 20 Schwadronen bei Landrecies stehen.

Wir sehen, wie natürlich alle diese Dinge sind und wie wenig es Noth thut, nach geheimen diplomatischen Gründen für den etwa vierzehntägigen Stillstand zu suchen, der nach dem Falle von Landrecies eintrat. Wir finden Thugut in dieser ganzen Zeit, ja bis zum 4. Juni, in Valenciennes, von wo er nur bei besonderen Gelegenheiten zum Kaiser in's Hauptquartier reist, während seine Kanzlei in Valenciennes ordnungsmäßig installirt ist. Das Getreibe des Lagers ist ihm antipathisch, und er steht demselben offenbar fern. Seine an Colloredo gerichteten Briefe vor dem 19. Mai behandeln fast ausschließlich Gegenstände zweiten Ranges und deuten mit keiner Sylbe an, daß er den Kaiser zu neuen Entschließungen zu drängen sucht. Waldecks Name wird gar nicht genannt. Von militärischen Dingen ist kaum die Rede. Es geht aus Thuguts Briefe vom 19. hervor, daß er wegen der Entfernung vom Kaiser seinen Einfluß nur in höchst ungenügender Weise geltend machen kann und von den Einzelheiten der Kriegführung so wenig unterrichtet ist, daß er dadurch bei der Leitung der politischen Geschäfte gehindert wird. Um Rath scheint er bei den militärischen Dingen gar nicht gefragt zu sein. Sein Einfluß war damals wohl überhaupt noch ein beschränkter, wie er denn sonst doch auch mit mehr Rücksicht von den Militärbehörden behandelt worden wäre, als dies offenbar der Fall gewesen. Dem sei übrigens wie ihm wolle: es geht aus dem gedachten Briefe hervor, daß gerade Thugut die Zersplitterung der Kräfte mißbilligt und an deren Stelle eine große Offensiv-Unternehmung auf Cambray gewünscht hätte, deren Folge doch jedenfalls das gewesen wäre, was Thugut nach Sybel vor Allem zu vermeiden begehrt haben soll: die immer weitere Entfernung vom Rhein und die immer tiefere Verwickelung auf diesem entlegenen Kriegstheater. Noch am 17. Mai entwickelt Thugut einen Plan, nach dem von den geistlichen Gütern in den eroberten Gebieten in drei Monaten eine Million Gulden entrichtet werden sollte, und spricht dabei für die fernere Zukunft noch von weiteren finanziellen Vortheilen aus denselben: Dinge, die doch natürlich unmöglich wurden, wenn man sogar die Niederlande räumte.

Am 15. langte das Hauptquartier in Tournay an. Am 16. legte Mack einen detaillirten Angriffsplan vor. Die Alliirten hatten hier jetzt insgesammt 62,000 Mann den 80,600 des Feindes gegenüber zur Disposition. Man entschloß sich, den Erzherzog Karl und den General Kinsky mit zusammen 23,000 Mann zu einem Angriff auf Bonneau zu bestimmen. Yorks Armeecorps sollte in zwei getrennten Colonnen gegen die Orte Roubaix und Tourcoing operiren, um dort Moreau und Souham anzugreifen. Die Hannoveraner sollten gegen Mouscron vorgehen, Clerfayt sollte die Franzosen in westlicher Richtung umgehen und sich dann einen Weg nach Tourcoing bahnen. Man hoffte auf diese Weise die Franzosen von ihrer Rückzugslinie abzudrängen, da ihnen die ganze Offensivbewegung so unerwartet kam, daß sich Pichegru gerade in diesem Augenblicke zu den geschlagenen Truppen an der Sambre begab und 40,000 Mann am 16. die Lys überschritten, um Clerfayt anzugreifen. Der ganze Plan war aber viel zu complicirt und hing von allen möglichen Zufälligkeiten ab, die den 6 verschiedenen Colonnen begegnen konnten, welche zum Theil erst von weit entlegenen Punkten herbeimarschiren sollten. Mack wollte auch zu viel, wenn er den Feind nicht bloß schlagen, sondern, wie er sagte, mit einem Schlage vernichten wollte. Es habe nicht viel Kriegserfahrung dazu gehört, meint Witzleben, um zu wissen, wie selten solche zusammengesetzte Bewegungen im Einklang endigen. „Und hier in einem von Hecken durchschnittenen, von Bächen und Flüssen vielfach durchströmten und von Ortschaften und Gehöften übersäeten Gelände sollten 6 Colonnen ohne alle engere Verbindung in einer Ausdehnung von 8—9 Meilen und im unmittelbaren Gesichtskreise des Feindes ihre Märsche in vollkommener Uebereinstimmung mehrere Tage hindurch ausführen. Man mußte hierbei nicht allein auf einen unthätigen Feind rechnen und hatte dazu keine Ursache, zumal man Generalen wie Moreau, Macdonald und Reynier gegenüber stand, sondern man mußte auch sicher sein, daß dem Feinde die Absichten der verbündeten Armeen verborgen blieben, was bei der den Franzosen zugethanen Bevölkerung nicht zu erwarten stand.“*) Man mußte auch, fügen wir hinzu, den mangelhaften Gehorsam in Rechnung ziehen, der in Folge der Spaltungen des Hauptquartiers um diese Zeit bei den Alles besser wissen wollenden Untergeneralen einzureißen begann. „Man kann daher nicht sagen, Mack wagte Alles, um Alles zu gewinnen: das

*) Witzleben, a. a. O. III, 189.

wäre kühn gewesen; sondern leichtsinnig wider Willen wagte er Vielerlei, und ein Mißgeschick war hinreichend, um Alles zu verlieren."*) Coburg, dessen einzelne Dispositionen sich durch praktische Einfachheit auszuzeichnen pflegten, soll sich dann auch gegen den Mack'schen Plan erklärt haben, aber mit seinem Widerspruch nicht durchgedrungen sein.

Die Waffen der Verbündeten waren am 17. allerdings im Vortheil. General Otto erstürmte Tourcoing und York setzte sich in Roubaix fest. Er will in Folge eines unmittelbaren Befehls aus dem Hauptquartier weiter vorgedrungen sein, als ihm dies gut gedünkt habe. Aber das schwache hannoversche Corps (4000 M.) vermochte Mouscron nicht wieder zu nehmen. Der Erzherzog Karl erreichte das Corps des General Bonneau erst um die Mittagsstunde. Seine ermüdeten und durch die Hitze erschöpften Truppen drängten den Feind allerdings bis Lille zurück, vermochten aber keinen eigentlichen Erfolg zu erringen. Clerfayt endlich — er hatte 16,000 M. — handelte mit derselben Zaghaftigkeit, die er bei seinem letzten Zusammenstoß mit den Franzosen gezeigt hatte: er kam am Abend nur bis zu dem noch einige Meilen von Tourcoing entfernten Werwick.

Die Langsamkeit der österreichischen Heerführer ist allerdings verhängnißvoll geworden. Namentlich für das verspätete Eintreffen des Erzherzogs liegt kein recht ersichtlicher Grund vor: er konnte um 5 Uhr und sollte um 6 Uhr Morgens die Marque überschreiten, that es aber erst um 2 Uhr Nachmittags. Witzleben meint, daß seine Untergenerale die Langsamkeit des Marsches verschuldet hätten. An einen äußeren Zusammenhang zwischen der Art, wie Clerfayt und der Erzherzog Karl die erhaltenen Befehle ausführten, kann keinesfalls gedacht werden. Aber wir gestehen, daß wir an einen inneren Zusammenhang insofern glauben, als wir in dem langsamen Marsch allerdings ein weiteres Symptom der Verdrossenheit und Unsicherheit erkennen, die sich der österreichischen Generale zu bemächtigen begann. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Gebrechlichkeit überalter Truppenführer in der Ermüdung der Truppen einen bequemen Vorwand für ihre Unthätigkeit suchte. Das Cliquenwesen wird auch in des Erzherzogs Corps eingedrungen gewesen sein. Die Unterordnung unter den zweiundzwanzigjährigen Feldzeugmeister — der Kaiser hatte seinen Bruder Ende April zu diesem Range befördert — ertrugen nicht alle seine Untergenerale mit

*) Ebendaselbst.

Gelassenheit. Sicher ließ es aber auch der Erzherzog an der nöthigen Energie fehlen. Ehe es zum wirklichen Schlagen kam, war ihm nun einmal ein Mangel an Initiative in ungewöhnlichem Maße eigen. Obwohl er zu Coburgs Partei gehörte, hatte er doch Mack nie geliebt und ihm nie getraut. Der Erzherzog wird wohl auch keine große Meinung von dem Schlachtplan des alten Lehrmeisters gehabt haben.

Schwierig genug hatten sich nun freilich durch das Zurückbleiben der beiden entferntesten Colonnen die Dinge am Abend des 17. gestaltet. „Die Lage der Verbündeten war diese, sagt Sybel, daß weder Karl noch Wallmoden noch Clerfayt ihre Aufgaben gelöst hatten, daß mithin Otto und York, die ein jeder mit etwa 8000 Mann tief in die feindliche Linie vorgedrungen waren, sich in einer höchst gewagten, überall einem feindlichen Angriff ausgesetzten Stellung befanden."*)

Wieder herrschte im Hauptquartier der Alliirten die Unsicherheit. Unterdessen traten auf der französischen Seite Souham, Moreau, Macdonald und Reynier zu einer Berathung zusammen. Man faßte den Entschluß, dem Angriff der Verbündeten zuvorzukommen, alle verfügbaren Truppen auf das rechte Ufer der Lys zurück zu ziehen, um sich mit 60,000 Mann auf Tourcoing zu werfen und hier York und Otto mit ihren 17 bis 18,000 zu erdrücken, ehe Succurs herankommen konnte. So kam es zu jener unglücklichen Schlacht von Tourcoing, die, wenn auch nicht in strategischer Beziehung, so doch wegen ihres moralischen Eindrucks, den Wendepunkt der Campagne von 1794 bildet. Die in 6 verschiedene Abtheilungen aufgelösten Colonnen Yorks und Otto's wurden vollständig zersprengt. Clerfayt machte einen matten Angriff. Die Hannoveraner unter dem General von dem Bussche blieben bei Dottignies stehen und begnügten sich mit einigen kleinen Plänkeleien. Der Erzherzog Karl, unter dessen Befehle auch Kinsky gestellt war, brach zu spät auf, um in die Schlacht noch mit Erfolg eingreifen zu können, und erhielt dann einen Gegenbefehl aus dem Hauptquartier.

Sybel hat früher mit vollendeter Willkür den Oesterreichern bei Tourcoing einen Verrath in bestimmtester Weise zum Vorwurfe gemacht.**) Vivenot und Hüffer haben aber seine Ansicht mit entscheidenden Gründen widerlegt. Häusser hat nirgends mit einem Wort Sybels Verdacht angedeutet. Ebenso zeugten Witzlebens Forschungen gegen

*) S. Sybel, a. a. O. III, 100.

**) S. Sybel, a. a. O., 2. Aufl., III, 133 und 34

ihn. Und so hat denn auch Sybel in seiner neuesten Auflage seine Behauptung in sehr erheblichem Maße eingeschränkt. Ganz kann er sich indessen auch hier noch immer nicht von seiner früheren Auffassung frei machen. In einem Zusammenhang, der sich nur auf die Schlacht von Tourcoing beziehen kann, meint er auch jetzt noch, daß des Kaisers Entschluß, die Bundesgenossen Preis zu geben und die eigenen Truppen zu schonen, die Entscheidung des Feldzuges und den Sieg Frankreichs unwiderruflich in sich geschlossen habe. „Es gehörte", setzt er hinzu, „die Enge des militärischen Gesichtskreises Franz II dazu, um sich darüber auch nur wenige Tage zu täuschen."*) Verstehen wir diese aus den früheren Auflagen herüber genommenen Worte recht, so ist es also Sybels Meinung, daß man bei Tourcoing die Bundesgenossen mit Absicht preisgegeben hat, und daß diejenigen Rathgeber des Kaisers sich hierüber nicht täuschten, die einen weiteren militärischen Gesichtskreis als dieser selbst besaßen. Einer solchen Annahme steht jedoch vor Allem entgegen, daß es sich um den Herzog von York und um englische Truppen handelte, die man jedenfalls nicht im Stiche gelassen hätte, da es der Thugut'schen Politik so sehr um ein einträchtiges Zusammengehen mit England zu thun war. Unter den Truppen, die man im Stiche ließ, befand sich ferner eine sehr erhebliche Anzahl unter einem kaiserlichen General (Otto) stehender Oesterreicher: 10 Bataillone vermögen wir nachzurechnen; die Zahl war aber jedenfalls eine noch größere.**) Dagegen verharrten am 18. nicht bloß kaiserliche Truppen in Unthätigkeit, sondern, abgesehen von den unter Clerfayt und dem Erzherzog Karl stehenden kleineren nicht österreichischen Abtheilungen, auch die 4000 Hannoveraner bei Dottignies. Die kaiserlichen Bataillone ferner wurden, mit Ausnahme von 3 ungarischen, ebenso gut zersprengt als die englischen und hessischen. Man mußte sich im Hauptquartier doch sagen, daß dies unvermeidlich war, wenn man die englischen und hessischen Truppen preisgeben wollte, und konnte sich doch mindestens nicht über die moralische Bedeutung einer solchen Zersprengung täuschen.

Das Benehmen Clerfayts am 18. wird von Sybel weniger hervorgehoben, da die Franzosen zwischen ihm und den übrigen Theilen der verbündeten Armee standen und er deshalb am 18. ohne Nachricht

*) S. Sybel, a. a. O. III, 105.

**) Otto commandirte doch hauptsächlich Oesterreicher: der ihm untergebene kaiserliche General Mactfrault scheint keinerlei fremde Truppen unter seinem Befehle gehabt zu haben.

vom Hauptquartier war. Sybel versucht dagegen auf Kinsky einen Stein zu werfen. Der seine Avantgarde commandirende hessische Hauptmann Ochs hörte bereits am frühen Morgen das Kanoniren. Als er sich um 6 Uhr bei dem General erkundigte, warum das Corps nicht vorrücke, erhielt er von Kinsky in verdrießlichem Tone die Antwort, er sei krank und commandire nicht mehr. Diese Antwort könnte auffallend erscheinen. Es steht aber jetzt fest, daß Kinsky dem Erzherzog untergeordnet war, also wirklich nicht mehr selbständig commandirte. Auch stellt Witzleben die gewiß nicht unbegründete Vermuthung auf, daß gerade Kinsky über seine Unterordnung unter den Erzherzog mißmuthig gewesen sei. Kinsky's Verstimmung mag dann wieder Schuld gewesen sein, daß er den weiter vom Schlachtfelde entfernten Erzherzog nicht zum Eingreifen mit fortriß.

Wenn man endlich behauptet hat, daß das Gefecht selbst dann noch wieder hätte hergestellt werden können, als der Erzherzog um 12 statt etwa um 8 Uhr mit seiner Tête in dem eine Meile von Lannoy entfernten Cheaing anlangte, und daß deßhalb erst die von Waldeck unterzeichnete Contreordre den Tag entschied, so glauben wir, daß dies der damaligen Lage der Schlacht durchaus widerspricht.

Es scheint uns am Tage zu liegen, daß, von dem Hauptquartier abgesehen, auch für den 18. Mai die Schuld der Hauptsache nach am Erzherzog haften bleibt. Er konnte, da er den Befehl zum Vorrücken um 5 Uhr Morgens erhielt, um 7 Uhr aufbrechen und wäre dann etwa um 8 Uhr dort angelangt, wo ihn um 12 Uhr der Gegenbefehl traf. Es ist allerdings richtig, daß wir nicht wissen, worin die Verspätung ihren Grund hatte. Der Erzherzog selbst giebt an, wegen der weiten Entfernung zwischen seinen Truppen, ihrer Ermüdung und des bei Einziehung der Posten eingetretenen Zeitverlustes habe der Marsch erst so spät angetreten werden können. Etwas Wahres wird in allen diesen Dingen gewiß gelegen haben. Wir müssen indessen zugeben, daß hierin noch kein hinreichender Entschuldigungsgrund lag. Aber die Persönlichkeit und die Anschauungen des Erzherzogs schließen es absolut aus, bei ihm an einen Verrath zu denken. Hätte man auch nur den geringsten Verdacht gegen ihn gehabt, so würde sein Verhältniß zu den Engländern nicht ein so gutes geblieben sein; und so würden ihn diese nicht wenige Wochen später zum Oberbefehlshaber der niederländischen Armee vorgeschlagen haben. Wir sehen nicht ein, warum man nicht der Erzählung Glauben schenken will, daß der Erzherzog während der entscheidenden

Stunden an einem Krampfanfall besinnungslos darniedergelegen habe. Er hat während seines Lebens vielfach an epileptischen Zufällen gelitten; und es scheint uns auch nur zu natürlich, daß der jugendliche Corpscommandant seine Krankheit verheimlichen wollte und deßhalb in seinem Berichte davon keine Erwähnung thut. War der Erzherzog aber auch nur kurze Zeit zu commandiren unfähig, so konnte die größte Verwirrung die Folge davon sein. Das Commando mußte doch wohl auf Kinsky übergehen, der aber verstimmt und nicht sogleich zur Stelle war, außerdem aber selber krank zu sein behauptete.

Doch auch abgesehen von dem Krampfanfalle des Erzherzogs: wer will die Hindernisse alle aufzählen, die seinem frühzeitigen Aufbrechen sich entgegenstellen konnten? Es steht fest, daß die an ihn ergangene erste Ordre im Hauptquartier ausgefertigt wurde, ehe man wußte, daß die Franzosen die Lys wieder überschritten hatten und ihrerseits einen Angriff vorbereiteten. Wäre es denn nun auch nicht denkbar, daß der Erzherzog unter den veränderten Verhältnissen erst einen neuen Befehl erwartete, und daß darüber die Zeit verging? Seinem Character würde eine solche Handlungsweise durchaus entsprochen haben. Es würde nur die Fortsetzung seines Benehmens vom vorhergehenden Tage gewesen sein. Ja wir gestehen, daß je länger wir über das Benehmen des Erzherzogs nachgedacht haben, die Vermuthung sich bei uns festgesetzt hat, daß der in seiner Natur liegende Mangel an Initiative der eigentliche Grund desselben gewesen. Seiner Stellung wegen war er mehr als ein anderer geeignet, hinter die Coulissen des Hauptquartiers zu sehen und es wird ihn das muthlos gemacht haben.

Läge irgend ein Verrath hier vor, so würde man doch schwerlich die Spuren davon gänzlich haben verwischen können. Witzleben erklärt aber ausdrücklich, er habe sich große Mühe gegeben, einen Grund für das Benehmen des Erzherzogs ausfindig zu machen, habe aber nichts zu entdecken vermocht. Dönhoff bringt in seinem Berichte nicht das Geringste darüber vor. Und wenn der Erzherzog in einer späteren Periode des Feldzuges in einem an York gerichteten Briefe meint, sie seien verrathen, York möge es dem Kaiser mittheilen, wenn er etwas Bestimmtes wisse, so sieht dies nicht darnach aus, daß dem Schreiber irgend ein bestimmter Anhaltspunkt bekannt war, ja es beweist geradezu das Gegentheil.

Auffallender als das Benehmen des Erzherzogs, erscheint das des Hauptquartiers. Wir dürfen allerdings nicht vergessen, daß wir auch

in dieser Beziehung über die wichtigsten Punkte gar nicht orientirt sind. Wir wissen nicht, ob man nicht schließlich doch einen Boten an den anderthalb Meilen entfernten Erzherzog gesandt hat, da es nicht ausgeschlossen ist, daß dieser in seinem Bericht die für ihn vielleicht peinliche Thatsache überging. Wir wissen nicht, wann man die Nachricht erhielt, daß die Franzosen die Lys überschritten hatten. Wir wissen nicht, wann die Nachrichten von den einzelnen Gefechten um Tourcoing im Hauptquartier anlangten; es war ziemlich weit von dem Schlachtfelde entfernt. Und wir sind bei der damaligen Stimmung der Landbevölkerung zu der Annahme berechtigt, daß es an Kundschaftern gefehlt haben wird. Wie wir schon gesehen, war das Meldungswesen zudem schlecht organisirt; und das coupirte Terrain war ungünstig für einen Ueberblick über die Schlacht. Durch den unerwarteten Angriff der Franzosen war der ganze verwickelte Plan Mack's über den Haufen geworfen, und es scheint, daß man thatsächlich am 18. auf Seiten der Verbündeten ohne irgend welchen Plan kämpfte.

Der Kaiser, Coburg, Mack und Waldeck waren zur Berathung in Templeuve und später in Marquain vereinigt. Natürlich mußte hier wieder die zu große Zahl der Stimmen von lähmender Wirkung sein. Man war verblüfft; der Mack'sche „Vernichtungsplan" war zerrissen. Von Clerfayt wußte man gar nichts. War es da nicht erklärlich genug, entsprach es da nicht den im Hauptquartiere herrschenden Verhältnissen, wenn man sich nicht sogleich zu fassen wußte, wenn Jeder mit einem eigenen Plane bei der Hand war und die Meinungen herüber und hinüber wogten, bis es — eben zu spät war? Schon zwischen 10 und 11 Uhr aber war die Niederlage Otto's und Yorks entschieden. Die Unterzeichnung des an den Erzherzog gerichteten Befehls durch Waldeck würde sich ganz einfach daraus erklären, daß Mack den ihm unerwarteten Ereignissen gegenüber den Kopf verlor, wie er ihn 1805 bei Ulm verloren hat. Daß daneben auch untergeordnete auf rein persönlichen Interessen beruhende Intriguen des Hauptquartiers mitgespielt haben, wollen wir gern glauben. Jedenfalls aber sind solche natürliche Erklärungen der gesuchten Vermuthung Sybels bei weitem vorzuziehen. Denn wenn man die Niederlande räumen wollte, so konnte man dies doch weit einfacher haben. Und wenn man sich einmal trotz der Räumungsabsichten entschlossen hatte, nach Flandern zu gehen, so wäre es doch wahrlich unbegreiflich gewesen, wenn man jetzt in einem

Augenblicke die Räumung hätte in's Werk setzen wollen, wo sie den Kaiser in der allerempfindlichsten Weise compromittiren mußte.

Ist Witzlebens oben mitgetheiltes Urtheil richtig, so kann man es jedenfalls nur natürlich finden, daß Macks Operationsplan in so schmählicher Weise mißglückte. An einer anderen Stelle sagt Witzleben, die Ursache des Mißlingens innerhalb der Dispositionen sei die Eintheilung der Armee in 6 fast ganz vereinzelte Colonnen und der Mangel jeder Reserve gewesen. Als die Ursache des Mißlingens außerhalb des Schlachtplans bezeichnet er „neben dem Ausbleiben des Erzherzogs und dem matten Eingreifen Clerfayts, den unerwarteten Angriff der französischen Generale auf die noch nicht vereinigten Corps, die Verzettelung der York und Otto unterstellten Truppen — sie fällt dem Ersteren, der das Commando führte, zur Last, — das fehlerhafte Abschwächen einzelner Colonnen durch Zurücklassen von Truppen, die dann bei der Entscheidung fehlten.“*) Wahrlich, Gründe genug für die Niederlage vom 18. Mai! Man hat auch hier sogar Thugut die Schuld beimessen wollen, obwohl es doch auf der Hand liegt, daß die Schuld an Mack und dem Erzherzog Karl, d. h. an zwei Persönlichkeiten hängen bleibt, die zu der Thugut entgegengesetzten Partei gehörten. Noch nach zwei Jahren legt dieser lediglich Mack den Ausgang der Schlacht von Tourcoing zur Last.**) Nicht Waldeck, sondern Colloredo hat ihm auch den traurigen Ausgang der Schlacht mitgetheilt. Entscheidend aber muß es sein, was Thugut am Tage nach derselben an Colloredo schreibt: „Ich habe nicht nöthig E. E. zu sagen, wie ich durch die gestrigen Ereignisse consternirt bin: wenn die darüber hierher gelangten Einzelheiten richtig, so sind sie noch schlimmer als dasjenige, was E. E. mir durch Ihr Billet mitgetheilt haben. Leider ist alles Geschehene eine Folge unseres Krieges von kleinen Abtheilungen, Kanälen und Buschwerken und davon, daß wir darauf versessen gewesen sind, die Campagne mit Landrecies zu beginnen, statt den Feind durch die Belagerung von Cambray oder durch eine andere Unternehmung zu zwingen, uns in die Ebene zu folgen. Intriguen, die allein auf das persönliche Interesse, wenn nicht auf noch verwerflichere Absichten gegründet sind, verblenden die Augen unseres guten jungen Herrschers und führen ihn dem Abgrunde

*) Witzleben, a. a. O. III, 218.

**) Schon dieser Ausgang allein, sagte er damals in einem Briefe an Colloredo, richte über die geringe Befähigung Macks zum Feldherrn.

zu; und bald wird das letzte Wort gesprochen sein.“*) Ist dies etwa die Sprache eines Mannes, der die traurigen Ereignisse von Tourcoing mit herbeigeführt hat, oder der sich doch in seinem innersten Herzen darüber freut?

Die Schlacht von Tourcoing war geschlagen, und wenn jemals, so hätte das kaiserliche Hauptquartier jetzt einen passenden Vorwand für eine rückgängige Bewegung gehabt. Denn endlich mußte man doch einmal mit der Räumung beginnen. Wie aber auch Sybel ausdrücklich berichtet, sprachen sich am Tage nach der Schlacht bei einem Kriegsrathe außer dem Prinzen Friedrich von Oranien die sämmtlichen Generale und selbst der Prinz von Waldeck für eine weitere Offensive aus. Am 22. kam es bei Tournay zu einer zweiten großen Schlacht, bei der sich der Kaiser persönlich sehr exponirte. Vor allem thaten sich die Hannoveraner hervor. Der Kampf endete mit einem vollständigen Siege der Alliirten.**) Die Franzosen verloren 5000 Mann. Die Schlappe vom 18. war wett gemacht, und wie wenig das österreichische Cabinet an einen Frieden mit Frankreich dachte, bewies ein gerade in diesen Tagen, am 23. Mai zwischen Thugut und dem sardinischen Gesandten abgeschlossener Vertrag, in welchem beide Mächte sich neue Anstrengungen gegen Frankreich zusagten und eine Eroberung für Sardinien in Aussicht nahmen, für die Oesterreich ein halb so großes Gebiet von letzterem erhalten sollte. Denn soviel war doch klar, und soviel mußte man wissen, daß ein Friede mit Frankreich, durch den ein zum Gebiete der république une et indivisible gehöriger Landstrich abgetreten werden sollte, zur Zeit noch unmöglich war.

Der Eindruck, den die vorhergegangenen flandrischen Kämpfe auf die Armee gemacht, war aber ein zu nachhaltiger, um durch den siegreichen Tag bei Tournay aufgewogen werden zu können. Es war dem Hauptquartier gegangen, wie es das Jahr vorher dem tapferen Beaulieu gegangen war, der durch seinen Sieg vom 15. September seine Versäumniß bei Menin nicht wieder hatte gut machen können. Die

---

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe Thuguts, I, 100.

**) Nach Perthes scheint es, daß auch der Erzherzog Karl sich bei Tournay besonders auszeichnete.

Mißstimmung der englischen und der Soldtruppen gegen die Kaiserlichen ging sehr tief. Die Niedergeschlagenheit, die sich mehr und mehr der ganzen Armee bemächtigte, ließ das Schlimmste befürchten. Der Hader der Generale nahm täglich zu. „Einer schiebt den Fehler auf den Andern", schreibt der Preuße Dönhoff, „und Jeder sucht seine Entschuldigung darin, daß er den ersten Operationsplan schlecht berechnet nennt." Mack selbst verlor jetzt vollständig das Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang des Feldzuges. Der Bericht über den Sieg bei Tournay schließt mit den Worten: „Aber mitten durch den Siegesjubel hindurch tönt der Klagelaut der Verwundeten und macht es dem Kaiser unmöglich, den Sieg seiner Hauptstadt und seinem Lande in der sonst gebräuchlichen feierlichen Weise bekannt zu machen; denn der Tag, an welchem 2000 tapfere Soldaten ihr Leben verloren, kann für einen gefühlvollen Monarchen kein Tag des vollen Triumphes sein."*) Und in dem von dem Hauptquartier herausgegebenen „bulletin particulier" heißt es sogar: „Wohl ist der Feind geschlagen und zurückgeworfen, er hat seinen Rückzug nach Courtray angetreten und ist auch an der Sambre zurückgedrückt worden; allein alle diese blutigen Gefechte schwächen unsere Streitkräfte auf eine Besorgniß erregende Weise. Der Feind verliert Menschen, wir verlieren Soldaten. Er steht an den Thoren Frankreichs, wir sind 300 Lieues**) von unseren Hülfsquellen entfernt. Der Feind hat eine unerschöpfliche Reserve in der ganzen Bevölkerung eines großen Landes, während wir keines seiner Mittel in Anwendung bringen dürfen, die schreckenerregenden Lücken zu füllen, welche der Krieg in unsern Reihen gerissen hat."***)

Es ist das Gefühl, daß es den Oesterreichern an einer militärischen Basis fehlte, was aus diesen Worten spricht. Eigentlich konnte nur Deutschland eine solche gewähren. Daher auch der stets wiederkehrende Wunsch des Hauptquartiers sich auf die Preußen zu stützen! Denn nicht immer haben England und Holland die deutsche Basis zu ersetzen vermocht. Natürlich wollten die Oesterreicher aber auch jetzt nur höchstens von der Verwendung der preußischen Armee in der Gegend von Luxemburg etwas wissen. Es waren

*) Witzleben, a. a. O. III, 255.

**) Die Luftlinie von Brüssel nach Wien beträgt 120 Meilen.

***) Witzleben, a. a. O. III, 255 ff.

militärische Gründe, die sie dafür in's Gefecht führten. Im Grunde waren es freilich die politischen Folgen, welche man fürchtete. Mußte man doch die schlimmsten Consequenzen besorgen, wenn die Preußen Eroberungen für Oesterreich machten. Daß auch Thugut gegen den eigentlichen englischen Plan war, versteht sich von selbst. Er für seinen Theil hielt an dem Plane, das preußische Auxiliarcorps nach den Niederlanden zu ziehen, fest. Es werde vollständig dazu gepaßt haben, wenn das Reich die andere Hälfte der preußischen Armee in Sold genommen hätte. Schon die Theilung der Preußen war, wie die Dinge lagen, ein Gewinn für Oesterreich. Die Vermehrung der von den Seemächten zu stellenden Streitkräfte sollte vor Allem die niederländische Armee complettiren.

Aber auch da haperte es noch immer. Die Holländer kamen über ihre 16,000 nicht hinaus und wollten auch jetzt von einer unbedingten Unterordnung unter den österreichischen Oberbefehl so wenig etwas wissen, daß sie sich z. B. weigerten, Truppen zur Besatzung der eroberten Festungen abzugeben. An den englischerseits versprochenen Truppen fehlte einschließlich des Moira'schen Corps fortgesetzt mindestens ein Drittel. Und die Verhandlungen mit den im Lager erscheinenden englischen Diplomaten verbesserten die Sache nicht. Sie gingen natürlich von den Ideen des Haager Tractats aus, fielen Thuguts Gegnern in die Hände und konnten sich mit ihm nicht einigen. Auch Oesterreich selbst war nicht im Stande, die Lücken des niederländischen Heeres auszufüllen. Der dreifache Kriegsschauplatz stellte Anforderungen, welche seine Kräfte überstiegen. Weder am Rhein noch in Italien waren die kaiserlichen Truppen zu entbehren. Einem Abmarsch der österreichischen Rheinarmee nach den Niederlanden stand außerdem der elsässische Plan, namentlich aber die Besorgniß entgegen, daß Oesterreichs Stellung im Reich dadurch gefährdet werden würde. Der neue Vertrag mit Sardinien machte in Italien neue Anstrengungen nothwendig. Und seitdem die polnische Revolution ausgebrochen war, mußte man vollends fürchten, daß sich noch ein vierter Kriegsschauplatz den Kaiserlichen eröffnen werde. In den Erblanden und Ungarn standen allerdings im Ganzen noch etwa 130,000 Mann. Die in Galizien stehenden 16,000 waren aber ganz unentbehrlich zur Beobachtung der polnischen Ereignisse. Von den in den Ländern der Stephanskrone stehenden Truppen mußte ein Theil als Reserve für denselben Zweck dienen. Leider glaubte man im Hinblick auf Preußen auch Böhmen

und Mähren nicht entblößen zu können.*) Wie in den magyarischen Theilen Ungarns so erlaubte dabei auch z. B. die Stimmung selbst in dem von Josephs Tagen noch erregten Tyrol keine vollständige Entblößung von Truppen.

Der Rest jener 130,000 Mann kommt auf die Cadres und Rekruten. Es erschien in der That kaum möglich, ein Corps von 12 bis 15,000 Mann aus den österreichischen Erblanden nachrücken zu lassen**); wie denn auch Mack sonst gewiß seiner Zeit mit größerer Bestimmtheit auf diesem Punkt bestanden haben würde. Es konnte auch nicht fehlen, daß die Zahl der tüchtigsten Veteranen schon erheblich zusammengeschmolzen war. Zu diesen Dingen füge man noch den gar nicht hoch genug anzuschlagenden Druck der in den Niederlanden herrschenden Stimmung. Längst war die freudige Erregung vom Frühjahr 1793 mehr oder weniger wieder in ihr Gegentheil umgeschlagen. Die das Land durchstreifenden französischen Emissäre hatten das ihrige dazu beigetragen. Der Hauptsache nach lagen die Gründe freilich tiefer. Die Niederlande waren das Lombardovenetien der 90er Jahre. Die große Masse der Bevölkerung hielt sich bei dem Kriege gegen Frankreich ganz unbetheiligt. Vielfach war die Stimmung schon längst wieder eine entschieden französische. In Brabant lehnte man es ab, die der Regierung schuldigen Rückstände zu zahlen: nicht einmal auf Abschläge wollte man sich einlassen. Der als niederländischer Hofkanzler fungirende Mercy beantragte ein don gratuit von vier Millionen. Die beiden ersten Stände bewilligten es wohl nur in der Erwartung, daß der dritte ablehnen werde; und dieser verwarf denn in der That den Antrag mit sieben gegen zwei Stimmen. Auch für sich allein war die Geistlichkeit zu keiner Gabe zu bewegen, Widersetzlichkeiten gegen die Maßregeln der Regierung waren an der Tagesordnung, zu umfaßenden Aufgeboten wollten sich die Stände ebenfalls nicht verstehen. Die Werbungen mißglückten, die Wallonen-Regimenter blieben unvollzählich.

---

*) Das, die Verstärkung der vor dem Feinde stehenden Armee anordnende kaiserliche Rescript vom 17. Februar bestimmt ausdrücklich, daß in Böhmen und Mähren so viel Truppen stehen bleiben sollten, um in einem unvorhergesehenen Fall Josephstadt, Theresienstadt, Königgrätz und Olmütz wenigstens nothdürftig besetzen zu können.

**) Es geht dies aus Witzleben, a. a. O. III, 16 hervor. Man vergesse dabei nicht, daß die Revolution in Polen am 3. März noch nicht ausgebrochen war.

Man vergesse endlich auch nicht, daß der niederländische Kriegsschauplatz mit seinen kleinen, der Kavallerie ungünstigen Terrainabschnitten und seiner hohen Cultur den im siebenjährigen Kriege herangebildeten und dann im Türkenkriege erprobten Generalen und Officieren ein fremdartiger war, und daß sich der, den ungarischen Pußten oder den Hochalpenthälern entstammende Soldat in Art und Volk des fernen Landes nur schwer zu finden vermochte.*) Nur die kühnste Offensive konnte Hoffnung auf Erfolg bieten. Statt dessen aber trat ideeenlose Stagnation und mit dieser natürlich die Zersetzung ein. Man hatte die Schwierigkeiten der Lage einen kurzen Augenblick übersehen. Die Anwesenheit des Kaisers hatte zündend gewirkt; und man hatte sich gesagt, dieser werde nicht persönlich in die fernen Niederlande gekommen sein, wenn er nicht mit Zuversicht auf den Sieg rechne. Man hatte gehofft, daß die inneren Parteikämpfe Frankreichs in diesem Jahre ein leichteres Spiel gewähren würden. Die anfänglichen Erfolge hatten es möglich scheinen lassen, daß man trotz Allem zum Ziele gelange. Auf einen endlosen Vertheidigungskrieg war man, so sonderbar es klingen mag, am wenigsten vorbereitet gewesen. Und doch war man jetzt in einen solchen zurückgeworfen. Ausgezeichnete Führer standen jetzt an der Spitze der Franzosen: wir begegnen 1794 in den Niederlanden auch bereits den meisten Namen der berühmten napoleonischen Generale, und zwar in weit höherer Stellung als die Heerführer der Freiheitskriege sich damals mit Ausnahme des Erzherzogs Karl befanden. Hinter der Armee aber stand noch die ganze revolutionäre Energie der Schreckenszeit. Der Erzherzog Karl sagte später, die Unfähigkeit erzeuge bei den französischen Heerführern Tollkühnheit, wo die Deutschen unthätig aus Verlegenheit würden. Die Generale von 1794 mußten aber bekanntlich entscheidend siegen, wenn sie nicht der Guillotine verfallen wollten. St. Just beging einst die Grausamkeit, einen Artillerie-Officier hinrichten zu lassen, weil er mit der Aufstellung der Geschütze nicht in der dem Volksrepräsentanten ausreichend erscheinenden Zeit fertig geworden war.

Entkleidet man die Dinge des revolutionären Phrasengeklingels, so war es der moderne Militarismus, der den Verbündeten entgegentrat und ihnen statt der beabsichtigten Offensive nun dennoch einen erschöpfenden Vertheidigungskrieg in Aussicht stellte.

Man war nach der Schlacht von Tournay im Hauptquartier fast in derselben Lage wie Anfangs Mai bei Landrecies. Man stand zwi-

*) S. hierüber die durchaus zutreffenden Bemerkungen Witzlebens.

schen Kaunitz und Clerfayt und mußte befürchten, daß derjenige Flügel verloren war, dem man den Rücken wandte. Um dem Zweifel ein Ende zu machen, berief der Kaiser am 24. von Neuem die Generale zu einem Kriegsrath zusammen, dem er mehrere Fragen vorlegte, welche sich auf das eventuelle Verhalten den Ereignissen an der Sambre gegenüber bezogen. In den beigefügten Erläuterungen heißt es:

1. „Die Armeen sind seit der kurzen Zeit der Eröffnung der Campagne in ihrem Stande außerordentlich herabgesunken, so daß die Bataillons derer mit Sr. k. k. Majestät combinirten Mächte abermalen eines in das andere nicht höher als 200 Feuergewehre angenommen werden können. Selbst jene Sr. Majestät werden nunmehr eines in das andere kaum 600 Feuergewehre betragen. Was wird aus den ersteren, wenn es so fortdauern sollte, werden, da sie nicht, wie die letzteren, auf Ersatz während des Feldzuges rechnen können?
2. Die außerordentliche Uebermacht des Feindes ist evident. Daß jeder Verlust, den er an Menschen, Pferden oder Artillerie erleidet, augenblicklich wieder ersetzt wird, während bei den combinirten Armeen dieser Ersatz während dem Laufe des Feldzuges entweder gar nicht oder nur sehr spät anzuschaffen ist, liegt ebenfalls außer allem Zweifel; und ebenso unzweifelhaft ist es endlich auch, daß in einem Terrain, wie jenes zwischen der Schelde und Lys und in ganz Flandern ist, mit dem Feinde auf gleiche Zahl gerechnet und sich nicht verborgen werden müsse, daß die combinirten Armeen, selbst wenn sie immer glücklich sind, siegend aufgerieben werden würden.
3. Courtrai und Menin, in deren Besitze der Feind ist, können schon in diesem Augenblicke solchergestalt in Vertheidigungszustand sein, daß man die Tranchée eröffnen und auf deren Eroberung wenigstens drei Wochen Zeit verwenden müsste. Drängt man die zahlreiche feindliche Armee von Courtrai zurück, so zieht sie sich hinter Menin und kann jeden Augenblick wieder vorwärts rücken, weil es in diesem Terrain unmöglich ist, den Feind so zu schlagen, daß er sich nicht in wenigen Tagen wieder aufraffen könnte. Ist man endlich auch Meister von Courtrai geworden, so hat man während der Operationen gegen Menin die nämlichen Gefahren, diejenigen nicht gerechnet, welche mittlerweile von der Sambre kommen, oder von diesem so äußerst

überlegenen Feinde durch die Wegnahme der Posten Orchies und Marchiennes, wohl auch jenseits der Schelde verbreitet werden könnten."*)

Sollte die fernere Kriegführung der Verbündeten Chancen haben, so mußten sie ihre Truppen unerwartet an einem Punkte concentriren. Es ließ sich schon damals erkennen, daß die Entscheidung an der Sambre lag und daß die Concentrirung also dort erfolgen mußte. Wäre Kaunitz am 24. Mai geschlagen worden, so würde man auch dorthin geeilt sein. So aber befreite Kaunitzens neuer Sieg von der augenblicklichen Besorgniß um den linken Flügel. Die Rücksichtnahme auf die Engländer gebot das Verbleiben in Flandern. Es geschah wieder nichts Entscheidendes. Ja man begann auch auf dem flandrischen Kriegsschauplatz die Truppen zu verzetteln.

Die Franzosen setzten unterdessen ihre Unternehmungen auf beiden Flügeln fort. Zwar gab Pichegru nach der Schlacht von Tournay jeden weiteren Angriff gegen die Hauptarmee auf. Er wandte sich aber dafür gegen Ypern, auf dessen Wegnahme Carnot längst gedrungen hatte. Der Commandant der Festung, General Salis, war ein verdienter Officier und hatte im vorhergehenden Jahre die Festung rühmlich vertheidigt. Am 1. Juni begann die Belagerung. Clerfayt benahm sich, wie er sich während des ganzen Feldzuges benommen hat. Durch seine Unterordnung unter den Erzherzog war seine Stimmung keine bessere geworden. Auch die Spannung zwischen ihm und Mack war seit der Schlacht von Tourcoing verstärkt.

Clerfayt besaß, nachdem er 2 Bataillone für die Besatzung von Ypern abgegeben hatte, nur noch 15,000 Mann. Trotzdem zersplitterte er seine Truppen, und setzte dann, als er nur noch ein Drittel unter seinem persönlichen Befehl vereinigte, den dringenden Hülferufen des Generals Salis die Behauptung entgegen, daß er zu schwach sei. Der Kaiser gab unter dem 5. Juni aus Brüssel Coburg den bestimmten Befehl, die schleunigsten Maßregeln zur Rettung Yperns zu ergreifen. Gegen das Versprechen, den Entsatz von Ypern zu versuchen, verstärkte darauf Coburg Clerfayt um 10,000 Mann: eine für die damaligen Verhältnisse außerordentliche Hülfeleistung, wenn man vernimmt, daß diese Truppen von der so sehr bedrohten Sambre herbeigezogen werden mußten. Clerfayt gebot jetzt über 25,000 Mann. Seine Operationen blieben aber dennoch

*) Witzleben, a. a. O. III, 259 f.

kraftlos. Er ward am 10. angegriffen und geschlagen. Zugleich war Coburg mit einem Theil seiner Hauptarmee von Tournay aus gegen die Lys vorgegangen, um Clerfayts Operationen zu unterstützen. Kaum aber hatte er sich in Bewegung gesetzt, als 2 feindliche Colonnen über die Marque und von Cysoing her gegen das Hauptlager bei Tournay vorgingen und ihn dadurch zur Rückkehr zwangen, um den Feind erst auf diesem Punkte abzuwehren. Die Bewegung der Franzosen war so auffallend, daß der Glaube an ihre Kenntniß der österreichischen Kriegspläne hierdurch neue Nahrung erhielt.

Die Franzosen zogen sich nach dieser Diversion sofort wieder zurück. Coburg war kaum wieder in Tournay angelangt, als ihn ein Schreiben des Kaisers traf, worin es hieß: „Ich sehe den Entsatz von Ypern für allzu wichtig an, als daß ich versäumen sollte, der desfallsigen Unternehmung beizuwohnen. Ich gehe daher heute noch nach Tournay ab, woselbst ich zu vernehmen gewärtige, wo Euer Liebden Ihr Hauptquartier haben werden, um morgen früh bei Ihnen zu sein.“*) Der Kaiser, der eben von der Sambre zurückgekehrt und dort an einem siegreichen Kampfe Theil genommen hatte, folgte seinem Briefe auf dem Fuße und hoffte die Armee zum Vorrücken zu bewegen. Aber man war im Hauptquartier ängstlicher als in Brüssel. Der eine mißglückte Versuch schreckte von einer Wiederholung ab; und Kaiser Franz kehrte am folgenden Abend unverrichteter Dinge nach Brüssel zurück, um — am 13. Juni die Heimreise nach Wien anzutreten. Auch Mack legte seinen Posten nieder und ging nach Oesterreich zurück.

Gerade am 13. griff Clerfayt seinerseits an. Sein einer Flügel hatte gesiegt; aber der Mangel eines Zusammenhanges der Operationen entschied auch an diesem Tage gegen die Kaiserlichen. Nun war der Fall von Ypern nicht mehr abzuwenden. Salis capitulirte; und es gingen dadurch, außer der für Flandern so außerordentlich wichtigen Festung, 10,000 Mann der besten Truppen für die Verbündeten verloren. Als die Soldaten die Gewehre niederlegen sollten, erhob sich ein gewaltiger Tumult. Die braven Hessen verließen ihre Glieder, zerrissen ihre Fahnen und warfen sie den Franzosen unter Flüchen und Thränen vor die Füße. Jetzt ist die Ehre dahin, riefen sie, jetzt wollen wir ruhig sein. Die französischen Soldaten konnten sich der Achtung nicht erwehren. Moreau ritt entblößten Hauptes die Fronte der deutschen

*) Witzleben, a. a. O. III, 277.

Krieger entlang. „Es sind tapfere Männer", sagte er, „die ein besseres Loos verdient hätten."

Es war sehr beklagenswerth, daß der Kaiser die Niederlande verließ. Das Gefühl von der schwierigen militärischen Lage und die Besorgniß, durch dieselbe compromittirt zu werden, wird ihn vor Allem zur Abreise bewogen haben. Dazu kam dann Thuguts Wunsch: dieser fühlte sich vor wie nach in dem Kriegsgetümmel nicht heimisch und wünschte der polnischen Verwickelung wegen auf einem weniger entfernten Punkte, in dem Centrum der Monarchie, und in der beständigen Nähe des Kaisers zu sein. „Während S. M. auf eine so gefährliche Weise ihr ganzes Ansehen und ihren ganzen Ruhm compromittirt", schreibt er, „befindet sich die Gesammtheit der wichtigsten und dringendsten Angelegenheiten der Monarchie in Stagnation: es ist unmöglich, etwas zu thun oder einzuleiten, weil man sich nicht in der Lage befindet, die Befehle S. M. in jedem Augenblick zu erhalten, und weil man keine Kunde von dem hat, was sich an den verschiedenen Orten ereignet. Man kann deßhalb die Confusion und unentwirrbare Widersprüche kaum vermeiden. Was in diesen letzten Tagen in Beziehung auf die polnische Frage an mich gelangt ist, beunruhigt mich sehr; und vielleicht ist der Augenblick der Abhülfe schon verpaßt. Aber die daraus entspringenden unangenehmen und gefährlichen Folgen werden lange anhalten und den Untergang der Monarchie verursachen. Ebenso verhält es sich mit mehreren anderen Gegenständen von größtem Interesse. Mit einem Wort, es verwirrt sich Alles; und wir werden bald von Unglück erdrückt und am Vorabend der unheilvollsten Ereignisse sein."*) Wie die Dinge in Wien während Thuguts Abwesenheit behandelt wurden, beweist der Umstand, daß das „Directorium", d. h. das auswärtige Amt, gegen den Befehl des Kaisers sich mit Kosciuszko eingelassen hatte. Thuguts Besorgniß, daß Preußen diesen Zwischenfall in Petersburg benutzen werde, um Oesterreich eines Zusammengehens mit den Insurgenten zu zeihen, lag sehr nahe. „Solche Ereignisse beweisen mehr und mehr, wie ich Ew. Excellenz oft vorgestellt und mir selbst Sr. Maj. zu unterbreiten die Freiheit genommen habe, die absolute Nothwendigkeit eines einigen Mittelpunkts für die Geschäfte", schreibt Thugut.**) Er fürchtete leider mit Recht, daß Preußen im Sinne der zweiten Theilung, d. h. mit Ausschluß Oesterreichs, sich abermals in Polen zu vergrößern trachten werde. Und so

*) Thugut an Colloredo bei Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 100.

**) Ebenda I, 103.

war es dann die polnische Politik Preußens, und so war es die Erinnerung an die zweite Theilung Polens, was Thugut und den Kaiser aus den Niederlanden hinwegtrieb.

Der Eindruck, den die Abreise des Kaisers hervorrief, war natürlich ein großer. Die Mißstimmung der Niederländer entzündete sich von Neuem daran. Die französischen Emissäre und die versteckten Feinde des Kaisers beuteten dieselbe um so mehr aus, als sie wünschten, daß Oesterreich die Niederlande verliere, und als sie die Abreise des Kaisers als eine gute Vorbedeutung hinnahmen. Bald betrachtete man in weiten Kreisen die den Meisten unerwartete Nachricht als einen neuen Beweis, daß Oesterreich die Niederlande freiwillig räumen wolle. Die Ueberzeugung, daß dem so sei, setzte sich mehr und mehr fest und wurde fast wie ein politisches Dogma mit Heftigkeit vertheidigt: der Satz, daß man das glaubt, was man wünscht, findet eben in den politischen Dingen eine fast noch größere Bestätigung als im sonstigen Leben. Ob sich österreichische Staatsmänner und höhere Beamte in einem der Räumung günstigen Sinne ausgesprochen, wird schwer zu entscheiden sein. Graf O'Donnel sagt ausdrücklich, es seien die Uebelgesinnten, welche solche Gerüchte verbreiteten.*) Es kann dagegen nicht bezweifelt werden, daß sich das fragliche Gerede auch in der Armee einzuschleichen begann. Ein etwas späterer Brief des Kaisers sucht sogar in dem Lagergeschwätz die eigentliche Quelle all' dieser falschen Gerüchte. Gerade die Lacy'sche Partei war es, die jetzt von der Unhaltbarkeit der Niederlande sprach. Thugut hatte seine Leute nur zu gut gekannt, wenn er bei ihren exorbitanten Anforderungen für die Armee gleich von vornherein fürchtete, die Herren würden, wenn man ihnen nicht Alles gewähre, von der Undurchführbarkeit der der Armee gestellten Aufgabe sprechen.**) Von solchen Reden war es nur ein Schritt zu der Verdächtigung, daß die Regierung die Armee mit Absicht in diese Zwangslage habe versetzen wollen.

Außerordentlich viel hat ferner die preußische Diplomatie zu der Verbreitung des Gerüchts von der Absicht einer freiwilligen Räumung beigetragen. Auch sie wünschte, daß Oesterreich die Niederlande ver-

*) S. Vivenot, Herzog Albrecht, I, 126.

**) Vgl. für eine nur wenig spätere Zeit Hüffer, Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution S. 90.

liere, und wollte deßhalb an dessen Räumungsabsichten glauben. Sieht man die preußischen Berichte aber genau an, so bieten sie keine Belege für die Wahrheit der behaupteten Räumungsabsichten. Ja gelegentlich kommen sie auf das, was Graf O'Donnel sagt, hinaus.

Endlich kommen noch die Berichte englischer Diplomaten in Betracht. Die österreichische Diplomatie hatte die Möglichkeit einer Räumung der Niederlande den Engländern gegenüber verkehrter Weise, und zwar schon seit langer Zeit als Drücker benutzt. Diese hatten dann in ihrer täppischen Art solche Aeußerungen mißverstanden und höchst undiplomatisch verwerthet. Die Controverse über die Verwendung der preußischen Truppen hatte ja gerade jetzt zu neuer Verstimmung und neuen Mißverständnissen geführt.

Vornehmlich gehörte zu den Verbreitern Oesterreich nachtheiliger Gerüchte der uns schon vom Jahre 1791 her in nicht besonders vortheilhafter Art bekannte Lord Elgin. Er war einer jener Abgesandten des Londoner Cabinets, die sich jetzt an dem Hoflager des Kaisers einfanden, um durch ihre Zetteleien, ihre Unkenntniß der Verhältnisse und ihr Mißtrauen die Dinge noch mehr zu verderben. Er wird sich ebenso täppisch wie 1791 benommen haben. Und wenn er damals unwahre Berichte über seine Unterredungen nach Berlin sandte, so ist es nur zu wahrscheinlich, daß er auch jetzt die feinen Wendungen Thuguts entweder mißverstanden hat, oder hat mißverstehen wollen. Er läßt Thugut in einem galligen Berichte über einen lebhaften Wortwechsel, in den er unmittelbar nach der Schlacht von Tourcoing mit ihm gerathen war, sagen, es sei nicht seine Schuld, wenn der Kaiser nicht die Räumung Belgiens verfügt habe. Vermuthlich wollte Thugut sagen, daß die ungerechtfertigte Bevorzugung Preußens durch die Engländer es ihm (Thugut) unmöglich gemacht habe, aus einer gewissen Reserve in den niederländischen Angelegenheiten herauszutreten. Es kommt bei solchen Aeußerungen oft auf ein halbes Wort an. Vor Allem muß es entscheidend sein, daß Thuguts vertrauliche Briefe nicht die leiseste Andeutung eines solchen Gedankens enthalten, obgleich sein Einfluß auf seinem Verhältniß zu Colloredo beruhte, und obgleich die Vertraulichkeit ihrer Correspondenz die Möglichkeit beinahe ausschließt, daß er die Räumung geplant und nichts darüber an Colloredo geschrieben haben sollte.

Die Hauptaufmerksamkeit wandte sich um diese Zeit wieder den Ereignissen an der Sambre zu. Nicht in Flandern, sondern hier sollte

doch die Entscheidung fallen. Am 20. Mai waren die Franzosen abermals über die Sambre gegangen, am 24. jedoch bei Bousssoile in Verwirrung über dieselbe zurückgeworfen. Sie verloren an diesem Tage 3000 Mann, 41 Kanonen und 31 Pulverkarren. Innerhalb vierzehn Tagen hatten sie 15,000 Mann und die Hälfte ihres Materials eingebüßt. Wieder hatte St. Just im Kriegsrath zur Offensive gedrängt. Dagegen hatten Beaulieu von Luxemburg und der Kaiser persönlich von Tournay erhebliche Verstärkungen herangeführt. Die Franzosen überschritten zum dritten Male die Sambre und schlossen Charleroi ein. Die Verbündeten wurden jetzt von dem Erbprinzen von Oranien commandirt: der verdiente Kaunitz hatte ihm, nicht ohne es bitter zu empfinden, seine Stelle einräumen müssen, weil man sich auf diese Weise der Holländer besser glaubte versichern zu können. Aber man muß es dem Erbprinzen lassen, daß er sich an der Sambre seinem Posten gewachsen gezeigt hat. Am 3. Juni wurden die Franzosen bei Capelle les Herlaimont noch einmal von den Verbündeten geschlagen und zum abermaligen Rückzuge über den Fluß gezwungen. Der Kaiser nahm persönlich an dem Treffen Theil. Charleroi wurde durch den Sieg der Verbündeten entsetzt. Der Verlust der Franzosen betrug an diesem Tage über 2000 Mann, der der Verbündeten nur 413: solche Zahlen erklären es, daß die Verbündeten eine doppelte Uebermacht noch nicht zu fürchten hatten.

Jetzt aber traten die Dinge in das entscheidende Stadium. Jourdan hatte 50,000 Mann von der Mosel herangeführt und dafür vom Rheinheer einen ganz ungenügenden Ersatz von 18,000 Mann an die Mosel gesandt. Er hatte eigentlich nur Befehl gehabt, 25,000 Mann von hier an die Sambre zu führen. An Ort und Stelle überzeugte er sich aber leicht, daß von den Preußen nichts zu befürchten war, und nahm es auf seine Verantwortung, den für die Niederlande bestimmten Succurs zu verdoppeln. Hier wenigstens ist es klar, daß eine solche Maßregel unmöglich gewesen wäre, wenn die Preußen bei Trier gestanden hätten. Noch einmal wiederholte sich das, was im vorhergehenden Jahre zwei Mal den Sieg der Franzosen entschieden hatte. Am 21. Mai war Jourdan aus dem Lager bei Longwy aufgebrochen, hatte bei Dinant die Maas überschritten und war am 3. Juni bei St. Gerard angelangt. Es zeigte sich, daß Mack insofern Recht gehabt, als er der Mitwirkung einer preußischen Armee zwischen Dinant und Luxemburg eine so entscheidende Bedeutung beigelegt hatte.

Jourdan vereinigte sich jetzt bei Charleroi mit den bereits an der Sambre stehenden Truppen. Er erhielt unter Pichegru's Oberbefehl das selbstständige Commando über die hierdurch gebildete „Maas- und Sambre-Armee" von 100,000 Mann.*) Mit 66,000 überschritt er am 12. Juni zum vierten Mal die Sambre. Ein Corps von 8000 Mann begann die Belagerung von Charleroi. Mit den unter seinem unmittelbaren Befehl verbleibenden 58,000 wollte Jourdan die Belagerung decken. Die ihm gegenüberstehenden Verbündeten zählten nur 33,000 Mann.

Trotz der fast doppelten Uebermacht der Franzosen entschlossen sich die Alliirten am 16. zum Angriff. Da auch die Franzosen den Tag mit einer Angriffsbewegung begannen, so war der Zusammenstoß bei Gosselies ein sehr heftiger. Schon schien die Schlacht für die Franzosen gewonnen; aber die Tapferkeit des österreichischen Fußvolks wandte noch einmal den Sieg den Verbündeten zu. Der unter Beaulieu stehende linke Flügel entschied den Tag. „General Petrasch führte eine letzte Reserve Grenadiere gegen Fleurus, und stemmte sich mit dieser Kerntruppe, einem kleinen aber undurchdringlichen Walle, dem Vordringen Marceau's entgegen: so daß Oranien die Möglichkeit gewann, die Division Latour aus dem Gefechte loszuwickeln und zu Beaulieu hinüber zu führen. Damit wurde hier eine Masse von beinahe 20,000 Mann auf einem Flecke vereinigt, die Bataillone ordneten sich auf's Neue zum Angriffe; die Geschütze in Batterien gesammelt an der Spitze, unter Sturmschlag und klingendem Spiele ging es noch einmal vorwärts gegen den Feind."**) Beaulieu errang einen vollständigen Sieg. Die Divisionen Marceau's flohen über die Sambre. Lefebvre räumte mit der Avantgarde Campinaire. Noch einmal ging Jourdan zum Angriff über. Aber die Kaiserlichen eröffneten ein starkes Artilleriefeuer und drangen dann von allen Seiten in die feindlichen Reihen ein. Als nun auch die Nachricht von Marceau's Niederlage eintraf, entschloß sich Jourdan aus Besorgniß für seine rechte Flanke zum Rückzug. Das Centrum wurde in die Flucht des ersten Flügels verwickelt. Auch hier eilten die Franzosen der Sambre zu und wurden dabei von der verbündeten Cavallerie energisch verfolgt. Nur auf ihrem linken Flügel hatte Kleber mit Glück gefochten und die Holländer zwei Meilen weit zurückgedrängt. Aber Jourdans Niederlage nöthigte auch ihn zum Rückzug. Abermals war

*) Die bis dahin commandirenden Generale Charbonnier und Desjardins wurden entfernt.

**) Sybel a. a. O. III, 130.

Charleroi entsetzt. Die Franzosen hatten 6000 Mann auf dem Schlachtfelde liegen lassen, 20 Kanonen und 30 Pulverkarren waren die Trophäen dieses glänzenden Ehrentages von Gosselies. Es war die vierte Schlacht, die die Franzosen an der Sambre verloren. In der That: wir wissen in dem ganzen niederländischen Kriege kaum eine für die Kaiserlichen glänzendere Episode als dieser viermalige Sieg an der Sambre gegen eine doppelte Uebermacht.

Man hätte eine sehr verkehrte Methode gewählt und sich einer ganz unverantwortlichen Vergeudung von Blut schuldig gemacht, wenn man nur die Absicht hatte, mit ehrenhaften Rückzugsgefechten den Anstand bei einer Räumung Belgiens zu wahren. Jede andere Armee als das französische Revolutionsheer würde die Forcirung des Flußübergangs jetzt wahrscheinlich aufgegeben haben. Aber der Glaube an die eigene Sache verlieh den damaligen Franzosen trotz ihrer Beweglichkeit eine Ausdauer, der die Verbündeten nichts Aehnliches entgegenzusetzen hatten. „Jetzt brüten sie wieder" — hatte Hohenlohe im November aus Englefontaine geschrieben — „neue Projecte und plagen uns mit unaufhörlichen Bewegungen bald hier, bald da. Es ist unbegreiflich, woher sie die Leute nehmen .... Salomon konnte sich so über die Narren ärgern, hatte aber vollkommen Recht, denn ich sehe jetzt, daß man mit diesen nie fertig wird."*) Fast genau dasselbe hätte man jetzt sagen können. Die Stimmung der Franzosen war noch immer die beste. Sie schrieben den Verlust der Schlacht von Gosselies lediglich dem Mangel an Munition und dem Nebel zu, der den Zusammenhang der Operationen gehindert habe.

Die Nachricht von dem Falle Yperns hatte Coburg gerade in dem Augenblicke erreicht, wo er sich selbst zum Entsatze dieser Festung anschickte. Die Bitten des Erbprinzen von Oranien gesellten sich jetzt zu der eigenen Absicht. Am 21. trat er den Marsch nach der Sambre an. Am 18. hatten die Franzosen inzwischen zum fünften Male den Fluß überschritten und Charleroi wieder eingeschlossen. „Es war vorauszusehen", sagt Häusser, „daß die Oesterreicher nicht stark genug waren, diesen übermächtigen und immer erneuerten Stößen auf die Dauer Trotz zu bieten; wurden sie aber bewältigt, so stand dem Feinde der Weg nach Brüssel offen, und die Vereinigung mit Pichegru in Westflandern machte dann den Rückzug der Verbündeten unvermeidlich."**)

*) S. Witzleben, a. a. O. II, 344.

**) Häusser a. a. O. I, 567.

Leider ergab sich Charleroi den Franzosen gerade an dem Tage (25. Juni), wo sich Coburg bei Nivelles mit dem Prinzen von Oranien vereinigte. Am 26. kam es zur Schlacht von Fleurus, die dann über den ganzen Feldzug, und damit über den Besitz der Niederlande entschieden hat.

Die Franzosen zählten 81,000 Mann, die Verbündeten dagegen nur 45,000, von denen etwa ein Viertel auf die Holländer kam. Bis Mittag setzten die Verbündeten den Franzosen einen hartnäckigen Widerstand entgegen. „Die Oesterreicher hatten an einzelnen Stellen mit Auszeichnung gefochten und zum Theil Terrain gewonnen.“*) Aber jetzt änderte sich die Sachlage. Und es sprach leider schon die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Schlacht verloren gehen würde, als Coburg die Nachricht erhielt, Charleroi sei bereits in den Händen des Feindes. Er hatte Beaulieu's Adjutanten, den 54 Jahre später so berühmt gewordenen Rittmeister von Radetzky ausgesandt, um Nachricht über das Schicksal von Charleroi zu erhalten; und dieser hatte sich durch einen äußerst kühnen Ritt, bei dem er die Sambre mit seinem Pferde durchschwamm und auf dem Rückwege verwundet wurde, der Festung so weit genähert, bis ihm das qui vive der Franzosen entgegentönte. Durch den Fall von Charleroi verlor die Schlacht ihren nächsten Zweck, der eben in dessen Entsatz bestanden hatte. Coburg mußte fürchten, seine Kräfte den so weit überlegenen Franzosen gegenüber nutzlos aufzuopfern. Er brach den Kampf ab und trat, ohne übrigens verfolgt zu werden, den Rückzug an. Weder Sybel noch Häusser behaupten, daß hierbei andere als militärische Gesichtspunkte obwalteten. Die französischen Schriftsteller sehen die Schlacht schon vor ihrem Abbruch als für die Verbündeten vollständig verloren an. Und auch Witzleben meint, daß Coburg und selbst der wirklich an Macks Stelle getretene Waldeck die Schlacht nicht abgebrochen haben würden, wenn sie nicht mit Recht eine Niederlage gefürchtet hätten. Wollte man die Festung Charleroi als zu unbedeutend darstellen, als daß die Entschlüsse des Hauptquartiers von ihrem Fall hätten abhängig sein dürfen, so würde man die übergroße Bedeutung aus den Augen lassen, die man damals den Festungen beilegte. Auch war die Entsetzung von Charleroi ein Ehrenpunkt für die Kaiserlichen gewesen.

*) Ebendaselbst.

Die Niederlande hielten freilich die entscheidenden Persönlichkeiten noch immer nicht für verloren. Ein am 1. Juli zu Braine la Leude abgehaltener Kriegsrath beschloß, sie standhaft zu vertheidigen. Aber Coburg, der auch schon seinen Mack nicht verschmerzen konnte, war gebrochen und die Lage der Dinge drängte weiter und weiter.

Drittes Kapitel.

Der Feldzug am Rhein.

Den Wünschen Preußens zum Trotze hatte man seit dem Anfang des Feldzugs eine besondere Reichsarmee geschaffen und mit dieser die am Rhein stehenden Kaiserlichen vereinigt. Diese Truppen standen seit Anfang Mai bei Heidelberg unter dem Befehle des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen. Der Herzog war der Sohn des 1763 verstorbenen Königs August III von Polen, Kurfürsten von Sachsen*), und also der Oheim Kurfürsts Friedrich August III und Bruder des Kurfürsten Clemens Wenzel von Trier. Wir haben den jetzt in seinem sechs und fünfzigsten Lebensjahre stehenden Herzog bereits in den Niederlanden kennen lernen. Er war ein in mannigfacher Weise gebildeter, und von patriotischer Gesinnung erfüllter Mann, von edler und feiner Denkungsart. Er besaß ein sehr richtiges Urtheil über Menschen und Verhältnisse, und war dabei von einer seltenen Bescheidenheit und Selbstlosig-

*) Er war geboren am 11. Juli 1738. Seine Mutter war Maria Josepha, Tochter Kaiser Josephs I, auf die sich zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges die sächsischen Ansprüche gründeten. Vermählt hatte er sich am 8. April 1766 mit der am 13. Mai 1742 geborenen Erzherzogin Marie Christine. Diese Heirath war eine Lieblingsidee der Kaiserin gewesen, die doch wenigstens eine ihrer Töchter nach dem Herzen heirathen lassen, und zugleich dem sächsischen Hause einen Beweis ihrer Dankbarkeit geben wollte. Der Grundbesitz, mit dem sie ihren Schwiegersohn dotirte, war ein höchst bedeutender. Auch die Herrschaft Teschen gehörte dazu.

keit. Er schließt immerhin in würdiger Weise die Reihe der deutschen Reichs-Feldmarschälle, wenn es ihm auch nie vergönnt gewesen ist, eigentliche Lorbeeren zu ernten. Sein Bildniß erinnert in seinen wohlwollenden und edlen Gesichtszügen an den König Johann von Sachsen, und irren wir nicht, so war er auch ein Mann im Stile dieses seltenen Fürsten. Es lag eine große sittliche Reinheit und Würde in all seinem Thun. Selbstbeherrschung und Mäßigung zeichneten ihn aus. Kein Flecken irgend einer Art klebt an seinem Charakter. Es ist sein historisches Verdienst, daß die Reichsarmee und die österreichischen Truppen am Oberrhein in den entscheidenden Tagen des Jahres 1794 lediglich das deutsche Reichsinteresse in's Auge gefaßt haben. Der Herzog hätte vielleicht klüger und weitblickender, aber nicht patriotischer handeln können, als er thatsächlich gehandelt hat. Leider war es ein halbverlorener Posten, auf den der pflichttreue Fürst auch diesmal gestellt wurde.

Der von dem „präsenten" allerdings noch zu unterscheidende sog. effective Bestand der Reichsarmee betrug ca. 80,000 Mann, von denen etwa 26,000 von den kleineren und mittleren Reichsständen gestellt wurden, während über 54,000 auf Oesterreich kamen.*) Die preußisch-sächsische Armee zählte etwa 55,000 M. Die Preußen allein können kaum über 50,000 betragen haben; während doch der Haager Vertrag dem Könige die Stellung von 62,400 und das österreichische Bündniß vom 7. Februar 1792 die von 20,000 Mann auferlegte: von dem preußischen Reichscontingent ganz abgesehen, bei dessen gesonderter Hinzuzählung die preußische Armee eine Stärke von über 95,000 Mann hätte erreichen müssen. Man fühlte preußischerseits auch sehr wohl das

*) Vivenot, Herzog Albrecht I, S. 78. — Als Datum für den Bestand giebt Vivenot den 15. April an. Bei der außerordentlich geringen Zahl der Reichstruppen muß man in Betracht ziehen, daß sowohl das preußische Contingent als auch bei den Preußen stehenden Sachsen und die im englischen Solde kämpfenden Hannoveraner und Hessen von der unter dem Herzog vereinigten Armee in Abzug kamen, so viel wir zu sehen vermögen, waltet bei den Preußen, Hannoveranern und Hessen rechtlich dasselbe Verhältniß ob; der Unterschied ist nur der, daß ein am Rhein stehendes preußisches Contingent ohne Schwierigkeit mit der Reichsarmee hätte vereinigt werden können, und daß die Preußen es sehr übel nahmen, wenn man sich nach ihrem Reichscontingent erkundigte. Daß die hannoverschen und hessischen Soldtruppen in den Niederlanden ebenfalls hinsichtlich ihrer Stärke weit über das hinausgingen, was die Reichsmatrikel erforderte, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Viele Reichsstände ließen sich nach damaliger Sitte hinsichtlich ihres Contingents an Oesterreich oder Preußen vertreten. Ersteres bezog im Jahre 1793 sogenannte [illegible]

eſer Zahlenverhältniſſe und ſuchte es durch unrichtige An-
:rdecken.

Beginn des Feldzuges ſtand die preußiſche Armee zwiſchen
ınd Guntersblum. Sie ward jetzt durch den, in der Schule
ıes Großen ergrauten Möllendorf commandirt. Wir erinnern
ſie nach den Niederlanden marſchiren oder doch nach der
hen Grenze zu hatte manövriren ſollen. Haugwitzens un-
hmen gegen die Engländer ſteigerte ſich allmählig zur wirk-
ıelzüngigkeit. Am 1. und 5. Juni erklärt er dem Lord
y in der poſitivſten Weiſe, ſein König werde ſich, ſobald die
ıien-Rate ausbezahlt wäre, beeilen, ſeine Armee dorthin zu
die Seemächte deren Verwendung am Nützlichſten erachteten,
ıe ſpäter ſchreibt er dagegen an Möllendorf: die Art der
ı der preußiſchen Truppen hänge lediglich von deſſen Ermeſſen
ı es aus politiſchen Gründen wünſchenswerth erſcheine, daß
in und nicht in Belgien verwandt würden, wenn man nur
das Geld habe, ſo ſei es an Möllendorf, den Engländern
ciſchen Gründe darzulegen.

Oeſterreicher kamen jetzt in der Hauptſache auf den Plan zurück,
öllendorf im März vorgelegt hatte. Die preußiſche Armee ſollte
Stellung nehmen, um den dort ſtehenden Oeſterreichern unter
den Abmarſch nach den Niederlanden zu ermöglichen, Luxem-
:proviantiren und von den dortigen Gegenden aus eine Ope-
leiten, die dem an der Sambre kämpfenden linken Flügel der
hen Armee jedenfalls zu Gute kommen mußte. Mit Recht
ı, der Moment ſei günſtig, weil durch den Abmarſch der
ıan nach den Niederlanden marſchirenden Truppen die gegen-
franzöſiſche Armee ſo ſehr geſchwächt worden ſei. Secken-
:lügeladjutant des Herzogs Albrecht, den dieſer ſogleich im
den Niederlanden geſchickt, und der am 16. Mai bereits
Mainz anlangte, überbrachte Möllendorf dieſe mit Coburg
ıereinbarten Pläne. Es ſcheint nicht, daß irgend eine Ope-

für 10,000 Mann. Preußen vertrat einige ſächſiſche Herzogthümer und
älische Stifter. Eine Reihe von Ständen berief ſich auf den ſoge-
lfuß, kraft deſſen ſie weniger pflichtig zu ſein behaupteten, als das
orſchrieb. Andere erhielten aus beſonderen Rückſichten einen Nachlaß
ge. Nur ganz wenige hatten ſich, wie Schweden und Dänemark, ihrer
ndig entzogen.

keit. Er schließt immerhin in würdiger Weise die Reihe der deutschen Reichs-Feldmarschälle, wenn es ihm auch nie vergönnt gewesen ist, eigentliche Lorbeeren zu ernten. Sein Bildniß erinnert in seinen wohlwollenden und edlen Gesichtszügen an den König Johann von Sachsen, und irren wir nicht, so war er auch ein Mann im Stile dieses seltenen Fürsten. Es lag eine große sittliche Reinheit und Würde in all seinem Thun. Selbstbeherrschung und Mäßigung zeichneten ihn aus. Kein Flecken irgend einer Art klebt an seinem Charakter. Es ist sein historisches Verdienst, daß die Reichsarmee und die österreichischen Truppen am Oberrhein in den entscheidenden Tagen des Jahres 1794 lediglich das deutsche Reichsinteresse in's Auge gefaßt haben. Der Herzog hätte vielleicht klüger und weitblickender, aber nicht patriotischer handeln können, als er thatsächlich gehandelt hat. Leider war es ein halbverlorener Posten, auf den der pflichttreue Fürst auch diesmal gestellt wurde.

Der von dem „präsenten" allerdings noch zu unterscheidende sog. effective Bestand der Reichsarmee betrug ca. 80,000 Mann, von denen etwa 26,000 von den kleineren und mittleren Reichsständen gestellt wurden, während über 54,000 auf Oesterreich kamen.*) Die preußisch-sächsische Armee zählte etwa 55,000 M. Die Preußen allein können kaum über 50,000 betragen haben; während doch der Haager Vertrag dem Könige die Stellung von 62,400 und das österreichische Bündniß vom 7. Februar 1792 die von 20,000 Mann auferlegte: von dem preußischen Reichscontingent ganz abgesehen, bei dessen gesonderter Hinzuzählung die preußische Armee eine Stärke von über 95,000 Mann hätte erreichen müssen. Man fühlte preußischerseits auch sehr wohl das

*) Vivenot, Herzog Albrecht I, S. 78. — Als Datum für den Bestand giebt Vivenot den 15. April an. Bei der außerordentlich geringen Zahl der Reichstruppen muß man in Betracht ziehen, daß sowohl das preußische Contingent als die bei den Preußen stehenden Sachsen und die im englischen Solde kämpfenden Hannoveraner und Hessen von der unter dem Herzog vereinigten Armee in Abzug kamen: so viel wir zu sehen vermögen, waltet bei den Preußen, Hannoveranern und Hessen rechtlich dasselbe Verhältniß ob; der Unterschied ist nur der, daß ein am Rhein stehendes preußisches Contingent ohne Schwierigkeit mit der Reichsarmee hätte vereinigt werden können, und daß die Preußen es sehr übel nahmen, wenn man sich nach ihrem Reichscontingent erkundigte. Daß die hannoverschen und hessischen Soldtruppen in den Niederlanden ebenfalls hinsichtlich ihrer Stärke weit über das hinausgingen, was die Reichsmatrikel erforderte, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Viele Reichsstände ließen sich nach damaliger Sitte hinsichtlich ihres Contingents an Oesterreich oder Preußen vertreten. Ersteres bezog im Jahre 1793 sogenannte Ab-

ßliche dieſer Zahlenverhältniſſe und ſuchte es durch unrichtige An=
ien zu verdecken.

Bei Beginn des Feldzuges ſtand die preußiſche Armee zwiſchen
uznach und Guntersblum. Sie ward jetzt durch den, in der Schule
edrichs des Großen ergrauten Möllendorf commandirt. Wir erinnern
, daß ſie nach den Niederlanden marſchiren oder doch nach der
derländiſchen Grenze zu hatte manövriren ſollen. Haugwitzens un=
es Benehmen gegen die Engländer ſteigerte ſich allmählig zur wirk=
en Doppelzüngigkeit. Am 1. und 5. Juni erklärt er dem Lord
lmesbury in der poſitivſten Weiſe, ſein König werde ſich, ſobald die
e Subſidien=Rate ausbezahlt wäre, beeilen, ſeine Armee dorthin zu
gen, wo die Seemächte deren Verwendung am Nützlichſten erachteten,
nige Tage ſpäter ſchreibt er dagegen an Möllendorf: die Art der
wendung der preußiſchen Truppen hänge lediglich von deſſen Ermeſſen
während es aus politiſchen Gründen wünſchenswerth erſcheine, daß
am Rhein und nicht in Belgien verwandt würden, wenn man nur
einmal das Geld habe, ſo ſei es an Möllendorf, den Engländern
ie militäriſchen Gründe darzulegen.

Die Oeſterreicher kamen jetzt in der Hauptſache auf den Plan zurück,
Mack Möllendorf im März vorgelegt hatte. Die preußiſche Armee ſollte
Trier Stellung nehmen, um den dort ſtehenden Oeſterreichern unter
ankenſtein den Abmarſch nach den Niederlanden zu ermöglichen, Luxem=
rg zu verproviantiren und von den dortigen Gegenden aus eine Ope=
ion einzuleiten, die dem an der Sambre kämpfenden linken Flügel der
derländiſchen Armee jedenfalls zu Gute kommen mußte. Mit Recht
inte man, der Moment ſei günſtig, weil durch den Abmarſch der
er Jourdan nach den Niederlanden marſchirenden Truppen die gegen=
rſtehende franzöſiſche Armee ſo ſehr geſchwächt worden ſei. Secken=
f, der Flügeladjutant des Herzogs Albrecht, den dieſer ſogleich im
il nach den Niederlanden geſchickt, und der am 16. Mai bereits
der in Mainz anlangte, überbrachte Möllendorf dieſe mit Coburg
Mack vereinbarten Pläne. Es ſcheint nicht, daß irgend eine Ope=

ionsgelder für 10,000 Mann. Preußen vertrat einige ſächſiſche Herzogthümer und
rere weſtfäliſche Stifter. Eine Reihe von Ständen berief ſich auf den ſoge=
nten Uſualfuß, kraft deſſen ſie weniger pflichtig zu ſein behaupteten, als das
hsgeſetz vorſchrieb. Andere erhielten aus beſonderen Rückſichten einen Nachlaß
n Reichstage. Nur ganz wenige hatten ſich, wie Schweden und Dänemark, ihrer
icht vollſtändig entzogen.

ration in der Pfalz in Aussicht genommen war. Die Engländer hatten sich auch diesmal nicht widersetzt: vermuthlich weil sie dachten, die Preußen würden leicht nach den Niederlanden zu ziehen sein, wenn sie erst einmal bei Trier und Luxemburg ständen. Thugut wird schon aus Rücksicht gegen die Engländer nicht widersprochen haben, und wünschte in der That den Trierer Posten von den Preußen übernommen zu sehen. Hätten die Preußen die zwischen den beiden österreichischen Hauptquartieren vereinbarten Pläne angenommen, so wäre die niederländische Armee jedenfalls gerettet gewesen. Die Kaiserlichen hätten wenigstens irgend eine Stellung in den dortigen Gegenden zu behaupten vermocht, von der aus man, wie es auch 1793 geschehen war, in der folgenden Campagne zur Wiedereroberung der Niederlande hätte schreiten können. Aber wie man das Jahr vorher statt einer Unternehmung auf den Elsaß durchaus eine solche auf Saarlouis gewollt, so kam auch jetzt Möllendorf mit einem ähnlichen Plane. Ja es tauchte jetzt preußischerseits der Gedanke einer Unternehmung auf den Elsaß auf. Noch einmal einigte man sich unerwartet schnell in einer Conferenz, an der auch Haugwitz, Schulenburg und Hardenberg Theil nahmen. Da Möllendorf den Abmarsch nach den Niederlanden zu verhindern wünschte, es dem Herzog aber doch vor Allem darum zu thun war, daß nur irgend etwas geschah, so kam man von beiden Seiten einander mit Bereitwilligkeit entgegen. Allerdings sollte der Hauptstoß nun doch nicht in den Moselgegenden, sondern in der Pfalz geführt werden. Aber Möllendorf verpflichtete sich doch wenigstens, den wichtigen Posten von Trier zu besetzen, und stellte nur die beiden Gegenbedingungen, daß der Reichs-Feldmarschall 14,000 Mann den Rhein überschreiten lassen und Befehl zur Verpflegung der über Trier hinausrückenden Preußen ertheilen solle. In dieser Stadt sollte auf Reichskosten ein Magazin angelegt werden. Bereits am 17. Mai erhielt Möllendorf durch eine Estaffette die Zustimmung des Herzogs, und er erklärte darauf hin noch einmal in Gegenwart derselben Personen, die auch an der ersten Conferenz Theil genommen, daß er ein preußisches Corps bei Trier aufstellen und mit seiner Hauptmacht gegen Neustadt und Kaiserslautern vorrücken wolle. Wir sehen: es ist wieder ein neuer, ein vierter Plan, der jetzt zur Ausführung kommen sollte. Gewiß würden die Engländer, wenn sie gegenwärtig gewesen wären, mit demselben nicht einverstanden gewesen sein. Und es mag immerhin zweifelhaft sein, in wie weit der, freilich etwas selbstständiger gestellte Reichs-Feldmarschall zu solchen Vereinbarungen befugt war. Vermuth-

lich dachte auch er erst einmal rasch, ehe die officielle Aufforderung an Möllendorf erginge, zu handeln. Die Preußen hätten sich dann nachträglich doch noch immer weiter nach Westen ziehen können. Wenn es aber auch nur zur Ausführung des vereinbarten Planes gekommen wäre, so würde dies eine Diversion bewirkt haben, die es der niederländischen Armee vielleicht ermöglicht hätte, sich im Wesentlichen zu behaupten.

Am 18. Mai hatte sich die preußische Armee wirklich in Bewegung gesetzt. Am 23. ging der Reichs-Feldmarschall seinerseits mit 16,000 Mann über den Rhein, denen dann einige Tage darauf weitere 8000 und zuletzt noch 10,000 Mann folgten, so daß seine gesammte Macht am linken Rheinufer nicht, wie Möllendorf bedungen, 14,000 M., sondern 34,000 betrug. Im Gegensatz zu den Zahlenverhältnissen in den Niederlanden war, wenigstens von der Besatzung der Festungen abgesehen, die entschiedene Uebermacht am Oberrhein nach Jourdans Abmarsch auf Seiten der Verbündeten. Ihre Truppen in der linksrheinischen Pfalz allein betrugen über 80,000 Mann. Und diesen standen im Ganzen nur 66,000 im Felde gegenüber: die französische Rheinarmee mit 36,000, die Moselarmee mit 20,000 und ein den Weg nach Luxemburg versperrendes Corps von 10,000 Mann.*) Die Preußen insbesondere hatten sich gegenüber nur 20,000 Mann.

Auch kann man ihnen in diesen ersten Tagen nicht den Vorwurf machen, daß sie es an einem entschiedenen Vorgehen hätten fehlen lassen; wenn man sich nicht etwa darüber aufhalten will, daß der französische General Ambert nur wie durch ein Wunder den ihn umgebenden preußischen Corps entging. Am 23. Mai schlug Möllendorf die Franzosen bei Kaiserslautern, während Blücher bei Weidenfeld und Hohenlohe in Verbindung mit den Oesterreichern über Mundenheim und Oggersheim vordrang. Am 28. wurde Desaix durch einen kühnen Reiterangriff Blüchers — dieser ward dafür zum General ernannt — vollständig über den Haufen gerannt. Nicht bloß Kaiserslautern, sondern sogar Zweibrücken fiel in die Hände der Verbündeten. Mit einem Schlage hatten diese dasjenige Terrain fast zurückerobert, das sie im vorhergehenden Jahre vor der Erstürmung der Weißenburger Linien inne gehabt. Sie hatten in der Pfalz auf der ganzen Linie gesiegt. Ihre Stellung erstreckte sich von Speyer über Kaiserslautern nach St. Wendel.

*) Vivenot, Herzog Albrecht I, 86.

Noch einmal lagen die Chancen günstig genug. Aber freilich war die Aufgabe nur in soweit gelöst worden, als sie den östlichen Theil des rheinischen Kriegsschauplatzes betraf. Es ist merkwürdig, daß die Preußen während des Jahres 1793 die Operationen immer nach Westen zu verschieben strebten und daß sie jetzt, wo eine solche Verschiebung wirklich im allgemeinen Interesse gelegen hätte, immer nach Osten drängten. Schon der thatsächlich angenommene Kriegsplan hatte die den Preußen in der Trierer Gegend zugewiesene Aufgabe durchaus verkümmert. Weit schlimmer aber war es natürlich, daß dieser Theil des Kriegsplans gar nicht zur Ausführung kam. Man vergegenwärtige sich nur, welche Bedeutung in den Tagen der Schlacht von Fleurus der Marsch der preußisch-österreichischen Armee oder auch nur deren Aufstellung in der Flanke der Franzosen gehabt hätte, und was auch noch nach dieser Schlacht jene 7000 Mann Oesterreicher werth gewesen wären, durch die, den Verabredungen des Mai zufolge, die niederländische Armee doch jedenfalls verstärkt werden sollte. Ja, wer kann auch nur die moralische Bedeutung verkennen, die ein Armeecorps in den Moselgegenden auf den Gang der Ereignisse nach der Schlacht von Fleurus ausgeübt hätte, von der großen Wichtigkeit der Verproviantirung Luxemburgs ganz abgesehen?*)

Was am 16. Mai möglich gewesen war, mußte nach den nunmehr erfochtenen Vortheilen vollends ausführbar sein. Das von Möllendorf für die preußischen Truppen geforderte Magazin in Trier war von österreichischer Seite inzwischen angelegt worden; die erheblichen Kosten waren nutzlos aufgewandt und mußten in nicht zu ferner Zeit den Feinden zu Gute kommen, wenn man nicht in energischer Weise gegen Trier vorging. Aber Möllendorf hatte jetzt plötzlich Ausflüchte. Das Versprechen, ein Corps nach Trier rücken zu lassen, worauf Alles ankam, könne er, hieß es, nicht erfüllen, da er sich nicht so weit an der Mosel auszudehnen vermöge. Ebensowenig wollte er jetzt von dem Plane auf Saarlouis etwas wissen, der nach seiner früheren Idee den Mittelpunkt seiner Operationen hatte bilden sollen. Er erklärte ihn jetzt auf einmal für ganz unausführbar. Ja er zog sogar seine Truppen aus der Saargegend zurück, so daß der General von Blankenstein, statt eine Unterstützung zu erhalten, jetzt sogar Merzig besetzen mußte.

„Friedrich II würde entrüstet gewesen sein", meint Jomini, „wenn er aus seiner Schule hervorgegangene Generale so viele Redens-

*) Vergl. hierüber auch Häusser, a. a. O. I, 554.

arten auf solche Combinationen hätte verschwenden sehen, während es ihnen doch so leicht gewesen wäre, die Republicaner zu erdrücken und an die Mosel zurück zu werfen."*)

Bitter empfand den Refus der edle Herzog Albrecht. In einem später von ihm über den Feldzug von 1794 niedergeschriebenen Promemoria heißt es: „Wer mit einiger Aufmerksamkeit den ganzen Gang der preußischen Operationen verfolgt, wird nicht umhin können, darin einen ganz bestimmten Plan des Berliner Hofes zu erblicken, seine Interessen durchaus von denjenigen zu trennen, die den Gegenstand der bewaffneten Coalition bilden sollten, zu deren hauptsächlichsten Urhebern er doch im Beginn des Krieges gehört hatte. Es wird ihm nicht entgehen, daß der Marschall von Möllendorf sich der uns am meisten interessirenden Verpflichtung gerade in dem Augenblick entzog, wo die günstigen Umstände, unter denen er dieselbe übernehmen zu wollen erklärt hatte, alle Hoffnungen überstiegen und wo wir gerade eben für seine Truppen ein erhebliches Magazin in Trier angelegt hatten, dessen Errichtung er zur Vorbedingung für seine Unternehmung gemacht hatte. Es wird ihm auch nicht entgehen, daß Möllendorf gleichermaßen das Project eines Angriffs auf Saarlouis aufgab, welches den Hauptgegenstand seines ersten Planes gebildet hatte, und das er jetzt für ganz unausführbar erklärte. Und man wird nicht umhin können, sich zu sagen, daß seine Handlungsweise seit dem glänzenden Erfolg seiner ersten Unternehmung durchaus darnach angethan war, Näherstehenden die Ueberzeugung beizubringen, daß er keinen anderen Zweck bei der später eingenommenen Position hatte, als den Wunsch, sich in eine Operation einzulassen, die ihm den Vorwand liefern sollte, um den vorausgesehenen Plan der Seemächte, die von ihnen bezahlte aber unter Möllendorfs Befehlen stehende Armee nach den Niederlanden marschiren zu lassen, für unmöglich und gefährlich zu erklären. Man wird andererseits sehen, wie er sich dieses Umstandes und der Unsicherheit über seine Bestimmung bediente, um sich allen denjenigen Anforderungen zu entziehen, die man zur Unterstützung der Absichten und Wünsche des Kaisers hinsichtlich des Trierer Postens an ihn stellte. Mußten ihm doch selbst die polnischen Angelegenheiten neue Vorwände für seine Weigerung liefern.**) Durch Möllendorfs Weigerung kam, wie wir sehen, auch der vierte Plan nicht zur Ausführung, sondern eigentlich ein ganz anderer,

*) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 87 Anmerkung.

**) Vivenot, Herzog Albrecht II, S. 643 f.

fünfter, der von dem was die Engländer wollten, durchaus gar nichts mehr enthielt. Soviel wir zu sehen vermögen, wurde Möllendorf den Engländern gegenüber einigermaßen durch den Umstand entschuldigt, daß eine officielle Aufforderung derselben noch nicht an ihn gelangt war. Dies sollte jedoch jetzt anders werden.

Noch vor der Schlacht von Fleurus begab sich Malmesbury in Begleitung des Lord Cornwallis und des holländischen Admirals Kinkel an den Rhein, um den Abmarsch der preußischen Armee nach den Niederlanden durchzusetzen. Am 20. Juni fand im Hauptquartier zu Kirchheim-Bolanden die Zusammenkunft mit den Preußen statt. Preußischerseits waren, außer Möllendorf Schulenburg und Hardenberg anwesend. Es kam zu einem äußerst heftigen Auftritte. Möllendorf machte geltend, daß die Ausrüstungssumme von 300,000 Pfund noch nicht bezahlt worden sei. Er behauptete, von seiner Bestimmung nach den Niederlanden nichts zu wissen und sprach wie ein beleidigter Mann. Der Kriegsminister Schulenburg stachelte ihn an, während Hardenberg, der Haugwitzens Benehmen in dieser Sache von Anfang an getadelt hatte und jetzt für eine Operation nach der niederländischen Seite war, nur wenig in den Streit hinein redete. Malmesbury griff auf den ursprünglichen Gedanken der Haager Convention zurück und verlangte die Aufstellung der preußischen Armee zwischen der Maas und der See. Es scheint nicht, daß der den Preußen besonders widerwärtige Gedanke einer Aufstellung ihrer Armee zwischen Luxemburg und Namur oder Dinant zur Sprache kam. Malmesbury erklärte aber in der den Engländern eigenen Art, er sei nicht gesonnen, über Maßregeln zu berathschlagen, sondern eine bereits getroffene Uebereinkunft zur Ausführung bringen zu lassen. Man stritt sich drei Stunden, ohne daß man sich irgend wie näher gekommen wäre, und ging erbittert und aufgebracht aus einander. Wieder einmal lag ein großes diplomatisches Mißverständniß vor. Natürlich hatte man auch hier wieder preußischerseits einen Theil der Schuld auf die Oesterreicher abzuwälzen versucht, die sich gegen den Abmarsch nach den Niederlanden erklärt haben sollten! Malmesbury und Kinkel begaben sich deßhalb am 26. Juni — am Tage der Schlacht von Fleurus — in das Hauptquartier des Reichs-Feldmarschalls und hatten mit diesem in Gegenwart Browne's ebenfalls eine Unterredung. Der Herzog erklärte sich, wenn es verlangt würde, mit dem Marsch der Preußen nach den Niederlanden vollständig einverstanden. Nur müsse er zur Bedingung machen, daß außer dem sächsischen Reichscontingent

auch das vielgenannte preußische Auxiliarcorps von 20,000 Mann in diesem Fall bei der Reichsarmee verbleibe.*) Es war dies eigentlich die Umkehrung des Thugut'schen Gedankens und wenn man Malmesbury's Begehren als No. 6. bezeichnet, glücklich der siebente Plan für die Verwendung der preußischen Truppen. Die Sache wäre aber in Wahrheit auf dasselbe wie das Thugut'sche Project hinaus gekommen, da die Preußen eben nicht zweiundachtzig tausend Mann, wie es hätte sein sollen, sondern nur höchstens fünfzig tausend am Rhein stehen hatten und da auch nach Thuguts Meinung die Preußen den Trierer Posten übernehmen und die 7000 Mann Blankensteins nach den Niederlanden marschiren sollten: in beiden Fällen würde die niederländische Armee um etwa 27,000 Mann verstärkt worden sein.

Malmesbury lobt in seinen „Tagebüchern" die Gesinnungen der österreichischen Generale, mit denen er sich sowohl hinsichtlich der Weise, wie sie sich äußerten, als des Resultats ihrer Unterredung sehr zufrieden zeigt. „So waren also", setzt er hinzu, „die Schwierigkeiten, die, wie man uns glauben ließ, von dem österreichischen Heere ausgingen, gehoben, und die so oft vorgebrachten und stark ausgedrückten Beweisgründe, daß das Reich verloren sei, wenn die Preußen ihre Stellung veränderten, zerfielen in Nichts."**)

Malmesbury begab sich wieder zu Möllendorf, den er diesmal in Kaiserslautern traf. Er fand ihn traitabler, aber bei seiner Weigerung verharrte Möllendorf unerschütterlich. Der Lord mußte vollständig unverrichteter Dinge abreisen. Er ließ Möllendorf sagen, der Schimpf eines solchen Tractatbruches falle auf ihn und Schulenburg. Nicht bloß er, sondern dessen König und Vaterland würden die Folgen dieses Benehmens in der Zukunft schwer büßen.

Wir haben nicht umhin gekonnt, auf die preußisch-englische Verwickelung etwas näher einzugehen. Sie bietet im Kleinen fast genau das Spiegelbild der großen Verwickelungen dar, in die Preußen mit Oesterreich während dieses Krieges gerathen war. Die Hauptschuld trifft auch diesmal Haugwitz. Hardenberg schrieb ihm: er hätte es an Möllendorf offen sagen sollen, wenn er den Marsch nach den Niederlanden noch für nöthig oder nach dem Tractat für unumgänglich hielte.

---

*) Vivenot, Herzog Albrecht I, 92.

**) Ebendaselbst, Anmerkung.

„Der Tractat ist da, die Gefahr dort gewiß am größten; wird Holland erobert, so ist alles verloren.“*)

Die Folgen des englisch-preußischen Mißverständnisses waren die verderblichsten. Die durch das englische Gold scheinbar gekittete Allianz erlitt den letzten Stoß. Malmesbury ward aus einem entschiedenen Parteigänger Preußens dessen erklärter Gegner. Möllendorf aber bat seinen König bereits am 5. Juli um die Vollmacht, mit den Franzosen Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Der ganze Stolz der preußischen Rhein-Armee bäumte sich jetzt gegen den Gedanken auf, daß sie wie die Hessen und Hannoveraner als eine bloße Soldtruppe der Engländer behandelt werden sollte. In der Verstimmung des Hauptquartieres liegt der eigentliche Schlüssel zu den bald darauf wirklich beginnenden ersten Friedensverhandlungen.

Der Herzog Albrecht hatte inzwischen bei Schweigenheim wiederum ein glückliches Gefecht gegen überlegene feindliche Massen bestanden. Er hatte sich selbst an die Spitze der kaiserlichen Kavallerie gestellt, deren Choc die mit großer Tapferkeit kämpfenden Truppen Desaixs in Verwirrung brachte. Noch einmal war der Angriff der Franzosen siegreich abgeschlagen. Der Reichs-Feldmarschall drängte jetzt zu neuen Operationen. Möllendorf, der in vollständiger Unthätigkeit stehen geblieben war, gab ausweichende Antworten. Der Herzog sah sich genöthigt um neue Instructionen von Wien zu bitten. Natürlich verging darüber die Zeit. Aber wie zu erwarten war, reizten jetzt die in den Niederlanden errungenen Lorbeeren auch auf dem rheinischen Kriegsschauplatz zu energischerem Vorgehen. Am 13. Juli erfolgte ein allgemeiner Angriff. Er galt diesmal in erster Reihe den Preußen. Der General Kleist vertheidigte sich mit zäher Ausdauer am Schänzel. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es ihm wirklich um die Behauptung der besetzten Gebirgsposten zu thun war. Der Uebermacht weichend, war er gezwungen, sie aufzugeben und sich nach Hochspeier zurückzuziehen.

Ganz anders aber liegt die Sache bei den übrigen preußischen Corps. Wie am Tage von Schweigenheim, so kämpfte auch am 13. der Erbprinz von Hohenlohe neben den Oesterreichern. Und wenn an jenem Tage der Reichs-Feldmarschall die Unterstützung zu loben hatte, die ihm Hohenlohe durch sein tapferes Ausharren im Kampfe gegen St.

*) Ranke: Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg bis zum Jahre 1806. I, 198.

Ehr hatte zu Theil werden lassen, so machte er ersteres am 13. dadurch reichlich wett, daß er dem Erbprinzen erst vier Bataillone und ein Cavallerie-Regiment und dann noch weitere erhebliche Unterstützungen zuschickte. Hohenlohe vermochte sich bis 12 Uhr Nachts in seiner Stellung zu halten. Noch um 10 Uhr Abends hatte er dem österreichischen General Schlögelhofer gesagt, die Preußen seien auf allen Punkten siegreich geblieben. Der Reichs-Feldmarschall, dessen eigenes Corps nur Scheinangriffe auszuhalten gehabt hatte, war guten Muths. Da überbrachte ihm ein preußischer Major um $12^1/_2$ Uhr Nachts die unerwartete Nachricht, daß sich Hohenlohe zurück gezogen habe. Fortan war auch die Stellung des Reichs-Feldmarschalls eine unhaltbare. Am andern Morgen 4 Uhr begann das Geschützfeuer; und auffallender Weise entbehrte der Herzog noch immer einer Mittheilung von Seiten Möllendorfs. Um 9 Uhr mußten nun auch die Kaiserlichen zurückgehen. Sie kamen an diesem Tage bis Schifferstadt. Der von Hotze und Wartensleben gedeckte Rückzug erfolgte langsam und nach allen militärischen Regeln.

Der der Preußen trägt dagegen einen höchst auffallenden Character. Auch wenn die Räumung der Gebirgsposten bei Kaiserslautern eine Nothwendigkeit gewesen wäre, so ist es doch nicht zu verstehen, daß dieser Rückzug nach den so zweifelhaften Kämpfen bedeutendere Dimensionen annehmen mußte. Möllendorf zog sich schon am 15. wieder nach Kirchheim-Bolanden zurück, während er Hohenlohe bei dem nahen Dürkheim auf der Straße nach Worms Stellung zu nehmen befahl. Dies Alles wird einerseits durch das späte Eintreffen einer Mittheilung Möllendorfs im kaiserlichen Hauptquartier, andererseits aber dadurch illustrirt, daß die Preußen, wie man jetzt nachträglich erfuhr, schon am 8. Juli, also 5 Tage vor dem Angriffe der Franzosen, ihre sämmtlichen Magazine und Bagagen hatten zurück schaffen lassen. Am 19. Juli hat sich Möllendorf überhaupt erst über die Gründe seines auffallenden Rückzuges ausgesprochen.

Die Angriffe der Franzosen wurden immer heftiger und die Lage des Herzogs eine immer bedenklichere. Er konnte sich nicht darüber täuschen, daß der Rückzug Möllendorfs noch weiter gehen werde. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Rhein wieder bei Mannheim zu überschreiten.

Am 15. entschloß sich der Reichs-Feldmarschall dazu. Möllendorf ward von diesem Entschluß benachrichtigt, ohne daß ein Wider-

spruch von ihm erfolgt wäre. In der Nacht vom 15. auf den 16. fand von der „Rheinschanze" aus — es ist das jetzige Ludwigshafen — der Uebergang statt. Am 22. Juli meldete darauf Möllendorf, daß er sich mit seiner ganzen Armee vor Mainz concentriren werde. Der Hundsrück, Trier und sogar Ehrenbreitstein wurden ihrem Schicksal überlassen. Und natürlich konnte es nicht fehlen, daß der Rheinübergang der Reichsarmee dazu dienen mußte, ein weiteres Nichtsthun der Preußen zu entschuldigen und die Reibereien zwischen den österreichischen und preußischen Generalen wo möglich noch zu steigern. Von einer Diversion zu Gunsten der niederländischen Armee war natürlich weniger als je die Rede. Konnte es doch der Reichs-Feldmarschall nicht einmal durchsetzen, daß das der Theorie nach doch zur Reichsarmee gehörende sächsische Reichscontingent die Festung Ehrenbreitstein besetzte: er sei, erklärte der General von Lindt, an die Befehle Möllendorfs gewiesen, dieser aber habe ihm erklärt, daß er keine Befugniß besitze, ihm eine derartige Erlaubniß zu ertheilen.

Am 15. Juli erließ der Kaiser ein von Thugut verfaßtes Schreiben an Coburg, das diesen in der energischsten Weise zum Ausharren in den Niederlanden aufforderte. Mercy wurde nach London geschickt, um der Mißstimmung der Engländer entgegen zu arbeiten und ein definitives Arrangement zwischen England und dem Kaiser zu Stande zu bringen. Thuguts Instruction für Mercy ist ebenfalls vom 15. Juli datirt. „Die niederländische Armee," sagt er in derselben, „bedarf in dringendster Weise einer schleunigen Verstärkung. Man kann nicht mehr auf die Ankunft der 60,000 Preußen rechnen, die von den Seemächten bezahlt werden. Die Berliner Nachrichten besagen, daß der König von Preußen unbedingt entschlossen ist, die Sendung dieses Corps nach den Niederlanden zu verweigern, möge auch aus einem solchen Mangel von Treue und Glauben, an Groll und Vorwürfen auf Seite Englands sich ergeben was da wolle." Es bleibe also, setzt Thugut hinzu, von den Plänen Cornwallis' und Malmesburys nichts übrig, als das Bedauern, eine kostbare Zeit bei der eigensinnigen Verfolgung eines Projects verloren zu haben, von dem es von Anfang an habe einleuchten müssen, daß es unübersteiglichen Hindernissen begegnen würde. „Es ist deshalb sehr zu wünschen, daß keine falsche Scham das brittische Ministerium abhalten möge, auf jenen Gedanken zurückzukommen, den es zu

schnell zurückgewiesen hat, der allein ausführbar war und der, wenn man ihn bei Zeiten verfolgt, all dem gegenwärtigen Unglück abgeholfen hätte: den Gedanken nämlich, seine Vorstellungen mit den unserigen bei dem Berliner Hof zu vereinigen, um jene 20,000 Mann nach den Niederlanden marschiren zu lassen, die uns auf Grund der Allianz gebühren, und den Marschall Möllendorf zur Vertheidigung des Trierer Landes zu veranlassen*), damit wir das Blankenstein'sche Corps zur belgischen Amee heran ziehen können." Freilich werde die Ausführung eines solchen Planes immerhin Zeit erfordern. Und da eine sofortige Verstärkung in den Niederlanden erforderlich sei, so müsse Oesterreich darauf bestehen, daß auf irgend eine Weise, jene von England versprochenen 40,000 Mann**) vollzählich gemacht würden, deren Deficit seit dem Beginn der Campagne der gemeinsamen Sache nur zu sehr geschadet habe. Auch Holland möge Alles, was es an verfügbaren Streitkräften besitze, auf den Kriegsschauplatz werfen: es werde dadurch für die eigene Sicherheit besser sorgen, als durch deren Zersplitterung in seinen Garnisonen. Uebrigens möge Mercy vor seiner Abreise mit Coburg und Waldeck darüber zu Rathe gehen, ob nicht England noch in anderer Weise der so sehr gefährdeten militärischen Situation in den Niederlanden aufhelfen könne. „Man kann sich nicht verhehlen, daß es in unserer gegenwärtigen Lage eine absolute Nothwendigkeit ist, eine möglichst Achtung gebietende Streitmacht dem Strom der französischen Anarchie entgegen zu werfen und alle menschenmöglichen Anstrengungen zu machen, um die Dinge dem von Europa verlangten Endziel zuzuführen." Freilich könne man auf eine loyale und ehrliche Cooperation des Berliner Hofes auch dann nicht mehr zählen, wenn man einen auch noch so hohen Preis dafür zahle. Man müsse deßhalb auf andere Mittel denken. Man müsse sehen, ob nicht die vereinten englischen und österreichischen Bitten von der Kaiserin Katharina ein ansehnliches Hülfscorps erlangen könnten. Es könne dazu ein Theil der Gelder verwandt werden, die man jetzt so unnützer Weise an Preußen verschwendet habe. Den

*) Des Verständnisses wegen erinnern wir hier daran, daß Preußen bei dem Abmarsch des Knobelsdorffschen Corps eine Verpflichtung hinsichtlich des Trierer Postens übernommen hatte.

**) Das Moira'sche Corps scheint Thugut bei dieser Berechnung ausser dem Spiele zu lassen. Wir lassen es dahin gestellt, warum. Wahrscheinlich bezieht sich der zweitfolgende Satz auch auf dieses Corps. An den in erster Reihe versprochenen 40,000 fehlten jetzt mindestens 10,900 M.

Rest erhielte am besten Oesterreich selbst, um deutsche Hülfstruppen damit zu besolden und im Reich oder wo sonst eine gewisse Anzahl von Rekruten zu werben. Man stimme darin ganz mit England überein, daß eine öffentliche Lossagung Preußens, daß die gänzliche Zurückziehung seiner Truppen womöglich vermieden werden müsse; das Reich könne ja einen Theil der preußischen Rheinarmee in seinen Sold nehmen. „Ew. Excellenz kann nicht energisch genug die bestimmte Absicht Sr. Majestät betonen, sich in der innigsten Weise mit Sr. brittischen Majestät über alles das zu benehmen, was die Fortsetzung des Krieges und diejenigen Mittel betrifft, die dazu nöthig erscheinen, um die große Unternehmung der verbündeten Höfe zu einem ehrenhaften Ende zu führen." Wenn man die Situation überblicke und dabei den Eindruck sich vergegenwärtige, den das preußische Benehmen in England jedenfalls hervorgebracht haben werde, so müsse man den Augenblick für äußerst günstig halten zu einer Verständigung mit England und zur Verscheuchung der kleinen Wolken des Mißtrauens und der Verdächtigungen, welche die Intriguen Malmesburys und der preußischen Clique seit einiger Zeit hervorzurufen gesucht hätten. Es sei doch nicht unmöglich, daß man in England auf das Project einer förmlichen Allianz zurückkomme, dessen das Ministerium von St. James seit einiger Zeit keine Erwähnung mehr gethan. Der Kaiser sei fest entschlossen, in gewissenhaftester Weise sein Versprechen zu erfüllen, daß er die Waffen nicht anders niederlegen und Friedensvorschläge nicht anders anhören wolle, als in vollständiger Uebereinstimmung mit England.*)

Hatten die Preußen den Seemächten den Abmarsch ihrer gesammten Armee nach den Niederlanden abgeschlagen, so dachten sie aber noch viel weniger daran, 20,000 Mann als österreichisches Auxiliarcorps dorthin abrücken zu lassen: sie könnten ihre Streitkräfte nicht zersplittern, sagten sie. In erhöhtem Maße kam Alles auf die rheinischen Operationen der Preußen an. Sie standen seit Mitte Juli unthätig bei Alzey und Kreuznach. Möllendorf hatte allerdings seit seinem Rückzuge nicht aufgehört, dem Herzog allerhand Vorschläge zu machen. Sie liefen aber alle auf eine ganz unmögliche Zersplitterung der kaiserlichen Streitkräfte hinaus, um seine eigene Armee zum Zweck einer bloßen Defensive möglichst concentriren zu können, und ohne daß er die Unterstützung des Trierer Postens in irgend einer Weise übernommen hätte.

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 602 ff.

In der zweiten Hälfte des Juli sandte Coburg den Fürsten Reuß*) in das preußische Hauptquartier, um sich mit Möllendorf über ein gemeinsames Vorgehen zu verständigen. Die Besorgniß, daß die Preußen nichts thun würden, meinte er zwar, sei nur zu begründet. Um aber zu wissen, woran er sei, habe er in Uebereinstimmung mit dem Herzog Albrecht beschlossen, diesen Schritt bei Möllendorf zu thun.

Es war bei weitem noch nicht jede Hoffnung auf eine günstigere Wendung der Dinge verloren. „Obgleich es schon zu spät war", sagt Jomini, „um große Erfolge ..... zu hoffen, so wäre es doch möglich gewesen, daß ein Sieg an der Maas Holland, einen Theil von Belgien, Trier und Luxemburg rettete."**) Der sich auch hier wieder durch seine reichsfürstliche Gesinnung so vortheilhaft auszeichnende Prinz Hohenlohe und dessen General-Quartiermeister Massenbach suchten Möllendorf umzustimmen. Am 26. Juli kam es zu Schwetzingen unter dem Vorsitze des Herzogs zu einem neuen Kriegsrath, in dem Preußen durch den Major Le Coque und den Oberst v. Grawert vertreten wurde. Der Herzog hatte schon am 20. Juli ein Corps von 10,000 Mann unter dem von Neerwinden und Famars her bekannten Benjowsky zur Vertheidigung von Mainz bestimmt. „Mein aufrichtiger und sehnlichster Wunsch ist es", schrieb er dabei an den ihn um diese Hülfe bittenden Kurfürsten, „daß meine Kräfte nur hinreichen möchten, meine Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen, vollkommen zu erfüllen, da ich gewiß dieser hohen Pflicht Alles gerne widme."***) Als dann Möllendorf um die Unterstützung des Herzogs bat, bestimmte er dieses Corps noch am selben Tage zur Verstärkung der preußischen Armee. Schon am 22. sollte es bei Worms auf einer österreichischen Schiffsbrücke über den Rhein gehen. „Gewohnt alles zu leisten", hatte er dabei an Möllendorf geschrieben, „was in meinen Kräften steht, um das gemeinschaftliche Ziel — das Wohl des Reiches und seiner Alliirten zu fördern, habe ich — — — — ein Corps von 10,000 Mann zusammen gesetzt..... Auf diese Art glaube ich Ew. Excellenz und dem Reich bewiesen zu haben, daß mir nichts mehr am Herzen liege, als billige und mögliche Forderungen, sie mögen noch so schwer zu erfüllen sein, zu befriedigen, und es erübrigt mir nichts als zu wünschen, daß Gott Ew. Excellenz die Gelegenheit geben wolle,

*) Es ist dies nicht der Gesandte Heinrich XIV, sondern der 1796 in Italien commandirende Fürst Heinrich XV.

**) Vivenot, Herzog Albrecht I, 137. Anmerkung.

***) Vivenot, Herzog Albrecht I, 105.

über den Feind zu siegen, wo ich mich dann meiner Mitwirkung doppelt erfreuen werde."*)

Dieses bei Hohenlohe stehende Benjowsky'sche Corps war mittlerweile sogar auf 10,500 Mann (Kaiserliche, Pfalzbayern und Hessen-Darmstädter) verstärkt worden. Man sieht, das Verhältniß hatte sich umgedreht. Wenn der Natur der Sache nach das Auxiliarcorps, dessen Beköstigung Oesterreich noch obendrein vor kurzem aus Deferenz gegen Preußen übernommen hatte, bei der kaiserlichen Armee hätte stehen müssen, so stellte jetzt umgekehrt der Reichs-Feldmarschall ein österreichisches Corps unter preußischen Befehl, um die Preußen nur zu irgend etwas zu bewegen. Diese 18,500 M. sowohl als die 7000 Mann Blankensteins wurden jetzt für die Offensive bestimmt. Daß der Herzog nicht mehr thun konnte, liegt auf der Hand. Er hob mit Recht hervor, daß er eine Grenze von 160 Meilen zu vertheidigen habe und dabei noch für die Festungen sorgen müsse. Immerhin konnten die vom Herzog zur Offensive bestimmten 25,500 Mann ein erhebliches Gewicht in die Wagschale werfen, wenn man preußischerseits nur etwas Ernstliches unternehmen wollte. Reuß drang auf „eine endgiltige Uebereinkunft über eine nachdrückliche Unterstützung der in den Niederlanden kämpfenden Armee."**) Der Herzog kam wieder auf eine Vorrückung gegen die so wichtige Festung Luxemburg zurück. Grawert lehnte dies auf das Endschiedenste ab, indem er sich auf eine Weisung Möllendorfs berief. Man kam schließlich überein, daß Coburg die Maas, Möllendorf die Mosel nebst Trier und dem Hundsrück behaupten, und daß das unter dem Erbprinzen von Hohenlohe stehende Corps von 12,000 Mann in Gemeinschaft mit den 18,500 Oesterreichern Benjowsky's offensiv vorgehen solle. Das Blankenstein'sche Corps sollte Trier so lange als irgend möglich halten und dabei von den Preußen nachdrücklichst unterstützt werden. Endlich verabredete man, daß die Reichsarmee, wenn Unglücksfälle sie über den Rhein zurück würfen, die Strecke von Basel bis Gernsheim, die preußische die von Gernsheim bis Bonn, die niederländische die von Bonn bis Wesel auf dem rechten Rheinufer besetzt halten sollte.

Es konnte wiederum scheinen, als sei eine Verständigung zwischen den Alliirten zu Stande gekommen. Schon zwei Tage darauf aber erhielt diese Verständigung dadurch eine traurige Illustration, daß Möl-

*) Ebendaselbst 106.

**) Vivenot, Herzog Albrecht I, 140.

lendorf ausdrücklich erklärte, die getroffene Vereinbarung solle nur für den Fall gelten, daß die niederländische Armee sich am linken Rheinufer zu halten vermöge. Malmesbury ließ sich vernehmen, er sei mit den getroffenen Verabredungen persönlich einverstanden; aber mit dem Haager Tractat hätten sie nichts zu thun. Thugut endlich war sehr unzufrieden mit den Schwetzinger Abmachungen, durch die ihm die Selbständigkeit der österreichischen Operation geopfert schien, ohne daß Oesterreich mit irgend welcher Sicherheit auf ein Aequivalent rechnen könne. Immer und immer wieder kommt er auf den „famösen Vertrag von Schwetzingen" zurück. Die Folge hat Thugut darin Recht gegeben, daß Oesterreich durch die Schwetzinger Abmachungen keinerlei Aequivalent für die Zersplitterung erhielt, die in Folge dessen bei seiner Rheinarmee eintrat.

Trotzdem drängt sich uns hier die Frage auf, ob nicht Thugut, was die Verwendung der preußischen Armee im Jahre 1794 betrifft, ein Eigensinn zum Vorwurf zu machen ist. Wir gestehen, daß wir lange geschwankt haben. Es ist uns unzweifelhaft, daß er in den Einzelheiten dabei von Eigensinn und Leidenschaftlichkeit nicht frei zu sprechen ist. In der Hauptsache war aber auch hier seine Handlungsweise nur die Consequenz des von ihm angenommenen Systems. Das war ja eben das Schreckliche in der Lage Oesterreichs, daß es neben dem militärischen Kriege gegen Frankreich, noch einen diplomatischen gegen Preußen zu führen hatte. Und je mehr wir uns die in den preußischen Kreisen herrschende Stimmung klar zu machen suchten, desto mehr haben wir uns in der Ueberzeugung bestärkt, daß diesem zweiten Kriege noch weit weniger als dem ersten auszuweichen war. Der Knoten war einmal im Jahre 1792 geschürzt. An eine Verständigung mit Preußen war seitdem nicht mehr zu denken. Während des Jahres 1793 hatte Thugut dem Uebel dadurch abzuhelfen getrachtet, daß er die preußischen und österreichischen Truppen möglichst trennte. Er hatte das gewünschte Ziel nicht erreicht, und das Ende war eine schlimme Niederlage der Kaiserlichen gewesen. Das was sich im December ereignet hatte, war noch weit bedenklicher als die in der Champagne gemachten Erfahrungen gewesen. Dies war denn doch ganz etwas anderes, als die von jeder Coalition untrennbaren Uebelstände. Es war der materielle Abfall von der Coalition. Wenn die österreichische Kriegführung nicht lahm gelegt, ja wenn sie nicht den schlimmsten Dingen stets ausgesetzt sein sollte, so mußte man zu radicaleren Mitteln greifen und da bot

sich die Theilung der preußischen Armee als die beste Auskunft dar. In gewissem Sinne kam Thugut allerdings auf das zurück, was er im vorhergehenden Jahre von der Hand gewiesen hatte. Aber es liegt auf der Hand, daß ein Armeecorps von 20 oder 30,000 Mann die Oesterreicher weit weniger geniren und die Reichstruppen weit weniger influenziren konnte, als eine Armee von 50 oder 55,000 Mann, mit einem Feldmarschall an der Spitze. Thugut war ungehalten, daß eine solche Theilung durch die Schwetzinger Abmachungen ohne irgend ein wirkliches Entgeld vereitelt worden war, und daß die Hoffnung auf eine Verstärkung der niederländischen Armee durch 20,000 Preußen ebenfalls wieder aufgegeben werden mußte.

Dem Herzog Albrecht thut er freilich in seiner mißtrauischen Weise Unrecht, wenn er meint, derselbe habe sich durch das Interesse seines Bruders, des Kurfürsten von Trier, leiten lassen. Denn obgleich er sich als zu nachgiebig erwiesen hat, so ist doch seine Handlungsweise als ein Glück zu bezeichnen; denn durch sie erst erscheint uns heute das Benehmen der Preußen sammt allen Folgen, die dasselbe gehabt hat, in dem richtigen Lichte. Eine größere Wärme für das deutsche Gesammtvaterland würde Thugut in seinem Urtheile wohl weniger ungerecht gegen den Herzog gemacht haben.

Schon am 22. Juli hatte Blankenstein Möllendorf in dringendster Weise um Hülfe gebeten. Seine Stellung werde von Tage zu Tage schwieriger und unhaltbarer. Der Feind ziehe mit namhaften Streitkräften heran; nach Luxemburg möge er sich nicht zurückziehen, da dessen Mundvorräthe kaum auf 4 Monate für die dortige Garnison genügten. Komme ihm keine ergiebige Verstärkung zu, so könne er Trier mit seinem schwachen Corps voraussichtlich nicht halten. Möllendorf, der doch Trier für einen äußerst wichtigen Posten erklärt hatte, antwortete am 24. Juli, es sei ihm vor der Hand ganz unmöglich, irgend eine Bewegung zu Gunsten desselben zu machen. „Euer Liebden ersehen", schreibt der Herzog Albrecht an den Reichsvicekanzler Fürsten Colloredo, „aus diesem Allen, welche unendliche und fast unübersteigbare Hinderuisse — der feindlichen Uebermacht nicht zu gedenken — sich der Vertheidigung der deutschen Grenzen entgegenstellen, und es ist zu befürchten, daß all' mein redlicher Wille und alle möglichen Anstrengungen, zu deren Hinwegschaffung der

Gebrauch von allen erdenklichen Mitteln den erwünschten Zweck doch kaum erreichen werde."*)

Den Schwetzinger Abmachungen zufolge setzte man sich jetzt wirklich in Marsch. Er wolle es auf eine Bataille ankommen lassen, meinte jetzt Möllendorf, wenn er durch ein an Hohenlohe sich anschließendes österreichisches Corps — ein solches stand bekanntlich schon längst bei Hohenlohe — unterstützt werde. Die preußische Hauptarmee ging wieder bis Kirchheim-Bolanden vor. Hohenlohe stand mit 30,000 Mann Oesterreichern und Preußen am Eisbach. Auch die Generale Köhler und Kalckreuth erhielten jetzt endlich den Befehl, ihre Truppen „langsam Trier zu nähern und dem General Blankenstein, falls er Willens habe, den Posten von Trier zu souteniren, beizustehen."**) Dabei bemerkte aber Möllendorf in einem Schreiben an den Herzog, das Terrain zwischen Trier und Coblenz sei der Art, daß es Schritt für Schritt vertheidigt werden könne; und es riskire Blankenstein deßhalb nichts, wenn er auch endlich gezwungen sein sollte, sich nach Coblenz zurückzuziehen.***) Natürlich erschienen dem Herzog diese Worte als ein Beweis, daß es Möllendorf mit seiner Unterstützung Blankensteins nicht Ernst sei. Er sandte seinen Flügeladjutanten zu ihm. „Ich bitte Ew. Exc.", heißt es in dem diesem mitgegebenen Schreiben, „dringendst, der bedrohten Gegend von Trier, gemäß denen in der Conferenz erst vor einigen Tagen festgesetzten Maßregeln, die so höchst nöthige obbesagte Hülfe zu geben."†)

Am 4. August erhielt dann auch das für diesen Zweck bestimmte preußische Armeecorps den Befehl, sich in der Richtung von Trier in Bewegung zu setzen. Kalckreuth sollte durch das Birkenfeld'sche marschiren, Köhler stand weiter südwestlich von ihm und ging gegen das zwischen Idar und Hochwald, und schon südlicher als Trier gelegene Hermeskeil vor. Am 5. August meldete Kalckreuth, er wolle sich von Kirn an der Nahe über Oberstein, Birkenfeld und Hermerstein langsam in Bewegung setzen. Vom 8. August an wolle er je nach Umständen entweder langsamer oder schneller vorgehen. Dabei sprach er von sieben Rasttagen. Nach allen eingegangenen Rapporten sei in den ersten Tagen für Trier gar keine Gefahr. Dagegen schrieb Blankenstein in der Nacht

*) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 143.
**) Ebendaselbst, 144.
***) Ebendaselbst, 145.
†) Ebendaselbst, 145.

vom 5. auf den 6. Auguſt an Möllendorf: „Nun kömmt es darauf an, was E. E. beſchließen; wird mein begründetes Begehren refüſirt, ſo bleibt mir nichts übrig, als bei einem ernſtlichen Angriff des Feindes auf meine Retirade zu denken, denn ich kann meine wenigen Truppen ohnmöglich auf's Spiel ſetzen, und ich glaube, daß es an meinen Vorſtellungen nicht gefehlt hat.“*) Dieſes Schreiben gelangte noch am 6. in die Hände Kalckreuths: denn ſo nahe ſtand dieſer den Kaiſerlichen. Er bricht, „um au fait zu ſein“, das Schreiben auf. Er konnte noch immer am Abend des 7. Auguſt in Trier eintreffen, wenn er einen raſchen Entſchluß faßte. Er hatte kurz vorher die Nachricht erhalten, daß der Feind auch ſchon gegen Birkenfeld vordringe. Aber er bleibt ruhig vor Kirn ſtehen und begnügt ſich Möllendorf gegenüber mit der Aeußerung, es ſei wenig Hoffnung vorhanden, daß Blankenſtein bei Trier feſthalte; dieſer ſei dazu viel zu ſchwach. „Iſt Trier weg, welches noch wohl nicht vor übermorgen geſchehen möchte, ſo bleibt mir nichts anderes übrig, als meine Poſition zwiſchen Monzenfeld und dem ſtumpfen Thurm zu nehmen.“**) Nicht anders als Kalckreuth betrug ſich Köhler bei Gonnersweiler. Der Hauptmann Schulz von Mitrowsky-Infanterie war mit einem Kur-Trierſchen Bataillon und einer Diviſion Scharfſchützen an Köhler gewieſen worden, um aus der Trierſchen Landmiliz ein fliegendes Corps zu bilden, das eine Umgehung von Trier über Merzig und den Hochwald verhindern ſollte. Auf Vorpoſten ſtehend, wurde Schulz am Morgen des 6. von dem mit überlegenen Streitkräften von Süd-Oſten heranziehenden Feinde angegriffen. Er bittet den gerade bei ihm anweſenden General Köhler um eine Unterſtützung, und erhält — hundert Huſaren, die den Feind aus Bliesen, nicht aber auch aus Gonnersweiler hinauswerfen. Er dringt in Köhler, ihm ein Bataillon Infanterie und einige berittene Kanonen zu ſenden. Die Bagage des Feindes ſteht mit ſchwacher Bedeckung bei Neuenkirchen. Man hätte ſie ihm mit geringer Mühe abnehmen können. Schulz erbietet ſich, die Avantgarde zu bilden. Das Gepläukel dauert bis 10 Uhr Abends fort. Aber Köhler gewährt nicht Einen Mann von ſeiner Infanterie. Schulz hatte auch um einige Bataillone zur Beſetzung Braunhauſens gebeten. Köhler ſchlägt auch dies ab. Man wiſſe ja noch gar nicht, ob der Feind wirklich gegen Trier vorrücke und nicht gegen Saarlouis. Am Abend verſuchte Schulz noch einmal, Köhler umzuſtimmen.

*) Ebendaſelbſt, 145 f.

**) Ebendaſelbſt, 146.

Er möge ſich doch nicht täuſchen, der Feind ziehe ja gegen Trier; ihm auf den Ferſen zu folgen ſei die Pflicht eines Verbündeten. „Er wiſſe ſchon, was er zu thun habe", herrſchte ihn Köhler an. Als es dunkel wird, ſetzen ſich die Franzoſen unbehelligt in Marſch nach Mettnich und Grettnich. Die franzöſiſchen Gefangenen und nicht minder ein deſertirter franzöſiſcher Adjutant melden übereinſtimmend, daß es Trier gelte. Aber die Preußen legen ſeinen Aeußerungen einen künſtlichen Sinn unter und Köhler bleibt dabei, es ſei nicht wahr. „Die Galle, ſo ich heute in meinen Gliedern bekommen habe wegen dieſer Unentſchloſſenheit als auch Unthätigkeit bekomme unter einem halben Jahr nicht aus meinen Gliedern", ſchreibt der Hauptmann Schulz an Blankenſtein.*)

Am 7. zog ſich dann der General Köhler, ſtatt gegen Trier vorzurücken, gegen Bernkaſtel und Trarbach, d. h. nach einem ſehr erheblich unterhalb Trier gelegenen Punkte der Moſel. Noch am Abend dieſes Tages wurden die Kaiſerlichen angegriffen, wieſen aber den Feind zurück. Am 8. erfolgte dann ein erneuerter heftigerer Angriff bei Pellingen: die Geſammtſtärke der Franzoſen wird auf 25,000 Mann angegeben. Die Kaiſerlichen vertheidigten ſich auf das Hartnäckigſte, mußten ſich aber ſchließlich zurückziehen und verloren 180 Mann. Die Franzoſen drangen nun gegen die bekannte Conzer Brücke vor. Die Kaiſerlichen vertheidigten ſich auch hier bis zum Abend mit großer Bravour: Jomini und St. Cyr ſind voll des Lobes für ihre Tapferkeit; und Blankenſtein behauptet, der Verluſt der Franzoſen müſſe größer geweſen ſein als der der Kaiſerlichen, da alle Poſten nur durch die heftigſten Angriffe hätten erzwungen werden können. Aber es ging natürlich eine Poſition nach der andern verloren. In der Nacht vom 8. auf den 9. Auguſt mußte ſich Blankenſtein auf Hainzerath zurückziehen und noch am nämlichen Tage zogen die Franzoſen in Trier ein. „Die Zuſage der Preußen, das rechte Ufer der Saar zu decken", ſchreibt Blankenſtein ironiſch, „hat ſich bei dieſer Gelegenheit — ſowie überhaupt ihre gemeinſchaftliche Mitwirkung, abermalen beſtätigt; denn eben als der Feind auf das Hartnäckigſte mit dem Poſten von Pellingen engagirt war, kam ein preußiſcher Courier und brachte mir die Nachricht, der Feind ſtünde in Birkenfeld und mache Patrouillen gegen Zerf."**) Blankenſtein hat am 6. Auguſt ein von drei Generalen, einem Major und einem Hauptmann unter-

*) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 148.
**) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 150.

schriebenes Protokoll aufnehmen lassen, in dem feierlich erklärt wurde, daß die Räumung von Trier eine Folge der preußischen Unthätigkeit sei. Die gesammte österreichische Streitmacht sei unzulänglich gewesen, um die ausgedehnte Stellung allein zu behaupten, und die oft erbetene preußische Unterstützung sei ausgeblieben.

Malmesbury meldete nach London, es stehe zweifellos fest, daß Preußen böswilliger Weise unthätig sei und England um die schweren Subsidien prelle.*) Der den Preußen verhältnißmäßig günstig gesinnte Herzog schrieb an Möllendorf, er könne Blankenstein gar keine Schuld beimessen. Denn lange schon habe dieser seine Ohnmacht geschildert; lange habe er die Hülfsmittel vorgeschlagen. Und dafür könne er nichts, daß drei Bataillone nicht über fünf feindliche gesiegt hätten. In seinem Schreiben an Blankenstein heißt es: „Ich bin von Allem unterrichtet und muß Ew. Excellenz mithin bedauern, daß Sie aller Vorstellungen, aller Anstalten und der Tapferkeit Ihrer Truppen ungeachtet sich in dem so langen Besitz der bisher so rühmlich behaupteten Stellungen nicht erhalten konnten. Ew. Excellenz werden niemals in den Fall kommen, sich rechtfertigen zu müssen, und es ist zudem nicht an der Zeit, über das Vergangene weiter zu sprechen."**)

Es sei ersichtlich, meldete der Herzog an den Fürsten Colloredo, daß man es an Vorstellungen nicht habe fehlen lassen, um von den Preußen eine Unterstützung zu erhalten. Sie seien alle fruchtlos geblieben, und es sei deßhalb keinem Zweifel unterworfen, „daß der Verlust dieses für ganz Deutschland sowohl als für das Heil der vereinigten Armeen so höchst wichtigen Postens der unvermeidliche Erfolg dieser verweigerten Unterstützung" habe sein müssen.***)

Blankenstein zog sich nach Kaiserseſch in der Eifel zurück und stand fortan um die Hälfte näher bei Coblenz als bei Trier: bald darauf erkrankte er und gab das Commando an Melas ab. Die Verbindung mit Luxemburg war, wie jetzt Häusser zugiebt, vollständig unterbrochen und die mit dem Prinzen Coburg, wie er es ausdrückt, „wenigstens gefährdet". „Maintenant nous n'aurons ni repos ni trève" — sagte Malmesbury. Die Hoffnung auf eine Hülfe von deutscher Seite war für die niederländische Armee auf lange Zeit zu Wasser geworden.

*) Sybel, a. a. O. III, 225.

**) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 153.

***) Ebendaselbst 151.

Viertes Kapitel.

Der Rückzug aus den Niederlanden.

Unterdessen hatten sich die Dinge in den Niederlanden immer ungünstiger und ungünstiger gestaltet. Coburg bezog nach der Schlacht von Fleurus ein Lager bei Braine la Leude. Links von ihm stand der erheblich verstärkte Beaulieu. Der rechte Flügel lehnte sich an Soignies. Man hegte ernstliche Besorgniß wegen der Uebergänge über die Maas. Selbst ein Brief des muthigen Beaulieu meint, der Rückweg nach Deutschland könnte am Ende gar durch die Franzosen versperrt werden. Die Gesammtzahl der verbündeten Truppen auf dem östlichen Theile des niederländischen Kriegsschauplatzes betrug jetzt nur noch einige 40,000 Mann. Und günstiger waren die Zahlenverhältnisse wahrlich nicht auf dem westlichen. Der Herzog von York hatte sich am 24. mit 9000 auf das rechte Ufer der Schelde nach Renaix zurückgezogen. Links von ihm stand Kray mit 5000 Mann bei Tournay, rechts von ihm Clerfayt, der nach dem Falle von Ypern auf Gent zurückgegangen war. Die sogenannte Nordarmee der Franzosen stand bei Brügge. Jede der beiden großen französischen Armeen betrug 90,000 Mann.

Am 1. Juli fand auf Veranlassung des von Sorge und Mißtrauen erfüllten Herzogs von York die erwähnte Zusammenkunft zu Braine la Leude statt, der auch der Erbprinz von Oranien beiwohnte. York und Oranien fragten, welche Absichten der Kaiser in Bezug auf die Niederlande habe, ob er sie aufgeben oder halten wolle. Der Erz-

herzog Karl und die übrigen Generale gaben darauf ihr Ehrenwort, daß sie vom Kaiser weder Befehle hätten, die Niederlande zu verlassen, noch einen übereilten Rückzug anzutreten. Sie würden als Männer von Ehre das Land bis auf's Aeußerste vertheidigen. Darauf legte Waldeck eine Denkschrift vor, der zufolge York, Clerfayt und Kray die Schelde halten, das besonders bedrohte Namur aber durch Aufstellung eines Corps bei Mehaigne geschützt werden sollte. Oranien sollte Mons decken, die Hauptarmee hinter Marbais Stellung nehmen. Gehe der Feind auf dieser Seite weiter vor, so müsse es zwischen Mons und Namur zum Gefechte kommen. „Wohin auch das Schlachtenglück sich wenden möge, wir haben uns keine Vorwürfe zu machen, wenn wir unsere Schuldigkeit gethan haben, und können nur auf guten Erfolg rechnen.“ *)

Waldecks Plan begegnete bei den beiden Prinzen keinem Widerstande und ward deßhalb angenommen. Es darf allerdings als wahrscheinlich gelten, daß man, wie es unter solchen Umständen nur zu gewöhnlich ist, die ernstliche Besprechung mißlicher Fragen vermied, um sich nicht gestehen zu müssen, daß die Lage einen weiteren Rückzug verlange.

Kaum waren diese Beschlüsse gefaßt, als Alles wieder durch den Sieg, welchen die Franzosen bei Roeulx über die Holländer **) erfochten, über den Haufen geworfen wurde. Oranien ging auf Tubize zurück. Mons wurde zu Waldecks Verdruß eiligst geräumt. Daraufhin zog sich York am 4. Juli nach Lembecke, Kray nach Ath, Clerfayt nach Alost. Der eben gefaßte Vertheidigungsplan war zerstört. Auch Coburg wich, wenn auch nur wenig, zurück. Sein Lager kam nach Mont St. Jean, sein Hauptquartier nach Waterloo. Hier, wo 21 Jahre später der Triumph des legitimen Europa's über die Revolution besiegelt werden sollte, fand am 5. Juli ein neuer Kriegsrath statt, der verhängnißvoll geworden ist.

Es ward jetzt klar, daß Brüssel nicht mehr zu halten sei: nur bis zum 7., beschloß man, sollten es York und Clerfayt decken. Nach der Räumung Brüssels sollte die Armee eine Linie besetzen, die sich von

*) Witzleben, a. a. O. III, 332.

**) Das Armeecorps des Erbprinzen von Oranien bestand damals aus 13,000 Mann. Am 11. Juli waren etwa 4—5000 Mann seines Corps Oesterreicher. Ob diese auch schon in den ersten Tagen des Monats zu seinem Corps gehörten, wissen wir nicht. Jedenfalls waren die übrigen Truppen holländische.

Antwerpen über Löwen, Wawre und Gembloux nach Namur zöge. York sollte die Strecke von Antwerpen bis Mecheln, Clerfayt die von Mecheln bis Löwen halten, Kray und Oranien sich hinter der Dyle aufstellen. Die Hauptarmee sollte nach Gembloux rücken. Beaulieu sollte Bossières besetzen. Der Prinz von Coburg war körperlich krank und geistig geknickt, und sah die bisherigen Stellungen als nicht mehr haltbar an. Eine tiefe Entmuthigung bemächtigte sich der Führer wie der Truppen. Die Bande der festen Zucht begannen sich bereits zu lockern.*)

Die österreichische Armee ist niemals eine bloße Maschine gewesen. Die Regierung hat sie selten vollständig in der Hand gehabt. Sie ließ sich nur allzu leicht von eigenen Impulsen beherrschen, die natürlich den allereinfachsten und nächstliegenden Erwägungen ihre Entstehung verdankten. Von Anfang an hatte insbesondere das niederländische Heer der neunziger Jahre in einem äußerst mangelhaften Contact mit der weit entfernten Regierung gestanden, über deren eigentliche Absichten es schlecht unterrichtet war. Früh hatte sich, wie wir gesehen, eine besondere Anschauungsweise bei ihm ausgebildet. Früh war es in einen Gegensatz zur Regierung gerathen. Es war stets der Meinung gewesen, daß man es von Wien aus in ganz unzureichender Weise unterstütze. Was die Folge der ungeheuren Entfernung von der kaiserlichen Residenz war, wurde von der Armee den Regierungsbehörden in die Schuhe geschoben. Jetzt hatte sie vollends das Gefühl, auf einem verlornen Posten zu stehen. Man malte sich, wie es in solcher Stimmung zu geschehen pflegt, die Schwierigkeiten der Lage in noch düstereren Farben aus, als dies der Wahrheit entsprach. Die allgemeine Verdrossenheit aber erzeugte eine Unlust zu weiteren Kämpfen auf dem linken Maasufer. Und das Gerücht von der Absicht einer freiwilligen Räumung wurde jetzt namentlich in einem großen Theil der höheren Officierskreise vollends begierig aufgegriffen, um diese Unlust zu entschuldigen. Mit österreichischer Pfiffigkeit meinte man, Kaiser Joseph habe klüglich daran gethan, die Niederlande vertauschen zu wollen. Dieses undankbare Volk sei es ja auch gar nicht werth, daß Oesterreich sich für dasselbe verblute. Sicher sei die Regierung jetzt auf die Absichten des Kaisers Joseph zurückgekommen. Darum habe der Kaiser die niederländischen Truppen ihrem Schicksal überlassen und darum würden sie so ungenügend unterstützt. Das allen Oesterreichern so eigenthümliche Mißtrauen wucherte nach allen Richtungen hin empor. Dazu kam dann die sich immer mehr heraus-

*) Häusser, a. a. O. I, 567.

stellende Gewißheit, daß von der preußischen Armee nicht das Geringste zu erwarten sei. Dieselbe machte einen um so niederschlagenderen Eindruck als gerade das österreichische Hauptquartier sich stets auf sie hatte stützen wollen. Es begann in dem sonst so braven Officierscorps von oben herab ein allgemeiner Pessimismus sich zu verbreiten, jener Geist des Unmuths, der Alles besser als die Anderen, namentlich als die Vorgesetzten wissen will und sich womöglich ganz aus der Sache herauszuziehen wünscht. Man liest mit Staunen, wie sich die Officiere dem Dienst zu entziehen geneigt waren, um sich z. B. im Hauptquartier herumzutreiben und nach Neuigkeiten zu forschen. Jeder, bis in die höchsten Chargen hinauf und bis zum Lieutenant herunter, raisonnirte und cabalirte. Waldecks Brief vom 27. Juli ist ein nicht sehr erquickliches Beispiel, wie man die Schuld auf die Andern zu schieben geneigt war, und wie leicht man es dagegen mit der eigenen nahm.

Eine Verpflegung fehlte fast ganz, da die Magazine eins nach dem andern in die Hände der Franzosen fielen und die Kaiserlichen recht im Gegensatz zu diesen zu keinen Requisitionen schreiten wollten.*) Obwohl in Folge dessen die Zahl der Marodeure unter der Mannschaft dermaßen wuchs, daß sich einzelne Truppenkörper bereits in Banden aufzulösen begannen, so war der gemeine Mann doch von der allgemeinen Zersetzung in weit geringerem Maße ergriffen. Will man sich aber ein Bild von der Confusion und Desorganisation machen, die gerade in den höheren Kreisen eingerissen war, so lese man, was Thugut am 2. August an Colloredo schreibt. Die Aufführung und die Sprache des Kurfürsten von Köln, sagt er, sei sehr betrübend. Fischer möge dort einen schönen Bericht erstattet haben. Die Correspondenz mit dem Erzherzog Karl und die Klagen der Erzherzogin Marie (Christine) kämen hinzu. Alles vereinige sich, um alle Köpfe zu verwirren und das Unglück dadurch zu vermehren, daß man die Gährung und Entmuthigung verbreite, während doch nur Festigkeit und kaltes Blut die Monarchie noch retten könnten. Alles, was geschehe, zeuge von einem unbegreiflichen Mißgeschick.**)

*) Die Rücksichtslosigkeit der französischen Requisition einerseits, die große Schonung andererseits, die die auf die Magazine angewiesenen Kaiserlichen den Landesbewohnern überall zu Theil werden ließen, haben das Mißverhältniß in der beiderseitigen Lage auf's Erheblichste gesteigert: die Franzosen lebten in Saus und Braus und die Kaiserlichen hungerten. Es kam vor, daß die französischen Soldaten den auf Vorposten stehenden Kaiserlichen Nahrungsmittel anboten.

**) Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 117.

Man begann sich in den Kreisen der Armee in gewissem Sinne selbst aufzugeben. Und Waldeck war nicht die Persönlichkeit, um dem zu steuern. Der im fünfzigsten Lebensjahre stehende Prinz Christian von Waldeck war der Sohn des aus den Zeiten Karls VI bekannten Feldmarschalls. Er war ein feingebildeter, kunstliebender Mann und nicht ohne Geist: Goethe hat auf seiner italienischen Reise mit ihm im Verkehr gestanden. Er war außerordentlich frühe in die Armee eingetreten und hatte schon den siebenjährigen Krieg mitgemacht. Coburg hatte ihn schon damals kennen lernen und schätzte ihn. Thuguts Wahl scheint auf Waldeck wegen seines Geistes und weil er ihn der Lacy'schen Clique für unzugänglich hielt, gefallen zu sein. Wahrscheinlich lag mehr ächte Begabung in ihm als in Mack. Aber es fehlte Waldeck durchaus an sittlichem Ernst. Thugut redet von seiner Bizarrerie; andere nennen ihn mit Recht eitel. Offenbar war er von jenem geistreichen Dilettantismus, dem man gerade bei fürstlichen Personen von höherer Bildung nicht selten begegnet. Die beiden Briefe an Thugut aus Fouron le Comte erwecken ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen ihn. Er bildete sich ein, daß es ihm seine Lebensstellung wie sein glücklicher Blick ermögliche, der politischen Lage auf den Grund zu schauen. Ob Waldeck den so weit verbreiteten Wahn von der beabsichtigten Räumung der Niederlande vollständig theilte, oder ob er sich nur Thugut gegenüber damit herausgeredet hat, wird schwer zu entscheiden sein. Solche Irrthümer, meinte er in einem jener Briefe, seien das gewöhnliche Loos eines Officiers, der Beziehungen zu haben glaube. Aber er war, wie wiederum aus jenen beiden Briefen hervorgeht, ganz ohne Instructionen von Thugut. Dieser hatte ihn vor seiner Abreise nach Wien zu sprechen gewünscht. Es war aber nichts daraus geworden. Als dann Waldeck gerade in der entscheidenden Zeit ohne irgend einen Wink von Thugut blieb, meinte er, der Minister müsse dazu wohl seine Gründe haben, und er will hiedurch in seiner vorgefaßten Meinung bestärkt worden sein. Dabei stand Waldeck inmitten der überhand nehmenden Verwirrung bald in einem schlimmeren Verhältnisse zu seinen Untergeneralen als Mack. Dessen Partei hatte er natürlich von vornherein gegen sich. Man sah in ihm ein durch die Gunst des nicht beliebten Ministers eingeschobenes fremdes Element, und nahm es in der Unordnung des Rückzugs mit der Subordination nicht eben genau. In der gegen das Hauptquartier herrschenden Verstimmung sind jedenfalls einzelne Posten eher, als es nöthig war, geräumt worden. Die Armee schlug sich nicht mehr so, wie sie

es bis dahin gethan hatte. Thugut war der Ansicht, daß nicht die Lage der Dinge, sondern die im Lager herrschende Entmuthigung das Unglück herbeigeführt habe. Er ist entrüstet über die Uebereilung dieses Rückzugs. Am 20. Juli sagt er bei Uebersendung eines an Colloredo adressirten Briefes aus dem Haag: „Ich füge eine Depesche des Grafen Ludwig von Starhemberg bei. E. E. werden aus seinem Bericht ersehen, wie leicht alle jene durch indiscretes Geklatsch, vielleicht auch durch andere geheime Intriguen und Ränke (menées) glaublich gemachten falschen Gerüchte über unsere Absicht, die Niederlande zu räumen, uns durch den gegen uns in London erregten Argwohn hätten von Nachtheil werden können. Inzwischen wird uns die Macht der Umstände und das gegenseitige Bedürfniß wahrscheinlich die Engländer bald wieder zuführen.“*) Am 22. Juli schreibt er: „Ich bin hoch erfreut, daß der Graf Mercy wieder im Hauptquartier ist; und ich bin trostlos, daß seine Reise nach Köln ihn von demselben entfernt hatte. Ich bin überzeugt: er hätte einen großen Theil dieser letzten so schmachvollen und unglückseligen Ereignisse verhindert. Es ist klar, daß alle unsere mit Maria-Theresien-Bändern geschmückten Weißröcke vollständig den Kopf verloren hatten. Es ist merkwürdig, daß wir keinen Bericht des Prinzen Coburg seit dem 10. haben. Alle Zeitungen mit Nachrichten aus Lüttich vom 13. behaupten, daß man von Neuem vorwärts ginge, und daß die Franzosen sich noch nicht in Namur zu zeigen gewagt hätten und selbst nicht in Brüssel. Ist das der Fall, so hoffe ich, daß die Ankunft Geringers und der Befehl Stand zu halten und sobald als irgend möglich wieder die Offensive zu ergreifen, ihren Muth auf's Neue beleben wird.“ **)

Es war wieder der Gedanke aufgetaucht, Lacy den Oberbefehl zu übergeben: der General Fischer hatte bei seiner Anwesenheit in Wien zu Gunsten desselben intriguirt und der Kaiser hatte den Gedanken nach seiner Weise nicht ganz zurückgewiesen. Er könne, schreibt nun Thugut am 26. Juli an Colloredo, die Ernennung Lacy's zum Oberbefehlshaber nicht als eine endgültige Entscheidung des großen Kampfes betrachten, der Europa bewege. „Denn es giebt, glaube ich, Niemand, der nicht einräumte, daß kein anderes Mittel existirt, diese Ungeheuer, die mehr als je Alles zu überfluthen drohen, zu bekämpfen, als die Kühnheit der Unternehmungen und die kräftigste Offensive.“ Habe man

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. XLVII f.

**) Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 114.

denn aber jemals, seit Lacy sich im Kriege hervorgethan, von einer offensiven Unternehmung desselben gehört? Habe man Laudons Urtheil über ihn vergessen? Könne man vermuthen, daß er mit siebzig Jahren einen Unternehmungsgeist zeigen werde, den er mit vierzig und funfzig Jahren nicht besessen habe? Er (Thugut) sehe voraus, daß sobald Lacy bei der Armee angekommen sei, Folgendes nicht ausbleiben könne. Man werde sofort nach Wien schreiben, man bedürfe 100,000 Rekruten aus den Erbstaaten, sodann um jeden Preis und selbst für den Rest von Schlesien 40,000 Preußen, endlich 40,000 Russen und 30 bis 40 Millionen baares Geld für den nächsten Monat; und wenn man dieses nicht alles sofort herbeischaffen könne, so müsse man unter Abtretung der Niederlande Frieden machen, und sich in Allem Robespierre unterwerfen. Er (Thugut) müsse deßhalb um seinen Abschied bitten, wenn Lacy wirklich das Obercommando erhalte.*)

In einem Briefe vom 3. August endlich meint er, nichts könne diese übereilten Rückzüge rechtfertigen. Waldeck habe wahrscheinlich durch die Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten, die er erfahren, den Kopf verloren. Waldeck fange auch bereits an zu bedauern, daß er „der Politik zu viel geopfert habe", was wohl bedeuten solle, daß er den Insinuationen: die Politik des Kaisers verlange nur eine schwache Vertheidigung der Niederlande, zu sehr beigepflichtet habe.**) Wir sehen: Thugut ist über diesen Rückzug erstaunt und verblüfft und hatte, als er die Niederlande verließ, nichts Aehnliches erwartet. Wohl war er damals der Meinung gewesen, daß erhebliche Verstärkungen für die niederländische Armee dringend geboten seien. Aber er hatte doch gedacht, daß dieselbe sich bis zu deren Ankunft ungefähr in ihrer jetzigen Stellung würde behaupten können.

Trotz alledem darf gesagt werden, daß das, was abgesehen von den übereilten Rückzügen der Engländer und namentlich der Holländer geschah, doch auch wieder durch die militärische Lage gerechtfertigt werden konnte. Diese war seit der Schlacht von Fleurus, so lange keine Hülfe vom Rheine oder von einer anderen Seite kam, eine wirklich gefährdete. Die kleindeutsche Geschichtschreibung geräth bis zu einem gewissen Punkt in einen Widerspruch mit sich selbst, wenn sie

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, Einleitung S. LII. Die Sprache, die Thugut hier Lacy führen läßt, ist genau die, welche Daun dessen Beziehungen zu Lacy wir uns erinnern, gegen Ende des siebenjährigen Krieges führte.

**) Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 118.

einerseits die Räumung als eine freiwillige hinstellt, und wenn sie doch wieder den Feldzug von 1794 als einen in Folge des Scheiterns der Verständigung mit Preußen hoffnungslosen bezeichnet. Das verbündete Heer sei den Franzosen wirklich nicht mehr gewachsen gewesen, sagt Häusser. Es kann, wie uns bedünkt, kein Zweifel bestehen: die Fabel von der freiwilligen Räumung der Niederlande muß aufgegeben werden. Der billig denkende und lediglich von militärischen Gesichtspunkten ausgehende Witzleben sagt: „Die Zeitgenossen schreien Verrath, die Geschichtschreiber sprechen von politischen Intriguen, wir aber werden zeigen, daß, wenn auch die Intrigue thätig war, der Kern der Ereignisse doch aus der militärischen Anschauung des Oberfeldherrn hervorgegangen ist und die natürliche Folge der wirklich vorhandenen Verhältnisse war. Der innere Zustand seines eigenen Heeres gewährte ihm nicht mehr jene Kriegszuversicht, mit welcher er an der Roer, bei Neerwinden, bei Famars, am Cäsarlager und in diesem Jahre bei Landrecies und zuletzt noch bei Fleurus dem Feinde gegenüber getreten war. Noch weniger aber konnte er Vertrauen zu den Verbündeten haben. — — — Der Oberfeldherr zog daher wissentlich nur die militärischen Verhältnisse in Betracht, als er sich zum Rückzuge hinter die Maas entschloß; er konnte hierzu keine Anweisung aus höherer Hand erhalten haben, sonst würden seine späteren Denkschriften an den Kaiser hiervon Erwähnung gethan haben. Je härter der Tadel ist, welcher den Prinzen wegen der schnellen Räumung Belgiens getroffen hat, je mehr ihm der Vorwurf geworden ist, günstige Gelegenheiten zur Wiederaufnahme des Angriffs versäumt zu haben, um so mehr haben wir in Liebe für unseren Helden (Coburg) gesucht, eine stichhaltige Andeutung zu finden, welche den Prinzen der Verantwortung entziehen könnte; doch vergebens. Es wäre zwar nicht schwer gewesen, den Rückzug einzig und allein als ein Werk der Intrigue und des Verraths darzustellen, man brauchte hierzu nur die berühmtesten Geschichtswerke, welche die Räumung Belgiens allein dem Erfolge der ränkevollen Politik Thuguts zuschreiben, mit einiger Geschicklichkeit zu benutzen, aber wir hätten dann am Schlusse unserer Arbeit zum ersten Male der Wahrheit untreu werden und uns selbst verleugnen müssen.“*)

Wir wissen in der That kein besseres Zeugniß für die von uns vertretene Auffassung als diese ehrenhaften Worte des durch und durch preußisch gesinnten Mannes, der sich, wo er nicht auf eigenen Füßen

*) Witzleben, a. a. O. III, 401 ff.

steht, durchaus von Sybels Anschauungen leiten läßt, und der auch hier offenbar ursprünglich von dessen Auffassungen ausgegangen war.

Wenn die Franzosen nicht noch entschiedenere Erfolge errangen, so kam dies großentheils von der Art und Weise, wie der Wohlfahrtsausschuß jetzt in die Operationen der französischen Generale eingriff. Pichegru hatte schon Ende Juni den Uebergang über die Schelde erzwingen wollen, mußte aber auf Carnots Befehl nach Brügge zurückmarschiren, um zuvor Ostende, Nieuport, sowie die Insel Walchern zu besetzen, und so Carnots Lieblingsplan: die Landung in England vorzubereiten. Jourdan erhielt jetzt den Befehl, zwei Divisionen nach dem Hennegau zu entsenden, um die Belagerung der vier französischen Festungen zu beginnen. Mit dem Reste seiner Armee griff er Beaulieu und Quosdanovich an. Diese vertheidigten sich auf das Hartnäckigste. Es gelang ihnen, sich nach zehnstündigem Kampfe in ihren Stellungen zu behaupten. Coburg schickte Verstärkung und gab Beaulieu den Befehl, sich bis auf das Aeußerste zu halten. Am 7. Juli erneuerte sich der Kampf. Der den linken Flügel befehligende General Zoph mußte der Uebermacht weichen. Beaulieu wollte sich jetzt nach Hottomont zurückziehen. Am 8. griffen die Franzosen wiederum an und warfen den General Zoph auf Asche zurück. Beaulieu fürchtete immer ernstlicher, von der Maas abgeschnitten zu werden und konnte deßhalb dem Befehle Coburgs keine Folge leisten. Der Rückzug dieses Generals zwang Coburg, auch seinerseits zu retiriren. Während Oranien den Befehl erhielt, nach Chaumont zu gehen, traf er selbst am 9. in Tirlemont ein und stand also wieder auf demselben Punkte, von wo er vor sechszehn Monaten seine Siegeslaufbahn begonnen hatte. An jenem selben 11., an welchem Jourdan das schon am 7. von den kaiserlichen verlassene Brüssel besetzte und auch Pichegru mit zwei Divisionen des Nordheeres dort einrückte, nahm die Armee der Verbündeten neue Stellung ein. Das Gros des Heeres stand bei Tirlemont. In der Besorgniß, von Clerfayt wegen des raschen Zurückweichens der York'schen Armee getrennt zu werden, hatte Coburg auch diesen an sich herangezogen: die Hauptarmee gewann dadurch an Schlagfertigkeit, während die Kaiserlichen eben wegen des eiligen Rückzuges der Engländer auf dem westlichen Kriegsschauplatz nur wenig nützen konnten. Letztere standen hinter der Dyle von Antwerpen bis Mecheln: sie hatten sich mit ihren Soldtruppen vereinigt; ihre Armee hieß fortan „die combinirte englisch-hessisch-hannöversche". Der Erbprinz von Oranien

endlich besetzte die Strecke zwischen Mecheln und Löwen. Man sieht, daß die Trennung der Kaiserlichen von den Armeen der Holländer und Engländer damit eingeleitet war.

Am 15. Juli setzten sich die Franzosen in den Besitz von Mecheln und Löwen. Die holländischen Truppen zogen sich darauf hinter die Demer zurück, während sich die noch unter Oranien stehenden Oesterreicher von ihnen trennten und nach Pellenberg marschirten. Am 17. fiel auch Namur in die Hand der Franzosen. „Die Trennung der Verbündeten", sagt Witzleben, „war durch die Richtung, die Oranien einschlug, ausgesprochen. Er wie der Herzog von York sahen fortan die Deckung Hollands als ihre einzige Aufgabe an, während der Prinz von Coburg seine Rückzugslinie nach dem Rhein nicht aufgeben konnte."*) Er verlegte sein Lager von Tirlemont nach Landen. Kray blieb bei Diest an der Demer stehen. Wohl fühlte York das Unrühmliche eines Rückzugs nach Holland. Er wandte sich am 17. an Coburg mit dem Vorschlag, die Hauptarmee wieder nach Tirlemont und Kray gegen Löwen vorgehen zu lassen, wogegen er in Gemeinschaft mit Oranien am 18. ebenfalls von Neuem vorzurücken versprach. Coburg ging auf den Vorschlag ein. Aber schon an dem selben 18. meldete der Erbprinz, daß er sich hinter die kleine Nette zurückgezogen habe. Es stehe hier sein linker Flügel ganz in der Luft, da der Feind schon Aerschot an der Demer besetzt und bis Herenthals vorgerückt sei. Er sehe sich deßhalb gezwungen, sich ohne Zeitverlust gegen die holländische Grenze zurückzuziehen und werde zu diesem Zwecke sogleich den Marsch antreten. Der Schritt der Holländer war ein gänzlich unnöthiger. So lange Kray bei Diest stand, war ihr linker Flügel gedeckt. Die Nachricht von der Vorrückung des Feindes gegen Herenthals stellte sich schließlich obendrein als eine irrige heraus. Die Folgen des von Oranien im Einverständniß mit York gethanen Schrittes waren aber die verhängnißvollsten, da jede Verbindung zwischen den Kaiserlichen und ihren Verbündeten seitdem aufhörte.

Die kaiserliche Armee zählte damals überhaupt nur noch 87,000 Mann.**) Davon entfielen 17,000 Mann für die Besatzung von Luxemburg, Namur und der vier eroberten Festungen. Etwa 15,000 Mann verlangten die Seemächte zur Besatzung von Mastricht, so daß für die

*) Witzleben, a. a. O. III, 346.

**) Sie hatte also beinahe 30,000 M. d. h. über ein Viertheil ihres Bestandes verloren.

im freien Felde operirende Armee nur 50—60,000 übrig blieben. Da die Truppen der Seemächte hinfort lediglich zum Schutze von Holland verwandt werden sollten, so fiel das ganze Gewicht der französischen Armee auf die Kaiserlichen. Die Franzosen vermehrten ihre Streitkräfte täglich und schrieben zu diesem Zweck auch eine Rekrutirung in den Niederlanden aus. Der kaiserlichen Armee war jetzt ein Nachschub aus den Erblanden versprochen. Man konnte auf dessen Eintreffen aber erst in drei Monaten rechnen. Weitere Nachschübe waren erst im nächsten Jahre zu erwarten. Coburg hatte an jenem selben 15. Juli, wo das erwähnte kaiserliche Handschreiben an ihn abging, den General Fischer*), in dessen Gesinnungen er das vollste Vertrauen zu setzen erklärte, mit einer langen Denkschrift an den Kaiser abgesandt. Die Armee bedürfe, sagt er darin, einer Verstärkung von 60,000 Mann und erheblicher Geldsendungen, wenn sie sich solle halten können. Dem Feinde ständen alle Hülfsmittel Belgiens zu Gebote. Rücksichtslos setze er das in's Werk, was von der kaiserlichen Regierung vorbereitet, aus Rücksicht auf die Verfassung und die Freiheiten des Landes aber erst so wenig gefördert worden sei. Einige tausend Menschen verwende er z. B. täglich für die Befestigung von Menin, Oudenarde, Tournay und Charleroi. Seien diese Arbeiten erst vollendet, so werde er dadurch so stark geworden sein, daß es fast unmöglich sein würde, etwas für den Entsatz der vier eroberten Festungen zu thun. Der Kaiser möge entscheiden, was geschehen solle. Bis zum Eintreffen der kaiserlichen Antwort wolle man sich, so lange es irgend möglich sei, zu halten suchen.**)

„Es ist vorzusehen", schreibt aber Coburg schon am 18. Juli an den Herzog Albrecht, „daß die Stellung der Armee diesseits der Maas nur von einer kurzen Dauer sein könne, und zwar in militärischem Betracht, weil man, wegen der fruchtlos erwarteten Verstärkung durch die Preußen, zur Offensive überzugehen nicht hinreichende Kräfte, und der Feind die beiden Flügel zu umgehen Mittel hat, so wie er auch wirklich auf die Seite sich zu werfen die Absicht äußert."***)

Als Jourdan am 19. Juli gegen Tirlemont vorrückte und gleichzeitig die Flanke der Kaiserlichen bedrohte, gingen die Armeen in der Nacht vom 20. nach Mettenhoven, in der darauf folgenden bis hinter

*) Wir sind Fischers Thätigkeit bereits in Wien begegnet.

**) Witzleben, a. a. O. III, 356 f.

***) Vivenot, Herzog Albrecht I, 136 Anmerkung.

Tongern zurück. Es fanden, ehe Coburg seine definitiven Entschlüsse faßte, noch einmal Berathungen zwischen ihm, Clerfayt und Waldeck statt. Man war darüber einig, daß man sich über die Maas zurückziehen müsse. Clerfayt zeigte wieder seine üble Laune. Man hatte ihm auch diesmal ein abgesondertes Commando, mit dem er, wie es scheint, Lüttich decken sollte, zugedacht. Er aber weigerte sich, es zu übernehmen. Seine geschwächte Gesundheit gestatte ihm kaum, in der Linie zu dienen; für ein abgesondertes Commando aber reichten seine Kräfte nicht mehr aus. Uebrigens müsse seiner Ansicht nach die Hauptarmee bei Lüttich, und ein abgesondertes Corps bei Mastricht aufgestellt werden. Denn, wenn sich der Feind zum Herrn von Lüttich mache, so werde die Armee bald genug zum Rückzug an den Rhein gezwungen werden. Waldeck dagegen schlug vor, die Hauptarmee in der Mitte zwischen Lüttich und Mastricht lagern zu lassen und Latour mit 17 Bataillonen zum Schutze des ersteren aufzustellen. Coburg entschied sich für Waldecks Plan. Am 22. Juli zog er vor Mastricht. Am 23. überschritt er die Maas in etwas südlicher Richtung, um bei Fouron le Comte, etwa in der Mitte zwischen Mastricht, Lüttich und Aachen, ein Lager zu beziehen, wo er sich zu erholen und wieder Ordnung in die Armee zu bringen hoffte. Am 27. ward Latour von Jourdans Hauptmacht angegriffen, während dessen linker Flügel eine Scheinattaque auf Mastricht unternommen hatte. Der größere Theil von Latours Truppen stand bereits auf dem rechten Ufer der Maas. 4 Bataillone, 4 Schwadronen und 4 Geschütze vertheidigten die Stadt in der hartnäckigsten Weise von 4 Uhr früh bis Mittag. Die Lütticher nahmen noch weit entschiedener als im März 1793 für die Franzosen Partei und feuerten von den Dächern und aus den Fenstern auf ihre Vertheidiger. Das kleine Häuflein wurde endlich zum Rückzuge aus der Stadt gezwungen. Mit Lüttich geriethen auch die Uebergänge über die sich hier in mehrere Arme theilende Maas, mit Ausnahme eines einzigen, in die Hände der Franzosen.

Es trat nun eine Art Waffenruhe ein. Coburg war jetzt schon wegen seines körperlichen Befindens zu jeder energischen Unternehmung untauglich. Die Armee bedurfte der Ruhe. Man mußte zunächst alle Kraft darauf verwenden, in dieselbe wieder Ordnung und Disciplin zu bringen; wie sich der innere Zustand der Armee in der That denn auch bald wieder besserte. Jourdan wollte seinerseits den Fall der fran-

zösischen Festungen abwarten und glaubte, vor der Hand genug gethan zu haben. Nur der tapfere Kray brachte einiges Leben in die Wochen lange Stille, indem er die ihm gegenüber stehenden Franzosen durch Recognoscirungen und glückliche Ueberfälle beständig in Athem hielt.

Fünftes Kapitel.

Das Ende des Feldzuges am Ober- und Niederrhein.

Die kaiserliche Armee stand, nachdem sie sich über die Maas hatte zurückdrängen lassen, zwischen dieser, der Ourte und Wester. Waldeck schmeichelte sich, daß man sich jetzt endlich in einer gesicherten Lage befände. So lange man hingegen zwischen der Schelde und jener unglückseligen Sambre eingeschlossen gewesen, hätte man immer für die Rückzugslinie nach der Mosel und dem Rhein fürchten müssen. Die Niederlande wären verloren gewesen, wenn man sie nicht verlassen hätte. So lange er lebe, werde man die Maaslinie nur nach einer großen Schlacht, die übrigens nicht in Aussicht stehe, aufgeben.*)

Am 31. Juli antwortete der Kaiser auf die von dem General Fischer überbrachte Denkschrift Coburgs in einem Schreiben, das wie alle diese Ausfertigungen von Thugut entworfen ist. Die Denkschrift habe auf ihn einen sehr schmerzlichen Eindruck gemacht. Die Stärke seiner Armee und deren Hülfsmittel seien ihm ja bekannt, und diejenigen des Feindes könne er sich denken. „Im Ganzen ist soviel gewiß, daß unsere so unerwartet eilfertige Räumung der ganzen Niederlande dem Feinde die erklecklichsten Mittel zur Vergrößerung seiner Macht in die Hände gibt und daß der unbestrittene Besitz dieser reichen Provinzen

*) Siehe das wiederholt citirte Schreiben an Thugut aus Fouron le Comte vom 27. Juli. Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 387 f.

künftighin täglich noch mehr vermehren muß." Es sei unmöglich, Prinzen mit bestimmten Weisungen zu versehen. Schon die Fort- der Rückzüge verhindere dies. Auch sei in dieser weiten Ent- ng eine genaue Kenntniß der Localitäten nicht möglich. Der Kaiser deßhalb bestimmten Vorschlägen des Prinzen entgegengesehen, und te solche auch künftighin. „Ich kann für heute Ew. Liebden nur en Esprit Meiner durch den Major Geringer letzthin an Sie er- nen Befehle verweisen, mit dem gemessenen Auftrage, daß wo r Meine Armee sich befinden mag, Sie durch Anstrengung aller e und durch alle jene Mittel, so Ihnen die Kriegskunst und Ihre rung an die Hand geben kann, sich dahin zu verwenden haben, dem ren Vordringen des Feindes Einhalt zu thun, daß Sie überdies rgebenden vortheilhaften Gelegenheiten durch einen oder den an- herzhaften Versuch den Muth Meiner Armee, der sehr gesunken in scheint, wieder aufzurichten, zuvörderst aber bei selber Ordnung, rdination und Kriegszucht herzustellen eifrig beflissen sein wollen. i geht ferner Meine Willensmeinung dahin, daß Euer Liebden auf die von Holland zu veranstaltende ausgiebige Approvisionirung Mastricht standhaft zu bestehen, übrigens aber für die Sicherstellung äußerst wichtigen Festung und für die Hineinlegung einer hin- ichen Besatzung in dem Falle der Entfernung Meiner Armee aus i Gegenden, welche Mir doch ganz außerordentlich unliebsam zu hmen sein würde, mit vorzüglicher Aufmerksamkeit Sorge tragen n. Meine Bekümmerung wegen der eroberten Festungen habe Ich Liebden bereits letzthin zu erkennen gegeben und Ich kann Euer en nicht bergen, daß Ich Mich über die schwer zu heilende Wunde, e Monarchie durch den Verlust so vieler Mannschaft und eines so chtlichen Theiles unseres Belagerungs-Geschützes überkommen würde, traurigsten Betrachtungen nicht entschlagen kann." Hoffentlich sei Graf Mercy bereits nach London abgereist. Coburg solle sich über mit den Alliirten zu treffenden Verabredungen mit ihm in Ver- ng setzen. Es handle sich um die Wiedervereinigung mit ihnen um neue gemeinschaftliche Unternehmungen. „Wobei dann Euer den eifrig bemüht sein wollen, sich mittlerweile jeder Zeit in solchen tionen zu erhalten, so die Leichtigkeit verschaffen können, mit den rten wieder nähere Communication zu eröffnen und zu neuen Offen- erationen unverweilt vorzuschreiten." Nur wenn Mercy aus Lon- ausdrücklich melden sollte, daß keinerlei Hoffnung auf einen weiteren

Beistand der Alliirten vorhanden sei, soll Coburg sich auf die Erhaltung der Armee und die Vertheidigung des Luxemburgischen und der Rheingegenden beschränken. Er würde hierüber aber noch Weisungen erhalten. Was den von Coburg begehrten Ueberrest des Blankensteinschen Corps betreffe, so sei die Aufmerksamkeit des Kaisers „unerachtet der am Rhein vorgegangenen mißvergnüglichen Ereignisse" fortwährend auf diesen Punkt gerichtet. Coburg könne sich demnächst mit dem Herzog Albrecht hierüber benehmen. Was das Geldbedürfniß anlange, so werde dem Grafen O'Donel das Erforderliche zugehen. Ueberhaupt werde der Kaiser alle menschenmöglichen Anstrengungen machen, um in dieser Beziehung Abhülfe zu schaffen.*)

Am 6. August erklärte der Kaiser auf einen Vortrag des Hofkriegsraths: „Nachdem der Prinz Coburg in seinem letzteren Berichte den festen Entschluß zu erkennen gegeben hat, die Maas zu behaupten, so kömmt über dasjenige, was durch das gemeinschaftliche Concert bestimmt worden ist, nichts zu erinnern."**) Und war denn die Befolgung dieser Instruction so ganz unmöglich? Wir möchten es nicht behaupten. Schon gar manches Mal und zuletzt noch 1792 hatte man die Niederlande geräumt und ihre Wiedereroberung war doch immer wieder gelungen. Mastricht und Luxemburg waren noch in den Händen der Verbündeten. Von großer Wichtigkeit waren die eroberten französischen Festungen; und die Uebermacht der Feinde hatte man ja an sich nicht zu fürchten.

Wie Thugut erwartet, hatten sich die Engländer inzwischen wirklich dem Wiener Cabinet genähert. Der am 1. Juni im Canal erfochtene Seesieg hatte das maritime Uebergewicht Englands von Neuem entschieden und den Kriegseifer der Nation belebt. Ende Juli begaben sich Lord Spencer und Sir Thomas Grenville nach Wien. Thuguts Stellung hatte sich inzwischen wesentlich befestigt: er war nach dem an dem Tage nach der Schlacht von Fleurus***) erfolgten Tode des alten Kaunitz zum Minister des Auswärtigen ernannt worden. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß dies als ein neuer Sieg der Kriegspartei betrachtet werden mußte. Das Wiener Cabinet versprach, für die Be-

*) Witzleben, a. a. O. III, 358 ff.; auch bei Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser S. 9 ff.

**) Vivenot, Herzog Albrecht I, 130.

***) Es ist zugleich der von Robespierres Sturz.

hauptung Hollands einzutreten. Aber die Unterhandlungen rückten doch weder in Wien noch in London von der Stelle. Eine eigentliche Allianz kam damals noch nicht zu Stande. Die Engländer wollten nicht einmal auf die Garantie eines in England aufzunehmenden und auf die Niederlande zu verhypothecirenden Darlehens Geld vorstrecken. Sie drangen dagegen in ungestümer Weise zunächst auf die Abberufung Coburgs und Waldecks und deren Ersetzung durch Erzherzog Carl und Mack. Thuguts altösterreichische Begriffe von der Würde der Monarchie sträubten sich gegen solche Vorschriften. Er benahm sich gerade so zäh wie in den Verhandlungen mit Preußen. Den intriguanten Mack wollte er in keinem Fall; und auch den Erzherzog Carl fürchtete er wegen seiner Stellung am Hofe und seiner ihm feindlichen Verbindungen. Die Engländer hätten ja selbst im Frühling, bemerkte er, den Erzherzog als Oberbefehlshaber abgelehnt. Er sah in dem Ganzen eine von Weitem angelegte Intrigue der gegen ihn arbeitenden Coterie und brachte z. B. Fischers Sendung damit in Zusammenhang. Es mag sein, daß Thugut eine erhebliche Schuld an dem Scheitern der Verhandlungen trifft. Wenn man aber den engherzigen englischen Eigensinn erwägt und die hochmüthige Art, mit der das englische Cabinet Oesterreich schon seit langer Zeit behandelt hatte, so ist es mindestens nicht unwahrscheinlich, daß die größere Schuld den Engländern zur Last fällt. Die Entfremdung des siebenjährigen Krieges wirkte eben noch nach; und das durch die Gerüchte einer beabsichtigten Räumung der Niederlande von Neuem wachgerufene Mißtrauen verschärfte dieselbe noch einmal wieder. Mercy hatte zudem mit der Reise nach London länger gezögert, als Thugut, der darüber in Zorn ausbrach, zu begreifen vermochte. Er starb gerade im entscheidenden Augenblicke. Sein Tod war ein unersetzlicher Verlust für Oesterreich. Insbesondere war er der einzige Mann, der ein innigeres Verständniß mit England hätte herbeiführen können. Natürlich wirkten auch diese Dinge wieder auf die Kriegführung ein. Die Holländer zogen sich in ihre befestigten Plätze zurück. Die englischen Truppen wurden auch jetzt noch nicht genügend verstärkt. Der von Coburg gewünschte Angriff der Engländer auf Mecheln und Löwen unterblieb.

Die kaiserlichen Handschreiben aus dem Juli und August hatten in der ernstlichsten Weise auf die Erhaltung der vier eroberten französischen Festungen gedrungen. Der Kaiser bemerkte auf die am 7. August eingetroffene Nachricht von der Uebergabe Landrecies': „Dieser

Verlust ist die Folge der unausgesetzten Retraite der Armee."*) Noch am 21. schreibt er an Clerfayt aus Laxenburg: „Der Verlust von Valenciennes und Condé würde ein unheilvoller Schlag für die Monarchie sein, dem man daher, wenn noch irgend möglich, zuvorkommen muß."**) Und am nämlichen Tage instruirte er Beaulieu, es sei „besonders von der größten Wichtigkeit, alle menschenmöglichen Anstrengungen zu machen, um die Verbindung mit Valenciennes und Condé wieder zu eröffnen."***) Aber es war zu spät. Die Festungen gingen eine nach der anderen über. Am 16. Juli war Landrecies bereits übergeben worden. Am 12. August capitulirte le Quesnoy. Am 28. ist dann später auch Valenciennes, am 29. Condé†) diesem Beispiele gefolgt. Die Besatzung der beiden letzteren Festungen erhielt freien Abzug gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Frankreich zu dienen. Die der beiden ersteren gerieth in Kriegsgefangenschaft: wäre es die Absicht der Oesterreicher gewesen, lediglich die Mannschaften zu retten, so muß man auch hier wahrlich sagen, daß sie ihre Sache ganz besonders ungeschickt angefangen hätten.

Am 13. August war ein neues, wieder von Thugut verfaßtes kaiserliches Rescript an den Prinzen von Coburg ergangen. Aus des Prinzen Briefwechsel mit dem Herzog Albrecht habe der Kaiser, hieß es, mit Bedauern ersehen, daß mancher Orten noch immer von der Möglichkeit eines Rückzuges der niederländischen Armee bis zum Rhein und über denselben die Rede sei. Seine Weisungen vom 16.††) u. 30.†††) Juli könnten nun eigentlich keinen Zweifel über seine wirklichen Dispo-

*) Vivenot, Herzog Albrecht I, 130.

**) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 2.

***) Ebendas. 17.

†) Thugut war im höchsten Grade über den Fall von Valenciennes und Condé entrüstet. In seiner mißtrauischen Art glaubte er, es läge das falsche Spiel einer untergeordneten Persönlichkeit im Hauptquartier vor. Unterm 25. September schreibt er an Colloredo: „Ich werde keine Bemerkungen machen über das, was der Graf Starhemberg bezüglich der Uebergabe von Valenciennes gesagt und gethan hat: ohne Zweifel kann man nur empört sein über ein so schmachvolles Ereigniß, das uns eine Reihe von erdrückenden Unglücksfällen zuzieht." Auf Thuguts Veranlassung wurden die Commandanten der beiden Festungen vor ein Kriegsgericht gestellt.

††) Es ist das Schreiben vom 15. gemeint, das erst am folgenden Tage expedirt wurde; vgl. Vivenot, Thugut, Cl. und W. S. 5.

†††) Es ist das Schreiben vom 31. Juli gemeint, das aber schon am vorhergehenden Tage abgefaßt wurde.

sitionen übrig lassen. Aber er wiederhole, daß man allen Gedanken an weitere Retraiten zu entsagen habe, „die bereits bisher in sehr mancherlei Anbetracht Meinem wesentlichen Interesse sowohl als dem Ansehen der Monarchie und dem Ruhme Meiner Waffen so nachtheilig geworden sind.“ Coburg habe sich lediglich mit der Ausfindigmachung von Mitteln zur Wiederaufnahme offensiver Operationen zu beschäftigen. Er habe sich zu diesem Zweck mit den Alliirten in's Einvernehmen zu setzen und das Einverständniß mit denselben überhaupt nach Kräften zu pflegen. Der Kaiser wolle ihm nicht verbergen, daß man sich von Seiten der Verbündeten über einen Mangel an gutem Willen beschwert habe. Er hoffe und wünsche, daß dieser Vorwurf gänzlich unbegründet sei, und daß Coburg Alles aufbieten werde, um einen solchen Argwohn nieder zu schlagen.*)

Es genügt indeß ein Blick auf die Karte, um sich zu überzeugen, wie gefährdet die Lage der Kaiserlichen bereits geworden war. Hätten sie die Niederlande systematisch räumen wollen, so mußten sie die französischen Festungen so bald als möglich aufgeben und sich rasch in nördlicher Richtung concentriren. Sie standen indessen noch unverhältnißmäßig weit südlich. Ihr linker Flügel dehnte sich bis auf luxemburgisches Gebiet aus. Man war Trier näher als z. B. Antwerpen. So lange noch das erstere von Blankenstein besetzt und die Hoffnung einer Diversion von daher noch nicht ganz unberechtigt erschien, war eine Verbesserung der Lage möglich. Jetzt war aber Trier in den Händen der Franzosen, die Festung Luxemburg von allen Seiten umzingelt. Man wird sagen dürfen: erst das Zurückweichen der rheinischen Armee vollendete die unhaltbare Lage der niederländischen; sie würde trotz des Rückzugs der Engländer und Holländer auch jetzt noch ihre Stellung am rechten Maasufer haben behaupten können, wenn ihr die erstere über Trier die Hand geboten hätte.

Coburgs körperliche und geistige Kräfte waren jetzt völlig verbraucht. An jenem 9. August, der durch den Verlust von Trier bedeutungsvoll geworden ist, hatte er sein Entlassungsgesuch eingereicht. Es ist im loyalsten und respectvollsten Tone gehalten und beschränkt sich auf die Bemerkung, daß die Abnahme seiner Geistes- und Leibeskräfte ihm einen solchen Schritt nothwendig erscheinen ließe.**) Die Entlassung

*) Vivenot, Thugut, Cl. und W. S. 13 f.

**) Welcher Mittel man sich bediente, um die österreichische Politik zu verdächtigen, zeigt ein unechtes, mit Vorwürfen gegen Oesterreich angefülltes und die preußi-

wurde ihm am 21. August gewährt. Sein Nachfolger ward Clerfayt. An Waldecks Stelle trat Beaulieu. Die neuen Instructionen sind so bestimmt als nur irgend möglich gehalten und fordern die Wiedereroberung der Niederlande und die Erhaltung der französischen Festungen Valenciennes und Condé.*) In der Instruction für Beaulieu insbesondere heißt es: Die dringenden Vorstellungen der Alliirten und die Ueberzeugung, daß man in den Niederlanden wieder zu Offensiv-Operationen übergehen und dem Feinde diese reichen Provinzen streitig machen müsse, durch deren ruhigen Besitz seine Hülfsquellen sich täglich vermehrten, erheischten alle menschenmöglichen Anstrengungen, um die Verbindung mit Valenciennes und Condé wieder zu eröffnen. Er solle sich unverzüglich zum Herzog von York begeben, und mit den Generalen der Alliirten einen Plan verabreden, um die Niederlande in ihrer Gesammtheit oder doch wenigstens diejenigen Theile derselben wieder zu erobern, in denen man sich am leichtesten behaupten, und durch die man die Verbindung mit Condé und Valenciennes am besten wieder herstellen könne. Er möge sich den Plänen der Alliirten anbequemen, aber doch nur insofern, als sie der Absicht einer gänzlichen oder theilweisen Wiedereroberung entsprächen. Eile sei nöthig, wenn man Valenciennes noch retten wolle. Wäre es hierzu aber schon zu spät und vervielfältigten sich zugleich die einer Wiedereroberung der Niederlande entgegenstehenden Hindernisse, so müsse sich für den Moment das Hauptaugenmerk auf die Erhaltung Hollands richten.**) Der Schluß des Rescripts zeigte dann allerdings, daß man diesen Fall schon für den wahrscheinlicheren halte; und Thugut gestand am 9. August seinem Freunde Colloredo im Vertrauen, er beginne zu fürchten, daß von einem abermaligen Uebergang auf das linke Ufer der Maas bald nicht mehr werde die

sche Auffassung jener Zeiten wiedergebendes Abschiedsgesuch Coburgs, das 1797 in einer Flugschrift erschien, die „Das neue graue Ungeheuer" hieß, in Upsala gedruckt und von einem „Freunde der Menschheit" herausgegeben sein wollte. Wahrhaft erstaunlich aber ist es, daß Sybel in seinen ersten Ausgaben und Häusser noch in seiner letzten dieses von inneren und äußeren Ungeheuerlichkeiten wimmelnde Document als echt reproduciren und es gegen Oesterreich verwerthen. Es ist ebenfalls ein Verdienst Witzlebens, das echte Abschiedsgesuch an das Tageslicht gezogen zu haben.

*) Diese Schreiben langten im Hauptquartier am Tage der Capitulation von Valenciennes und einen Tag vor derjenigen Condé's an.

**) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 17 ff.

stede sein können, und daß die Kaiserlichen an den Rhein zurückgedrängt verden würden.

Am 27. August langte das Coburg seines Commando's enthebende aiserliche Handschreiben an, und am 31. legte dieser den Oberbefehl virklich nieder. Es konnte kein besonderes Vertrauen zu Clerfayt erwecken, daß er sich zwei Tage lang weigerte das Oberkommando zu übernehmen — aus Rücksicht auf seine zerrüttete Gesundheit, wie er agte. Der Erzherzog, an den dann seinem Range nach dasselbe rovisorisch hätte übergehen müssen, wollte sich hierzu aus naheliegenden Gründen nicht verstehen. Coburg mußte noch zwei Tage lang den Oberbefehl weiter führen, bis es seinen Bitten endlich gelang, Clerfayt mzustimmen. Dieser stand jetzt im einundsechzigsten Lebensjahre, und ehörte zu jenem wallonischen Adel, der dem kaiserlichen Heere schon so iele tüchtige Kräfte zugeführt hatte. Er gehörte wenigstens damals icht zur Lacy'schen Partei. Im siebenjährigen Kriege war er zum Obersten avancirt. Wie Coburg hatte er sich in dem letzten Türkenriege reiche Lorbeeren erworben. Sein Sieg bei Kalafat am 26. Juli 790 gehört zu den glänzenden Blättern der österreichischen Kriegsgechichte. Wie er sich 1792 in der Champagne bewährt hatte, haben ir gesehen. Er hatte dann nach dem Unglück von Jemappes das ommando über die Armee des Herzogs Albrecht übernommen. Sein amaliger Rückzug ward allgemein bewundert. Auch 1793 that er sich ervor. Er hatte dann, wie wir uns erinnern, im Anfang des Jahres 794 das Heer in Westflandern commandirt. Die defensive Taktik, auf ie er dort angewiesen gewesen war, scheint ihm bei seiner Verstimmung nd unter dem Eindruck der großen Unglücksfälle jener Tage so zur anderen Natur geworden zu sein, daß er nicht mehr aus derselben herauskam. uhige Ueberlegung, Verstand, Umsicht und Zähigkeit sind ihm nicht absprechen. Aber es fehlte ihm wenigstens jetzt fast ganz an Initiative. Es g eine gewisse Kühle in ihm. Er war durch und durch Niederländer, nd wie er zu Kaiser Josephs Zeiten für seine Landsleute Partei nahm, wirkte jetzt das Unglück seines Heimathlandes und die Stimmung er Niederländer gerade auf ihn doppelt zurück. Er war geistig und örperlich schon, fast nicht weniger wie Coburg nach der Schlacht von leurus, gebrochen, als er das Commando übernahm. Dieser Krieg erbrauchte eben die Kräfte der Menschen in ungewöhnlicher Weise.

Es mag nun wieder zweifelhaft sein, ob der jetzt folgende weitere ückzug von der Maas an den Rhein wirklich durch die Umstände absolut

geboten war; und sicher hat auch hier die Stimmung der Untergenerale direct und indirect eingewirkt. Ranke bemerkt aber gewiß mit Recht, daß Clerfayt schon durch die von einem Wechsel im Obercommando unzertrennliche Verwirrung an einer Ergreifung der sofortigen Offensive verhindert worden sei. Das Verharren in der Thatlosigkeit hat dann zum weiteren Rückzuge geführt. Und vor Allem darf man nicht verkennen, daß die niederländische Armee von dem Augenblicke an in gewissem Sinne in der Luft stand, wo ihr Rücken nicht mehr von der Seite des Rheins her gedeckt war.

Vorläufig dauerte die halbe Waffenruhe des niederländischen Kriegsschauplatzes fort: wir finden Clerfayt noch am 18. September in jenem Fouron le Comte, wo sich das Hauptquartier schon am 27. Juli befunden hatte.*) Zu einer Verständigung mit den Engländern über ein offensives Vorgehen kam es nicht. Aber man wich im Wesentlichen doch auch nicht zurück. Um so entscheidender wurde noch einmal die Frage, ob es der rheinischen Armee gelingen werde, durch eine Diversion die niederländische zu degagiren. Die Gesandten der Seemächte bestürmten jetzt Möllendorf mit dem Verlangen, auf das linke Moselufer zu gehen, um dadurch den Rückzug der niederländischen Armee aufzuhalten. Wir sehen, daß von einer Divergenz der österreichischen und englischen Auffassungen über die Verwendung der Preußen keine Rede mehr sein konnte. Auch aus den Niederlanden direct wandten sich die Engländer an Möllendorf. York, mit dem sich die kaiserlichen Generale doch über die Wiederergreifung der Offensive benehmen sollten, schickte seinen Adjutanten Hardenberg, einen Bruder des Ministers, in das preußische Hauptquartier. Aber hier rührte man sich nicht, obwohl kaum 35,000 Franzosen bei Trier den so sehr überlegenen Streitkräften der Alliirten gegenüberstanden. Es vergingen mehr als 4 Wochen, ehe es dem Herzog Albrecht noch einmal gelang, Möllendorf zu einem kriegerischen Vorgehen mit fortzureißen. Trier sollte wirklich zurückerobert werden. Dem Erbprinzen von Hohenlohe mit seinem gemischten Corps war die nebensächliche Aufgabe zugefallen, während des Zuges auf Trier die französische Rheinarmee zu beschäftigen. Zur Beschämung seiner preußischen Kameraden ward unter seinen Händen aus diesem Auftrag noch einmal eine glänzende Waffenthat, die der Welt recht deutlich zeigen sollte, was man noch damals hätte leisten können, wenn die eingeborenen Preußen

*) Vgl. Bivenot, Vertrauliche Briefe, I, 387.

wie Hohenlohe dachten. Mit nicht mehr erwarteter Energie ging er von seiner Stellung an der Pfriem bei Alzey und Pfeddersheim am 17., 18. und 19. September in siegreichen Gefechten gegen die Franzosen vor und schlug sie am 20. wieder bei Kaiserslautern in entscheidender Weise. Die Franzosen flohen bis über Kaiserslautern hinaus: zum Theil in völliger Auflösung. Es ist freilich charakteristisch, daß das Hohenlohe'sche Corps vorzugsweise aus Oesterreichern und Reichstruppen bestand. Es gebührt den Benjowsky'schen Truppen auch ein sehr wesentlicher Antheil an dem glücklichen Ausfall aller dieser Gefechte: die Oesterreicher allein eroberten sechs Kanonen. Der Herzog Albrecht weiß aber nicht Worte zu finden, um die brüderliche Harmonie, die Einigkeit und den wechselseitigen Wetteifer der preußischen, bayrischen und hessischen Truppen zu preisen. Sie seien, fügte er in seiner neidlosen Weise hinzu, im Kampfe wie Eine Armee erschienen, und die errungenen Siege seien vorzüglich dem Vertrauen zu verdanken, das Hohenlohe den verschiedenen Truppen einzuflößen gewußt habe. „Diese so siegreiche Action hat erneuert bewiesen, was das Bestreben zweier Alliirten vermag, die sich schätzen, verehren und ihre wechselseitige Tapferkeit fühlen."*)

Noch einmal eröffnete sich den Alliirten die Aussicht, dem Feldzug eine glücklichere Wendung zu geben. Es war allerdings zu spät, um in diesem Jahre noch an eine Wiedereroberung der Niederlande denken zu können. Aber es liegt auf der Hand, daß dem Vordringen der Franzosen Einhalt gethan und wenigstens Luxemburg gerettet worden wäre, wenn Möllendorf im gleichen Tempo wie Hohenlohe vorging. Wenn Hohenlohe am 17. bei Kaiserslautern siegen konnte, so mußte es den über Birkenfeld vorrückenden Preußen möglich sein, über Trier den zu diesem Zweck in südlicher Richtung von der niederländischen Armee detachirten Oesterreichern die Hand zu reichen. Aber auch diese Gelegenheit sollte ungenützt vorüber gehen. Die Preußen hätten den Verlust von Trier abwenden können, sagte Hardenberg damals; sie würden es jetzt wieder nehmen können; aber es werde auch dazu nicht kommen.

Möllendorfs Hauptquartier befand sich aber noch bei Wörstadt in geringer Entfernung von Mainz: die Spitzen des von ihm persönlich commandirten Corps waren nicht weiter als bis Birkenfeld vorgedrungen, als die französische Rheinarmee geschlagen der Grenze zueilte.

*) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 158.

Man kann sich aber denken, wie Möllendorf und seine Genossen die Kunde von Hohenlohe's Sieg aufnahmen. „Dieses letzte Treffen von Kaiserslautern", gesteht selbst Häusser, „weckte im Hauptquartier keine rechte Freudigkeit mehr, und die Friedenspolitiker hielten, so wie die Dinge einmal standen, den Sieg für überflüssig."*) Kalckreuth hatte die Meinung seines Feldmarschalls besser als Hohenlohe verstanden. Der von letzterem in's Hauptquartier abgesandte Oberst von Massenbach begegnete einer auffallenden Gleichgültigkeit. „Mit welcher Kälte empfingen Sie mich", schreibt Massenbach 1808 in einem offenen Sendschreiben an den jetzt auch zur Friedenspartei gehörenden General Rüchel, „nach den für das Hohenlohe'sche Corps glücklichen Gefechten im September 1794, als ich die Ehre hatte, mich Ihnen im October zu Wörstadt, dem Hauptquartier des Feldmarschalls von Möllendorf, zu nähern! Nie werde ich den Blick vergessen, mit welchem Sie mich maßen. Damals wollten Sie den Frieden; alle die, welche Geschichte und Politik studirt hatten, waren überzeugt, daß dieser in Kreuznach angesponnene Friede, wenn er zu Stande käme, uns einst Ketten anlegen würde."**)

In der That waren Friedensverhandlungen angeknüpft. Nicht von dem Ministerium gingen sie aus, sondern von Möllendorf und Luccheſini.

Wir wissen, daß Ersterer schon Anfangs Juli sich mit solchen Gedanken trug. Noch in jenem selben Monat hat Kalckreuth, dessen antiösterreichische Gesinnung wir kennen, den jüdischen Kaufmann Schmerz aus Kreuznach angeblich auf eigene Hand nach Basel geschickt. Dieser hatte dann bei dem zu Frankreich haltenden Oberzunftmeister Ochs den französischen Gesandtschaftssecretär Bacher gesprochen. Zunächst handelte es sich um die Auswechselung der Gefangenen; zugleich sprach Schmerz aber auch von einem nur bis zum Ablauf des Subsidienvertrags geheim zu haltenden Waffenstillstand und von dem Frieden mit Preußen und dem Reiche.

Im August, nach dem Verluste von Trier, hatte Möllendorf dann an Luccheſini geschrieben, seine Lage zwischen den österreichischen und englischen Anforderungen sei schlechthin unerträglich. In der uns bekannten Weise fügte er die Behauptung hinzu, daß Oesterreich kein anderes Augenmerk als den Frieden mit Frankreich und die Ausbreitung in Polen habe. Seiner Ansicht nach gebe es keinen besseren Weg, als

*) Häusser, a. a. O. I, 572.

**) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 159, Anm.

den von Oesterreich verfolgten: den des Friedens mit Frankreich, um in Polen mit voller Kraft auftreten zu können.*)

Diesen Brief in der Hand ging der im polnischen Hauptquartier anwesende Luccheſini zum König, der damals durch Spencers und Grenville's Sendung nach Wien in Aufregung versetzt worden war. Er fürchtete, daß England jetzt ganz auf Oesterreichs Seite treten und daß es dann die Subsidien ihm entziehen und Oesterreich zuwenden werde. Luccheſini verfolgte nun dieselbe Tactik wie Möllendorfs Brief. Thugut, meinte er, würde die englischen Anträge ablehnen. Es sei jetzt Zeit, mit dem Vorschlag eines allgemeinen Friedens hervorzutreten: der König möge ihn zu diesem Behuf auf einige Tage nach Wien senden.

„Kein Mensch", fuhr der König auf, „soll mich zu einem entehrenden Schritte, zu einer Unterhandlung mit den Königsmördern bringen." Luccheſini setzte nun beschwichtigend auseinander, daß es ihm nur auf Vorschläge an die verbündeten Mächte, auf den Beginn eines gemeinsamen Friedenswerkes ankomme. „O ja", sagte der König, „es wäre ein Glück, wenn wir Frieden hätten, aber wie sollen wir einen ehrenhaften Frieden erlangen, ehe die Jacobiner unsere Degen gefühlt haben? Mögen die Andern es versuchen, wenn sie den Krieg nicht zu führen wissen, mich soll keiner meiner Diener zu einem ersten Schritte verführen." Luccheſini meinte, man brauche bei aller Abneigung gegen den Frieden doch die Kriegslust nicht offen vor sich her zu tragen. In jedem Falle werde es gut sein, wenn er Spencer in Wien eröffne, daß Preußen den Subsidienvertrag für 1795 nicht erneuern werde. Der König verbot auch dies. Luccheſini sollte nach Wien gehen, aber dort nur beobachten und kein Wort vom Frieden reden. Der gewandte Höfling versprach, sich dieser Weisung gemäß zu benehmen, bedauerte aber die Menge der andern Staaten, welche mit dankbarer Freude sich einer friedfertigen Tendenz des mächtigen Preußen angeschlossen hätten: die Mehrzahl der deutschen Stände, Spanien und Neapel. Der Neapolitaner Gallo, sagte er, verfolge ihn schon seit Monaten mit der Predigt, daß nur der Frieden Italien und Europa retten könne. „Mein Gott", rief der König aus, „ich weiß es ja, daß der Frieden ein Segen des Himmels ist, ich habe nichts einzuwenden, wenn ihr in eurer Klugheit die andern davon überzeugen könnt, ihr persönlich, der Marquis Luccheſini, aber ich wiederhole euch meinen gemessenen Befehl, daß mein

*) Sybel, a. a O. III, 226.

Name dabei in keiner Richtung genannt, daß mit keinem Winke dabei auf meine Regierung gedeutet wird." „Ich habe", schreibt Lucchesini nach diesem Gespräch an Möllendorf, „heute mehr gewagt, als hundert noch so eifrige Patrioten gethan hätten; ich habe aber auch ein Großes gewonnen; ich darf den ersten Keim des Friedens säen, und werde mein ganzes Dasein an diese rettende Aufgabe setzen." *) Der König hatte in seinem Innern die entscheidende Wendung vollzogen.

Am 14. August war Lucchesini nach Wien zurückgereist. Möllendorf wagte dann einen weiteren Schritt, indem er Ende August, d. h. in jenen Tagen, wo er den Kaiserlichen seine Unterstützung zur Wiedereinnahme Triers zusagte, seinen Adjutanten Meyerinck nach Berlin sandte, um bei dem König für den Frieden zu wirken. Der König erlaubte Möllendorf, sich mit einem französischen Diplomaten außerhalb Frankreichs in Verbindung zu setzen: nach Paris dürfe man sich nicht wenden. Der preußische Unterhändler möge über die Auswechselung der Gefangenen verhandeln und Gespräche für den Frieden, die sich dabei vielleicht ergäben, sorgsam weiter spinnen. Der König dachte, daß Preußen die Friedensvermittelung zwischen Frankreich und dem Reich übernehmen solle. Er hoffte, die Höfe des südwestlichen Deutschlands für Pläne dieser Art zu gewinnen und um Preußen zu gruppiren. Verhandelte doch bereits der Kurfürst von Mainz mit Preußen über die Stellung eines Friedensantrages am Reichstage.

Möllendorf hatte darauf natürlich Basel zum Ort für die anzuknüpfenden Verhandlungen gewählt. Der bei der Eidgenossenschaft beglaubigte französische Gesandte Barthelemy war seiner aristokratischen Herkunft, wie seiner ganzen Persönlichkeit wegen schon längst von Lucchesini als ein für Friedensverhandlungen geeigneter Mann empfohlen worden. Offenbar hing schon die erste Sendung des Kaufmanns Schmerz damit zusammen. Auch der Coadjutor Dalberg hatte alte Beziehungen zu ihm und knüpfte jetzt wieder mit ihm an. Schmerz hatte inzwischen am 19. August zu Kreuznach die Nachricht erhalten, daß der Wohlfahrtsausschuß seine Eröffnungen wohl aufgenommen habe. Darauf schickte Kalckreuth ihn zum zweiten Male nach Basel: daß Möllendorf dieß Mal darum gewußt, kann keinem Zweifel unterliegen, obwohl er Schmerz keine Andeutungen darüber machte, als er diesen vor der Abreise zu Tische bat. Auch diese zweite Sendung des Kreu-

*) Sybel, a. a. O. III, 228 ff.

nacher Kaufmanns hatte Erfolg: Bacher ging auf den Vorschlag eines geheimen Waffenstillstandes ein.

Natürlich würde ein energisches Vorgehen gegen die geschlagene französische Rheinarmee zu diesem Allen nicht gestimmt haben: die Franzosen hatten Hohenlohe's Handlungsweise angesichts der Baseler Verhandlungen natürlich sehr übel genommen. Hohenlohe erhielt deßhalb, während die Franzosen sein weiteres Vorgehen fürchteten*), den unerwarteten Befehl, in seine alten Positionen zurückzukehren. Es steht fest, daß die Franzosen den preußischen Rückzug nicht beunruhigten. Dieser vollzog sich so schnell, daß Hohenlohe acht Tage nach seinem Siege von Kaiserslautern wieder an der Pfriem bei Alzey und Pfeddersheim stand.**)

Inzwischen hatte Jourdan auf dem niederländischen Kriegsschauplatz gehandelt. Er sandte 27,000 Mann gegen den an der Ourte stehenden linken Flügel der Kaiserlichen, allarmirte am 16. September durch einen Scheinangriff die bei Mastricht stehenden Truppen und eilte dann, als er Clerfayts ganze Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt, mit weiteren 12,000 an die Ourte hinüber. Er vereinigte dort am 18. fast 40,000 Mann. Der ihm gegenüberstehende südliche Flügel der Oesterreicher zählte nur 24,000. Aber diese hatten sich während der langen Waffenruhe erholt. Die Mannszucht und damit die moralische Ueberlegenheit der kaiserlichen Soldaten war wieder hergestellt. Sie hatten dabei in dem Wallonen Latour***) einen tapferen und nicht untüchtigen Führer; und es war doch immerhin möglich, daß sie in einer Defensivschlacht dem Feinde Stand hielten. In der Erwartung der preußischen Hülfe war jedoch Latours Corps noch weiter nach Süden hin vorgeschoben worden, um dort den Preußen über Trier die Hand zu reichen. Jourdan vermochte deßhalb Latour mit einer dreifachen Uebermacht anzugreifen, ohne daß dieser von Clerfayt Hülfe erwarten konnte. Thugut hatte also leider wieder Recht gehabt, als er die Detachirung eines so erheblichen österreichischen Corps nach der Gegend von Trier wegen der daraus entspringenden Abhängigkeit von den Preußen so lebhaft tadelte. Trotzdem setzte Latour den Franzosen den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Diese verloren in dem Treffen bei

---

*) Vergl. St. Cyr bei Vivenot, Herzog Albrecht I, 159 Anmerk.

**) Vergl. Häusser a. a. O. I, 573.

***) Er ist der Vater des 1848 in Wien ermordeten Kriegsministers.

Sprimont am 17. an 6000 Mann, während der Verlust der Kaiserlichen kaum die Hälfte betrug. Aber die Franzosen erzwangen den Uebergang über die Ourte. Es ist immer die alte Geschichte: die Franzosen vertauschen mit einer unglaublichen Behendigkeit den Schauplatz des Kampfes: die an sich schon so viel langsameren Alliirten aber werden durch die planmäßige Unthätigkeit Preußens an einer auch nur halbwegs genügenden Concentrirung ihrer Kräfte verhindert.

Clerfayt schrieb dem Kaiser nach dem Gefecht bei Sprimont: „Ich will Ew. Majestät nichts von dem Kummer sagen, den man mir bereitet. Ich suche ihn zu bekämpfen, um Ew. M. besser zu dienen. Es ist das letzte Opfer, das ich für Ew. M. bringen kann. Wenn sich Gelegenheiten und Mittel darbieten sollten, um in irgend einer Art unser Unglück wieder gut zu machen oder zu vermindern, so werden wir es zu thun suchen; und wir werden uns nicht durch das Mißgeschick niederschlagen lassen, sondern vielmehr die Mittel aufsuchen, um es wieder auszugleichen.“*)

Latour bewahrte auch auf dem Rückzuge seine Haltung. Er schlug am 20. bei Henri Chapelle einen neuen Angriff siegreich ab. Hätte in diesem Augenblicke ein vereinigtes preußisch-österreichisches Heer in der Gegend von Trier und Luxemburg gestanden, so war noch immer der Tag von Sprimont wieder gut zu machen. Aber Möllendorf war, wie wir gesehen haben, nicht über Birkenfeld hinausgekommen. Er gab jetzt nach dem Treffen bei Sprimont den Zug gegen Trier ganz auf. Man habe den Oesterreichern zu Hülfe kommen wollen, hieß es wieder; aber gerade in dem Augenblicke, wo man die Hülfe habe bringen wollen, seien diese zurückgewichen. Es ist dieselbe Argumentation, wie nach der Uebergabe von Trier; und wer sich das Jahr 1859 noch zu vergegenwärtigen weiß, dem wird sie nur zu wohl bekannt sein.

In seiner Isolirung blieb Clerfayt nach dem Verlust der Ourtelinie — bis an die Wester war Latour zurückgedrängt worden — schwerlich etwas anderes übrig, als der Rückzug hinter die Roer. Er mußte sich eilen, wenn er nicht von den Franzosen umgangen werden wollte. Jetzt wurde Fouron le Comte aufgegeben. Am 23. September ging Latour bei Düren, Clerfayt bei Jülich, Kray bei Linnich über die Roer, und schon am 25. standen die Franzosen bei Aachen. Wie wenig Clerfayt den Wunsch hatte, sich über den Rhein zurückzuziehen, beweist

*) Vivenot, Herzog Albrecht, II, 1, S. 285 Anm.

ein Schreiben desselben an den Herzog Albrecht. Wenn sich Melas, heißt es darin, nicht bei Kaiserseſch und die Preußen auf dem Hundsrück behaupten könnten, der Feind deßhalb nach wie vor seine ganze Kraft gegen ihn (Clerfayt) concentrirte und ihn über den Rhein zu gehen zwänge, so würde er das als das äußerste Unglück betrachten. Denn er wisse kein Mittel, um sein Heer dort zu verpflegen*), und dessen Auflösung müsse deßhalb die nothwendige Folge davon sein.**)

„Ich beschwöre E. E.", antwortete Herzog Albrecht am 21., „bei Allem, was wir unserem allerhöchsten Monarchen und unserm teutschen Vaterlande schuldig sind, mit dem Feldmarschall Möllendorf, dem Feldmarschall-Lieutenant von Melas und mit mir kein Mittel und keine Anstrengung unversucht zu lassen, wodurch wir dieses unermeßliche Unglück zu vermindern im Stande sein können."***)

Mit der Fiction, daß es sich in jenen Gegenden nur um ein österreichisches Interesse handele, hätte es jetzt wenigstens vorbei sein sollen. Jetzt wenigstens hätte man in Deutschland Gut und Blut aufbieten sollen, um den Kaiserlichen Unterstützung zu bringen. „Deutsche Brüder und Freunde!" hieß es schon in einer Proclamation Coburgs vom 30. Juli, „Stehet auf, Ihr biederen Bewohner der schönsten Gegenden am Rhein und der Mosel, bewaffnet Euch, Ihr streitbaren Männer, besetzt Eure Flüsse und Päſſe, begleitet unsere Transporte, bewahrt unsere Magazine! — Ich selbst, deutscher Fürst, gleichviel besorgt für das Heil meines Vaterlandes als für die Erhaltung meiner Krieger, fordere Euch auf: Stehet auf, deutsche Brüder und Freunde, zu Tausenden und kämpft mit uns für Eure Freiheit! Gewiß, Ihr Deutsche! wir haben uns in Euch nicht geirrt, wir haben unser Vertrauen auf deutschen Sinn und deutsches Blut gesetzt. Drei Jahre hat unser Kaiser die lästige Bürde des Krieges getragen und entfernte Völker haben für Eure Vertheidigung gestritten; Ihr werdet einsehen, daß jetzt auch an Euch die Reihe ist, nach den Waffen zu greifen!"†)

Die Gleichgültigkeit und Stumpfheit, mit der die Behörden den Kaiserlichen begegneten, war aber nach wie vor eine gar große. Die

*) Diese Aeußerung erklärt sich aus dem Mangel an Magazinen in den dortigen rechtsrheinischen Gegenden, resp. aus der damaligen Kriegführung.

**) Brief vom 18. September aus Fouron le Comte bei Vivenot, Herzog Albrecht I, 160.

***) Ebendaselbst.

†) Vivenot, Herzog Albrecht I, 132.

von Oesterreich gewünschte Volksbewaffnung war gescheitert. Aber auch nicht einmal zu Naturallieferungen für die kaiserlichen Truppen wollten sich die benachbarten deutschen Fürsten verstehen. Nothgedrungen hatten die kaiserlichen Generale in diesen Gegenden nun doch militärische Requisitionen gegen Schuldscheine angeordnet, um mit den Producten des Landes die am rechten Rheinufer zu errichtenden Magazine zu füllen. Der Coburg'sche Aufruf hatte hierauf vorbereiten sollen. Man betrachtete die Maßregel als einen Appell an den Patriotismus, dem sich Niemand, wie man annahm, entziehen werde. Die kurpfälzische Regierung zu Düsseldorf und sogar die des Kurfürsten von Köln verboten aber ihren Unterthanen alle Lieferungen für die österreichische Armee. Die betreffende Verfügung Clerfayts sei eine demokratische Maßregel, sagte man, und widerspreche der Reichsconstitution.

An mehr als einer Stelle zeigte sich Schadenfreude über das Unglück der Oesterreicher. Gingen doch die kurzsichtigen Friedensabsichten Preußens und des für dieselben gewonnenen Kurfürsten von Mainz recht eigentlich auf einen Frieden, dessen Basis die Abtretung der Niederlande gegen die Anerkennung der Unverletzlichkeit der übrigen Reichsgrenzen sein sollte. Man mochte einen solchen Frieden jetzt für um so leichter halten, und redete sich gerade deßhalb ein, daß der Rückzug der Oesterreicher ja ein absichtlicher sei.

Wie diese Stimmung um sich griff, zeigt am schlagendsten der Wilhelmsbader Congreß. Von guten, aber unklaren Absichten beseelt, hatte der Markgraf von Baden in den ersten Tagen des Octobers die deutschen Fürsten und Stände zu einer Conferenz eingeladen, um diese zu einer wirksamen Unterstützung des sich aufopfernden Reichsoberhauptes zu bewegen. Allein das Entgegengesetzte trat ein. Die anwesenden preußischen Minister Schulenburg und Hardenberg, sowie der damals zu ihnen haltende mainzische Hofkanzler Albini, wußten die übrigen Theilnehmer so zu bearbeiten, daß die zu einigen Hoffnungen berechtigende Zusammenkunft nicht nur keinen Nutzen gestiftet, sondern der Friedenspolitik bei den Reichsständen erst recht Eingang verschafft hat.

Daß alle diese Dinge nicht geeignet waren, die Hoffnungen Clerfayts und die Stimmung seiner Truppen zu beleben, bedarf keiner Worte. Die kaiserliche Instruction vom 30. September geht noch von der Voraussetzung aus, daß es Clerfayt möglich sein werde, sich hinter der Roer zu halten. Ja sie redet noch einmal von einer Wiederergreifung der Offensive. Da von den Preußen offenbar nichts Ernstliches zu erwarten

war, so entschloß sich der Herzog Albrecht in dieser äußersten Noth der niederländischen Armee zu einer seine Kräfte vollständig übersteigenden weiteren Detachirung nach dem Niederrhein. Es wurde dabei mit der äußersten Raschheit gehandelt. General von Nauendorff nahm mit 9000 Mann westlich von der Ahr bei Blankenheim eine Stellung ein, von der aus er jeden Augenblick der niederländischen Armee die Hand reichen konnte. Ihm sollte wiederum Melas zum Rückhalte dienen und den wichtigen Posten von Kaiserseſch besetzt halten. Der Herzog knüpfte dies Alles nur an die Bedingung, daß General Köhler wiederum das Melas'sche Corps unterstützen solle. Letzteres sollte den freiwilligen Anerbietungen des Herzogs zufolge unter den Oberbefehl des Oesterreich so feindlichen Generals Kalckreuth gestellt werden. Dieser sollte die von Trier her längs der Rill heranziehende französische Moselarmee unverzüglich angreifen, um Clerfayt dadurch Luft zu machen. Es war aber wieder zu spät. Bereits am 2. October kam es an der Roer abermals zu einem für die Oesterreicher unglücklichen Treffen. Die Franzosen forcirten den Uebergang. Die Kaiserlichen wurden hinter die Erft und dann an den Rhein gedrängt. Am 4. October ertheilte Clerfayt seiner ganzen Armee den Befehl zum Rheinübergang. Dieser erfolgte in der Nacht vom 5. auf den 6. in der unmittelbaren Nähe von Köln. Und noch am 6. zogen die Franzosen in der altehrwürdigen Metropole ein. „Ich fühle", schreibt Clerfayt am 7. October an seinen Kaiser, „das ganze Gewicht dieses Schrittes, und seine möglichen Folgen bekümmern mich sehr. Wenn sich aber E. M. unsere Lage vergegenwärtigen wollen, so wage ich zu hoffen, daß Sie .... überzeugt sein werden, daß ich nur auf das Beste des Dienstes bedacht gewesen bin und daß dieser Rückzug Angesichts einer zahlreichen Armee ohne Uebereilung vorgenommen und nicht durch die Furcht hervorgerufen ist." *)

In einem Schreiben an den Reichsfeldmarschall vom 5. motivirte Clerfayt seinen Schritt durch die ihm zu spät zu Theil werdende Hülfe und dadurch, daß ihn eine unglücklich ausfallende Schlacht die Hälfte seiner Armee kosten würde. Er habe diesen Entschluß nur mit reiflicher Ueberlegung gefaßt. Seine Generale seien einstimmig in dessen Billigung gewesen. „Jeder an meiner Stelle würde das Nämliche thun. Geruhen Euer königl. Hoheit mit Höchst Ihrem durchdringenden Geist alle die Ereignisse der hiesigen Armee mit Höchst Ihrer gewöhnlichen

*) Vivenot, Herzog Albrecht II, 1, S. 285.

Herzensgüte zu beurtheilen, und ich darf alsdann getrost hoffen, daß Eure königl. Hoheit mir ganz beistimmen und auch mit mir empfinden werden, daß ich mich am wenigsten aus Uebereilung zu dem Uebergang verleiten ließ, der auf keine Art abzuleiten war, und bei dem durchdringenden Schmerz mag mir das, wiewohl ein betrübter, Trost sein, daß ich die Armee noch in einem guten Zustande über den Rhein gebracht habe. Ein Tag später würde das größte Unglück unvermeidlich gemacht haben."*)

Der Rückzug über den Rhein hatte längst in der Luft gelegen. Schon seit Monaten hatte man ihn in das Bereich der Möglichkeit ziehen müssen. Dennoch wirkte es wie ein unerwartetes Ereigniß, als das Vorausgesehene zur Wahrheit ward. Man hat wieder geheime Absichten des österreichischen Cabinets dahinter gesucht, daß Clerfayt sich nach Köln und nicht nach Holland zurückzog. Aber die kaiserliche Instruction vom 30. September überläßt Clerfayt die freie Wahl seiner Rückzugslinie und schreibt ihm ausdrücklich vor, sich darüber mit York zu benehmen. Ja es kann keinem Zweifel unterliegen, daß man in Wien den Rückzug nach Geldern lieber gesehen hätte.**)

Am 13. October spricht der Kaiser sein Bedauern darüber aus, daß Clerfayt nicht, wie er ursprünglich beabsichtigt, seinen Rückzug nach Geldern genommen. Die Sicherung Hollands wird ihm dringend anempfohlen. Er soll sich hierüber unverzüglich mit York verständigen. Am 23. October werden diese Befehle in noch bestimmterer Form wiederholt. Es ist sogar von der Möglichkeit eines abermaligen Ueberganges auf das linke Rheinufer die Rede. Clerfayt soll ein Corps von 35,000 Mann für die holländische Unternehmung bestimmen. Er soll dazu die besten Generale und die besten Regimenter auswählen und selbst den Oberbefehl bei diesem für den Dienst des Kaisers „so entscheidenden Unternehmen führen". Ebenso spricht sich Thugut in einem Briefe an Colloredo vom 30. September für einen Rückzug nach Geldern aus.

---

*) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 214.

**) Es geht aus einem früheren Briefe Thuguts hervor, daß dieser immer für den Rückzug nach Holland gewesen war und daß der Kaiser in diesem Sinne entschieden hatte: die Armeeverwaltung hatte aber der ursprünglichen Entscheidung zum Trotze ein, wenn auch ungenügendes, Magazin in Köln statt in Antwerpen angelegt. — S. Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 110. Es ist immer der alte Gegensatz der in der Staatskanzlei und im Hauptquartier herrschenden Auffassungen.

Auf dem holländischen Kriegsschauplatze war Clerfayts Rheinübergang inzwischen das Signal zu wahrhaft kopflosen Vorgängen gewesen. Am 15. October war das von den Franzosen hart bedrängte Herzogenbusch gefallen, nachdem der Herzog von York am 16. September die Maas überschritten und das nahe der Mündung der Maas in die Waal gelegene fast unüberwindliche Crevecoeur*) am 27. ohne einen Schwertstreich von seinem holländischen Commandanten übergeben worden war. Wenige Tage später ergab sich Venloo, ohne daß ein Schuß gefallen wäre. Nymwegen folgte diesen Beispielen. Ein panischer Schrecken ergriff jetzt die Holländer, und weit mehr noch, als es in Belgien und z. B. 1792 am Rhein der Fall gewesen war, trug die politische Zersetzung das Meiste dazu bei. Wer fliehen konnte, floh. Alle Regierungsmaßregeln scheiterten an dem Uebelwollen der Bevölkerung. Amsterdam erklärte sich mit einer von 3000 Unterschriften bedeckten Adresse gegen die Aufnahme einer fremden Besatzung.

Während dies in den Niederlanden vorging, spielte sich am linken Rheinufer der letzte Aufzug der rheinischen Campagne ab. Noch am 3. October wäre, wie es scheint, durch ein energisches Vorgehen Nauendorffs dessen Vereinigung mit der Clerfayt'schen Armee oder doch eine vortheilhafte Diversion zu erzielen gewesen. Die kaiserlichen Generale fühlten sich aber bei ihrer vollständigen Abhängigkeit von den Preußen höchst unsicher in der Eifel: die ganze preußische Armee stand zwischen ihnen und dem Reichsfeldmarschall; ein Bericht bedurfte 36 Stunden, um in dessen Hände zu gelangen. Nauendorff wollte ohne eine Unterstützung durch Melas keine Vorrückung auf sich nehmen. So lange aber Kalckreuth unbeweglich am stumpfen Thurm stand, konnte Melas seinen Posten nicht verlassen und Nauendorff unterstützen. Dieser zog sich deßhalb bei der Nachricht, daß die niederländische Armee Düren und Niedeggen aufgebe, auf Pollich zurück. Melas glaubte sich dadurch veranlaßt, sich von seinem Posten bei Kaiserseſch nach Coblenz zurückzuziehen. Das war nicht die Meinung des Herzogs, dem die geheimen Friedensverhandlungen Möllendorffs natürlich nicht bekannt waren. Er verwies Melas diesen Schritt auf das Entschiedenste und beorderte ihn, Kaiserseſch wieder zu besetzen. Nauendorff erhielt den Befehl, wenn Clerfayts Rheinübergang wirklich erfolgt sei, an der Ahr Stellung zu nehmen und von der Bonner Seite her Koblenz zu decken.

*) Der Name ist schon ziemlich alt und soll die dem Belagernden fatale Unüberwindlichkeit andeuten.

Kalckreuth, dem die Unternehmung gegen die Nill anvertraut worden, war während dessen, wie gesagt, ruhig am stumpfen Thurm stehen geblieben. Von einem Marsch an die Mosel war bei ihm so wenig die Rede gewesen, daß er seine Vorposten sogar über dieselbe zurückgezogen hatte. Der Herzog drang in Möllendorf, Kalckreuth zu der verabredeten Offensive zu veranlassen. Aber Möllendorf verlangte vorerst eine Antwort Clerfayts. Kalckreuth sollte, wie es jetzt auf einmal hieß, überhaupt nur vorgehen, „wenn es irgend möglich sei". Der Reichsfeldmarschall beharrte in der nachdrücklichsten Weise auf der Ueberschreitung der Mosel durch ein preußisches Corps. Alle noch von den deutschen Truppen besetzten Theile des linken Rheinufers sollten behauptet werden. „Nur gemeinsame Kräfte", schrieb er an Möllendorf, „gleichstimmige, Ew. Excellenz und mir eigene Gesinnungen zur Beförderung des gemeinsamen Besten, können uns retten und aus der scheinbar mißlichen in eine noch erträgliche Lage setzen und diesen Winter erhalten!"*) Melas ward auf das Bestimmteste angewiesen, in Verbindung mit dem jetzt an der Ahr stehenden Nauendorff die Stellung bei Kaiserseſch zu halten und die Festung Ehrenbreitstein zu decken. Dieses sei unüberwindlich, wenn es nur eine ausreichende Garnison und namentlich eine hinlängliche Anzahl von Artilleristen erhielte.

Aber man war nun einmal im preußischen Hauptquartier in einer Stimmung, wo man auch den albernsten Gerüchten Glauben schenkte, die der kopflosen Angst der Rheinländer oder den geflissentlichen Ausstreuungen der Franzosen ihre Entstehung verdankten. Es waren kaum achtundvierzig Stunden vergangen, seit die niederländische Armee bei Köln über den Rhein gegangen war, als Möllendorf dem Herzog aus Kreuznach meldete, ein beträchtliches feindliches Heer in mehreren Colonnen sei auf beiden Seiten der Mosel im Anmarsch. Ja, die Franzosen sollten sogar im Rücken Kalckreuths eine Brücke über die Mosel geschlagen und diesen dadurch dermaßen von Koblenz abgeschnitten haben, daß es ihm fürder unmöglich sein sollte, die Karthause zu besetzen und Truppen zur Unterstützung des Generals Melas zu entsenden. Der Feind kam also, wie es in einer Denkschrift des Herzogs heißt, „unversehens über das unwegsamste Gebirge, sogar mit Schiffbrücken an einen Ort hin, wo die Ufer sehr steil sind, und diese außerordentliche Kunst-

*) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 217.

bewegung des Feindes"*) sollte den Herzog veranlassen, Melas den Befehl zum Rückzuge über den Rhein zu geben.

Er sei nicht der Mann, meinte der Herzog, um „unglaubliche Sachen zu glauben", und sei nicht geneigt, „anderen vielleicht die erwünschte Gelegenheit zu verschaffen, das linke Rheinufer eilends zu verlassen" und Melas zum Sündenbock für sie zu machen.**) Er ertheilte den gewünschten Befehl an Melas nicht, und die kaiserlichen Truppen blieben fortan in ihrer isolirten Stellung am linken Ufer der Mosel, dem feindlichen Anfall allein ausgesetzt. „Wir müssen mit vereinten Kräften", schrieb der Herzog an Möllendorf, „die drohende Gefahr durch die Behauptung unserer mit Koblenz verbundenen Stellung abwenden. — — — Ich setze mein ganzes Vertrauen in Ew. Excellenz mir so bekannte patriotische Gesinnungen, da wir ganz sicher unsern wechselseitigen Ruhm durch Erhaltung des linken Rheinufers vermehren und dem gemeinsamen Besten die allergrößten Dienste leisten, für uns auch die innere Beruhigung haben, unsere Pflichten auf das Strengste erfüllt zu haben!"***) Aber Möllendorf bezweifelte, daß die Stellung bei Koblenz sich lange werde halten lassen: der Feind sollte schon bis Bonn vorgedrungen sein, während man in der Umgebung des Herzogs wußte, daß dort noch nicht einmal feindliche Vorposten gesehen werden konnten. Möllendorf erwartete täglich einen Angriff der Franzosen auf Kalckreuth, während ein über Pollich und Castellaun reisender Officier weit und breit von dem Feinde nichts gesehen und gehört hatte.

Die von Möllendorf in der Nacht vom 7. auf den 8. October gemeldeten Nachrichten erwiesen sich, wie dieser selbst anerkennen mußte, als irrig. Aber die Preußen wollten dennoch von irgend welchem Vorrücken über die Mosel nichts hören. Statt dessen brachten sie die Unterstützung des Hohenlohe'schen Corps in Anregung, das für die Vorgänge an der Mosel und am Niederrhein fast ohne Bedeutung war. „Man wird mit jedem Schritt irre geführt", schreibt der Herzog anderthalb Wochen später an den Kaiser, „aus einer Falle in die andere gelockt, das Wort täglich gegeben und gebrochen, und man verschwendet seine Zeit mit beständigem, ohnmächtigem Geschwätze und Geschreibe, mit ewigen unzweckmäßigen Negotiationen und mit unendlichen Aufopferungen,

*) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 219.
**) Aus der Denkschrift. Ebendaselbst.
***) Vivenot, Herzog Albrecht I, 220 und 223.

die am Ende zu nichts führen, als die kostbare Zeit zu rauben und alle Armeen durch die königlich preußische zu paralysiren."*) Die Preußen behaupteten jetzt, die bis-dahin für unbezwinglich erklärte Stellung bei Kreuznach sei nicht geeignet, um dort eine Schlacht anzunehmen; und dem Flügeladjutanten des Herzogs, Freiherrn von Ettingshausen, gegenüber machten Möllendorf und Kalckreuth kein Hehl mehr daraus, daß ihnen die Behauptung des linken Rheinufers nach dem Uebergang der Niederrhein-Arme als unzweckmäßig erscheine. Dieselbe könne fortan kein anderes Ziel als den Schutz der Einwohner und ihrer Besitzungen haben. Dieser Gesichtspunkt könne aber doch wohl nicht in Betracht kommen. Der Reichsfeldmarschall drang auf eine Schlacht und suchte die Nothwendigkeit der Behauptung des linken Rheinufers zu beweisen. Melas, Nauendorff und der preußische General Crousatz würden sich sicher in ihrer Stellung bei Koblenz behaupten. Der Besitz von Koblenz aber mache die Alliirten zu Meistern des linken Moselufers und gebe ihnen die Möglichkeit, dem sich etwa bei Bonn festsetzenden Feinde die Stange zu halten. Man könne auf die bewährte Standhaftigkeit der Truppen rechnen. Diese würde bei guter Anführung den Sieg über die Feinde sicherlich erringen, der niederrheinischen Armee aber die Möglichkeit gewähren, in Verbindung mit den Engländern wieder über den Rhein zu gehen und das Verlorene wieder zu erobern. „Deßhalb, glaube ich, müssen wir für die Behauptung des Hundsrücks, des linken Mosel- und Rheinufers das Alleräußerste wagen."**)

Jetzt aber behaupteten die Preußen, daß die unglücklichen Nachrichten vom 7. October sich der Hauptsache nach dennoch bestätigt hätten. Fünf Colonnen sollten im Anzuge sein. Wo der Feind die Truppen her nähme, wisse man nicht; daß sie aber heranrückten, sei gewiß. Und es war, wie die erwähnte Denkschrift des Herzogs sarkastisch bemerkt, nicht, wie das vorige Mal ein Flügeladjutant Ettingshausen im preußischen Hauptquartier anwesend, um diese Nachrichten näher zu beleuchten. „Schnell standen wieder feindliche Colonnen und Brücken da, von denen die Berichte des Feldmarschall-Lieutenants von Melas nichts erwähnten."***) Daß Möllendorf die Karthause nicht besetzen werde, ward immer wahrscheinlicher. Dagegen suchte man noch immer auf alle Weise Melas zu einem Zurückgehen zu bewegen. Koblenz, hieß es, sei nicht

*) Bericht des Herzogs vom 21. October 1794 bei Vivenot, Herzog Albrecht.
**) S. Vivenot, Herzog Albrecht, I, 226.
***) Ebendaselbst 227.

zu halten, und auf die wiederholten Bitten um Artilleristen, Geschütze und Munition erhielt der Herzog für diese Festung — einen Hauptmann, 2 Unterofficiere und 40 Kanoniere. Möllendorf schickte Hohenlohe nach Schwetzingen, um dort die Zustimmung zum Rückzuge der Preußen hinter die Selz zu erwirken. Nur „unvorhergesehene Fälle" veranlaßten Ersteren, so hieß es, sein Wort nicht zu halten.

Der Reichsfeldmarschall war aber nicht zu überzeugen. „Ich kann als ein ehrlicher Mann nicht anders denken und sprechen", schreibt er am 9. October an Möllendorf, „als daß das Heil der gemeinsamen Sache und der Ausgang des ganzen Kriegs von diesem Augenblicke abhängt; das linke Rheinufer so lange menschenmöglich zu behaupten und, ehe man es verläßt, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen."*)

Am 10. richtete der Herzog noch einmal ein längeres Schreiben an Möllendorf. „Daß Clerfayt den Rhein passieret hat," heißt es darin, „ändert nichts, als daß unsere Pflicht, uns — so lange wie möglich — in unseren dermaligen Stellungen am linken Rheinufer zu erhalten, sich verdoppelt, da dieses das einzige Mittel ist, des Feindes Fortschritte einzuschränken, das Uebel zu verbessern und das unglückliche Teutschland zu retten. Euer Excellenz sind von Ihren übernommenen Verbindlichkeiten so lange nicht losgesprochen, als Melas und Nauendorff vor Coblenz stehen, und daß sie nur äußerste Gewalt oder Euer Exc. Rückzug über den Rhein, oder die Nichtbesetzung der Karthause von da vertreiben werde, verbürgen mir meine ausdrücklichen Befehle und das beiderseitige Versprechen dieser so klugen und tapferen Generäle. Sogar wenn die Karthause von Euer Exc. gegen die Convention und gegen das gemachte Versprechen Ihrerseits nicht besetzt würde, besetzt sie General Melas mit kleinen Posten, um den Feind wenigstens nicht hinzulocken; aber behaupten kann er sich dann nicht, und dann erst würde er dem Rathe folgen müssen, gleich den übrigen über den Rhein zu gehen, wenn er allein allen feindlichen Armeen nicht trotzen könnte. — Ich wiederhole also, was ich Euer Exc. in meinen letzten Briefen so bestimmt erklärt, daß ich die Besetzung der Karthause und die Erhaltung unseres Antheils des linken Rheinufers für ganz Deutschland und für die zukünftigen Ereignisse als besonders wichtig, das Gegentheil aber als höchst schädlich und bedenklich betrachte; — daß ich mich dermalen von aller, aus einem selbst erzielten so großen Unglücke ent-

*) Ebenda S. 228.

stehenden Verantwortung frei sage, daß ich dem ganzen Reiche und dem ganzen Publico wiederholen werde, daß ich immer gegen die Verlaßung der Karthause und des linken Rheinufers förmlich und feierlich gestimmt habe. Ich spreche zu Euer Exc. mit jener Freimüthigkeit, welche zwischen sich schätzenden Freunden bestehen muß, deren wechselseitiges Interesse auch zur wechselseitigen Sorge geworden, und mit dem Eifer, der von der Wichtigkeit einer so entscheidenden Betrachtung unzertrennlich, wie jene des allgemeinen Wohls und unserer heiligsten Pflichten!"*)

Möllendorf bestand aber auf einer weiteren Concentrirung nach rückwärts. Hohenlohe erhielt den Befehl, Kirchheim und Alzey zu räumen und sich hinter den Seebach zurückzuziehen. Kalckreuth ging erst langsam zurück und räumte dann den Hundsrück ganz. Die Preußen stellten die Plänkeleien der Vorposten ein. Und die Franzosen erwiderten das Benehmen der Preußen derart, daß nicht ein einziges Arrieregardengefecht mehr stattfand: sie sollen meist zwei bis drei Tagemärsche von den preußischen Truppen entfernt geblieben sein. Trotz der Bitten des Herzogs war Möllendorf natürlich ebensowenig zu einer Schlacht am linken Ufer der Nahe zu bewegen, als zur Abgabe von Truppen für die rheinischen Festungen.**) Mußte doch Oesterreich trotz seiner leeren Cassen der Hauptsache nach sogar für die Geldbedürfnisse der rheinischen Festungen sorgen. Wenn man sich nur auf das Allernothwendigste beschränkte, so erforderten diese zwei Millionen Gulden, und nicht ein einziges preußisches Magazin wurde für die gemeinsamen Bedürfnisse zur Disposition gestellt; ja die Preußen schleppten um diese Zeit dasjenige aus Mainz fort, was sie dort an Munition und Festungs-Material besaßen. Was sie nicht mitnehmen wollten, wurde an die Meistbietenden zu Spottpreisen veräußert.

An jenem 10. October, an dem der Herzog das letztgenannte Schreiben an Möllendorf richtete, schreibt dieser an Hohenlohe: „Im Vertrauen, Sie müssen sich aber nichts merken lassen, schildert mir der König die schlechte Lage der polnischen Sachen und zeigt mir die Detachirung eines Corps dahin an, wonach ich meine allgemeinen Arran-

*) Ebendaselbst 229 f.

**) Die Besatzung Ehrenbreitsteins bestand aus kurtrierschen Truppen und einer Abtheilung Oesterreicher. Mainz war von Oesterreichern (5 Bataillonen), Pfalzbayern, Darmstädtern und Mainzern; Mannheim von Pfalzbayern, Zweibrückern und Oesterreichern; Philippsburg von dem westfälischen Kreiscontingent nebst münsterschen und oranischen Truppen besetzt.

gements machen soll. Folglich müssen wir uns zusammenziehen und concentrirte Positionen nehmen."*) Ein weiteres Schreiben Möllendorfs an Hohenlohe theilte diesem am 14. October mit, daß ein Courier den Befehl des Königs gebracht habe, „soviel als möglich jedes ernste Gefecht zu vermeiden, indem es allen Anschein hätte, daß der Tractat mit England gebrochen würde und man nicht unnützer Weise Leute opfern wolle."**)

Endlich verließ auch Möllendorf seine Stellung bei Kreuznach und zog sich auf Mainz zurück. Er könne forthin, meint er am 14. in einem Schreiben an den Herzog, nur noch die Rettung von Mainz als die Hauptsache betrachten. „Leider kann ich", setzt er hinzu, „nach dem Befehl Sr. Majestät des Königs keine Garnisonen in gedachte Festung legen, und was die Artillerie betrifft, so sehe ich mich in die Unmöglichkeit versetzt, den Wunsch Euer königlichen Hoheit zu erfüllen — — — — Es ist nicht mehr die Zeit uns zu täuschen. Die Unmöglichkeit, diesen Krieg mit succès zu führen, muß einem Jeden einleuchtend sein, der mit allen Verhältnissen genau bekannt ist."***)

In diesen Tagen erfolgte auch endlich der definitive Bruch mit den Seemächten. Die am 1. October fällige Rate war ausgeblieben. Am 11. October überreichte Malmesbury zu Frankfurt eine Note, welche die vorläufige Einstellung der Zahlungen ankündete. Dabei wurde aber erklärt, daß die Zahlungen wieder aufgenommen werden sollten, wenn Preußen mit der Offensive Ernst mache. Wir sehen also, daß England die Subsidienzahlungen nicht etwa deßhalb sistirte, weil die Preußen nicht dahin marschiren wollten, wo die Engländer sie zu haben wünschten, sondern weil diese gar nichts thaten.†) Der König war aber in hohem Grade aufgebracht über England, weil er sich von diesem in seiner Ehre angegriffen wähnte. — Möllendorf war jetzt so vernünftig, daß er dem Herzoge gegenüber den Bruch mit den Seemächten nicht als ein entscheidendes Moment bei seinem Rückzug hinzustellen wagte. Er habe, meinte er, den Haager Tractat stets als eine

*) Häusser, a. a. O. I, 581.

**) Ebendaselbst.

***) Vivenot, Herzog Albrecht I, 273.

†) Bei dieser ganzen Subsidien-Angelegenheit erscheint Holland lediglich als ein Appendix von England. Dieses handelt gewöhnlich auch für das erstere. Wir können nicht bestimmt angeben, wie Holland sich zu dieser jetzigen englischen Erklärung verhielt, aber man wird im Haag sehr zufrieden damit gewesen sein.

Palliativ-Maßregel betrachtet. „Die Convention, sagte er, ist nicht gehalten worden und konnte auch nicht gehalten werden.“*) Und auch Häusser bezeichnet die Einstellung der Subsidienzahlung nur als einen „erwünschten Anlaß.“**) Dennoch war man gewaltig bemüht, aus der englischen Note Capital zu schlagen. In herbem Ton erklärte derselbe Möllendorf den Gesandten der Seemächte die Convention für gebrochen und Preußen jeder Verbindlichkeit entledigt, und Hardenberg sowohl als der preußische Gesandte in London sagten dasselbe. Auch Oesterreich gegenüber hatte man bereits einen Vorwand bei der Hand. Luccheſini hatte nun doch in Wien auf Grund des Vertrages von 1792 ein österreichisches Hülfscorps von 20,000 Mann für das in Polen angegriffene Preußen gefordert; und Oesterreich hatte diese Hülfe abgelehnt. Möllendorf ließ jetzt der Armee bei der Parole bekannt machen, daß der Subsidienvertrag mit England aufhöre und die preußische Armee nur für ihren eigenen Ruhm kämpfe. Er könne ihr gute Winterquartiere und einen baldigen Frieden versprechen.

Schon am 11. war der mainzische Minister Albini durch Schulenburg und Hardenberg von dem bevorstehenden preußischen Rückzuge über den Rhein benachrichtigt worden. Am 18. bezog die preußische Armee ihre neue Stellung hinter der Selz bei Ingelheim: das Hauptquartier kam nach Niederolm. Noch immer hörte der Herzog nicht auf zu hoffen, und träumte von einer Schlacht hinter der Selz. Er ward in diesen seinen Hoffnungen von Hohenlohe bestärkt, der entweder Möllendorf doch wohl mißverstanden hatte, oder in mündlicher Verhandlung selbst mißverstanden war.***)

Am selben 18. aber traf der königliche Befehl zum Rückzug über den Rhein wirklich ein. Am 19. erhielt der Reichsfeldmarschall die Benachrichtigung hiervon mit dem Bemerken, daß Hohenlohe mit seinem Corps nach „Südpreußen“ marschiren werde. Am 21. bivouakirte Möllendorf vor Mainz. Das Benjowsky'sche Corps trennte sich hier von Hohenlohe: natürlich mußte sich auch dieses auf das rechte Ufer zurückziehen. Am 22. überschritt die preußische Armee, deren Nachhut Blücher commandirte, den Rhein. Mainz befand sich damals noch so wenig in

*) Vivenot, Herzog Albrecht I, 276.

**) Häusser, a. a. O. I, 581.

***) Wir gehen von dieser Annahme aus, weil wir sonst einen Ehrenwortbruch annehmen müßten.

einem vertheidigungsfähigen Zustande, daß dasselbe einem Angriff der Franzosen am 23. nicht hätte widerstehen können.

Wenige Tage später verkündeten officielle Berichte aus dem preußischen Hauptquartier zu Hochheim in der „Zweibrücker Zeitung" und dem politischen „Hamburger Journal": „Der preußische Feldmarschall hat das linke Rheinufer verlassen, weil die k. k. Armee auf alle Offensivoperationen renuncirt hat, und er allein das Feld nicht mehr halten konnte."*) Und Möllendorf wagte es, gegen den Frankfurter Magistrat darüber zu klagen, daß die Kaiserlichen die Preußen aus Mainz verdrängt hätten.

Natürlich wurde durch den Rückzug der preußischen Armee auch das Schicksal der 19,000 in der Eifel stehenden Oesterreicher bestimmt. Es mußte für sie schon entscheidend sein, daß die Verproviantirung auf dem Rhein fortan nicht mehr möglich war.

Schon als Kalckreuth den Hundsrück räumte und die Franzosen in diese Gegend einrückten, war Melas in der That gezwungen gewesen, das linke Moselufer zu verlassen und nach Coblenz zurückzuweichen. Nauendorff konnte nun auch nicht mehr daran denken, sich an der Ahr zu behaupten und vereinigte sich mit Melas. Die Franzosen rückten in Kirn und dann auch in dem strategisch wichtigen Bingen ein: seitdem erst war eine Verproviantirung auf dem Rhein vollständig unmöglich.

Um sich von der Binger Seite zu sichern hatte Melas seine Truppen nach Castellaun vorgeschoben. Der die Vorhut befehligende General Mercandin konnte aber das dortige Defilée nicht mehr rechtzeitig erreichen. Mittlerweile zogen die Franzosen auch von Bonn heran. In der Stärke von 20,000 Mann drangen sie am 22. bis nach Kärlich und dem weißen Thurm bei Andernach vor. Am 23. griff der Feind die Kaiserlichen an. Diese wurden geworfen, und die Franzosen richteten sofort ihre Kanonen gegen die Stadt Coblenz. Melas besaß nur eine Haubitzen-Batterie und 4 Kanonen, die aber zuletzt auf eine reducirt wurden. Coblenz war verloren. Abends 8 Uhr räumte Melas in aller Stille und in so guter Ordnung die Stadt und das linke Rheinufer, daß nicht bloß die Geschütze, sondern auch die Schiffbrücke geborgen wurde. Das Benehmen des Generals war ein so rühmenswerthes, daß der Reichsfeldmarschall demselben für die unter so schwierigen Verhältnissen bewiesene Standhaftigkeit dankte. Und dennoch drehte auch hier ein Artikel des Frankfurter „Ristretto" die Sache um und behaup-

*) Vivenot, Herzog Albrecht I, 280.

tete, daß Melas' Rückzug von Kaiserseſch „ähnliche Bewegungen" der preußiſchen Generale Köhler und Kalckreuth zur Folge gehabt habe. Melas beſchwerte ſich, und es ergaben die Nachforſchungen des Herzogs, daß der fragliche Bericht von Kalckreuth ſelbſt dem „Riſtretto" eingeſchickt war.*)

Mainz verdankte ſeine Rettung nach dem Rheinübergang des preußiſchen Heeres nur den energiſchen Maßregeln des Herzogs Albrecht. Außer dem heſſiſchen Rheinfels, das am 1. November aufgegeben wurde, und der Rheinſchanze bei Mannheim, die in den letzten Tagen des Jahres nach rühmlicher Gegenwehr der Kaiſerlichen verloren ging, war es der einzige Punkt, den die Deutſchen auf dem linken Rheinufer noch beſetzt hielten. Am 30. October kündigte Möllendorf dem Herzog officiell den Abmarſch des nach dem Vertrag von 1792 geſchuldeten Hülfscorps von 20,000 Mann nach Polen an: und wirklich wurde dieſer Schritt durch die Weigerung des Wiener Cabinets, ſeinerſeits ein Hülfscorps zur Belagerung von Warſchau zu ſtellen, motivirt. Seit dem 10. October (dem Tage der Schlacht bei Maciejowice) bedurfte es jedoch weder der Preußen noch der Oeſterreicher um den polniſchen Aufſtand niederzuwerfen. Und um auch nur an der Eroberung von Praga und dem Einzug in Warſchau Theil zu nehmen, mußte das Hohenlohe'ſche Corps natürlich zu ſpät kommen: es wiederholte ſich das, was man vor einem Jahre bei den mit der polniſchen Reiſe des Königs zuſammenhängenden Vorgängen erlebt hatte. Thugut ſchreibt über die Motivirung des preußiſchen Abmarſches nach Polen, es ſei augenſcheinlich, daß die Preußen Unſinn redeten, weil ſie nichts Vernünftiges zu ſagen wüßten.**)

Der geheime und öffentliche Verkehr zwiſchen den Preußen und Franzoſen wurde immer intimer, das Benehmen der Preußen gegen die Kaiſerlichen immer rückſichtsloſer; Schulenburg, der jetzt zu den entſchiedenſten Gegnern Oeſterreichs gehörte, erklärte, innerhalb des preußiſchen Heeres kein kaiſerliches Magazin dulden zu wollen. Noch immer commandirte Möllendorf eine Armee von mindeſtens 40,000 Mann. Aber er hatte ſchon

*) Vivenot, Herzog Albrecht, I, 302.

**) Thugut an Colloredo 24. October, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 146.

am Tage seines Rheinübergangs den Zweifel ausgesprochen, ob er hinter dem Rhein noch etwas Zweckmäßiges werde leisten können. Für die Kriegsereignisse kamen die preußischen Truppen, die jetzt Frankfurt zu ihrem Mittelpunkt machten und sich in jenen Gegenden recht als die Herren und Gebieter benahmen, fortan nicht mehr in Betracht. Alle Anstrengungen, die der Reichsfeldmarschall machte, um ihre Mitwirkung doch noch zu erhalten, oder Möllendorf doch wenigstens zu Demonstrationen zu Gunsten der Festung Mainz zu bewegen, blieben fruchtlos. Als der Kaiser das preußische Reichscontingent forderte, antwortete das Berliner Ministerium unter dem 13. November, Preußen müsse nach der Analogie von 1675 von der Stellung eines Reichscontingents befreit sein, da ihm die Franzosen durch den polnischen Aufstand eine gewaltige Diversion gemacht hätten. Preußen befinde sich deßhalb in der Nothwendigkeit sich ebenso selbst zu vertheidigen, wie der große Kurfürst 1675 gegen die Schweden. In diesem Falle entbänden die Reichsgesetze von der Stellung eines Contingents und berechtigten sogar zu der Forderung eines Beistandes und einer Entschädigung von Seiten des Reichs.*) Gegen Ende November wurden die Verhandlungen der Preußen mit den Franzosen offener betrieben.

*) Die Stellung der preußischen Regierung zu der Contingents-Pflicht war von Anfang an eine höchst zweifelhafte und eigenthümliche gewesen. Im Jahre 1793 machte sie die Stellung des Reichscontingents von der Theilung der Reichs-Operations-Casse zwischen Preußen und dem Kaiser abhängig. Lange Zeit durfte der Kaiser gar nicht von dem preußischen Reichscontingent reden, ohne den höchsten Unwillen des Berliner Cabinets hervorzurufen. Als dasselbe im Frühjahr 1794 die Besoldung der preußischen Armee durch das Reich verlangte, sollten die auf Preußen fallenden Römermonate allerdings abgezogen werden. Das preußische Reichscontingent sollte aber von der auf — 60,000 Mann berechneten preußischen Armee nicht abgezogen werden. Es entsprach dem vollkommen, daß Preußen für die Belagerung von Mainz im Jahre 1793 die Summe von 2,083,961 Rthlr. 11 Gr. 2 Pf. begehrte und alle diese Jahre hindurch mit großer Hartnäckigkeit auf die Berichtigung dieser Forderung drang, obwohl die Reichs-Operations-Casse zu deren Zahlung gar nicht im Stande war, und obwohl Oesterreich die meisten Reichsfestungen fort und fort vorschußweise aus eigenen Mitteln versorgte.

V.

Der Kampf am Rhein 1795.

Erſtes Kapitel.

Der Baſeler Friede.

Man wird ſich nur ſchwer eine klare Vorſtellung von der öffentlichen Meinung Deutſchlands im Winter 1794—1795 machen können. Es iſt eine tendenziöſe Verdrehung der Wahrheit und abſolut unrichtig, wenn man ſchlechtweg behauptet, es habe damals in Deutſchland keinen Patriotismus gegeben: dieſer ſei erſt ein Product der Neuzeit. Das moderne Nationalitätsprincip und was damit zuſammenhängt, iſt freilich erſt ein Erzeugniß der franzöſiſchen Revolution. Aber es war auch damals jenes deutſche Bewußtſein wahrlich nicht erſtorben, das im 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts der Eroberungsſucht Ludwigs XIV einen doch immerhin rühmlichen Widerſtand entgegengeſetzt hatte. Vergleicht man die Vorgänge in Belgien, Holland, Capel und ſelbſt in der Schweiz mit dem zähen Widerſtande, den die Revolution in Deutſchland gefunden hat, ſo ſpringt es in die Augen, daß uns die nationalen Kräfte noch nicht ausgegangen waren. In den inneren Reichsgebieten Süd- und Mitteldeutſchlands gehörte faſt Jedermann zur kaiſerlichen Partei. Wie der Kaiſer in dem Städtecollegium des Reichstags allzeit über die unbedingte Majorität verfügte, ſo lebte in deutſchen Kleinbürger und Bauern noch immer jener unbewußte Patriotismus, der in gewöhnlichen Zeiten und ſo lange die Gefahr fern iſt, freilich wenig hervortritt, aber in den Zeiten der Noth das

beste Reservecapital bildet, auf das eine Nation zu greifen vermag. Das eigentliche Volk auf dem linken Rheinufer hat von der Franzosenherrschaft nichts wissen wollen. Wo, wie in jenen Nassau-Saarbrückischen Aemtern, die sich französische Hülfe gegen ihre Despoten erbaten*), eine entgegengesetzte Stimmung zu Tage tritt, steht dies durchaus vereinzelt da und beruht durchaus auf besonderen lokalen Verhältnissen. Das Volk auf dem rechten Ufer war gewiß nicht minder deutsch gesinnt. Wir erinnern uns, wie sich schon im Herbst 1792 die Volksstimmung in Frankfurt und Hessen manifestirt hatte. Und auch weiter rheinabwärts stand es nicht anders: wie die Rheingauer Bauern sich zur Vertheidigung von Mainz herbeidrängten, so erklärten die Bewohner von Thal-Ehrenbreitstein, sich bewaffnen zu wollen, als Coblenz 1792 bedroht erschien.**) Auch in den höheren Ständen herrschte noch viel vaterländischer Gemeinsinn. Männer wie der Freiherr von Stein sind später nicht vom Himmel gefallen und lebten auch damals schon. Namentlich der alte Reichsadel ging in allen jenen Gegenden, welche die eigentliche Wiege des Reiches gewesen sind, meistens mit rühmlichem Beispiel voran. Auch die Stadions gehörten dazu: man kann sagen, daß es zwei rheinische Reichsritter gewesen sind, denen unser Vaterland später seine Erhebung verdankte. Auch dem bekanntlich aus Coblenz und recht aus diesen Kreisen stammenden Metternich würde man durchaus Unrecht thun, wenn man es übersehen wollte, daß er von Haus aus ein Gegner der Franzosen und von vaterländischen Auffassungen genährt war.***) Der patriotische Bischof von Würzburg ging aus den Reihen der Reichsritterschaft hervor. Jene Sympathie für die Revolution, die noch im Herbst 1792 eine so weit verbreitete gewesen, war doch mehr und mehr zurückgedrängt und meist in das Gegentheil um-

*) S. Sybel, a. a. O. II, 35. Wie vereinzelt dies Vorkommniß war, geht eben daraus hervor, daß der Convent diesen geringfügigen Anlaß zu einem Decret benutzte, in dem er allen Völkern, welche ihre Freiheit zu erringen trachteten, seinen Beistand anbot.

**) „Ich habe", sagt Stein 1812 an die Kaiserin Mutter von Rußland, „in den Jahren 1792, 93, 94, 95, 96 u. s. w. am Rhein gelebt; das brave deutsche Volk hatte nicht Schuld; hätte man ihm vertraut, hätte man es zu brauchen verstanden, nie wäre ein Franzose über die Elbe, geschweige die Weichsel und den Dniepr gekommen." Pertz, Aus Steins Leben, I, 571.

***) Wie auch der protestantische Reichsadel noch an dem Kaiserhause hing, beweist der Umstand, daß Steins Eltern ursprünglich dessen Eintritt in den österreichischen Dienst gewünscht hatten. S. Pertz, a. a. O., S. 10.

geschlagen. Ein patriotischer Aufruf des nassauischen Geheimraths Hans von Gagern war es gewesen, der im Herbst 1794 jenen Gedanken einer Fürstenzusammenkunft zur Abwendung des Deutschland drohenden Verderbens und zur Wahrung von dessen Macht und Ansehen zuerst auf die Bahn gebracht hatte. Der gleiche Sinn sprach aus zwei anderen Flugschriften des wackern Mannes; „Aufruf an den reichsritterlichen Adel von einem Mitgliede desselben" und: „Was sollen deutsche Regenten jetzt thun?" waren die Titel.*)

Herzog Ludwig, der Nachfolger des Herzogs Karl von Württemberg, drängte die schwäbischen Stände unermüdlich ihr Contingent vollständig zu stellen. Er wollte eine Landmiliz von 40,000 Mann in Schwaben aufgeboten wissen, vermehrte sein Heer, verstärkte die Festung Hohentwiel und ließ patriotische Gaben zu Kriegsrüstungen sammeln. Er sei bereit, hatte er am 2. Januar 1794 dem Kaiser erklärt, alle Kräfte und Hülfsquellen seines Landes zur Abwendung der drohenden Gefahr aufzubieten, und auch für seine eigene Gefahr alle Opfer zu bringen. — Eher werde er sich, ließ sich Herzog Ludwig 1795 vernehmen, unter dem Schutte seiner Residenz begraben lassen, als mit den Franzosen Frieden machen.**) Kaum weniger kaiserlich gesinnt war der Landgraf von Hessen-Darmstadt: unter seiner stillen Protection wurden im Laufe des Feldzuges von 1795 die Vorbereitungen zu einem ersten Volksaufstand getroffen. Auch die Gesinnungen des kursächsischen Hofes waren durchaus patriotische, wenn sich auch entgegengesetzte Einflüsse in Dresden geltend machten und wenn man sich auch dem Drucke der preußischen Politik nicht ganz zu entziehen vermochte. Das Gleiche gilt für die jetzige Periode auch wieder von Kurcöln und Kurtrier. Ein Reihe von Fürstbischöfen, unter denen wir außer dem bereits genannten Bischof von Würzburg, namentlich die von Salzburg und Eichstädt hervorheben, war streng kaiserlich gesinnt. Die kleineren Fürsten hielten fast sämmtlich zu Kaiser und Reich. Fast allen Fürsten voran aber ging König Georg III, Kurfürst von Hannover. Und sein Beispiel influen-

*) Vivenot, Herzog Albrecht I, 323.

**) Perthes, a. a. O. II, 227. — Leider starb Herzog Ludwig plötzlich am 20. Mai 1795. Sein Nachfolger: Friedrich Eugen (1795–1797) gehörte zur Friedenspartei, wenn er auch nicht gerade ein Gegner Oesterreichs war. Auf ihn folgte dann Herzog Friedrich, der spätere erste König. (Alle drei sind Brüder des bekannten Herzogs Karl.)

zirte dann wenigstens gelegentlich auch den stammverwandten Herzog von Braunschweig.

Nichts wäre irriger, als wenn man, wie selbst der, dem damaligen diplomatischen Getriebe noch fern stehende Stein es that, annehmen wollte, daß die Unlust zum weiteren Kriege, vorzugsweise in dem deutschen Fürstenstande gewurzelt habe. Es gab wohl kaum einen deutschen Fürsten, der die französischen Königsmörder nicht gehaßt und verabscheut hätte.

Es tauchte im Sommer 1794 der Plan, das Kirchensilber dem Vaterlande zum Opfer zu bringen auf. Fürst Thurn und Taxis, der kaiserliche Principalcommissar, befürwortete die betreffende Aufforderung Thugut's in einer noch heute zum Herzen sprechenden Weise. „Die aufgehäuften Schätze", schrieb er am 22. August an seinen eigenen schwäbischen Kreisgesandten, „werden auf einmal in des Feindes Hände gerathen. Geiz und Zurückhaltung mit überflüssigen Schätzen in solchen Fällen, wo Religion und Vaterland in Gefahr, ist Verbrechen und Hochverrath gegen Gott und den Staat! Glücklich wäre die Aussicht, wenn nach rühmlich geendigtem Kriege das Wachs nur auf hölzernen Leuchtern zu Ehren des Allerhöchsten brennte, der Weihrauch nur aus kupfernen Gefäßen gegen Himmel duftete, wir aber alle mit goldenem Sinne und Herzen der Gottheit für die Erhaltung unseres Staates, unseres Eigenthums danken könnten!"*) Der Abt von Ebrach, der Prälat von Ottobeuern, der Bischof von Chur**) und der Prior der Karthause Buxheim, sowie das Domcapitel von Constanz stellten dem Kaiser ansehnliche Summen in baarem Gelde oder statt dessen ihr Tafelsilber und den Kirchenschatz zur unverzinslichen Verfügung. Der Bischof von Regensburg, der doch nur ein Einkommen von 47,000 Gulden hatte, bot dem Kaiser davon 38,000 und außerdem seine Garderobegelder im Betrage von 6000 Gulden an: „da er sich ja gern mit einem Kleide behelfen wolle."

Auch in den höheren Mittelklassen war ein deutsches Nationalgefühl wahrlich nicht erloschen. Männer wie Klopstock, Claudius und Justus Möser können nicht allein gestanden haben und standen nicht allein. Die patriotische Gesinnung eines Friedrich Perthes entstammte dem Bürgersinn der so sehr geschmähten kleinen Reichsgebiete. Es wäre

*) Vivenot, Herzog Albrecht I, 321 f.

**) Rudolf, Freiherr von Buol-Schauenstein.

ohne das Vorhandensein eines deutschen Sinnes z. B. auch nicht möglich gewesen, daß unsere Literatur sich seit Klopstock und Lessing an dem bewußten Gegensatz gegen Frankreich emporarbeitete. „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden", sang Claudius. Auch Herder ging durchaus von nationalen Gesichtspunkten aus. Man kann kaum ein tüchtiges Werk über vaterländische Geschichte aus den Zeiten vor der Revolution in die Hand nehmen, ohne von der Wärme für das „teutsche" Wesen und dem instinctiven Verständniß für die Feinheiten unserer Entwickelung überrascht zu werden. Die Ideen der romantischen Schule wie die Jünglingsbegeisterung jener Männer, denen wir das Erstehen einer germanistischen Wissenschaft und das Verständniß für unsere alte Kunst verdanken, wurzelt gerade in jener letzten Epoche des alten heiligen Reichs. Ja, wir wagen den Satz, daß der deutsche Patriotismus ein um so echterer ist, je näher deren Träger diesem alten Reiche stehen. Auch Klopstocks begabtester Schüler, Friedrich Leopold Stolberg, — seiner socialen Stellung nach gehörte er freilich höheren Kreisen an, — war durch und durch ein deutscher Patriot. Vor Allem der Widerwille gegen die auch von ihm Anfangs mit Freuden begrüßte Revolution hat ihn, wie Stein sehr wohl zu würdigen verstand, in den Katholicismus getrieben. Es ist auch höchst merkwürdig, wie lange Goethe, den ihn in Weimar umgebenden Einflüssen zum Trotz, den instinctiven Gegensatz gegen die Revolution festgehalten hat: eine Reihe seiner Dichtungen verdanken dieser Gemüthsstimmung ihre Entstehung; noch Hermann und Dorothea hat einen durchaus patriotischen Hintergrund und paßt recht eigentlich auf die Periode, in die wir jetzt eintreten und in welcher der Rhein und „die wackeren Deutschen" vor den Franzosen beschirmten. Das „ça ira" sei doch kein Lied für den deutschen Biedermann, meinte er. Und wenn Goethe sich keine bessere Rechenschaft über seinen antirevolutionären Instinct zu geben verstand, so lag das in der Zeit, so lag das in seiner Umgebung, so lag das in der Richtung, die er seit der italienischen Reise und mehr noch seit dem Verhältniß mit Christiane Vulpius eingeschlagen hatte. Auch er hat in seinen Jugendjahren durchaus deutsch gedacht; Götz von Berlichingen sowohl als der erste Theil des Faust und selbst noch Egmont sind nicht minder als seine Volkslieder recht eigentlich auf dem Boden deutscher Denkungsart erwachsen, und man wird sagen dürfen, daß er dieser nationalen Grundlage seines Dichtergenies sein erstes Emporkommen und seine höchsten Triumphe verdankte: lauter Dinge, die nicht möglich ge-

wesen wären, wenn das innere Leben unserer Nation nicht trotz allen fremden Beiwerks noch ein durchaus deutsches gewesen wäre.*) Wir wagen zu behaupten, daß das antirevolutionäre Element, wenigstens auf dem Continent und vielleicht auch mit Einschluß von England, nirgends so mächtig war, als in Deutschland; und wie die Dinge einmal leider in Europa lagen, kommt es bei der Beurtheilung jener Zeit nur auf den verhältnißmäßigen Widerstand an, den der revolutionäre Zeitgeist fand.

Verdunkelt war das deutsche Nationalgefühl nur in soweit, als ein anderes Lebensprincip zur Geltung gekommen war. Es ist das Preußenthum einerseits, der Geist der französischen Revolution andererseits, die sich recht wie ein Mehlthau auf alle patriotischen Bestrebungen jener Zeiten gelegt haben. Sie waren die Götzen des Tages. Sie haben es verhindert, daß es nicht wenigstens zu einer Reichsvertheidigung kam, die der des 17. Jahrhunderts sich würdig an die Seite stellen ließ. Local und social abgrenzen lassen sich die preußischen und französischen Sympathien natürlich nicht. Wie nur äußerst wenige von patriotischen Gefühlen unberührt blieben, so waren auch nur verhältnißmäßig wenige ganz frei von preußischen oder französischen Sympathien. Es ging eben, wie es auch zu anderen Zeiten gegangen ist, die ganze Nation lag in einem gewissen Sinne unter dem Banne dieses doppelten Götzendienstes, der da alle frischeren Regungen, so stark sie an sich auch sein mochten, bis zu einem gewissen Punkte zurückdrängte und niederdrückte: auch da, wo man das Richtige fühlte und wollte, haben es gar häufig die Wenns und Abers verhindert.

Die Sympathie für die französische Revolution war natürlich vorzugsweise im Süden zu Haus. Sie war wohl nirgends so stark mehr als in den ersten Jahren. Die Gräuelthaten der Revolution hatten einen Eindruck hinterlassen, dem sich Niemand ganz entziehen konnte. Die rückläufige Bewegung in Frankreich hatte auch auf Deutsch-

*) Wie Unrecht man übrigens Goethe thut, wenn man wohl meint, er habe 1813 auf französischer Seite gestanden, geht aus den Aufzeichnungen der Malerin Louise Seidler hervor. S. Uhde, Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, Berlin 1874, S. 126 in Verbindung mit 125, vergl. ebenfalls S. 113 und 120. — Auch die milde Art, wie Stein 1813 über Goethe urtheilte und die Aufzeichnung, mit der dieser ihn, Arndt zu Folge, 1814 behandelte, zeugen für Goethe's damalige Stellung. Die Behauptung von seiner Franzosenfreundschaft beruht wohl theilweise auf einer Verwechslung mit seinem Sohne.

land gewirkt. Andererseits konnte man aber, seitdem sich die Revolution civilsirt hatte und salonfähig geworden war, mit um so mehr Anstand für dieselbe Partei ergreifen. Gerade in den gebildetsten Kreisen unserer Nation geschah dies im Norden wie im Süden noch immer vielfach mit einer Naivetät, bei der man wirklich nicht weiß, was man sagen soll. Man lese nur, was Caroline Böhmer, die inzwischen die Gattin A. W. Schlegels geworden war, und zu Jena im Mittelpunkt der literarischen Kreise unserer Nation lebte, noch 1799 an ihre Tochter schreibt.*) Der sonst so verdiente Voß entblödete sich nicht als Rector zu Eutin bei seinen Schülern ganz offen für die Feinde des Vaterlandes Propaganda zu machen. „Die Gleichgültigkeit", heißt es in den Briefen F. L. Stolbergs, mit dem Klopstock sich auch in diesen Auffassungen begegnete, „mit welcher man fast überall die Gräuel der Irreligion, der Mord- und Raubsucht, die selbstgewählte schmähliche Knechtschaft einer ganzen Nation, Abscheulichkeiten, gegen welche die Laster und Thaten der Cäsaren peccadilles sind, ansieht, machen es mir evident, daß wir in der schrecklichen letzten Zeit leben und vielleicht ähnliche Gräuel selbst auch bei uns erleben werden. Die Zeitungen haben das Volk schon mit allen diesen Abscheulichkeiten bekannt gemacht, unsere Gelehrten sind verblendet von der Idee einer Größe des tiers état ..... Zu kräftigen Maßregeln ist daher jede Regierung schon zu schwach und nimmt Rücksicht auf die Wünsche des Pöbels, dem nichts mehr einleuchten kann, als völlige Nivellirung alles Ansehens und aller Güter wie in Frankreich und völlige Zügellosigkeit.**) — — — — — — „Der fürchterliche Gedanke an die Westhunnen sucht mich heim bei Tag und bei Nacht. Die schändliche, zum Theil tückische Ruh', mit welcher fast ganz Europa der Pestverbreitung zusieht, kränkt mich am meisten und nimmt mir alle Hoffnung, daß wir Deutsche dem nahen Verderben entrinnen werden."***) — — — „Wie viel Blut

*) „Bonaparte ist in Paris. O Kind bedenke, es geht alles wieder gut. Die Russen sind aus der Schweiz vertrieben. — Die Russen und Engländer müssen in Holland schmählich capituliren, die Franzosen dringen in Schwaben vor. Und nun kommt der Bonaparte noch. Freue Dich ja auch, sonst glaube ich, daß Du blos tändelst und keine gescheidten Gedanken hegst." Janssen, Zeit- und Lebensbilder, S. 209.

**) Brief vom 27. November 1793 an seinen Bruder Christian. Siehe Joh. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Bd. I, Freiburg i. Br. 1877, S. 339 f.

***) An den Erbdrosten Adolf von Droste-Vischering den 15. Juni 1794. Ebendaselbst, S. 341.

wäre gespart worden, welche ganz andere Wendung hätte wahrscheinlich der Krieg genommen, wenn man sich gleich aus ganzen Kräften den Feinden Gottes und der Menschen widersetzt hätte..... Mein Bischof (der zum oldenburgischen Hause Holstein-Gottorp'scher Linie gehörende Fürstbischof von Lübeck) hat oft geäußert, daß er nichts mehr wünscht, als daß alles in Masse aufstände, und in der That, ich sehe nicht ein, wie man, ohne dieses zu thun, dem Höllenstrom aus Frankreich einen Damm setzen könne. Zu spät werden, fürchte ich, die Fürsten einsehen, was sie versäumten."*) — — — — „Wie eine Pest haben sich die falschen französischen Grundsätze über Deutschland verbreitet und das vaterlandslose Treiben der Illuminaten trägt die wesentlichste Schuld an unserm Unheil." „Die vielen Schriften, welche unsere alte, in vieler Absicht bei allen Mängeln ehrwürdige Staatsverfassung (es ist offenbar die Verfassung des Reichs gemeint) so beflissentlich herabwürdigten, haben auch hierzu das Ihrige beigetragen. Es ist die Zeit des Einstürzens und Umstürzens, man muß das Haupt trauernd verhüllen."**) — -- — — „Ich erkenne den Gang der Gerichte Gottes, wenn ich die jetzige Zeit mit der Geschichte der Vorzeit zusammenhalte, erstlich daran, daß fast Alles theils mit verblendeten, theils mit blinden Kräften Einem Ziele der moralischen und politischen Zerrüttung entgegenarbeitet. Zweitens an der übernatürlichen Gleichgültigkeit, mit welcher, sehr wenige (?) ausgenommen, sonst vernünftige und nicht böse Menschen den Gräuel mit großen Schritten herbeikommen sehen und kalt bleiben bei Frankreichs Abscheulichkeiten, die doch Alles übertreffen, was bisher Abscheuliches auf der Erde geschah."***)

Wo eine neue politische Idee in die Geschichte eingreift, da übt sie allemal eine unglaubliche Anziehungskraft auf die weitesten Kreise aus, da wirkt sie lähmend bis in die entferntesten Winkel. Höchst merkwürdig ist es, wie gerade die fürstlichen Räthe unter dem Druck der die Zeit beherrschenden Strömung standen. Sie waren fast in ganz Europa und deßhalb auch in Deutschland von den Doctrinen der Zeit genährt und getränkt und vermochten es deßhalb nur selten zu einer wirklichen Energie zu bringen: wie der Vertreter des Fürstbischofs von Regensburg seinen Herrn am Reichstag häufig ganz etwas anderes sagen ließ, als was dieser wollte, so hat selbst der hannoversche Reichstags-

*) An denselben den 31. August 1794. Ebendaselbst, S. 342.
**) An seinen Bruder. Ebendaselbst, S. 356.
***) Ebendaselbst, S. 359 f.

abgesandte (von Ompteda) die Politik seines Hofes in das preußische Fahrwasser überzuleiten gesucht, und persönlich soweit es nur irgend ging, zu Regensburg mit den Preußen zusammengehalten.

Auch mit dem, was Stolberg über die Illuminaten sagt, hatte es seine volle Richtigkeit. Wir deuteten schon den Einfluß an, den sie wie die Freimaurer auf die öffentliche Meinung ausübten, letztere können aber in dieser Beziehung nicht entfernt mit dem erst 1776 von dem Ingolstädter Professor Weißhaupt gegründeten Illuminatenorden verglichen werden. Nach dem Muster der weiter vorgeschrittenen Observanzen der Freimaurer gebildet, von wenigen Eingeweihten geleitet und entschieden deistisch gefärbt, nahmen die Illuminaten von vornherein eine sehr gefährliche und aggressive Richtung an. Wie in so manchen anderen Ländern, so haben sie auch in Deutschland ihre Minirarbeit mit außerordentlichem Erfolge betrieben und dem revolutionären Frankreich in die Hände gearbeitet. Wir haben heute kaum noch eine Vorstellung von dem gewaltigen Einfluß dieser, mit dem Reiz des Geheimnisses umgebenen Gesellschaften: man muß Wilhelm Meisters Lehrjahre lesen, um sich in die ihnen zu Grunde liegenden Ideen hineinzudenken.

Neben der Ueberklugheit der Intelligenz wirkte bei den von Stolberg beklagten Erscheinungen auch gerade jene politische Philistrosität mit, der das Leben unserer kleineren und mittleren Städte, und namentlich das Beamtenthum schon in jenen Tagen verfallen war. Die Mehrheit der Gebildeten betrachtete die großen Angelegenheiten der Welt gleichsam als etwas, was den Einzelnen nichts anginge, und das man hinnehmen müsse wie Regen und Sonnenschein. An die Möglichkeit eines definitiven Verlustes des linken Rheinufers dachte, von den doch nur wenig zahlreichen Kreisen, die auf ein solches Ziel geradezu lossteuerten, abgesehen, im Ernste eigentlich Niemand; oder wenn ein solch unbequemer Gedanke einmal aufstieg, so wies man ihn schleunig zurück. Es werde bald wieder Alles im alten Gleise sein, meinte man wohl. und jeder wieder, wie nach dem siebenjährigen Kriege, Kohl, Kartoffeln und was in seinem Lande wachse, ruhig pflanzen, und, wie es im Kriege gegangen sei, erzählen.*) Auch die Interessen des Handelsstandes

*) Hüffer, Rheinisch-westfälische Zustände, Bonn 1873, S. 26. Die in dieser Schrift herausgegebenen Briefe des Oberappellationsgerichtsraths Peltzer aus den Jahren 1795, 96 und selbst 97 drücken fast immer die festeste Zuversicht aus, daß wenigstens der bei weitem größte Theil des linken Rheinufers bei Deutschland bleiben werde. Die entgegengesetzte Ansicht erscheint ihm meistens als eine Aus-

wirkten in erkennbarer Weise auf die Friedensstimmung ein. Es gewannen in unsern eigentlichen Handelsstädten und zumal den norddeutschen vielfach Tendenzen die Oberhand, die an die Politik der Neutralitätserklärungen aus der französischen Periode des dreißigjährigen Krieges erinnern. In Hamburg z. B. redete man sich in einen wahren Friedensfanatismus hinein, der dann gelegentlich auch die Farbe der entschiedenen Parteinahme für Frankreich annahm.

Auf den möglichen Verlust der Niederlande blickten die Friedensfreunde in ganz Deutschland wie man 1859 auf den Verlust der Lombardei geblickt hat. Die reichsständischen Gebiete im Elsaß und in Lothringen gab man ebenfalls preis. Und auch in eine kleinere Beschneidung des übrigen Reichsgebiets, wie etwa nach der wallonischen Seite hin, oder durch eine Abtretung jenseits der Queich fand man sich ohne großes Bedenken: solche Dinge war man leider schon gewohnt; man dachte, es würde gehen, wie es in den Raubkriegen gegangen war. Aber man betrachtete es beinahe als selbstverständlich, daß das übrige linke Rheinufer bei Deutschland bleiben werde.

Das Verhältniß zu Oesterreich war seit dem siebenjährigen Kriege gelockert. Der Rückzug aus den Niederlanden brachte dieses in noch höherem Grade um sein moralisches Ansehen, und vielfältige Mißhelligkeiten mit den kaiserlichen Generalen trugen auch das ihrige dazu bei. Je mehr diese sich in bitteren Klagen über die Lässigkeit des Reiches ergingen und dabei mit der Zurückziehung Oesterreichs auf sich selbst drohten, um so mehr gerade wuchs die Verstimmung gegen die Kaiserlichen. Da sehe man es ja, meinte man, was die kaiserliche Politik im Schilde führe. Die Feinde Oesterreichs beharrten dabei, daß dieses einen Waffenstillstand geschlossen habe oder doch schließen werde. Ja! sie streuten boshafter Weise aus, daß die Festung Mainz demselben zum Opfer gebracht werden solle. Und es fanden solche Behauptungen gläubige Ohren. Denn der Eindruck eines resultatlosen, eines unglücklichen Krieges ist allzeit ein überwältigender gewesen.

Man begann schon wieder den französischen Krieg laut und immer lauter zu verurtheilen. Das Reich, hieß es, sei durch Oesterreich zur Theilnahme an einem Kriege verleitet worden, den dieses jetzt selber

---

streuung der Parteigänger Frankreichs, der sog. Deutsch-Franzosen. Nur ganz vorübergehend taucht eine leise Befürchtung auf.

weder militärisch noch diplomatisch zu führen verstehe. Deutschland müsse die von Oesterreich eingebrockte Suppe ausessen.

Ganz wie nach dem Kriege von 1859 wandte sich die sogenannte öffentliche Meinung in immer weiteren Kreisen Preußen zu. Während man für die Preußen erhebliche Geldopfer zu bringen bereit gewesen war, litten die kaiserlichen Truppen, denen jetzt wieder jede Art von Requisition auf das Strengste untersagt wurde, die bitterste Noth.*) Und wie man nicht daran dachte, etwas für die Kaiserlichen zu thun, so wollte man sich auch jetzt dem Beispiel des österreichischen Handelsverbots gegen Frankreich nicht anschließen. Auch in dieser Beziehung verhallten die Worte der kaiserlichen Diplomaten zu Regensburg wirkungslos; von der officiellen Stellung eines entsprechenden Antrags am Reichstag mußte der Kaiser abstehen; obwohl namentlich durch die Schweiz Lebensmittel und Pferde, die doch der Kriegführung des in seinen Hülfsmitteln erschöpften Feindes zu gute kommen mußten, in großen Mengen nach Frankreich verkauft wurden. Wie 1791, so sprach sich auch diesmal Preußen am Reichstage mit besonderer Entschiedenheit dagegen aus: gerade preußische Unterthanen waren es, die sich an jenem Handel durch die Schweiz besonders betheiligten. Die von dem Kaiser vorgeschlagene Verbesserung der Reichsexecutionsordnung stieß ebenfalls auf den entschiedensten Widerstand: die Verhandlung darüber wurde zu Regensburg in raffinirter Weise verschleppt und die Sache selbst endlich auf ruhigere Zeiten verschoben. Ueberall pflegten diejenigen, die von Frankreich nichts wissen wollten, aber auch nicht Energie genug hatten, um mit dem Kaiser zu gehen, in diesem Dilemma zu Preußen ihre Zuflucht zu nehmen. Preußens Kraft sei noch unverbraucht, sagte man. Es habe im Gegentheil in den Wirren der letzten Jahre erheblich gewonnen. Auf ihm beruhe Deutschlands Hoffnung. Es müsse und werde dem Reich den Frieden verschaffen. Man müsse ihm vertrauen. Es sei ja nicht denkbar, daß es das linke Rheinufer in französische Hände kommen lassen und in so großer Nähe die mächtige französische Republik dulden könne. Je besser sich Preußen mit Frankreich stelle, je rascher dem offenbar aussichtslosen Principienkriege ein Ende gemacht werde, um so besser sei es für das Reich. Wollten die Franzosen diesem gegenüber zu Eroberungsabsichten sich bekennen, so würden

*) Der Feldzug hatte Oesterreich bis zum November 101 Million gekostet, von denen erst 64 Millionen bezahlt waren. Es begreift sich hiernach leicht, daß die Geldmittel für eine genügende Beköstigung der Truppen zu fehlen begannen.

sie ja ihren eigenen Versicherungen in's Gesicht schlagen. Der Gedanke ist, daß nur der Niederlande wegen der Krieg fortgeführt werde, daß es nur ein österreichischer Krieg sei, und daß ihn das Reich, dem Frankreich sonst wohl wolle, lediglich im Interesse Oesterreichs führe. Man begegnete solchen Stimmen ebenso gut in den katholischen wie in den protestantischen Kreisen, ja häufig in den ersteren noch mehr, da es keine eigentliche katholische Partei gab, auf die sich der Kaiser etwa wie in früheren Jahrzehnten hätte stützen können. Wie das preußische Wesen mit seiner Accuratesse und Ordnung auch dem wohlgesinnten Bewohner des westlichen Deutschlands imponirte, ersieht man ebenfalls aus den Peltzer'schen Briefen.

In diesem Zusammenhange müssen die preußischen Friedensunterhandlungen allerdings betrachtet werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß Preußen dabei im gewissen Sinne als der negotiorum gestor für das Reich auftreten konnte. Mindestens bemächtigte sich das Berliner Cabinet einer in Deutschland bereits vorhandenen Strömung, wie wir dies auch nach 1859 erlebt haben. Doch muß man in Preußen selbst zwei verschiedene Strömungen unterscheiden. Die Männer der friedericianischen Schule, als deren Haupt jetzt Prinz Heinrich betrachtet werden durfte, wollten von dem deutschen Berufe Preußens gänzlich absehen. Sie handelten als wenn der preußische Staat auf einer Insel im Weltmeer läge. Sie wollten einen Separatfrieden und zwar fast unter allen Umständen: selbst wenn er durch die Preisgebung des linken Rheinufers erkauft werden müßte. Nur die preußischen Besitzungen jenseits des Rheins machten ihnen Sorge. Es kam aber in ihren Augen lediglich darauf an, sich für diese einen recht großen Ersatz zu sichern, wobei dann Säcularisationen als höchst willkommen, ja als weiterer Gewinn betrachtet wurden. Daß diese Richtung in den altpreußischen Provinzen die überwiegende war, kann keinem Zweifel unterliegen. Namentlich in der Armee war sie die fast absolut herrschende. Das Zerwürfniß mit England hatte derselben hier erst recht den Sieg verschafft. Es ging, wie es im Vorjahre bei dem Zerwürfniß mit Oesterreich gegangen war. Man wollte nicht einsehen, daß man Unrecht hatte, und war um so erbitterter, je weniger man doch das Gefühl des Unrechts los zu werden vermochte. Hardenberg nennt die Armee von oben bis unten vom Geist des Widerspruchs und des Frondirens erfüllt*).

*) Ranke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg I, 222.

im Hauptquartier sei alle Welt für den Frieden. Schon auf der österreichischen Seite erstaunten wir, die Freunde einer energischen Kriegführung nicht in der Militärpartei zu finden. In unendlich gesteigertem Maße begegnen wir einer analogen Erscheinung in Preußen. Möllendorf, Kalckreuth, das ganze Hauptquartier, Manstein, der Kriegsminister Schulenburg sind es, die neben Lucchesini für den Frieden unter allen Umständen plädiren.

Der entschiedenen Friedenspartei stand eine andere weit schwächer vertretene Richtung gegenüber, die zugleich doch auch für die Interessen des Reiches und der Reichsglieder sorgen, die Reichsintegrität aufrecht erhalten wollte und sich von den deutschen Fürsten nicht zu trennen wünschte. Sie wollte eigentlich nur von einem allgemeinen Frieden hören. Auch diese Richtung betrachtete indessen die österreichische Allianz jetzt als einen politischen Fehler, redete von der Interessengemeinschaft mit Frankreich und wünschte die Schwächung desselben zu vermeiden, während man für die österreichischen Interessen gleichgültig war. Ja noch mehr! Auch diese Partei wünschte den Moment zu benutzen, um im Trüben zu fischen und Preußen die Führerschaft Deutschlands zu verschaffen. Die Hauptdifferenz lag nur in der allerdings entscheidenden Frage, ob man nur einen Frieden des gesammten Deutschlands wollte, oder ob Preußen sich zu einem particularistischen Frieden entschließen sollte. Haugwitz gehörte zu den Anwälten eines allgemeinen Friedens, wenn er im Einzelnen auch nicht Character genug besaß, um demgemäß zu handeln. Der König hatte sich in seiner Isolirung soweit von seinen ursprünglichen Absichten abdrängen lassen, daß er jetzt als das Haupt dieser zweiten Gruppe gelten konnte. Ihr bedeutendster Vertreter war aber jedenfalls Hardenberg. Wie Lucchesini den einen, so bezeichnete er gleichsam den andern Pol der preußischen Politik.

Die Baseler Friedensverhandlungen zerfallen in zwei getrennte Perioden, je nachdem sie von den Anhängern der friedericianischen Schule oder von Hardenberg geführt worden sind. Das schließliche Friedenswerk ist ein Product aus dem Zusammenwirken beider Strömungen, die aber von vornherein neben einander bestanden, und einander von vornherein influenzirten, durchkreuzten und unterstützten. Es ist wahrlich auch nicht leicht, sich ein klares Bild von den inneren Vorgängen zu machen, die in Preußen dem Baseler Frieden vorangegangen sind und ihn begleiteten. Wir erinnern uns, daß derselbe wie eine Intrigue durch Lucchesini und Möllendorf eingeleitet worden war. Die Armee hatte

die Eröffnung der Verhandlungen dem Könige über den Kopf weggenommen. Lucchesini, Manstein, Möllendorf, Schulenburg erscheinen fortgesetzt als die thätigsten Förderer des Friedens. Das Ministerium war gespalten und nahm so zu sagen eine neutrale Stellung ein. Der alte Finkenstein zeigte eine wackere Gesinnung, aber Haugwitz war zu schwach, um dem Andrängen Schulenburgs und Alvenslebens Widerstand zu leisten. Er hatte an Gervinus erklärt, daß er seinen Abschied nehmen werde, wenn man die Allianz mit den Seemächten aufgäbe. Aber es ist vorgekommen, daß er den Inhalt eines die Möllendorf'sche Auffassung vertretenden Schriftstückes bekämpft und dasselbe dabei doch unterschreibt: er wollte sich entschiedener aussprechen, wenn der König erst wieder in Berlin sei, sagte er.

Auch bei den preußischen Friedensfreunden spielte die Furcht vor weiteren Fortschritten der Franzosen eine Rolle, die da geradezu unbegreiflich wäre, wenn wir nicht bereits gesehen hätten, daß dieselbe überall da die Oberhand bekam, wo man eines inneren Gegensatzes gegen die Revolution ermangelte. Man werde, meinte Schulenburg, sich noch hinter die Elbe zurückziehen müssen. Dort werde das Volk Widerstand leisten, während dies in Franken und in Westfalen nicht zu erwarten stehe. Um ein Gegengewicht gegen die Tendenzen des Königs zu erhalten, hatte die Friedenspartei den Prinzen Heinrich herangezogen. Dieser ergriff mit hoher Genugthuung die Gelegenheit, aus seiner Zurückgezogenheit herauszutreten und in die Geschäfte einzugreifen. Auch zu Friedrichs Zeiten hatte er sich in einer gewissen frondirenden Stellung befunden. Dabei war er aber doch ein feuriger Vertreter des Friedericianismus und überbot seinen Bruder nur noch an Consequenz. Vor Allem war er von jeher ein entschiedener Franzosenfreund. Er erklärte jetzt, er werde die deutsche Politik Friedrich Wilhelms nicht dulden. Preußen habe andere Feinde als die Franzosen, sagte er zu Massenbach. Als dieser dann den Plan eines Bündnisses mit Frankreich und der Türkei entwickelte, hörte der Prinz mit leuchtenden Augen zu. Man kann sich denken, wie er über die Politik des königlichen Neffen urtheilte. Er griff jetzt durch ein Memoire in die Leitung der Dinge ein, das von dem entschiedensten Einfluß auf die weitere Entwicklung der deutschen und europäischen Verhältnisse gewesen ist. Die Hauptbesorgniß des Prinzen war, daß bei einer weiteren Fortsetzung des Krieges Frankreich die Wiederherstellung Polens fordern könnte: „es ist", sagt Ranke, „der Urheber der ersten Theilung Polens, der aus ihm redet." Die Be-

haltung Hollands für das Haus Oranien ist dabei auch für den Prinzen ein Hauptinteresse der preußischen Politik. Es konnte aber im Ernst die Meinung des scharfsichtigen Mannes nicht sein, wenn er die Herstellung des westfälischen Friedens mit geringen Modificationen in Aussicht stellte. Oesterreich wollte er für die Niederlande durch Salzburg entschädigen; und gerade dieser Gedanke ist zu einem folgenschweren geworden, weil derselbe dann von dem französischen Directorium aufgegriffen wurde und später zu Campo Formio praktische Gestalt angenommen hat.

Freilich kam schließlich Alles auf den König an. Aber wie sollte dieser jetzt mehr Widerstandskraft zeigen als 1792 und 93? Hätte England die Subsidienzahlung nicht eingestellt, so würde er vielleicht noch nicht so bald zu einem Sonderfrieden zu bewegen gewesen sein. Durch die Einstellung der Subsidienzahlungen fühlte er sich aber in seiner Ehre gekränkt. Und da die Allianz mit Oesterreich schon längst gar nicht mehr in Betracht kam, so handelte es sich lediglich nur noch um die Frage, ob er mit den Seemächten zusammen gehen wolle oder nicht.

Preußen ward seine Friedenspolitik in hohem Grade durch den Antrag erleichtert, den Kurmainz am 24. October 1794 wirklich am Reichstage einbrachte. Albini handelte dabei mit Hardenbergs Zustimmung und unter der Einwirkung des Coadjutors Dalberg; der Antrag bewegte sich in derselben Richtung, in der sich die Politik der Erzkanzler um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bewegt hatte. Es sollten mit der französischen Republik auf Grund des früheren Besitzstandes Friedensverhandlungen eingeleitet werden. Die Könige von Dänemark und Schweden, die sich während des ganzen Krieges ihrer Reichspflicht entzogen hatten, sollten die Vermittlung übernehmen: letzterer als Garant des westfälischen Friedens. Natürlich war man in Wien über das eigenmächtige Vorgehen des Reichserzkanzlers sehr ungehalten. Recht im Gegensatz zu den Eröffnungen, die er an Preußen gemacht, hatte es der Kurfürst unterlassen, sich vorher auch mit dem Kaiser über den Antrag zu benehmen. Derselbe wurde sogar trotz der eindringlichsten Abmahnungen des kaiserlichen Concommissärs, des patriotischen Freiherrn von Hügel gestellt. Der Moment war ein um so ungeeigneterer, als es Oesterreich eilf Tage früher, am 13. October, endlich gelungen war, auf dem Reichstag die Stellung des Quintuplums durchzusetzen: die österreichischen Staatsmänner freuten sich gerade dieses

Erfolges und glaubten darin das Zeichen einer Besserung zu erblicken. Der mainzische Antrag mußte ihnen schon deßhalb höchst unwillkommen sein. In der Antwort auf Hügels Bericht über denselben — sie war von dem Ratificationsdecret zum Beschluß vom 13. begleitet — hieß es: „des Kaisers Majestät könne es zwar leider nicht verwehren, wenn Muthlosigkeit die Vernunft ersticke und die Stände Friedensanträge verhandelten; aber die kaiserliche Regierung könne und müsse in diesem Augenblicke allgemeiner Entmuthigung mehr als je auf nachdrücklicher Fortsetzung der Kriegsrüstung zum künftigen Feldzuge bestehen; denn in einen ehrenvollen annehmbaren Frieden könnten Deutschland und Oesterreich nur dann eingehen, wenn kein Franzose mehr auf deutschem Boden stünde!“*) Allein in Regensburg hörte man auf solche Stimmen nicht. War es doch im Fürstencollegium der einzige Herr von Karg, der Vertreter des Bisthums Augsburg**), der für den mainzischen Antrag ein offenes Wort des Tadels hatte. Die Gesandten erklärten, sie müßten die Weisungen ihrer Regierungen einholen. Man würde sich aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß sie die Verhandlungen hätten hinausziehen wollen. Während man, als es sich um das Quintuplum handelte, die Sache nicht genug hatte verschleppen können, wurden diesmal im Gegentheil die Verhandlungen beschleunigt. Im Grunde gingen die Dinge am Reichstag, sowie sie später am Bundestage gegangen sind. Ein deutscher Patriotismus ist auch den Reichstagsgesandten nicht abzusprechen, wie sich denn gerade unter den Staatsmännern der kleineren und mittleren Höfe gewiß nur wenige befanden, die unpatriotisch dachten. Gerade die Mainzer Staatsmänner: Albini, Strauß und selbst der Coadjutor fühlen sich als deutsche Patrioten, aber sie befanden sich in einem dreifachen Irrthum. Sie übersehen erstlich, daß das Reich nur im engsten Anschluß an Oesterreich gerettet werden kann. Sie verkennen zweitens die Bedeutung, welche der Verlust der österreichischen Niederlande für die Behauptung des linken Rheinufers haben mußte. Und sie irren sich endlich vollständig, wenn sie eine Geneigtheit zur Herausgabe des linken Rheinufers bei den Franzosen voraussetzen. Und wie die Mainzer, so dachten fast alle tonangebenden Gesandten. Auch der württembergische Vertreter trieb eine andere Politik als sein Herr und gesellte sich mehr oder weniger zu Görtz, Strauß und Compagnie. Indem sich nun Graf Görtz um diese Zeit, um von den alten franzö-

*) Vivenot, Herzog Albrecht I, 363 f.

**) Es war dies der Kurfürst von Trier, der sich jetzt in Augsburg aufhielt.

sischen Verbindungen der Bayern und Pfälzer Nutzen für Preußen zu ziehen, dem bayrischen Gesandten in höchst auffallender Weise näherte, entstand zu Regensburg eine Coalition, die das Terrain vollständig beherrschte und der gegenüber der kaiserliche Concommissär das Städtecollegium nicht in's Feld zu führen wagte.*) Alle Ermahnungen des Kaisers wurden durch Vorwürfe gegen Oesterreich erwidert. Und wenn ein mächtigerer Reichsstand einmal mit Oesterreich stimmte, so hielt er es doch für ein Gebot der Pflicht, ja beinahe des Anstandes, allerhand lästige Forderungen und Bedingungen daran zu knüpfen. Mit unermüdlichem Eifer suchte inzwischen auch Hardenberg die Reichsstände in ihren friedlichen Gesinnungen zu bestärken. Die Absicht ging dahin, daß die vorderen Reichskreise die Friedensvermittlung des Königs von Preußen anrufen sollten: man hoffte den mainzischen Friedensantrag in diesem Sinne zu verbessern.

Unter dem 5. November schreibt Hardenberg an den Landgrafen von Hessen-Kassel einen Brief, in dem er bei der „unvermeidlichen Langsamkeit des reichstägigen Geschäftes" den König von Preußen um Uebernahme der Friedensvermittlung anzugehen empfiehlt. Zugleich möge der Landgraf unter den übrigen Reichsfürsten für diese Idee Propaganda machen und in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten eine Pression auf das Wiener Cabinet ausüben.

In ähnlicher Weise suchte Hardenberg auf den Kurfürsten von Trier zu wirken. Dieser freilich wies solche Einflüsterungen mit Entschiedenheit zurück. Er stand, wie schon die Aeußerung des augsburgischen Gesandten vermuthen ließ, damals an der Spitze der patriotisch gesinnten Reichsstände: der Einfluß des Reichsfeldmarschalls wird dabei mitgewirkt haben. Nun, da die französische Willkür durch unerwartete und unverdiente Triumphe ihren Höhenpunkt erreicht habe, sei der Augenblick sehr schlecht gewählt, Frieden mit dem übermüthigen Sieger zu schließen, hieß es in dem votum Trevirense zu dem mainzischen Antrag.**) Die Voten von Hannover, Salzburg, Bamberg und Würzburg, Eichstädt, Thurn und Taxis und des Fürstbischofs von Lübeck***) ließen sich

*) Wie sehr die Preußen in Regensburg das Terrain beherrschten, geht z. B. daraus hervor, daß Hügel einst klagt, es sei außerordentlich schwer, eine Brochüre von österreichischer Tendenz in Regensburg drucken zu laßen.

**) Vivenot, Herzog Albrecht II, 1. S. 167.

***) Vivenot sagt „die Reichsstadt Lübeck". Der Zusammenhang ergiebt aber, daß der obengenannte Fürstbischof von Lübeck gemeint ist.

in ähnlicher Weise vernehmen. Im Uebrigen aber fand Hardenberg nur zu williges Gehör. Namentlich auf den Kreistagen war die preußische Politik vom Erfolge gekrönt. Als der kurpfälzische Gesandte auf dem oberrheinischen Kreistag statt der schwedischen und dänischen Vermittlung diejenige des Königs von Preußen anzurufen vorschlug, wurde dies mit lautem Beifall zum Beschluß erhoben.*) Am 15. November faßte der fränkische und am 22. der niederrheinische**) Kreis, zu dem vor Allem auch Kurmainz gehörte, den gleichen Beschluß.

Unter solchen Auspicien begannen am 7. November zu Regensburg die Vorberathungen über den mainzischen Antrag und dauerten den ganzen Monat hindurch. Kur-Köln schlug die Anerkennung der französischen Republik unter der Bedingung vor, daß alle deutschen Besitzungen herausgegeben würden. Baden wollte im Hinblick auf seine russische Verwandtschaft — Großfürst Alexander hatte sich 1793 mit einer badischen Prinzessin vermählt — die Vermittlung des Petersburger Cabinets angerufen wissen. Kur-Brandenburg rückte nicht recht mit der Sprache heraus, erklärte übrigens, es sei „dem Frieden an und für sich gerade nicht ganz abgeneigt".***) Am 22. December nahm der Reichstag den kurmainzischen Antrag an. Der Kaiser wurde in dem Reichs-Friedens-Gutachten gebeten, einen Waffenstillstand als Einleitung zum Frieden mit der Republik zu genehmigen. Zugleich möge er, während die Rüstungen zu einer neuen Campagne fortgesetzt würden, „durch gefällige Rücksprache" mit dem Könige von Preußen den Friedensschluß anbahnen. Die preußische Diplomatie hatte also die von ihr betriebene Amendirung des mainzischen Friedensantrages durchgesetzt. Es war ein großer Erfolg für Preußen, denn dieses erhielt jetzt doch in einem gewissen Sinne die moralische Berechtigung zu den Verhandlungen, die es als negotiorum gestor für das Reich anzuknüpfen wünschte. Und was ließ sich nicht alles hinter einer solchen negotiorum gestio verstecken?

Es ist höchst merkwürdig, wie sich Oesterreich in dem jetzt beginnenden Stadium zu der Friedensfrage und den preußischen Absichten verhielt. Der Reichsvicekanzler und der Reichsreferendar v. Frank wollten dem Reichsfriedensgutachten die Ratification versagen und statt dessen eine Erklärung abgeben, der zu Folge der Kaiser seinerseits, wenn

*) Vivenot, Herzog Albrecht, II, 1. S. 166.

**) Er heißt auch der kurrheinische, weil er durch die Gebiete der rheinischen Kurfürstenthümer gebildet wurde.

***) Ebendaselbst, 172.

die richtige Zeit gekommen sei, Friedensverhandlungen für das Reich eröffnen werde. Aber Thugut war dagegen. Ein solches Auftreten, meinte er, werde dem Kaiser die bittersten Vorwürfe des ganzen Reiches zuziehen. Die Behauptung, daß er in seinem egoistischen Interesse den Friedensschluß zu hintertreiben suche, werde neue Nahrung gewinnen und dem Kaiser im Kriege sowohl als bei dem demnächstigen Friedensschluß neue Verpflichtungen auferlegen. Dieser möge einfach als Reichsoberhaupt, ohne Bemerkungen dabei zu machen und ohne seine Eigenschaft als selbstständiger Souverän zu berühren, das Reichsfriedensgutachten ratificiren. Man möge doch die Reichsstände unter der Führung Preußens die Bahn, die sie durchaus beschreiten wollten, gehen lassen. Es werde sich bald zeigen, daß der Reichsfrieden schwer herzustellen sei. Komme er zu Stande, so müsse er auch Oesterreich als Reichsstand zu Gute kommen. Habe der Krieg seinen Fortgang, so erhalte Oesterreich aber die Freiheit, seine Kräfte auf einem Punkte zu concentriren und von der Deckung der weitläufigen Reichsgrenze abzusehen. Widersetze sich dagegen Oesterreich dem Vorgehen Preußens und seiner Satelliten, so müsse es zu einer Spaltung im Reiche kommen, bei der Oesterreich doch wenig gewinnen könne. Die mächtigeren Fürsten würden auf Seiten Preußens sein; die dem Kaiser treu bleibende Majorität der Reichsstände aber würde sich, „wenn deren so verschiedenes Interesse nicht hinlänglich besorgt wird, am Ende mit lautem Klagen, wie gar oft das Erzhaus die Erfahrung gemacht hat, als unglückliches Schlachtopfer der Anhänglichkeit an Oesterreich zum wahren Abbruch und Zernichtung des Vertrauens und Ansehens des k. k. Hofes darstellen." Die deutschen Reichsstände aber in die große Coalition hineinzuziehen, erscheine wenig räthlich. Sie würden darum nicht viel mehr thun als bisher, die eigentlichen Absichten der Coalition nicht unterstützen und bei dem demnächstigen Friedensschluß nur noch lästiger fallen.*) Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß wir diese Auslassungen Thuguts bedauern. Der Mann, dessen ganze Politik nur in der engsten Verbindung mit dem Reich einen Sinn erhält und dessen innerster Gedanke die Herrschaft Oesterreichs in Mitteleuropa ist, empfiehlt hier eine Politik, die auf die Abdication desselben und schließlich doch auch auf den Sieg der Revolution im gesammten Mitteleuropa hinauskommen mußte. Auch Thugut wurde von dem unglücklichen Kaunitzischen

*) S. Vivenot, Herzog Albrecht, III, 27 ff.

Wahne beherrscht, daß die theresianische Monarchie schon für sich allein etwas sei und ein so starkes Lebensprincip in sich trage, daß sie sich, wenn man es ihr zu arg mache, gleich Preußen aus dem Spiele zu ziehen vermöge. Sein Stolz bäumte sich gegen die Nothwendigkeit, die Hülfe des Reiches immer fruchtlos erbetteln zu sollen, auf. Er stand gerade in jenen Tagen unter dem Einfluß des geheimen russischen Vertrages vom 3. Januar 1795. Sein Negativismus riß ihn vollends fort. Ein Disput mit dem Fürsten Colloredo und mit Frank scheint ihn erregt und in seinem Eigensinn bestärkt zu haben: erhielt doch seine Anschauungsweise gewöhnlich durch den Gegensatz gegen eine andere Meinung ihre eigentliche Färbung. Er benahm sich, wie er sich England gegenüber hinsichtlich der Behauptung der Niederlande, wie er sich Preußen gegenüber hinsichtlich des rheinischen Operationsplanes von 1794 benommen hat. Vertheidigen lassen sich Thuguts Vorträge vom 25. und 26. Januar 1795 in keinem Fall. Dennoch müssen wir ihn gegen einen Vorwurf in Schutz nehmen, den man vielleicht erheben könnte: die Absicht einer Preisgebung des linken Rheinufers liegt in seinen Vorträgen nicht. Sie enthalten wohl einige bedenkliche Ausdrücke. Diese gehen aber offenbar nur auf solche Einbußen deutscher Reichsstände, wie sie schon bei einem Verlust der österreichischen Niederlande und bei einem eventuellen Verzicht auf die deutschen Forderungen in Elsaß und Lothringen unvermeidlich gewesen wären. Es ist uns nicht unwahrscheinlich, daß Thugut namentlich in letzterer Hinsicht freie Hand für den Fall zu behalten wünschte, daß ihm die Eroberung des Elsaßes gelingen sollte.

So sehr Thugut hinsichtlich der Behauptung des linken Rheinufers mit dem Fürsten Colloredo übereinstimmte, so sehr beharrte dieser doch auf seinem Widerspruche hinsichtlich der Ratification des Reichsfriedens-Gutachtens. Oesterreich, so meinten Fürst Colloredo und Frank, müsse „mit dem Reiche siegen oder für das Reich und mit demselben kämpfend untergehen.“*) Und der Kaiser stand durchaus auf ihrer Seite. Nur mit der größten Mühe konnte man ihn zu einem Mittelwege bewegen, der der preußischen Friedenspolitik entgegenkam. Das Reichsfriedens-Gutachten wurde nicht eigentlich ratificirt. Die am 9. Februar in Regensburg eintreffende Antwort des Kaisers führte nicht den Titel eines „Ratifications-Decrets“, sondern den eines „Commissions-Decrets“. Es sei, hieß es — und hierin möchten wir eine Spur

*) Vivenot, a. a. O. III, 35.

des Thugut'schen Gedankenganges erblicken — Sache der Reichsstände, „die Punkte genau zu articuliren, aus welchen der künftige billige, gerechte, anständige und annehmliche Friede zu bestehen habe.“*) Der Kaiser versprach, den Reichsständen seiner Zeit Mittheilungen über die zur Herstellung eines Friedens gethanen Schritte zu machen. Der angeregte Waffenstillstand sei nur wünschenswerth, wenn Aussicht auf Erzielung eines gerechten und anständigen Friedens vorhanden sei. Dieser sei aber offenbar noch sehr zweifelhaft, und es sei deßhalb dringend nothwendig, daß die reichsschlußmäßige Rüstung zum nächsten Feldzuge mit dem thätigsten Eifer und ohne Unterlaß betrieben werde. „Se. kaiserliche Majestät beschwören daher noch einmal vor Gott und dem lieben Vaterlande alle und jede Reichs-Stände, sich nicht selbsten durch noch entfernte Hoffnungen einzuschläfern und diejenigen Pflichten in ihrem ganzen Umfange deutsch biedermännisch zu erfüllen, welche Reichsverband und Gesetze, Vaterland und Selbsterhaltung erfordern; noch insbesondere aber patriotisch zu erwägen, wie nach dem . . . am 14. Jänner 1794 erlassenen Hof-Decrete schon gemachten Antrage den in verschiedenen vorliegenden Landen und Kreisen vorgekehrten ruhmwürdigen Anstalten zur Bewaffnung der Unterthanen oder zur Aufstellung einer Landmiliz noch mehr Wirksamkeit, Consistenz und Zusammenhang auf die gezwungene Fortdauer des gegenwärtigen Krieges gegeben werden könne!“ Deutschlands innere Kräfte seien noch lange nicht erschöpft. Durch einen sinkenden Muth könne der Feind gewiß nicht bekämpft werden. Es seien „also auf jeden widrigen Fall eher alle Kräfte aufzubieten, als die Schande Deutschlands und den Umsturz der deutschen Verfassung in einem Friedensschlusse zu unterzeichnen.“**)

Während Oesterreich mit solcher Entschiedenheit in Regensburg auftrat, benahm es sich in Berlin mit der größten Gelassenheit und Mäßigung. Fürst Reuß überreichte am 18. Februar eine Abschrift des kaiserlichen Commissions-Decrets und erklärte dabei die Bereitwilligkeit Oesterreichs, Friedensverhandlungen in Gemeinschaft mit Preußen einzuleiten. Preußen möge, hieß es in der begleitenden Note, da dasselbe, wie allbekannt, durch die Angelegenheit der Auswechslung der Kriegsgefangenen in näheren Relationen mit Frankreich stünde, im Einvernehmen mit der kaiserlichen Regierung das zu einer allgemeinen Paci-

*) Vivenot, a. a. O. III, 39.
**) Vivenot, a. a. O. III, 40 f.

fication Geeignete vornehmen und hiedurch dem Wunsche des unter seinem Oberhaupt gesetzlich versammelten Reiches nachkommen.*)

Die Gemüthsruhe, mit der man österreichischerseits den preußischen Zetteleien zusah, kann beinahe unbegreiflich erscheinen. Hügel meinte, wenn es wirklich zu einem preußischen Frieden komme, werde das Reichscontingent doch jedenfalls bei der Armee verbleiben, und auch Thugut glaubte nicht, daß Preußen sich ganz aus dem Kriege herausziehen werde. Als Prinz Heinrich und der nach so langen Jahren wieder hervorgezogene Bischofswerder den Fürsten Reuß wegen eines Friedensschlusses sondirten, kam ihnen Thugut mit einem gewissen Vertrauen entgegen. Wenigstens der Letztere werde es wohl aufrichtig meinen. Die kurze Zeit von Bischofswerders Einfluß sei ja die für Oesterreich freundschaftliche Periode der preußischen Politik gewesen. Auch der schon so lange von den Geschäften fern gehaltene Prinz Heinrich trage jedenfalls keine Schuld an den feindseligen Schritten des Ministeriums. Er sei überzeugt, daß beide die redlichen Absichten des Kaisers und die Schwierigkeiten seiner Lage erkennen würden. Die beiden Höfe hätten gerade im jetzigen Augenblicke allen Grund, ihr Einverständniß zu pflegen. Unglaube, Freiheitsschwindel und Aufruhr drohten überall, die Größe der Gefahr werde von dem künftigen Frieden, dieser aber „von dem Ausschlag der heurigen Campagne abhängen". „Gelingt es denen Franzosen, sich nicht nur im Besitz aller ihrer Eroberungen bis an den Rhein zu erhalten, sondern noch weiters einzudringen; wird das französische Freiheits-System in Holland so consolidirt, daß beide Republiken nur für Eine mehr anzusehen sein werden; dringen die Feinde in das Herz von Italien ein und verschaffen daselbst sich neue Ressourcen und ihrem Revolutions-System neue Ausbrüche und Erweiterungen, so ist kein anderer, als ein solcher Friede und ein solcher künftiger Zustand zu erwarten, so die Zerstörung des allgemeinen europäischen Gleichgewichts nach sich ziehen, denen schwachen vorliegenden Reichs-Kreisen unabsehliche Zerrüttung vorbereiten und die gemeinsame Gefahr aller monarchischen Regierungsformen auf das Aeußerste treiben wird."**) Diese auf die Denkart Bischofswerders berechneten Worte mögen immerhin theilweise dem Wunsche, der polnischen Dinge wegen Frieden mit Preußen zu halten, entspringen. Sie beweisen aber doch auch, welches Vertrauen

*) Vivenot, a. a. O. III, 87.

**) Thugut an Reuß den 28. Januar 1795. S. Vivenot, a. a. O. III, 7.

man trotz Allem österreichischerseits noch immer Preußen entgegenbrachte. Und es läßt sich leicht daraus ermessen, welcher Vertrauensseligkeit man sich im Reiche hingab.

In der That hatte der kurmainzische Friedensantrag, wie man dies österreichischerseits gefürchtet, der Friedensstimmung allenthalben vollends Oberwasser verschafft. Das, was von den preußischen Friedensverhandlungen verlautete, verstärkte dann natürlich noch diese Stimmung; und die preußische Diplomatie setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um die Friedenssehnsucht und — Friedenszuversicht zu einer allgemeinen zu machen: man wird derselben dabei den Vorwurf einer Leichtfertigkeit nicht ersparen können, die da nahe an Gewissenlosigkeit streift. Durch alle Gaue Deutschlands verbreitete sich die frohe Kunde, es werde nun endlich Frieden werden, Frankreich habe Garantien geboten, daß es sich mit den österreichischen Niederlanden begnügen und das linke Rheinufer räumen werde: „ein leidentlicher Friede" — so lautete der von Berlin aus in Cours gesetzte Kunstausdruck — sei in sicherer Aussicht. Oesterreich habe die Niederlande nun einmal nicht zu behaupten verstanden; und es müsse eben auch Frieden schließen, wenn es den Krieg nicht zu führen verstehe. Es lege ja auch selbst auf die Niederlande keinen Werth und habe sie absichtlich aufgegeben. Rücksicht brauche man jedenfalls nicht mehr auf Oesterreich zu nehmen, und man habe schon zu viel Rücksicht auf dasselbe genommen. Die Meinung, daß Frankreich zu einer Räumung des linken Rheinufers bereit sei, wurde zu einer Art politischem Dogma. Man wird bei Erscheinungen dieser Art wahrlich in der Meinung bestärkt, daß wir Deutsche kein für die Politik besonders befähigtes Volk sind. Daß das große, damals politisch noch weit weniger als heute gebildete Publicum an eine solche Mäßigung der Jacobiner glaubte, nimmt weniger Wunder, als daß die deutschen Staatsmänner, mit Ausnahme der österreichischen, fast durchweg ebenfalls in solchem Wahne befangen waren. Sie geriethen eben immer mehr und mehr in die Gewalt der preußischen Diplomatie, und es gingen dabei auch Männer voran, deren Brüder gut österreichisch gesinnte Officiere waren. Es war der kleindeutsche Gedanke, der die Herrschaft errang. Und je mehr man die Phantasie sich an Bildern des Friedens weiden ließ, um so mehr schwand der Trieb zu ernstlichen Kriegsrüstungen. „Die Friedensgerüchte", schreibt Hügel, „erhalten sich noch fort und fort; sie scheinen nur durch den Ausgang der in Paris und Basel angefangenen Negociationen ihre volle Widerlegung erhalten zu können, wenn sie durch-

aus grundlos sein sollen. Auch wird hiervon die Wirksamkeit der Armatur-Anstalten und des zu stellenden Quintupli abhängen, da man noch immer auf ein politisches Wunder wartet, um der weiteren Kriegslasten und ferneren Anstrengung von Kräften enthoben zu sein.“*)

Die Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Frankreich gingen inzwischen ihren Gang. Der zweiten Sendung des Kaufmanns Schmerz folgte diejenige von Möllendorfs Adjutanten Meyerinck, zu der ersterer, wie wir uns erinnern, die Erlaubniß des Königs erhalten hatte. Der Zweck dieser Mission wurde auch diesmal durch die Auswechslung der Gefangenen verdeckt. Am 12. November war Meyerinck in Basel eingetroffen. Auch er unterhandelte hier mit Bacher, hatte aber außerdem auch noch Conferenzen mit den Agenten Bossé und Richard, die der National-Convent an ihn abgeschickt hatte. Der zweibrückische Kammerherr von Luxburg und ein kurpfälzischer Major Potzheim aus Mannheim unterstützten ihn. Auch mit Schmerz steckte er beständig zusammen. Die Zusammenkünfte mit den Franzosen fanden stets bei diesem in abendlicher Dunkelheit statt; und es ging dabei hoch her.**) Des Rückhaltes an einflußreichen Persönlichkeiten sicher, nahm Meyerinck dabei in seinem Friedenseifer keinen Anstand, sofort von einer Coalition der protestantischen Reichsstände gegen den Kaiser, einer Verbindung zwischen Frankreich, Preußen, der Pforte, Dänemark und Schweden, ja von einer Wiederherstellung Polens zu sprechen. Er forderte dagegen neben der Auswechselung der Gefangenen die Neutralität der preußischen Gebietstheile am linken Rheinufer und den vorläufigen Abschluß eines Waffenstillstandes für Preußen wie für das Reich. Bacher beschränkte sich einstweilen auf die Erklärung der friedfertigen Gesinnungen Frankreichs gegen Preußen. Alle auf den vorläufigen Abschluß eines Waffenstillstandes hinauslaufenden Anträge Meyerincks lehnte er nun doch ab. Von dem Reich wollte er nicht reden hören.

Man hatte noch kein rechtes Vertrauen zu den Preußen. Um die Zweifel an der vollen Geneigtheit desselben zu zerstreuen, legte nun Meyerinck ostensible Briefe von Möllendorf vor: dieser fürchtete vor Allem einen Angriff der Franzosen auf Mainz, weil dadurch den preußischen Truppen ihre Enthaltung vom Kampfe und die Trennung von den Kaiserlichen und Reichstruppen moralisch unmöglich gemacht worden wäre. „Wozu sollten mir

*) Vivenot, a. a. O. IV, 69.
**) S. Vivenot, a. a. O. III, 47 und 48.

Lorbeeren dieser Art dienen?" schrieb er Mitte December an Meyerinck. „Meine weißen Haare dürfen nur noch mit einer Bürger-Krone geziert werden. Mein Herz lehnt sich gegen Fortsetzung eines ungeheuerlichen Krieges auf. — Möchte doch der Wohlfahrts-Ausschuß das Urtheil der so ausgezeichneten Kriegsmänner zu Rathe ziehen, mit denen er sich zu umgeben wußte; er würde sich überzeugen, daß die Belagerung von Mainz widersinnig sei. — Der Winter ist gemacht, um zu unterhandeln, nicht um sich zu schlagen; besonders wenn Politik und Neigung zwei Regierungen dahin führen, sich gegen einen gemeinsamen Feind zu verbünden."*) Mit derartigen Documenten in der Hand gelang es Meyerinck allmälig, das Mißtrauen der Franzosen zu zerstreuen. Auch Briefe aus Berlin hatte er vorgelegt, worin Möllendorf und Meyerinck wiederholt von der „intention formelle" des Königs verständigt wurden, nicht die Bahnen Friedrichs II zu verlassen, der als Grundlage aller Politik des Hauses Brandenburg die Abwehr der habsburgischen Uebermacht unter Anlehnung an Frankreich vorgeschrieben habe.**)

Von den Oesterreichern hielt sich Meyerinck in ostensibler Weise fern. Von dem Kaiser und den Kaiserlichen sprach er den Franzosen gegenüber mit Verachtung und erhob diese dafür um so mehr.***) In welcher Weise Meyerinck mit den Franzosen verkehrte, erhellt aus der Schilderung eines Gastmahles, das Bacher gab, und worüber er dann an den Wohlfahrts-Ausschuß berichtete. Man sang gemeinsam revolutionäre Lieder, trank auf das Wohl der Republik, verbrüderte und umarmte sich.†)

Die störende Mainzer Frage warf freilich in alle Herzlichkeit immer von Neuem ihre Schatten. Herzog Albrecht mühte sich in wahrhaft rührender Weise ab, um Möllendorf zu einer Mitwirkung bei der Vertheidigung von Mainz zu bestimmen. Dieser aber bezeichnete alle dahin führende Maßnahmen als actes de folie; die in nächster Nähe, bei Hochheim, stehenden preußischen Truppen sollten womöglich das französische Geschützfeuer unbeantwortet lassen; und als die Oesterreicher einen auf frischer That ertappten französischen Spion hinrichten wollten,

*) Albert Sorel in der Revue historique, Paris 1878, VI, S. 57.
**) S. Sorel a. a. O. VI, S. 58.
***) S. Vivenot, a. a. O. III, 47.
†) S. Sorel, a. a. O. VI, S. 74.

mußten sie ihn wieder laufen lassen, weil Kalckreuth denselben — als seinen Diener zurückforderte.*)

Inzwischen hatte man preußischerseits den Kammerherrn von Luxburg an Barthelemy nach Baden bei Zürich zu gehen veranlaßt.**) Barthelemy, der als ein feiner, subjectiv entwickelter und mannigfach gebildeter Freigeist der vorrevolutionären Zeit im Style gewisser Göthischer Charaktere geschildert wird, nahm den Kammerherrn gut auf. Es gäbe zwei Parteien in Frankreich, sagte er; die eine wolle die Rheingrenze, die andere, zu der auch er gehöre, verlange nur die Rückgabe aller englischen Eroberungen, und daß Holland und Belgien zwei unabhängige, mit Frankreich alliirte Republiken würden. Der Wohlfahrts-Ausschuß hatte als Entgelt für die Freigebung der sehr zahlreichen französischen Gefangenen versprochen, daß die westfälischen Besitzungen Preußens nicht feindlich behandelt werden sollten. Die Friedensverhandlungen wünschte der Ausschuß dagegen in Paris selbst geführt zu sehen.

Hierauf wollte man nun allerdings in Berlin nicht eingehen. Sonst aber war man von Luxburgs Mittheilungen befriedigt. Man entschloß sich, einen wirklichen Diplomaten: den uns aus den ersten Jahren der Revolution als preußischen Gesandten in Paris bekannten Grafen Goltz, nach Basel abzusenden. Und man gab sich schließlich französischerseits damit zufrieden. Auch Barthelemy sollte sich nach Basel begeben. Wie die ganze Sache aber noch immer in Berlin behandelt wurde, geht aus dem Umstande hervor, daß der von Magdeburg berufene Goltz Berlin vermeiden und unter falschem Namen reisen mußte: man wird an Bischofswerders erste Sendung — es waren 5 Jahre seitdem vergangen, aber was lag doch alles dazwischen! — erinnert. Den Prinzen Heinrich hat Goltz dagegen vor seiner Abreise in Reinsberg gesehen. Am 28. December langte er zu Basel an und jetzt erst kamen die Verhandlungen wirklich in Fluß. Goltzens

*) Siehe Sorel, a. a. O. VI, S. 57 f. Nach Vivenot scheint es ein Diener Meyerincks gewesen zu sein. Jedenfalls verurtheilten die Oesterreicher einen Diener Meyerincks wegen Spionage. Auch dieser selbst kam später vor Mainz dermaßen in Verdacht der Spionage, daß Clerfayt ihn hängen zu lassen drohte, wenn er in österreichische Hände fiele.

**) Ranke nennt Luxburg einen Cavalier in des Königs von Preußen Diensten. Es mag dies im uneigentlichen Sinne ja auch der Fall gewesen sein. Wir halten es aber für wahrscheinlich, daß der von Vivenot genannte zweibrückische Kammerherr von Luxburg gemeint ist. Nach Vivenot wäre nicht Luxburg sondern Botzheim nach Baden geschickt.

Instructionen lag mehr oder weniger die Denkschrift des Prinzen Heinrich zu Grunde. Es sollte ein Waffenstillstand, in den auch Mainz mit seiner Besatzung aufzunehmen sei, geschlossen, die Republik anerkannt werden. Von Frankreich wurde die Räumung der preußischen Gebiete am Rhein, sowie Waffenstillstand und Neutralität für diejenigen deutschen Fürsten verlangt, welche des Königs Vermittlung schon angerufen hätten oder noch anrufen würden: insbesondere für den fränkischen, oberrheinischen und niederrheinischen Kreis. Der König wünschte daneben als Vermittler des Friedens für das Reich und Holland einzutreten, und war zu ähnlichen Diensten für Sardinien, Oesterreich, England und Spanien bereit. Alle Friedensverhandlungen mit deutschen Fürsten sollten unter preußischer Vermittlung geführt, für die Niederlande sollte dem Kaiser wirklich Salzburg als Entschädigung angeboten werden. Von einer Allianz solle zunächst keine Rede sein. Aber es solle doch für den Fall, daß die französische Republik eine gewisse Stabilität erhalte, den Franzosen Hoffnung auf dieselbe gemacht werden. Die freundlichsten Beziehungen wurden Frankreich jetzt schon zugesagt. Es wird Goltz mitgetheilt, daß Holland sich in Friedensverhandlungen mit Frankreich eingelassen habe, um sich dem Joch der Engländer zu entziehen (!). Die Reichsintegrität glaubte man dadurch wahren zu können, daß man die Republik in jene Rolle eines Garanten des westfälischen Friedens eintreten ließe, welche die französische Monarchie einst zu so großem eigenen Vortheil übernommen hatte. Goltz solle zu erforschen suchen, ob Opfer am linken Rheinufer erforderlich sein würden.

Ueber diesen Punkt war in dem Ministerium ein Streit entbrannt. Der immer klare Alvensleben fand den ursprünglich vorgeschlagenen Ausdruck zu vage. Die Franzosen, meinte er, würden sich das linke Rheinufer nicht nehmen lassen. Preußen solle auf seinen linksrheinischen Besitz verzichten, wenn ihm dafür eine Entschädigung durch Säcularisationen versprochen und das von ihm in Polen während des Jahres 1794 besetzte Gebiet garantirt würde. Oesterreich müsse dort durchaus von jedem neuen Erwerbe ausgeschlossen werden. Finkenstein war solchen Ansichten entgegengetreten. Säcularisationen würden das ganze Reich gegen Preußen aufbringen. Die Ausschließung Oesterreichs von der polnischen Beute werde das von Polen weit entfernte Frankreich nicht bewirken. Die Kaiserin Katharina aber werde eine solche Einmischung Frankreichs mit dem höchsten Unmuth erfüllen. Es sei ja doch auch noch nicht gewiß, daß Frankreich die Rheingrenze fordern werde.

Haugwitz suchte zu vermitteln. Man brauche über die Rheingrenze keine festen Entschlüsse zu fassen, die Franzosen seien ja darüber selbst noch nicht einig. Beständen Sie wirklich darauf, so könne es nur zu einem Waffenstillstand, nicht aber zu einem Frieden kommen. In diesem Sinne war dann die Instruction abgefaßt worden. Aber wer sieht nicht, daß das linke Rheinufer schon verloren war, wenn man keinen festen Entschluß in diesem Punkte faßte, wenn man der nationalen Gefahr nicht in's Auge zu blicken wagte und sich in dieser Weise selbst betrog?

Am 28. December traf Goltz in Basel ein. Von einer Geheimhaltung der Verhandlungen war jetzt natürlich längst keine Rede mehr. Der Gesandte wurde von Bacher mit einem festlichen Gastmahle empfangen, bei dem alle in Basel befindlichen Preußen anwesend waren. Er trank „à la prosperité et à la gloire de la république française.*) Er trat ganz und gar in Meyerincks Fußtapfen. Man kann sich denken, wie der ehemalige Gönner Pethions und der Jacobiner an seinem Platze war. Erst jetzt war die preußische Politik zu ihrem Ausgangspunkte von 1789 und 90 zurückgekehrt.

Am 12. Januar kam Barthelemy nach Basel, am 22. fand die Auswechselung der Vollmachten, am 23. die erste wirkliche Conferenz statt. Auch Barthelemy wollte nur von einem Frieden, nicht von einem Waffenstillstande hören. Goltz suchte ihm gegenüber seinen Vorschlag eines französisch-preußischen Waffenstillstandes durch den Hinweis zu stützen, daß die französischen Truppen ja dadurch doch noch nicht zu völliger Unthätigkeit verurtheilt würden. Nont-elles pas les Autrichiens, contre lesquels elles pourront exércer leur ardeur?**) In Betreff der Festung Mainz ergeht sich Goltz in Betrachtungen, wie es sich wohl machen lassen könnte, daß die französischen Truppen den Platz in ihre Gewalt bekämen, während doch Preußen den Schein rettete und die öffentliche Meinung Deutschlands alle Schuld des Verlustes auf Oesterreich würfe.***) Mit besonderem Nachdruck lehnte Barthelemy das Verlangen ab, daß mit keinem deutschen Fürsten ohne preußische Vermittlung über den Frieden verhandelt werden sollte. Preußen müsse da-

*) Vivenot, a. a. O. III, 59. Wir machen darauf aufmerksam, daß schon in diesem Trinkspruch eine Anerkennung der französischen Republik enthalten war, die doch eigentlich der Preis für französische Concessionen sein sollte.

**) Siehe Sorel, a. a. O. VI, S. 344.

***) Siehe Sorel. a. a. O. VI, S. 345.

gegen allerdings eine größere Präponderanz in Deutschland verschafft werden; Frankreichs eigenstes Interesse verlange dies.

Kurz nach Goltzens Ankunft wurde der preußische Legationsrath Harnier von Basel nach Paris gesandt, um Aufklärungen über die Gesinnungen des Königs zu geben. Der Wohlfahrts-Ausschuß hatte darüber unterrichtet zu sein gewünscht: soweit hielt derselbe seine ursprüngliche Absicht einer Friedensverhandlung in Paris fest. Und bis zu diesem Punkte kam man preußischerseits entgegen. Harnier sollte in Paris die Anerkennung der Mediation des Königs für das Reich erwirken, mit dem unmittelbar nach dem Abkommen mit Preußen ein Friede zu schließen sei. Man sah zu Paris in Harniers Sendung ein großes Entgegenkommen. Und in der That scheint die Haltung Harniers dieser Auffassung entsprochen zu haben: „Vive le roi de Prusse! Vive la république Française!“ rief er aus, als er an der Grenze angekommen die dreifarbige Cocarde an den Hut steckte. Er wurde in den Wohlfahrts-Ausschuß selbst geführt, wo er sich dann in authentischer Weise von den Auffassungen der französischen Machthaber überzeugen konnte. Die Franzosen kamen sofort wieder mit dem Begehren einer Allianz gegen Oesterreich. Es machte Eindruck, als Harnier dies abschlug. Um so unerschütterlicher war aber die Majorität des Ausschusses in der Forderung, daß „Mainz“ in französische Hände kommen müsse. Frankreich sei entschlossen, den Krieg fortzuführen, bis es diese Sicherheit erlangt habe. Man sieht recht, wie verhängnißvoll Custine's wohlfeiler Siegeszug gewesen war: er hatte die Phantasie der Franzosen nach dieser Seite gelenkt, und die Wiedereroberung von Mainz — die Franzosen gebrauchten fast immer diesen Ausdruck statt den des linken Rheinufers — galt seitdem für einen Ehrenpunkt und sozusagen für ein nationales Recht. Wohl gab es auch im Wohlfahrts-Ausschuß eine Minderheit, die wie Barthelemy dachte. Die Rückwirkungen der neuesten holländischen Ereignisse verschaffte aber der entschiedeneren Partei das vollständigste Uebergewicht. Der Gegensatz stellte sich, wie auch Ranke zugiebt, gleich bei dem ersten Schritte als ein unversöhnlicher dar; und man konnte sich nicht darüber täuschen, daß die Rheingrenze den entscheidenden Punkt in der ganzen Angelegenheit bildete. Reiche Annexionen in Norddeutschland und vor allen die von Hannover wurden als Lockspeise geboten.*)

Harniers Bericht erregte in Berlin das größte Aufsehen. Dasselbe wurde durch die gerade in diese Zeit fallende Eroberung Hollands in

*) Siehe Häusser, a. a. O. I, 589.

peinlicher Weise gesteigert. Streng genommen hätte nun gerade durch die holländischen Vorgänge die Frage im antifranzösischen Sinne entschieden werden müssen. Wir kennen die intimen Beziehungen Preußens zu dem Hause Oranien. Wir wissen, welchen Werth die preußischen Staatsmänner alle diese Jahre hindurch auf die Erhaltung Hollands legten. Um dieses vor Frankreich zu schützen, hatte der große Kurfürst seiner Zeit an dem Kriege von 1672 Theil genommen. Um das Haus Oranien gegen die Patrioten aufrecht zu erhalten, hatte König Friedrich Wilhelm II noch vor wenigen Jahren einen Krieg unternommen. Man hätte denken sollen, daß das Ministerium jetzt die Verhandlungen mit Frankreich abgebrochen hätte. Statt dessen gewannen aber Besorgniß und Furcht zu Berlin die Oberhand. Auch diesmal war das Ministerium wieder getheilter Ansicht. Alvensleben war für den Frieden um jeden Preis. Finkenstein widersprach. Der vermittelnde Haugwitz verfiel auf den schwächlichen Gedanken, daß man ja die Eröffnungen, die Harnier im Wohlfahrts-Ausschuß zu Theil geworden seien, nicht als officiell zu betrachten habe. Bei der allgemeinen Pacification könnten ja vielleicht alle Mächte die Rheingrenze zugestehen. Käme es hierzu, so müsse man sich mit Frankreich über den Austausch der preußischen Gebietstheile gegen andere Besitzungen verständigen. In der Frage der sogenannten Mediation wollte Haugwitz sich mit der von dem Wohlfahrts-Ausschusse vorgeschlagenen Fassung begnügen, wonach die Vermittlung Preußens für alle diejenigen Reichsstände angenommen werden sollte, welche sich dem preußischen System anschlössen. Daß Haugwitzens Vorschläge auf etwas ganz anderes zielten, als das, was man in Deutschland von Preußen allgemein erwartete, und was Preußen hatte erhoffen lassen, liegt auf der Hand. Soweit war also der Gedanke eines allgemeinen deutschen Friedens verblaßt. Der Haugwitz'sche Mittelweg erhielt aber des Königs Genehmigung, und am 28. Januar 1795 wurde eine neue Instruction für Goltz ausgefertigt, in der Preußen, falls alle Mächte und das Reich die begehrte Abtretung bei einem allgemeinen Frieden zugeständen, gegen eine angemessene Entschädigung ebenfalls in dieselbe einzuwilligen versprach; einstweilen könnten jene Gegenden im Besitz der Franzosen verbleiben.

Als diese Instruction nach Basel kam, war Goltz bereits nicht mehr am Leben: ein Gallenfieber hatte ihn am 6. Februar plötzlich hinweggerafft. Der jetzt nach Basel zurückgekehrte Harnier trat nun-

sorisch an seine Stelle.*) Er wird zunächst nur zur Berichterstattung angewiesen. Die Franzosen sollten einen Friedens-Entwurf vorlegen, den man dann mit einem Gegenvorschlag zu beantworten dachte. Harnier soll dem Erstaunen des Königs über die Anträge des Wohlfahrts-Ausschusses Ausdruck verleihen. Der König werde seine Autorität verlieren, wenn er einen Theil seines Gebietes aufgäbe und dadurch in der Preisgebung von Reichsgebieten vorangehe. Die preußischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer hätten keinen Werth für Frankreich ohne die Rheingrenze überhaupt. Diese Sache müsse aber bis zum allgemeinen Frieden verschoben werden; das Beste sei, sie im Frieden gar nicht zu erwähnen. Harnier hat sich an diese Instruction gehalten, aber er war den Franzosen gegenüber von fast unbegreiflicher Gesprächigkeit. Indem er ihnen die franzosenfreundliche Stimmung des preußischen Heeres recht vor Augen zu führen bedacht war, stellte er seinen Hof in empfindlichster Weise bloß und erschwerte alle weiteren Verhandlungen außerordentlich. So erklärt er z. B. öffentlich, die Freude über ein etwaiges Einrücken in Böhmen werde im preußischen Heere doch nicht so groß sein, als die Trauer, weiter gegen die Franzosen kämpfen zu müssen, die man sich in Preußen noch immer nicht gewöhnen könne, als Feinde zu betrachten.**) In der That: das Auftreten eines Meyerinck, Goltz, Harnier haben dem Ansehen Preußens in der öffentlichen Meinung fast mehr geschadet, denn der Baseler Friede selbst. Daß sie dabei ihre Instructionen ohne Zweifel überschritten, kann nur wenig an der Sache ändern.

Der friedliebende Barthelemy ging, wenn auch mit Widerstreben, auf den neuen preußischen Gedankengang ein. Der Wohlfahrtsausschuß bestand in einer Note, welche Bacher an Harnier mittheilte, auf dem linken Rheinufer. Bacher und Barthelemy äußerten sich aber persönlich im entgegengesetzten Sinne. Sie suchten den ihnen ertheilten Bescheid so gut wie möglich zu entschuldigen. Der Ausschuß hatte gesagt, er habe gedacht, Preußen werde die französischen Prätentionen auf das linke Rheinufer nicht zurückweisen. Barthelemy suchte nach einer vermittelnden Fassung und bezog sich dabei auf eine Aeußerung von Goltz. Die Abtretung des linken Rheinufers sollte, wie Haugwitz es wolle,

*) Es ist auffallend, eine wie große Rolle untergeordnete Persönlichkeiten in den 90er Jahren bei der preußischen Diplomatie spielten. Der alte preußische Adel ist dagegen fast nur durch Goltz vertreten.

**) Siehe Sorel, a. a. O. Band VII, S. 50.

einer weiteren Beschlußfassung vorbehalten bleiben. In diesem Sinne hat er nach Paris berichtet. Seine Vorstellungen blieben auch nicht ohne Erfolg. Barthelemy's Vorschläge wurden dem Friedensentwurf des Wohlfahrtsausschusses, welcher Anfangs März in Basel anlangte, zu Grunde gelegt.

Am preußischen Hofe hatte inzwischen der Kampf der Parteien fortgedauert. Im Grunde stockten jetzt doch wieder die Verhandlungen. Der König war stutzig geworden. Er wähnte sich viel weniger bloßgestellt, als er es in Wirklichkeit war, und wollte sich, wenn das Aergerniß sich nun einmal nicht vermeiden ließe, zum Wenigsten einem solchen nur aussetzen, wenn beim Abschlusse eines Friedens auch dessen Wohlthaten wirklich gesichert würden. Er besaß ein deutsches Herz und seine innerste Natur sträubte sich noch immer gegen den Frieden. Es wiederholte sich aber noch einmal das Spiel, das uns schon in den Jahren 1792 und 93 entgegengetreten ist. Man drängte den König auf der zögernd betretenen Bahn weiter und weiter. Preußen, sagte man, sei eigentlich gar nicht im Kriege mit Frankreich sondern habe nur als Verbündeter Anderer gehandelt. Fort und fort hielt man ihm vor, daß am Ende Oesterreich mit dem Abschlusse eines Sonderfriedens Preußen zuvor kommen möchte. Man suchte ihm Besorgnisse hinsichtlich Polens einzuflößen, wo der russische Einfluß übermächtig werde; man ängstigte ihn mit den widersinnigsten Vorstellungen von einer Preußen in Polen von Oesterreich drohenden Gefahr.

Wir sahen, wie Oesterreich Preußen die Hand zu gemeinschaftlichen Friedensverhandlungen geboten hatte. Dennoch spielte das Verhältniß zu Oesterreich bei den damaligen Kämpfen innerhalb der Berliner officiellen Kreise gar keine oder doch nur insofern eine Rolle, als seine leidenschaftlichen Gegner den König mit dem Bilde der unversöhnlichen österreichischen Feindschaft schreckten. Von Meyerincks Reise war Herzog Albrecht unter dem 4. November mit einigen Worten verständigt worden, welche dieselbe durch die Absicht der Gefangenen-Auswechslung motivirten. Als Goltz nach Basel reiste und dessen Mission im ganzen Reiche als ein entscheidender Schritt zum Frieden betrachtet wurde, gab Haugwitz dem Fürsten Reuß gegenüber zu, daß der Graf zu sondiren beauftragt sei, ob man sich mit Frankreich überhaupt zur Herstellung der europäischen Ruhe in Unterhandlungen einlassen könne. Man habe sich hierzu entschlossen, „da der König so sehr vom Reich um Friedensvermittlung bestürmt würde.“ Haugwitz gab

sein Ehrenwort, „daß der König, sobald sich etwa günstige Friedens-Aussichten zeigen würden, nicht versäumen werde, den k. k. Hof hiervon mit der größten Offenherzigkeit zu benachrichtigen, um allerhöchst dessen Einvernehmen zu erwerben.“ Der König denke an keinen Separatfrieden. Wenn Reuß entgegengesetzte Ausstreuungen zu Ohren kämen, so möge er sie nicht glauben.*)

Es folgten dann die höchst vertraulichen Mittheilungen des Prinzen Heinrich und des Generals Bischofswerder. Der Prinz sagte, er sei es gewesen, der dem König Gefangenenaustausch und Friedenssondirung gerathen habe. Er hoffe, daß es ihm mit der Zeit gedankt werden werde. „Eine billige Entschädigung“ für Oesterreich sei ein durchaus erforderlicher Punkt, wenn ein Generalfriede durch Preußens Vermittelung zu Stande kommen solle. Bischofswerder meinte, die Schritte in Basel bezweckten gewiß nur das Beste Preußens und Oesterreichs. Gewiß würde binnen Kurzem alles offen mit dem kaiserlichen Hofe besprochen werden. Wie der Prinz auf Möllendorf, so schalt er auf Luccheſini.**)

Auch Haugwitz wiederholte in der feierlichsten Weise, daß Oesterreich von dem Fortgang der Baseler Verhandlungen Mittheilung erhalten sollte. Er hoffe gewiß, der König werde bei diesem Verfahren bleiben „und nicht vor mir zu erröthen Ursache haben müssen.“***) Noch am 3. März wiederholte Haugwitz, daß in Basel noch nichts beschlossen sei, auch ohne Oesterreichs Zustimmung gewiß nichts Endgültiges beschlossen werde. Der Tod des Grafen Goltz habe Alles unterbrochen; falls sich aber ein Weg zum Frieden eröffnen sollte, so würde er (Haugwitz) nicht verfehlen, dem kaiserlichen Hofe alles getreulich vorzulegen, damit Oesterreich und das Reich bei Zeiten in die Friedensunterhandlungen eintreten könnten.†)

Auf die Sache ging man aber mit keinem Worte ein, obwohl man dem Kurmainzer Hofe doch fortwährend Mittheilungen über die Verhandlungen machte. Zuletzt erwähnte man des Friedensgeschäfts gar nicht mehr gegen Reuß und diese zugeknöpfte Haltung dauerte auch fort, als das

*) Siehe Vivenot, a. a. O. III, 61 f. Die ehrenhafte und Preußen von Haus aus nichts weniger als abgeneigte Gesinnung des Fürsten Reuß bürgt für die Wahrheit dieser Worte.

**) Vivenot, a. a. O. IV, 64 f.

***) Vivenot, a. a. O. III, 92.

†) Ebendaselbst.

Gerücht von einem preußischen Separatfrieden immer entschiedener auftrat, und untergeordnete preußische Agenten ganz offen von demselben zu reden begannen. Der König vermied politische Gespräche mit Reuß fast ganz, und machte davon nur eine Ausnahme, um ihm sein Bedauern über die Gährungen in Galizien und Ungarn auszusprechen, und das Einrücken preußischer Truppen in Böhmen anzubieten.

Erst am 14. März wurde eine, sonderbarer Weise schon vom 26. Februar datirte Antwort auf die österreichische Note vom 14. Februar ertheilt. Das Commissionsdecret wurde darin als ein Ratificationsdecret bezeichnet und die weitgehendsten Folgerungen aus demselben gezogen. Der Kaiser sollte seine reichsoberhauptliche Genehmigung zu einem „leidentlichen" Frieden und baldigem Waffenstillstande ertheilt haben. Der König habe allerdings Goltz neben dem Auswechselungsgeschäft mit der Sondirung der französischen Absichten beauftragt. Sein Tod habe indessen die weiteren Aeußerungen gehemmt. In Ansehung des deutschen Reiches sei aber hierbei nichts geschehen und habe auch nichts geschehen können, da der König erst die Uebergabe des Ratificationsdecrets und des Reichsfriedensgutachtens nebst den gefälligen Eröffnungen des Kaisers habe abwarten müssen.

Wir sehen also, wie die Sache Oesterreich gegenüber vollständig dilatorisch behandelt wurde. Noch einmal aber griffen die Beziehungen zu England ein. Als Malmesbury Goltzen's Reise nach Basel erfahren hatte, und daß der Friede jetzt wirklich verhandelt werden sollte, hatte er sich in herbster Weise geäußert: bezeichnend sind sowohl die Eintragungen in sein Tagebuch, als was er an Lord Grenville schrieb. Am 26. Januar erklärte Pitt im Parlamente: „da Preußen uns verläßt, so gilt es, desto stärker Oesterreich an unsere Sache zu fesseln. Wenn auch Preußen uns gegenüber der Treue baar ist, müssen wir deßhalb etwa auf Bündnisse verzichten? Oesterreich hat eine feste Staatsleitung, keine Regierung zeigt sich im Mißgeschicke kriegerischer, keine weiß besser sich nach Niederlagen wieder zu erheben." — Man sagt, diese Worte hätten das Gewissen des Königs getroffen; nochmals habe er versucht, dem Einflusse der Friedensmacher sich zu entziehen.*) Die Gegner des Friedens stellten vor, daß England sich jetzt auf's Engste mit Oesterreich verbünden werde, und wir wissen, mit welchen Augen man eine solche Eventualität stets am Berliner Hofe betrachtet

*) Sorel, a. a. O. VII, S. 23.

hatte. Man hatte englischerseits die Hoffnung noch nicht aufgegeben, den König umzustimmen. In diese Zeit fällt die Ankunft des Lords Spencer zu Berlin. Er erklärte, daß England die Subsidienzahlungen wieder aufnehmen wolle, jedoch abzüglich der bereits ohne Gegenleistung Preußens über Gebühr entrichteten Summen. Seitdem gingen neben den Basler Verhandlungen bis zum letzten Augenblicke Negociationen zwischen den Ministern und Lord Spencer her. Auch die englischen Sympathien des Herzogs von Braunschweig regten sich. Er ordnete Riedesel an König Friedrich Wilhelm ab, um diesem die Nothwendigkeit einer Vertheidigung des Rheines in Gemeinschaft mit Oesterreich auseinander zu setzen. Es schien einen Augenblick, als ob Luccheſini's, Möllendorfs und des Prinzen Heinrichs Umtriebe zu nichte werden sollten. Man war noch immer zu neuen Abmachungen mit England geneigt.

Es galt für die Friedenspartei alle Hebel in Bewegung zu setzen. Er wolle sein Vaterland aus der Gefahr retten, sagte Prinz Heinrich, in die es andere gestürzt hätten. Der Friede werde nicht ehrenvoll sein, aber er sei nothwendig. Alle Erinnerungen, aller Haß der friedericianischen Zeit wurden wachgerufen; man hörte nicht auf, dem Könige zu sagen, daß er durch seine Neutralität auch Kaiser und Reich zum Frieden drängen, ja daß er als Friedensstifter der ganzen Welt erscheinen werde; und dem Reichsfrieden werde doch schließlich alles vorbehalten bleiben. Von der bedrohlichen pecuniären Lage des Staates konnte man füglich im Ernste nicht mehr sprechen, seit Lord Spencer Preußen die Fortbezahlung der Subsidien angeboten hatte; während das Londoner Cabinet Oesterreich doch nur die Garantie einer Anleihe versprach.*)

Günstig war dagegen der Hofcamarilla die zunehmende geistige Erschlaffung des Königs: er hatte sich in dem polnischen Kriege eine schwere Krankheit zugezogen und glich damals schon einer erlöschenden, nur gelegentlich noch aufflackernden Kerze.

Es wurde schließlich wieder ein Mittelweg beliebt, der aber in letzter Instanz doch nur der französischen Partei zu gute kommen konnte. Man wollte auf der Grundlage des von Haugwitz formulirten und von Barthelemy aufgenommenen Programms weiter verhandeln. Aber der den Auffassungen des Königs näher als selbst denen des Ministeriums stehende Hardenberg ward zum Vertreter Preußens in Basel ernannt.

*) Ebendaselbst. Vergl. auch Ranke a. a. O.

Er war eine noch frische Kraft, etwas zu wagen geneigt und kam mit dem Wunsche, das Werk in irgend einer Weise zu einem Ende zu bringen. Auch wird man nicht verkennen dürfen, daß er an politischem Scharfblick und praktischem Geschick den bisherigen Unterhändlern sehr überlegen war. Die äußere Haltung des Hannoveraners zeichnete ihn vortheilhaft aus. Dabei scheint es, daß sich auch geradezu englischer Einfluß bei Hardenberg geltend machte. Derselbe konnte schon durch seinen Bruder vermittelt sein; aber es fiel gewiß doch auch in's Gewicht, daß er als schon verheiratheter Mann längere Zeit am englischen Hofe gelebt hatte. Die Oesterreicher waren voll seines Lobes und glaubten sich Gutes von ihm versprechen zu dürfen. Thugut, der in seinem Antagonismus gegen die bisherigen preußischen Diplomaten jedes in Preußen neu auftauchende Element mit Freuden begrüßte, ist ihm mit einem bei dem mißtrauischen Manne beinahe unbegreiflichen Vertrauen entgegengekommen: er sei einer der wenigen preußischen Minister, meinte er, die es mit Oesterreich gut meinten. Hardenbergs Collegen sahen in ihm noch immer den „Hannoveraner", mißtrauten ihm und beklagten sich über seine Intriguen. In der That hat er den hannoverschen Boden, auf dem er erwachsen war, niemals ganz verleugnen können. Er ging in seinem politischen System von der Reichs- und staatsrechtlichen Grundlage aus, die er einst in Göttingen gelegt; im Gegensatz zu allen übrigen preußischen Staatsmännern suchte er das, was er that, den Reichsgesetzen und Reichsformen anzupassen; es lag schon in der Natur der Sache, daß er den preußischen Schutz gegen Frankreich, Hannover und Braunschweig angedeihen lassen wollte. Und nicht minder wurde er durch seine Stellung als Minister für die fränkischen Markgrafschaften zu einer Politik gedrängt, die den Schutz Preußens auf den deutschen Süden mit ausdehnen wollte. Er war in der That ein Vertreter der Allianz mit England, welche die Eifersucht Oesterreichs errege. Er wünschte den Bruch mit dem ersteren zu vermeiden. Er war im Sommer 1794 mit der Theilung der Armee, mit dem Abmarsch von 20,000 M. nach den Niederlanden einverstanden gewesen und hatte eine Operation gegen Trier dabei doch für möglich gehalten, wenn Oesterreich die gleiche Truppenzahl zu den Preußen stoßen lassen, oder die Vertheidigung des Rheins allein übernehmen wolle. Aber auch er war Oesterreich im Grunde des Herzens feindlich gesinnt. Es war seiner Zeit vor allem Hardenberg zuzuschreiben gewesen, daß Hannover dem Fürstenbunde beitrat. Denn sein Ein-

fluß auf den ihm von London her nahe stehenden Herzog von York war es, der diesen sich bei König Georg für den Beitritt zu verwenden veranlaßte. Frankreich wünschte Hardenberg nicht wehe zu thun und die Gelegenheit zu benutzen, um in der Anlehnung an dasselbe Preußen zur leitenden Macht in Deutschland zu erheben. Auch er war von Haus aus natürlich gegen den Krieg gewesen und sehnte sich schon lange nach dessen Beendigung. Er meinte wohl, Frankreich sei eigentlich der beste Verbündete für Preußen, wenn auch in diesem Augenblicke eine Vereinigung mit demselben unthunlich und selbst schimpflich sei. Ein mächtiges Frankreich könne für das europäische Gleichgewicht nicht entbehrt werden. Ein besseres Verhältniß zu demselben müsse unter Preußens Vermittelung zum Reichsfrieden führen und dadurch den preußischen Einfluß im Reiche stärken.

Hardenberg hat auch die von Preußen bei der zweiten Theilung Polens befolgte Politik gebilligt. Es sei gut gewesen, daß der Theilungsvertrag ohne Oesterreichs Mitwirkung zu Stande gekommen. Wenn dieses an demselben theilgenommen, so würde man niemals so viel erhalten haben; und wenn der Feldzug gegen Frankreich glücklich verlaufen wäre, erst recht nicht. Es war durchaus kleindeutsche Politik, die er trieb, als er im Jahre 1794 seinen Rundgang im Reiche machte, um die preußischen Truppen vor allen andern mit der Wacht am Rhein betrauen zu lassen. Und es ist genau derselbe Gedankengang, der sich darin spiegelt, wenn er am Tage nach dem Abschluß des Baseler Friedens seinem Könige schreibt: „binnen kurzer Zeit werden Ew. Majestät fast das ganze Reich um Sie sich versammeln und Ihren hohen Schutz nachsuchen sehen." Man könnte Hardenberg schon einen Kleindeutschen im Sinne der fünfziger und sechziger Jahre unseres Jahrhunderts nennen. Er bildete recht eigentlich die Vermittelung zu jener preußischen Partei im Reiche, die der preußischen Politik den Weg nach Basel hat pflastern müssen. Mancherlei war zusammengetroffen, um den formell begabten, aber characterschwachen Mann zum „Preußen" zu machen. Seine nächsten Verwandten gehörten zu jenen Hannoveranern, welche an den Traditionen des siebenjährigen Krieges festhielten und gegen die Oesterreich freundlichen Minister einer späteren Zeit frondirten. Schon in frühen Jahren zeichnete ihn eine entschiedene Aversion gegen Oesterreich aus, von dem er zu Kaiser Josephs Zeiten im Ernste Gefahren für die Selbständigkeit seines Heimathlandes befürchtete: als er auf einer Reise durch Oesterreich das A. E. I. O. U.

an öffentlichen Gebäuden erblickt, ergeht er sich in Expectorationen über die aggressiven Tendenzen desselben. Die Göttinger Juristenfacultät war recht eigentlich für das Reichsrecht und zur Bekämpfung der kaiserlichen Ansprüche im landesfürstlichen Interesse gegründet worden; wie es denn höchst characteristisch ist, daß gelegentlich der von Kaiser Joseph vorgenommenen Visitation des Reichskammergerichts Hannover an der Spitze der Opposition stand, während sich das dem ganzen Reichswesen feindlich gesinnte Preußen in demonstrativer Weise zurückhielt. Höchst persönliche Dinge kamen bei Hardenberg hinzu. Familienverhältnisse, bei denen er in einem durchaus nicht günstigen Lichte erscheint, hatten ihn erst aus dem hannoverschen und dann aus dem braunschweigischen Dienste vertrieben, und er nährte seitdem eine gewisse Bitterkeit gegen das gesammte welfische Haus. — Seine häuslichen Verhältnisse sind überhaupt sein Unglück gewesen. Irren wir nicht, so waren sie es, die das Band zwischen ihm und seinem Heimathlande, wo er doch angesessen war, zerschnitten. Jedenfalls fand er aber — und zum nicht geringen Theil durch seine Schuld — im Familienleben nicht die Ergänzung, die sein Wesen bedurfte. Und wie ihn das der Frivolität in die Arme getrieben, so hat es den mit einer bestechenden Außenseite begabten aber selbst in den früheren Jahren der Gedankentiefe ermangelnden Mann bis zu einem gewissen Punkte kalt und inhaltslos gemacht. Er stand als Politiker über den andern preußischen Staatsmännern der neunziger Jahre; wie er denn auch dem ihm nahestehenden und geistig verwandten Haugwitz an Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns und an deutschem Gefühl entschieden überlegen ist. Es ist eine jüngere Schule, die gerade in Hardenberg zum Ausdrucke kommt. Er hatte mit Graf Lehrbach studirt. Aber welcher Abstand besteht doch zwischen beiden hinsichtlich ihrer Schulung und Ausbildung! In gewissem Sinne war Hardenberg den gleichalterigen Diplomaten seiner Zeit — den zwei Jahre jüngeren Haugwitz eingeschlossen — vorausgeeilt. Es mag von Vortheil für ihn gewesen sein, daß er bis zu seinem 44. Jahre*) nur in Verwaltungsgeschäften und nicht in auswärtigen Angelegenheiten gebraucht worden war. Aber im Grunde hat doch seine Richtung zum Baseler Frieden und damit zum Unglück Deutschlands mehr beigetragen als die der veralteten friedericianischen Schule. Ein deutscher Reichspatriotismus beseelte auch Hardenberg

*) Hardenberg war am 31. Mai 1750 geboren.

nicht; er wollte nur das Preußenthum seiner Isolirung entreißen und der preußischen Monarchie ein breiteres und nationaleres Fundament unterbreiten. Und diese Tendenz ist damals schließlich verderblicher geworden als der beschränkte preußische Particularismus: es ist Hardenberg doch beinahe wie Haugwitz ergangen, der trotz seiner deutscheren Regungen die Dinge gründlicher verfahren hat, als irgend ein anderer. Der alte Friedericianismus hatte sich überlebt; aber die von Hardenberg vertretene kleindeutsche Richtung war um so gefährlicher.

Sein Benehmen erscheint im Jahr 1795 Anfangs nicht so gar übel. Die Franzosen, meinte er, müßten von weiterem Vordringen in's Reich abgehalten werden, weil sich dort sonst der Geist der Revolution verbreiten würde. Um Fühlung mit England zu behalten, machte er auf seiner Reise nach Basel einen Abstecher zu dem Herzog von Braunschweig. Ranke glaubt, daß er nur durch die Verzögerung einer definitiven Erklärung des Londoner Hofes in der Subsidienfrage bewogen sei, mit den französischen Verhandlungen Ernst zu machen. An Malmesbury ließ er sagen, England möge mit Preußen einig zu werden suchen, er wolle die Verhandlungen hinausziehen, bis die neue englisch-preußische Allianz zu Stande gekommen sei. Spencer hörte Hardenberg kurz vor seiner Abreise von Berlin in einer Weise über den Frieden sprechen, die jenen glauben machte, daß er im Grunde gegen denselben sei. Er wünschte nach seinem Ausdrucke zwei Sehnen an seinem Bogen zu haben, um je nach Belieben Frieden oder Krieg in Gemeinschaft mit England bieten zu können. Der kleine Ehrenpunkt dürfe Preußen nicht abhalten, sich England zu nähern. Der König aber antwortete, der kleine Ehrenpunkt sei für ihn ein großer. Er könne dem Minister die zweite Sehne für seinen Bogen nicht geben. Durch diese leicht vorauszusehende Antwort war Hardenberg den Franzosen gegenüber natürlich von vornherein gelähmt. Es kam aber hinzu, daß auch er nicht auf das linke Rheinufer — er hoffte, daß es zu dessen Abtretung in keinem Fall kommen werde — den Nachdruck legte, sondern auf die preußische Vermittelung des deutschen Friedens. Hardenberg war durchaus unzufrieden mit der Art, wie Haugwitz diesen Gedanken sich hatte verflüchtigen lassen, und ergriff den aus militärischen Gründen von Möllendorf angeregten und von den Franzosen nicht zurückgewiesenen Plan einer Demarkationslinie, um wenigstens in diesem Punkte einigermaßen zu seinem Ziele zu gelangen: diese sollte nach Hardenbergs Meinung die fränkischen Markgrafschaften und in Folge dessen einen erheblichen Theil von Süd-

deutschland umfassen. Wenn Frankreich diese Demarkationslinie nicht anerkennen wolle, so müsse man den Krieg mit Energie fortführen und sich mit England wieder verbünden.

Gewiß durchschaute Hardenberg sehr wohl, was Frankreich an einem Frieden mit Preußen gelegen sein mußte. Aber die Dinge waren schon viel zu weit gediehen, als daß er der Mann gewesen wäre, der sie in eine andere Bahn hätte lenken können. Am 18. März langte er in Basel an: Harniers Courier mit dem Vertragsentwurf des Wohlfahrtsausschusses war ihm unterwegs begegnet. Da man nicht mit der Fortsetzung des Krieges drohen wollte, so blieb hinsichtlich der Rheingrenze nichts übrig als die Formel, wie sie Haugwitz einerseits, Barthelemy andererseits vorgeschlagen hatte. Hardenbergs Instruction wies ihn an, in die eventuelle Abtretung des linken Rheinufers für den Fall zu willigen, daß sich eine geeignete und ausreichende Entschädigung für die preußischen Besitzungen jenseits des Rheines seinerzeit ermitteln ließe. Für Nord- und Mitteldeutschland mit Einschluß der Markgrafschaften sollte er eine Demarkationslinie fordern, die alle von ihr eingeschlossenen Länder dem Bereich des Krieges entziehen würde. Ferner sollte er sich über die Absichten des Wohlfahrtsausschusses bezüglich des allgemeinen Friedens zu informiren suchen. Er sollte erkunden, was man mit Belgien vorhabe, welchen Einfluß man Preußen bei der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse einräumen, und welche Entschädigung man Oesterreich für Belgien anbieten wolle. Endlich möge Hardenberg sich dafür verwenden, daß der Schwager des Königs, der vertriebene Erbstatthalter von Holland einen Ersatz erhalte.

Das Neue der Instruction bestand hauptsächlich nur in der Demarcationslinie, die durch den König Hardenberg zum Ueberfluß noch besonders an's Herz gelegt worden war. Wie man sich denken kann, bestand letzterer auch in der That mit besonderer Hartnäckigkeit auf diesem Punkte. Die Neutralität für alle rechtsrheinischen Reichsstände, sagte er, sei von Anfang an in Vorschlag gebracht. Die Demarcationslinie aber enthalte eine Ermäßigung dieses Vorschlages: es werde dadurch Frankreich erleichtert, seine Heere auf die Oesterreicher zu werfen. Der König sei eins der wichtigsten Glieder des obersächsischen, Mitdirector des niedersächsischen, westfälischen und fränkischen Kreises. Er thue also nur seine Pflicht, wenn er für deren Sicherheit sorge. Zwei Observationscorps sollten die Demarcationslinie sichern.

Die Franzosen wehrten sich eine Zeit lang gegen die neue Forderung. Hardenberg fand anfangs wenig Entgegenkommen in Basel.

Barthelemy, der voll Rühmens über die Liebenswürdigkeit Meyerincks und Harniers gewesen war, äußerte sich über Hardenberg sehr unzufrieden: er sei ein Hannoveraner, und von den Engländern bestochen. Auch Hardenbergs langsame Reise nach Basel brachten die Vertreter Frankreichs mit seiner spröden Haltung in Verbindung. Nun nahm Hardenberg auch die frühere Forderung wieder auf, daß die Republik diejenigen Reichsstände, welche des Königs Vermittelung schon angerufen hätten oder innerhalb dreier Monate noch anrufen würden, nicht als Feinde behandeln solle. Der Wohlfahrtsausschuß wollte sich aber hierin zu einem weiteren Nachgeben nicht verstehen: nur für diejenigen Reichsstände, welche direct mit der Republik in Friedensverhandlungen treten wollten, sollte nebenher die preußische Friedensvermittelung angenommen werden. Hardenberg blieb in beiden Punkten fest. Nur so glaubte er, ein Surrogat für den unter Preußens Aegide zu schließenden allgemeinen Frieden erhalten zu können. Auch scheint es wirklich, daß er die Verhandlungen hinziehen wollte, bis günstige Nachrichten aus London einliefen. Die Lage war für Deutschland eine wahrlich nicht so verzweifelte, wie man sie sich in Berlin geflissentlich ausmalte. Wahrscheinlich bedurfte es wirklich nur noch eines einzigen kräftigen Stoßes, um die von innen unterhöhlte französische Republik zu einem für Deutschland günstigen Frieden zu zwingen. Auch Barthelemy hielt die Sachlage für äußerst bedenklich. Da er sich in allem Uebrigen mit Hardenberg verständigt hatte, so glaubte er den Abschluß auf seine Verantwortung nehmen zu sollen, da Oesterreich in dem Artikel über die Mediation ausgeschlossen war. Er nahm Hardenberg beim Wort. Dieser konnte nicht mehr zurück, auch wenn er es vielleicht gewollt hätte. Der Abschluß wurde jetzt geradezu übereilt, wie der österreichische Gesandte in Basel recht gut herausfühlte. Einige Schwierigkeit machte noch die Einbeziehung Hannovers in die Demarkationslinie: die Sache hatte der Nähe Hollands wegen Wichtigkeit. Barthelemy meinte, man könne an keine ehrliche Neutralität Hannovers glauben. Hardenberg widersprach ihm nicht und redete von der Möglichkeit eines Volksaufstandes in Hannover.*)

*) Wir verstehen, daß Hardenberg sagen wollte, das Volk in Hannover sei so anti-französisch gesinnt, daß man nicht dafür gut stehen könne, daß nicht unter englischem Einfluß und mit englischer Hülfe eine Volkserhebung ins Werk gesetzt würde, welche eine englische Unternehmung gegen Holland unterstützen könnte.

Man vereinigte sich dahin, daß der König von Preußen dasselbe in Verwahrung nehmen werde, falls es die Neutralität nicht beobachte. Am 5. April kam es zur Unterzeichnung des Friedens. Nach dessen öffentlichen Artikeln sollten die französischen Truppen die preußischen Gebiete auf dem rechten Rheinufer*) binnen vierzehn Tagen räumen. Dagegen sollten die rechtsrheinischen Gebiete Preußens auch den kaiserlichen und Reichstruppen verschlossen sein. Die Franzosen aber sollten auch ferner den am linken Ufer des Rheins gelegenen Theil der Staaten des Königs von Preußen besetzt halten. Hardenberg hoffte durch diesen Ausdruck die Civilpossession zu retten. Die endgültigen Bestimmungen sollten erst beim allgemeinen Frieden getroffen werden. „Jede endgültige Anordnung hinsichtlich dieser Provinzen wird bis zu jener Frist (dem allgemeinen Friedensschlusse zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche) verschoben bleiben." Nach französischem Vorschlage hatte es heißen sollen: „diese Länder werden endgültig beim allgemeinen Friedensschlusse zwischen der französischen Republik und dem übrigen Deutschland, dem Loose der andern am selben Ufer gelegenen Reichsstände folgen." Der Ausdruck war staatsrechtlich unanfechtbar, da hier der König doch eben nur als Reichsfürst verfügen konnte. Aber dies schien Hardenberg gegen die Unabhängigkeit des preußischen Staates zu verstoßen; und er setzte deshalb einen Ausdruck durch, der der widersinnigsten Bestimmung des Friedens von Campo Formio und den daraus sich ergebenden preußisch-österreichischen Verwicklungen jedenfalls vorgearbeitet hat. Für den Verkehr sollten die vor dem Kriege bestehenden Verhältnisse maßgebend sein. Wie Preußen so sollte überhaupt Norddeutschland vom Kriege unberührt bleiben. Die Auswechslung der Gefangenen sollte sich auf die Sachsen, Mainzer, Pfalzbayern und Hessen mit erstrecken. Im 11. Artikel versprach die Republik, die Friedensvermittlung Preußens zu Gunsten derjenigen Reichsstände anzunehmen, welche die Verwendung des Königs entweder schon angerufen hätten oder noch anrufen würden. Alle Reichsstände auf dem rechten Rheinufer, welche preußische Verwendung anriefen, sollten binnen dreier Monate nach Ratification des Vertrags nicht als Feinde behandelt werden.

Schon die Bestimmungen dieses öffentlichen Friedens waren schlimm genug. Wir wollen noch auf drei Punkte aufmerksam machen:

*) Es war der kleine Theil von Cleve nördlich der Lippe.

Preußen reservirte sich nicht das Recht, sein Reichscontingent zu dem Reichskriege zu stellen; Preußen machte keinerlei Bedingungen für die stillschweigende Anerkennung der Republik, und bedang nicht einmal die Freiheit der Kinder Ludwigs XVI — auch der Dauphin lebte damals noch. — Wenn es den bis dahin im Reiche geltenden Auffassungen schon durchaus widersprach, daß Preußen sein gesammtes rechts rheinisches Gebiet den deutschen Bruderheeren verschloß, so entzog dasselbe jetzt in der willkürlichsten Weise auch einen großen Theil des außerpreußischen Deutschlands dem Nationalkriege. Die Hauptbedeutung des Baseler Friedens liegt aber nicht in diesen öffentlichen, sondern in seinen geheimen Artikeln. Diese enthielten das ausdrückliche Versprechen Preußens, weder gegen Holland noch gegen ein anderes von den französischen Truppen besetztes Gebiet etwas Feindseliges zu unternehmen. Würde die Republik im Reichsfrieden die Rheingrenze erhalten, so sollte Preußen für die Abtretung seiner linksrheinischen Besitzungen entsprechend entschädigt werden. Preußen ließ sich also eine Entschädigung für linksrheinische Gebiete von der Republik verbürgen und gestand damit Frankreich, da doch wohl nur von Entschädigungen in Deutschland die Rede sein konnte, ein Einmischungsrecht in die deutschen Angelegenheiten zu. Um den Krieg von Norddeutschland fern zu halten, ward die von Hardenberg geforderte Demarkationslinie, vorbehaltlich näherer Bestimmungen, zugestanden: was hinter derselben lag, sollte von Frankreich als neutral angesehen werden. Hinsichtlich Hannovers hieß es: Dans le cas que le gouvernement de Hannovre se refusât à la neutralité, S. M. le roi de Prusse s'engage à prendre l'Électorat de Hannovre en dépôt afin de garantir d'autant plus efficacement la République française de toute entrepise hostile de la part de ce gouvernement.

Die Straßen über Königstein und Limburg sowie über Friedberg, Wetzlar und Siegen nach Köln, sowie die über Hattersheim nach Mainz, beziehungsweise Wiesbaden, Nassau und Coblenz sollten von den französischen wie von den deutschen Heeren benutzt werden dürfen. Daneben war aber ausdrücklich ausbedungen, daß in die Reichsstadt Frankfurt weder eine französische noch eine kaiserliche Besatzung gelegt werden dürfe.*)

Frankreich verpflichtete sich auch, die anderthalb Millionen Thaler, welche der Herzog von Zweibrücken Preußen aus den Zeiten Friedrichs des Großen und Josephs II her schuldete, zu übernehmen, wenn es mit

*) Vivenot, a. a. O. III, 148.

der Rheingrenze auch Pfalzzweibrücken erhielte. Der letzte der geheimen Artikel setzte das über die preußische Verwendung Gesagte in Bezug auf Oesterreich außer Kraft. Wir sehen in der das Reich zerreißenden und Oesterreich in der gefährlichsten Weise hemmenden Demarkationslinie einerseits, und in dieser, den Reichsmitstand Oesterreich von dem Frieden absolut ausschließenden Bestimmung andererseits, beinahe das Hauptunrecht des Baseler Friedens. Erst dadurch ward derselbe zu dem Gegentheil von dem, was die Reichsstände und selbst Oesterreich erwartet hatten. Dieses sollte vollständig isolirt werden, ja es scheint fast, daß man es unter recht ungünstigen Bedingungen zur Fortsetzung des Krieges zu zwingen wünschte.

Eine formelle Abtretung oder Gewähr für das linke Rheinufer enthielt der Baseler Friede nicht. Factisch aber überließ Preußen daselbe an Frankreich, indem es sich, für den Fall von dessen Abtretung im Kleinen wie im Großen vollständig sicher stellte und zugleich auf jeden Schritt zu dessen Wiedergewinnung verzichtete. Nach dem Abschlusse des Friedens blieb Hardenberg noch in Basel, um die näheren Bestimmungen über die Demarkationslinie mit den Franzosen zu vereinbaren. Daneben suchte er auch, seiner weiteren Instruction gemäß, die Franzosen auszukundschaften und namentlich etwas über Frankreichs Stellung zu dem bayrischen Tausch-Plane zu erfahren: man hatte in Berlin noch immer davor eine große Angst, da man seit der Zusage des zweiten Theilungsvertrages nicht in der Lage war, öffentlich dagegen aufzutreten. Der Wunsch, über diese Sache etwas zu erfahren, war denn auch die eigentliche Veranlassung zu dem Hüninger Gastmahl, das nicht von Merlin von Thionville sondern von Hardenberg veranlaßt worden ist. Letzterer hatte Merlin und Pichegru nach Basel eingeladen. Diese wollten den Boden der Republik nicht verlassen und antworteten mit einer Gegeneinladung nach Hüningen. Im Gasthause zum Raben kam man zusammen. Es scheint dort hoch hergegangen zu sein. Die Kosten für Café und Liqueur betrugen allein 320 Livres in Assignaten (19 Franken Münze). Die Unterhaltung gestaltete sich nach Tische zu einer äußerst belebten. Merlin war, wie das bei ihm zu geschehen pflegte, durch den Wein etwas reichlich angeheitert. Er band Hardenberg auf, der Kaiser unterhandle auf Grund des bayrischen Tausches in Paris durch den toskanischen Abgesandten Carletti. Indem er sich dem Diplomaten nähert, klopft er ihm vertraulich auf den Bauch (sur le ventre). „Nun Hardenberg, sagt er ihm, Dein König ist doch

wohl sehr froh gewesen, mit uns seinen Frieden zu machen?"*) Hardenberg schien sehr verlegen und verstummte. Hätte sich der Friedensabschluß um eine kurze Zeit verzögert, so würde sich vielleicht noch einmal die Verhandlung zerschlagen haben. Am 20. April war Lord Spencer von London aus verständigt worden, daß das Parlament zu jeder Form neuer Subsidienzahlung bereit sei. In Frankreich gingen die Wogen der Begeisterung hoch. Der Wohlfahrtsausschuß ratificirte den Frieden ohne Bedenken. Aus der Leichtigkeit, mit der sich die Franzosen trotz aller vorhergehenden Rodomontaden in Hardenbergs letzte Forderungen fügten, ist recht zu ersehen, das eine feste Sprache hinsichtlich der Rheingrenze ihre Wirkung schließlich nicht verfehlt haben würde. Den französischen Unterhändlern des Friedens ward der Dank des Vaterlandes ausgesprochen; Harnier und Meyerinck sollten Kleinodien im Werthe von 10,000, Hardenberg Porcellan in dem von 30,000 Livres empfangen.

Der Friede sei vortheilhaft, sicher und ehrenvoll, hatte der biegsame Mann am Tage nach dem Abschlusse an Möllendorf geschrieben. Viele Zeitungen, namentlich die officiösen Blätter in Norddeutschland, redeten ebenso. Aber die öffentliche Meinung stand diesmal nicht auf Preußens Seite, sie wandte sich schon damals im Großen und Ganzen derjenigen Ansicht zu, welche in dem Baseler Frieden zum Mindesten ein Unrecht Preußens gegen Deutschland erblickte. Man hatte einen leidlichen Reichsfrieden gewünscht. Daß aber jetzt Preußen seine Sache von der des Reichs thatsächlich trennte, leuchtete den Wenigsten ein. „Wenn Preußen in dem Augenblick da der Abgrund sich öffnet um Deutschland zu verschlingen, an Eroberungen in Deutschland denken, und, falls ihm das gewehrt wird, seinen bewaffneten starken Arm von der Grenze am Rhein zurückziehen will," hatte F. L. Stolberg schon am 8. März 1794 geschrieben, „so ist das so unpolitisch als ungerecht und in doppelter Hinsicht abscheulich."**)

Selbst in Oesterreich waren Regierung und Volk von der radicalen Art, wie sich Preußen jetzt aller seiner rechtlichen und moralischen Verpflichtungen entzog, in hohem Grade überrascht. Wenn man die

*) Vivenot, Herzog Albrecht, III, 626. Auch Sorel sagt übrigens, Merlin habe sich hinsichtlich Oesterreichs getäuscht, das den Rhein nicht habe abtreten wollen. Merlins Rechnung hinsichtlich der schließlichen Geneigtheit Preußens sei aber von Anfang an richtig gewesen.

**) An den Erbdrosten A. von Droste-Vischering. S. Janssen a. a. O. I, 341.

von Vivenot mitgetheilten Actenstücke liest, so kann man sich nicht der Ueberzeugung verschließen, daß gerade der Abschluß des Baseler Friedens in eine Periode fällt, wo Thugut sich Preußen ernstlich zu nähern bestrebt war. Namentlich Hardenbergs Aeußerungen gegen den Grafen Schlick — dieser hatte ihn zu Frankfurt gesprochen, — hatten bei Thugut diese Meinung erweckt. Reuß erhielt, als Hardenberg sich in Berlin befand, den Auftrag, ihn in seinen guten Gesinnungen zu bestärken. „E. D. belieben ihn in dieser Gesinnung und besonders darin zu bestärken, daß die persönlichen Beziehungen der beiderseitigen Minister wesentlich nöthig sein, die so höchst nöthige Zusammensicht der Höfe zu bewirken. — E. D. belieben dem Herrn von Hardenberg sodann zu versichern, daß man unsererseits aufrichtig wünsche, mit dem königlich preußischen Hofe in wahrem redlichen Einverständniß in Allem zu Werke zu gehen, was nur immer im Allgemeinen dienlich und beiderseits nützlich kann erachtet werden, und daß wir zu diesem Ende uns gern Alles gefallen ließen, was man mit Billigkeit und vernünftiger Weise von uns fordern oder erwarten könnte; daß auch bei unbefangener Erwägung der Umstände und des beiderseitigen politischen höheren Interesses man unmöglich ein in der Sache liegendes Hinderniß finden dürfte, das der Realisirung eines solchen guten Einverständnisses über ein den Zeitumständen und dem wohlverstandenen beiderseitigem Interesse angemessenes Benehmen in den vorliegenden wichtigen Welthändeln in dem Wege stehen sollte.“*) Die Entfremdung der beiden Höfe sei die Schuld der Persönlichkeiten, deren sich Preußen bei den Verhandlungen mit Oesterreich bedient und die eine „atrabiläriſche leidenschaftliche Politik“ verfolgt hätten. Vielleicht sei es möglich, durch Hardenberg die Abberufung Lucchesini's zu erwirken.

Noch am 21. und 25. März legt Thugut dem Fürsten Reuß die Befestigung der österreichisch-preußischen Beziehungen an's Herz: es scheint, daß er in der That durch die russischen Verträge über die österreichische „Entschädigung“ beruhigt war und deßhalb wieder in ein freundschaftliches Verhältniß zu Preußen überzuleiten wünschte. „Da verschiedene Umstände“, schreibt er am 25., „glaublich machen, daß die dortigen Minister dem Könige die gemachten Vorstellungen öfters gar nicht, oder mit einer ihren Absichten entsprechenden Wendung hinterbringen, so muß ich Ew. Liebden Localkenntniß überlassen, ob nicht die Substanz des heutigen Auftrages zu Ohren Sr. preußischen Majestät, nebst dem Min-

*) Siehe Vivenot, II, 78.

sterial-Antrag auch durch einen directen Canal gebracht werden könnte."*) „Die sich", hieß es in der Depesche vom 21., „einige Zeit her von einem hoffnungsgebenden Fortgang der bekannten Unterhandlung in Basel verbreitenden Gerüchte scheinen um so weniger Glauben zu verdienen, als einerseits der dortige Hof darüber ein vollkommenes Stillschweigen beobachtet, andererseits aber dasjenige, was in der convention nationale von Gesinnungen und Grundsätzen geäußert und beifällig aufgenommen wird, mit den Voraussetzungen, unter welchen die erwähnte Unterhandlung eröffnet wurde, allerdings ungemein contrastiren."**) Man sieht, wie wenig doch das Auffangen und Erbrechen der Depeschen nützte.

Es läßt sich schon begreifen, daß man solchen Erwartungen gegenüber außerordentlich lange mit einer officiellen Mittheilung über den Frieden an Oesterreich wartete. Während ein Extrablatt der Bayreuther Zeitung schon am 14. April den Abschluß verkündete, und Strauß in Regensburg sogar schon am 9. davon wußte, wurde Reuß in Berlin keiner Andeutung gewürdigt. „Nach allen den gegebenen feierlichen Zusicherungen", schreibt er an eben jenem 14., „einer unverzüglichen Mittheilung jeder hier Orts sich zeigenden Friedensaussicht und der Bedingungen desselben, halte ich es unter der Würde des kaiserlichen Hofes, nun, da Preußen wirklich abgeschlossen hat, um Mittheilung der Nachricht zu bitten." Erst am 21. wird Reuß, erst am 23. wird der österreichischen Regierung Mittheilung von dem Frieden gemacht. Erst am 19. konnte sich Hügel ein Exemplar des Friedensvertrages aus Basel verschaffen.

Man kann sich denken, wie entrüstet gerade Hügel war: er ist ein echter Reichspatriot und man kann sein Bild nicht ansehen, ohne sich für den wohldenkenden und integeren Mann zu erwärmen. Mit zitternder Hand und in der sichtbarsten Aufregung schreibt er am 20. an den Fürsten Colloredo: „Preußen hat mit dem Friedensinstrument seine Schande unterzeichnet, hat auf allen nun schon seit geraumer Zeit gespielten groben politischen Betrug das Siegel aufgedrückt und hat keine Scheu getragen, mit einem Convent, der eben in den letzten Wochen seine Schandthaten der ganzen Welt selbst bekannt hat, von dem es noch vor wenigen Tagen höchst ungewiß war, ob er die ihm von einer mächtigen Partei bestrittene Herrschaft behaupten werde, zuerst einen Freundschafts-Bund errichtet; hat durch diesen voreiligen und überschnellen Bund alle Freundschaftsverhältnisse mit den coalisirten Mächten

*) Vivenot, a. a. O. III, 94.
**) Vivenot, a. a. O. III, 94.

gewaltsam zerrissen; hat derselben Interesse durch seinen Abgang von der Coalition in einem Zeitpunkt, worin Hunger, Geldmangel und Anarchie den gemeinsamen Feind vollends zu Grunde zu richten im Begriffe waren, über allen Ausdruck benachtheiliget, — und hat endlich allen Forderungen der Ehrlichkeit — der Schuldigkeit eines getreuen Alliirten und der Pflicht eines Reichsstandes mit einer seltenen Unverschämtheit entgegengehandelt!"

„Vergeben Ew. hochfürstlichen Gnaden diesen Ausbruch unwillkürlicher Empfindung; es ist nicht möglich, bei dem vollen Gefühl des ganzen Herganges nicht dazu hingerissen zu werden, wenn man im nämlichen Augenblicke alles bisherige der nämlichen Quelle zuzuschreibende Ungemach, — Aufenthalt, — Mißverständniß, — Hemmung der glücklichsten Fortschritte, und Vereitelung der besten Pläne überdenket; ferner den endlich erschienenen glücklicheren Zeitpunkt besserer Aussichten durch die inneren Unruhen in Frankreich betrachtet, und bei Durchlesung des Vertrags wahrnimmt, mit welch' weniger Schonung, vielmehr mit welch' rücksichtsloser Diplomatie derselbe verfaßt ist."

Im Reiche erkannte man noch viel später als in Oesterreich die Tragweite des Baseler Friedens. Die Meinung, daß die Rückgabe des linken Rheinufers Preußen bei dem Abschluß des Friedens „im Stillen schon zugesichert sei", war so allgemein verbreitet, daß selbst die Vertreter der gutgesinnten Reichsstände in Regensburg dieser Ueberzeugung Anfangs Ausdruck gaben.*) Preußischerseits that man Alles, um die guten Deutschen in dieser Meinung zu bestärken. In einer für den Reichstag bestimmten Mittheilung erklärte die Regierung, daß es lediglich der Mangel einer bestimmten und directen Autorisation und Legitimation durch das Reich verhindert habe, „daß Preußen nicht für das Reich noch mehr gethan habe, als bis jetzt geschehen sei."**) Hardenberg ließ unter der Hand ausstreuen, daß die geheimen Bedingungen des Friedens die Rückgabe aller deutschen Länder an das Reich enthielten***); die Niederlande müsse Oesterreich natürlich opfern. Daß dasselbe dies wohl zufrieden sei, und durch den Toscaner Carletti über den Erwerb Bayerns verhandle, erzählte er selbst jedem, der es hören wollte. Im Uebrigen waren seine eigenen Aeußerungen freilich weit vorsichtiger gehalten. Er bezeichnet aber doch immer die Erhaltung des linken Rheinufers als das

*) Vivenot, a. a. O. III, 161.

**) Ebendaselbst, 162.

***) Vivenot, a. a. O. III, 164.

Hauptziel seiner Mission und behauptete, bereits „wesentliche Schritte" zur Erreichung dieses Zieles gethan zu haben.*)

Wie fest man an die Wiedergewinnung des linken Rheinufers auf diplomatischem Wege glaubte, bewies die Naivetät, mit der sich Herr von Strauß über die nur mit einem sehr bedeutenden Verlust der Kaiserlichen bewerkstelligte Erstürmung des die Festung Mainz dominirenden Hartenbergs gegen Hügel äußerte. Der letzte Vorfall, meinte er, habe bewiesen, wie tapfer die Franzosen stritten und wie schwer es werden würde, die verlorenen Reichslande durch Waffengewalt wieder zurückzuerobern. Daß Verhandlungen ein weit besserer und sicherer Weg seien, war eben die Meinung des Tages. Albini hatte schon längst darüber gestöhnt, daß man die Kaiserlichen nun schon den ganzen Winter auf dem Halse habe, und Hardenberg hatte ihm geschrieben, daß es Mainz in die Demarcationslinie aufzunehmen gelingen dürfte, wenn man nur die Oesterreicher aus demselben hinausbringen könnte.

Es sind zuerst die Aeußerungen der Franzosen gewesen, was die Deutschen im Reiche stutzig machte. Rewbell hielt am 10. April zur Vertheidigung des Baseler Friedens eine Rede im Convent, in der er unter Anderm erklärte, daß es gut sei, wenn Preußen ein Uebergewicht im Reiche erhalte. Dieses könne der französischen Republik sehr nützlich werden. „Der Errichtung der uns vom preußischen Könige angetragenen Neutralitätslinie haben wir uns um so williger gefügt, als aus allen unsern Acten erhellt, daß die preußische Nation während der ganzen Dauer des Krieges bei jeder Gelegenheit der französischen vielfältige Beweise von Zuneigung und Achtung gegeben hat."**) Der Moniteur vom 16. April aber erklärte, der Friede sei auf gegenseitiges Interesse gegründet; er sei eine Rettung aus der drückenden Noth, in die die Republik sonst gerathen wäre; er eröffne Frankreich große Aussichten für die Zukunft. „Wenn Preußen uns dennoch nicht seine auf dem linken Rheinufer gelegenen, von uns in Besitz genommenen Länder endgiltig überläßt, so geschah dies nur deßhalb, weil uns der Zeitpunkt noch nicht geeignet erschien, unsere nunmehrigen neuen Grenzen, deren unwiderrufliche Bestimmung unsere großen Erfolge und unermeßlichen Arbeiten gewährleisten, kund zu thun. — Nachdem jedoch Friedrich Wilhelm sowohl als König von Preußen, als auch als Mitstand des Reiches mit uns seinen Frieden geschlossen hat, so ist wohl offenbar, daß wir von

*) Ebendaselbst III, 163.

**) Vivenot, a. a. O. III, 182.

Preußen kein Hinderniß mehr zu erwarten haben, falls wir den Augenblick, in welchem es uns die Ehre der Nation gebietet, oder gebieten wird, für gekommen erachten, der Welt die neuen Grenzen Frankreichs zu offenbaren."*)

Das war denn freilich das Gegentheil von dem, was die Preußen hatten erhoffen lassen. Und solche Aeußerungen fanden keine Abfertigung durch die officiöse preußische Presse. Was allmählich über die Demarcationslinie verlautete, erregte das allgemeinste Erstaunen. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt protestirte sehr ernstlich gegen die Einbeziehung seines Gebiets in die Demarcationslinie. Schon am 8. Mai schreibt der treffliche Fürstbischof von Würzburg an den Fürsten Colloredo: „Ich zweifle nicht, daß Redlichkeit auch in Staatssachen den Sieg über die kleinen Streiche einer Alles zerstören wollenden Politik davontragen. — — — — Wenn die Politik des kaiserlichen Hofes nach Jahrhunderten noch zum Muster der Redlichkeit aufgestellt werden wird, so wird man nicht begreifen können, wie jene des Berliner Hofes zu einem so hohen Grade von Inconsequenz, Verachtung der Gesetze und des Anstandes habe gelangen können."**)

Nichts vielleicht hat den Preußen mehr geschadet, als eine, wenn auch geschickt, so doch sehr rabulistisch geschriebene und wahrscheinlich aus Hardenbergs Feder stammende „Erklärung", welche die Regierung im Namen des Königs abgab, und durch den Druck vervielfältigte: in Regensburg ist sie am 8. Mai übergeben. Das „qui s'excuse s'accuse" hat sich selten mehr bewahrheitet. Erst jetzt fühlte sich Jedermann zu einem Urtheil über die preußische Politik aufgefordert. Zahlreiche Flugschriften erschienen, die das Benehmen Preußens mit einer für die damalige Zeit außerordentlich scharfen Kritik beleuchteten und verurtheilten. Die Preußen ließen es an Gegenschriften nicht fehlen. Diese aber machten die Sache nur schlimmer und riefen noch schneidendere Repliken hervor, denen es auch an patriotischer Wärme nicht fehlte. Es zeigte sich bald, daß die Sache vor dem Richterstuhl der Nation verloren war. Stolberg sah seit dem „von Preußen mit den französischen Königsmördern abgeschlossenen schändlichen Frieden" ein immer größeres Verderben über Deutschland hereinbrechen.***) Und diese Ansicht war sehr weit verbreitet.

*) Vivenot, a. a. O. III, 184.
**) Vivenot, a. a. O. III, 264.
***) Siehe Janssen, a. a. O. I, 356.

Auch in Regensburg und an den Höfen blieb der Rückschlag nicht aus. Alle jene Diplomaten, welche Preußen geholfen hatten, sahen sich betrogen. Von den verschiedensten Seiten erklärte man, daß man keine Schuld an einem solchen Frieden trage. Die Mainzer und Ompteda gingen dabei voran: Herr von Strauß erklärte unmittelbar nach Empfang der „Erklärung", daß er mit derselben nicht einverstanden sei, und Albini äußerte sich bald darauf sehr entschieden über den Frieden selbst. Sogar der dänische Gesandte von Diede sprach sich jetzt Hügel gegenüber in einem der österreichischen Politik günstigen Sinne aus. Dänemark stehe gewiß nicht in dem Verhältniß zu Frankreich, wie man es in Wien vermuthe. In dem letzten Schreiben des Ministers Grafen Bernstorff — er war Stolbergs Schwager — sei die Hoffnung ausgesprochen, daß Dänemark, wenn sich die Gefahr von dem westfälischen und niedersächsischen Kreise entferne, die Reichs-Prästanda wegen Holstein gehörig werde leisten können. Ja, auch Graf Görtz — er ist kein geborener Preuße und war der Erzieher Karl Augusts von Weimar gewesen — nahm plötzlich für seine Person eine sehr objective Stellung ein: er werde nur als ein Instrument gebraucht, und es sei ihm Alles wörtlich vorgeschrieben, meinte er bei Ueberreichung der preußischen „Erklärung".

Das Urtheil, wie es sich 1795 allmählig über den Baseler Frieden herausbildete, hat die Folgezeit trotz mancher Versuche nicht umzustoßen vermocht. Durch das Jahr 1806 erhielt es eine schlagende Bestätigung. Seit den Freiheitskriegen ist es ein Gemeingut der Nation geworden, an dem man wahrlich nicht zerren sollte; wie man es doch thut, wenn man alles dasjenige in Schutz nimmt, was Preußen zu dem Frieden führte. Der in seiner Geschichts-Auffassung durch und durch preußische Clemens Perthes sagt: „Ein Friede aber, welchen Preußen, während Oesterreich und das Reich im Kriege verharrte, mit Frankreich schloß, war unter damaligen Umständen mehr denn Friede, war schon halbes Bündniß; denn Frankreich wollte in Deutschland erobern, und zwar auch deutsche Landestheile, die unter Preußens Herrschaft standen. Preußen konnte es nun durch keine Friedensunterhandlungen verhindern, sondern mußte die Abtretungen zugestehen, und, wenn es nicht selbst Schaden leiden wollte, sich durch gutes Einverständniß mit Frankreich Entschädigung in Deutschland verschaffen, woraus Vergrößerung in Deutschland mit Frankreichs Hülfe sich

leicht ergab."*) „Ich halte ihn", sagt Hüffer von dem Baseler Frieden, „nicht bloß für einen politischen Fehler, der Preußen verderblich wurde, sondern auch für ein formelles Unrecht, für eine Verletzung der Reichsverfassung und der Reichsschlüsse, welche noch vor Kurzem von Preußen selbst genehmigt waren." Von der Wahrung eines irgendwie deutsch-vaterländischen Standpunktes läßt sich in den Baseler Verhandlungen keine Spur entdecken. Wiederholt sprechen Convent, Wohlfahrts-Ausschuß, Gesandte von den berechtigten Gefühlen des französischen Volkes, das den Rhein als „natürliche Grenze" begehre; Frankreich wolle ja sehr gerne die betroffenen Fürsten rechtsrheinisch entschädigen! — aber auch nicht ein Mal erfolgt die doch so nahe liegende Erwiderung, daß Frankreich doch darüber nicht zu verfügen habe; daß selbst auch bei Abfindung der Fürsten, den linksrheinischen Bevölkerungen nicht geholfen wäre, die in ihrer weit überwiegenden Mehrheit nicht französisch werden wollten.

Hüffer setzt freilich dann, im Gegensatze zu unserer eigenen Ueberzeugung, hinzu, unter gleichen Verhältnissen würde die Mehrzahl der Reichsstände nicht anders gehandelt haben. „Aber der Baseler Friede", sagt er, „ist doch nicht ohne Grund der Gegenstand besonderen Unwillens geworden, weil er das am meisten hervortretende Symptom der Uebel war, an denen Deutschland damals zu Grunde ging, weil er ähnliche Schritte, die ihm folgten, erst möglich machte, und weil er in der That den unglücklichen Ausgang des Krieges und das unermeßliche Elend einer langen Reihe von Jahren hauptsächlich verschuldet hat."**)

Wir möchten in der Beurtheilung und Verurtheilung des Baseler Friedens noch einen Schritt weiter gehen. Auf Basel folgte Jena mit innerer Nothwendigkeit. Der Baseler Friede ist der Ausgangspunkt der ärgsten Schmach, die jemals über Deutschland hereingebrochen. Während unserer ganzen zweitausendjährigen Geschichte hatten wir keine solche Fremdherrschaft erduldet. Selbst im Kampfe wider das römische Weltreich waren wir nicht in solcher Weise unterlegen; gleichzeitig an allen unsern sechs Hauptströmen hatte noch nie ein Fremdling geschaltet. Die schreckliche, wehevolle Zeit der Jahre 1806—1813, der dunkelste Punkt im gesammten geschichtlichen Dasein des deutschen Volkes, muß

*) Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft, II, S. 208.

**) Hüffer, Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution, S. 129.

wesentlich auf Kosten des Baseler Friedens gesetzt werden. Und die Folgen von dem allen sind nie wieder ganz gut zu machen gewesen und werden nie wieder ganz gut zu machen sein.

Freilich wird man die damals lebende Generation bis zu einem gewissen Punkte entschuldigen dürfen. Im Grunde war Alles die Folge der von Friedrich dem Großen im Gegensatz zu unserer deutschen Eigenart gemachten Geschichte. Aber in welchem moralischen Lichte erscheint Preußen, wenn man die gesammte Entwicklung von 1740—1795 und 1806 überblickt! Mit welchem sittlichen Rechte durfte denn Preußen auf dem Boden des deutschen Reiches und im Rahmen der gemeinsamen Reichsverfassung eine gesonderte und völlig selbstständige Rolle zu spielen beanspruchen! Etwa weil es in Folge früherer Vergewaltigungen ein übergroßes Stück unseres Vaterlandes und der daran grenzenden nordöstlichen Gebiete umfaßte? Wer ein solches Recht für das Preußen Friedrich Wilhelms II in Anspruch nimmt, der verurtheilt um so härter die Politik König Friedrichs II. Weßhalb, frägt Sorel, schloß eigentlich Preußen den Baseler Frieden? et comment a-t-elle abandonné la rive gauche — sans être battue? Auch nach allen diplomatischen Verwicklungen hat diese einfache nüchterne Frage ihre Berechtigung. Auch eine Flugschrift des Jahres 1795 wirft sie auf. Irgend welche militärische Nöthigung nachzuweisen, ist geradezu unmöglich. Wie die Alliirten in den weitaus meisten Feldschlachten vor Napoleon Sieger geblieben sind, so war man mit der Lineartaktik auch bei Kaiserslautern und Pirmasenz noch recht gut gefahren. Gerade umgekehrt kann man mit Recht sagen, daß der Baseler Friede und die auf diesen folgende elfjährige Unthätigkeit der Armee, auch rein militärisch betrachtet, vom größten Nachtheil für Preußen gewesen sind. Weil man die Wandelungen der Kriegskunst nicht mitgemacht hatte, befand man sich 1806 in ungünstigerer Lage, während den Oesterreichern bei ihren fortgesetzten Kämpfen die Fühlung mit der veränderten Fechtweise der Franzosen niemals in solchem Maße abhanden kam. Die Gründe, welche die Kriegführung in den Niederlanden so sehr erschwerten, bestanden für die Rheingegenden nicht. Auch das numerische Uebergewicht war am Mittelrhein auf Seiten der Alliirten. Und seit man die Niederlande aufgegeben, war deren militärische Situation überhaupt eine günstige. Daß angesichts der Geldanerbietungen der Engländer bei den Preußen von einer Geldnoth keine Rede sein konnte, haben wir oben

schon hervorgehoben. Warum also schloß denn Preußen den Basel
Frieden?

Nicht für Preußen, sondern für Frankreich war der Friede fa
eine Nothwendigkeit. Man müsse erwägen, meinte Barthelemy, daß d
Neutralität des preußischen Heeres mehr noch Frankreich als Preuß
unentbehrlich sei, daß Möllendorf über eine erhebliche Armee verfüg
daß die Hannoveraner ihn unterstützen könnten, daß man, wenn die
Kräfte sich auf Holland und den Niederrhein würfen, nichts entgege
zustellen habe, als das Nordheer und die Sambre-Maas-Armee, u
daß dadurch das Rheinheer die Stütze der beiden anderen verlieren u
sich den Heeren Oesterreichs und des Reiches allein gegenüber befind
würde.*) Frankreich stand zur Zeit der Baseler Verhandlungen fa
vor einer Hungersnoth; es fehlte an Getreide und Salz, und ma
wollte sich, da die Engländer die See beherrschten, die Einfuhr au
Deutschland wieder öffnen. Dabei hatte das Papiergeld auswärts, w
z. B. in der Schweiz, nur noch eine Geltung mit 90% Verlust, u
selbst die Truppen wurden bei der Auslöhnung in Assignaten schwieri
Die politische Lage im Innern war eine für den Convent äußerst g
fährliche.

Wie bewußt man sich der eigenen Ueberlegenheit auch in Preuße
war, beweist Hardenbergs Brief vom 16. März an den König. Er sa
darin: „Die Preußen sind bislang von den Franzosen noch nicht besieg
Diese haben das größte Interesse daran, sie von der Coalition zu trennen
denn die Preußen, wenn sie nur wollten, könnten wahrscheinlich für si
allein schon die Coalition ihnen gefährlich machen."

Warum also schloß man den Baseler Frieden, und entzog die g
sammte Wehrkraft des nördlichen und mittleren Deutschlands dem weitere
Kampfe? — Es giebt nur eine Antwort dafür: es war die Fortsetzun
der Politik König Friedrichs II, die zu diesem Frieden führte. Ih
offenkundigen Ziele waren die rücksichtslose Vergrößerung der preußische
Monarchie, die allmählige Schwächung und Beseitigung kaiserlicher Mach
und demnächst die Begründung eines neuen, kleindeutschen Reiches unte
Preußen: sei es auch um den Preis namhafter Opfer an das Auslan
Die allgemeinen deutschen Interessen kamen daneben für den Staa
Preußen als solche eigentlich gar nicht in Betracht und verblaßten z
frommen Wünschen und schönen Gefühlen. Prinz Heinrich hatte erf

*) Sorel, a. a. O. VII, S. 44.

nach mancherlei Schwankungen triumphirt. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß schon in den Verhandlungen vom Herbst 1792, daß schon in der Note von Merle, daß schon in den Vorgängen von 1793 im Keim der Baseler Friede enthalten war.

Das Berliner Ministerium, Hardenberg und zuletzt auch der König sind deßhalb Schritt für Schritt in die Richtung des Prinzen Heinrich hinübergedrängt. Man zog sich vom Kriege zurück, weil er für Preußen keinen besonderen Vortheil mehr erhoffen ließ, weil man zweitens Oesterreichs Interessen nicht fördern wollte, weil man endlich in der Anlehnung an Frankreich im Trüben fischen zu können hoffte.

Bald genug hätte man sich auch in Preußen überzeugen können, was der Baseler Friede für Deutschland bedeutete. Am 17. Mai schloß Hardenberg die Convention über die Demarcationslinie. Es wurden jetzt Verhandlungen mit Hannover nothwendig. Die hannoverschen Minister erklärten, König Georg werde als Kurfürst von Hannover keine Schritte gegen den Baseler Frieden thun. Dies war aber Hardenberg und den Franzosen nicht genug. König Friedrich Wilhelm scheute vor der Besetzung Hannovers zurück. Es wurde aber Dohm dorthin geschickt, um von dem Ministerium die kategorische Erklärung zu verlangen, daß es keine feindlichen*) Demonstrationen gegen Holland und Frankreich gestatten werde. Es widerstrebte. Schließlich aber erkannte es in seiner Isolirung doch den Zusatzantrag vom 17. Mai und damit die Demarcationslinie förmlich an: die in Ritzebüttel und Cuxhafen gelandeten englischen Truppen hatten gerade in dem Moment, wo Dohm in Hannover erschien, den Befehl zur Einschiffung erhalten. Nachdem der preußische Friede und was mit demselben zusammenhing in's Reine gebracht, galt es nun für Preußen, das so sehr viel schwierigere Werk des Reichsfriedens zu Stande zu bringen. Merlin hätte gewünscht, daß Hardenberg selbst zu diesem Zwecke nach Paris gegangen wäre, denn man hielt ihn jetzt für gut französisch gesinnt. An eine Reise Hardenbergs nach Paris war nun freilich nicht zu denken: er begab sich um diese Zeit nach Berlin. Doch sandte er den ihm persönlich vertrauten Gervinus nach Paris, um dort mit den entscheidenden Persönlichkeiten über den Reichsfrieden zu verhandeln.

*) (englischen)

schon hervorgehoben. Warum also schloß denn Preußen den Baseler Frieden?

Nicht für Preußen, sondern für Frankreich war der Friede fast eine Nothwendigkeit. Man müsse erwägen, meinte Barthelemy, daß die Neutralität des preußischen Heeres mehr noch Frankreich als Preußen unentbehrlich sei, daß Möllendorf über eine erhebliche Armee verfüge, daß die Hannoveraner ihn unterstützen könnten, daß man, wenn diese Kräfte sich auf Holland und den Niederrhein würfen, nichts entgegenzustellen habe, als das Nordheer und die Sambre-Maas-Armee, und daß dadurch das Rheinheer die Stütze der beiden anderen verlieren und sich den Heeren Oesterreichs und des Reiches allein gegenüber befinden würde.*) Frankreich stand zur Zeit der Baseler Verhandlungen fast vor einer Hungersnoth; es fehlte an Getreide und Salz, und man wollte sich, da die Engländer die See beherrschten, die Einfuhr aus Deutschland wieder öffnen. Dabei hatte das Papiergeld auswärts, wie z. B. in der Schweiz, nur noch eine Geltung mit 90% Verlust, und selbst die Truppen wurden bei der Auslöhnung in Assignaten schwierig. Die politische Lage im Innern war eine für den Convent äußerst gefährliche.

Wie bewußt man sich der eigenen Ueberlegenheit auch in Preußen war, beweist Hardenbergs Brief vom 16. März an den König. Er sagt darin: „Die Preußen sind bislang von den Franzosen noch nicht besiegt. Diese haben das größte Interesse daran, sie von der Coalition zu trennen: denn die Preußen, wenn sie nur wollten, könnten wahrscheinlich für sich allein schon die Coalition ihnen gefährlich machen."

Warum also schloß man den Baseler Frieden, und entzog die gesammte Wehrkraft des nördlichen und mittleren Deutschlands dem weiteren Kampfe? — Es giebt nur eine Antwort dafür: es war die Fortsetzung der Politik König Friedrichs II, die zu diesem Frieden führte. Ihre offenkundigen Ziele waren die rücksichtslose Vergrößerung der preußischen Monarchie, die allmählige Schwächung und Beseitigung kaiserlicher Macht, und demnächst die Begründung eines neuen, kleindeutschen Reiches unter Preußen: sei es auch um den Preis namhafter Opfer an das Ausland. Die allgemeinen deutschen Interessen kamen daneben für den Staat Preußen als solche eigentlich gar nicht in Betracht und verblaßten zu frommen Wünschen und schönen Gefühlen. Prinz Heinrich hatte ein

*) Sorel, a. a. O. VII, S. 44.

nach mancherlei Schwankungen triumphirt. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß schon in den Verhandlungen vom Herbst 1792, daß schon in der Note von Merle, daß schon in den Vorgängen von 1793 im Keim der Baseler Friede enthalten war.

Das Berliner Ministerium, Hardenberg und zuletzt auch der König sind deßhalb Schritt für Schritt in die Richtung des Prinzen Heinrich hinübergedrängt. Man zog sich vom Kriege zurück, weil er für Preußen keinen besonderen Vortheil mehr erhoffen ließ, weil man zweitens Oesterreichs Interessen nicht fördern wollte, weil man endlich in der Anlehnung an Frankreich im Trüben fischen zu können hoffte.

Bald genug hätte man sich auch in Preußen überzeugen können, was der Baseler Friede für Deutschland bedeutete. Am 17. Mai schloß Hardenberg die Convention über die Demarcationslinie. Es wurden jetzt Verhandlungen mit Hannover nothwendig. Die hannoverschen Minister erklärten, König Georg werde als Kurfürst von Hannover keine Schritte gegen den Baseler Frieden thun. Dies war aber Hardenberg und den Franzosen nicht genug. König Friedrich Wilhelm scheute vor der Besetzung Hannovers zurück. Es wurde aber Dohm dorthin geschickt, um von dem Ministerium die kategorische Erklärung zu verlangen, daß es keine feindlichen*) Demonstrationen gegen Holland und Frankreich gestatten werde. Es widerstrebte. Schließlich aber erkannte es in seiner Isolirung doch den Zusatzantrag vom 17. Mai und damit die Demarcationslinie förmlich an: die in Ritzebüttel und Cuxhafen gelandeten englischen Truppen hatten gerade in dem Moment, wo Dohm in Hannover erschien, den Befehl zur Einschiffung erhalten. Nachdem der preußische Friede und was mit demselben zusammenhing in's Reine gebracht, galt es nun für Preußen, das so sehr viel schwierigere Werk des Reichsfriedens zu Stande zu bringen. Merlin hätte gewünscht, daß Hardenberg selbst zu diesem Zwecke nach Paris gegangen wäre, denn man hielt ihn jetzt für gut französisch gesinnt. An eine Reise Hardenbergs nach Paris war nun freilich nicht zu denken: er begab sich um diese Zeit nach Berlin. Doch sandte er den ihm persönlich vertrauten Gervinus nach Paris, um dort mit den entscheidenden Persönlichkeiten über den Reichsfrieden zu verhandeln.

*) (englischen)

Gervinus sollte dort keine besseren Erfahrungen machen, als seinerzeit Harnier. Sieyes sagte ihm, ein Conventsdecret bestimme den Rhein als Grenze; Gervinus bemerkte: er habe wohl gelesen, daß eine derartige Ansicht geäußert worden sei, kenne aber einen solchen Conventsbeschluß nicht. Sieyes behauptete darauf geradezu, daß man mit dem Reich als solchem gar nicht verhandeln könne.

Der König beharrte trotzdem dabei, auch den Reichsfrieden vermitteln zu wollen; die Reichsintegrität sollte die Grundlage bilden, aber eine „Grenzrectification" nicht ausgeschlossen sein. Am 24. Juli ist Hardenberg wieder in Basel, um nun mit Barthelemy wirklich über den Reichsfrieden zu verhandeln. Zunächst verlangt er einen Waffenstillstand für das Reich. Barthelemy machte aber auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die daraus entspringen mußten, daß die kaiserlichen Truppen von dem Waffenstillstand ausgeschlossen werden sollten. Hardenberg hofft, daß Oesterreich zum Zurückziehen seiner Truppen aus den Rheinlanden bewogen werden könne. Frankreich habe früher allerdings nicht einen Waffenstillstand mit Preußen verhandeln wollen, sondern nur den Frieden; dem Reich gegenüber werde es aber hoffentlich auf einen Waffenstillstand eingehen. Bei einem so complicirten Gemeinwesen sei dies der einzige Weg. Gervinus wurde demgemäß angewiesen, auf einen Waffenstillstand mit dem Reich und zugleich auf die Eröffnung eines Friedenscongresses in Frankfurt zu dringen.

Jetzt aber lehnten die Franzosen den Waffenstillstand mit dem Reich definitiv ab. Hardenberg, der anfangs wirklich an ein günstiges Resultat geglaubt hatte, betrachtete Ende August seine Absichten als gescheitert. Die Idee, in der Hardenberg und seine Gesinnungsgenossen den Frieden ursprünglich gewollt hatten, der Plan eines preußischen Friedens als Vermittlung zum Reichsfrieden war vollständig zu Wasser geworden. Es handelte sich nur noch darum, ob sich eine mehr oder minder große Zahl einzelner Reichsfürsten dem preußischen Systeme anschließen würden. Unter preußischem Einflusse gaben jetzt, wo der Reichsfriede in unabsehbare Fernen gerückt sei, die Gesandten von Württemberg, Baden, Pfalzbayern und Hessen in Basel die Absicht kund, Ermächtigungen zu Friedensverhandlungen von ihren Höfen einzuholen. Zweibrücken überließ Hardenberg die Verhandlung. Um diese Zeit wiederholte Barthelemy das so oft gemachte Erbieten einer Allianz. Die Pforte, Schweden, Dänemark und die batavische Republik sollten darin eintreten. Die Franzosen knüpften an die

Möglichkeit eines Zerwürfnisses der drei Theilungsmächte über die polnische Beute an. Polen sollte ihnen zufolge zum Theil wiederhergestellt werden. Es sind im Grunde die preußischen Ideen von 1790. Auch machten sie in der That Eindruck auf Hardenberg. Nur aus Furcht vor England und in zweiter Reihe vor Rußland räth er von einem Eingehen auf dieselben ab. Die Wiederherstellung des status quo sei noch immer möglich; freilich auch das Gegentheil denkbar. Ein allgemeiner Umsturz werde dann die Folge sein: die Verständigung Oesterreichs und Frankreichs, die Abtretung des linken Rheinufers und Säcularisationen. Für diesen Fall müsse sich auch Preußen Erwerbungen vorbehalten. Nicht eine sofortige, aber eine eventuelle Verständigung mit Frankreich über jene Dinge war demnach Hardenbergs Plan.

Man sieht, wie das Verhältniß zwischen Preußen und Frankreich in der Schwebe bleibt. Auch als mit der neuen Verfassung vom 23. September eine neue Regierung: das Directorium, die Leitung der Geschäfte in Frankreich übernimmt, ist es so geblieben. Als der Herzog von Zweibrücken in sein Land restituirt zu werden wünschte, hat man ihm gesagt, es dürfe der Hauptfrage nicht vorgegriffen werden. Und in Preußen schloß man unglaublicher Weise daraus, daß die Erhaltung des linken Rheinufers unter preußischer Vermittlung noch immer möglich sei.

Zweites Kapitel.

Die dritte Theilung Polens.

Um die Beziehungen zwischen Oesterreich und Rußland zu verstehen, muß man sich immer die Ideen vor Augen halten, von denen Katharina bei dem Abschlusse der Allianz mit Joseph II ausgegangen war. Man weiß, welche weitgehenden Pläne sie hinsichtlich der europäischen Türkei nährte, und wie sie Konstantinopel direct oder indirect unter ihre Herrschaft zu bringen wünschte. Diese Pläne waren der Faden gewesen, der Oesterreich und Rußland wieder zusammen geführt hatte. Katharina vermochte Oesterreichs Mithülfe bei ihren Absichten nicht zu entbehren. Auch für dieses sollte deßhalb ein erheblicher Beuteantheil in der Türkei abfallen. Vor Allem sollte sich Kaiser Joseph in Italien entschädigen. Es ist uns nicht unwahrscheinlich, daß dieser letzte verhängnißvolle Gedanke ursprünglich von Friedrich dem Großen stammte. Schon gelegentlich der ersten Theilung Polens hatte er Oesterreich auf italienische Erwerbungen in allgemeinen Ausdrücken hingewiesen, und es war wohl vor Allem die Rücksicht auf Preußen, die dann die Kaiserin die Blicke Oesterreichs nach Italien zu lenken veranlaßte, um dessen Interesse an Deutschland zu verringern. Sie kam immer wieder auf den Gedanken zurück, daß Joseph sich zum Herrn von Rom, wie sie sich zur Herrin von Konstantinopel, machen solle. So sollte sich das west- und das oströmische Kaiserthum erneuern. Nur mit Widerstreben ging Joseph ursprünglich auf solche Pläne ein. Weit weniger um der-

artige Eroberungen zu machen, als um seine Stellung Preußen gegenüber zu befestigen, hatte er die russische Allianz gesucht. Wir haben gesehen, wie bedenklich ihm die Machtvergrößerung Rußlands von Haus aus gewesen war. Die italienischen Pläne der Kaiserin sagten ihm wenig zu: er sah darin das Bestreben, die österreichische Politik von Deutschland abzulenken. Dennoch ist er, nachdem er einmal ein Schutzbündniß gegen die Türkei eingegangen war, der Kaiserin Katharina hinsichtlich ihrer Eroberungsabsichten bis zu einem gewissen Punkt zu Willen gewesen. Im Jahre 1782 drohte wieder ein russischer Krieg mit der Pforte, an dem sich Oesterreich hätte betheiligen müssen. Wie bei dem Allianzvertrag von 1781 wurden die für den Fall eines glücklichen Ausgangs gehegten beiderseitigen Absichten auch diesmal wieder in zwei Briefen niedergelegt. In einem Schreiben vom 10. September 1782 forderte die Kaiserin eventuell für Rußland den Landstrich zwischen Bug und Dniester und einige Inseln des Archipelagus. Daneben sollte ein Königreich Dacien gegründet und für ihren jüngsten Enkel Konstantin das griechische Kaiserreich zu Konstantinopel erneuert werden. Man sieht, es sind im Wesentlichen die Ideen, die schon zur Zeit des ersten Türkenkrieges zum Vorschein gekommen waren. Josephs Gegenforderungen sind in einem Briefe vom 13. November desselben Jahres enthalten. Das für Rußland selbst Geforderte gewährte er unbedingt. Hinsichtlich der weiteren Punkte macht sich eine gewisse Reserve bemerkbar. Der Kaiser will sich offenbar nicht verpflichten, auch bis zur Erreichung dieser Projekte unter den Waffen zu bleiben, und glaubt auch jetzt nicht an die volle Durchführbarkeit derselben. Wären aber die Erfolge des Krieges günstig genug, um solche Forderungen durchsetzen zu können, so will er ihnen nicht entgegentreten, wenn Oesterreich vollständig entsprechende Vortheile eingeräumt würden. Er fordert für diesen Fall nicht bloß die moldauische Festung Chotim und Widdin mit der sogenannten kleinen, ehemals österreichischen, Wallachei, die Oesterreich wahrscheinlich unter allen Umständen erhalten sollte, sondern auch Serbien, Bosnien, Istrien, Dalmatien und sogar die venetianische Terra Ferma. Die Venetianer sollten durch Morea, Candia, Cypern und etwa noch durch andere Inseln entschädigt werden. Diese Republikaner, fügte er hinzu, hätten ja doch Alles, was sie besäßen, Oesterreich durch Hinterlist oder günstige Benutzung der Umstände entrissen. Auch wird man sich hinsichtlich Dalmatiens der Prätentionen erinnern, die Ungarn noch heute auf dieses Land erhebt. Hinsichtlich Istriens bestanden ähnliche An-

sprüche. Was aber die italienischen Besitzungen Venedigs betraf, so hatten schon die spanischen Habsburger des 16. und 17. Jahrhunderts als Nachfolger der mailändischen Herzöge Rechtsansprüche auf die Städte der Terra Ferma erhoben.*) Daß der gesammte venetianische Besitz ein zusammengeraubter war — darüber konnte kein Zweifel bestehen. Eigentlich war es aber doch wohl nur auf Istrien und Dalmatien abgesehen**): Friedrich der Große ist es gewesen, der gelegentlich der ersten Theilung Polens auch den dalmatinischen Plan, bei dem österreichischen Cabinet zuerst in Vorschlag gebracht hat.***)

Zunächst freilich wurde aus Josephs Entwürfen nichts. Die Kaiserin machte sonderbarer Weise damals gerade gegen die venetianischen Pläne einige Einwendungen: es scheint, daß sie das zukünftige griechische Kaiserreich nicht um jene Gebiete auf der Balkanhalbinsel gebracht sehen wollte; auch behauptete sie, des venetianischen Beistandes im bevorstehenden Kriege nicht entbehren zu können. Durch das Nachgeben der Pforte wurde der letztere vermieden. Es könne für den Augenblick von dem Kriege nicht mehr die Rede sein, schrieb darauf Joseph am 25. Februar 1783. Aber er reservirte ausdrücklich seine Forderungen für jeden zukünftigen Vertheidigungskrieg gegen die Pforte. Als dann Rußland die Erwerbung der Krim vorbereitete, erklärte Besborodko Cobenzl gegenüber, wenn es jemals zur Ausführung des „großen Planes" komme, so sei die Kaiserin jetzt geneigt, die sämmtlichen in dem Brief vom 13. November 1782 enthaltenen Forderungen Josephs zu gewähren. Auch später war nun Oesterreich leer ausgegangen, und es war das Ziel von Thuguts Politik, der Monarchie nachträglich dafür eine Entschädigung zu verschaffen. Er suchte sie zunächst auf Kosten Frankreichs. Eventuell hatte er, wie wir gesehen, auch für Oesterreich eine polnische Erwerbung im Auge gehabt.

In einer Depesche vom 18. December 1793 erklärt er sich zum Beitritt zu dem Theilungsvertrage vom 23. Januar für den Fall bereit, daß Rußland durch einen geheimen Vertrag Oesterreich hinsichtlich Preußens sicherstelle und ihm eine hinreichende Entschädigung garantire.

---

*) S. Ranke, Englische Geschichte II, 60.

**) S. Hüffer, Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskriege. Seite 90.

***) S. Janssen, Zur Genesis der ersten Theilung Polens, S. 150.

Die österreichische Grenze gegen Frankreich meinte Thugut bis zur Somme auszudehnen. Von deren Quellen sollte dann eine Linie nach Sedan oder Mezieres an der Maas gezogen werden. Schließlich solle die Grenze durch die Maas gebildet werden, sodaß Elsaß und Lothringen österreichisch würden. Den eventuellen Plan einer Entschädigung in Polen ließ Thugut dagegen Rußland zu Liebe fallen. Er erwarte von Rußland einen Rath, wo ein eventueller Ersatz zu finden sei. Wir sehen, unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen Oesterreich die zweite Theilung anerkannt hat. In Unterhaltungen Thuguts mit dem russischen Gesandten waren damals auch die alten venetianischen Pläne Katharina's und Josephs in Folge der sich seit Jahrhunderten hinschleppenden dalmatinisch-istrischen Differenzen wieder auf's Tapet gekommen. Thugut ermächtigte Cobenzl, auch seinerseits hiervon zu sprechen. Was war in der damaligen Lage Oesterreichs auch natürlicher, als daß er bei den Verhandlungen von 1782 wieder anzuknüpfen suchte. Man könne ja einen eventuellen Vertrag abschließen. Das unverbrüchlichste Geheimniß sei aber erforderlich.

Am 27. Februar 1794 war dann Thugut weitläufiger auf die österreichischen Entschädigungen zu sprechen gekommen. In jener den Wiener Staatsmännern von Alters her geläufigen systematischen Art erläuterte er die eventuelle Herabminderung der österreichischen Forderungen. In zweiter Linie könne sich Oesterreich in den Niederlanden mit der Grenze, wie sie vor dem Pyrenäischen Frieden bestanden, begnügen. In dritter Linie müsse man die Grenze des Pyrenäischen Friedens acceptiren, oder Elsaß und Lothringen, wenn dessen Erwerbung zu große Eifersucht errege, einem Erzherzog als österreichisches Lehen geben. Sollte das Kriegsglück den Erwartungen nicht entsprechen, so sei in vierter Linie die Entschädigung anderswo zu suchen. Die Kaiserin möge in einer Declaration für diesen Fall erklären, daß sie Oesterreich zur Geltendmachung seiner von Venedig usurpirten Rechte behülflich sein wolle. Auf die von Rußland gewünschte Erörterung über die von der Kaiserin als Entgeld begehrten Gebietstheile sollte Cobenzl nicht eingehen, da das, was Oesterreich verlangte, ja eben ein Gegengewicht gegen die Erwerbungen der zweiten Theilung bilden sollte. Eine Defensivallianz gegen Preußen sollte den Kaiser für den Fall sicher stellen, daß dieses Oesterreich an der ihm zukommenden Entschädigung verhindern oder seiner Kriegführung gegen Frankreich in den Weg treten wollte. Der wirkliche Beitritt zu der zweiten Theilung

ward auch jetzt nicht ausgesprochen, sondern nur für Gegenleistungen in Aussicht gestellt. Einem neuen Türkenkriege — man hat behauptet, daß die Thugut'sche Politik damals nach nichts sehnlicher als nach einem türkischen Eroberungskriege verlangt habe — solle Cobenzl entschieden entgegentreten.*) In St. Petersburg war man nicht abgeneigt, auf die österreichischen Ideen einzugehen. Man fragte auch, welchen Theil des venetianischen Gebiets Oesterreich im Auge habe. Früher habe das Wiener Cabinet namentlich an Dalmatien und Istrien gedacht. Dies werde aber doch wohl zu wenig sein; man müsse türkische Eroberungen oder die Terra Ferma hinzufügen.

So standen die mit der zweiten Theilung Polens zusammenhängenden Verhandlungen, als die polnische Revolution ausbrach, und damit die dritte Theilung auf's Tapet kam.

Die Niederwerfung Polens war natürlich von vornherein unschwer voraus zu sehen gewesen, und noch bevor sie vollendet war, kam es zwischen den drei Nachbarmächten zu Verhandlungen über die endgültige Lösung der polnischen Frage. Schon während der Belagerung von Warschau durch die vereinigten Preußen und Russen, schickte das Berliner Cabinet den Grafen Tauenzien nach St. Petersburg, um den Forderungen einen militärischen Nachdruck zu verleihen. Er verlangte als Grenze den Narew, den Niemen, die Weichsel mit Warschau und dem gegenüber liegenden Praga sowie mit den Palatinaten Krakau und Sendomir, und zu dem Allen noch ein Stück von Szamaiten und die durch den Zusammenfluß von Bug und Weichsel eingeschlossene Landspitze. Der damalige Günstling der Kaiserin, Graf Suboff, sollte einen schmalen Landstreifen zwischen den russischen und preußischen Erwerbungen als ein eigenes Fürstenthum erhalten. Oesterreichs war nicht gedacht: es sollte in der That auch diesmal wirklich leer ausgehen. Allein Tauenzien fand mit seinen Vorschlägen wenig Gehör. Erst als Suworow auf Warschau marschirte, erhielt er eine Antwort. Unterm 30. October ließ ihm die Kaiserin sagen: allerdings dürfe die Theilung Polens nicht mehr länger aufgeschoben werden. Aber man müsse dabei in einer Weise vorgehen, die Furcht und Eifersucht für immer ausschlössen. Sie bitte deßhalb den König, auf die Palatinate Krakau und Sendomir zu verzichten, da der Wiener Hof,

*) Auch Ranke erkennt durchaus an, daß Thugut keinen Krieg mit der Türkei gewünscht habe.

dessen Auffassungen sie kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, dieselben als unentbehrliche Bollwerke Galiziens betrachte. Für sich wünsche sie die natürliche Grenze des Bug und des Niemen. Den preußischen Wünschen auf Szamaiten könne sie nicht wohl zustimmen.

Am 13. November sandte nun auch das Wiener Cabinet an Cobenzl die entscheidende Instruction, die dann am 29. noch vervollständigt wurde. Thugut, der die gänzliche Theilung Polens keineswegs als einen Vortheil betrachtete, Oesterreich aber natürlich nicht wieder leer ausgehen lassen wollte, verzichtete dem Widerspruch Katharina's gegenüber, auf seine ursprüngliche Forderung eines jenseits des Bug gelegenen Theils von Volhynien: der Bug sollte die österreichische Grenze bilden. Um so entschiedener drang er aber den preußischen Ansprüchen gegenüber auf den Beistand Rußlands für das österreichische Begehren von Krakau und Sendomir. Nicht weniger bestimmt forderte er die zwischen Weichsel und Bug gelegenen Palatinate Chelm und Lublin in ihrem ganzen Umfange, so daß weder Praga noch die Landspitze zwischen jenen Flüssen an Preußen fiele. Für den Vertrag vom 23. Januar 1793 gebühre Oesterreich noch eine besondere Ausgleichung, und der Kaiser hoffe, daß Katharina ihm zu einer Entschädigung auf Kosten Frankreichs oder, wenn das nicht gehe, auf Kosten Venedigs behülflich sein werde. Den Schutz, den Rußland für den Fall eines türkischen Angriffs zugesagt, möge es auch gewähren, wenn Oesterreich von irgend einer andern Seite, namentlich von Preußen, mit einem solchen bedroht werde. In einer geheimen Nachschrift wurde Cobenzl instruirt, bis zu welchem Punkte er nachgeben dürfe und was er zu thun habe, wenn der Theilungsplan wieder rückgängig gemacht werden sollte.

Sobald diese Instruction in Petersburg angelangt war, in der ersten Hälfte des December, leitete Cobenzl die Unterhandlungen ein. Die russischen Minister zeigten sich erst etwas ungehalten über die lange Zögerung des Wiener Hofes. Sie erklärten sich aber doch schon in der ersten Sitzung vom 15. December an der auch Besborodko und Markoff, neben dem Vicekanzler Ostermann Theil nahmen, mit allen Forderungen Thuguts und zwar auch mit denjenigen vollkommen einverstanden, die sich nicht auf Polen bezogen. Sie waren vor Allem bereit, Tauenzien in einer Conferenz die Nothwendigkeit des Nachgebens auseinanderzusetzen.

Schon am folgenden Tage fand die Zusammenkunft der Russen mit dem preußischen Bevollmächtigten statt. Tauenzien widerstrebte nicht mehr einer jeden österreichischen Erwerbung: die Ungerechtigkeit einer solchen Haltung sprang doch zu sehr in die Augen. Aber er widersetzte sich den österreichischen Forderungen von Krakau und Sendomir mit allen Kräften. Er verlangte vor wie nach beide Palatinate für Preußen. Der Narew sollte dagegen an Stelle des Bug die Grenze bilden. Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß die Buggrenze als Entschädigung für Krakau dienen könne, wollte er nichts davon wissen. An der russischen Grenzlinie mißfiel ihm, daß der von Preußen begehrte Theil von Szamaiten von derselben eingeschlossen war. Wenn man dagegen auf den Werth hinwies, den der preußische Antheil durch den Erwerb von Warschau und Praga erhalte, so wollte er das nicht Wort haben. Als er erfuhr, daß die Kaiserin auch Kurland ihrem Reiche einverleiben wolle, meinte er, sie könne dann um so eher von ihrem Antheil Oesterreich eine Entschädigung für Krakau und Sendomir zuwenden. Die Russen hielten dies doch für schwer ausführbar, und ersuchten den Grafen, sich direct bei Cobenzl über die österreichischen Ansprüche zu informiren. Hierauf betonte und anerkannte man beiderseitig die Nothwendigkeit, sich über die polnische Frage bald freundlich zu verständigen, damit man den Kampf gegen die Revolution glorreich zu Ende führen könne. Dann schloß die Conferenz, nachdem Tauenzien versprochen, mit Cobenzl eine besondere Unterredung zu halten. Diese kam bereits am folgenden Tage, am 17., zu Stande. Hier waren natürlich Krakau und Sendomir erst recht die Angelpunkte, um die sich die ganze Unterhaltung drehte. Cobenzl stellte dem preußischen Gesandten vor, man brauche nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um einzusehen, daß diese beiden Provinzen dem Könige von Preußen zur Vertheidigung unnütz, Oesterreich dagegen unentbehrlich seien. „Gerade der Wunsch dauernder Freundschaft lasse den Kaiser auf einer Grenze bestehen, welche keinem Staate neue Angriffsmittel, aber beiden größere Sicherheit gewähre.“*) Die vom Könige gewünschte Erwerbung sei Preußen dagegen nur bei einer Offensive von Nutzen. Im Besitze von Krakau und Sendomir, entgegnete Tauenzien, könne der Kaiser Schlesien sehr wohl im Rücken fassen. Cobenzl wies dagegen auf die Menge der schlesischen Festungen und auf die fortificatorische Bedeutung von Czen-

*) Hüffer, Politik der deutschen Mächte ꝛc. S. 106.

stochau hin. Ueberhaupt, meinte er, könnten die Festungen nicht genug vermehrt werden; sein Wunsch würde es sein, daß man eine undurchdringliche Mauer zwischen beiden Staaten errichten könnte, um alle Mittel, sich zu schaden, auszuschließen, und nur die zum gegenseitigen Nutzen zu bewahren. Er ging dann auf die Frage über, was man denn Oesterreich statt der fraglichen Palatinate zu bieten hätte. „Kann man uns im Ernste nur den Vorschlag machen, wir sollten uns auf Lublin und einen Theil von Chelm beschränken? Wozu diente diese pfeilförmige Besitzung ohne Breite und Festigkeit?“*) Tauenzien meinte, für Oesterreich hätte sich eine Entschädigung recht gut finden lassen, wenn die Erwerbung der Kaiserin nicht so ganz unverhältnißmäßig groß wäre. Der österreichische Botschafter machte dagegen geltend, daß es die Kaiserin gewesen, die den polnischen Aufstand niedergeworfen habe. Er finde es ganz in der Ordnung, daß sie den Hauptantheil nehme und den beiden andern Staaten vorschlage, was ihnen zukomme. Oesterreich sei mit dem, was man ihm biete, zufrieden; die beiden Kaiserhöfe seien darin vollkommen einig. Keine Erwerbung eigne sich besser für Oesterreich als eben Krakau und Sendomir. Als Tauenzien die preußische Erwerbung ohne diese beiden Palatinate für werthlos erklärte, erinnerte ihn Cobenzl an Warschau und an den enormen Vortheil, den der König abermals durch die Abrundung seines Gebiets erlange. Wolle man zu einer wirklichen Verständigung kommen, so müßten die Vortheile gegenseitig sein. Das Gespräch brach ab, indem Tauenzien bedauerte, daß man auf diesem Wege nicht zu der gewünschten Einigung gelangen werde, Cobenzl dagegen auf das Gerechtigkeitsgefühl des Königs seine Hoffnung setzen zu wollen erklärte.

Dieser Unterredung folgte dann wieder am 18. eine Conferenz Tauenziens mit den russischen Bevollmächtigten, in welcher der erstere über seine Unterhaltung mit Cobenzl Bericht erstattete. Auch die Russen bedauerten nun deren Resultatlosigkeit, nahmen aber in Betreff der streitigen Palatinate unumwunden für Oesterreich Partei. Als Tauenzien wiederum auf den von seinem König begehrten Theil Szamaitens zu sprechen kam, lehnten die Russen diese Forderung wie früher ab und machten den Botschafter dafür auf die 240 Quadratmeilen aufmerksam, die man Preußen in Masovien und Podlachien bereits angeboten habe.

*) Ebenda 107.

Noch einmal lenkte Tauenzien das Gespräch auf Krakau und Sendomir: Tag und Nacht denke er über diesen Gegenstand nach. Wenn der König, meinte er, in jenen Provinzen keine Festung errichten wollte, so möchte es der Kaiser vielleicht zufrieden sein. Die russischen Minister bezweifelten es. Am Schluß der Sitzung war man beiderseits kaum weiter gekommen, als zu Anfang derselben.

Cobenzl hatte inzwischen Thuguts Note vom 29. November erhalten. Er theilte sie den Russen mit und außerdem eine Reihe von Schriftstücken, die sich über das bundeswidrige Benehmen Preußens in Deutschland überhaupt und namentlich über dessen Unterhandlungen mit Frankreich verbreiteten. Als sie der Kaiserin — sie hatte bis dahin noch nicht an der Fortführung des Krieges von Seiten Preußens gezweifelt — vor Augen kamen, gerieth sie, wie Cobenzl berichtet, in heftigen Zorn. „Das sind lauter Schurken!" ruft sie aus. In einem von Vivenot mitgetheilten Billet ergeht sie sich in den stärksten Ausdrücken über König Friedrich Wilhelm. Man sieht, wie Preußen gerade seine Friedenspolitik in den polnischen Angelegenheiten zu dem größten Nachtheil gereicht hat.

Nicht viel besser als in der Zusammenkunft vom 18. ging es in der folgenden, an der diesmal die Bevollmächtigten aller drei Staaten Theil nahmen. Cobenzl hob besonders hervor, daß Oesterreich bei der zweiten Theilung leer ausgegangen sei. Aus höheren Rücksichten habe es damals nachgegeben und auf das Versprechen hin, daß man ihm im Kriege gegen Frankreich wirksamen Beistand leisten, im Frieden aber zu einer genügenden Entschädigung verhelfen werde. Weder das eine noch das andere sei geschehen. Daß der Kaiser noch einmal seine Interessen einer ungewissen Zukunft opfern solle, sei zu viel verlangt. Die russischen Bevollmächtigten räumten die Billigkeit des österreichischen Begehrens vollkommen ein. Tauenzien aber meinte, Oesterreich brauche doch nicht allein auf Kosten des Königs, seines Herrn, entschädigt zu werden. Das sei auch gar nicht der Fall, erwiderte Cobenzl: es geschehe auf Kosten Polens. Trotz aller Gegengründe beharrte Tauenzien bei seiner Ansicht, der preußische Antheil sei in keiner Weise dem der beiden andern Mächte zu vergleichen. Die russischen Minister betonten hierauf wieder die Nothwendigkeit des Abschlusses, damit man den Kampf gegen die wüthenden Republikaner beendigen könne. „Nur zu weit, ergänzte Cobenzl ihre Rede, hätten die französischen Demokraten

ihre Grundsätze schon verbreitet, sie seien ein Gewürm, das alle Regierungen unterwühle; im allgemeinen Interesse liege es, diesem ansteckenden Uebel zu steuern. Tauenzien konnte sich nicht mehr bezwingen. „Krakau und Sendomir in Ihren Händen, ruft er aus, würden uns mehr Schaden thun als alle Demokraten der Welt!“*) Cobenzl blieb ruhig. Er erlaube sich, an der Behauptung des Grafen Tauenzien zu zweifeln und wünsche, daß sie nicht durch die Ereignisse widerlegt werden möge. Tauenzien stand auf, trat zu den Russen, vor denen eine Karte Polens lag und lenkte das Gespräch auf Szamaiten. Wenn es sich um Kleinigkeiten handle, meinten die Russen, so würde sich diese Angelegenheit später leicht erledigen lassen. Noch einmal drangen sie dann in den preußischen Bevollmächtigten, den Abschluß nicht zu verzögern. Trotz des bestens Willens, entgegnete dieser, sei es ihm unmöglich, sich selbst und noch viel weniger seinen Hof zu überzeugen, daß der König auf Krakau und Sendomir verzichten dürfe. Als man schon wieder mit dem Ausdruck des Bedauerns über die Resultatlosigkeit der Bemühungen aus einander gehen wollte, schien die Bemerkung der Russen, daß man nun leider der Kaiserin mit der erwünschten Nachricht von der vollkommenen Einigkeit der Kaiserhöfe nicht auch diejenige von der Zustimmung des Königs bringen dürfe, auf Tauenzien Eindruck zu machen. Er entschuldigte seinen Hof, der so unvortheilhafte Bedingungen und Ereignisse, wie die Einverleibung Kurlands, nicht erwartet habe. Er müsse erst berichten, was man ihm mitgetheilt, und dann weiteren Instructionen entgegensehen.

In der That ließ Tauenzien sofort einen Courier nach Berlin abgehen. Aber auch die Russen feierten nicht. Eine Note von Alopäus, in der die Theilung als unumgänglich erklärt und Preußen in entschiedenem Tone zum Beitritt aufgefordert wurde, folgte Tauenziens Courier am 24. Während Tauenzien auf Antwort wartete, machte die Verständigung zwischen Cobenzl und den russischen Ministern weitere Fortschritte. Ende December überreichte Markoff dem ersteren einen Entwurf des Theilungsvertrages. Rußland erhielt danach ein Gebiet von nahezu 2000 Quadratmeilen**), Oesterreich ungefähr die Hälfte; was übrig

*) Hüffer, Politik ꝛc. 112.

**) Es ist uns nicht ganz klar, ob Kurland dabei mit eingerechnet ist. Uebrigens sind alle die Zahlenangaben, da die damaligen Karten ungenau waren, nur approximativ richtig.

blieb, etwa 7—800 Quadratmeilen, sollte Preußen erhalten, wenn es dem Vertrage seine Zustimmung gäbe. Den österreichischen Forderungen wurde vollständig entsprochen. Cobenzl erklärte sich zur Unterzeichnung bereit, wenn Rußland nun auch die in der Note vom 27. Februar angeregte geheime Declaration unterzeichnen wolle. Wir sehen: das Versprechen einer Entschädigung für das Oesterreich bei einer zweiten Theilung Entgangene bildete die Bedingung für dessen Einwilligung in die dritte Theilung. Der Botschafter war von der Voraussetzung ausgegangen, daß eine solche Declaration keine Schwierigkeiten mehr finden würde. Markoff trat aber jetzt plötzlich seinerseits wiederum mit einer Gegenforderung gegen die österreichische Bedingung hervor. Man müsse sich nun auch über dasjenige einigen, sagte er, was Oesterreich Rußland als Gegengabe für sein Entgegenkommen bewilligen wolle. Diese Gegengabe, erwiderte Cobenzl, bestehe in der Zustimmung Oesterreichs zu den unermeßlichen Erwerbungen, die Rußland in dem zweiten und dritten Theilungsvertrag mache. Markoff aber verlangte, daß jene alten türkischen Theilungspläne der Kaiserin in der geheimen Declaration ausdrücklich sanctionirt werden sollten. Er zeigte Cobenzl eine Denkschrift, die im März 1794 als Antwort auf die Note vom 27. Februar nach Wien hatte abgehen sollen, damals aber aus Rücksicht für Preußen nicht abgegangen war. Cobenzl erklärte sich für nicht instruirt, da man diesen Fall in Wien nicht habe voraussehen können. Er fragte, warum Markoff erst jetzt mit dieser Forderung komme. Letzterer entgegnete, es sei die persönliche Idee der Kaiserin, die ihm selbst bis dahin nichts darüber mitgetheilt habe. Uebrigens sei die ganze Sache ja allezeit zwischen den beiden Höfen als feststehend betrachtet worden und hänge zudem von allerlei ungewissen Umständen ab, die in diesem Augenblicke ferner als jemals lägen. Die Unterzeichnung könne daher doch kaum irgend welche Bedenken erregen. Wenn Cobenzl den Theilungsvertrag nicht ohne die geheime Declaration unterzeichnen könne, so könne er, Markoff, die Declaration wiederum nicht ohne den von der Kaiserin geforderten Zusatz unterzeichnen. Der Botschafter wiederholte, daß er bezüglich der letztern ohne jede Vollmacht, ebensowenig aber zur Unterzeichnung des Theilungsvertrages ohne die Declaration ermächtigt sei. Hierauf machte der Russe den Vorschlag, Cobenzl möge die mit dem russischen Zusatz versehene geheime Declaration sub spe rati unterzeichnen. „Ich forderte einige Zeit", heißt es nun in Cobenzls Bericht, „um über einen so wichtigen Gegenstand nachzudenken". Der fragliche

Plan, sagte er sich, den man eigentlich nie ganz aufgegeben habe, sei für den Kaiser nur günstig, da Rußland die begehrten Vortheile zum Theil schon erlangt, Oesterreich aber den Türken gegenüber in seiner alten Lage verblieben sei. Zu fürchten habe man nichts, da das ganze russische Ministerium von dieser Lieblingsidee der Kaiserin, deren Ausführung in ferne Zukunft gerückt sei, nichts wissen wolle. Durch das Nichteingehen auf ihren Plan würde Katharina aber verletzt werden. Damit die übrigen Vortheile der geheimen Declaration und des Theilungsvertrages Oesterreich nicht entgingen, entschloß er sich zur Unterzeichnung sub spe rati. Er habe „seinen kaiserlichen Herrn zu nichts verpflichtet, dem er nicht noch hätte abhelfen können."

Als Markoff dem österreichischen Bevollmächtigten nach einigen Tagen den Entwurf der geheimen Declaration überreichte, bat dieser nur um wenige Abänderungen. Die Bestimmungen über die Türkei sollten nur „im Falle eines neuen gemeinschaftlichen Krieges der beiden Kaiserhöfe" Platz greifen. Sonderbarer Weise verlangte Cobenzl daneben, ohne irgend wie hierzu angewiesen zu sein, daß in dem Artikel über den Beitritt des Kaisers zum russisch-preußischen Theilungsvertrage vom 23. Januar 1793 auch die Zustimmung zum bayrisch-belgischen Tausche erwähnt werden sollte: offenbar stand er persönlich dem bayrisch-belgischen Projecte seines Vetters weit näher als Thugut. Die russischen Unterhändler waren mit den Abänderungen zufrieden und verstanden sich auch zu der ausdrücklichen Erwähnung der beiden Briefe vom 10. September und 13. November 1782. Die Unterzeichnung der beiden Verträge fand am 3. Januar 1795 in Markoffs Wohnung statt: damit das Geheimniß gewahrt würde, wählte man die Tageszeit, in der Cobenzl mit Markoff häufig zusammen zu kommen pflegte. Der öffentliche Vertrag entsprach den Ende December von Rußland gemachten Vorschlägen. Auch Kurland, dessen Stimmung fortgesetzt keine den russischen Absichten ungünstige war, sollte incorporirt werden. In dem geheimen Vertrag gab Oesterreich seine Zustimmung zu dem Theilungsvertrag vom 23. Januar 1793 einschließlich der darin enthaltenen Bestimmungen über den bayrisch-belgischen Tausch. So lange Preußen der dritten Theilung nicht beiträte, wollte Oesterreich nur Rußland den Ländererwerb der beiden letzten Theilungen garantiren. Die gegen die Türkei abgeschlossene Defensiv-Allianz sollte auch gegen Preußen Anwendung finden. Endlich sollte im Falle eines neuen gemeinschaftlichen Türken-

krieges, der in der persönlichen Correspondenz zwischen Katharina und Joseph, speciell in den Briefen vom 10. September und 13. November 1782 enthaltenen Theilungsplan, soweit es die Erfolge des Krieges gestatteten, ausgeführt werden. Insbesondere sollte ein Königreich Dacien für ein Glied des russischen Kaiserhauses errichtet werden, während Oesterreich alles dasjenige eventuell zugestanden wurde, was Kaiser Joseph am 13. November 1782 gefordert hatte. Dagegen versprach Rußland, Oesterreich zur vollen Entschädigung hinsichtlich des gegenwärtigen Krieges, insbesondere zu dem Supplement zu verhelfen, das diesem von der zweiten Theilung her noch geschuldet werde. Sei es ihm nicht möglich, diese Entschädigung von Frankreich zu erkämpfen, so erklärte sich Rußland auch jetzt schon damit einverstanden, daß Oesterreich von Venedig diejenigen Gebietstheile revindicire, welche die Republik usurpirt habe. Von der Terra Ferma war nicht ausdrücklich die Rede. Aber Rußland gab ganz allgemein seine Zustimmung zu jeder Erwerbung, die dem oben angegebenen Zweck der Schadloshaltung Oesterreichs entspreche; nur dürfe dieselbe nicht demjenigen entgegenstehen, was in der Correspondenz zwischen Katharina und Joseph niedergelegt sei. Rußland versprach auch seine Hülfe gegen diejenigen, die eine solche Erwerbung Oesterreich würden streitig machen wollen. Wie dies gemeint war, ergab sich aus dem Schlußsatz, demzufolge Rußlands Hülfe Oesterreich auch für den Fall gesichert sein sollte, daß Preußen Oesterreich gegenüber zu Demonstrationen schritte oder ein dessen Interesse widerstreitendes fait accompli schaffe. Wir sehen, wie die geheime Declaration vom 3. Januar 1795 eine Folge der Uebervortheilung Oesterreichs im Theilungsvertrage von 1793 war. Die Schadloshaltung Oesterreichs für das ihm damals Entgangene bildete nun einmal den Leitfaden der Thugut'schen Politik, und dieser Leitfaden hat fast mit Naturnothwendigkeit zu der geheimen Declaration von 1795 geführt. Aus dem Wortlaut der geheimen Declaration möchten wir kaum einen Vorwurf gegen Oesterreich schöpfen, sondern nur aus den Hintergedanken, die Thugut dabei nährte. Rußland aber handelte Preußen gegenüber jetzt fast genau so, wie es 1793 Oesterreich gegenüber gehandelt hatte; und der Frontwechsel von 1795 ist wiederum das Gegenstück zu der Allianz zwischen Katharina und Joseph.

Am 22. Januar kam die Nachricht vom Abschluß des neuen Vertrages nach Wien. Thugut war natürlich über das Resultat erfreut. Es sei allerdings manches bei der geheimen Declaration zu erinnern. Namentlich, meinte er, widerstreite der den bayrischen Tausch betreffende

Passus etwas der kaiserlichen Politik, die sich erklärtermaßen wenigstens gegenwärtig mit diesen Plänen nicht mehr beschäftige. Aber er war doch froh, daß das doppelte Werk zu Stande gekommen war. Der dafür gezahlte Preis erschien ihm als kein zu hoher. Er glaubte, daß auch hinsichtlich des bayrischen Tausches die Geheimhaltung der betreffenden Stipulationen vor allen nachtheiligen Folgen sichern könne. Schon nach drei Tagen drückt er in einem Briefe dem Botschafter im Namen des Kaisers seine Zufriedenheit aus. Am 4. Februar übersendet er ihm die Ratificationen. Das Berliner Cabinet, fügte er hinzu, werde nicht so hartnäckig auf seinen Forderungen in Polen bestehen, als es den Anschein gehabt. Man müsse ihm nur im Verein mit Rußland die rechte Festigkeit entgegensetzen.

Thugut hatte Recht. Erst am 9. August wurde Preußen der für die Oeffentlichkeit bestimmte Vertrag mitgetheilt, und es steht fest, daß dasselbe auch auf keinem andern Wege eine frühere Kunde davon erhalten hat. König Friedrich Wilhelm hatte sich zwar zu Basel von der Coalition getrennt, konnte aber doch nicht vermocht werden, an Frankreichs Seite gegen den Kaiser und die Kaiserin zu kämpfen. Da er dies aber nicht wollte, so blieb ihm in der damaligen Weltlage zuletzt nichts als der Beitritt zu der dritten Theilung übrig. Am 24. October erfolgte auch preußischerseits die Unterzeichnung des Theilungsvertrages. Bei den Grenzregulirungen, die sich bis in das Jahr 1796 hineinzogen, wurde dann dem preußischen Gebiete noch die Landspitze zwischen Bug und Weichsel und ein Stück des Palatinats Krakau hinzugefügt. An Lucchesini aber schrieb das preußische Ministerium am 30. November 1795: man müsse doch zugestehen, daß die österreichischen Ansprüche wirklich starke Gründe der Billigkeit für sich hätten.*) Die geheime Declaration hatte keinerlei Einfluß auf die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen. Sie ist erst 50 Jahre später an's Tageslicht gezogen. Die Ausführung des Theilungsvertrages begegnete, wie sich denken läßt, von Seiten der Polen keinerlei Schwierigkeiten.

Darüber aber, daß die dritte Theilung ein gewichtiger Schritt auf der Bahn der Annexionen war, kann kein Zweifel bestehen. Es geschah mit Ausnahme von Italien zum ersten Mal in der Christen-

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen ꝛc., S. 141. Wir sind in unserer Darstellung der dem Theilungsvertrag von 1795 vorhergehenden Verhandlung überhaupt fast ausschließlich Hüffer gefolgt.

heit, daß man sich ein der christlich-occidentalen Völkerfamilie angehöriges Land, ohne daß eine formelle Genehmigung der gesetzmäßigen Factoren nachträglich erfolgt wäre, aneignete. Es geschah zum ersten Mal im modernen Europa, daß man einen altgeschichtlichen Staat ganz vernichtete.

Drittes Kapitel.

Clerfayts weiterer Rückzug.

Auf den französischen Krieg hat, wie wir sehen, die dritte Theilung nicht in der unglücklichen Weise zurückgewirkt, wie dies bei der zweiten der Fall gewesen. Die Frage der Erwerbungen war ja doch nun einmal längst in die Sache hineingezogen. Es konnte jetzt nur von günstigem Einfluß auf den Fortgang der Ereignisse sein, wenn Oesterreich auch einen Gebietszuwachs erhielt und die leidige polnische Frage endlich einmal aus der Welt kam. Es war nicht zu befürchten, daß Oesterreich den neuen polnischen Erwerb auch als einen Ersatz für die Niederlande betrachten werde, da Thugut ja gerade mit so großer Zähigkeit die vollständige Wiederherstellung des Gleichgewichts von 1792 zum Angelpunkt seiner Politik gemacht hatte. Gerade die geheime Declaration ist, wie wir meinen, ein Beweis, daß Oesterreich im Kriege ausharren wollte; wie sich denn die Kaiserin Katharina ohne diese Voraussetzung auch sicherlich nicht zu derselben verstanden hätte. Was Preußen betrifft, so war dieses für die Coalition doch schon längst verloren. Den geheimen Vertrag erfuhr es gar nicht und den für die Oeffentlichkeit bestimmten erst vier Monate nach dem Baseler Frieden: wir sahen, wie es sich den halben Sommer hindurch noch in allen möglichen polnischen Plänen wiegte. Rußland und Oesterreich aber hat die dritte Theilung Polens näher zusammengeführt und dadurch den Weg zur Tripelallianz zwischen Oesterreich, Rußland und England gebahnt.

Die indirecten Folgen der Verständigung mit Rußland waren noch viel wichtiger als die directen. Die Stellung Thuguts wurde natürlich von Neuem befestigt. Sein Erfolg mußte, neben die Mißerfolge Ph. Cobenzls und Spielmanns gehalten, von durchschlagendster Wirkung sein. Es that dem Kaiser ganz wohl, daß er sich nach solchen Verlusten endlich auch einmal als Mehrer des Reichs fühlen konnte. Zugleich wurde aber auch die Bedeutung Oesterreichs außerordentlich erhöht. Wie Thugut in seinen Privatbriefen mit Recht hervorhebt, wurde Rußland durch den neuen Theilungsvertrag auf lange hin von Preußen getrennt. England, und mehr oder weniger auch den andern Alliirten gegenüber, kam aber Oesterreich durch den Rückhalt, den es jetzt an Rußland gefunden hatte, in eine ganz andere Stellung. Die Entschiedenheit, mit der es sich der Vertheidigung Hollands annahm, mußte ihm England vollends zuführen, da Preußen auch in dieser Beziehung zu nichts zu bewegen war und nicht einmal zum Entsatze Mastrichts behülflich sein wollte. Hätten den Franzosen nicht Elend und Verrath in Holland in die Hände gearbeitet, und wäre die englische Armee nicht gerade damals, nach Witzlebens Ausdruck, in sich „zusammengebrochen", so hätte Holland gerettet werden können. Ein Schreiben des Kaisers vom 2. November 1794 wiederholt Clerfayt die Befehle vom 13. und 23. October. Hollands Eroberung zu verhindern, heißt es, sei von der äußersten Wichtigkeit. Dieser große Zweck sei die hauptsächliche Bestimmung der unter Clerfayt stehenden Armee. Er sollte so viel Truppen als nur irgend möglich den Engländern zu Hülfe senden. Die Seemächte würden deren Unterhaltung übernehmen. Mit dem Herzog von York müsse Clerfayt den neuen Feldzugsplan vereinbaren. Man hoffe, daß die Ungunst der Jahreszeit wesentlich zur Rettung Hollands beitragen werde.

Auch wurde darauf ein provisorisches Abkommen zwischen Clerfayt und den Engländern getroffen, wonach letzteren behufs der Vertheidigung von Holland gegen eine monatliche Zahlung von 100,000 Pfund Sterling ein Truppencorps von 30,000 Mann zur Disposition gestellt und dorthin in Bewegung gesetzt wurde.*) Aber es kam Alles anders, als man erwarten durfte. Am 19. October hatte Pichegru die Maas überschritten. Carnot hatte mit richtigem Instinct Dumouriez' alten Plan, den Zug gegen Hol-

*) Es ist freilich zweifelhaft, ob Clerfayt hierin Thuguts Meinung aussprach. Wie wir aber verstehen und bei einem Zusammenhalten der Nachrichten annehmen müssen, marschirte wirklich ein erheblicher Theil von Clerfayts Truppen nach Holland.

land, betrieben, obwohl die Armee sich gar sehr nach Ruhe sehnte. Das wichtige Mastricht capitulirte nach einmonatlicher Belagerung am 4. November. Es war nicht hinreichend mit Lebensmitteln versehen und mußte nach dem Rückzuge der Engländer und Holländer als verloren gelten, wenn Möllendorf zu keiner Mitwirkung von Westfalen her zu bestimmen war.*) Am 10. October war bereits Bonn, am 22. sogar Koblenz in die Hände der Franzosen gefallen. Clerfayt begann für seine Verbindungen besorgt zu werden und sandte deßhalb Truppen nach der Lahn, was dann wieder allerhand Weiterungen mit den Preußen zur Folge hatte, welche die Kaiserlichen dort nicht dulden wollten. Ueberall in Holland erhob sich jetzt die alte republikanische Partei. Das Landvolk arbeitete an der Wiederherstellung der Deiche, welche die Regierung hatte öffnen lassen. Der wohlfeile Sieg von 1787 rächte sich in diesem Augenblicke an den Oraniern bitter. Hatte in Belgien zwischen den Oesterreichern und den Truppen der Seemächte Uneinigkeit bestanden, so brach dieselbe nun in womöglich noch stärkerer Weise zwischen den Truppen der Seemächte selbst aus. „Es existirt zwischen den Engländern und Holländern", schreibt Clerfayt, „keinerlei Harmonie. Man darf selbst die Behauptung aufstellen, daß der gegenseitige Haß bis zu einem Punkte gediehen ist, der nothwendiger Weise alle diejenigen Unternehmungen scheitern machen muß, wobei man der Einigkeit bedarf."**) „Es besteht sehr wenig Einigkeit zwischen den Engländern, Hannoveranern und Hessen, und ein entschiedener Haß zwischen den Holländern und Engländern."***) Jene Zersetzung, die in Folge so vieler Unglücksfälle auf Seite der Alliirten zur Zeit des belgischen Feldzugs begonnen hatte, setzte sich eben jetzt in Holland fort.

Die revolutionäre Gesinnung nahm dort den Charakter einer nationalen Erhebung gegen die Engländer an. Bei diesen aber riß eine immer größere Zuchtlosigkeit ein. „Das Benehmen der Engländer in Holland hat die Einwohner empört", schreibt Clerfayt. Der größere Theil derselben wünscht sie vertrieben zu sehen. Dennoch bin ich überzeugt, daß der Feind zurückgetrieben werden wird, wenn er angreift, und daß die Truppen ihre Pflicht thun werden. Ich werde alle Hülfe

*) Siehe Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 39.

**) An Thugut den 15. December. S. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 50. Als Datum ist hier irrthümlich der 5. December 1795 angegeben. Der Index hat offenbar das richtige Datum.

***) An den Kaiser den 11. Januar 1795. Ebendaselbst S. 61.

bringen, die in unserer Macht steht.“*) Mit Ausnahme von dem so rasch übergebenen Breda waren aber die Festungen mit nichts hinlänglich versehen, und zum Unglück für die Alliirten trat ein ungewöhnlich starker und andauernder Frost ein, die Truppen litten außerordentlich: es kam vor, daß Soldaten erfroren. Das Schlimmste war, daß durch das Zufrieren der Canäle Holland seiner natürlichen Schutzwehr beraubt wurde. Um den Holländern vollends ihre Energie zu rauben, hatten die Franzosen seit dem October eine Verhandlung im Haag eingeleitet. Man hielt dort einen Waffenstillstand für nothwendig. Und auch hier wieder ist es Preußen gewesen, das diese Stimmung förderte und die Friedensfreunde in den Hoffnungen bestärkte, die sie auf das Gelingen einer französischen Unterhandlung setzten. Gerade in dem Augenblick, wo die Franzosen den Angriff vorbereiteten, rechnete man in Holland mit Bestimmtheit auf einen Waffenstillstand, wenn nicht gar auf einen Frieden. Zum Theil dienten die Friedenshoffnungen freilich auch hier nur zum Vorwand, um die Unthätigkeit zu beschönigen: daß Verrath dabei im Spiele war, ist sicher. Die Meisten aber glaubten auch hier, was sie zu glauben wünschten. Die Ereignisse in Holland sind eben nur das vergrößerte Spiegelbild von dem, was in Deutschland geschah. Die Holländer ertheilten schließlich ihren Truppen geradezu den Befehl, auf jede Offensive zu verzichten. Die Friedensgerüchte waren dermaßen verbreitet, daß Wallmoden den hannoverschen Officieren nur mit Mühe deutlich machen konnte, daß dies Alles sie nichts angehe, und es im Gegentheil von ihrer Seite einer doppelten Wachsamkeit bedürfe. Ja auch in England ging man bei allen Maßnahmen von der Annahme aus, daß es für Holland zu einem Waffenstillstand kommen werde.

Im Augenblick der größten Friedenshoffnungen wurden dann aber plötzlich die französischen Offensivoperationen durch die Wegnahme der Insel Bommel eingeleitet. Die holländischen Abgesandten wurden fünf Tage in Rotterdam aufgehalten. Als sie dann nach Herzogenbusch kamen und dem Abschluß des Waffenstillstandes entgegensahen, weigerte sich Pichegru, in Verhandlungen mit ihnen einzutreten, und schickte sie unter einer Bedeckung an den Wohlfahrts-Ausschuß nach Paris. Unterwegs wurden sie wieder absichtlich aufgehalten, man gestattete ihnen nicht die Absendung von Courieren, so daß sie von ihren Wahrnehmungen

*) Schreiben an den Kaiser vom 20. December. Ebendaselbst S. 51.

keine Meldung machen konnten. In Paris angelangt, wurden sie obendrein noch schlecht genug empfangen.*)

Ohne einem Widerstand zu begegnen, drang Pichegru unterdessen gegen Amsterdam vor. Auch die englisch-hessisch-hannoversche Armee hatte sich zurückziehen müssen: bei dem Uebergang über die Waal kam es dabei vor Nymwegen zu jenem Gefecht der Hannoveraner, bei dem der treffliche General von dem Bussche blieb (11. December).**) Schon am 4. Januar 1795 betrachtete Clerfayt Holland als vollständig verloren. Der Mangel an Einverständniß zwischen den Engländern und Holländern, das blinde Vertrauen der Generalstaaten in die schlechte Stimmung der Einwohner, die den Feind geradezu herbeigerufen und seine Operationen unterstützt hätten, bezeichnet er als die Gründe des unglaublichen französischen Erfolges. Er habe Alles gethan, um ein Standhalten an der Yssel zu ermöglichen, welche die einzige Barrière für die Vertheidigung Westfalens bilde. Nur noch zwei Tage hätten die Alliirten auszuhalten gebraucht, um Hülfe zu erhalten. Thauwetter hätte dann eine vollständige Wendung herbeiführen können. Die Engländer hätten die wichtigen Posten von Zwolle und Kampen aber vor diesem Zeitpunkte verlassen. Er habe keinen Aufschub von ihnen zu erlangen vermocht. Die Confusion, der Mangel an Disciplin, die Unordnung sei in der englischen Armee sehr groß. Ebenso die Vernachlässigung des Dienstes, und jetzt sei auch die Entmuthigung unter Officieren und Gemeinen weit verbreitet. Clerfayt erklärte es unter diesen Umständen für geradezu unmöglich, irgend welchen Plan mit den Engländern und Holländern zu vereinbaren, geschweige denn in's Werk zu setzen.***) Und in der That lockerte der Rückzug bei der damals herrschenden großen Kälte unter den Engländern alle Bande. Wallmoden†) hielt die englische Infanterie für geradezu dienstunfähig und für so gut wie verloren. Ungünstige Winde erschwerten zudem den Verkehr mit England, wo man nichts vorbereitet hatte, weil man eben an einen Waffenstillstand glaubte.

*) Wallmoden an Clerfayt den 17. Januar 1795. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 62 ff.

**) Wir erwähnen dieses Ereigniß, weil es durch ein sehr verbreitetes Bild allen Hannoveranern im Gedächtniß geblieben ist.

***) Schreiben an den Kaiser vom 4. Januar, ebendas. S. 54 f.; vom 11. Januar, S. 61; vom 21. Januar, S. 64 ff.; ferner Schreiben Dietrichsteins an Thugut vom 28. Januar, S. 68.

†) Es geht aus Allem hervor, daß allein die Hannoveraner und Hessen ihre Disciplin und Haltung bewahrten.

Auch Breda ergab sich nach kurzer Gegenwehr: Clerfayt sagt, ohne Verrath sei diese Uebergabe nicht zu verstehen. Am 19. Januar zog Pichegru in Amsterdam ein. Es ist bekannt, daß die französischen Husaren dabei die eingefrorne Texel-Flotte wegnahmen. Von einem Widerstande der holländischen Truppen war keine Rede mehr.

Die Engländer schifften sich ein. Wallmoden mußte sich hinter die Ems und dann in das Osnabrücksche zurückziehen. In kürzester Zeit gerieth ganz Holland in den Besitz der Franzosen. Es geht aus den Schreiben Thuguts, Clerfayts und Dietrichsteins hervor, daß man österreichischerseits das Bewußtsein hatte, Alles gethan zu haben, was man vermochte. Dietrichstein, der doch Clerfayt als körperlich ruinirt schildert, meint, Holland würde gerettet worden sein, wenn Clerfayt allein mit dessen Vertheidigung beauftragt gewesen wäre. Diese holländische Katastrophe ist fast ein Seitenstück des kläglichen neapolitanischen Feldzuges von 1798 und zeigt eben deutlich, welchen Vorschub der Liberalismus und Halbliberalismus den Franzosen der Revolution geleistet hat.

Durch den Verlust Hollands war auch der größere Theil von Westfalen bloßgestellt. Allerdings bewahrten die hannoverschen Truppen noch lange eine drohende Haltung, und wir haben gesehen, daß die Franzosen nicht ohne Besorgniß auf diesen letzten Rest der seemächtlichen Streitkräfte blickten. Vorläufig kamen aber auch die Hannoveraner nicht in Betracht und sie waren allein auch nicht zahlreich genug, um die militärische Situation verändern zu können.*) Erst die Lippe konnte wieder eine ausreichende Barrière für die Vertheidigung Westfalens gewähren. Die Besorgniß für ihre Gebiete lieferte deßhalb den Preußen einen passenden Vorwand für den Rückzug des größten Theiles der Möllendorf'schen Armee nach Westfalen. Die Franzosen erschienen dagegen in der Stärke von 30,000 Mann vor Mainz, und es begannen schon jetzt Manche für das Schicksal dieser Festung sehr ernstlich zu fürchten, deren Besitz für die Verproviantirung von Luxemburg seit dem Falle der Rheinschanze unentbehrlich geworden war.

---

*) Ueber das Schicksal der hessischen Truppen haben wir nichts aufzufinden vermocht. Wahrscheinlich marschirten sie nach Hessen zurück.

Diese Verproviantirung Luxemburgs vom Oberrhein her war neben der Vertheidigung Hollands schon längst als eventuelles Ziel in's Auge gefaßt worden.

Schon unter dem 9. und 13. Februar war Clerfayt auf die Möglichkeit hingewiesen worden, daß er Befehl zum Marsch nach dem Oberrhein erhalten könnte. Unter dem 21. erhielt er die definitive Ordre. Man wolle Mainz entsetzen und Luxemburg mit Lebensmitteln versehen, schreibt ihm der Kaiser. Der Herzog Albrecht und Clerfayt sollten die Rollen tauschen. Die Reichsarmee unter dem Herzog Albrecht sollte in Zukunft zwischen der Sieg und dem Main Stellung nehmen, während der Oberrheinarmee unter Clerfayt die Strecke vom Main bis Basel angewiesen wurde. Wir sehen, wie es hierdurch indirect ausgesprochen war, daß man fernerhin auf jede Operation gegen Holland verzichtete. Aber es kann nur Billigung finden, daß Oesterreich seine Kräfte concentrirte und eine Position verließ, die jetzt zwecklos war. Es darf nicht verschwiegen werden, daß man in Wien die vollständige Trennung der preußischen und österreichischen Armee mit Freuden begrüßte und auch auf das Verbleiben des im November wieder an den Rhein zurückgekehrten Hohenlohe'schen Corps keinen Werth mehr legte, während der Herzog Albrecht die preußischen Hülfstruppen noch immer zurückzuhalten wünschte, und dafür das Kinsky'sche Corps den Preußen bereitwillig überlassen wollte. Wahr ist es allerdings: die zwischen Oesterreich und Preußen entstandene Trennung erhielt vor aller Welt Augen einen sichtbaren Ausdruck durch den Rückzug, den Preußen und Oesterreicher jetzt in entgegengesetzter Richtung antraten. Es gab auch jetzt wieder allerhand Reibereien. Möllendorf war bei der Nachricht von dem Verluste des befreundeten Hollands aufgefahren und hatte von einem Vormarsch gegen die Franzosen gesprochen. Der Marsch der Hauptarmee nach Westfalen ward in Folge dessen in's Werk gesetzt und genirte die Operationen der Kaiserlichen um so mehr, als sie, um Wallmoden nicht bloßzustellen, ihre Stellung nirgends vor dem Eintreffen der Preußen verlassen konnten. Diese marschirten dann doch wieder mit einer beinah affectirten Langsamkeit. Und Preußen ließ andererseits das Hohenlohe'sche Hülfscorps recht absichtlich in und bei Frankfurt stehen, wo dasselbe den Kaiserlichen in politischer wie in militärischer Beziehung sehr unbequem wurde. Dagegen mußten die Kaiserlichen auch noch die Besetzung von der Sieg bis Düsseldorf übernehmen. Es gehörte wieder eine unendliche Geduld dazu, um aller dieser Schwierigkeiten Herr zu werden.

Es ward Ende März und Anfang April, bis man mit der ganzen complicirten Truppenbewegung zu Stande kam.

Noch während des Truppenwechsels verlegte Clerfayt sein Hauptquartier nach dem schon von Hohenlohe besetzten Frankfurt, das jetzt für mehrere Monate zum Mittelpunkt aller Bewegungen und aller Intriguen wurde. Clerfayt hatte inzwischen nicht aufgehört, seine Entlassungsgesuche zu erneuern. Kaum in Frankfurt angelangt, wiederholte er recht ernstlich sein Begehren. Aber man wollte jetzt den Erzherzog Karl so wenig, daß er nicht einmal ein Untercommando bei der Rheinarmee erhielt. Einen andern Ersatz für Clerfayt wußte man so rasch nicht zu finden. An den seit seinem elsässischen Feldzug discreditirten Wurmser scheint man damals noch nicht gedacht zu haben. Auch wollte man Clerfayt nicht vor den Kopf stoßen, da man ihn in weiten Kreisen noch immer für den besten österreichischen General, für den „letzten Thaler" hielt, den man besaß. Die vornehmen niederländischen Herren in Wien protegirten ihn und die Lacy'sche Partei gewann bald genug Fühlung mit ihnen. Man wußte so wenig Rath, daß Thugut sogar einmal auf den alten Bender verfällt, der doch wenigstens ein tapferer Haudegen sei. Kurz, man hielt mit österreichischer Zähigkeit und Schwerfälligkeit, trotz der durch die Kriegführung seit Anfang Septembers wachgerufenen Bedenken, an Clerfayt fest. Um ihn zum Verbleiben auf seinem Posten zu bestimmen, ward er unter dem 10. April sogar zum Feldmarschall erhoben. Zugleich wurde dem Herzog Albrecht die auch von ihm erbetene Enthebung von seinem Posten zu Theil, und Clerfayt, der bereits Reichsfeldzeugmeister war, auch das Commando über dessen Armee verliehen. So blieb Clerfayt. Aber seine Stimmung wurde durch die getroffene Maßregel nicht verbessert. Des neuen Titels, meinte er, habe es nicht bedurft, um seinen Eifer zu beleben. Die Vereinigung der beiden Armeecommandos aber übersteige seine Kräfte.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Unternehmung gegen Luxemburg ernstlich gemeint war. Obwohl die Weigerung Hohenlohe's, die Oesterreicher bei Düsseldorf abzulösen, — schreibt Thugut am 8. April an Colloredo — und die daraus entspringende Nothwendigkeit einer österreichischen Besetzung des Landstrichs zwischen Ruhr und Sieg erhebliche Hindernisse in den Weg legten, so könnte man doch den Entsatz Luxemburgs mit Hoffnung auf Erfolg versuchen. Man solle die Sache möglichst geheim halten und nur den Vorsitzenden des Finanzdirectoriums darin einweihen. „Sonst wird die projectirte Operation bald von Mund

zu Mund laufen, Freund Lucchesini wird sie denselben Tag wissen, und die Franzosen vielleicht vor Herrn von Clerfayt benachrichtigt sein, daß das Unternehmen, Luxemburg zu befreien, eine beschlossene Sache ist. . . . . Ich hoffe, daß noch nicht Alles verloren, und daß Alles ein günstigeres Ansehen gewinnen kann. Aber man muß jedem Aufschub entsagen und von nun an rastlos arbeiten."*)

Auf die erste Nachricht, daß zwischen den Franzosen und Preußen Waffenruhe eingetreten, vielleicht auch schon der Friede geschlossen sei, meint Thugut: „Wir dürfen uns ohne Zweifel der unermüdlichsten Aufmerksamkeit nicht entschlagen, die geringsten Fehler können unsern Ruin vollenden; aber ich sehe unsere Lage noch nicht als eine verzweifelte an."**)

Am 21. März schreibt der Kaiser an Clerfayt: „Es ist kein Plan zulässig, der da nicht zu Offensiv-Operationen führt: eine energische Thätigkeit in der bevorstehenden Campagne ist das einzige Mittel, um den Credit und das Ansehen der Monarchie aufrechtzuerhalten oder wiederherzustellen, die insolenten Verdächtigungen zu zerstören, mit denen die Uebelgesinnten ganz Europa gegen uns erfüllen, und uns dem so wichtigen Augenblicke eines annehmbaren Friedens näher zu bringen, indem wir die Illusionen des Feindes hinsichtlich unserer angeblichen Erschöpfung und vollständigen Schwächung zerstören."***) In einem weiteren Briefe vom 1. April heißt es: „Alles ist für die Coalition verloren, wenn man nicht den festen Entschluß faßt, dem Feinde in dem beginnenden Feldzuge den hartnäckigsten Widerstand entgegenzusetzen; und lediglich die Concentration unserer Kräfte kann uns die Mittel zum energischen Handeln verleihen."†) Endlich schreibt der Kaiser am 10. April: „Die Umstände verlangen mehr als jemals, dem Glückszufall, so oft man es kann, etwas zu überlassen. — — — — Die Erfahrung lehrt mich, daß wir nur durch kräftige Operationen und durch eine energische Offensive Erfolge erringen können, die uns dem so ersehnten Augenblicke eines annehmbaren Friedens näher bringen."††)

Die jetzt am Rhein versammelte kaiserliche Armee war eine der zahlreichsten, die Oesterreich jemals aufgestellt hatte. Es ist ein Beweis

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 202.
**) Ebendaselbst, 203.
***) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 84.
†) Ebendaselbst, S. 89.
††) Ebendaselbst, S. 97.

von der sich selbst immer wieder verjüngenden Widerstandsfähigkeit des kaiserlichen Heeres, daß sich die niederländische Armee schon am Ende des Jahres 1794 fast vollständig von der Zerrüttung des vergangenen Sommers erholt hatte. Der doch sonst schwarz genug sehende Clerfayt konnte schon damals wieder die Haltung seiner Truppen rühmen. Ihre Disciplin, schrieb er, mache sie im Gegensatze zu den Engländern bei den Einwohnern allgemein beliebt.

Die durch die Vereinigung mit der Oberrhein-Armee so sehr gewachsene Zahl und Bedeutung gaben den Truppen jetzt vollends ihr altes Selbstgefühl wieder. Die Trennung von den englischen Alliirten und der Rückzug der Preußen kann auch nur dazu beigetragen haben, diese Stimmung zu erhöhen. Jetzt endlich war man der ewigen Plackereien doch zum größten Theile überhoben. Jetzt hoffte man von all' den unnatürlichen und verzwickten Verhältnissen befreit zu sein, welche die Combinirung mit den alliirten Truppen stets hervorgerufen hatte. Lediglich auf sich selbst gestellt und lediglich den offenen Feind bekämpfend, konnte man endlich hoffen, bessere Resultate zu erzielen als diese Jahre her, wo man vor Allem mit unsichtbaren Feinden zu kämpfen gehabt hatte. Man befand sich unter einer, den Oesterreichern ungleich verwandteren Bevölkerung, deren Sprache man verstand, und die durch tausend alte Fäden mit den Kaiserlichen verknüpft war. Man wurde von einer ungleich günstigeren Volksstimmung als in den Niederlanden getragen. Den Erblanden war man um die Hälfte näher. Man fühlte instinctiv, daß man auf dem Platze stand, wo ein österreichisches Heer eigentlich hingehörte. Man konnte leicht von den Erblanden her unterstützt werden. Die Friedensgerüchte des vergangenen Sommers waren durch die Ereignisse Lügen gestraft worden. Man sehnte sich, dem Feind endlich einmal in's Auge zu sehen und die Scharten des Vorjahres auszuwetzen. Auch Clerfayt würde dem doppelten Drängen keinen Widerstand entgegenzusetzen vermocht haben, da die Zeit kurz bemessen war, wenn man auch nur die Besatzung von Luxemburg retten wollte.

Da aber schloß Preußen den Frieden von Basel. Clerfayt hatte bei seiner Operation am Oberrhein wenigstens eine preußische Demonstration gegen Holland vorausgesetzt. Als er am 9. April die indirecte Kunde von dem Friedensschlusse erhielt, glaubte er, nähere Nachrichten über denselben abwarten zu sollen. Er fürchtete, daß sich mehr oder weniger die sämmtlichen deutschen Fürsten dem Beispiele Preußens anschließen, und daß sie wohl gar den Operationen der Kaiserlichen Hin-

dernisse in den Weg legen würden. Bei einem Vorstoß gegen Luxemburg fürchtete er in dieser Beziehung das Schlimmste, wenn er nicht eine ansehnliche Truppenmacht am Rhein stehen ließe. Eine Niederlage am linken Rheinufer, meinte er, könne die allergefährlichsten Folgen haben, und man wisse ja auch noch nicht, ob die Preußen sich nicht gar einer Offensiv-Operation jenseits des Rheines widersetzen würden, und wie weit die preußische Illoyalität gehe.

In Wien war man weit zuversichtlicher. Man habe ja doch, heißt es in einem, wie gewöhnlich von Thugut aufgesetzten, Schreiben des Kaisers an Clerfayt, nicht mehr erwarten können, als daß Westfalen und Norddeutschland von den Preußen geschützt würden. Und jedenfalls würde sich ja doch ein Artikel des Friedens auf diesen Punkt beziehen. Es sei nur die eine Gefahr vorhanden, daß die Franzosen zwischen Ehrenbreitstein und der Ruhr den Rhein überschritten, während die Kaiserlichen mit ihrer Unternehmung gegen Luxemburg beschäftigt wären. „Wie dem aber auch sei und in allen Fällen darf man von unserer Seite nicht zögern, den Rhein zu überschreiten, um sich mit voller Kraft gegen den Feind zu wenden. Ein solches offensives Debüt ist in der gegenwärtigen Campagne eine absolute Nothwendigkeit für uns, um die Reputation meiner Waffen zu heben, um das Vertrauen der Alliirten zu beleben und zu befestigen, um dem Verdacht zu begegnen, den die Uebelgesinnten unaufhörlich gegen die Loyalität meiner Intentionen erregen, und um endlich die Schwierigkeiten des Convents, die Unruhen und inneren Zwistigkeiten Frankreichs zu vermehren.“ *)

Aber Clerfayt blieb bei seiner Ansicht. Er meinte, es wenigstens abwarten zu sollen, bis sich das Chaos etwas entwirrt habe; man müsse vorerst wissen, wie die Geister gestimmt und die Dinge beschaffen seien, ehe man sich für irgend einen Plan entscheide. „Man kann sich nicht verhehlen, daß bei nur mittelmäßigen Kräften die unvermeidlichen Hindernisse das Unternehmen nicht bloß scheitern lassen, sondern die Lage der Dinge zu einer weit schlimmeren machen könnten, als sie es zur Zeit ist. So lange die Armee Ew. Majestät schön und ansehnlich ist, wird sie allen ihren Feinden imponiren und sie in Schach halten; und die Umstände werden Gelegenheiten darbieten, wo man handeln kann, ohne sich der gleichen Gefahr auszusetzen.“ **) Clerfayt stellt im weiteren Ver-

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 104.

**) Clerfayt an den Kaiser den 24. April. Ebendaselbst S. 113.

laufe seines Briefes eine Reihe von Fragen, die ein deutliches Licht auf seine ohne Zweifel schwierige Lage werfen. Vor Allem wünscht er zu wissen, wie er sich den Preußen gegenüber benehmen solle. Wenn sie den Rückzug der kaiserlichen Truppen bis hinter die Lahn begehrten, so glaubte er, ihnen willfahren zu sollen. Aber wie, wenn sie deren Rückzug bis hinter die Mainlinie verlangten? Wenn er auch dann Folge leistete, so glaubte er bis Mannheim zurückgehen zu müssen: hier aber wollten die Pfalzbayern außer dem vorhandenen einen Bataillon keine weiteren kaiserlichen Truppen aufnehmen. Sollte er sich ferner gegen die Preußen nur einer versöhnlichen Sprache bedienen, oder durfte er nöthigenfalls auch mit Entschiedenheit auftreten? Und was sollte er mit denjenigen Reichsständen anfangen, die ihr Contingent zurückziehen oder nicht mehr bezahlen wollten? In einer etwas früheren Eingabe redet Clerfayt noch deutlicher: „Die Armee des Feindes verstärkt sich jeden Tag; alle seine Kräfte wenden sich nach dieser Seite. Ich habe nur eine Brücke in Mainz und Pontons für eine zweite. Ich bin nicht überzeugt, daß ich hinsichtlich der Lebensmittel beruhigt sein kann. Man läßt es mich hoffen; aber ich habe kein einziges Magazin, ich muß mich auf dasjenige verlassen, was erst noch ankommen soll, und es bleibt dies immerhin ungewiß. Noch unsicherer bin ich hinsichtlich der Verproviantirung von Luxemburg . . . . . Die Preußen werden sich dem Rheinübergang nicht widersetzen. Im Gegentheil: sie werden sich darüber freuen, wenn wir eine Schlappe erleiden. Wenn wir dagegen einige Fortschritte machen, so können sie mit Leichtigkeit den Transport unserer Lebensmittel aufhalten. Die bloße Drohung, mit ihrer Armee zurückzumarschiren, kann die Truppen Ew. M. abhalten, sich zu weit und in ihrer Gesammtheit von Ihren Staaten zu entfernen. Wie man glaubt, ist Mainz in dem Vertrage mit einbegriffen; ich kann mich deßhalb nicht von demselben entfernen, ohne einige Truppen zur Sicherheit des Ueberganges zurückzulassen. Die Hessen und die übrigen Reichsfürsten könnten sich leicht auf die Seite der Gegner des Krieges schlagen. Nach unserem Rheinübergang würde das ganze rechte Rheinufer ein Interesse an dem Scheitern unserer Pläne haben. Man kann nicht hoffen, daß die Reichsarmee lange beisammen bleibt. Das schwäbische Reichscontingent wird nicht kommen, die Pfälzer werden sich erst am 15. Mai in Bewegung setzen; der Rest wird die Neutralität erwählen. . . . Kann ich unter solchen Umständen vorwärts gehen und die Armee Ew. Majestät großem Unglücke aussetzen? Ohne Zweifel darf ich dies

nur thun, wenn ich von Ew. Majeſtät beſtimmte Inſtructionen und poſitive Ordres erhalte.“*) Der Augenblick einer ſolchen Kriſe war freilich einer neuen großen Unternehmung nicht günſtig. Und die Natur des öſterreichiſchen Staats machte es Clerfayt möglich, ſeine Inſtruction als keine definitive zu betrachten. Die von Wien ausgehenden Pläne begannen dabei ſeit einiger Zeit an einer gewiſſen Unklarheit zu leiden, die an den September 1794 erinnert. Man hatte neben der bloßen Verproviantirung urſprünglich auch an einen wirklichen Entſatz gedacht.**) Bald aber tritt auch nicht mehr die Verproviantirung, ſondern die bloße Rettung der Garniſon in den Vordergrund; während man mit öſterreichiſcher Zähigkeit doch zugleich an dem Entſatz feſthält. Man ſollte eventuell dem Marſchall Bender entgegenrücken und dieſem dadurch zu einer günſtigen Capitulation verhelfen. Schon das kaiſerliche Schreiben vom 21. März redet von der Möglichkeit, daß Luxemburg nicht mehr zu retten ſei. In den Briefen des Kaiſers wird jetzt das Hauptgewicht auf den günſtigen Eindruck gelegt, den die luxemburgiſche Unternehmung bei den Alliirten hervorbringen müſſe. Ja es ſchiebt ſich ſchon in dem Schreiben vom 21. März noch ein ganz anderer eventueller Plan an die Stelle jener Unternehmung. Wenn man für Luxemburg direct nichts thun könnte, ſo dachte man in den oberen Elſaß und von da in die Franche Comté einzudringen, für die man das Condé'ſche Emigranten-Corps beſtimmt hatte und deren Bewohner man als zum Aufſtand geneigt darſtellte. Man hatte dieſen Gedanken damals wieder aufgegeben und ſich definitiv für die luxemburgiſche Unternehmung entſchieden.***) Das urſprüngliche Object der Offenſivoperation zerfloß aber doch unter der Einwirkung all' dieſer Pläne und Momente mit jedem Tage mehr und mehr in Nebel. Man meinte, es genüge vielleicht überhaupt eine Unternehmung auf dem linken Rheinufer, um Bender Luft zu machen. Nach der Verproviantirung von Luxemburg ſollte Saarlouis belagert werden. Daß auch der Gedanke einer elſäſſiſchen Unternehmung auf Clerfayts Zögern eingewirkt hat, zeigt ſein Schreiben vom 24. April. Wie immer blieb alles Detail dem Heerführer überlaſſen. Mittlerweile

*) Schreiben vom 20. April. Ebendaſelbſt S. 110 f.

**) Thugut an Colloredo, 8. April, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 201 f. Clerfayt an den Kaiſer, 3. März, bei Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmſer, S. 80; vgl. auch den Brief vom 30. März, ebendaſelbſt S. 86.

***) Siehe das oben angeführte Schreiben Thuguts an Colloredo vom 8. April.

ging der letzte Augenblick verloren, wo eine Rettung Luxemburgs noch möglich schien.

Clerfayt ließ Bender um den 20. April sagen, daß er in diesem Augenblick nicht auf Luxemburg marschiren könne. Er möge sich bis Ende Mai zu halten suchen. Bewegungen im Innern Frankreichs oder andere günstige Vorfälle würden dann vielleicht Gelegenheit zu seiner Befreiung bieten. Am besten sei es übrigens, wenn er bei Zeiten eine Capitulation nach dem Muster der von Mastricht erhalten könne.

Zu spät traf der zum Armeediplomaten ernannte Dietrichstein (25. April) bei Clerfayt in Groß-Gerau ein. Der Kaiser, sagte dieser Vertraute Thuguts, werde Alles genehmigen, was Clerfayt vorschlage. Aber man sei in Wien der festen Ueberzeugung gewesen, daß er am 22. oder 24. den Rhein überschreiten werde. Man wünsche in erster Linie die Verproviantirung von Luxemburg und hoffe, daß er noch Zeit haben werde, sie zu bewerkstelligen. Wäre aber die Verproviantirung nicht möglich, so wünsche man, daß Clerfayt einen Vorstoß gegen Luxemburg mache, um wenigstens dessen Garnison, die man vorher benachrichtigen müsse, zu retten. Sollte auch dies nicht möglich sein, so solle er das Festungscommando davon unterrichten, damit dieses unter den möglichst günstigen Bedingungen und vor Allem mit Conservirung der Besatzung capitulire. Dietrichstein betonte dabei, daß die Regierung in jedem Fall auf dem Rheinübergang bestehe. Man müsse wenigstens den Schein annehmen, auf Luxemburg marschiren zu wollen. Jede Operation dieser Art müsse nothwendig dem Platze bessere Bedingungen verschaffen. Man habe gemeint, daß Clerfayt die Unternehmung gegen Luxemburg mit der Wegnahme von Coblenz hätte beginnen sollen: dadurch würde seine rechte Flanke gedeckt und die Mosellinie gesichert worden sein. Irgend eine rasche Offensiv-Operation sei unumgänglich nöthig, um einerseits der Concentrirung der feindlichen Streitkräfte zuvorzukommen, andererseits den guten Willen Oesterreichs zu beweisen, den Unterschied zu zeigen, der zwischen seiner Handlungsweise und der jener Perfiden bestehe, die es eben im Stiche gelassen hätten. Es würden dadurch auch die Stände des Reichs beruhigt, und die Zahl Derjenigen verringert werden, die sich unter preußischen Schutz stellen möchten..... In der Folge werde wohl nichts anderes übrig bleiben, als ein Angriff auf den Elsaß oder auf Lothringen.

Clerfayt bestellte Dietrichstein auf den anderen Morgen. Er hatte sich inzwischen offenbar vorbereitet und setzte in der zweiten Zusammen-

kunft alle die Schwierigkeiten der luxemburgischen Unternehmung auseinander. Es sei jedenfalls zu spät, meinte er, um dort noch rechtzeitig einzutreffen. Davon aber auch abgesehen, seien die Hindernisse gar groß. Nach Abzug der zur Vertheidigung der Rheinlinie nöthigen Truppen und derjenigen Contingente, auf die man nicht mehr zählen könne, würden ihm für die Offensive nur 78,000 Mann übrig bleiben, von denen er 30,000 zur Beobachtung von Landau, 20,000 an der Mosel benöthige. Die ihm verbleibenden 28,000 Mann bildeten eine äußerst geringe Macht, um zum Angriff zu schreiten, zwei Schlachten zu liefern und bis Luxemburg zu gelangen. Dem Rückwege von dort würden sich dann noch viele Hindernisse entgegenstellen. Der Friede der Preußen erfülle ihn mit gar mancherlei Besorgnissen für seine Operationen. Er wisse nicht, welche Folgen derselbe haben könne, und wie er sich gegen die Preußen zu benehmen habe. Er habe Bellegarde zur Aufklärung über diese Punkte nach Wien gesandt; hoffe auch von dort einen Kriegsplan zu erhalten. Dietrichstein entgegnete, die Entwerfung eines solchen sei des Feldmarschalls Sache. Clerfayt blieb dabei, daß die von ihm entwickelten Gründe ihn hiervon abgehalten hätten. Er wolle mit Personen Rücksprache nehmen, die Land und Leute kennten. Das Einzige, wozu er sich entschloß, war die Erstürmung des durch doppelte Verschanzungen gedeckten Hartenbergs bei Mainz: sie erfolgte am 30. April und führte allen Hindernissen zum Trotz zu einem glänzenden Resultat.

Es folgten dann aber wieder lange Berathungen. Clerfayt meinte nun schon, man habe nur zwischen einem Angriff auf Hüningen und einem solchen auf Landau zu wählen. Der als Landeskundiger zugezogene Emigrant Turpin rieth zu einer Scheinoperation gegen Mainz, um dann mit voller Kraft zwischen Lauterburg und Fort Louis den Rhein zu überschreiten. Der noch immer in Frankfurt weilende Erbprinz von Hohenlohe rieth, Hüningen und Saarlouis anzugreifen und von beiden Punkten aus gegen Pfalzburg vorzudringen. Im Grunde hatte freilich Clerfayt durch die Ordre an Bender und durch seinen nochmaligen Apell an den Kaiser der ganzen Berathung präjudicirt. Es war jetzt nur zu natürlich, daß er erst die Rückkunft Bellegarde's abwarten wollte. Was er inzwischen that, deutete auf eine Unternehmung gegen Mainz.

Am 8. Mai kam Bellegarde zurück und brachte ein kaiserliches Handschreiben vom 3. mit, das wahrscheinlich von Bellegarde selbst entworfen und von Thugut überarbeitet worden war. In Wien war der

ursprüngliche Kriegsplan inzwischen noch mehr verblaßt. Die Operation auf dem linken Rheinufer war allmählig zu einer Belagerung von Landau geworden. Jetzt ging man, um Clerfayt überhaupt zu etwas zu bringen, auf dessen Gedankengang ein. Auf einen weiteren Vorstoß gegen Luxemburg ward verzichtet und statt dessen die Vertreibung der Franzosen aus ihrer günstigen Stellung vor Mainz empfohlen. Das Hauptgewicht wird jetzt vollends darauf gelegt, daß dem Feinde überhaupt nur ein Schlag beigebracht werde. Der Besatzung Luxemburgs sollte dadurch eine günstige Capitulation ermöglicht, und das gesunkene Ansehen Oesterreichs wieder hergestellt werden. Nach der Befreiung von Mainz sollten die Truppen einen Einbruch in den Oberelsaß versuchen. Der Kaiser entbindet Clerfayt ausdrücklich von jeder Verantwortlichkeit für das Mißlingen eines gewagten Unternehmens. „Wenn aber etwas mein gerechtes und unbegrenztes Vertrauen zu verringern im Stande wäre, so würde dies vielmehr ein Benehmen sein, das den Charakter der Unbestimmtheit und Unschlüssigkeit an sich trüge, welche auf die Armee und auf das Publikum stets den ärgerlichsten Eindruck hervorbringen und für den Erfolg des Krieges und für den einer großen Monarchie gebührenden Respect die nachtheiligsten Folgen haben."*)

Die Haltung des kaiserlichen Schreibens hängt mit der gesammten Politik des österreichischen Cabinets zusammen. Am 4. Mai war es zu einem Vertrage mit England gekommen. Oesterreich verpflichtete sich zur Stellung von 200,000 Mann gegen den gemeinsamen Feind. Das Versprechen einer Subsidienzahlung enthielt dieser Vertrag allerdings nicht, wie man oft irrthümlich behauptet hat**) und wie selbst Häusser die Sache zu drehen sucht, sondern nur das eines englischen Darlehens, und noch obendrein unter drückenden Bedingungen.***) Die durch das englische Anlehen Oesterreich zu Theil werdenden Geldmittel ermöglichten ihm aber doch immerhin die kräftige Fortsetzung des Krieges. Am 20. Mai folgte dann endlich das schon so lange ersehnte Schutz- und Trutzbündniß zwischen Oesterreich und England. Rußland sollte zum Beitritt eingeladen werden, „um so durch die Vereinigung der drei Höfe in Folge der engen Verbindung, die schon unter ihnen

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser. S. 129.

**) S. Sybel, a. a. O. III, 424.

***) Schon im Jahre 1794 hatte Oesterreich ein Darlehn von England erhalten. Aber auch damals waren die Bedingungen sehr harte gewesen.

bestehe, ein System einer Tripel-Allianz zu gründen, das zur Herstellung und Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Europa dienen könne." In Rußland war man um diese Zeit, des Baseler Friedens wegen, sehr gegen Preußen eingenommen. Man trat mit großer Entschiedenheit auf. Alles ließ sich günstig für die von Thugut erstrebte englisch-österreichisch-russische Tripelallianz an. Erst jetzt kam die Thugutsche Politik zu ihrer vollen Entfaltung. Erst jetzt schritt man zum eigentlichen Entscheidungskampf, und noch immer war für das Reich wie für Oesterreich ein nicht ungünstiger Ausgang möglich.

Auch in Deutschland hatte sich die Stimmung in unerwarteter Weise gegen den Baseler Frieden ausgesprochen. Man begann endlich einzusehen, welche Gefahren aus diesem Kriege für unser Vaterland erwachsen konnten. Gerade daß das Kriegsgetümmel Deutschland ersichtlich näher rückte, wirkte dabei in entscheidender Weise mit. Vermochte Oesterreich den Augenblick zu benutzen, so würde es eine bessere Unterstützung als bisher in Deutschland gefunden haben, ja es wäre ihm vielleicht auch noch möglich gewesen, sein altes Ansehen im Reiche wieder herzustellen. Man begriff auch die Sache in Wien sehr wohl und sehnte sich danach, der Welt recht deutlich zu zeigen, welch gründlicher Unterschied doch zwischen Oesterreich und Preußen bestehe. Die Rivalität gegen Preußen, die günstigere Lage des rheinischen Kriegstheaters, die diplomatischen Erfolge Thuguts, das englische Geld und der sichere Rückhalt endlich, den man jetzt an Rußland und England besaß — Alles wirkte zusammen, um Oesterreich noch einmal ein hohes Spiel spielen zu lassen. Es nahm in der Friedensfrage eine sehr entschiedene Haltung am Reichstage an. Oesterreichische Publicisten bearbeiteten in nicht ungeschickter Weise die öffentliche Meinung zu diesem Zweck, und schlugen dabei einen Ton an, wie er seit den Tagen Leopolds I verklungen war. Es kam wieder ein Schwung in die kaiserliche Politik, wie ihn das achtzehnte Jahrhundert kaum gekannt hatte. Es wehte wieder einmal Reichsluft durch's alte Deutschland.

Wäre doch der kränkliche alte Wallone, der an der Spitze der kaiserlichen und der Reichsarmee stand, der rechte Mann für die Situation gewesen! Wir konnten seinem bisherigen Zögern eine gewisse Berechtigung freilich nicht absprechen. Ja wir glauben, daß seine Beurtheilung der Lage, Angesichts der durch die preußische Handlungsweise hervorgerufenen Unsicherheit aller Verhältnisse, bis hierher wahrscheinlich die besser begründete war, während Thugut auch hier vielleicht

zu sehr den Maßstab dessen anlegte, was er selbst gethan, wenn er als General einer großen Armee am Rhein gestanden hätte: er sah die militärischen Dinge doch immer nur aus der Vogelperspective und ließ sich vorzugsweise durch die Rücksichten auf die fremden Cabinette leiten. Man kann Clerfayt wohl noch keinen großen Vorwurf daraus machen, daß er auch nach dem Eintreffen Bellegarde's immer wieder etwas zu unternehmen zögerte. Da man einmal entschlossen war, von Luxemburg abzusehen, so drängte jetzt die Zeit nicht mehr, und es war deßhalb doch immerhin einigermaßen gerechtfertigt, wenn er nun auch noch die wirkliche Publicirung des Baseler Friedens und die Folgen davon abwarten wollte: nur ein sehr genialer Feldherr würde anders haben handeln können. Die Preußen wünschten Mainz und Ehrenbreitstein in die Demarcationslinie einzubeziehen. Hohenlohe eröffnete hierüber Unterhandlungen mit Clerfayt. Ja es tauchte der bedenkliche Plan auf, daß Hohenlohe zum Schutze von Mainz zugleich den Oberbefehl über die Reichstruppen übernehmen sollte. Obwohl das Verhältniß zu dem Erbprinzen längst nicht mehr das alte gute von 1793 und 1794 war, so wagte Clerfayt doch nicht, die Verhandlungen einfach abzubrechen. Er berichtet unter dem 15. Mai erst wieder an den Kaiser. An diesem Tage ward zu Frankfurt, wo sich die Preußen ganz häuslich eingerichtet hatten, in feierlichster Weise unter Kanonenschüssen und Musketensalven der Baseler Friede publicirt.*)

Am 7. Mai war auch bei dem Reichstag in Regensburg die officielle Uebergabe des Friedenstractats erfolgt. Wie wir bereits erzählt, fiel in diese Zeit auch der wirkliche Abschluß über die Demarcationslinie. Es ward eine Linie gezogen, die längs der Ems bis Münster hinaufging, dann im rechten Winkel westwärts abbog und von der holländischen Grenze bis in die Gegend von Düsseldorf den Rhein begleitete. Düsseldorf und ein kleiner rechtsrheinischer Bezirk wurden von der Linie eingeschlossen, während dieselbe sonst in dortiger Gegend mit der Grenze der Grafschaft Mark zusammen fallen sollte. Ebenso wurde von Ehrenbreitstein bis in die Gegend von Frankfurt ein schmaler District für die kaiserlichen Truppen frei gelassen; während Frankfurt selbst in den Händen der Preußen blieb. Die Linie lief dann wieder den Rhein entlang bis Mannheim und den Neckar

*) Clerfayt empfand es bitter, daß er keine besondere officielle Mittheilung erhielt.

aufwärts bis Wimpfen, so daß man statt der Mainlinie eine Neckarlinie erhielt. Ueber Löwenstein erreichte sie nicht allzuweit von Augsburg sogar die Donau, schloß Donauwörth und Nördlingen ein und lief längs der bayrischen, oberpfälzischen und böhmischen Grenze nach Schlesien. Preußen verbürgte sich für die strenge Neutralität der innerhalb der Linie gelegenen Reichsstände.

Es liegt auf der Hand, wie hinderlich eine solche Demarcationslinie für die kaiserlichen Truppen sein mußte. Man sieht recht deutlich, was es für Oesterreich zu bedeuten hatte, daß die Markgrafschaften jetzt in den Händen Preußens waren. Die directe Verbindung nach den Erbstaaten ward von ihr durchkreuzt; und die Aussicht, daß sich die Preußen in ihrem Rücken aufstellen könnten, mußte den Kaiserlichen in mehr als einer Hinsicht nicht gerade tröstlich erscheinen. Die zum Entsatze von Mainz versammelten Truppen geriethen auf die Länge in eine unhaltbare Lage, wenn sie die Demarcationslinie respectirten. Clerfayt fürchtete der Lebensmittel wegen, nicht allein mit den Franzosen sondern auch mit den Preußen handgemein werden zu müssen.

Am 7. Juni capitulirte Luxemburg: die Besatzung hatte sich weit länger gehalten, als Clerfayt bei seiner Verhandlung mit Dietrichstein erwartet hatte.

Am 8. Juni forderte der englische Minister Grenville Clerfayt in einem dringenden Privatbriefe auf, das „Unmögliche" zu versuchen, um die am Rhein stehenden französischen Armeen zu beschäftigen und die Franzosen dadurch von einer Absendung nach der Bretagne abzuhalten, wo gerade damals die Landung bei Quiberon vorbereitet wurde.

Auch von Wien kamen Clerfayt wieder die dringendsten Mahnungen zu. Es dürften niemals, schreibt ihm Thugut in einem Privatbriefe am 21. Mai, militärische Operationen aus politischen Rücksichten unterlassen werden. Von Allem, was er zu wissen brauche, werde ihn der Kaiser schon unterrichten. Ueber die gesammte politische Lage könne er doch niemals genügend orientirt werden. Gebe er aber politischen Erwägungen Raum, so würden dies die offenen und versteckten Feinde Oesterreichs benutzen und ihm die Dinge unter einem falschen Lichte darstellen, sei es auch nur um ihn dadurch in Verlegenheit zu bringen und über seine Gesinnungen und Pläne auszuforschen.*)

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 132 f.

Ein ebenfalls von Thugut entworfenes kaiserliches Handschreiben desselben Datums äußert sich natürlich noch weit entschiedener. Der Kaiser bedaure es außerordentlich, daß Clerfayt den preußischen Insinuationen Gehör geschenkt habe. Die Preußen wollten ihn nur irreleiten, um die österreichische Unternehmung aufzuhalten. „Sie dürfen dem, was Ihnen die Preußen über Neutralitäten, Demarcationslinien, Pacificationsprojecte und andere Dinge dieser Art sagen, kein Ohr schenken. Ja, Sie dürfen sich mit ihnen in keinerlei Discussion über diese Angelegenheiten einlassen.“*) Er solle lediglich entgegnen, daß er seinerseits die ihm aufgetragenen Operationen weder abändern noch aufschieben könne.

Aber die Lahmheit der Kriegführung war Clerfayt jetzt bereits dermaßen zur andern Natur geworden, daß er sich zu keiner Art von Offensive entschließen konnte. In dem jetzt folgenden Theil des Jahres 1795 verdient er ohne Zweifel den härtesten Tadel. Wenn er über den Mangel an Lebensmitteln sich beschwert, so sind seine Klagen offenbar sehr übertrieben: nur hinsichtlich der Fourage scheint wirklich einige Noth geherrscht zu haben. Gegen einen Angriff des nahen französischen Lagers vor Mainz weiß Clerfayt doch eigentlich nur einzuwenden, daß die Verluste zu bedeutend und der Nutzen ein zu geringer sei, als daß er ohne nochmalige Anfrage dazu schreiten möchte. „Statt zu handeln“, sagt Vivenot, „sendet er neuerdings einen Courier um den andern an den Kaiser. Bald ist es Dietrichstein, bald Bellegarde, bald Lauer, der die Bitte um neue Befehle nach Wien überbringt, die er hinwieder, wenn sie am Rhein eintreffen, niemals befolgen zu können sich in der Lage glaubt.“**)

„Ich habe alles Vertrauen in die Festigkeit und Talente dieses Generals verloren“, schreibt Thugut am 4. Juni an Colloredo; „wenn er noch länger zaudert, wird er sich in Kurzem zur Defensive gezwungen sehen. Denn schon jetzt bedrohen uns die Franzosen mit Offensiv-Operationen und nöthigen uns ihren Bewegungen zu folgen, indem sie auf Mannheim losgehen, oder bis in die Hüningen gegenüber liegenden Gegenden vorstürmen. In Folge davon wird trotz der glänzendsten Armee, von der die Geschichte gehört hat, in kurzem Alles verloren sein, und die Preußen und die Reichsfürsten werden uns mit Recht zurufen, daß man Frieden schließen muß, wenn man den Krieg durchaus

*) Ebendaselbst 134.

**) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, Einleitung S. XCI.

nicht zu führen versteht."*) Und am 20. Juni: „Ich habe über die Depesche Clerfayts geweint. Da sind wir bei dem schon seit so langer Zeit vorhergesehenen Augenblicke angelangt, wo man in Folge der Kleinmüthigkeit den Franzosen den Vortheil der Offensive überläßt. Wie ich nicht zweifle, werden wir bald vom Rhein verjagt sein. Wie viel verdankt nicht der König von Preußen unseren Generalen!"**)

Jetzt mindestens war es erforderlich, Clerfayt sofort das Obercommando zu nehmen. Aber der Kaiser konnte sich nicht ohne Weiteres zu einer so entschiedenen Maßregel entschließen. Die Capitulation von Luxemburg schien allerdings in gewissem Sinne dem Faß den Boden ausgeschlagen zu haben. Die Nachricht von der Uebergabe Luxemburgs bestätige sich, schreibt Thugut am 17. Juni an Colloredo; ausgenommen, daß die Besatzung keinen freien Abzug erhalte, sondern mit der Begünstigung, sich in die Erbstaaten zurückbegeben zu dürfen, kriegsgefangen werde. In Böhmen und Mähren sei sie, fügt er mit einem Seitenblick auf Preußen hinzu, ohne Zweifel recht nützlich. Dieses traurige Ereigniß werde aber überall und namentlich in London eine schreckliche und für Oesterreich in diesem Augenblick sehr unangenehme Aufregung hervorrufen. „Zugleich wird es eine für die österreichischen Waffen ewig schmachvolle Epoche sein, wo der Marschall Bender sich wenig ehrenvollen Bedingungen unter den Augen einer Armee von 180,000 Mann unterwerfen und langsam zu Grunde gehen mußte, ohne daß man einen Schritt vorwärts zu seiner Unterstützung gewagt hat."***) In der That hatte man weder irgend etwas gethan, um günstigere Bedingungen für Luxemburg zu erhalten, noch den ungünstigen Eindruck von dessen Fall zu verwischen.

Seit der Capitulation von Luxemburg konnte man natürlich nicht mehr an Bender als eventuellen Nachfolger Clerfayts denken. Es war aber eine Folge desselben Gedankenganges, und es beweist deutlich, wie aufrichtig es Thugut um eine ernstliche Fortführung des Krieges zu thun war, wenn er jetzt seine Augen wieder auf Wurmser warf. Der Rücksichten auf Preußen war man jetzt überhoben, und wenn Thugut an Bender wegen dessen Beherztheit gedacht hatte, so besaß Wurmser diese mindestens im gleichen Grade. Es geschah gewiß nicht ohne eine officiöse Anregung, daß der letztere unter dem 20. Juni dem

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 221 f.

**) Ebendaselbst, 228.

***) Ebendaselbst, 225.

Kaiser einen offensiven Operationsplan unterbreitete. Die Lage, heißt es darin, könne besorgnißerregend erscheinen. Aber sie sei durchaus noch keine verzweifelte, so lange man noch fast 180,000 Mann den Franzosen entgegenzustellen habe. Man sage, daß der Mangel an Fourage den Rheinübergang verhindert habe. Ein solcher Grund scheine immerhin möglich. Wenn er aber, fügt Wurmser ungläubig hinzu, nicht der einzige Grund der Unthätigkeit gewesen, so müsse man sich wohl hüten, die übrigen zu enthüllen, um die Reputation der braven Truppen zu schonen, die sich sicher bei der ersten Gelegenheit bewähren würden. Die Ernte werde dem Mangel an Fourage abhelfen. Was das Brod betreffe, so glaube er nicht, daß daran die Armee bisher viel Noth gelitten habe. Clerfayt solle 70—80,000 Mann vor Mainz und zur Vertheidigung der Rheinlinie von Düsseldorf bis Straßburg zurück lassen und mit 100,000 Mann bei Altbreisach und Hüningen den Rhein überschreiten. Wenn das Geheimniß bewahrt werde, so würde ein so kühnes Unternehmen im Augenblick des preußischen Abfalls die noch verbleibenden Alliirten ermuthigen, Paris aber und das französische Volk in die heftigste Aufregung versetzen.*)

Am 27. Juni landete die für die Bretagne bestimmte englische Expedition auf der Halbinsel Quiberon. Die Leitung des Unternehmens war keinen geschickten Händen anvertraut worden. Die französischen Royalisten waren uneinig; die strengere Richtung wollte von dem von den Engländern octroyirten Führer als von einen Liberalen und Constitutionellen nichts wissen. Der auf der englischen Flotte anwesende Graf Artois konnte sich nicht entschließen, sich persönlich an die Spitze der Chouans zu stellen. Die Regierungstruppen dagegen wurden von Hoche commandirt, der sich seiner Aufgabe in glänzendster Weise entledigte. Ehe der Rest der Truppen gelandet war, brachte er den Royalisten eine Niederlage bei und zwang sie dann, sich kriegsgefangen zu ergeben. Die englische Flotte mußte wieder absegeln. Hoche verfolgte seinen Sieg mit solchem Geschick, daß von dem 16. Juli 1795 in der That die definitive Unterdrückung des Aufstandes in der Bretagne und Vendée datirt. Und leider rief der klägliche Ausgang der englischen Expedition in Verbindung mit dem fast gleichzeitigen spanischen Frieden und dem Tode des Dauphins auch in der Stimmung Frankreichs und in dem Parteigetriebe des Convents eine Schwenkung nach links her-

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser. S. 154 f.

vor. Die royaliſtiſche Strömung hatte bis dahin täglich mehr Oberwaſſer bekommen. Selbſt Männer wie Tallien und Pichegru hatten mit den Bourbonen angeknüpft. Der republikaniſche Rückſchlag war aber jetzt ſo gewaltig, daß der elende Tallien, um ſich zu reinigen, die Maſſenhinrichtung der bei Quiberon Gefangenen beantragte. Von dem Königthum war nicht mehr die Rede. In dem Convent behielten diejenigen die Oberhand, aus deren Händen Frankreich dann ſeine neue Verfaſſung mit den 5 Directoren und dem Rath der Fünfhundert empfing.

Der günſtige Augenblick zu einem Vorſtoß gegen die franzöſiſche Grenze war wieder verpaßt. Clerfayt blieb ſtets dabei, daß er nicht wiſſe, weſſen er ſich von den Preußen, und weſſen er ſich von den übrigen Reichsfürſten zu verſehen habe, und behauptete ſtets, daß es ihm an Wagen, an Lebensmitteln und an Geld fehle. Es half nichts, daß man ihn hinſichtlich der Preußen beruhigte und die beſtimmteſten Befehle unabläſſig wiederholte, nöthigenfalls gegen die Reichsfürſten und Reichscontingente Gewalt zu gebrauchen. Es half auch nichts, daß man ihm vorhielt, warum er nicht rechtzeitig wegen der Lebensmittel Sorge getragen habe. Allerdings iſt es gewiß, daß der von Lacy influenzierte Hofkriegsrath und das Finanzdirectorium auch jetzt mancherlei Vorwände für Clerfayts Verhalten lieferten. Tauchte doch einmal der wunderbare Plan auf, die Kavallerie zurückmarſchiren zu laſſen. Seit man ſeine Augen auf Wurmſer geworfen, drängte man auch Clerfayt weniger zu einer großen Unternehmung. Er werde nächſtens Mittheilungen über den neuen Plan erhalten, hieß es. Inzwiſchen ſolle er den Feind durch kleinere Unternehmungen und Demonſtrationen beunruhigen. Und es iſt in der That nicht einzuſehen, warum Clerfayt nicht wenigſtens dies that, da es ihm dazu doch an Lebensmitteln nicht gebrechen konnte, wenn die Armee nicht überhaupt vor Hunger umkam. Aber die Rheinarmee rührte ſich nicht. Clerfayt verlegte ſein Hauptquartier von Groß-Gerau nach Schwetzingen.

Zum Glück langten aus Italien günſtige Nachrichten an, die den Muth der Regierungskreiſe wieder hoben. De Vins eroberte am 20. Juni Madonna del Monte; am 25. die Verſchanzungen von Sette Pani. Am 29. mußte Kellermann Vado räumen. Anfangs Juli ſtanden die Kaiſerlichen zwiſchen Rocca Barbeno und Loano in der Riviera und waren alſo nicht mehr ſo ganz weit von Nizza entfernt. Es ſchien in der That nicht allzu ſchwierig, von dieſer Seite in Frankreich einzu-

bringen. Bei Rücksendung des Berichts über diese Fortschritte schreibt Thugut am 8. Juli an Colloredo: „Beim Lesen ist mir das Herz zum ersten Mal seit langer Zeit wieder aufgegangen. Gott gebe, und ich wage es zu hoffen, daß endlich, glücklichere Tage auf die so lange Reihe betrübender Widerwärtigkeiten folgen.“*) Thuguts Correspondenz mit Colloredo giebt uns auch gerade für diese Zeit ein deutliches Bild von seiner Stimmung und seinen Absichten.

Schon während des Jahres 1795 wurde Frankreich nicht müde, Oesterreich auf allerlei officiösen Wegen Friedensanerbietungen zu machen. Bei der Uebergabe von Luxemburg hatte Merlin von Thionville zu diesem Zwecke mit Bender und mit einem gewissen Kroch angeknüpft: die Erwerbung von Bayern sollte die Grundlage des Friedens bilden; Kroch war etwas zu sehr auf die Sache eingegangen. Bei Rücksendung von Benders Bericht sagt aber Thugut, es würde die unverzeihlichste Schwäche sein, wenn man solche Träumereien der geringsten Aufmerksamkeit würdigen wollte. Der Convent befinde sich in Folge der inneren Wirren in einer immer steigenden Verlegenheit und könne nur mit Bestürzung auf die innige Vereinigung der drei wichtigsten Höfe Europas blicken. „Ich will nicht auf die oft discutirte Frage zurück kommen, wie man mit einer Regierung unterhandeln könne, die ihrer Existenz nicht von einem Tage zum andern sicher ist..... Ich frage nur, ob man allein und unter der Hand mit dem Convent verhandeln und sich dadurch in die Gewalt von Räubern begeben soll, die uns nur zu schaden begehren, und die nur das Geheimniß unserer Unterhandlung zu verrathen brauchen, um uns rettungslos zu verderben. Aber auch angenommen, es geschähe das Unmögliche und wir erhielten einen Frieden, wie ihn Merlin dem Kroch vorgespiegelt hat, — wie könnten wir uns im Besitze von Bayern erhalten? Wie kann ein denkender Mensch auch nur einen Augenblick glauben, daß die Verbrecher des Convents, wenn sie uns glücklich mit aller Welt brouillirt und der Verwünschung von ganz Europa preisgegeben, die Redlichkeit haben würden, einen Krieg bis auf's Messer zu führen, um uns zu dem Besitze von Bayern zu verhelfen? ... Rußland befindet sich schon in einiger Verlegenheit durch die Verbindlichkeiten, die es uns gegenüber hinsichtlich Polens übernommen, und würde wahrscheinlich schnell den Vorwand ergreifen, um sich mit Preußen zu arrangiren; und statt die Palatinate Krakau und Sendomir zu erhalten,

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 239.

würden wir zunächst wahrscheinlich auch aus den Palatinaten Lublin und Chelm vertrieben werden. England würde uns mit Vorwürfen überhäufen .... und sich rasch mit Preußen vereinigen. Der König würde in Berlin ein schönes Tedeum wegen unseres ebenso unfaßbaren wie unerwarteten Mißgriffs singen, dann aber uns bedeuten lassen, daß wir Bayern binnen 24 Stunden zu räumen hätten. Und die Klugheit würde uns nicht einmal erlauben, auch nur einen Augenblick sauer dazu zu sehen. Denn sonst würde der König, verstärkt durch Sachsen, Bayern, das ganze Reich, Große und Kleine, in gerechter Entrüstung über uns herfallen, nöthigenfalls auch die Türken aufreizen, die Rußland ... gewähren lassen würde, um sie nachher mit desto mehr Muße zu verspeisen. Dann würde Herr von Kroch die Hülfe seines Freundes Merlin anrufen und es würde sich finden, daß Bürger Merlin und Consorten inzwischen guillotinirt oder gehenkt worden. .... Die Unterhandlung Krochs übrigens, so absurd sie auch ist, könnte ernste Folgen haben und uns von Neuem endlose Weiterungen auf den Hals laden, wenn etwas davon verlautete." Bender und Kroch müßten deßhalb den ausdrücklichsten Befehl erhalten, mit Niemandem ohne Ausnahme „von dieser Intrigue Krochs" zu reden. Glaube Colloredo, daß trotzdem das Geheimniß nicht bewahrt werden könne, so sei es besser, die ganze Geschichte sofort in Petersburg und London mitzutheilen.*)

Im Convent war der Vorschlag laut geworden, die Tochter Ludwigs XVI gegen die drei von Dumouriez überlieferten Convents-Deputirten und einige andere hervorragende Republikaner auszutauschen. Hätte Thugut mit Frankreich anzuknüpfen gewünscht, so würde er natürlich mit Freuden auf diesen Gedanken eingegangen sein. Hatten doch die Franzosen von Anfang an das Leben und die Freiheit der königlichen Familie wie eine Handelswaare benutzt, wenn sie Verhandlungen mit den Alliirten anknüpfen wollten. Thugut würde dabei dem ehemaligen Beispiele Preußens gefolgt sein. Er nimmt den Plan aber sehr kühl auf. Natürlich spreche die Menschlichkeit sehr zu Gunsten der Prinzessin. Andererseits aber liege etwas sehr Unpassendes darin, daß eine leibliche Cousine des Kaisers und Tochter Ludwigs XVI gegen Verbrecher ausgeliefert werden solle, die sich für den Tod ihres Vaters gestimmt zu haben rühmten. Jedenfalls solle man abwarten, bis der

*) Thugut an Colloredo den 5. Juli 1795, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 236 ff.

Nationalconvent directe und förmliche Eröffnungen über diesen Gegenstand mache.*)

Am 20. Juli ist Thugut wieder außer sich über Clerfayt. „Das seit einiger Zeit von dem Marschall Clerfayt angenommene Betragen ist wirklich zum Verzweifeln. Das Schlimmste ist, daß demselben nicht bloß Schwäche zum Grunde zu liegen scheint, sondern böser Wille, der da beständig Vorwände aufsucht, um den Entschluß des Nichtsthuns zu rechtfertigen. Es ist hohe Zeit, daß S. M. Maßregeln ergreife, um dem zu steuern."**)

Auf die Nachricht von der Niederlage bei Quiberon endlich heißt es am 9. August: „Es sind schlimme Nachrichten aus dem Innern Frankreichs da. Wie man versichert, sind die in der Bretagne ausgeschifften Emigranten vollständig unterlegen. Wie unangenehm dies Ereigniß auch ist, so würde mich die Sache an und für sich wenig beunruhigen. Aber die Preußen werden sich auch dieses Vorfalls bedienen, um uns die öffentliche Meinung im Reich abwendig zu machen; und noch unendlich mehr leide ich unter der Besorgniß, daß die Engländer für diese Schlappe die Unthätigkeit des Herrn von Clerfayt verantwortlich machen, und daß auch Rußland denselben Vorwurf erheben werde, und zwar um so mehr, als E. E. . . . ersehen, welche Hoffnungen die Kaiserin auf die Landung an der französischen Küste persönlich zu setzen schien."***) Worte, die keinen Zweifel aufkommen lassen. Es war gerade kein deutscher Patriotismus, von dem Thugut geleitet wurde. Aber die Politik Oesterreichs war so unauflöslich mit den Interessen des Reiches verflochten, daß es nur bei einer energischen Vertheidigung desselben seine Rechnung finden und Preußen gegenüber seinen Platz behaupten konnte.

Der Kaiser schloß sich vollkommen den Anschauungen seines Ministers an. Am 18. Juli schreibt auch er an Clerfayt — auch dieses Schreiben ist von Thugut entworfen —: „Ich bin sehr betrübt, daß mir meine Rheinarmee fortwährend kein Lebenszeichen giebt; und ohne die Thätigkeit und die Fortschritte De Vins' in Italien würde es mir in der That sehr schwierig sein, der Schmähung meiner Waffen und den Vorwürfen meiner Alliirten zu begegnen. Ich habe mit rechtem

*) An denselben den 15. Juli. Ebendaselbst 241 f. Die Auslieferung erfolgte trotzdem.

**) Ebendaselbst 244.

***) Ebendaselbst 251.

Mißfallen vernommen, daß sich sowohl bei der Armee als im Reich das Gerücht verbreitet hat, der Mangel an Befehlen und Instructionen von meiner Seite stände Ihrem guten Willen im Wege. Sie wissen besser als irgend Jemand, wie es sich hiermit verhält. Unter allen meinen Depeschen befindet sich keine einzige, in der ich Sie nicht aufgefordert habe, zu Offensiv-Operationen zu schreiten und sich nicht durch solche von Seiten des Feindes zuvorkommen zu lassen. Ich habe Ihnen dabei alles Uebrige anheimgestellt. Um Ihnen die Wahl der Unternehmungen zu erleichtern, und um Ihre Besorgnisse zu beschwichtigen, habe ich Sie im voraus von jeder Verantwortlichkeit für deren Ausgang entbunden. Ich habe so viel als möglich für die Bedürfnisse der Armee gesorgt, so bald sie mir bekannt wurden; und ich habe dabei nicht ergründen wollen, ob nicht eine strengere Aufsicht der bedauernswerthen Zunahme des Mangels bei Zeiten hätte begegnen können. Ich habe unabläßig Sorge getragen, Sie über meine Absichten au fait zu erhalten, indem ich Ihnen in großen Umrissen die Regeln vorgezeichnet habe, nach denen Sie Ihr Benehmen einzurichten hätten. . . . . So . . . glaube ich, ziemlich alle die Zweifel zu lösen, denen ich mit Bedauern in Ihren Berichten unaufhörlich begegne, und deren Grund fast immer derselbe ist, obwohl unter verschiedenen Formen. Ein wenig Nachdenken muß Ihnen zeigen, daß ich Ihnen bei der Entfernung nur allgemeine Regeln geben kann . . . Sie dürfen deßhalb nicht erwarten, daß ich im Einzelnen die zum großen Theil sehr befremdenden Gerüchte jeder möglichen Art erörtere, welche die Preußen und andere feindlich Gesinnte jeden Tag verbreiten, und die offenbar nur den Zweck haben, Sie zu beunruhigen und irrezuleiten; und Sie wären unentschuldbar, wenn Sie dieselben zum Vorwande nehmen wollten, um den Marsch der Truppen aufzuhalten, bis Sie neue Verhaltungsmaßregeln von Wien erhalten hätten.“*)

Unter dem 30. Juli ward Clerfayt verständigt, daß die rheinischen Streitkräfte wiederum, und zwar unter abermaliger Verschiebung der Truppenkörper, in zwei Armeen getheilt werden sollten. Die Reichsarmee sollte jetzt unter Clerfayt mit einem Theil der kaiserlichen Truppen vereint die Strecke von Düsseldorf bis Cappeln vertheidigen. Die zweite oder Oberrhein-Armee unter Wurmser sollte die Offensive ergreifen. Es handelte sich um die Eroberung des Elsasses und wo möglich auch der Franche Comté: man hatte sich jetzt definitiv für diesen Plan entschieden.

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 166 ff.

So wenig Clerfayt dem Kaiser für die Vereinigung beider Armeen Dank gewußt hat, so tief verletzt war er doch durch diese Maßregel, die er sich selbst dem Kaiser gegenüber nicht scheut als eine Erniedrigung zu bezeichnen, der er sich nicht fügen könne. Er begehrte jetzt in wahrhaft stürmischer Weise seinen Abschied. Seine Gesundheit erlaube ihm schlechterdings nicht, weiter zu dienen. Wenn nicht bald ein Nachfolger ernannt werde, so sehe er sich genöthigt, den Befehl provisorisch in die Hände des Grafen Wartensleben niederzulegen, „um sich nach Oesterreich begeben zu können."*)

Mit Recht verwies der Kaiser seinem General den Gedanken des Rücktritts als einen in diesem Augenblicke absolut unstatthaften; und Clerfayt fügte sich noch einmal. Aber seine Stimmung blieb dieselbe. Die Truppenverschiebung gab von Neuem einen trefflichen Vorwand an die Hand, und es kam während des ganzen August wiederum nicht einmal zu jenen Demonstrationen, die man doch am 18. Juli Clerfayt so dringend zur Aufgabe gemacht, und zu denen sich dieser selbst dem Lord Grenville gegenüber verpflichtet hatte.

Am 22. August langte Wurmser in Freiburg, dem Hauptquartiere seiner Armee, an. Schon sein erster Privatbericht an Thugut weicht wesentlich von dem ab, was Clerfayt unausgesetzt behauptet hatte. Von einem Mangel an Lebensmitteln ist keine Rede. Er bittet nur um etwas mehr Munition und um eine „Gratisgage" für die Armee. Das größte Hinderniß für einen Rheinübergang sei der Mangel an Pontons, und es hätte dieser in der That sein und des Hofes lebhaftes Verlangen leicht kreuzen können. Aber mit Hülfe einiger Schiffe, an denen er unausgesetzt arbeiten lasse, hoffe er doch auch diese Schwierigkeit zu beseitigen, um zwei Brücken über den Rhein schlagen zu können. „Ich sage E. E., daß ich die Armee sowohl befähigt als disponirt gefunden habe, sich wieder etwas Elan zu geben. In der Erwartung, daß alles zum Handeln Nothwendige zur Stelle geschafft werde, trage ich Sorge, nicht etwa meine Generale über die Möglichkeit einer Action zu consultiren, sondern sie mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es einer solchen absolut bedarf, und vor Allem ihnen zu zeigen, daß wir als Gegengewicht gegen die vorhandenen realen Schwierigkeiten, die unseren

*) Schreiben an den Hofkriegsrath-Präsidenten Wallis vom 21. August bei Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 189. Vergl. auch Schreiben an denselben vom 13. August ebendas. S. 186; ferner Schreiben an den Kaiser vom 12. und vom 21. August ebendas. 183 ff. und 190 f.

Eifer um so mehr beleben müssen, eine zahlreiche Armee, brave Truppen und die Sicherheit besitzen, daß uns der Hof an keinem nöthigen Gegenstande Mangel leiden lassen wird."*)

Alles berechtigte zu den besten Hoffnungen. Wie Dietrichstein berichtet, war der Geist der Armee niemals ein besserer gewesen. Mit Wurmsers Erscheinen kam sofort in Alles ein anderes Leben. Man fühlte es, daß er noch der alte Husarengeneral von 1793 war, und daß dieses Jahr ihn nicht etwa entmuthigt hatte, sondern umgekehrt anspornte, die damalige Scharte wieder auszuwetzen. Am 1. September langten die letzten für die Oberrhein-Armee bestimmten Truppen an ihren Bestimmungsorten an. Schon in den letzten Tagen des August beauftragte Wurmser den Oberst Duka mit einer Besichtigung des Rheins. Dessen ausführlicher Bericht constatirte so viel Hindernisse, daß Wurmser meinte, wenn er (Wurmser) zu den Bedenklichen gehörte, würde er längst von der Unmöglichkeit einer Rheinüberschreitung überzeugt worden sein. „Da ich mich aber nicht nach diesem Rapport richten kann und da ich mich im Punkte der Schwierigkeiten gewöhnt habe, nur meinen eigenen Augen zu trauen, so werde ich, während die zu den Operationen nöthige Artillerie herankommt und ihre Vorbereitungen trifft, und während man die schadhaften Schiffe wieder ausbessert, sowie die Magazine für die Lebensmittel herrichtet, selbst das Rheinufer besichtigen. Wahrscheinlich wird mich meine große Begierde nach einer Action weniger Unüberwindliches in den Schwierigkeiten finden lassen."**)

Schon war das Gerücht von dem projectirten Rheinübergang und von der Unternehmung gegen den Elsaß und die Franche Comté zu den Franzosen gedrungen. Barthelemy warnte in Basel vor einer Verletzung der schweizerischen Neutralität. Es wurden Schriftstücke über diesen Punkt gewechselt.

Schon übersandte man andererseits Wurmser Proclamationen für die zur Invasion bestimmten Gebiete. „Wenn einige Wahrscheinlichkeit besteht, daß man bei Ueberschreitung des Rheins Vortheile davon zu tragen vermag, — daß man, wenn das Glück uns nur mittelmäßig begünstigt, doch wenigstens Hüningen einzunehmen und zu behalten hoffen darf . . . . . oder wenn man wenigstens mit einiger Sicherheit darauf rechnen kann, daß man im Fall des Mißlingens die Armee in ihre

*) Wurmser an Thugut den 26. August bei Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 191 f.

**) Wurmser an Thugut den 31. August. Ebendaselbst S. 193 f.

Winterquartiere jenseits des Rheins werde zurückführen können, ohne einen erheblichen Verlust zu riskiren: — in allen diesen drei Fällen ist es mein Wille, daß Sie so bald als möglich zu der Unternehmung schreiten, weil dieselbe in jedem Fall den Feind im eigenen Lande beschäftigen, und deßhalb seine Invasionspläne zu nichte machen ..... und ihn verhindern wird, seine sehr ansehnlichen Streitkräfte gegen den General de Vins und nach der italienischen Seite überhaupt zu richten, und weil sie endlich etwaige englische Unternehmungen an den Küsten und in das Innere in wirksamer Weise unterstützt." Es wird ein Bericht über die Sachlage und Mittheilung von Wurmsers Plänen erbeten. Man wolle hierdurch aber gewiß nicht die Unternehmung aufhalten. „Die Dringlichkeit des Augenblicks würde es nicht gestatten."*)

Nur wenige Tage konnte es dauern, und Wurmser würde wirklich über den Rhein gegangen und zum zweiten Male in den Elsaß eingedrungen sein. Da aber überschritten die Franzosen ihrerseits am 5. und 6. September bei Eichelskamp**) den Niederrhein, und es war wieder aus mit Wurmsers elsässischen Plänen.

Es war Jourdan mit der Maas-Sambre-Armee, der jetzt wieder zum Angriff auf Clerfayt überging. Gleichzeitig mit dem Rheinübergang der Franzosen erfolgte die verrätherische Uebergabe des pfälzischen Düsseldorfs. Wie die kaiserlichen Vorposten bei Eichelskamp Widerstand geleistet hatten, so wehrten sich hier sieben Compagnien und zwei Schwadronen Oesterreicher auf das Tapferste und drängten die Franzosen aus der Neustadt: ein Graf Erbach zeichnete sich dabei aus. Unterdessen aber capitulirten die Pfalzbayern in der Altstadt: 353 Geschütze, 10,000 Gewehre und die ansehnlichsten Vorräthe fielen in die Hände des Feindes.

*) Der Kaiser an Wurmser den 7. September. Ebendaselbst S. 203.

**) Die Franzosen verletzten bei diesem Rheinübergange die Demarcationslinie. Man hat über die größere oder geringere moralische Bedeutung dieser Verletzung gestritten. Wir wollen keine Notiz davon nehmen, daß man in jenen Tagen behauptet hat, der Rheinübergang sei auf Veranlassung der Preußen erfolgt, ja diese hätten sich für die Verletzung der Demarcationslinie eine erhebliche Geldsumme zahlen lassen. Letzteres ist sicher unrichtig. Daß man sich preußischerseits auch hierbei äußerst manierlich benahm, daß man den Oesterreichern ausdrücklich versicherte, die bergische Enclave Eichelskamp gehöre mit zur Demarcationslinie, und daß man dies selbst auf französischer Seite anerkannt hatte, giebt auch Häusser zu. Jedenfalls zeigte es sich aber bei dieser Gelegenheit schlagend, welchen Unterschied es machte, daß das preußische Heer in neutraler Stellung dem Kampfe zusah.

Man kann sich denken, wie unangenehm diese Nachrichten in Wien berührten. „Ich will mich nicht über diesen verdrießlichen Zwischenfall ergehen", schreibt der Kaiser auf die Nachricht vom Rheinübergang unter dem 16. September an Clerfayt; „es ist ein neuer trauriger Beleg für die Nachtheile defensiver Pläne."*) Schon am 13. September fürchtete man aber bei der Oberrhein-Armee, daß Clerfayt sich für genöthigt halten würde, allmälig bis hinter den Main zurückzugehen. Es ist rührend zu sehen, wie sich Wurmser in diese neue Sachlage findet, auf seinen Lieblingsplan und zugleich auf die Selbstständigkeit seiner Operationen verzichtet und seine Energie nach einer ganz andern Seite wendet. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die Stellung der beiden Armeen doch schon den ursprünglichen Dispositionen widersprach. Wurmser berechnet, daß schon damals 34,000 Mann von seinen Truppen zur Besetzung von Gegenden verwandt würden, die eigentlich dem Bereiche der Niederrhein-Armee angehörten. Trotzdem schickte er den General Lauer an Clerfayt ab, um mit diesem „die ihm dienlichste Hülfe zu vereinbaren". Er war erbötig, sich, wenn Clerfayt es für nöthig halte und der Kaiser darein willige, unverzüglich mit einigen 20,000 Mann in Marsch zu setzen. In einem Privatbriefe an Thugut trägt er sich sogar mit dem Gedanken, mit 35,000 Mann, wenn der Kaiser Requisitionen in den reichsständischen Gebieten gestatten und Clerfayt die Lahn besetzt halten wolle, hinter dessen Rücken an den Niederrhein zu marschiren und die eines solchen Angriffs nicht gewärtigen Franzosen zurückzuwerfen. Quosdanovich — er hatte schon im bayrischen Erbfolgekriege unter Wurmser gedient und ist 1795 und 1796 fast immer sein treuer Begleiter — ward sogleich nördlich bis an die Murg vorgeschoben. Man muß Wurmsers Energie im Gegensatz zu Clerfayts Benehmen um so mehr bewundern, als auch er jetzt über den Mangel an Lebensmitteln und namentlich an Wagen klagt. Die große Ausdehnung des Kriegstheaters, sagt er, verlange sehr rasche Bewegungen, diese aber würden durch den Mangel an Wagen und Subsistenzmitteln außerordentlich erschwert.

Clerfayt blieb sich auch jetzt wieder gleich. Gegen den sofort von ihm angetretenen Rückzug hinter die Sieg würde wohl nichts zu erinnern gewesen sein. Auch ließ es sich vielleicht noch rechtfertigen, daß er am 16. hinter die Lahn retirirte. Selbst Jourdan konnte der Art, wie

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 217.

dieser Rückzug ausgeführt wurde, seine hohe Anerkennung nicht versagen: das Regiment Karaczay und ein ungarisches Regiment, dessen Name nicht genannt wird, benahmen sich dabei in wahrhaft bewundernswerther Weise.

Der Kaiser hat sich nachträglich mit dem Rückzug bis hinter die Lahn einverstanden erklärt: es bleibe dahingestellt, ob um Clerfayt zu schonen oder in wirklicher Uebereinstimmung mit seinen Dispositionen. Er ertheilte ihm aber noch in einem Schreiben vom 25. den positiven Befehl, unter allen Umständen an der Lahn Stand zu halten und Ehrenbreitstein nicht preiszugeben: „unter der strengsten Verantwortlichkeit".

Aber schon in einem Bericht vom 17. zeigt Clerfayt eine Muthlosigkeit, die Thugut wieder in rechte Aufregung versetzt. „Ich habe Ihren Bericht vom 17. erhalten", schreibt der Kaiser dem Feldmarschall in einem zweiten Schreiben vom 25., „in dem ich verschiedene Ideen gefunden habe, die mich sehr überraschen mußten, und die ich gern dem ersten Eindruck zuschreiben will, den unerwartete Unglücksbotschaften auf Sie hervorgebracht hatten. Ich beziehe mich auf meine Ordres vom 16. und 23. d. M., in denen ich Ihnen meine Intentionen in der klarsten Weise dargelegt habe, und die ich von Ihnen in strictester Weise befolgt zu sehen erwarte, bei Strafe meiner vollständigsten und unvermeidlichsten Ungnade. Der wahrhaft erhebende Eifer, mit dem Wurmser bemüht ist, Sie zu unterstützen und Ihnen die Concentration Ihrer Kräfte zu erleichtern, läßt Ihnen keinen Schatten der Entschuldigung. Ich mache Sie mir und dem Reich gegenüber persönlich verantwortlich, wenn es dem Feinde gelingt, sich Ehrenbreitsteins zu bemächtigen, ohne daß Sie sich mit ihm geschlagen haben, und zwar, wenn es nöthig sein sollte, mehr als einmal und mit der ganzen Energie und Hartnäckigkeit, welche die Conjunctur verlangt."*)

Aber Clerfayt vermochte nicht, seiner Unentschlossenheit und Entmuthigung Herr zu werden. Er schickte Lauer an Wurmser zurück, ohne diesem dabei irgend etwas sagen zu lassen, ja ohne auch nur eingehend mit ihm conferirt zu haben. Er denkt nur an weiteren Rückzug und thut dabei nicht einmal etwas zur Sicherung des doch unbedingt zu seinem Rayon gehörigen Mannheims. „Es ist heute eine Stafette von Herrn von Clerfayt und ein Courier von Mannheim angekommen", schreibt Dietrichstein an Thugut. „Die Stafette ist zum Verzweifeln.

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 233.

Man denkt an nichts als an's Zurückgehen. Man will nicht einmal hinter der Lahn Stand halten, die doch das non plus ultra sein sollte, sondern man hat die Absicht, nach Königstein zu gehen und folglich Ehrenbreitstein seinem Schicksal zu überlassen."*) Am 20. und 21. retirirte Clerfayt wirklich — die Truppen marschirten zum Theil wieder wie bei dem niederländischen Rückzuge bei Nacht — nach Neuenheim und Bierstadt bei Wiesbaden. Am 22. ging er nicht etwa nach dem festen Königstein, wo er nach dem Urtheil der Sachverständigen den Feind doch jedenfalls in Ruhe hätte erwarten können und sollen, sondern nach Schwanheim und Rüsselsheim: hinter den Main zurück.

In diesem Augenblicke capitulirte auch Mannheim, und zwar wiederum in halb verrätherischer Weise. Am 15. hatte der mit nur einem kaiserlichen Bataillon in der Festung stehende General Kospoth an Wurmser gemeldet, daß der Herzog Maximilian Joseph von Zweibrücken**) in Gemeinschaft mit dem Minister Oberndorf durch einen Kaufmann Recum wegen Uebergabe Mannheims mit den Franzosen unterhandle. Der neue Herzog hatte bekanntlich in französischen Diensten gestanden und gehörte zugleich zu den eifrigsten Parteigängern Preußens. Weil er in seine zweibrückschen Besitzungen wieder eingesetzt zu werden wünschte, hatte er ein sehr nahe liegendes Interesse, sich den Franzosen gefällig zu erweisen. Die ernsten Folgen bedachte er ebensowenig wie die kurpfälzischen Behörden, die in den alten Ideen jener pfälzischen und bayrischen Neutralitätspolitik befangen waren, die durch Preußen eine neue Anregung erhalten hatte. Das österreichische Anerbieten einer Verstärkung durch kaiserliche Truppen hatten die Pfälzer wieder abgelehnt. Kospoth wurde von allen Verhandlungen ausgeschlossen. „Der von Mannheim kommende Officier", berichtet Dietrichstein hierüber in dem eben citirten Schreiben, „hat die Nachricht gebracht, ... daß ein französischer Officier mit einem pfälzischen Bürger angemeldet worden sei. Kospoth hat gegen ihren Empfang protestirt: man hat sie angenommen, und er hat es geduldet. Er hat verlangt, bei ihrer Unterredung mit dem Herzog zugegen zu sein: man hat es abgeschlagen, und er hat sich unterworfen. Sie sind gekommen, sie sind lange bei dem Herzog geblieben und haben baldmöglichst wiederzukommen versprochen (man redet von der Ueber-

*) Dietrichstein an Thugut d. d. Freiburg den 17. September 1795. Ebendaselbst S. 224.

**) Er hatte am 1. April 1795 seinem schon zur Zeit des bayrischen Erbfolgekrieges regierenden Bruder Karl II (August Christian) succedirt.

gabe von Mannheim). Der vorgestern abgegangene und heute Morgen hier angekommene Officier ist umgehend von Herrn von Wurmser an Kospoth mit dem Befehl zurückgesandt, eine unserer würdigere Sprache zu führen, gegen alle dergleichen Dinge zu protestiren ..... und zu erklären, daß Herr von Quosdanovich mit einem ansehnlichen Corps, mit schwerer Artillerie (obusiers) und mit Ingenieur-Officieren heranrücke und daß derselbe alle Maßnahmen treffen würde, Mannheim sofort zu bloquiren und zu zerstören, sobald dieser Platz den Feind aufnähme." Der schon so weit über die eigentliche Sphäre der Oberrhein-Armee hinausgeschobene Quosdanovich erhielt denn auch sofort den Befehl, von der Murg in Eilmärschen an den Neckar zu marschiren, um Mannheim zu besetzen. Am 18. bekam Kospoth die weitere Ordre, sich mit Gewalt eines Festungsthores zu bemächtigen und seine Stellung bis zur Ankunft der Kaiserlichen zu behaupten.

Man sieht, daß es Wurmser auch insbesondere hinsichtlich Mannheims an Energie nicht hat fehlen lassen. Aber es scheint beinahe, als ob die entschiedene Haltung der Oberrhein-Armee die Uebergabe beschleunigt habe. Kospoth, der mit seinem einen Bataillon den 6—8000 Pfälzern gegenüber allerdings wenig ausrichten konnte, hatte sich, ehe er Wurmsers Befehl erhalten, zum Abzug bereden lassen. Am 19. September forderte Pichegru die Festung zur Uebergabe auf. Am 20. überschritt die französische Vorhut auf Flößen den Rhein und rückte in Mannheim ein. Von dem Versuche eines Widerstandes war so wenig die Rede, daß, nach Häussers Mittheilung, die Pfälzer den Franzosen sogar Pontons zum gemächlicheren Ueberschreiten des Rheins lieferten. Dabei stand Quosdanovich mit seiner Vorhut bereits in Schwetzingen. Wie Vivenot behauptet, ergiebt sich aus den Acten der Wiener Archive mit Sicherheit, daß preußische Agenten sowohl bei der Uebergabe von Düsseldorf als bei der von Mannheim thätig waren. Jedenfalls ersieht man aus Dietrichsteins Berichten, wie der Glaube, bei all' diesen Unglücksfällen hätten die Preußen ihre Hände im Spiel gehabt, ein weit verbreiteter war. Und soviel steht wenigstens fest, daß die Anhänger Frankreichs und Preußens damals auf's innigste Hand in Hand gingen.

Durch die Capitulation von Mannheim ward die Verbindung der beiden Armeen in der gefährlichsten Weise bedroht. Und nicht minder geriethen die großen kaiserlichen Magazine in Heidelberg, deren Füllung seit Monaten Clerfayts Hauptsorge gewesen war, in die größte Gefahr. Es befanden sich darin allein 200,000 Malter Hafer: Dietrichstein

meint, es sei doch eigen, daß es fortwährend an Nahrungsmitteln fehle und daß trotzdem stets wohlerhaltene Magazine vorhanden seien, wenn der Feind erscheine; gerade als wenn man sie eigens für ihn herrichte. „Welche Unglücksfälle!“ ruft er aus, „und wie sie einander folgen! Es überrascht nicht, daß die Pfälzer Feiglinge und Verräther sind. Aber es ist unbegreiflich und unentschuldbar, daß Herr von Clerfayt diese ganze Seite entblößt hat. . . . . Unser Wurmser ist seit vier Jahren unser erster General, der im Unglück seinen Kopf oben behält; jeden Tag flößt er mir mehr Vertrauen ein. Er seufzt, daß er nicht die Erlaubniß erhielt, durch die Schweiz zu ziehen, um so den französischen Boden zu betreten. Er seufzt, daß Clerfayt den Feind hat an die Lahn kommen lassen, ohne ihn anzugreifen, und daß er nicht einen einzigen kräftigen Entschluß gefaßt hat. Jetzt wünscht er sich mit den Franzosen, wo es auch immer sei, zu schlagen: je eher je lieber. Er ist überzeugt, daß ihre Lage, 160,000 Oesterreicher im Angesicht und den Rhein im Rücken, schwierig genug werden würde, wenn Clerfayt seinen Kopf wieder fände, und wenn Gomez (der an Beaulieu's Stelle getretene Generaladjutant Clerfayts) jemals einen gehabt hätte.“*)

Es war ein nicht unerheblicher Theil der unter Pichegru stehenden Mosel- und Rheinarmee, der jetzt über den Rhein gegangen war. Schon schickten sich die Franzosen an, sich der Heidelberger Magazine wirklich zu bemächtigen, die Linie der Oesterreicher zwischen Rhein und Neckar zu durchbrechen und so die kaiserlichen Heere von einander abzuschneiden, — als Quosdanovich's Sieg bei Handschuhsheim, der da eine Reihe glänzender Erfolge der kaiserlichen Waffen eröffnete, ihrem Vorhaben ein Ziel setzte.

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 226. An Thugut den 21. September.

Viertes Kapitel.

Die Siege am Rhein.

Es war etwas Wunderbares um jene alte kaiserliche Armee, in deren Händen jetzt allein das Geschick von Deutschland ruhte. Es sei uns vergönnt, noch einmal einen Blick auf das Bild zu werfen, das sie in jenen Tagen darbot. Sie besaß von jeher zahlreiche interessante Eigenthümlichkeiten. Es ist durchaus ein Unicum, daß das Heer in Oesterreich älter ist als die „Monarchie“ selbst. Es war von Haus aus kein eigentlich österreichisches, sondern das des Kaisers gewesen, wie sich denn noch heute die österreichischen Soldaten mit Vorliebe „Kaiserliche“ nennen. Es ist aus den Landsknechtsheeren Maximilians, Karls V und Ferdinands I hervorgegangen, die da vorzugsweise jenen Landen entnommen waren, die sich um den vorderösterreichischen Besitz gruppirten. Es ist wahr, daß die kaiserlichen Armeen des 16. Jahrhunderts stets italienische, spanische, wallonisch-burgundische und häufig auch ungarische (croatische) Hilfstruppen aufzuweisen hatten, und bekanntlich dienten auch viele Briten und Irländer unter den österreichischen Fahnen. Aber der Kern jener Heere war doch noch immer ein deutscher; wie denn die Namen der in jener Zeit berühmt gewordenen Feldhauptleute, von den eigentlichen Heerführern Karls V abgesehen, fast ausschließlich Deutsche sind. Wir erinnern nur an den alten Frundsberg und daneben an Salm, Lazarus Schwendi und den „kleinen Hessen“ (Boineburg). Auch das Heer des 17. Jahrhunderts war ein viel nationaleres als

man gewöhnlich annimmt. Man warb einzelne Regimenter in der Fremde, wie in Italien, in Polen und besonders unter den Wallonen, denen sich auch Franzosen anschlossen. Es führten auch fremde Herren, wie z. B. die Medici, den kaiserlichen Fahnen Regimenter zu. Aber selbst das Heer Wallensteins war der Hauptsache nach noch immer ein deutsches und rekrutirte sich ebenfalls zum nicht geringen Theile aus den vorderösterreichischen Landen und den daran stoßenden Reichsgebieten. Im ersten Drittel des dreißigjährigen Krieges überwiegen die deutschen Namen bei weitem. Der Reichsadel ist zahlreich vertreten. Protestanten begegnet man in großer Menge und auch norddeutsche, z. B. brandenburgische und pommersche Officiere findet man weit häufiger als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, (vergl. über das Letztere Ranke). Wir nennen Ihlow (Schillers „Illo") und den braven Arnim. Als dann der religiöse Gegensatz stärker hervortrat, verließen allerdings zahlreiche Protestanten das kaiserliche Heer, und naturgemäß beginnen seitdem die fremden, besonders die wallonischen und italienischen Namen für eine Zeit lang in den Vordergrund zu treten. Aber noch immer wurden die Nichtdeutschen als „Fremde" angesehen: die Ermordung Wallensteins wird als eine That der Fremden bezeichnet. Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges treten wieder die deutschen Namen in den Vordergrund; wie der zum Grafen von Holzappel erhobene hessisch-westerwäldische Melander der letzte namhafte Heerführer der Kaiserlichen ist. Nur die Italiener vermochten noch deutschen Officieren eine dauernde Concurrenz zu machen, wurden aber deßhalb auch mit besonders scheelen Augen angesehen. Bis gegen das Ende des Jahrhunderts sind sie die Vertreter der wissenschaftlichen Bildung in der Armee. Mit dem achtzehnten Jahrhundert beginnen aber auch sie zu verschwinden. Die von dem Prinzen Eugen vorzugsweise Protegirten sind meist Deutsche. Sein Heer war auf das Innigste mit dem deutschen Volksleben verwachsen. Die Geworbenen gehörten doch meist dem Reiche an. Da die Ungarn nur erst noch wenig Dienste nahmen und die italienischen und wallonischen Provinzen erst erobert werden mußten, so ergab es sich auch schon von selbst, daß die Deutschen zu Eugens Zeit dem Procentsatz nach gewaltig prävaliren mußten. Aus den italienischen Provinzen haben die kaiserlichen Heere auch im weiteren Verlaufe des Jahrhunderts nur wenig Kräfte gezogen: hat man es der kaiserlichen Regierung ja sogar zum Vorwurf gemacht, daß sie so wenig Truppen in Italien aushob. Von den neuen Provinzen des vorigen Jahrhunderts lieferten nur die

Niederlande ein erhebliches Contingent zu den geschichtlich bekannt gewordenen Namen. Unter Maria Theresia treten dann die Ungarn etwas mehr in den Vordergrund. Man begnügte sich nicht mehr mit ungarischen Hülfstruppen, nicht mit der Insurrection. Zahlreiche reguläre ungarische Regimenter haben sich schon im Verlaufe des österreichischen Erbfolgekrieges ausgezeichnet. Und dem entsprechend finden wir auch eine Anzahl namhafter Ungarn in den Reihen der höheren Officiere.

Ziemlich ungünstig stellt sich das Verhältniß der geschichtlich bekannt gewordenen deutschen Namen sonderbarer Weise während des siebenjährigen Krieges. Aber auch damals halten sie den nichtdeutschen noch ziemlich die Waage. Am Ende des Jahrhunderts überwiegen wieder entschieden die deutschen alle übrigen zusammengenommen. Unter den Fremden begegnet man nur einem unverhältnißmäßigen Procentsatz von Niederländern in höherer oder doch einflußreicher Stellung. Die Clerfayt, Beaulieu, Latour, Bellegarde und Grünne bewiesen auch hier wieder das formelle Uebergewicht jener halb französischen Wallonenart, die einen sehr schätzenswerthen Bestandtheil eines Heeres bilden mußte, welchem die innere Beweglichkeit nicht gerade eigen sein konnte. Nordslavische Namen sind äußerst selten. Eine Anzahl croatischer und ungarischer ist allerdings vorhanden. Aber sie verschwinden doch gegen die Menge der Deutschen. Coburg, Mack, Waldeck, Wurmser, Lauer — fast alle diejenigen, um die sich die Kriegsgeschichte dieser Jahre dreht, was sind sie anders als Deutsche?

Die alte Aristokratie des eigentlichen Oesterreichs lieferte damals ein verhältnißmäßig geringes Contingent, während von der Pique auf gediente Männer geringerer Herkunft selbst in den höheren Chargen nicht selten sind: wir verweisen auf Hotze, Mack, Lauer, Zehentner, Unterberger, Otto, Neugebauer, Fischer, Frölich, Froon und andere. Dagegen vertreten die Sachsen-Teschen, Coburg, Württemberg, Reuß, Waldeck, Erbach, Hohenlohe, Hohenzollern, Fürstenberg u. s. w. den hohen Adel des Reiches. — Die Reichsritterschaft beider Religionsbekenntnisse ist noch immer zahlreich vertreten.*) Und daß auch noch nach den Tagen Friedrichs des Großen selbst der norddeutsche niedere Adel

*) Auch ein älterer Bruder Steins diente während des bayrischen Erbfolgekrieges und des Türkenkrieges mit Auszeichnung in der kaiserlichen Armee, und würde dort wahrscheinlich diese Kriege mitgemacht haben, wenn er nicht 1790 als Bataillons-Commandeur gestorben wäre.

den kaiserlichen Fahnen nicht ganz abgesagt hatte, beweisen Männer wie Wartensleben, Rauendorff, Zezschwitz und Klenau. — Es gab überhaupt zahlreiche protestantische Officiere.

Von der Mannschaft gehörte das geworbene Drittel noch immer zum größten Theile dem Reiche an; die Besitzungen in Vorderösterreich lieferten gar manchen tüchtigen Soldaten; wie denn z. B. im sogenannten Hotzenlande des südlichen Schwarzwaldes die stolze Erinnerung an das kaiserliche Regiment noch heute fortlebt, das sich im Wege der Werbung bei ihnen rekrutirte. Es bildete sich gleichsam eine österreichisch-deutsche Nationalität im Heere heraus, der gegenüber andere Elemente als „Fremde" betrachtet wurden, die, wie die Erzherzogin Marie Christine bei dem Rückzuge d'Alton's einst klagt, kein Herz für die Sache hätten. Die östlichen Nationalitäten erscheinen dabei wie auf den Concilien der katholischen Kirche als ein Appendix der deutschen. Und auch die Luxemburger, ja in gewissem Sinne sogar die Flamänder mußten als Deutsche angesehen werden.

Alles weist darauf hin, daß die kaiserlichen Fahnen für das Reich einen größeren Nimbus hatten als für die eigentlichen Erbländer selbst. Die kaiserliche Armee war wenigstens auf's allerengste mit dem Reiche verwachsen. Auch die Kriege führten immer wieder die Heere in's Reich; und dieses bildete die Verbindung mit den Niederlanden. Wir möchten den Satz wagen, daß die Armee ihrem Bewußtsein nach im Reiche noch immer mehr zu Hause war, dem Reiche noch immer näher stand, als den „Erbländern" selbst, und daß trotz so mancher Wandelung nicht „im Reich" sondern in Oesterreich das Volk auf das „kaiserliche" Heer noch immer in jener Weise als ein fremdes blickte, die Schillers Wallenstein in der Unterredung mit Wrangel so characteristische Worte eingiebt. Von dem Particularismus des Oesterreichers besaß diese kaiserliche Armee wenig. Sie war noch immer eine deutsche, sie war so zu sagen, die deutsche Armee.

Wir dürfen auch wahrlich stolz sein auf den reichen Kranz ehrenhafter und verdienstvoller Deutscher, die in jener letzten Agonie des Reiches in den Reihen des kaiserlichen Heeres für Deutschland gekämpft haben. Es ist mancher stille Ehrenmann darunter, den die Geschichte, wie die beiden sächsischen Prinzen, wie Hotze,*) Bender und Klenau halb vergessen hat; der vielen braven Männer in untergeordneter Stellung

*) Wir rechnen ihn hierher, obwohl er ein Schweizer ist.

gar nicht einmal zu gedenken. Die Namen des alten Elsässers Wurmser und des Erzherzogs Karl wird man mit Ehren nennen, so lange es eine deutsche Geschichte giebt.

Natürlich hatte auch jene alte kaiserliche Armee ihre Mängel und Schattenseiten. Im Grunde wurzelten auch sie in ihrer alt-überkommenen Landsknechtsnatur. Daß sie aus disparaten Elementen bestand, machte sich nur zu sehr geltend. Und nicht bloß ihrer Herkunft nach waren auch die das Officierscorps bildenden Elemente verschieden. Hinsichtlich der Bildung, der militärischen Brauchbarkeit und der moralischen Tüchtigkeit bestanden ebenso große Unterschiede. Es steckte den Officieren noch immer die alte landsknechtische Unabhängigkeit im Blute. Der stramme Dienst der preußischen Armee war unbekannt. Die Officiere entfernten sich gern unter allen möglichen Vorwänden, ja gelegentlich wohl sogar ohne Urlaub von ihrer Truppe. Im Winter führten sie nicht gern Krieg und drängten deßhalb nur gar zu gern nach den Winterquartieren, wenn nicht gar zum Abschluß eines Waffenstillstandes, für die schlimme Jahreszeit. Man liebte überhaupt den Genuß und mehr als dienlich war, wie schon Maria Theresia klagt, das Wohlleben. Das Schuldenwesen war weit verbreitet. Fast jeder hatte ewig mit Geldgeschäften zu thun. Das Raisonniren und Kannegießern war, wenigstens wenn es schief ging, schon damals in einer Weise im Schwang, die auf jede Armee verderblich wirken muß. Das Cliquenwesen riß immer wieder ein und mit ihm kam natürlich die Intrigue: es ist höchst charakteristisch, daß bis in unsere Zeiten ein jedes Regiment einen sog. Agenten in Wien zu unterhalten pflegte, der für dasselbe bei den Behörden wirken mußte. Natürlich spielte das persönliche Interesse eine gewaltige Rolle. Daß manche Mißbräuche in der Armee und namentlich bei der Armeeverwaltung eingerissen waren, unterliegt keinem Zweifel; und Thugut giebt ihnen einen großen Theil der Unglücksfälle schuld. Die Herren Officiere redeten nur zu gern von ihrem Rechte. Die Pflichten traten dagegen zuweilen in den Hintergrund. Das Schmollen war recht eigentlich an der Tagesordnung; jedem sollte Unrecht geschehen sein. Man sprach gern von einem Opfer, wo es sich doch eigentlich nur um Pflicht und Schuldigkeit handelte. Der Gedanke, den Dienst zu verlassen oder doch ein Commando nieder zu legen, lag bei jedem Zerwürfniß allzu nahe. Bei der Vertheilung der höheren Commando's war die Regierung in einer Weise von den Auffassungen des Officiercorps und leider auch von den persönlichen Rivalitäten ab-

hängig, die sehr häufig das Richtige verhindert hat. Die Corps-Commandanten handelten, wie wir mehr als einmal gesehen haben, gern nach ihrem eigenen Kopf, kritisirten überreichlich die Befehle des Oberfeldherrn und führten sie recht häufig ungenau und lässig aus. Der Oberfeldherr behandelte seinerseits dafür die ihm aus Wien zukommenden Befehle ebenso; und bei alle dem machten sich die Rivalitäten bewußter und unbewußter Weise gewaltig geltend. Gewandte und im Grunde flache Streber spielten, wie wir gesehen haben, eine nur zu verderbliche Rolle. Auch damals schon gab es in den Generalstäben unpractische Theoretiker genug. Mack ist in beiden Beziehungen noch lange nicht der schlimmste gewesen.

Die eigentliche Militärverwaltung, und namentlich die Verpflegung, ließ zu allen Zeiten bei den Oesterreichern sehr viel zu wünschen übrig und wurde von der Armee mit beinah feindlichen Augen als etwas Fremdes und ihr Entgegengesetztes angesehen. Es fielen solche Dinge bei der weiten Entfernung von Wien, bei der Buntscheckigkeit der Reichsgebiete und bei der oft übellaunigen und stets schwerfälligen Art ihrer Obrigkeiten sehr in's Gewicht. Aber auch wo die Schuld an der Armee und an ihren Führern lag, war es sehr bequem, die Verpflegung und den armen Hofkriegsrath zum Sündenbock zu machen.

Von den Zielen der österreichischen Politik hatten die Generale meist keine Ahnung. Sie liehen deßhalb, wie uns das Gerede von der freiwilligen Räumung der Niederlande gezeigt hat, jedem Geklatsch nur zu willig ihr Ohr. Eine Begeisterung für den französischen Krieg und für die Bekämpfung der Jakobiner finden wir doch immer erst, wenn es Niederlagen wett zu machen galt. Eines principiellen Gegensatzes gegen die französische Revolution war sich doch auch die kaiserliche Armee nur in höchst ungenügendem Maße bewußt. Es fehlte deßhalb jener Feuereifer, dessen es bedurft hätte, wenn man die Revolution gewaltsam hätte niederwerfen wollen. In weiten Kreisen trieb man das Kriegshandwerk doch meist eben — als ein Handwerk, wenn es auch nie an dem Muthe fehlte, der sich rauft und sich todt schießen läßt. Sobald man im Glück ist, erlahmt die Initiative; tausend Bedenken machen sich geltend; man fängt an zu berathen und mit dem fernen Wien zu correspondiren.

Und dennoch lag etwas Großes, lag eine echte Poesie, lag etwas Urdeutsches in jener alten kaiserlichen Armee. Schilderungen wie die von dem, nach der Eroberung von Schweidnitz herrschenden Jubel

und von der Begeisterung, mit der Laudon 1788 vor Dubitza empfangen wurde,*) haben etwas wahrhaft Ergreifendes. Wer jene ehrenhafte und gemüthreiche Gattung alter kaiserlicher Officiere kennt und gekannt hat, die noch immer über Oberdeutschland vertheilt sind, der wird ein Verständniß für die deutsche Landsknechtsart dieser alten Kaiserlichen haben. Es giebt treffliche Lagerbilder aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, die uns recht einen Einblick in das innere Wesen jener alten Armee thun lassen. Man vermag sie nicht anzublicken, ohne sich von Herzen an ihnen zu laben. Es ist als wenn sie Schiller als Studie zu Wallensteins Lager gedient hätten; wie dieses denn offenbar auf persönlichen Eindrücken des Dichters beruht.

Varnhagen von Ense bezeugt in gewiß unverdächtiger Weise den Eindruck, den die schon damals viel geschmähten Kaiserlichen unerwartet auf ihn machten, als er sie in den Niederlanden zu sehen bekam. Und die rührende Liebe, mit der die alten kaiserlichen Officiere, mit der Männer wie Coburg, trotz so mancher Zurücksetzung und so mancher Mißerfolge, an der kaiserlichen Armee bis zu ihrem letzten Athemzuge hingen, spricht mehr wie alles Andere für ihren gesunden Kern und den fast unerklärbaren Zauber, der trotz Allem an ihren Fahnen haftete. Es lag etwas wahrhaft Unverwüstliches in ihr. Von den Niederlagen erholte sie sich immer wieder mit unglaublicher Raschheit. Sie überwand sogar eine zeitweise Zersetzung und Auflösung mit einer beispiellosen Schnelligkeit. Es lebte eben ein echter alter Soldatengeist in ihr, der durchaus an die „frommen Landsknechte" Frundsbergs erinnert. Von der Blasirtheit und Vornehmthuerei moderner Officierskreise keine Spur! — Was die Armee aufrecht erhielt, war vor allem der ihr ganz eigenthümliche Corpsgeist. Dieser war von einer Stärke, von der man sich kaum eine Idee wird machen können. Der Begriff der Kameradschaft, wie er in dem „Du" noch heute nachklingt, war noch weit später ein beinahe geheiligter. Der Verkehr zwischen den Vorgesetzten und Untergebenen war stets von einer Cordialität, die nirgends ihres gleichen findet. Es lebte dabei ein Selbstgefühl in jenen alten Weißröcken, das durch die stärksten Niederlagen nicht zu zerstören war. Wie bis in die neuesten Zeiten hinein Abbildungen aus dem Leben der verschiedenen Truppenarten äußerst beliebt waren, so trat

*) S. Eckardt, baltische und russische Culturstudien aus zwei Jahrhunderten, Leipzig, 1869, S. 242 f. und 262.

die Armee überhaupt einen eigenthümlichen Kultus mit sich selbst; mit den Niederlagen fand man sich dadurch ab, daß man zu sagen pflegte, gut angeführt, seien die Kaiserlichen stets unbesiegbar gewesen.

Der Name des Kaisers gab all diesem Wesen eine ideale Beziehung und Bedeutung und rief eine wahrhaft rührende Ergebung für den Kriegsherrn hervor. Man fühlte sich noch immer als die erste Armee der christlichen Welt. Und dieser Glaube und dies Selbstgefühl ermöglichten bei der dem Norddeutschen unbegreiflichen Erregbarkeit der Einzelnen jene unvorbereiteten Uebergänge vom Kriticismus, von der handwerksmäßigen Kriegführung und dem Intriguenspiel der persönlichen Interessen zur begeistertsten und freudigsten Hingabe. Auch sollte man es nicht vergessen, daß der eigentlich deutsche Patriotismus mindestens sehr zahlreiche Vertreter in der österreichischen Armee hatte und daß sie damals wie 1809 fast die einzigste Zufluchtsstätte für diesen gewesen ist. In den militärischen Schriftstücken aus jener Zeit liegt eine jugendliche Frische, die uns hinnimmt und gegen die matte Ueberklugheit jener Tage in der wohlthuendsten Weise absticht. Es liegt aber auch häufig ein bescheidener und naiver deutscher Patriotismus darin, der um so verdienstlicher ist, als er damals noch nicht Mode war und um so mehr zum Herzen spricht, je unbewußter er erscheint.

Jetzt erst, wo es sich im eigentlichen Sinne um die Vertheidigung Deutschlands handelte, beginnen die rechten Ehrentage der kaiserlichen Armee. Der Rest des Feldzuges von 1795 und der deutsche Feldzug von 1796 gehören zu den ruhmreichen Epochen der deutschen Kriegsgeschichte, die auch neben dem Kriege von 1870 niemals verblassen werden. Es erhielt der jetzt am Rhein beginnende Kampf dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß gerade in diesem Augenblick die von Thugut so lange ersehnte Tripelallianz zwischen Oesterreich, Rußland und England zu Stande kam. Am 28. September wurde sie abgeschlossen. Rußland sagte ein Hülfsheer zu.

Clerfayt hatte sich nun endlich Mitte September bewogen gefunden, zur Verstärkung der bedrohten Posten Truppen unter dem Befehl des Generals Zehentner nach der oberen Bergstraße zu schicken. Sie waren aber unthätig bei Weinheim stehen geblieben und hatten Quosdanovich seinem Schicksale überlassen. Die Franzosen wünschten diesen zu schlagen, ehe die Verstärkung herankam, und drängten den Neckar herauf. Die unter Quosdanovich stehenden Truppen hatten sich namentlich unterhalb Heidelberg am rechten Neckarufer bei Handschuhsheim und

bei jenem Neuenheim, wo der Neckar aus den Bergen heraustritt, festgesetzt. Sie erwarteten hier, die Cavallerie ungerechnet, in der Stärke von 10 Bataillonen, die unter Pichegru heranziehenden zwei französischen Divisionen.*) Am 24. September kam es bei Handschuhsheim zu einem blutigen Treffen, in welchem die Franzosen vollständig auf's Haupt geschlagen wurden. Der Held des Tages war der Oberst-Lieutenant Graf Klenau. Nach dem Berichte aller Augenzeugen entschied die Richtigkeit seiner Dispositionen und die Unermüdlichkeit seiner Cavallerieangriffe den Tag: als Quosdanovich für die südslavischen Landsleute Bajalich und Oreskovich statt für Klenau das Theresienkreuz verlangte und erhielt, erbat eine Deputation mehrerer Regimenter dasselbe auch für den letzteren, der nach der Ansicht der ganzen Armee „Alles gethan, Alles ausgedacht und Alles ausgeführt hatte."

Die Kaiserlichen nahmen bei Handschuhsheim 10 Kanonen und machten 600 Gefangene. Etwa 1000 Mann wurden von der Cavallerie niedergehauen. „Es ist das Resultat der Affaire," schreibt Wurmser, „daß das große Heidelberger Magazin gerettet ist, und daß der General Quosdanovich im Besitz der Bergstraße bleibt, die der General Zehentner nicht würde haben behaupten können; kurz daß wir die Herren der beiden Ufer des Neckars sind. Es erleichtert uns dies sehr die weiteren Maßregeln, die wir treffen müssen, um die Trennung der Ober- und Niederrheinarmee durch einen feindlichen Einbruch zu verhüten. Ich darf nicht unterlassen mitzutheilen, daß die Bewohner von Heidelberg bei dieser Gelegenheit ihre Anhänglichkeit an die gute Sache durch die treffliche Bewirthung unserer Soldaten und die Pflege unserer Verwundeten an den Tag gelegt haben."**)

Die moralische Bedeutung des 24. September war gar nicht hoch genug anzuschlagen. Es war der erste Sieg, den die Kaiserlichen, von dem italienischen Kriegsschauplatz abgesehen, in sechszehn Monaten davon getragen hatten. „Der Erfolg Quosdanovichs", sagt Dietrichstein, „war von einer kaum genügend zu würdigenden Bedeutung. Er hob wieder den Muth unserer Truppen und wirkt auf den des Feindes

*) Vivenot (Thugut, Clerfayt und Wurmser) giebt die Stärke der Oesterreicher auf 4000, die der Franzosen auf 14,000 (im „Herzog Albrecht" sogar auf 15,000) Mann an.

**) Wurmser an Thugut den 25. September bei Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 230.

niederschlagend. Er hat die Trennung der beiden Armeen und folglich deren Rückweg verhindert."*)

„Wenn man bei der Armee Clerfayts ebenso gehandelt hätte, so ist es wohl sicher, daß es keine Franzosen mehr diesseits des Rheines gäbe," schreibt Thugut bei der Siegesbotschaft. Der Kaiser war ebenfalls hocherfreut über diesen Erfolg und sprach Wurmser seine besondere Zufriedenheit aus.

Die Entscheidung lag aber nicht am Neckar, sondern am Main, da es jetzt Mainz zu retten galt. Zum dritten Male concentrirte sich das Interesse des rheinischen Krieges auf diese Festung. Sie war nunmehr auf beiden Seiten des Stromes von einer französischen Armee bloquirt, die Clerfayt auf 40,000 Mann schätzte. 60,000 der Sambre- und Maasarmee unter Jourdan standen außerdem am rechten Rheinufer auf jenem schmalen Striche bis zur Nidda, die hier die preußische Demarcationslinie freigelassen hatte. „Ich hoffe", hatte Wurmser am 25. September an Thugut geschrieben, „daß der Marschall, Graf Clerfayt jetzt wieder ein wenig Muth fassen wird. Ich gestehe E. E., daß mir seine Entschlüsse noch unbekannt sind..... Uebrigens können Sie darauf rechnen, daß ich ihm meine rechte Hand darbieten werde, so lange eine Möglichkeit hierzu vorhanden ist, d. h. so lange der Boden der Schweiz nicht verletzt wird."**) Clerfayt zögerte noch immer und verlangte eine weitere Hülfeleistung von 15,000 Mann, um handeln zu können. Nicht einmal die Rheinlinie hielt er besetzt, sondern zog seine Truppen hinter den sog. Landgraben zurück: sein Hauptquartier kam jetzt nach Aarheiligen. Er war wieder im vollen Rückzuge, ohne vom Feinde angegriffen zu sein. Man hätte sehr gut vor Frankfurt Stellung nehmen können, meint dagegen Dietrichstein, denn die Position des Feindes sei eine precäre gewesen, und zur Deckung Heidelbergs habe Zehentner genügt. Dazu sei die französische Armee, besonders die Infanterie, in einem schauderhaften Zustande: die Soldaten in Lumpen gehüllt, ohne Magazine, die Officiere und Generale meistens unter 30 Jahren, die Infanterie — unter ihr sollen sich auch Reste der alten Linientruppen als Grenadiere befunden haben — nur ein Drittel so stark als die kaiserliche Armee; nur die Cavallerie sei gut. Um Clerfayt vorwärts zu drängen, veranstaltete Wurmser am 2. October eine

*) Ebendaselbst, S. 288.
**) Ebendaselbst, S. 230.

Zusammenkunft mit ihm in Heidelberg. Er erklärte sich zur Besetzung von Weinheim und zur Beobachtung von Mannheim bereit, mußte aber eine noch weiter gehende Zersplitterung seiner Kräfte ablehnen. Clerfayt, der nur 49,000 Mann für eine Offensivoperation disponibel zu haben glaubte, zögerte, sich zu entscheiden. Der von Bellegarde, Lauer und Latour unterstützte Wurmser stellte ihm dagegen in dringenden Worten die Nothwendigkeit der Offensive vor. Es sei, sagte Wurmser, in der That nicht möglich, ohne genaue Kenntniß der Stellung und der so oft übertriebenen Stärke des Feindes ein Urtheil über den zur Schlacht günstigen Augenblick abzugeben. Aber er sei der Ansicht, daß eine verlorene Schlacht höchstens das Unglück beschleunigen könne, das die ewigen Erfolge des Feindes unfehlbar herbeiführen müßten. Dagegen sei ein Sieg das einzigste Mittel, um die Lage zu bessern, den Geist zu heben, und die schwankende Stimmung der Reichsstände zu befestigen. Man müsse etwas seinem Glück und dem Geiste der Truppen vertrauen. Auch im Falle eines Mißerfolges werde der Kaiser gewiß nicht denjenigen verantwortlich machen, der da jede Nebenrücksicht aus den Augen gesetzt hätte, um die Aufgabe zu erfüllen, die ihm durch eine vernünftige Kriegführung, wie durch die Interessen des Staats vorgeschrieben würden.*)

Clerfayt versprach endlich zur Offensive überzugehen; und Wurmser stellte jede nur irgend in seinen Kräften stehende Unterstützung in Aussicht. Nur müsse er die Gewißheit erhalten, daß die ihm gegenüber stehenden Franzosen rheinabwärts zögen, und daß er deßhalb nichts mehr für seine linke Flanke zu befürchten habe.

Beinahe hätte die Politik der Demarcationslinie aber noch einmal einen Strich durch die Erwartungen gemacht, welche die Patrioten jetzt wieder von Clerfayt hegten. Die durch den Rheinübergang der Franzosen hervorgerufene Panik war auch diesmal wieder sehr groß gewesen und wurde von den Preußen auf das Geschickteste ausgebeutet. Alle Heerstraßen am Rhein waren mit Flüchtlingen bedeckt. Alles suchte Schutz hinter der preußischen Demarcationslinie. Der Erbprinz von Hohenlohe, der noch immer in Frankfurt saß, ward nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen als ein schützender Genius betrachtet. Die Geldaristokratie des in seinen niederen und mittleren Klassen so wohlgesinnten Frankfurt überbot sich in Ovationen für Preußen; während es anderer-

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 264.

seits auch dort Menschen gab, welche die von den Franzosen der Nachbarschaft aufgelegten Contributionen zu schamlosen Geldgeschäften benutzten. Freilich waren diese nicht gesonnen, die Preußen noch länger in Frankfurt zu dulden. Sie verlangten in immer dringenderer Weise dasselbe zu besetzen. Hardenberg gerieth zu Basel in die größte Verlegenheit, als er gerade in dem Augenblick, wo Kurmainz damit umging, die Reichsfriedens-Deputation nach Basel zu berufen, Kunde davon erhielt. Doch das preußische Ministerium nahm die Sache weit gelassener. Es bildete sich zu Frankfurt ein ganz eigenthümlicher Verkehr mit den Franzosen heraus, die wenigstens unbewaffnet täglich dort in großer Menge erschienen. Die Sache endigte schließlich damit, daß die von den Preußen besetzte Stadt Frankfurt sich zu einer Contribution an die Franzosen verstand. Während es sich so herausstellte, daß die Hardenbergsche Demarcationslinie nicht zu halten sei, fuhr Preußen doch fort dieselbe, zum Angelpunkte seiner deutschen Politik zu machen. Es war die Zeit, wo Hannover zur Anerkennung der Demarcationslinie gezwungen wurde. Der preußische Gesandte bei dem fränkischen Kreise setzte den Kreisständen eine fünftägige Frist für den Beitritt zu derselben. Es gehört auch in diesen Zusammenhang, daß Sachsen plötzlich sein Reichscontingent abrief. Dasselbe zog ab, ehe Clerfayt auch nur die Zeit hatte, auf die Anzeige des Generals Lindt zu antworten, und ohne ihm eine andere Möglichkeit zu lassen als gegen den Vorgang Protest zu erheben.

Clerfayt erklärte sich darauf wieder außer Stande, ohne eine Unterstützung von Seiten Wurmsers die Offensive zu ergreifen. Er bittet diesen, das Protokoll der Heidelberger Conferenz nicht nach Wien abzusenden. Als Wurmser ihm nun doch 4000 Mann unter Karaczay zu Hülfe schickt, meint er verdrießlich, sie kämen jetzt zu spät. Aber die Kampfbegier der Armee und Wurmsers dringende Bitten hielten ihn bei dem gegebenen Worte fest. Letzterer hatte wohlweislich das Protokoll bereits abgeschickt und schrieb jetzt Clerfayt, eine Armee wie die von ihm befehligte könne ohne zu zögern auf den Feind losgehen. Clerfayts zaghafter Generalstabschef Gomez wurde auf Dietrichsteins Veranlassung in diesem Augenblicke abberufen. Unter Denen, die besonders in den Feldmarschall drangen, werden Werneck, Schmidt und Merveldt genannt. Der letztere, der sich durch eine patriotisch-deutsche Gesinnung auszeichnete, — er hat 1805 zu dem Gentz'schen Kreise gehört — scheint Clerfayt besonders zugesetzt zu haben. Der Feldmarschall fragte ihn einst,

ob er gekommen sei, ihn zu schulmeistern. „Sie müssen Instructionen haben", herrscht er ihn ein anderes Mal an. „Will man mir den Proceß machen und mir den Kopf abschlagen?" „Das könnte sicherlich geschehen", antwortete Merveldt, „wenn E. E. keine Schlacht liefern."*) Clerfayt konnte endlich nicht mehr widerstehen. Er concentrirte am 9. October seine Armee bei Babenhausen, ging, indem er dabei die Demarcationslinie überschritt, am 10. oberhalb Frankfurt bei Seligenstadt — anstatt bei Höchst, wie Jourdan vermuthete, — über den Main**) und siegte am 11. bei Bergen. Allerdings wollte er dann wieder an der Nidda stehen bleiben, obwohl der gemeine Mann vor Ungeduld kaum zu halten war. Wie es in Dingen dieser Art bei der Armee zu gehen pflegte, ersieht man recht deutlich, wenn man in einem Briefe Dietrichsteins liest, die Freunde des Abwartens hätten dem Chef der Armeeverwaltung zugeredet, er möge sich unfähig erklären, Lebensmittel für den Vormarsch zu liefern. Der brave Mann lehnte das Ansinnen ab. Trotzdem ist es höchst fraglich, ob es zu einer Action gekommen wäre. Jourdan griff aber jetzt am 12. October seinerseits an, und wurde so entscheidend geschlagen, daß er den eiligsten Rückzug — der linke Flügel marschirte über Wiesbaden — antreten mußte: dieser artete, wie es bei den Rückzügen der Revolutionsarmeen so häufig der Fall war, rasch in die schimpflichste Flucht aus. Es war kein Gedanke an ein Standhalten an der Lahn. Schon dort warfen die Truppen massenweise Waffen und Gepäck weg. Bei Neuwied eilte der rechte Flügel, bei Bonn und Düsseldorf das Centrum und der linke Flügel der Franzosen auf das linke Rheinufer zurück. Bald war das rechte Ufer von den Franzosen gesäubert. Die einzigen Thaten dieser zuchtlosen Horden waren Plünderung und Excesse der gröbsten Art gewesen. In der That scheint diese Maas-Sambre-Armee durch den Krieg in den Niederlanden und namentlich auf dem langen Zuge von der Sambre an den Main in besonderem Maße verwildert und demoralisirt zu sein. Nur Mühlsteine und glühendes Eisen, meinte das Volk, nähmen die Franzosen nicht mit. Die Erbitterung gegen sie war überall eine gewaltige. Und zum ersten Male in diesen Kriegen griff das Volk zu Heugabeln und Dreschflegeln gegen den schamlosen Feind: namentlich die Gegenden des Westerwalds zeichneten sich bei dieser Franzosenjagd aus. Zum ersten Mal

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 304.

**) Sonderbarer Weise ließ er die 4000 Mann unter Karaczay auf dem linken Mainufer zurück.

ward der Krieg zu einem Nationalkrieg, und wir gehen wohl nicht irre, wenn wir das erste Erwachen des furor teutonicus aus diesen Tagen datiren.

„Unsere Erfolge", schreibt Clerfayt an den Kaiser am 16. October, „haben in all diesen Gegenden eine große Genugthuung verursacht."*) „Gott sei gelobt", ruft Thugut beim Empfang der Siegesnachricht aus, „daß seine Güte unsern guten und ausgezeichneten Herrn mit allen Erfolgen überhäufen will, die die Gerechtigkeit seiner Sache und seine immer untadelhaften Absichten verdient haben! Jetzt möge man aber auch beurtheilen, was Herr von Clerfayt hätte thun können, wenn er gleich auf den Feind losgegangen wäre, anstatt schmählich zu fliehen und die Magazine und Depots ihm zu überlassen!"**) „Wir haben gegen uns die Preußen und ihre Agenten, für uns das ganze Volk im Reich", sagt der noch immer in den Rheingegenden sich aufhaltende Dietrichstein und fordert dazu auf, diese Stimmung zu benutzen: „Es ist Zeit, daß wir einen unserer würdigen Ton annehmen. Man liebt uns, man verabscheut die Preußen; wir sind die Stärkeren, wir sind Sieger; das Reich verdankt uns, trotz der von den Preußen entgegengestellten Hindernisse, seine Rettung; schließlich ist doch das Kaiserthum bei uns. Es fehlt nichts, als daß wir unsere Gesandten den Ton annehmen lassen, der uns geziemt, und man wird uns gehorchen und uns fürchten..... Wenn S. M. im Reiche geliebt sein und sich nicht den Insulten der kleinsten Reichsstände aussetzen will, so muß er eine eiserne Ruthe zeigen — Niemand wird Widerstand leisten. Ich glaube, daß sich die Kurfürsten von Sachsen, Hannover, von der Pfalz, Mainz und Köln, ja selbst der von Brandenburg ihres Benehmens zu schämen und uns zu fürchten beginnen."***) Ueberall begrüßte man jetzt die kaiserlichen Truppen mit Achtung. Man nahm sie gut auf, bewirthete sie und pflegte ihre Verwundeten. Auch in Preußen schien sich in dieser Zeit ganz allgemein das Gefühl zu regen, daß man sich gegen Oesterreich, wie Hohenlohe es ausdrückte, „unredlich" benommen habe.

---

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, 293.

**) An Colloredo, den 18. October, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 267.

***) Dietrichstein an Thugut, den 18. October, bei Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 302 ff.

Wiederum trat nach den errungenen Erfolgen ein Stillstand ein. Clerfayt ließ die Maas-Sambre-Armee mit einer nur schwachen Abtheilung bis an die Lahn verfolgen und blieb selbst in Weilmünster stehen. Er betrachtete die Unternehmung gegen Mainz plötzlich wieder als unausführbar. Er fürchtete eine Verstärkung des Feindes von Mannheim her und sprach auch von einem Rheinübergang der Franzosen bei Oppenheim. Aber wieder wurde er durch die Armee mit fortgerissen. „Ich bin vorgestern", schreibt Dietrichstein in dem oben erwähnten Bericht, „im Hauptquartier Clerfayts in Weilmünster gewesen.... Unsere Armee zeigt die größte Kampfbegierde, den größten Muth und die größte Willigkeit. Sie seufzt darüber, daß sie mitten in ihren Siegen hat einhalten müssen."*) „Vorwärts! Vorwärts!" riefen Clerfayt seine Grenadiere zu. Als er an einem Cavallerie-Regiment vorüberkam und die Leute mit „wie gehts" anredete, antworteten sie: „Gut, aber 's wird besser gehn, wenn wir vorgehn werden."

Am 25. October endlich brach Clerfayt gegen Mainz auf, um die seit so vielen Monaten geplante Entsetzung dieser Festung in Angriff zu nehmen. Beinahe ein Jahr hatten die Franzosen an den Contravallationslinien gearbeitet. Diese zogen sich in einem großen Bogen von Mombach über Hechtsheim nach Laubenheim. Die Erdwälle hatten eine Dicke von 8 Fuß. Die Gräben waren 20 Fuß breit und 10 Fuß tief. Eine fortlaufende Reihe von Wolfsgruben machte das Terrain unzugänglich für die Reiterei. 150 Schritte vor dem Walle waren starke Hornwerke und Redouten errichtet; zahlreiche Geschütze vertheidigten sie. Das Ganze war von einer dreifachen Verpallisadirung und außerdem noch von einer Linie starker Holzverhaue umgeben; noch vor einigen Jahrzehnten sprach das Volk jener Gegenden von diesen Dingen und wie ihnen der schöne Wald zum Opfer gefallen sei, der damals fast von Mainz bis Ingelheim gereicht habe. Die mehrere Stunden sich hinziehenden Erdwerke hielt man meist für unüberwindlich. So lange die Franzosen auch noch auf dem rechten Rheinufer standen, war die Umzingelung eine vollständige gewesen; und erst nach ihrer Vertreibung von dort konnte man von der Rheinseite her an die Festung herankommen.

Clerfayt hatte kaum eine der französischen Besatzung jener Erdwälle gleichkommende Truppenmacht zur Disposition. Aber er zeigte

*) Ebendaselbst, 319.

jetzt endlich, daß sein altes Talent in ihm doch noch nicht erloschen war und daß er, um zu siegen, nur eines moralischen Impulses bedurfte. Es gelang ihm, seine Truppen unbemerkt von Castel aus über den Rhein und in die Festung zu führen. In der Nacht wurden die Vorkehrungen für den Angriff getroffen. Man wollte sich der Contravallationslinien von der inneren Seite her bemächtigen. Selbst das kaiserliche Heer erfuhr erst nach seinem Ausmarsch am Morgen des 29., um was es sich handelte. In größter Stille und mit ungeladenen Gewehren gingen die Truppen vor. Ein starker Westwind hinderte den Feind, das Geräusch des nächtlichen Marsches zu vernehmen. Es gelang, die Franzosen vollständig zu überraschen. Früh Morgens zwischen 5 und 6 Uhr ward das rheinabwärts liegende Mombach angegriffen, um die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin zu lenken: es wurde im ersten Sturm genommen. Zugleich erfolgte aber der Angriff auf das oberhalb Mainz gelegene Laubenheim, wo sich die schwächste Stelle der Linien befand. In dieser Gegend setzte nun auch eine von dem Gros der Armee getrennte Abtheilung der Kaiserlichen über den Rhein, griff das noch weiter stromaufwärts gelegene Bodenheim an und brachte eine große Verwirrung unter den jetzt zwischen zwei Feuer gerathenden Franzosen hervor. Was dort vom Feinde stand, wurde zersprengt. Kaum entging der Divisionsführer der Gefangenschaft.

Während diese Erfolge an beiden Endpunkten erkämpft wurden, ward auch das wichtige Hechtsheim durch eine Colonne angegriffen, bei der sich Clerfayt persönlich befand. Anfangs zurückgewiesen, war man doch auch hier bald siegreich. Eine andere Colonne eroberte die Linien bei Bretzenheim. Es war noch nicht Mittag, als die ganze Reihe der Verschanzungen in den Händen der Oesterreicher war. Die Franzosen verloren ihren gesammten Artilleriepark: 300 Munitionswagen und Hunderte von Geschützen; sie hatten 2000 Todte, über 3000 waren gefangen, unter letzteren 100 Officiere und 2 Generäle.*) In einzelnen unzusammenhängenden Abtheilungen suchten die Franzosen das Weite; sie sammelten sich erst hinter der Pfriem, so daß also durch diese einzige Schlacht so ziemlich das jetzige Rheinhessen vom Feinde befreit war.

Am gleichen 29. gelang es den in der Lahngegend stehenden Truppen, die feindlichen Verschanzungen auf der Insel Niederwerth zwischen Neuwied und Coblenz zu nehmen und dadurch auf dieser Seite Ehren-

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, Vorwort S. CIII.

breitstein wieder frei zu machen. — Und um diesen Tag zu einem besonders glücklichen zu machen, errang auch Wurmser am Abend desselben einen erheblichen Vortheil vor Mannheim.

Er war, wie sich denken läßt, hier nicht unthätig gewesen. Zu einer eigentlichen Belagerung konnte er indessen nicht sogleich schreiten, denn es fehlte noch an Belagerungsgeschütz und an Pferden zur Herbeischaffung desselben. Er hatte sich schon in der Nacht vom 17. auf den 18. October Mannheims durch einen Handstreich im Stile der Eroberung von Schweidnitz zu bemächtigen gesucht. Der eigentliche Zweck war allerdings nicht erreicht worden: die österreichischen Berichte behaupten wieder einmal, daß ein plötzlich eintretender starker Nebel dem weiteren Vordringen ein Ziel gesetzt habe; und als derselbe sich verzogen, sei es zu spät gewesen, die Escalade zu versuchen. Immerhin war man aber doch in das Lager der Franzosen eingedrungen und hatte Verwirrung unter ihnen verbreitet. Und vor Allem war das Resultat des Tages die engere Umschließung der Festung gewesen.

Am 29. setzte nun Wurmser, um 7 Uhr Abends einen neuen Angriff gegen die Franzosen in's Werk, um sie von den am rechten Ufer des Neckar gelegenen Höhen des Galgenbergs und Rabensteins zu vertreiben, auf denen sie sich zur großen Unbequemlichkeit der Kaiserlichen in den letzten Tagen festgesetzt hatten. Der Angriff gelang vollständig. Die von dem Feinde auf den beiden Höhen errichteten Werke wurden im ersten Anlauf genommen. Die Truppen waren in solchem Eifer, daß sie sogleich bis zum Neckarfort weiter drangen und auch dieses mit stürmender Hand nahmen. Es war dem Feuer der Festung zu sehr ausgesetzt und lag dieser überhaupt zu nahe, als daß man sich dauernd in demselben hätte behaupten können. Man begnügte sich, zwei Geschütze mit fort zu nehmen und die übrigen zu vernageln. Es gelang dann, während die Aufmerksamkeit der Franzosen auf diesen Punkt gerichtet war, die feindlichen Werke auf dem Galgenberg und Rabenstein zu zerstören und an ihrer Stelle zum Zweck der Belagerung neue zu errichten; diese drängten den Feind auf dem rechten Rheinufer fast ganz in die Festung zurück, die nun von dieser Seite vollständig eingeschlossen war. Der Kampf dauerte bis zum Morgen, und noch während desselben erfuhr Wurmser die Ereignisse vor Mainz. Man kann sich seine Freude denken. Er schickte sofort Bellegarde an Clerfayt ab, um sich mit diesem über die weiteren Operationen zu benehmen. Er erbot sich, selbst zu diesem Zweck mit Clerfayt zusammenzutreffen.

Auch in Wien war man hoch erfreut über den Mainzer Erfolg. „Dieser Sieg kann wichtige Folgen haben", ruft Thugut aus. „Aber er erinnert in schmerzlicher Weise an die in den Monaten Juni und Juli ausgesprochene Ansicht des Kriegsraths, der jene selben Verschanzungen für unangreifbar erklärte, „die da seitdem noch vervollkommnet sind, und doch der Tapferkeit der kaiserlichen Truppen keinen Augenblick haben Widerstand leisten können." *) „Der Entwurf und die Ausführung der Operationen, die Sie zu einem so umfangreichen Ende geführt haben", heißt es in einem Briefe des Kaisers an Clerfayt, „macht Ihnen unendlich viel Ehre und ich applaudire zu einem so bedeutenden Erfolg." **) Es sei, schreibt er an Wurmser wie an Clerfayt, die Wiedereroberung von Mannheim so sehr als nur irgend möglich zu beschleunigen. Die beiden Feldherren müßten sich zu diesem Zwecke verständigen. Er sei überzeugt, setzt er in dem Briefe an Wurmser hinzu, daß dieser alles nur irgend Mögliche aufbieten werde, um den Feldzug in der ruhmreichsten und vortheilhaftesten Weise zu beendigen.

Clerfayt hatte Anfangs die Absicht gehabt, sich nicht wesentlich von Mainz zu entfernen. Dem Kaiser meldet er nur, daß er seine Vorposten nach dem nahen Oppenheim vorgeschoben und an Wurmser geschrieben habe. Und diesem gegenüber war er der Ansicht, daß er sich nicht zu weit vorwagen dürfe und daß die Hauptsache jetzt von Wurmser abhänge. Er erklärte sich bereit, den Feind aus Worms zu vertreiben und Pichegru mit einem Hauptangriff zu bedrohen, um ihn so zum Rückzug aus der Umgegend von Mannheim zu nöthigen, — falls Wurmser ihm zu diesem Zwecke eine Unterstützung von 16 Bataillonen nebst 40 Schwadronen und einigen Batterien entgegensenden wolle. Wurmser gerieth natürlich in große Verlegenheit, da er die ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte vor Mannheim nur zu sehr bedurfte und vom Oberrhein keine Truppen heranziehen konnte. Doch brachte die Selbstlosigkeit, mit der er sich in allen solchen Fällen unterordnete, auch diesmal eine Einigung zu Stande. Allen Bedenken zum Trotz ließ er Latour mit 14 Bataillonen und der geforderten Reiterei den Rhein überschreiten, um sich mit dem von Mainz heranziehenden Clerfayt zu vereinigen: er bat diesen nur, ihm die Hälfte der für die Belagerung

*) Thugut an Colloredo, 3. November 1795, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 269.

**) Schreiben vom 6. November 1795 bei Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 364.

so unentbehrlichen Infanterie Latours zurückzusenden, wenn er Pichegru nicht glaube zum Rückzuge zwingen zu können. Die Vereinigung erfolgte am 6. November.

Schon wieder aber haperte es bei Clerfayt, der Latour sogleich einen nennenswerthen Theil seiner Truppen genommen hatte.*) Nur äußerst langsam rückte der Feldmarschall vorwärts. Er machte allerlei strategische Einwürfe. Er fürchtete, daß Jourdan bei Trarbach die Mosel überschreiten und ihm über Kreuznach in den Rücken fallen werde, obwohl es höchst unwahrscheinlich sein mußte, daß dieser sich von seinem Rückzug schon so weit erholt haben sollte, um trotz der Verluste seines Trains bei der schlechten Witterung etwas Ernstliches unternehmen zu können. Clerfayt erklärte, daß er nicht über Worms hinaus rücken werde. Latour, der über alles dies auf das Eingehendste an Wurmser berichtet, bittet Clerfayt, mit etwa 12—15 Bataillonen und 30 Schwadronen einen Vorstoß bis in die Mannheim gegenüber gelegene Gegend machen zu dürfen. So lange dieser aber nicht selbst mit der Hauptarmee folgte, mußte Latours Zug eine leere Demonstration bleiben.

Am 10. November endlich setzte sich Clerfayt in Bewegung. Das Hauptquartier kam nach Pfeddersheim. Der Feldmarschall wollte die Pfriem überschreiten. Latour, der inzwischen Worms besetzt hatte, erhält die Erlaubniß, bis an den Karlsbach und, wenn der Feind nicht zu stark sei, selbst bis Frankenthal vorzugehen. Aber Clerfayt beharrt dabei, daß die Hauptarmee den Karlsbach nicht überschreiten dürfe. Er hörte nicht auf, von dem durch Jourdan bedrohten Kreuznach zu sprechen. Es war richtig schon von den Winterquartieren die Rede, die man unter Zurücklassung einiger leichten Truppen am rechten Rheinufer ohngefähr dort beziehen wollte, wo man im Sommer so lange nutzlos gestanden hatte. Latour treibt dagegen stets vorwärts und hofft auch Clerfayt dadurch mit fortreißen zu können. Aber die Truppen, durch die er ver-

*) Es fehlte in all' diesen Kriegen, wenigstens bei den Oesterreichern, an einer ein für alle Mal feststehenden Eintheilung in Armeecorps. Immer von Neuem zersplitterte man sie, um sie dann aus neuen Elementen wieder zu formiren; und es hat dies natürlich in nachtheiliger Weise auf die Operationen zurückgewirkt. Auch bei den großen Armeen wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Während man jahrlang der französischen Maas-Sambre- und Mosel-Armee begegnet, haben wir gesehen, daß auf deutscher Seite während dieses einen Jahres 1795 nun schon zum zweiten Male ein radicaler Wechsel aller Verhältnisse stattgefunden hatte. Offenbar lag in der größeren Gliederung der Armeeverbände ein Fortschritt, der sich erst in jenen Jahren vollzog.

stärkt werden sollte, sind nicht zur Hand und müssen erst mühsam zusammen gesucht werden. Schließlich wird ihm ein langsameres Vorgehen vorgeschrieben. Latour beginnt die Geduld zu reißen. Statt wie ihm jetzt befohlen war, vor dem Karlsbach stehen zu bleiben, bemächtigt er sich sofort Frankenthals und wirft den Feind in einem Gefechte zurück. Wie weit sich Latour von Clerfayt entfernt hatte, und wie exponirt seine Lage war, ersieht man daraus, daß er nicht Clerfayt, sondern Wurmser um Brod und Fourage bittet. Die Entscheidung des Feldzugs hing noch einmal wieder an einem Faden. Denn wenn Mannheim nicht erobert wurde, und Clerfayt die Winterquartiere wirklich bei Frankfurt bezog, so hatten die Kaiserlichen mit all' ihren Mühen wenig genug erreicht.

Zum Glück erfolgte auch diesmal ein Angriff von Seiten der Franzosen. Pichegru wollte am 12. sich Frankenthals wieder bemächtigen und griff Latour mit sehr überlegenen Streitkräften an. Es erfolgte das zweite ungleich bedeutendere Treffen bei Frankenthal. Latour ward nicht von Clerfayt unterstützt. Der Tag endigte aber dennoch mit einem vollständigen Siege der Kaiserlichen. „Mein Rapport", schreibt Latour noch spät Abends an Wurmser, „wird E. E. benachrichtigen, daß es mir geglückt ist, Stand zu halten und einen viel stärkeren Feind zurückzuweisen und zu schlagen. . . . . Ich werde in jedem Falle morgen Mittag angreifen. Hätte ich jedoch meine Cavallerie, die man zersplittert, und die Bataillone, die man mir genommen hat, so könnte ich dabei meiner Sache ganz sicher sein. Es wäre schrecklich, wenn ich eine Schlappe erlitte; und ich würde sie ohne die gute Haltung und die Bravour meiner Truppen sicher schon heute Abend erlitten haben. Denn ich stehe hier wie auf einem verlorenen Posten, zwei Wegstunden vor der Armee, die sich anscheinend heute gar nicht um mich bekümmert hat. Wenn ich ihrer Hülfe nicht bedurfte, so verdanke ich es der Vorsehung, so verdanke ich es meinen Generalen und meinen braven Officieren. Ich will hoffen, daß Mannheim capitulirt. Denn nichts wird die Armee sonst vorwärts bringen. Ich würde allein auf eigene Hand dort sein, wenn man mir die Truppen gelassen hätte, die E. E. mir gegeben; und wenn Gott meine morgige Unternehmung segnet, so werde ich auch mit den mir noch verbliebenen daselbst erscheinen. Pichegru ist in Neustadt — — —"*)

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 380.

Es scheint, daß auch dieser Sieg Clerfayt nicht umzustimmen vermochte. Noch am 13. sprach er wieder von dem Beziehen der Winterquartiere. Aber der 12. war doch entscheidender gewesen, als Latour selbst annahm. Auch an den beiden folgenden Tagen waren die Kaiserlichen wiederum glücklich. Am 15. langten sie wirklich vor Mannheim an, das seitdem auch von der linken Rheinseite eingeschlossen wurde. Der Schrecken und die Eile der Franzosen waren so groß, daß sie nicht einmal mit dem Abbrechen der Rheinbrücke zu Stande kamen und diese den Fluthen überlassen mußten.

Jourdan hatte unterdessen allerdings einen schwächlichen Versuch zur Unterstützung der Rhein-Mosel-Armee gemacht. Er ging wirklich über die Mosel. Eine Truppenabtheilung besetzte Kreuznach. Es war aber gegangen, wie man im Wurmser'schen Hauptquartier erwartet hatte. Als eine österreichische Colonne sich näherte, retirirten die Franzosen rasch zurück. Und nicht anders erging es, als dieselben am rechten Rheinufer gegen die Sieg vorzudringen versuchten. Nun ging auch Pichegru hinter den Rehbach und dann hinter die Queich zurück. Kaiserslautern, ja selbst Zweibrücken geriethen wieder in deutsche Hände. An einen Entsatz von Mannheim war nicht mehr zu denken.

Jetzt begann das Bombardement von Mannheim. Die Besatzung unter Montaigu vertheidigte sich mit Hartnäckigkeit. Bereits am 22. mußte aber eine Capitulation unterzeichnet werden, der zufolge die Garnison in Kriegsgefangenschaft gerieth.*) 50,000 Gewehre, 380 Kanonen und noch größere Artillerievorräthe wurden erbeutet. Es fand sich nicht ein Stück Brod, als die Kaiserlichen die Festung betraten.

Man kann es nur mit Genugthuung lesen, daß der franzosenfreundliche Minister v. Oberndorf auf Clerfayts Befehl sofort nach dem Einmarsch der Oesterreicher verhaftet wurde. Wurmser verfügte auch die Inhaftirung jenes Abbé Salabert, den man ihm wohl schwerlich mit Unrecht ebenfalls als bei der Uebergabe betheiligt bezeichnet, und der jedenfalls als das Factotum des Zweibrücker Hofes eine so wenig beneidenswerthe Berühmtheit erlangt hatte.**) Dem Herzog von Zwei-

*) Die Franzosen haben in der Uebergabe von Mannheim einen Verrath erblicken wollen. Montaigu's Bericht an Pichegru läßt aber keinen Zweifel darüber, daß die Noth der Besatzung schon sehr groß und die Festung nicht mehr zu halten war. Vgl. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 386 f.

**) Es geht jedoch aus den von Vivenot veröffentlichten Documenten hervor, daß der Befehl hierzu nicht von Wien eingegeben war. Thugut ist selbst über Clerfayts

brücken ließ Wurmser sagen, derselbe möge nicht nach Mannheim kommen, weil er die ihm schuldigen Rücksichten zu nehmen nicht in der Lage sei. Der alte Held war in der köstlichsten Stimmung. „Ich hoffe", schreibt er, „daß mir Ew. M., unter Entgegennahme meines respectvollen Glückwunsches zu dieser wichtigen Eroberung (von Mannheim), der Tapferkeit Ihrer Truppen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, und mich insbesondere dafür zu interessiren gestatten werden, daß die ausgezeichneten Dienste der Generale Lauer und Unterberger durch das Commandeurkreuz (des Maria-Theresien-Ordens) belohnt werden, da sie durch ihre Intelligenz, durch ihre unermüdliche Thätigkeit und ihre muthvolle Festigkeit die Uebergabe des Platzes beschleunigt haben." *)

Noch einmal versuchte Jourdan, Pichegru zu Hülfe zu kommen. Ende November besetzte er Kreuznach zum zweiten Mal. Er überschritt sogar die Nahe und auch Pichegru ging noch einmal wieder vor. Aber die Franzosen erlitten an der Glan bei Meisenheim durch eine ihnen entgegengeschickte Heeresabtheilung eine blutige Niederlage; und auch Pichegru mußte sich in Folge dessen wieder zurückziehen. Das Benehmen der bei allen diesen Vorgängen den mannichfachsten Beschwerden und Strapazen ausgesetzten kaiserlichen Truppen war ein bewundernswürdiges. „Ich glaube versichern zu können", bemerkt Clerfayt in diesen Tagen, „daß es keine Truppen giebt, die größere Tapferkeit besäßen und die mit mehr Geduld die Anstrengungen ertragen würden, denen sie seit einiger Zeit ausgesetzt gewesen sind." **)

Das linke Rheinufer von der Nahe bis zur Queich war zum dritten Male zurückerobert. Und schon wieder wollte Wurmser, und diesmal von zwei Seiten her, direct in den Elsaß eindringen: er träumte von dessen Eroberung noch vor dem Jahresschluß. Das Ausharren Oesterreichs hatte sich belohnt. Es hatte sich gezeigt, daß die Kaiserlichen auf dem ihnen von der Natur zugewiesenen Kriegstheater Oberdeutschlands noch zu siegen verstanden, wenn sie durch die Preußen nicht gehindert wurden. Der rheinische Feldzug von 1795 ist schon

---

eigenmächtige Handlungsweise in dieser Angelegenheit sehr verdrießlich. Er hat lediglich eine einmal verfügte Maßregel nicht wieder rückgängig machen und nun den möglichsten Vortheil daraus ziehen wollen. Es charakterisirt eben die zu Frankreich neigende Partei jener Tage, wenn man ein solches Geschrei über die Gefangennahme einer Persönlichkeit vom Schlage Salaberts erheben konnte.

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 391.

**) Vivenot, Ebendaselbst S. 389.

dadurch merkwürdig, daß die Franzosen keinen einzigen Sieg errangen; und doch standen Jourdan und Pichegru, d. h. dieselben Männer an ihrer Spitze, die im vorhergehenden Jahre in den Niederlanden commandirt hatten. Seit dem österreichischen Erbfolgekriege hatte sich die habsburgische Monarchie noch nicht wieder in so entschiedener Weise als Schild des Reiches bewährt. Und es konnte nicht fehlen, daß sich ihr die öffentliche Meinung überall in Deutschland wieder zuwandte. Wie Wurmser die Heidelberger, so rühmt Latour die Frankenthaler wegen ihrer Gesinnung. „Seit unseren Erfolgen", schreibt Clerfayt, „bezeugen alle diese Lande bei jeder Gelegenheit den besten Willen, und ich thue alles Mögliche, um sie in dieser glücklichen Stimmung zu erhalten."*) Dietrichsteins Briefe enthalten zahlreiche Mittheilungen über dieselbe, und über den Rückhalt, den die Kaiserlichen bei ihren Operationen in allen Ständen finden. „Mit weniger Rücksicht gegen die Preußen und mehr Rührigkeit", hatte Dietrichstein schon am 18. October aus Frankfurt geschrieben, „hätte Clerfayt die französische Armee vernichten können: eine Verschwörung war über das ganze Land ausgebreitet; man hätte in allen Dörfern die Sturmglocke geläutet und die Bauern hätten die Franzosen erschlagen, — an einigen Orten ist es auch geschehen. Herr Walther, Regierungsrath in Darmstadt, der ein treuer Anhänger unserer Sache ist, war eines der Häupter der Verschwörung .... (Auch ein, wahrscheinlich ebenfalls in Darmstädtischen Diensten stehender Herr von Leykam wird von Dietrichstein unter den besonders eifrigen Parteigängern Oesterreichs genannt.) Der Haß gegen die Preußen und Franzosen, der Enthusiasmus für uns hat in der ganzen hiesigen Gegend jetzt seinen Gipfel erreicht; wir könnten hier eine Revolution machen, wenn wir es wollten."**)

Schon der Baseler Friede hatte, wie wir erwähnten, eine Fülle von Flugblättern und Broschüren hervorgerufen, die in warmer Weise für das kaiserliche und für das deutsche Interesse eintraten. Das würdige Auftreten Oesterreichs am Reichstage gab dieser Literatur einen Rückhalt. In einem Rescript an den Reichstag hatte der Kaiser schon Anfangs Mai seine Mißbilligung über das einseitige und verfassungswidrige Vorgehen Preußens bekannt gegeben. Die vom Reiche bewilligte Rücksprache mit Preußen über die Anbahnung eines Friedens sei am 18. Februar wirklich erfolgt. In der preußischen Antwort vom

*) Ebendaselbst S. 391.
**) Ebendaselbst S. 318.

14. März habe jedoch die kaiserliche Regierung „die vom Reiche so sehnlichst gewünschte mithelfende Erleichterung" nicht gefunden. Der Kaiser müsse deßhalb sich nach einer andern Vermittlung für den Frieden umsehen. Es dürfe aber nichts übereilt werden. Preußen trachte bei den Reichsständen das Gefühl der Furcht und des Unvermögens herrschend zu machen, um dieselben in das politische System seines Separat-Friedens einzuflechten. „Und es ist wohl auch nunmehr durch die wirkliche Abschließung des Friedens am Ueberzeugendsten bewiesen, daß es diesem Hof um Nichts weniger, als eine vertrauliche und aufrichtige Behandlung des Reichs-Oberhauptes zu thun war." „Noch immer", also schloß diese ernste und würdige Ermahnung, „könnten die Gefahren, welche Deutschland bedrohen und umgeben, durch Standhaftigkeit, Treue und Vaterlandsliebe besiegt werden, aber durch beliebige Austretung aus dem gemeinsamen Reichsverbande wird weder der Constitution eine Wohlthat erzeigt, weder bei geschwächten Kräften der gewünschte billige, gerechte, anständige, annehmliche Reichsfriede zu erreichen sein!"*) Weit schärfer sprach sich Thugut aus. Ein Circularerlaß der Staatskanzlei warnte vor einseitigen Abmachungen einzelner Stände. Nur durch festes Zusammenhalten werde man der Gefahr entrinnen, das Opfer der französischen Politik und nach französischer Willkür behandelt zu werden. Der Kaiser halte sich in dem Bewußtsein seiner redlichen Absichten und unverfälschten graden Gesinnungen und jederzeit bezeigten Mäßigung zu der Erwartung berechtigt, daß die Reichsstände ihm vertrauten und ihm bei der Herbeiführung eines baldigen Friedens ihre Unterstützung angedeihen ließen. Wenn man von einem Interesse des Erzhauses bei den Rathschlägen des Kaisers rede, so könne dieses doch am Ende nur darin bestehen, daß dasselbe „bei Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und seiner Glieder" eine größere Schutzwehr gegen seine Feinde zu finden hoffe. „Wenn dasselbe diese Hoffnung aufzugeben sich genöthiget und das Reich in seinen wesentlichen Theilen geschwächt und in anarchische Unmacht versunken sehen müßte, so würde freilich auf Seite des Hauses Oesterreich alles besondere Interesse an dem Schicksale eines beinahe der Auflösung nahe gebrachten, von der Willkür seiner feindlichen Nachbarn, sowie seiner mächtigern Mitglieder abhängig gemachten Reichs aufhören." Es sei ein Irrthum, wenn man glauben wollte, daß ein Zurückziehen auf sich selbst

*) Vivenot, Herzog Albrecht, III, 206.

eine für Oesterreich unmögliche Sache sei; und der Kaiser habe doch auch Pflichten gegen seine treuen Erbländer. Die Reichsstände möchten sich bestimmt erklären, ob sie mit reichsverfassungsmäßigen Gesinnungen fördern, oder aber ob sie sich „allen den Gefahren, die mit abgesonderten Unterhandlungen ihrer Natur nach und dermalen mehr als jemals verbunden sind, Preis geben" wollten? Oesterreich müsse wissen, woran es sei.*)

Man kann sich denken, in welches Wespennest Thugut gestochen hatte. Die „Anticäsareaner" wollten den Kampf nicht verloren geben und warfen sich mit immer größerem Eifer in die Publicistik.

Das kaiserliche Rescript vom 19. Mai, das eine Antwort auf die preußische „Erklärung" enthielt und eine jetzt wirklich erfolgende „Ratification" des neuen Reichsfriedens-Gutachtens, die die guten Dienste Preußens nicht zurückwies, aber directe Verhandlungen dem Reichsoberhaupt vorbehielt, verschärften noch einmal die Gegensätze. Nach den Siegen der Oesterreicher erhielten die kaiserlich Gesinnten volles Oberwasser. In erster Reihe verdienen die unter dem Pseudonym eines Grafen Strengschwerdt erschienenen Schriften genannt zu werden. „Auf, Teutsche!" heißt es in einer derselben, „zu unserem Kaiser! zu diesem unserem gesetzlichen Vereinigungspunkte, zu Franz, der unbeweglich fest stehet und für Teutschlands Integrität und Rettung fortkämpft! Auf zu unserem Kaiser! Laßt uns ihn bitten, Ihn beschwören, daß er uns ein Unterhaus gebe, wo der Eigenthümer und Staatsbürger sich selbst repräsentiren könne, und dann wollen wir sehen, wo Teutschlands Ehre und Ansehen besser sollen verfochten werden, im Unterhause teutscher angesessener Bürger, oder im Oberhause der Reichsfürsten! Dann wollen wir sehen, ob Teutschlands Lage je so bedenklich werden soll, als sie der Herr Herzog von Braunschweig**) angiebt; dann wollen wir sehen, ob Teutschlands Gränzen und innere Ruhe je wieder gestört werden können! .... Kann der Kaiser diese Uebertretungen des Grundvertrages (!) des teutschen Reichs, diese Neutralitäten bei Verheerung und Verderbung des halben Teutschlands verzeihlich finden? Der Herr Herzog sagt: ja! Wir teutsche Bürger aber sagen: nein! ..... Der Kaiser kann es, darf es nicht verzeihen. ..... Er zeige

*) Vivenot, a. a. O. III, 168 f.

**) Diese Worte beziehen sich auf einen offenen Brief des Herzogs von Braunschweig an den kaiserlichen Gesandten, Graf Westphalen, in dem der Baseler Friede vertheidigt wurde.

uns heute, daß Bürgerglück ihm mehr am Herzen liegt als Fürstengeiz und Fürstenstolz, und wir wollen mit ihm leben, siegen oder sterben."

„Die Befehle aller Landesherren" will Strengschwerdt dem kaiserlichen Oberfeldherrn untergeordnet wissen, „weil der Reichsoberfeldherr in der Kriegführung die Souveränität des gesammten teutschen Reichs repräsentire, ... welcher der Reichsfürst so sehr wie der ärmste Bauer unterworfen sei. Wer diese Grundsätze bezweifelt, der will Zwecke ohne Mittel, der will Krieg ohne Einheit der Operationspläne, ohne Einheit seiner Leitung." Gelegentlich der Capitulation von Mannheim endlich ruft Graf Karl Strengschwerdt aus: „O Teutsche! so tief seid Ihr gesunken, daß Ihr nicht mehr zu fühlen Kraft habt, daß es mehr Ehre sei, der großen einigen teutschen Nation, als den kleinen Völkern der Pfälzer, ... Brandenburger u. s. w. anzugehören, und daß die Pfälzer sogar versprechen, vor dem Reichsfeinde davonzulaufen."*)

Der Mann, der so schrieb, war allerdings nur ein in Deutschland gebildeter Pole (Kolbielsky**), und es soll auch nicht geleugnet werden, daß ein revolutionärer Zug nach Art der polnischen Patrioten von 1791 durch seine Schriften hindurch geht, wie ihn denn der gelehrte Häberlin „den kaiserlichen Revolutionär des Palais Royal" nennt, und wie die Gegenpartei solchen Plänen gegenüber überall auf die Heiligkeit der alten Reichsverfassung hinwies und gegen die habsburgische Herrschsucht im Stile der dem westfälischen Frieden vorhergehenden Zeit losdonnerte. Es ist unter allen Umständen aber höchst merkwürdig, daß man im Jahre 1795 also in Deutschland schreiben konnte, und daß solche Worte Wiederhall in Deutschland fanden. Und dieser Wiederhall war in der That ein großer. „Das Sendschreiben des Weltbürgers Syrach" hat allein sieben zustimmende Flugschriften hervorgerufen. Aus Dietrichstein sprach im Grunde derselbe Geist wie aus Strengschwerdt. Der Concommissär Hügel und der Reichsreferendär Franck können ihm in der Hauptsache ihren Beifall nicht versagen, obwohl sie wie die österreichischen Staatsmänner überhaupt die Rücksichtslosigkeit der Streng-

*) Vivenot, Herzog Albrecht ꝛc., II, 2. S. 443 ff.

**) Es wäre interessant, zu erfahren, welcher polnischen Partei er einst angehört hatte. Vieles deutet auf die der „Patrioten". Diese aber hielten zu Frankreich. Die Sympathie für Oesterreich und der Haß gegen Preußen könnten die Brücke zu den von Kolbielsky vertretenen Ansichten gebildet haben. Vermuthlich fühlte er bei seinen Schriften wirklich als Deutscher und wollte Deutschland vor dem Schicksale Polens, das er als verloren betrachtete, bewahren.

schwerdt'schen Schriften auf das Entschiedenste tadeln. Und fast noch mehr wird die Wirkung der Kolbielsky'schen Broschüren durch die große Zahl und die Heftigkeit der Gegenschriften bewiesen. „Das rechtliche Gutachten, die Uebergabe der Festung Mannheim an den Reichsfeind betreffend," rief allein neun Gegenschriften hervor. Es waren Helmstedter und leider auch Göttinger Professoren, die dabei unter des sich auch hier consequent bleibenden Hardenbergs Einfluß und auf dessen Veranlassung den Reigen anführten. Deutschland sei nun einmal nach seiner Constitution, meint Häberlin, unfähig, einen Krieg mit glücklichem Erfolg zu führen. Die in Deutschland herrschende Confusion sei nun einmal von Gott über uns verhängt. Hoffentlich werde sich das Reich deßhalb nie wieder in einen Krieg verwickeln lassen, und dieser Reichskrieg der letzte sein. Was Strengschwerdt die Auflösung des Reichs nenne, sei weiter nichts „als eine temporelle Trennung in Hinsicht auf den Krieg." Die Parteigänger Oesterreichs nennten immer den Kaiser, wo es sich nur um den König von Ungarn und Böhmen handele, und hielten Alles gleich für aufrührerisch, was dem Streben im Wege stehe, „den Kaiser zum unumschränkten Souverän von Teutschland zu machen und dadurch die bisherige glückliche Verfassung umzustoßen". Die deutsche Verfassung sei ein ehrwürdiges Gebäude, das um des Himmels willen nicht eingerissen werden dürfe. „Ecce iterum Crispinum! Der Pferdefuß wird doch immer wieder sichtbar, und die Rathgeber des kaiserlichen Hofes bleiben sich stets gleich. Also auch hier wieder der Plan, das Beispiel der ehemaligen Könige von Frankreich nachzuahmen und wie dort die Macht der Pairs, so hier das Ansehen der Fürsten zu stürzen, sie zu Gutsbesitzern herabzuwürdigen und ihnen eine Theaterrolle zu lassen."*)

Wer erkennt es nicht an diesen Wuthausbrüchen, daß man nicht bloß Oesterreich zu fürchten begann, sondern daß Dietrichstein Recht hatte, wenn er meint, man werde sich in Deutschland zu schämen beginnen. Die Abtrünnigen standen beschämt neben Oesterreich, das gerade im Augenblicke seiner größten Verlassenheit solche Lorbeeren in der Vertheidigung des Reichsbodens errungen hatte. — Denn ein preußisches Heer, etwa am Niederrhein, mit dem energischen Willen darauf los zu schlagen, was hätte es *auch jetzt noch* leisten können!

Obwohl die glänzendsten Waffenthaten des Jahres 1795, — die Schlacht an der Nidda und die Erstürmung der Mainzer Contravallations-

*) Vivenot, Herzog Albrecht II, 2, S. 445 und 449.

linien — zunächst Clerfayts Thaten waren, so darf man doch mit Vivenot Wurmser als den Mann betrachten, dem Oesterreich seine damalige Popularität verdankte. Ein Kreis von trefflichen Männern bildete das Hauptquartier der Oberrhein-Armee. Graf Grünne ist später der langjährige Vertraute des Erzherzogs Karl gewesen, und hat als dessen General-Adjutant wesentlich zu dem Siege bei Aspern beigetragen. Bellegarde wurde von Freund und Feind als ein grader, offener und ritterlicher Charakter anerkannt. Dietrichstein verdient schon der treuen Anhänglichkeit wegen hervorgehoben zu werden, die er, im Gegensatz zu der großen Mehrheit seiner Standesgenossen, Thugut allzeit entgegengebracht hat: er erscheint in seinen Briefen als eine jugendliche Natur im besten Sinne des Wortes, für die Größe Oesterreichs begeistert und zugleich als ein deutscher Patriot; Thugut hat ihn wenige Jahre später auf wichtigen Gesandtschaftsposten verwandt. Die Hauptsache war aber immer Wurmsers Persönlichkeit selbst. Nicht die strategischen Gaben, nicht die Intelligenz war es auch jetzt wieder gewesen, auf die es in erster Reihe ankam, sondern darauf, daß eine frische und hingebungsvolle, von ihrer Sache erfüllte Natur in all' die Hoffnungslosigkeit und all' den überklugen Kriticismus hineinfuhr, die mit ihren zersetzenden und verbitternden Wirkungen über der Armee lagerten. Darauf kam es an, daß sich endlich ein General fand, der Thugut begriff und mit ihm gemeinsame Sache machte. Wie die Geschichte eine ähnliche Unterordnung Blüchers kennt, der auch ein ähnlicher Segen nicht gefehlt hat, so hatte hier „der loyale und des Neides unfähige Charakter dieses verehrungswürdigen Greises"*) den moralischen Sieg über den verstimmten Nebenbuhler davongetragen und dadurch zum militärischen Siege geführt. Wie die kaiserlichen Erfolge mit dem Siege Quosdanovich' bei Handschuhsheim beginnen, so war es wieder ein Unterfeldherr Wurmsers gewesen, der bei Frankenthal die Eroberung Mannheims entschieden hatte, und so hatte sich das Geschick nur billig erwiesen, wenn es Wurmser in diese Festung einzuziehen vergönnt gewesen war.

„Es erübrigt mir nur", schreibt ihm der Kaiser, „Ihnen die besondere Zufriedenheit auszusprechen, die ich über Ihre nützlichen und wichtigen Dienste empfinde. Ich werde es nicht vergessen, daß es der nach Ihren Befehlen handelnde Quosdanovich war, der zuerst

*) Worte Bellegarde's; s. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 368.

den Lauf unserer Unglücksfälle aufgehalten und die Bahn gebrochen hat für eine Reihe ehrenvoller Erfolge, die den Ruf meiner Waffen wieder hergestellt, die Campagne zu ihrem Abschluß gebracht haben (ont signalé la fin), und denen die Eroberung von Mannheim das Siegel aufgedrückt hat. Es geschieht deßhalb mit großer Genugthuung, daß ich Ihnen den Rang eines Feldmarschalls in meiner Armee verleihe, um Ihnen dadurch einen neuen Beweis meiner Werthschätzung zu geben. Ich wünsche, daß Sie recht lange eines so wohlverdienten Lohns sich erfreuen mögen; und ich bin fest überzeugt, daß Ihr Eifer Sie neue Anstrengungen machen lassen wird, um ein immer neues Anrecht auf mein ganz besonderes Wohlwollen dem schon vorhandenen hinzuzufügen." *)

Der alte Elsässer stand auf dem Gipfel seines Glücks. „Geheiligte Majestät!" antwortete er, „die große Gnade, die mir E. M. durch meine Erhebung zum höchsten Rang in Ihren Armeen erweisen, kann den Eifer und die Wärme der Gesinnung nicht erhöhen, die ich allezeit für den Dienst Ihres erhabenen Hauses gehabt habe. Wenn E. M. mich in jener Unthätigkeit belassen hätten, in die es den Jacobinern in Gemeinschaft mit Ihren treulosen Verbündeten**) mich vor zwei Jahren zu versetzen gelungen war, so würden, wenngleich ich E. M. nicht mit der That hätte dienen können, dennoch meine heißesten Wünsche für das Glück Ihrer Waffen unausgesetzt diejenigen Generäle begleitet haben, denen E. M. den Oberbefehl anzuvertrauen geruht hätten, — und so wäre ich immerhin als ein ebenso pflichteifriger Soldat wie treuer Unterthan gestorben. Aber indem E. M. durch diese ... Auszeichnung anzuerkennen geruhen, daß ich den Umschwung vom 24. September durch den glücklichen Blick entschieden habe, den man mir auf die Sachlage zu werfen gestattete, so ist mein Glück auf seinem Gipfel angelangt. Denn ich habe nie etwas Anderes in der Welt ersehnt, als daß mir von meinem Herrn Gerechtigkeit widerfahre. Möge Gott alle Anstrengungen mit Erfolg krönen, die ich zu machen hoffe, um E. M. soviel in meinen Kräften steht, in den Stand zu setzen, Ihren Feinden Gesetze vorzuschreiben: das heißt Gesetze der Loyalität.

*) Ebendaselbst S. 400, der Entwurf von Thugut.

**) Er beschwert sich am Ende des Briefes unter Anderem auch darüber, daß die Preußen, wie er bestimmt wisse, verbreitet hätten, er sei fast blind, und der Trunk ergeben. Und doch wisse ja der Kaiser, daß er noch keine Brille trage und sein ganzes Leben ein principieller Wassertrinker gewesen sei.

der Gerechtigkeit, der Ehre und der Tugend."*) An Thugut schrieb Wurmser schon am 16. October: „Ich erwarte viel von unseren ersten Erfolgen, die den Geist der Armee unendlich gehoben haben..... Ich hoffe zuversichtlich, daß der Minister und der General nicht aufhören werden, sich gegenseitig zu vertrauen und zu unterstützen, damit wir nicht wieder jenen Willen und jene Festigkeit verlieren, die alle Chancen an uns fesseln müssen."**)

Es ist ein Geschenk Gottes, für das wir Deutsche wahrlich recht dankbar sein sollten, daß in den Todeskämpfen des Reichs die Gestalten des jugendlichen Erzherzogs und des alten Elsässers so zu sagen seine Bannerträger sind. Der alte Elsässer aber ist die poetischere Erscheinung. Es liegt nichts Geniales und Außergewöhnliches in ihr. Aber es giebt wenig Anziehenderes, als eine milde, reine, und unter der harten Hülle innerlich weiche Kriegernatur, als einen menschlich fühlenden Soldatengreis. Unsere Geschichte ist reich an derartigen Persönlichkeiten. Wurmsers Typus ist ein specifisch oberdeutscher. Niemand war weiter als er vom Bramarbas entfernt. Er hat in seltener Weise die Achtung der ihm auf der Wahlstatt gegenüberstehenden Feinde zu gewinnen gewußt. Er ist durch und durch von den Begriffen ritterlicher Ehre erfüllt. Eine energische Kriegführung war sein Ideal. Und den verkappten Feinden seines Kaisers gegenüber liebte er durchzugreifen. Dabei aber rühmt der ihm so nahe stehende Bellegarde an Wurmser „jene herrliche Fröhlichkeit und jene Heiterkeit des Sinnes, die die süßeste Mitgift einer menschenfreundlichen Seele und eines vorwurfsfreien Herzens bildet."

Die geschichtliche Bedeutung Wurmsers liegt in dessen voller und ganzer Hingabe an die Pläne und Ideen Thuguts. Im Grunde ist es der General Thugut gewesen, der 1795 am Rhein siegte, dem Deutschland das einzige Jahr des Revolutionskrieges verdankt, dessen Andenken durch keine Niederlage verbittert wird.

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 407 ff.

**) Ebendaselbst, Einleitung Seite CXI.

VI.

Die Katastrophe 1796–1797.

Erstes Kapitel.

Der Erzherzog Karl.

Ew. Exc. mögen mir", so hatte Wurmser am 18. November, also noch vor der Eroberung von Mannheim, an Clerfayt geschrieben, „in aller Eile einige Bemerkungen über die günstigen Umstände gestatten, in denen sich unsere beiden Armeen namentlich in dem Augenblick befinden würden, wo der F. M. L. Melas in den Oberelsaß eindränge. Wir könnten uns vielleicht noch dieses Jahr dieser Provinz bemächtigen, deren Erwerbung, wie Sie wissen, unserem Hofe so sehr am Herzen liegt, und die dem Ministerium bei allen möglichen politischen Fällen große Vortheile gewähren würde. Ich würde ihnen vorschlagen, ein Corps über Kaiserslautern vorgehen zu lassen, das sich der Eingänge des Anweilerthals zu bemächtigen hätte..... Sobald ich Mannheim (cette place) eingenommen, werde ich mit dem Rest meiner Truppen rasch gegen Jockrim zu den Rhein überschreiten, um die Linie der Queich im Rücken zu nehmen; und es scheint mir, daß auf diese Weise und bei der Auflösung, in der sich jetzt die feindliche Armee befindet, E. E. Ihre unnachahmliche Campagne durch die Wegnahme von Landau krönen könnten, das zur Zeit noch nicht mit Lebensmitteln versehen ist. Ich bitte Sie inständigst, mir mit einigen Worten auf diesen Vorschlag zu antworten."*)

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 385 f.

Solche Pläne waren aber natürlich nicht nach Clerfayts Geschmack gewesen. Die schon lange vorbereitete elsässische Unternehmung des Generals Melas unterblieb wegen der Bedenklichkeiten, die Clerfayt der Sache entgegensetzte. Als dann drei Tage nach der Eroberung von Mannheim die Belagerung Landau's in einem Kriegsrath beschlossen ward, erhoben sich doch wieder nachträglich die gewichtigsten Bedenken dagegen. Die Jahreszeit, hieß es, erlaube eine regelmäßige Belagerung nicht mehr. Die bloße Einschließung des Platzes sei aber unthunlich, da man während des Winters fortwährenden Angriffen ausgesetzt sein und auch im günstigsten Falle durch Anstrengungen und Krankheiten große Verluste erleiden würde. Clerfayt versagte seine Mitwirkung in der positivsten Weise. Die Kriegswissenschaft jener Jahre stand dem Unternehmen entgegen. Der Kaiser entschied im Sinne Clerfayts.

Dieser wandte zu Wurmsers großer Bekümmerniß noch einmal seine ganze Kraft gegen die Maas-Sambre-Armee. Er wollte sie womöglich hinter die Mosel zurückwerfen und behauptete, daß noch immer die Gefahr ihrer Vereinigung mit der Rhein-Mosel-Armee drohe. Wurmser sah sich wieder zur zweiten Rolle verurtheilt. Er blieb lediglich auf die Defensive angewiesen. Er mußte den schwierigen und von dem ihm bestimmten Rayon weit entlegenen Posten von Kaiserslautern übernehmen. Hier und bei Neustadt hatte er unaufhörlich kleinere Gefechte mit dem Feinde. Er berechnete bald seine hierdurch entstandenen Verluste auf 14(0) Mann. Die Truppen Clerfayts entfernten sich immer weiter von ihm, ohne daß es diesem gelungen wäre, Jourdan über die Mosel zurückzuwerfen oder ihm doch einen ernstlichen Schlag beizubringen. Die Lage Wurmsers wurde eine immer unangenehmere, ohne daß irgend ein Erfolg bei diesem Allem herausgekommen wäre. Die Heiterkeit seines Characters wich mehr und mehr der Verstimmung. Und dabei beging man im Clerfaytschen Hauptquartier die Tactlosigkeit, die Niederrheinarmee beständig, und sogar in öffentlichen Blättern, auf Kosten der Wurmserschen zu erheben. Die Generaladjutanten der beiden Armeen wechselten spitzige Briefe. Man fürchtete schon in Wurmsers Hauptquartier, daß der Feldzug wie der von 1793 enden könnte. Analogien waren genug vorhanden. Das Verhältniß zwischen Wurmser und dem ihm an militärischen Kenntnissen und strategischer Begabung überlegenen Clerfayt erinnert, wie man sieht, auf das Lebhafteste an dasjenige zwischen Wurmser und Braunschweig. Ein ernstlicher Angriff Pichegru's auf Wurmser lag nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit.

und dieser wäre einem solchen, wenn ihn Clerfayt im Stiche ließ, in seiner weitläufigen Aufstellung auf beiden Seiten des Rheins vielleicht nicht gewachsen gewesen. In manchen Fällen muß man auch wirklich bei Clerfayt einen Mangel an gutem Willen annehmen. Für diesen Krieg am Rhein hatte der Niederländer nun einmal kein Herz. Es sieht beinahe aus, als wenn der an der Rettung seines niederländischen Vaterlandes verzweifelnde Clerfayt nun auch Wurmser nicht die Befreiung des seinigen habe gönnen wollen. Und nichts spricht mehr für die Richtigkeit von Wurmsers Handlungsweise im Jahre 1793, als eben die Differenzen, in die er 1795 dem österreichischen Fabius Cunctator gegenüber gerieth.

Unter diesen Umständen begann sich doch wohl auch Wurmser allmälig nach jenen Winterquartieren zu sehnen, die Clerfayt schon vor der Einnahme Mannheims hatte beziehen wollen. Die Erinnerung an das traurige Ende des elsässischen Feldzuges muß dabei von entscheidender Wirkung auf den alten Herrn gewesen sein. Der bestimmte Befehl des Kaisers ging dahin, die wichtigsten Posten am linken Rheinufer besetzt zu halten; und es schien dies nur möglich, wenn man die ewigen kleinen Kämpfe den Winter hindurch mit in den Kauf nahm.

Da that man bei der Niederrheinarmee einen entscheidenden Schritt. Um sich aus einer augenblicklich mißlichen Lage zu ziehen, schloß der weit vorgeschobene Kray auf Clerfayts Veranlassung einen Waffenstillstand mit acht und vierzigstündiger Kündigungsfrist ab. Clerfayt hatte Wurmser verständigt, daß Verhandlungen dieser Art im Gange seien, und diesen zur Theilnahme aufgefordert. Wurmser hatte Clerfayt alles überlassen und keinen Antheil an diesen Verhandlungen nehmen wollen. Als aber am 23. December ein französischer Officier von Jourdans Armee und zugleich ein Brief Kray's eintraf, der den Abschluß des Waffenstillstandes meldete und Wurmser zum Beitritt aufforderte, erkannte dieser, daß von der Niederrheinarmee in diesem Jahre nichts mehr zu erwarten sei. Allein war er natürlich den Angriffen der beiden französischen Heere nicht gewachsen. Er trat deßhalb seinerseits mit Pichegru in Verbindung. Mit Freuden griffen auch hier die Franzosen zu, und schon am ersten Weihnachtstage kam es zum Abschluß zwischen der Oberrheinarmee und der französischen Rhein-Mosel-Armee. Clerfayt, der wohl in Wien getadelt zu werden fürchtete, ward nachgehends wieder schwankend, wollte Kray desavouiren und den Waffenstillstand brechen. Als er Kunde von Wurmsers Schritt

erhielt, lenkte er aber nur zu gern ein. Hatte er es doch erreicht, daß nun Wurmser die Verantwortung traf. Es scheint, daß das Abkommen für die gesammte Niederrheinarmee erst am letzten Tage des Jahres 1795 abgeschlossen wurde. Die militärische Grenzlinie lief für die Franzosen längs der Queich, der Blies und der Nahe, und traf bei Niederdiebach auf den Rhein. Die Kaiserlichen hielten das rechte Ufer von Basel bis zur Sieg besetzt. Am linken Ufer bildete eine von Speyer westlich nach dem Hundsrück laufende und bei Oberdiebach den Rhein treffende Linie die Grenze für sie.

Wir sehen, wie einfach und natürlich beim Abschluß dieses Waffenstillstandes Alles zugegangen ist, und wie wenig die kaiserliche Politik damit etwas zu schaffen hatte. Der Kaiser hat keinen andern Einfluß darauf genommen, als daß er den Waffenstillstand ratificirte und das Benehmen seiner Generale, wie es scheint, nicht mißbilligte.

Am 29. Januar 1796 verließ Clerfayt die Armee. Wir wissen, wie unaufhörlich der Feldmarschall um seine Entlassung gebeten hatte. Wenn der Kaiser seinem Wunsche nicht willfahre, hatte er nach der Schlacht von Höchst an Dietrichstein gesagt, so werde er sich eines Tages plötzlich genöthigt sehen, die Armee ohne weiteres zu verlassen und das Commando in die Hände des im Range Aeltesten niederzulegen. Am 27. November hatte er nochmals sein Abschiedsgesuch in dringenden Worten wiederholt. Wenn je ein Moment gekommen war, um ihn mit Ehren zurücktreten zu lassen, so war dies gewiß jetzt der Fall, wo er mit einer ruhmwürdigen Campagne seine Carrière beschließen konnte.

Zu dem Wunsche Clerfayts gesellte sich dann aber allerdings auch noch die Stimmung der Armee und der in Wien entscheidenden Persönlichkeiten. Die Armee wußte recht gut, daß es nicht Clerfayt war, dem sie ihre letzten Siege verdankte. Und wie die Unterfeldherren die anzüglichsten Bemerkungen über ihn machen, so nennt ihn Thugut den Marschall Cacadubio. Man müsse sich wenigstens zwanzigmal vor ihm auf die Kniee werfen, um ihn einen Schritt vorwärts zu bringen.*) Am 6. Februar ward Clerfayt in den gnädigsten Ausdrücken von seinem Posten enthoben. Er erhielt das Generalcommando

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 271 f.

in Ungarn und auf Thuguts besondere Verwendung sogar das goldene Vließ.*) Der Erzherzog Karl sollte an seine Stelle treten.

Wie ungerecht es ist, Clerfayts Enthebung, wie Häusser es thut, der Mißgunst Thuguts gegen alle Männer von eigenem Willen beizumessen, dürfte aus unserer Darstellung hervorgehen, und man weiß in der That nicht, was man sagen soll, wenn Luccheſini die alte Gegnerschaft Englands, die Cabalen der mit Wurmser verbündeten Emigranten, den Ehrgeiz des Erzherzogs, die Eifersucht Bellegarde's und das schlechte Gewissen Thuguts — er soll ihm seine Versprechungen nicht gehalten haben — für Clerfayts Sturz verantwortlich macht.**)

In Deutschland sah man aber in ihm nur den Sieger von Höchst und Mainz, den Befreier des linken Rheinufers und begriff nicht, daß dieser jetzt den erbetenen Abschied erhielt. Und es hat, wie man sieht, auch dies wieder zu Vorwürfen gegen Oesterreich dienen müssen, die dann in der neudeutschen Geschichtschreibung nachklingen, um jener Behauptung, daß Thugut keine selbständigen Charactere neben sich geduldet habe, zum Belege zu dienen. Man sollte es, dünkt uns, im Gegentheil anerkennen, daß man gerade den Erzherzog Karl auf einen so wichtigen Posten stellte. Seine Wahl beweist, daß man in diesem Falle wenigstens Thugut durch die erhobene Anschuldigung Unrecht thut.

Trotz dieses Personenwechsels erstreckte sich dann freilich die für den deutschen Kriegsschauplatz abgeschlossene Waffenruhe über Gebühr in den Frühling 1796 hinein, während die Kaiserlichen in Italien den Krieg doch wenigstens am 10. April angriffsweise eröffneten. Wir glauben nicht, daß Vivenot das Richtige trifft, wenn er dem Einfluß und den Intriguen der Emigranten die Schuld der langen Waffenruhe beimißt. Es liegt doch zu wenig über jenen mysteriösen General Poinsinet vor, der zum Zweck einer Restauration mit den Kaiserlichen in Verbindung getreten war.***) Die Fäden der mit ihm gepflogenen Unterhandlungen

*) Ob er auch zum Reichsfeldmarschall ernannt wurde, wie Bellegarde dies erwartete, konnten wir nicht ermitteln.

**) Die Entscheidung wurde nicht erst am Abend des 7. herbeigeführt, wie Luccheſini in einer Depesche vom 10. Februar behauptet. S. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser. Einleitung CX. In Luccheſini's Depeschen findet eben das Richtiges und Falsches vermischende Geklatsch der vornehmen Frondeurs seinen Ausdruck. Diese sind oft gut unterrichtet, schießen aber dann auch wieder vorbei.

***) Wahrscheinlich steckte hinter dem pseudonymen Poinsinet, der damals für die Royalisten gewonnene Pichegru, welcher den Oesterreichern in der That zumuthete, sich von ihm schlagen zu lassen, damit er sich dann mit dem Nimbus des Siegers

gehen offenbar nicht durch die Hände der Emigranten. In dem für Wurmser bestimmten Schreiben vom 7. Mai zeigt sich der Kaiser in Betreff derselben sehr kühl.*) Die Gründe lagen tiefer. Der Hof ward in gesteigertem Maße durch Parteien gespalten. Der für den Krieg agitirenden Partei trat mit immer größerer Leidenschaftlichkeit jene Friedenspartei entgegen, die das Zurückziehen Oesterreichs auf sich selbst wollte, und die wir die particularistische nennen dürfen. Im Grunde ist es die alte Lacy'sche Coterie; aber die Italiener und namentlich die Niederländer hatten sich jetzt mit ihr vereinigt und überboten sie zum Theil noch an Heftigkeit. Man kann sich denken, wie alle diese Herren über Clerfayts Rücktritt urtheilten.

Der sehr interessante Brief Bellegarde's vom 29. Januar 1796**) giebt ein Bild, wie die Dinge damals am Hofe standen. Die Entlassung Clerfayts ist offenbar schon damals beschlossen. Aber man will doch auch nicht von Wurmsers Gesichtspunkten ausgehen. Als Bellegarde ein Promemoria über die Fortsetzung des Krieges ausarbeitet, sucht man sogleich den Kaiser gegen ihn einzunehmen. Man sieht ihn scheel an. Man wirft ihm vor, er theile die Irrlehre (l'heresie) Thuguts, daß man den Krieg bis zu einem „guten Frieden" fortsetzen müsse. — Man beschuldigt ihn des Abfalls von Clerfayt. „Und so beurtheilt man Menschen," seufzt Bellegarde.

Es ist ersichtlich, daß der Kaiser wieder einen Mittelweg einzuschlagen sucht. Die Trennung der beiden Heere wird beibehalten. Es geschah vermuthlich um die Clerfayt-Lacy'sche Partei zum Schweigen zu bringen, daß man die Niederrheinarmee dem Erzherzog Karl verlieh. Nicht Wurmser, sondern ihm wird Bellegarde beigegeben. Daß alle diese Dinge und die Schwankungen, die ihnen vorausgingen und sie begleiteten, hemmend eingewirkt haben, kann keinem Zweifel unterliegen. Trotzdem wird man einräumen müssen, daß es doch vor Allem Gründe von europäischem Charakter waren, die den Wiederbeginn der Operationen verhindert haben.

Die Kriegführung Oesterreichs war absolut auf die englische Geldhülfe angewiesen. Leider aber sehnte man sich jetzt auch in England nach Frieden. Pitt war das geistige Haupt des Ministeriums. Aber

gegen Paris wenden könnte. Natürlich gingen die Kaiserlichen auf solche Pläne nicht ein und Pichegru wurde auch bald darauf entsetzt.

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 445.

**) Ebendaselbst, S. 419 ff.

seinem Gesichtskreis lagen die auswärtigen Angelegenheiten verhältnißmäßig fern; und es ist gewiß richtig, wenn Sybel sagt, daß er für dieselben nicht gerade vorzugsweise begabt gewesen sei. Seine Gedanken waren von Haus aus auf den Frieden gerichtet gewesen. Eine gute Ordnung, eine geregelte Verwaltung, gesunde Verhältnisse auf den britischen Inseln herzustellen, war sein ursprüngliches und eigentliches Ziel. Er hatte sich erst spät und schwer zu dem Kriege entschlossen; und dieser dauerte ihm bereits allzu lange. Lord Grenville hatte wohl etwas mehr Kriegseifer. Aber nur König Georg III war entschieden feindlich gegen die französische Revolution gesinnt. Von den drei Mächten der Tripelallianz wünschte England unzweifelhaft am meisten den Frieden. Aus hundert Gründen, sagt Sybel, habe man in England das Ende des Krieges gewünscht*); und dies hat nur zu sehr auf die englisch-österreichischen Beziehungen zurückgewirkt.

Allerdings drang man von London aus auf rasche, kräftige Schläge, und war über den von Kray abgeschlossenen Waffenstillstand verdrossen gewesen. Man that aber wenig genug, um Oesterreich ein offensives Vorgehen überhaupt zu ermöglichen. Denn ohne eine Unterstützung durch englisches Geld war daran nicht zu denken. Die österreichische Geldnoth war äußerst drückend, und wir müssen uns dabei vergegenwärtigen, wie außerordentlich die Kriegführung der deutschen Armeen in allen diesen Jahren durch den Grundsatz erschwert wurde, daß Requisitionen unzulässig seien. Ohne gefüllte Magazine wagte man auch nicht in Feindes Land einzumarschiren. Diese waren aber natürlich nicht ohne Geld und ohne viel Geld zu beschaffen. Wenn Montecuculi einst gemeint hatte, zum Kriege brauche man Geld, Geld und nochmals Geld, so hing das eben mit diesem System zusammen, das sich gerade in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege ausgebildet hat. Namentlich an Fourage war der Mangel jetzt wieder ein großer. Daneben fehlte es aber geradezu auch an Geldmitteln für die Bewaffnung und Bekleidung einzelner Truppentheile. Ohne ein Darlehn, meinte Thugut, könne man den Krieg nicht einmal über den April hinaus führen. Um nur den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen, wurde ein Finanzbeamter Namens Lazinsky in das Reich abgesandt, der in Frankfurt und anderen Städten Geld aufnehmen sollte. Thugut wollte die Art der Kriegführung am Rhein von dem Grade der englischen Geld-

*) Sybel, a. a. O. IV, 138.

Unterstützung abhängig machen. Die Engländer aber drehten die Sache um und erklärten, daß eine kräftige Offensive auf dem deutschen Kriegsschauplatze die natürliche Vorbedingung jeder Geldunterstützung sei. Die Verhandlungen wurden noch dadurch verwickelter, daß sich nun Rußland wirklich am Kriege betheiligen zu wollen erklärte.

Auch dieses vermochte nämlich ohne englisches Geld keinen Krieg zu führen. Schon im Spätherbst des Jahres 1795 hatte ihm das Londoner Cabinet wirkliche Subsidien im Betrage von 1,000,000 Pfund für das Jahr angeboten, wenn die Kaiserin ein Hülfscorps von 55,000 Mann dafür stellen wolle. Mit Recht erblickte nun wieder Thugut hierin eine unbillige Bevorzugung Rußlands. Auch jetzt erbat er nicht geradezu Subsidien für die kaiserlichen Truppen: es scheint ihm dies gegen seine Begriffe von der Würde verstoßen zu haben. Aber er meinte wieder, daß England die Million besser Oesterreich zur Disposition stelle, das dafür 17,000 Mann Reichstruppen in Sold nehmen wolle. Die wirkliche Absendung eines russischen Hülfscorps sei doch noch immer unwahrscheinlich. Erhalte Oesterreich diese Million oder das russische Hülfscorps neben der Anlehens-Garantie, so werde es, wie dies sein innigster Wunsch sei, den Krieg am Rhein mit der äußersten Kraftanstrengung weiter führen und seine italienischen Truppen auf 50,000 Mann verstärken. Erhalte es weder das eine noch das andere, aber ein durch England garantirtes Anlehen, so wolle es am Rhein die gleiche Truppenzahl wie im Vorjahre stellen. Es müsse Preußen aber durch Rußland von einem Angriffe auf Oesterreich abgehalten werden und letzteres in Gemeinschaft mit England den Reichstag zu einer energischen Kriegführung bestimmen. Im entgegengesetzten Falle und wenn Oesterreich keine Garantie für ein Anlehen und in Folge dessen auch natürlich kein nennenswerthes Anlehen selbst erhielte, drohte Thugut, in der ihm nun einmal eigenen Weise, mit der Verminderung der am Rhein stehenden Truppen und sogar mit dem daraus nothwendig folgenden Rückzug hinter den Lech.*) Nur in Italien, wo eine so sehr viel geringere Truppenzahl genügte, könne man dann noch mit Entschiedenheit auftreten.

In der That war, was Oesterreich verlangte, gewiß nicht übertrieben. Fast wie ein Hohn klingt es, wenn Sybel meint, der Kaiser erscheine bei diesen Verhandlungen als ein dem Reiche fremder. Er

*) Siehe Sybel, a. a. O IV, 146.

habe sich der Beschützung desselben nur auf Rußlands und Englands Wunsch unterziehen wollen, und falls diese ihm dabei hülfen.*) Wer anders als Preußen hatte denn den Kaiser in die Nothlage versetzt, für diesen deutschen Kampf auswärts um Beistand zu werben?

Den beiden letztgenannten Forderungen zeigte sich das englische Cabinet nicht abgeneigt. Aber im Geldpunkt trat wieder die alte kaufmännische Art und Weise hervor.

Lord Grenville lehnte die Zahlung der Million für die zu besoldenden Reichstruppen ab. Er wiederholte das Versprechen der Garantie für ein Anlehen von 3 Millionen. Die betreffende Bill könne aber erst im Mai oder Juni dem Parlament vorgelegt werden. Auch wünschte man eigentlich, daß das betreffende Anlehen in Deutschland aufgenommen werde. Bis zur Effectuirung des Anlehens wolle England jedoch Oesterreich Vorschüsse auf dasselbe leisten.

Darauf hin ward nun die rheinische Armee nicht verringert. Aber eigentlich vermehrt wurde sie auch nicht; und nach Italien gingen nur 9000 Mann**) ab, die die dortigen österreichischen Truppen in doch nur ungenügender Weise verstärkten.

Ebenso schwierig wie die Verhandlungen über Geld und Truppenstellungen, gestalteten sich die eigentlichen diplomatischen Verhandlungen mit England. Dieses wünschte der Eröffnung der Feindseligkeiten ein Friedensmanifest voran gehen zu lassen. Es sollte darin eine Amnestie der Royalisten, die Kriegskosten-Entschädigung und die Rückgabe des durch einige Festungen zu verstärkenden Belgiens gefordert werden.***) Thugut war nicht sehr dafür. Er wagte nicht direct zu widersprechen. Aber er meinte, Neapel und Sardinien — wir erinnern uns, daß dem letzteren eine französische Eroberung versprochen war — würden dagegen sein. In Deutschland werde in Folge eines solchen Manifestes die Friedenspartei wieder von Neuem emporkommen.†) Jedenfalls müsse der Reichsfrieden gesondert abgeschlossen werden.

Man betrachtete in England diese Antwort der Sache nach als eine Ablehnung. Da aber die Opposition und ein großer Theil der Bevölkerung auf den Frieden drängte, so erklärte das englische Cabinet dem österreichischen, daß es freilich niemals ohne seinen Bundesgenossen

*) Sybel a. a. O. IV, 142.
**) 10 Bataillone und 10 Schwadronen.
***) Sybel, a. a. O. IV, 144.
†) Ebendaselbst, 146.

Frieden schließen werde, sich aber doch zu einleitenden Eröffnungen in Paris befugt erachte. Wickham, der englische Gesandte in der Schweiz, sandte zu diesem Zwecke am 8. März eine Note an Barthelemy, in der Grenville seine Bereitwilligkeit zum Frieden aussprach und sich nach den französischen Bedingungen erkundigte. Es dauerte bis zum 26., bis eine Antwort des Directoriums bei Barthelemy anlangte. Da Thugut sich dem Schritte Englands nicht geradezu widersetzt hatte, und nicht zu widersetzen vermochte, so konnte auch von einer Aufkündigung des Waffenstillstandes am Rhein, während dieser Zeit keine Rede sein.

Wie vorauszusehen war, lautete die französische Antwort durchaus ablehnend. Ein allgemeiner Friedenscongreß, sagte sie, werde unabsehbar weitläufig sein. Uebrigens könne von den durch Conventsbeschluß mit der Republik vereinigten Gebieten absolut keine Rede sein, sondern nur von den übrigen, durch die französischen Truppen besetzten Ländern. Da England den ganzen Krieg führte, um Belgien nicht französisch werden zu lassen und dieses durch Conventsbeschluß annectirt worden, so war durch diese Erklärung allen Verhandlungen der Boden entzogen. Als diese Antwort in Wien bekannt wurde, hat man dort sofort darauf, am 3. April, also acht Tage nachdem Barthelemy die Pariser Antwort erhalten hatte, dem Erzherzog Karl den Befehl ertheilt, sich zur Armee an den Rhein zu begeben. Wir haben hier einen vollständigen und mit Daten belegten Nachweis, wie die Verzögerung der Waffenstillstandsaufkündigung im März und April der Rücksicht auf England zuzuschreiben ist.

Und die diplomatischen Schwierigkeiten waren hiermit noch lange nicht einmal erschöpft. Es gab noch viele andere diplomatische Rücksichten, die auch nach dem 3. April den Beginn der Operationen verzögern konnten und verzögert haben. Mit der Friedensfrage hing natürlich auch wieder die leidige Entschädigungsfrage zusammen; und auch die Seeschlange jener Zeit, der bayrisch-belgische Tauschplan, tauchte wieder auf. Soviel wir zu sehen vermögen, hat Thugut auch jetzt nichts davon wissen wollen. Er war hierin weit entschiedener, als der Petersburger Cobenzl. Die besten Seiten von Thuguts Politik vereinigten sich dabei mit ihren Mängeln. Schon weil er niemals einen Gesandtschaftsposten an einem deutschen Hofe bekleidet hatte, stand er dem Detail der deutschen Verhältnisse leider etwas fern. Er wollte an ihnen nicht rütteln, um Preußen nicht Gelegenheit zu neuen Ver-

größerungen zu geben. Aber freilich war durch Cobenzl's Schuld in dem geheimen Vertrage vom 3. Januar 1795 der bayrische Tausch wieder von Neuem angeregt worden. Und anormaler Weise war nicht England, sondern das dem Kriege thatsächlich doch noch immer fern gebliebene Rußland, der eigentliche Vertraute des Wiener Cabinets. Als Eden sich nach den österreichischen Friedensbedingungen erkundigte, hatte Thugut erklärt, daß Oesterreich Belgien in keinem Fall an Frankreich abtreten werde. Wieder hinnehmen könne es dasselbe aber nur dann, wenn es durch eine Reihe französischer Festungen, das zu Holland gehörende Nordbrabant und das Bisthum Lüttich verstärkt würde.*) Man wird diese Forderung nicht ganz unbillig finden können. Bei den französischen Festungen handelte es sich um einen althabsburgischen Besitz und wir haben gesehen, welche Bedeutung sie für die Behauptung der Niederlande hatten. Nordbrabant gehörte doch eigentlich zu Südbrabant und war nur durch die zufällige Sachlage zur Zeit des westfälischen Friedens davon abgetrennt worden; davon noch gar nicht einmal zu reden, daß die neue batavische Republik sich durchaus in der Gewalt Frankreichs befand. Gerade der Stellung gegenüber, welche England in diesen Dingen immer eingenommen hatte, betrachtete Thugut die Niederlande als einen Wachtposten, den Oesterreich mehr im europäischen, als in seinem eigenen Interesse zu beziehen habe, und der deßhalb in den schweren Zeitläuften, in welchen man sich befand, in einem vertheidigungsfähigen Zustande demselben übergeben werden müsse. Was die Incorporation des Bisthums Lüttich betrifft, so ist es uns allerdings nicht hinreichend klar, wie Oesterreich dieselbe jetzt rechtlich begründen und den Widerspruch zwischen einer solchen Maßregel und der absoluten Ablehnung aller deutschen Säcularisationen rechtfertigen wollte. Thugut wird sich hier, wie später in Italien, auf den Standpunkt gestellt haben, daß die Aneignung eines von Frankreich annectirten Gebietes etwas anderes sei, als die Annexion selbst.**)

Was die übrigen Friedensbedingungen betraf, so war Thugut England gegenüber sehr zugeknöpft geblieben. Alles hänge von der

*) Sybel a. a. O. IV, 139.

**) Zu Kaiser Josephs Zeiten war einst in Verbindung mit dem bayrischen Tauschplan von der Säcularisation des in der Mitte zwischen Luxemburg und Namur gelegenen Lüttichs die Rede gewesen. Kaiser Joseph hatte bekanntlich durchaus andere Rechtsanschauungen, aber selbst damals sollte der Bischof von Lüttich durch ein deutsches Bisthum entschädigt werden.

vorherigen Verständigung mit Rußland ab, sagte er. In Petersburg hatte er den Elsaß als die eigentliche Entschädigung, d. h. als Ersatz für die Kriegskosten gefordert, und wenn der Krieg bis zur Einsetzung Ludwigs XVIII fortgesetzt würde, auch Lothringen. Natürlich komme man dem St. Petersburger Cabinet gegenüber den bayrischen Tauschplan jetzt nicht ganz von der Hand weisen. Aber Thugut meinte, es müsse Rußlands Sache sein, den Gedanken bei England anzuregen. Der Kaiser habe ihn zu bestimmt fallen lassen, um dem Londoner Cabinet noch einmal damit kommen zu dürfen. Uns scheint, daß gerade die Vergrößerungen, die Thugut für Belgien begehrte, ein deutlicher Beweis sind, wie derselbe ernstlich an dessen Wiedergewinnung dachte. Will man aber umgekehrt auch bei dieser Gelegenheit wieder von der österreichischen Ländergier reden, so ist das, wie wir glauben, völlig ungerechtfertigt. Das was Oesterreich durch die dritte Theilung Polens gewonnen, kam allerhöchstens demjenigen gleich, was Preußen durch die zweite Theilung erhielt, und Oesterreich hatte also jedenfalls noch den Betrag des preußischen Antheils bei der dritten Theilung zu fordern. Eine Arrondirung aber hatte dasselbe auch bei der dritten Theilung nur in geringem Maße erhalten, da das neue Westgalizien doch in seiner größeren östlichen Hälfte, und namentlich von Krakau abgesehen, wirklich nur als eine „Extension" des alten Galiziens betrachtet werden konnte.

Und schon zeigte sich Preußen wieder nach anderen Erwerbungen lüstern.

Als Rußland in Berlin den englischen Gedanken einer Wiederherstellung der Oranier zur Sprache brachte, zeigte Haugwitz große Geneigtheit, auf den Plan einzugehen, knüpfte aber die Mitwirkung Preußens an die Erwerbung einiger westfälischer Bisthümer. Es war ein verhängnißvolles Wort, was Haugwitz aussprach. Die Säcularisation wurde damit auf die Tagesordnung gesetzt.

Die Säcularisationen sind bekanntlich durch jenen bayrischen Karl VII während des österreichischen Erbfolgekrieges zuerst angeregt worden, der da durchaus ein Geschöpf Frankreichs und zugleich Verbündeter Friedrichs des Großen war. Mit der Revolution waren sie dann sofort wieder aufgetaucht. Schon die Girondisten hatten sich mit ihnen getragen. Eine greifbarere Gestalt hatten sie durch Desportes, den ehemaligen Gesandten am Stuttgarter Hofe, erhalten. Dieser entwarf einen Plan, wonach die drei geistlichen Kurfürstenthümer des linken

Rheinufers, mit Ausnahme der zu einer Republik zu erhebenden Stadt Mainz, zu Gunsten von Preußen und Bayern säculariſirt werden ſollten. Erſteres ſollte bei dieſem Arrangement Jülich und Berg, einen Theil von Trier und das ganze Kurfürſtenthum Cöln erhalten: Gebiete, wie er ſagte, auf die Preußen ſchon längſt ſeine Augen geworfen habe.*) Es gab dann ſpäter eine große Partei in Frankreich, die in der bewußten Abſicht dadurch den Umſturz in Deutſchland herbeizuführen, auf die Säculariſationen hinarbeitete. Das Vorſpiel der franzöſiſchen Einziehung der geiſtlichen Güter bot die Analogie dar. Der revolutionäre Inſtinkt trieb nach dieſer Seite. Wie ſehr die Erwerbung der weſtfäliſchen Bisthümer durch Preußen ſchon damals in der Luft war, beweiſen die Peltzer'ſchen Briefe.**) Die die Demarcationslinie beſetzt haltenden preußiſchen Truppen wurden in jenen Gegenden als die Vorläufer der preußiſchen Säculariſation betrachtet: um dieſer willen, meinte man wohl, habe Preußen ſeiner Zeit eigentlich den ganzen Krieg begonnen.

Wie Haugwitz die Sache anſah, bewies er dadurch, daß er dem ruſſiſchen Geſandten erklärte, wenn Preußen die weſtfäliſchen Bisthümer erhalte, ſo könne Oeſterreich dafür den bayriſchen Tauſch vollziehen. Zum zweiten Male ſollte alſo dieſer unglückſelige Tauſchplan als ein Aequivalent für eine reelle preußiſche Beſitzvermehrung dienen. Ob der Tauſch nur mit Güte oder auch mit Gewalt ausgeführt werden ſollte, wurde nicht geſagt. Und ebenſo wenig ward von Haugwitz darauf Rückſicht genommen, daß die Wiedereroberung Belgiens noch in viel weiterer Ferne als im Spätherbſt 1792 ſtand und daß die Säculariſationen faſt eben ſo leicht als die Theilung Polens durchzuführen waren.

Thugut wies einen ſolchen Gedanken natürlich mit Indignation zurück. „Preußen," meinte er, „will wie immer alle Parteien betrügen, ſich zwiſchen den kriegführenden Mächten halten, deren Erſchöpfung benutzen, endlich allen den Frieden nach ſeinen Wünſchen vorſchreiben und dabei für ſich ſelbſt greifbaren Vortheil erndten."***)

Man kann ſich denken, wie alles dies dann wieder auf die Auffaſſung der militäriſchen Lage und insbeſondere auf die Verzögerung

*) Siehe Sybel, a. a. O. II, 267.

**) Siehe Hüffer, Rheiniſch-Weſtfäliſche Zuſtände zur Zeit der franzöſiſchen Revolution.

***) Siehe Sybel, a. a. O. IV, 149.

der Operationen am Rhein zurückgewirkt hat. Und leider kam zu der Ungewißheit der politischen Lage auch noch die Persönlichkeit des Erzherzogs.

Seine Armee zählte mit Einschluß der Besatzungen von Mainz und Ehrenbreitstein 80,000 Mann. Ihm gegenüber stand die Maas-Sambre-Armee von 76,000 Mann unter Jourdan. Die Oberrhein-Armee unter Wurmser war etwa ebenso stark als die Niederrhein-Armee. Die ihr gegenüberstehende Rhein-Mosel-Armee, die jetzt von Moreau commandirt wurde, zählte 77,000 Mann. Auf beiden Seiten hatte man noch einmal große Anstrengungen gemacht. In Oesterreich wie in Frankreich hoffte man, daß dieser Feldzug doch endlich der letzte sein werde. Die Reichscontingente waren in verhältnißmäßig bedeutender Stärke erschienen. Sachsen hatte sein Contingent wieder gestellt. Das Quintuplum lieferte doch trotz aller Ausfälle eine Truppenzahl, die der im Sommer 1794 mindestens gleich kam: es fiel dabei je länger je mehr in's Gewicht, daß Oesterreich seit dem Frühling 1794 keine Reluitionsgelder mehr annehmen zu wollen erklärt hatte.

Nimmt man an, daß die Reichstruppen 30,000 Mann betrugen, so stellte Oesterreich über 120,000 Mann zu dem deutschen Kriege; also nicht viel weniger als 1794 seine Truppen in Belgien und Deutschland betrugen. Die französischen Truppen waren dagegen weit weniger zahlreich als damals. Die Deutschen hielten im Süden längs des Elsasses die weite Strecke des Rheins bis Basel, im Norden die von Lorch bis Düsseldorf besetzt. Am linken Rheinufer besaßen sie eine schöne Angriffsstellung zwischen den beiden französischen Armeen. Thugut wünschte wieder eine energische Offensive. Der Erzherzog aber ging von der Ansicht aus, man sei zu einer Offensive zu schwach und müsse sich auf eine geschickte Defensive beschränken.

Er war durchaus ein Habsburger. Hören wir, wie Varnhagen von Ense den persönlichen Eindruck wiedergiebt, den Erzherzog Karl dreizehn Jahre später im Feldlager von 1809 auf ihn machte. „Schon am ersten Morgen", sagt er, „konnte ich vor seinen Fenstern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit zubrachte, auf dem Fortepiano zu phantasiren, worin er meisterhafte Geschicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, stieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er sah aus wie ein tapferer,

biederer und menschenfreundlicher Mann, der sogleich Vertrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrenblick leuchtete die Macht und Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine, schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt genug; der Krieg mit seinen Anstrengungen und Rauhigkeiten hatte eine sanfte Anmuth aus diesen Gliedern nicht verdrängen können. Was den Erzherzog besonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten; aus der Lässigkeit mancher seiner Bewegungen würde man zuweilen fast auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Muth, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verleugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn, sowie das Andenken seiner früheren Thaten und Siege, hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben; die Officiere hingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben; wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzender Leberuf entgegen." —

Kein Zweifel: der Erzherzog war eine groß angelegte Persönlichkeit, milde und wohlwollend wie nur irgend ein Habsburger, phantasiebegabt, tief und edel. Herzog Albrecht von Sachsen und Erzherzogin Marie Christine hatten ihn an Kindesstatt angenommen und die Erziehung, die ihm von diesen trefflichen Menschen zu Theil wurde, hatte seine Anlagen in glücklicher Weise entwickelt. Sein ganzes Wesen war von sittlichem Ernste durchdrungen. Aber leider fehlten auch die Schattenseiten der habsburgischen Natur nicht. Ja, sie traten besonders stark bei ihm hervor. Wie sein Vater war er körperlich zart und kränklich. Die Initiative fehlte ihm in hohem Grade. Wie Perthes bemerkt, ist es bezeichnend, daß er in dem ersten Paragraphen seiner Grundsätze der höheren Kriegskunst den Krieg für das größte Uebel erklärte, was einem Staate widerfahren könne. „Eigentliche Freude am Kriege kennt er nicht," sagte Niebuhr vom Erzherzog Karl, „er betreibt ihn wie ein Schachspiel und hat Freude an Dispositionen; am Tage der Schlacht fehlt ihm die rechte Lust, obgleich er Muth genug hat. Der große Feldherr muß zur Schlacht gehen wie zum Tanze; da müssen sich alle seine Seelenkräfte vervielfältigen aus Lust am Kampfe; Erzherzog Karl aber bleibt ruhig und mag lieber mit Manövriren etwas ausrichten, als mit Schlagen; sein Bestreben ist die Schlacht zu gewinnen, wie

man ein schweres Problem löst; ist dieses gelöst, so macht er sich ein anderes; seiner Natur ist es zuwider, einen Sieg aus allen Kräften zu verfolgen." —

Suworow nannte ihn einen General der Defensive. Clausewitz bezeichnet ihn als „einen geographischen Feldherrn." „Er nimmt strategisch das Mittel für den Zweck, sagt dieser von ihm, den Zweck für das Mittel. Die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, für die im Kriege Alles geschehen soll, existirt in seiner Vorstellung als eigenthümlicher Gegenstand gar nicht; er achtet sie nur, soweit sie auch Mittel ist, den Feind von diesem oder jenem Punkte zu vertreiben; er sieht den Erfolg nur in der Gewinnung gewisser Linien und Gegenden, die doch nie etwas Anderes sein kann als ein Mittel zum Siege, d. h. zur Vernichtung der feindlichen physischen und moralischen Kraft." „Er hat nicht den frischen Muth und die eilige Lust des Soldaten, er nimmt nie das Schwert in beide Hände, um damit auf den Feind loszuschlagen, und macht sich aus dem Angriffe kein Fest; es fehlt ihm an Unternehmungsgeist und Siegesdurst."

Alle Männer von Fach sind darüber einig, daß es dem Erzherzog Karl an Entschlossenheit fehlte, um wirklich ein Feldherr ersten Ranges zu sein. Hätte er sie besessen, so würde er vielleicht hinter keinem zurückstehen; so aber gehört er doch nur zu denjenigen, welche unmittelbar auf die ersten der Geschichte folgen.*) Es ist das Geschick ihres Hauses, das auf allen diesen Habsburgern lastete. Im Jahre 1800 benahm er sich höchst sonderbar. Später hat der Erzherzog den Krieg immer hinauszuschieben gesucht. Er mußte 1805 erst zur Seite geschoben werden, als man den Krieg wollte. Gentz war damals sein heftiger Gegner und traute ihm die kleinlichsten Motive, die verderblichsten Entschlüsse zu. In den dann folgenden Jahren hat der Erzherzog zunächst immer nur die Vollendung der Armee-Reorganisation im Auge, 1809 hat er sich nur spät und auch erst zögernd in die Nothwendigkeit des Losschlagens gefunden; und wie er sich 1794 benommen hatte, haben wir gesehen. Es war der Zweifel an sich selbst und an Oesterreich, was ihn in allen diesen wichtigen Perioden lähmte. Wenn er in einer seiner militärischen Schriften sagt, die deutschen Generale würden unthätig aus Verlegenheit, so paßt das doch auch auf ihn selbst. Mit Thugut lebte er in

*) Vergl. Perthes, a. a. O. II, 356 ff.

beständiger Fehde. Dessen strategischen Entwürfen sich unterzuordnen, verspürte er um so weniger Lust, als er, der älteste der in Deutschland lebenden Brüder des Kaisers, eine so hervorragende Stellung in Oesterreich einnahm und von der jüngeren Generation in der Armee vergöttert wurde. Schon seiner Jugend wegen stand er dabei in einem natürlichen Gegensatz zu fast allen Generalen. Es wäre auch damals schon sein Wunsch gewesen, die Armee erst einmal von Grund aus umzugestalten, ehe es wieder an's Schlagen ginge. Wir sehen, wie sich Alles vereinigte, um den größten Krieger, den Oesterreich besaß, der Friedenspartei in die Arme zu treiben. Auch bei ihm war wie bei seinem Vater ein gewisser Liberalismus im Spiel. Wie er Napoleon mehr bewundert als gehaßt hat, so besaß er auch keinen eigentlichen Haß gegen Jacobiner. Auf das Reich und seine alten Formen blickte er mit einer gewissen Kühle. Die entscheidenden Jugendjahre hat er in den Niederlanden und im Feldlager zugebracht, die Armee war ihm zur Heimath geworden, und er fühlte sich bei aller deutschen Gesinnung weit mehr als Oesterreicher und als Soldat denn als Deutscher. Auch der Verlust der Niederlande hatte darauf eingewirkt. Dieser Kampf für das conservative Europa, wie Thugut ihn wollte, gehörte eigentlich nicht zu dem Kreise seiner Ideen. Seine Gedanken sind vorwiegend militärischer Art. Der Unterschied zwischen seinen und Stadions Auffassungen trat 1809 deutlich zu Tage; und sonderbarer Weise hat gerade die militärische Auffassungsweise bei dem Erzherzog so häufig zur Unthätigkeit geführt.

Erst in der Schlacht selbst erwachte bei ihm die Freude am Kampf. Wie alle seines Geschlechtes zeichnete ihn kaltes Blut und persönlicher Muth in hohem Grade aus. „Mit Vehemenz eilte der Erzherzog", schreibt Rühle von Lilienstern, „dorthin, wo die Gefahr am größten geschienen, gab sich oft zu großer Gefahr bloß, und griff unmittelbar in die Ausführung des Einzelnen ein." — „Auf dem Schlachtfelde sah man ihm an", berichtet ein Anderer, „daß er Gefahr und Tod nicht achtete; sein ganzes Wesen erhielt ein nachdrücklicheres Ansehen; mit Stolz und Zutrauen blickten die Soldaten auf ihn." — „Ruft er — bei erhaltener Meldung: mein Pferd (er pflegt bei langem Stillestehen auf einem Platze gemeiniglich abzusitzen), so kann man mit Gewißheit annehmen, daß die Sache gefährlich steht, und man könnte sagen, er fliegt dann dahin, wo Kraft und Gewalt erfordert wird, das Gleichgewicht wieder herzustellen und das Glück zu zwingen. Der Grundsatz,

daß ein Oberfeldherr das Schlachtgewühl vermeiden, und wenigstens dem kleinen Gewehrfeuer sich nicht aussetzen soll, ist nicht der seinige. Eine Fahne ergreifen und den wankenden Schaaren den Weg zum Ruhme zeigen, oder einzelne Flüchtlinge, wenn ihr Beispiel pestartig auf das Ganze zu wirken droht, mit dem Degen gewaltsam zu ihrer Pflicht treiben, sind Thathandlungen, die, bei solcher Gelegenheit von ihm ausgeübt, ihre Wirkung nicht leicht verfehlen. Seine Gegenwart hat stets einen sichtbaren Einfluß auf den Muth der Truppen, deren Zutrauen er in hohem Grade besitzt."*) — Wenn man den Krieger mit dem Staatsmann vergleichen darf, so erinnert der Erzherzog in solchen Momenten doch wieder an den sonst so entgegengesetzten Thugut. Vor Allem aber denken wir an den, seinen Feinden immer erst einen Vorsprung lassenden Karl V, der da krank an der Gicht, auf einer Tragbahre seinem Heere folgt, am entscheidenden Tage aber sich in Stahl und Eisen hüllt: ein anderer Mensch, beinahe zitternd vor Kampfeslust und ein ritterlicher Held im alten Sinne des Wortes.

Der Erzherzog hat sich in der zweiten Hälfte des Feldzuges von 1796 ebenfalls als ein solcher Held bewährt. Er hat aber bei dem Beginn desselben recht reichlich das Seinige gethan, um dem Feinde einen Vorsprung zu lassen. Daß er sich selten mit den richtigen Persönlichkeiten zu umgeben verstand — Gentz und Thugut sind darüber einig — und daß er dann unter den Einfluß seiner Umgebung, zu der freilich auch der wackere Bellegarde gehörte, zu gerathen pflegte, mag auch dazu beigetragen haben.

Zunächst war es freilich noch immer die diplomatische Situation, die, auch als man durch Lacinsky's Bemühungen die nothdürftigen Geldmittel für die nächsten Monate herbeigeschafft hatte, der Eröffnung der Operationen im Wege stand. Aus Rücksicht auf England hatte man sich entschlossen, das Hauptgewicht an den Niederrhein zu legen. Noch die von Thugut entworfene Instruction vom 6. Mai ist durchaus in diesem Sinne geschrieben. Nicht Wurmser, sondern der Erzherzog soll den Hauptstoß führen. Der niederrheinische Kriegsschauplatz wird als der bei weitem wichtigere bezeichnet. Im Hintergrunde erscheint als letztes Ziel die Wiedereroberung der Niederlande.

Dies Alles wurde dann aber in der fatalsten Weise durch die Absicht der Kaiserin Katharina, einen Krieg gegen Persien zu führen,

*) Siehe Perthes, a. a. O. II, 355 ff.

durchkreuzt. Man erfuhr plötzlich in Wien, daß ein ansehnliches Heer am Kaukasus sich zu diesem Zwecke sammele, und daß am Dniepr und Dniester Reserven für dasselbe aufgestellt würden. Kam es wirklich zu einem solchen Kriege, verwickelte sich Rußland in die entlegensten orientalischen Angelegenheiten, so legte sich dasselbe natürlich lahm für den Occident. Darin, daß das russische Hülfscorps bis zur definitiven Regulirung der preußischen Grenze ausbleiben werde, hatte man sich gefunden. Jetzt aber verlor man auch die Sicherheit gegen einen etwaigen preußischen Angriff. Oder würde das im fernen Orient beschäftigte Rußland den Preußen dabei, wie es versprochen hatte, ein Quos ego zurufen? Es kömmt dabei nicht darauf an, in wie weit Thuguts Besorgniß, daß Preußen ihm in den Rücken falle, begründet war. Wer will ihm nach allem Vorhergegangenen seinen Argwohn verdenken? Daß man aber in Preußen mit einem solchen Gedanken gespielt hat, ist leider unbestreitbar. Es hatte, wie wir sahen, schon im Winter 1794 auf 95 gespukt; und noch am 9. October 1805, also einige Wochen vor der Schlacht von Austerlitz, hat der preußische Gesandte am Kasseler Hofe diesem die Eröffnung gemacht, daß Preußen in Böhmen einrücken werde, um durch die Bedrohung Oesterreichs einen Druck auf das diesem verbündete Rußland auszuüben.*) Oesterreich hatte sich den rheinischen Krieg im Jahre 1796 mit gleicher Stärke wie im Vorjahre zu führen entschlossen, als Rußland Aussichten auf einen Schutz gegen Preußen eröffnete. Aber erst wenn das Wiener Cabinet von Petersburg aus völlig darüber beruhigt wurde, daß Rußland einen hinterlistigen Angriff Preußens nicht dulden würde, wollte sich Thugut zum wirklichen Losschlagen entschließen.

Als dann wieder günstigere Nachrichten von Petersburg anlangten, traf auch die von den ersten Siegen Bonaparte's ein. Hinfort schien es wieder gerathen, den Hauptstoß gegen den Elsaß zu richten, um dadurch eine Diversion zu Gunsten der italienischen Armee herbeizuführen. Nach Thuguts Plan sollte der Erzherzog erst die Maas-Sambre-Armee an die Mosel zurückdrücken und sich dann von Landau und Kaiserslautern aus gegen die Rhein-Mosel-Armee wenden, um von Norden her in den Elsaß einzudringen. Gerade das war es, was die französischen Generale fürchteten. Sie sind auch später bei der Meinung geblieben, daß eine solche Unternehmung des Erzherzogs die größte Chance

*) Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels, 2. Heft, S. 5.

beſeſſen habe. Sybel iſt derſelben Anſicht. Die franzöſiſchen Truppen waren ſchlecht bezahlt und deßhalb demoraliſirt. Aber der Erzherzog war nicht geneigt, Thuguts Plan zu acceptiren, er hielt denſelben für allzu gewagt und erklärte ſich für die Defenſive. Ueber das Hin und Her verging natürlich abermals die Zeit. Man zögerte und zögerte mit der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes und der noch immer günſtige Moment wurde zuletzt völlig verpaßt. Bonaparte errang immer neue und neue Erfolge in Italien und die Sachlage am Rhein gewann dadurch von Tage zu Tage ein verändertes Anſehen. „Gott erhalte und ſegne den Erzherzog", ſchreibt die Erzherzogin Marie Chriſtine, „denn die Nachrichten aus Italien ſind troſtlos."*) Als das Mailändiſche in die Gewalt der Franzoſen fiel, erhielten jetzt 25,000 Mann der Oberrhein-Armee Marſchbefehl nach Italien. Am 1. Juni folgte ihnen Wurmſer. Der Erzherzog erhielt den Oberbefehl über beide Armeen. Am Oberrhein führte hinfort Latour das Commando unter ihm.

Am 1. Juni begann auch in Deutſchland der Feldzug. Die Franzoſen ſchritten zum Angriff. Die Oeſterreicher wurden aus ihren Stellungen in der überrheiniſchen Pfalz nach Mannheim zurückgedrängt. Zugleich ſchickte ſich Jourdan an, mit der Maas-Sambre-Armee den Rhein zu überſchreiten. Gleich am 1. Juni war es einem auf dem rechten Rheinufer operirenden Corps unter Kleber gelungen, den Prinzen Ferdinand von Württemberg an der Sieg zu überraſchen und bei Altenkirchen zu ſchlagen. Thugut war außer ſich über den Prinzen, dem er — wahrſcheinlich that er ihm darin Unrecht — Friedensneigungen vorwirft. Und in der That ließ es ſich an, als ob ſeine Schlappe verhängnißvoll werden ſollte. In lebhaften Gefechten wurden die Kaiſerlichen am Niederrhein bis hinter die Lahn zurückgeworfen.

Inzwiſchen ging auch Jourdan ungehindert bei Neuwied über den Rhein. Bereits am 12. Juni hatte er 50,000 Mann auf dem rechten Ufer der Lahn vereinigt. Aber der Erzherzog Karl eilte von den Taunusgegenden mit 32 Bataillonen und 61 Escadronen öſterreichiſcher und ſächſiſcher Truppen herbei. Am 15. Juni überſchreitet er unterhalb Wetzlar die Lahn; ſeine Avantgarde geräth mit dem linken Flügel der Franzoſen unter Lefevre in einen heftigen Kampf. Raſch entfaltet der Erzherzog auch ſeine übrigen Streitkräfte zu einem allgemeinen Angriff, der auf allen Punkten ſiegreich für die Oeſterreicher und Sachſen endete. Jourdan entſchloß

*) S. A. Wolf, I, 178.

sich zum Rückzuge, da der Erzherzog jetzt in seiner linken Flanke stand. Er kehrte auf demselben Wege, auf dem er gekommen, in seine alten Stellungen am linken Rheinufer und bei Düsseldorf zurück. Am 19. Juni erfochten dann die Oesterreicher unter Kray nochmals einen Sieg bei Kircheip über die französische Nachhut unter Kleber. „Die Erfolge meines theuren Erzherzogs machen mich glücklich", schrieb die mütterliche Marie Christine, „ich freue mich über Alles, auch über seine gute Gesundheit, aber stürmen muß er nicht darauf, jetzt ist sein ganzes Wesen elektrisirt."*)

Jourdan war zwar zurückgewiesen. Aber er hatte doch den Zweck seines Offensivstoßes erreicht. Es war ihm gelungen, die Aufmerksamkeit seines Gegners auf sich zu ziehen, und er hatte es dadurch Moreau ermöglicht, den Rhein seinerseits bei Straßburg zu überschreiten. Durch den Abmarsch der 25,000 Mann war natürlich am Oberrhein eine empfindliche Lücke entstanden. Und Latour war trotz seiner guten Eigenschaften nicht der Mann, um die Persönlichkeit Wurmsers zu ersetzen. Man warf ihm vor, daß er dem Wein ergeben sei. Er war oft allzu hitzig. Thugut setzte nur geringes Vertrauen in ihn; seine eigentlich strategische Begabung ging wohl nicht über das Gewöhnliche hinaus; sein Verdienst bestand im Feldzuge von 1796 darin, daß er sich dem Erzherzog unterzuordnen verstand, wie er sich ein Jahr vorher Wurmsers Anschauungen mit ganzer Seele hingegeben hatte.

Dem Erzherzog entging die Gefahr am Oberrhein nicht. Er ertheilte Latour den Befehl, bei Offenburg ein Beobachtungscorps zusammenzuziehen, vor Allem aber den Rheinübergang bei Kehl zu vertheidigen. Aber diese Ordre kam bereits zu spät. Der gefährlichste Punkt der ganzen Stellung, der Straßburg gegenüber liegende Theil des rechten Rheinufers, war von jenen schwäbischen Kreistruppen (7320 Mann) besetzt, mit denen man im ganzen Kriege einen so schweren Stand gehabt und die sich 1794 geradezu geweigert hatten, diese Gegenden zu verlassen, zu deren besonderem Schutze sie bestimmt zu sein behaupteten. Sie, die „Kragen", hatten seit Alters einen Spahn mit den Kaiserlichen, den „Kostbeutele". Es soll nicht behauptet werden, daß ihr Kriegseifer ein sehr großer war. Die Hauptsache lag aber doch in dem schwäbischen Eigensinn.**)

*) S. A. Wolf, I. 148.

**) Wir glauben, daß ihre militärische Untüchtigkeit meist übertrieben wird. Wie wir verstehen, gehörten auch die Württemberger zu den schwäbischen Kreistruppen.

In vollständig verkehrter Art hatte man sie jetzt aufgestellt. Sie waren meist compagnien- und schwadronenweise in den einzelnen Dörfern vertheilt. Das wichtige Kehl war nur von 2 Bataillonen besetzt. Unbemerkt hatten dagegen die Franzosen ihre Truppen bei Straßburg vereinigt. Durch einen Scheinangriff bei Mannheim lenkten sie die Aufmerksamkeit noch insbesondere von Kehl ab. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni landeten sie auf den Rheininseln. Die schwäbischen Truppen wurden überrascht und flohen in solcher Eile, daß sie die zum rechten Ufer des Rheines hinüber führenden Brücken abzubrechen vergaßen. Ungehindert und mit größter Schnelligkeit setzten die Franzosen nun ihre Truppen auf das rechte Ufer über, und als die österreichischen Bataillone aus dem Lager bei Willstett herbeieilten, war der Feind ihnen schon weit überlegen. Die Schanzen bei Kehl wurden im Sturm erobert, dann dieses selbst genommen. Um Mittag waren die Franzosen bereits über die Kinzig vorgedrungen. Am 28. Juni siegten sie bei Oberkirch und Renchen. Sie gewannen den Eingang in das Renchthal. Die Schanzen am Kniebispaß*) und das nicht weit davon liegende Freudenstadt wurden von den Württembergern freiwillig geräumt. So war Moreau bereits Herr der wichtigsten Schwarzwaldpässe geworden. Latour, der von Mannheim aus gegen ihn vorrückte, war zu schwach, um ihn aufzuhalten. Bei Gernsbach und Kuppenheim wurde er am 5. Juli nach tapferer Gegenwehr geschlagen und bis hinter die Murg zurückgeworfen. Hier kam der Erzherzog ihm zu Hülfe. Er hatte am 26. Juni den Uebergang Moreau's über den Rhein erfahren und setzte sich mit 15 Bataillonen und 20 Escadrons sofort nach den von dem Schauplatz seiner bisherigen Operationen so weit entlegenen Gegenden in Bewegung. Es galt Moreau den errungenen Vortheil zu entreißen. Der Erzherzog besetzte Pforzheim und die Posten im Gebirge. Dem auf den 10. Juli festgesetzten Angriff der Oesterreicher kam Moreau indessen am 9. zuvor; es erfolgte die Schlacht bei Malsch. In der Ebene siegten die Kaiserlichen; Malsch blieb nach hartnäckigem Kampfe in ihren Händen; die Franzosen wurden hier bis Rastadt zurückgedrängt. Aber auf dem linken Flügel im Gebirge ging der Erfolg des Tages wieder verloren. Der Erzherzog wollte nicht das Aeußerste wagen, und entschloß sich zum Rückzug.

---

*) Dieselben sind noch heute sichtbar und führen den Namen „Schwabenschanze".

Auch Jourdan gegenüber hatte sich inzwischen die Lage wieder sehr verschlechtert. Kaum hatte der Erzherzog den Main- und Lahngegenden den Rücken gewandt, als die Maas-Sambre-Armee wieder vorzudringen begann. Der eine Theil zog wieder von Düsseldorf heran. Am 2. Juli ging Jourdan selbst bei Neuwied über den Rhein. Er war den 36,000 Mann weit überlegen, die nach dem Abzug des Erzherzogs hier zurückgeblieben waren. Einzelne kleine Gefechte reichten hin, um ihren Rückzug bis hinter den Main zu bewirken. In der Zwickmühle zwischen den beiden französischen Armeen war die Lage des Erzherzogs eine äußerst mißliche. Es mußte ihm auf die möglichste Concentrirung der eigenen Streitkräfte ankommen, und er mußte andererseits die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen um jeden Preis verhindern. Demgemäß faßte er seine Entschlüsse. Der Marsch der Franzosen sollte auf jede Weise erschwert werden, ohne daß er jedoch eine eigentliche Schlacht annehmen wollte. Die beiden österreichischen Armeen sollten dagegen stets die gegenseitige Fühlung bewahren, im Zurückweichen sich vereinigen, und nach ihrer Vereinigung die getrennten Armeen des Feindes einzeln zu schlagen suchen. „Es schadet nichts, wenn Moreau selbst bis Wien vordringt, wenn ich nur Jourdan schlage", äußerte er etwas später gegen Latour.

Die von dem Erzherzog persönlich commandirten Truppen waren zunächst nach Pforzheim und von da nach dem oberen Neckar zurückgewichen, wo sie die Flußübergänge bei Cannstatt und Eßlingen besetzten. Inzwischen waren aber am 14. und 15. Juli die südlicher stehenden Truppen an der Murg, an der Kinzig und Dreisam von den Franzosen zurückgeworfen worden: der Weg nach Schwaben stand diesen jetzt vollständig offen. Am 21. und 22. Juli traf St. Cyr bei Cannstatt auf den den weiteren Rückzug des Erzherzogs deckenden Hotze. Der französische Angriff wurde blutig zurückgewiesen und unbehelligt konnte die österreichische Armee durch das Rems- und Filsthal retiriren. Hotze besetzte am 25. die bekannte Geißlinger Steig, die aus dem Filsthal auf die Hochebene der rauhen Alp führt. In dieser vortheilhaften Position hielt er den Feind so lange auf, daß der Erzherzog den weiteren Rückzug ohne Nachtheil fortsetzen konnte.

Es bedeckte sich während dieses ganzen Feldzugs der in den beiden letzten Jahren nur wenig zur Verwendung gekommene, inzwischen aber zum Feldmarschalllieutenant beförderte Hotze überhaupt mit Ruhm. Moreau nennt ihn einen bon exécuteur. Auch er gehört zu den wahr-

haft anziehenden Persönlichkeiten jener Kriegsepoche. Er war ein großer, schöner Mann, stürmisch, aufbrausend, aber ehrliebend, männlich und dabei doch durchaus menschlich-weich in seiner Denkweise. Sein Geburtslauf war ein für die schweizerische Landsknechtsart höchst charakteristischer. Reformirt und aus dem Kanton Zürich stammend, war er der Sohn eines Chirurgs auf dem Lande. Er hatte zuerst in Württemberg, dann in Rußland Kriegsdienste genommen. Die letzteren hatte er dann aus unbekannten Gründen verlassen und war in die österreichische Armee eingetreten. Wie so viele hervorragende Generale seiner Zeit war er Cavallerist. Er hat eines der ersten Uhlanenregimenter in Oesterreich errichtet. Kaiser Joseph war auf ihn aufmerksam geworden. Er hat ohne die geringsten Connexionen den Weg zu den höheren Chargen erstiegen und gehört durchaus mit zu den Truppenführern, denen die kaiserliche Armee in den Jahren 1793, 1796 und 1799 ihre Erfolge verdankte. Seine Denkart war eine durchaus landsknechtische. Echt handwerksmäßig bezeichnet er seine Thätigkeit im Felde als ein „Arbeiten". Und auch er nimmt mitten im Kriege keinen Anstand, wegen persönlicher Differenzen mit seinem Oberfeldherrn, von dem Verlassen des kaiserlichen Dienstes zu reden. Es ist dem alten Reisläufer aber später (1799) vergönnt gewesen, für die Unabhängigkeit und Existenz seines eigentlichen Vaterlandes zu kämpfen. Die Fäden der schweizerischen Erhebung sind in jenem Jahre zum großen Theile in seinen Händen zusammen gelaufen, und er ist im Herbst desselben an der Spitze seiner Truppen für seinen Kriegsherrn und zugleich für sein schweizerisches Vaterland auf dem Felde der Ehre gefallen. Auch er neigte sich mehr dem Liberalismus zu. Friedrich der Große war wenigstens in früheren Jahren auch für ihn ein Ideal. Seine Vorliebe für die Preußen ist wohl erst den Erfahrungen des Jahres 1793 gewichen. Große politische Anschauungen muß man nicht bei ihm suchen. Aber er diente ehrlich und mit Aufopferung der Sache, der er sich einmal gewidmet. Er hatte Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und führte mit Energie und ächtem Kriegsfeuer das ihm Aufgetragene aus. Es thut wohl, sich inmitten der Misère jener Tage an einer so erfrischenden Persönlichkeit zu erquicken.

Wie trat doch die Stimmung der schwäbischen Kreisstände gerade in diesem Augenblicke den Plänen des Erzherzogs hindernd in den Weg! Ein panischer Schrecken hatte die meisten von ihnen bei dem Vordringen der Franzosen ergriffen. Wohl gab es auch jetzt solche, die das Volk

bewaffnen, den Landsturm organisiren und den Volkskrieg in's Leben rufen wollten. Aber diese Stimmen drangen nicht durch. Auf dem schwäbischen Kreistage gewann die allerentschiedenste Friedensstimmung die Oberhand. Man wird sich erinnern müssen, daß die Kreise in einem gewissen Gegensatze zu der kaiserlichen Macht entstanden sind; wie sie denn nicht etwa dem Kaiser Maximilian, sondern dem Kurfürsten Berthold von Mainz ihre Entstehung verdankten. Ein sozusagen republikanisches Element hat von vorn herein in ihnen gelegen. Bei der Gefährdung des Reiches konnten sie in gewissem Sinne als die legitime Vertretung der Nation gelten. Als Dänemark sich 1795, wie wir uns erinnern, Oesterreich näherte und von seiner eventuellen Bereitwilligkeit zur Stellung des Reichscontingents sprach, bedang es doch sofort seinen Gehorsam gegen die Beschlüsse des niedersächsischen Kreises aus. Preußen hatte sich seit dem Frühling 1794 alle erdenkliche Mühe gegeben, Fühlung mit den Kreisen zu erhalten und sie für seine Friedenspolitik zu gewinnen. Die Ruhe, die dem ganzen Norden Deutschlands zu Theil wurde, war dabei ein stets lockendes Trugbild und reizte vor Allem in der Angst und Noth jener Tage zur Nachahmung. Warum sollte man es nicht auch so gut haben können? Nirgends war das kreisständische Selbstgefühl stärker als in Schwaben. In der drängenden Noth hielt sich der schwäbische Kreis ebenfalls für berechtigt, an seine eigene Sicherheit zu denken. So wohlfeil wie das mächtige Preußen konnte man Ruhe und Frieden nun freilich nicht haben. Aber war dies nicht ganz natürlich? Man beeilte sich, zur Rettung von Land und Leuten mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, um sich von ihm durch bedeutende Geldsummen und enorme Lieferungen von Armeebedürfnissen aller Art einen nothdürftigen Schutz zu erkaufen. Gerade diejenigen Reichsstände, die so sehr über ihre geringen Reichspflichten gezetert hatten, gaben jetzt, um sich vom Feinde zu lösen, gern das Zwanzigfache hin. Es war, als ob sie es den schwäbischen Reichstruppen gleich thun wollten. Schon am Tage vor dem Rheinübergang hatte der im Grunde doch zu Preußen haltende Herzog Friedrich Eugen von Württemberg dem Kaiser in einem Schreiben erklärt, daß er, wenn die Gefahr näher käme, an ein Abkommen mit den Franzosen denken müsse, „um sein so sehr gedrücktes Land nicht den grenzenlosen Verheerungen eines schonungslosen Feindes preisgeben zu müssen". Die Vorgänge am Kniebis und bei Freudenstadt hatten diese Sprache schon in der bedenklichsten Weise illustrirt. Am 17. Juli schloß jetzt der Herzog für sich, sowie im Namen der Reichsstädte Reutlingen

und Eßlingen einen Waffenstillstand: das württembergische Contingent wurde abberufen und für den Schutz von Personen und Eigenthum vier Millionen Livres bezahlt. Der Minister von Wöllwarth — er ist ein Neffe des Grafen Görtz und hatte schon im Winter 1794 auf 95 den vorigen Herzog für die preußische Friedenspolitik zu gewinnen gesucht — ward nach Paris geschickt, um dort über den Frieden zu unterhandeln. Am 21. Juli verließen die Truppen des schwäbischen Kreises die kaiserliche Armee. Und das sächsische Contingent folgte diesem Beispiel. Es trennte sich zum zweiten Male von den Kaiserlichen und marschirte so rasch es konnte über Nürnberg in die Heimath. Die unter dem unmittelbaren Befehle des Erzherzogs vereinigten Streitkräfte betrugen nach all' diesen erheblichen Abgängen nicht mehr als 25,000 Mann.

Am 25. Juli folgte dann ein förmlicher Friede zwischen Frankreich und dem schwäbischen Kreise. Für die verheißene Sicherheit zahlte derselbe jetzt zwölf Millionen Livres und lieferte außerdem 8000 Pferde, 5000 Ochsen, 150,000 Centner Brodfrüchte, 100,000 Säcke Hafer, 150,000 Centner Heu und 100,000 Paar Schuhe. Dem Erzherzog kann es nicht verübelt werden, wenn er nach diesen Vorgängen den schwäbischen Kreis als Feindesland behandelte. In Ulm ließ er das Zeughaus leeren. Die noch übrigen 6 Bataillone schwäbischer Kreistruppen ließ er durch den General Fröhlich bei Biberach einschließen und mit Gewalt entwaffnen.

Aber nicht bloß auf Schwaben blieb ihr Abfall beschränkt. Die Flucht am Rhein und Main nahm auch diesmal wieder die größten Dimensionen an. Der fränkische Kreis beeilte sich ebenfalls, mit 6 Millionen Livres und großen Naturallieferungen den Schutz der Franzosen sich zu sichern. Es bestanden hier die allereigenthümlichsten Verhältnisse. Der Geheimrath Zwanziger beherrschte als der Vertreter einer Reihe von Fürsten und Grafen die Majorität des Kreistags. Mit den Preußen lag man, seit diese die Markgrafschaften erworben hatten, wie es nicht anders sein konnte, in der bittersten Fehde. Das ständische und reichsstädtische Wesen hatte sich ihnen gegenüber von Anfang an sonderbarer Weise durch die Ideen der französischen Revolution gestärkt gefühlt. Geheimrath Zwanziger hatte vor Allem in diesem Sinne gewirkt. Die Preußen wünschten in äußerst verdächtiger Weise der Stadt Nürnberg ihren Schutz angedeihen zu lassen. Um so mehr beeilte sich der Geheimrath, welcher sich persönlich nach Paris begab, ihnen durch einen wirklichen Friedensschluß zuvorzukommen. Auch Kursachsen ging

auf einen Neutralitätsvertrag ein. Dem Namen nach war es der obersächsische Kreis, für welchen es am 13. August mit den Franzosen abschloß. Dieser existirte aber nur noch der Theorie und dem Namen nach. Wöllwarth brachte dann für Württemberg am 7. August einen Frieden mit der Republik zu Stande, in dem dieses seinen Besitzungen auf dem linken Rheinufer entsagte, und sich fortan in keiner Weise, und zwar auch wenn es als Reichsmitglied dazu aufgefordert würde, an einem Kriege gegen Frankreich zu betheiligen versprach. Aehnlich lautete der Frieden, den Baden fünfzehn Tage später abschloß. In geheimen Artikeln versprachen beide Länder „für den Grundsatz der Säcularisation geistlicher Güter, für die Abtretung des linken Rheinufers und den Verzicht aller deutschen Ansprüche auf die italienischen Lehen beim künftigen Friedensschlusse wirken zu wollen."*) Dagegen wurden die geistlichen Besitzungen bereits namhaft gemacht, die sie erhalten sollten. Baden ließ sich sogar die Abschaffung der Thurn- und Taxis'schen Reichspost und den Erwerb der mittelbaren geistlichen Güter innerhalb seines Landes versprechen. Es war denn doch zum ersten Male, daß das rechtslose salut public der französischen Revolution in dieser Weise in die deutschen Angelegenheiten eingriff. Das war also das Ende der patriotischen Erregung gewesen, von der gerade der persönlich sehr achtungswerthe Markgraf von Baden zur Zeit der Wilhelmsbader Zusammenkunft ergriffen gewesen war: man wird sich dabei erinnern dürfen, daß gerade er zu denjenigen Fürsten gehört hatte, die einst in Süddeutschland die erste Anregung zu dem Fürstenbund gegeben.**)

Die Oesterreicher hatten unterdessen ihren Rückzug unbehindert fortgesetzt. Es war Wartensleben gelungen, durch die Besetzung von Frankfurt den Feind einige Tage aufzuhalten und so in aller Sicherheit nach Würzburg zu gelangen. Es schien, als wolle er in dieser Stellung einen Kampf annehmen. Er setzte jedoch seinen Rückzug im Mainthale nach Bamberg zu fort. Die Franzosen behelligten ihn wenig. Sie kühlten ihren Muth an der friedlichen Bevölkerung. Offene Gewaltthaten, schamlose Erpressungen und Verwüstungen aller Art bezeichneten ihren Weg. Man verfuhr ganz anders als am linken Rheinufer, da man sich doch nicht schmeicheln durfte, die Länder rechts vom Rhein im Frieden zu behalten. Auch Moreau's Truppen haben schlimm genug in Deutschland gewirthschaftet. Das in Württemberg trotz der franzosen-

*) S. Häusser, a. a. O. II, S. 65.

**) In Regensburg führte Graf Görtz die Stimme für ihn.

freundlichen Haltung des Herzogs Gestohlene soll allein einen Werth von 1,250,000 fl. gehabt haben. Weit schlimmer aber ging es in Franken zu, wo man es mit der zuchtlosen Maas-Sambre-Armee zu thun hatte. Die Schilderungen der Bedrängnisse jener Main-Gegenden erinnern in der That an die Greuelscenen des 30jährigen Krieges. In verstärktem Maße wiederholten sich hier die Dinge, deren Schauplatz im vorhergehenden Jahre der Westerwald gewesen war. Die Contributionen, welche man erpreßte, waren gering gegen das, was man raubte und zerstörte. Männern wie Frauen wurde das Zeug mit Gewalt vom Leibe gerissen, die Schuhe ausgezogen, einem Bettler die erbettelten Pfennige genommen. Wenn es nichts mehr zu erpressen gab, folgten grobe Mißhandlungen und Todtschlag. Dazu kamen dann wahrhaft thierische Ausbrüche des Geschlechtstriebs, Kinder und Schwangere wurden nicht verschont.

Auch der Reichstag ward zu Regensburg durch das Vorrücken der Franzosen aus seiner Ruhe aufgescheucht. Es wurde beschlossen, sich — von dem vordringenden Feinde die Sicherheit des Reichstages garantiren zu lassen. Die Vertreter der mit der Republik in gutem Einvernehmen stehenden Staaten nahmen die Führung der Verhandlungen auf sich. Erst als der französische Feldherr ausweichend antwortete, wurde der Erzherzog um seinen Schutz angegangen. Der jugendliche Reichsfeldmarschall verfehlte nicht, dem Reichstag seine unpatriotische Haltung in scharfen Worten zu verweisen. Man wird ohne Uebertreibung sagen dürfen, daß in dem Lager des Erzherzogs Karl damals das Reich war.

Durch das Fils- und Remsthal hatte dieser sich inzwischen der Donau genähert. Wartensleben war von Würzburg aus östlich nach Bamberg marschirt. Von hier brach er am 1. August auf und wandte sich nach Süden, die Regnitz aufwärts nach Forchheim und Nürnberg zu. Er wagte es jedoch nicht, wie es der Erzherzog gewollt, geradezu auf Nürnberg loszugehen, sondern glaubte, durch einen Abmarsch nach Amberg Böhmen und die dortigen Vorräthe vor einem Angriff Jourdans schützen zu müssen. Es fehlte ihm an Vertrauen zu der Kriegführung des jungen Erzherzogs und er trieb deßhalb Strategie auf eigene Hand. Statt sich dem Erzherzog zu nähern, entfernte er sich dadurch aber wieder von ihm. Es trat ein kritischer Moment ein. Wäre Jourdan in raschen Märschen vorgegangen, so hätte er in 4—5 Tagen die Donau erreichen und sich mit Moreau vereinigen können. Eine Niederlage des Erzherzogs war dann unvermeidlich.

Der von Moreau hart bedrängte Prinz war inzwischen von Heidenheim nach dem schon nicht weit von der heutigen bayrischen Grenze gelegenen Neresheim zurückgegangen. Von Wartensleben war er ohne Kunde. Er entschloß sich, dem Feinde die Spitze zu bieten, um sich den Rückzug an die Donau zu sichern. Das Treffen bei Neresheim am 11. August war blutig und unentschieden, aber die Absicht des Erzherzogs wurde erreicht. Bereits am 13. August ging er ungehindert bei Donauwörth auf das rechte Ufer der Donau hinüber. 30,000 Mann und das Condé'sche Corps ließ er unter dem Befehle von Latour am Lech, an der Iller und in Vorarlberg zurück, theils um die österreichischen Vorlande zu decken, theils um den Vormarsch Moreau's aufzuhalten. Er selbst überschritt jetzt an der Spitze von 28,000 Mann — es waren inzwischen Verstärkungen aus Oesterreich angelangt — abermals die Donau, um sich mit Wartensleben zu vereinigen. Letzterer war von Amberg aus hinter die Nab zurückgegangen. Hier sollte er, wenn der Feind nicht zu sehr dränge, stehen bleiben und den Erzherzog erwarten. Dieser ging jetzt über die Altmühl (19. und 20. August); dadurch bedrohte er zugleich Jourdans rechten Flügel, der 9000 Mann stark bei Neumarkt unter Bernadotte stand. Am 22. kam es bei Teining zu einem hitzigen Kampf. Nur durch ein Mißverständniß entging Bernadotte der vollständigen Niederlage. Er war gezwungen, über Neumarkt nach Nürnberg zurückzugehen.

Jourdan hatte sich nach dem Gefecht bei Teining zum Rückzug über Amberg bis hinter die Pegnitz entschlossen. Allein der Erzherzog hatte auch für diesen Fall schon seine Gegenmaßregeln getroffen. Er hatte Hotze die Verfolgung Bernadotte's überlassen und marschirte selbst mit dem Rest seiner Truppen nach Amberg. Wartensleben gab er den Befehl, wieder über die Nab zu gehen und den Feind anzugreifen. Es war der Strategie des Erzherzogs jetzt in der That gelungen, eine Situation herbeizuführen, wo eine Niederlage der Franzosen unvermeidlich war. Ihr rechter Flügel war von dem Hauptheer getrennt, dieses aber ward von Wartensleben in der Front, vom Erzherzog im Rücken angegriffen. Am 24. August ward Jourdan in der Schlacht bei Amberg vollständig geschlagen und mit bedeutendem Verlust hinter die Pegnitz sich zurückzuziehen gezwungen. Die beiden österreichischen Hauptheere waren jetzt vereinigt. Die Lage, in welcher Jourdan sich befand, war dagegen eine äußerst gefährliche. In seinem Rücken lagen die Festungen Mannheim, Philippsburg, Mainz und Ehrenbreitstein. Die Bevölkerung

in Franken zeigte bereits eine drohende Haltung. Sein Heer war von den Märschen erschöpft, die Mannszucht schwand mehr und mehr. Dazu kam die kräftige Verfolgung durch die Oesterreicher. In halber Auflösung langte die noch immer 40,000 Mann starke französische Armee am Main an. Nur ein kräftiger Stoß gegen den Erzherzog konnte ihr den Rückzug sichern. Andererseits drängte aber auch der Erzherzog zu einer Entscheidung, um sich nach der völligen Besiegung Jourdans mit aller Kraft gegen Moreau wenden zu können.

Ersterer war im Begriff, von der Pegnitz aus auf dem nächsten Wege nach Würzburg zu marschiren, als ihm dieser durch Hotze bei Burg-Ebrach verlegt wurde. Er war genöthigt, den Umweg über Bamberg und Schweinfurt einzuschlagen. Der Erzherzog schlug dagegen, sozusagen auf der Sehne des Bogens und den südlich zurückbiegenden Main überschreitend, den directen Weg nach Westen ein. Hotze bildete seine Vorhut. Die Würzburger Bürger standen auf und öffneten ganz wie es die Frankfurter 1792 gethan hatten die Thore. Hotze nahm 200 Mann der französischen Besatzung gefangen, während der Rest sich in die Citadelle auf den Marienberg warf. Hotze's Truppen besetzten darauf die umliegenden Höhen, wußten sich auf denselben trotz der Uebermacht des Feindes zu behaupten und verlegten dadurch Jourdan abermals den Weg. Am 3. September früh griff der Erzherzog an. Der Kampf war anfangs unentschieden, an einzelnen Punkten wankten die österreichischen Truppen. Aber die erwartete Hülfe erschien noch rechtzeitig. Der Ruhm des Tages wurde diesmal Wartensleben zu Theil. Mit 24 Escadrons Küraſſieren durchritt er den Main und warf dann mit wuchtigem Angriff die Reiterei des Feindes: der Sieg war ein glänzender. Den Franzosen ward durch denselben der Weg nach Frankfurt verlegt. Sie wurden zum Rückzug durch das schwierige Terrain des Spessarts und Rhöngebirges gezwungen. „Gott segne unsern Erzherzog Karl! er läßt uns nicht an guten Nachrichten darben, und seine Erfolge sind wahrhaft glorreich", ruft Thugut trotz seiner Antipathie aus.*)

„Daß endlich", schreibt F. L. Stolberg am 30. September an seinen Bruder, „die braven Oesterreicher sich als das, was sie sind, zeigen können, ist die unmittelbare Folge von der Entfernung des Lothrin-

*) Thugut an Colloredo 7. September 1796 bei Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 335.

gers Rollin*), der ein Erzilluminate war, sich beim Kaiser eingeschmeichelt und mit dessen Vertrauen Allgewalt erworben hatte. Bernstorff (der obengenannte dänische Minister) und Ernst (Graf Schimmelmann) freuen sich laut und unbeschreiblich über die Siege der Deutschen. Haugwitz soll aber sich auf schamlose Weise über jeden Vortheil der Deutschen ärgern und über jeden der Franzosen triumphiren. Wie traurig ist es indessen, daß das Reich, welches den Kaiser in der Noth verließ und einen schmählichen Frieden treulos einging, sich der Früchte dieser Siege schwerlich wird zu erfreuen haben. An Frieden, so friedfertig auch Oesterreich und England sind, ist wohl nicht zu denken, ehe das Directorium die Aufreibung seiner eigenen Armee, die es fürchtet und nur durch Raub zu ernähren wußte, bewirkt hat." **)

„Die herrlichen Siege der Oesterreicher," schreibt Stolberg gleichzeitig an die Fürstin Gallitzin, „erfreuen mich über allen Ausdruck, und mit gespannter Erwartung sehe ich den Folgen entgegen. Welch eine Wirkung diese Niederlagen in Frankreich bewirken, davon weiß man noch nichts, aber soviel sagen alle Nachrichten, daß die sogenannte Regierung, besonders das Directorium, immer mehr verachtet werde. . . . . Ohne Zweifel haben Sie gelesen, was das Directorium neulich dem Rathe der Fünfhundert bekannt gemacht, daß die Armeen im Lande nicht mehr besoldet würden wegen Mangel des Geldes . . . . . que la victoire alimentait les troupes du dehors. Kommt nun die Nachricht der Niederlagen hinzu und ist da die Annullirung der Mandate (eine Form des Papiergeldes), die Treulosigkeit der Regierung und das Elend des Landes allen offenbart; kommt hinzu, daß die Armeen sich gegen die Regierung, welche ihre Aufreibung aus teuflischer Politik beschlossen zu haben scheint, erklären, was wird es dann in Frankreich werden! Der Erzherzog Karl soll in jeder Absicht ein vortrefflicher Fürst sein. Möchten doch alle Gutgesinnten sich zu ernstem Thun zusammenschließen, dann würden unserem Volke schwere Prüfungen erspart. Die Machthaber und die Heere allein vermögen nicht zu leisten, was zu leisten Noth thut. Aber die Verblendung ist noch allenthalben zu groß, und diese Verblendung erscheint mir wie ein göttliches Straf-

*) Auf Thuguts Veranlassung hatte Rollin, dessen Intriguen immer gefährlicher geworden waren, seine Entlassung als Generaladjutant des Kaisers erhalten. Er hatte sogar Wien verlassen müssen.

**) Janssen, F. L. Graf zu Stolberg, I, 358.

gericht."*) Wenn man selbst in Holstein und Dänemark, wie wir sähen, Freude über den Sieg empfand, so kann man sich den Eindruck in Süddeutschland und Oesterreich vorstellen. Niemand wohl jubelte mehr als die Erzherzogin Marie Christine. „Gott sei gedankt", schrieb sie etwas später, „daß er (Erzherzog Karl) sich wohl befindet, daß die Monarchie gerettet, seine Mühe und Arbeit gelohnt ist."**) Die Nachricht von dem Siege bei Amberg hatte sie auf einer Wallfahrt nach Mariazell erhalten. „Unter freiem Himmel zwischen Berg und Wald las sie den Brief."***) Ueberall: in Wien wie in Paris, vom westlichen Deutschland gar nicht zu reden, war der Eindruck der deutschen Siege ein weit stärkerer als der der italienischen Niederlagen.

Jetzt endlich brach auch der lang vorbereitete Volksaufstand aus. Als die kaiserlichen Gesandten 1794 auf dem Reichstag zu Regensburg mit dem Vorschlag einer allgemeinen Volksbewaffnung nicht hatten durchdringen können, gab man den Gedanken keineswegs auf. In den Erbländern wollte man mit dem Beispiel voran gehen. Wenn auch der Hofkriegsrath wenig von dem allen hören mochte, so hielten Männer wie Thugut und Dietrichstein doch um so fester an diesen Plänen. Mit besonderem Eifer nahm sich auch der Reichsvicekanzler, hinter dem auch diesmal wieder Frank stand, der Sache an. — Wir haben gesehen, wie dann im Jahre 1795 der Gedanke eine theilweise Verwirklichung fand. — Als nun Jourdan Böhmen im August bedrohte, erschien im Auftrage des Ministeriums eine „die Gefahren der Zeit" betitelte Flugschrift des im Ministerium des Auswärtigen angestellten Johannes von Müller, in der von einer Aufbietung des ersten Drittels der gesammten streitbaren Mannschaft die Rede war. Der Verfasser erklärte, von einem „vortrefflichen Plan" über die volksthümliche Landesvertheidigung Einsicht genommen zu haben. Die Schrift war mit dem biblischen Motto versehen: „Ihr habt noch nicht bis auf's Blut widerstanden."†) Von einem Grafen Fugger wurde eine Denkschrift ähnlicher Art veröffentlicht. Und dem Wort folgte die That: bei Jourdans Herannahen wurde der Landsturm aufgeboten und in Wien Freicorps organisirt, die eine von der Kaiserin gestickte Fahne erhielten. „Es wirft doch kein schlechtes

*) Ebendaselbst S. 359. Auch als Stolberg dies schrieb, war er noch nicht katholisch. (Er ward es erst 1800.)

**) S. Wolf, Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich II, 178.

***) Ebendaselbst.

†) S. Johannes v. Müllers Werke, Bd. XL, S. 101 ff.

Licht auf die Regierung", bemerkt Hüffer bei Erwähnung dieser Thatsachen, „daß dieser Ruf eine Wirkung hatte, Anstrengungen hervorrief, die, hätten sie im übrigen Deutschland Nachahmung gefunden, unser Vaterland bald genug von den fremden Drängern befreit haben würden."*) Unter allen europäischen Cabinetten war das Wiener in jenen Tagen das einzige, das die Kräfte des Volkes gegen die Armeen „der Freiheit und Gleichheit" in Anspruch zu nehmen wagte. In Preußen sah man in diesen Dingen nur eine revolutionäre und nutzlose Maßregel; es ist der militärische Kastengeist, der sich denselben dort widersetzte. Diese Dinge waren aber wichtiger, als man gemeiniglich denkt. Wie der Tyroler Volkskrieg von 1809 ihre Folge gewesen, so hängen Steins Entwürfe zu einer allgemeinen Erhebung des deutschen Volkes auf's Engste damit zusammen.

Durch neue Gewaltmaßregeln wollten die Franzosen das Volk abschrecken, als sie über dessen Stimmung nicht mehr zweifelhaft sein konnten. Aber diese hatten die entgegengesetzte Wirkung. Die Sturmglocken ertönten. Mit Sensen, mit Heugabeln, mit Waffen aller Art versehen, überfielen die Bauern die einzelnen Abtheilungen des Feindes, die Nachzügler, die Proviantcolonnen. Die Franzosen stellten sich oft freiwillig den Oesterreichern, um nur nicht in die Hände der Bauern zu fallen. Der Verlust, den Jourdan durch diesen kleinen Krieg erlitt, kam dem einer verlorenen Schlacht gleich.

Die Franzosen gingen über Hammelburg nach der Lahn zurück. Die Belagerung von Mainz und Ehrenbreitstein ward aufgehoben, die Lahn selbst ohne Schlacht verlassen. Nochmals wurden die Franzosen am 16. September bei Limburg und Diez geschlagen. Sie wichen in ihre alten Stellungen über den Rhein und nach Düsseldorf zurück. Auch im Westerwald, in Westfalen, in den Rheinlanden erhob sich jetzt der Volkskrieg in weit stärkerem Maße als das Jahr vorher. Gerade die Erinnerung an die 1795 erlittenen Unbilden gab hier den Bauern die Waffen in die Hand. Im Nassauischen und Siegenschen standen Tausende auf. Mit guten Gewehren versehen, lagen sie in den Bergen und Wäldern. Nach Angaben französischer Officiere tödteten sie allein mit ihren Sensen 2000 Mann. Bei Siegen betheiligten sich sogar die Frauen. Die Repressalien der Franzosen machten auch hier das Uebel nur schlimmer. „Wenn sie nicht aufhörten zu sengen und zu brennen, ließen die

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 290.

Bauern den Franzosen sagen, so würden sie keinen Mann verschonen; sie wollten so tractirt sein wie anderes Militär, sie wären freie Männer und freiwillige Vertheidiger ihres Vaterlandes, die Franzosen dagegen durch Requisitionen gezwungene Leute. Es wäre zu arg, daß sie das Ihrige hergeben sollten, um damit die eigenen Fürsten zu bekriegen."*) Im südöstlichen Westfalen hatten die Bauern einen Bürgermeister zum Anführer, der ihnen, mit Pistolen, Säbel und Flinte bewaffnet, voranritt. Er trug Gamaschen und Sporen dazu, auf dem Kopf eine weiße Zipfelmütze und einen Hut darüber. Es war ein wirklicher Volksaufstand, der sich bis in die Gegend von Arnsberg erstreckte. Das Motiv zu dem historischen Hintergrund von Hermann und Dorothea ist, wenn wir nicht irren, dieser Zeit entnommen. Es zeigte sich, wie Unrecht die Preußen gehabt hatten, als sie meinten, in Franken und Westfalen sei Nichts von dem Volke zu erwarten, und es wäre erst hinter der Elbe ein Widerstand gegen dieselben zu erwarten.

Von der Maas-Sambre-Armee durften die Franzosen keine Thaten mehr erwarten. Eine verhältnißmäßig geringe Zahl regulärer Truppen genügte, um sie in Schach zu halten. Mit allen nur entbehrlichen Streitmitteln wandte sich deßhalb der Erzherzog jetzt gegen Moreau. Dieser hatte den Rückzug des Prinzen seit dem Treffen von Neresheim nicht weiter beunruhigt. Er wurde durch die Rücksicht auf Bonaparte influenzirt, mit dem er sich durch Tyrol vereinigen sollte. Die Instructionen des Directoriums, zu dessen Mitgliedern auch Carnot gehörte, wiesen ihn dazu an. Der geniale Gedanke Bonaparte's sollte mit ähnlicher Einseitigkeit durchgeführt werden, wie einst Carnots Plan der Unternehmung gegen Flandern. Moreau blieb deßhalb erst ruhig stehen, statt sich mit Jourdan zu vereinigen, entfernte sich aber dann sogar von ihm und wandte sich nach Oberbayern. Hier stand ihm Latour gegenüber. Dieser sollte die Verbindung mit dem Erzherzog aufrecht erhalten, seine Truppen nicht zersplittern, vor Allem verhindern, daß Moreau über die Donau gehe und dem Erzherzog in den Rücken falle. An jenem selben 24. August, wo Jourdan bei Amberg geschlagen wurde, ging Moreau aber über den Lech und besiegte Latour, der sich ihm in ungünstiger Stellung entgegenstellte, bei Friedberg. Zum Glück benutzte Moreau seinen Sieg nicht; er blieb meist in der Defensive, während der feurige Latour offensiv auftrat. — Der Versuch der Oesterreicher, den

*) S. Hüffer, Rheinisch-westfälische Zustände, S. 60.

linken Flügel der Franzosen bei Geisenfeld zu werfen (1. September), blieb ohne Erfolg. Inzwischen war der Erzherzog bereits von der Lahn aufgebrochen, um die Rückzugslinie Moreau's zu bedrohen. Die Lage Moreau's wurde auch mit jedem Tage gefährlicher. Als es ihm zur Gewißheit wurde, daß Jourdan geschlagen sei, war seines Bleibens in Bayern nicht mehr; er trat den Rückzug nach dem Lech an. Die an den Grenzen von Tyrol und Vorarlberg stehenden kaiserlichen Truppen rückten, um ihn zu überflügeln, an die Iller und Donau vor und schlugen einzelne ihnen gegenüberstehende französische Abtheilungen. Latour drängte von hinten, Fröhlich vertrieb den Feind aus Immenstadt und Kempten und schlug ihn am 20. September bei Isny. Giulay siegte bei Memmingen (22. September). Nauendorff warf die Spitzen der sich zurückziehenden Armee zwischen Heidenheim und Ulm. Moreau stand in diesem Augenblicke an der Günz. Er dachte bei Ulm eine beobachtende Stellung einzunehmen. Aber Nauendorffs Vereinigung mit Latour ließ ihn von seinem Vorhaben abstehen. Sein weiterer Rückzug war unvermeidlich geworden.

Daß aber dann die Zersplitterung der österreichischen Streitkräfte denselben erleichtert hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Petrasch stand mit 7000 Mann bei Kehl und am oberen Neckar, und bot die Bauern des Schwarzwaldes auf, um dem Feinde die Defileen zu verlegen. Nauendorf hatte mit 10,000, Fröhlich mit 14,000 Mann an der oberen Iller Stellung genommen, während das Gros der Armee unter Latour 24,000 Mann betrug, und den Franzosen auf dem Fuße folgte. Am 26. und 27. September brach Moreau von Ulm gegen Biberach und den Federsee auf, um durch Oberschwaben den Schwarzwald zu erreichen. Eine Meinungsdifferenz zwischen Latour und dem diesem von dem Erzherzog zur Seite gestellten Nauendorff hatte die Trennung beider Generale zur Folge. Wurmser und dem Erzherzog hatte sich Latour unterordnen wollen, nicht aber Nauendorff, der ihm geistig überlegen war, den er jedoch nur als einen ihm Gleichstehenden betrachtete. Latour war seit der Trennung von Nauendorff zum Angriff wie zur Vertheidigung zu schwach. Aber seine kriegerische Ungeduld veranlaßte ihn, gerade auf den Feind loszugehen. Am 20. October traf er mit Moreau bei Biberach zusammen. Der Kampf endigte mit einer entschiedenen Niederlage der Oesterreicher. Latours Verluste waren so bedeutend, daß sein Corps für den ferneren Verlauf des Feldzuges wenig mehr in Betracht kam. Die übrigen kaiserlichen Truppen an der oberen

Donau waren zu fern und zu zersplittert, um jetzt noch dem Rückmarsch Moreau's in den Weg treten zu können. Der Erzherzog stand noch hinter der Murg, als der französische Feldherr von Biberach aufbrach und sich den Schwarzwaldübergängen näherte. Um hierbei nicht behindert zu werden, hatte er das schwere Geschütz und den Train über Thengen und Stühlingen längs des Schweizer Oberrheins nach Hüningen gesandt. Die bequemste Straße durch das Kinzigthal vermied er, weil hier der meiste Widerstand zu erwarten war. Er wählte den kürzesten Weg durch den Paß von Neustadt und das Höllenthal. Am 11. October bemächtigte sich St. Cyr dieser Straße und stand am 12. bei Freiburg. Vom 13. bis 15. October zog die ganze französische Armee ungehindert in den Breisgau hinüber. Der jetzt in Eilmärschen nacheilende Latour konnte den Feind nicht mehr erreichen.

Der Erzherzog war aber inzwischen zum zweiten Mal am Oberrhein angelangt: man erstaunt in der That über seine Beweglichkeit und über das Kreuz und Quer seiner Züge, die durchaus von dem Bilde abweichen, das bis dahin die deutsche Kriegführung dargeboten hatte. Er vertauschte die verschiedenen Kriegsschauplätze gerade wie es die Franzosen 1793 und 94 gethan hatten, und man sieht recht, wieviel doch die Strategie des jugendlichen Feldherrn ihrem Vorbilde verdankte. Er vereinigte jetzt, was er an österreichischen Truppen heranzuziehen vermochte, hinter der Elz, um die Franzosen wenigstens von den rheinabwärts gelegenen Gegenden abzuhalten. Er siegte bei Emmendingen am 19. und 20. October und zwang den Feind, das rechte Rheinufer völlig zu verlassen. Damit wurden die Dinge doch auch hier zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht. Moreau schickte einen Theil seiner Truppen bei Breisach über den Strom; er selbst setzte nach dem für ihn ungünstigen Gefechte bei Schliengen mit dem Rest seiner Armee bei Hüningen auf das linke Rheinufer über. Und auch die Kaiserlichen gingen über den Rhein. Von Mannheim aus drangen sie unter Hotze vereint mit einer hessen-darmstädtischen Brigade, zum vierten Mal in diesem Kriege in die Pfalz ein. Die Franzosen gingen Anfangs hinter den Rehbach, zogen sich dann aber noch einen Tagemarsch weiter zurück. Ende November streiften Hotze's Patrouillen schon bis Speier. Der Feldzug schloß mit der Belagerung von Kehl und der des Brückenkopfs von Hüningen. Von einem durch den Erzherzog sehr eifrig befürworteten Waffenstillstand für die Rhein-Armee wollte Thugut so lange nichts wissen, als Kehl sich noch in Feindeshand befände. Der in

vorigen Jahre so unklugerweise abgeschlossene Waffenstillstand habe einen unersetzlichen Schaden herbeigeführt, da die Franzosen, wie alle Welt zugebe, ohne denselben ihre Armee nicht herzustellen vermocht hätten. Der Kaiser möge den Erzherzog ermahnen, dem Ruhme des Feldzuges das Siegel aufzudrücken, indem er sich zum Herrn von Kehl mache. Dann könne man sich wenigstens auf einem der beiden Kriegstheater rühmen, nichts verloren zu haben, und am Ende sich wieder auf dem Punkte zu befinden, von dem man ausgegangen sei.*)

Kehl fiel in der ersten Hälfte des Monats Januar; der Hüninger Brückenkopf einen Monat später. Der deutsche Feldzug hatte so glänzend geendigt, wie nur irgend einer. Noch schützte der Rhein, noch schützten die wackeren Deutschen!

*) Thugut an Colloredo den 9. November 1796 bei Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 348. Den Ausdruck „une campagne“ haben wir durch Kriegstheater wiedergegeben, da Thugut offenbar einen Vergleich mit dem italienischen Feldzug machen will, während seine Bemerkung auf das Jahr 1795 nicht passen würde.

Zweites Kapitel.

Mantua.

Wäre der Krieg in Italien nur nicht allzu ungünstig verlaufen, so hätte man trotz des preußischen Abfalls noch auf einen nicht ungünstigen Frieden für Oesterreich wie für das Reich rechnen können. Die Dinge waren auf dem deutschen Kriegsschauplatze wieder in eine Lage gekommen, wo man auf Erfolge rechnen konnte, wie man sie in den letzten Lebensjahren Ludwigs XIV. davon getragen hatte. Da man in Deutschland so vollständig gesiegt, so hätte man auch bereits wieder wie in den späteren Jahren des spanischen Erbfolgekrieges an eine Wiedereroberung der Niederlande denken können.

Von der allergrößten Bedeutung war auch im Jahre 1796 die moralische Rückwirkung der deutschen Siege. Das Directorium empfand es in hohem Grade, daß die Vereinigung Moreau's und Bonaparte's über Tyrol, und damit jene weitgehenden Hoffnungen einer vollständigen Niederwerfung Oesterreichs zu Wasser geworden waren, die Bonaparte erweckt hatte. Es dachte an günstigere Friedensbedingungen. Der Kurfürst von Bayern versagte jetzt jenem unrühmlichen Pfaffenhofer Vertrag seine Zustimmung, auf den wir unten noch zu reden kommen werden.

Aber die Siege der österreichischen Waffen und der österreichischen Diplomatie kamen dennoch zu spät.

Während in Deutschland der Revolutionskrieg einen würdigen Abschluß fand, begannen in Italien die napoleonischen Siege. Denn dort war

jetzt in dem General Napoleon Bonaparte eine ganz neue Kraft auf die Weltbühne.

So viel auch über ihn geschrieben ist, so selten macht man sich doch ein klares Bild von seiner inneren Entwicklung. Man darf es nie aus den Augen lassen, daß Bonaparte nicht ein Franzose, sondern ein Italiener und insbesondere ein Corse*) ist. Das Französische hat er erst in der Militärschule gelernt und sprach es lange mit italienischem Accent. Wenn er sich zeitlebens über die Regeln des französischen Satzbaues hinwegsetzte, so möchten wir auch das auf seine corsische Abstammung zurückführen.

Seine Veranlagung entsprach durchaus dieser Abstammung.

Als Kind und als Jüngling war er ein Träumer gewesen. Er konnte sich auch in späteren Jahren für das Rauschen des Windes und das Murmeln der Wogen begeistern, die auf seiner Heimathinsel zu ihm gesprochen hatten. Er ließ in solcher Stimmung die Lampen im Salon seiner Frau verhängen, um sich ganz seiner Träumerei hinzugeben. Die süß-monotonen Weisen des Tarentiners Paësiello waren ihm in solchen Stimmungen die willkommensten. Er war abergläubisch. Zeitlebens hat er eine große Vorliebe für Ossianische Poesie besessen, während er z. B. ohne Verständniß für die Ilias blieb. Wer sieht nicht, wie auch sein Genie in dem Volksthum seiner Heimathinsel wurzelte? Ein trüber Ernst war die Grundlage von Bonaparte's Wesen. Für Frohsinn und heitern Lebensgenuß besaß er ebenso wenig ein Verständniß als für das den Deutschen und sogar den Franzosen so gut kleidende Wohlwollen. Obwohl er von Haus aus nicht schlecht war und sich bei seinen Schritten nicht durch eine eigentliche Rachgier leiten ließ, so war ihm doch das Gefühl der Großmuth unverständlich. Die mit dem innersten Wesen des Germanen zusammenhängenden Begriffe der Ehre, der Ritterlichkeit, der Wahrhaftigkeit und der Männlichkeit, waren ihm fremd: des Lügens pflegte er sich im späteren Leben geradezu zu rühmen, und er hat einst gesagt, er würde auch eine Feigheit begehen, wenn ihm dies Vortheil bringen könne.

Dennoch war der ursprüngliche Springquell der Productivität auch bei ihm die ideale Richtung gewesen, welche seine Phantasie genommen hatte. Der Zug über das Meer nach Egypten — seine Natur verleugnete auch dabei den Corsen nicht — wäre sonst nicht möglich ge-

*) Wurmser schreibt seinen Namen Buona Parté.

wesen. Er hat selbst gesagt, die egyptische Zeit sei für ihn die glücklichste seines Lebens gewesen, weil sie die idealste gewesen sei. Er sah sich damals im Geist als Verkünder eines neuen Koran, auf einem Elephanten reitend, den Turban auf dem Kopfe, in das Innere Asiens ziehen, und die englische Macht in Indien angreifen. Es war ein Kreuzzug ohne Christenthum und sozusagen im Dienste der Revolution, den er damals unternehmen wollte. Das „Partant pour la Syrie" vergegenwärtigt uns noch heute den Schwung, der in jener Unternehmung lag. Bonaparte glaubte in ihr den letzten Ausläufer der ihm ursprünglich eigenen Richtung zu erblicken. Seine Einbildungskraft habe vor Saint Jean d'Acre ihren Tod gefunden, meinte er; er werde ihr niemals wieder die Herrschaft über seine Handlungsweise verstatten. Und doch hätte er wahrscheinlich glücklicher geendet, wenn ihn die Phantasie nicht auf der Höhe seines Glücks in das Ungemessene und Abenteuerliche mit fortgerissen hätte. Man darf sich fragen, welcher Entwicklung Bonaparte trotz Allem fähig gewesen wäre, wenn seine Einbildungskraft in seinen entscheidenden Jahren einen ihrer würdigen Gegenstand gefunden hätte. Als elfjähriger Knabe war er aber seinem heimischen Boden entrückt und in eine ferne Militärschule des fremden Frankreichs verpflanzt worden. Mit siebzehn Jahren war er — vier Jahre vor der Revolution — Lieutenant geworden. Er fühlte sich vereinsamt und unglücklich und war oft dem Selbstmorde nahe. In der Langenweile des Garnisonlebens warf er sich nicht etwa auf die Studien, sondern auf die Romanlectüre und erfüllte seinen Kopf mit phantastischen Bildern. In der Revolution war er vollends verwildert, ohne daß sie seinem Geist eine eigentliche Nahrung zugeführt hätte.

Er war noch damals ein corsischer Patriot. Die Selbstständigkeit der erst zur Zeit seiner Geburt an Frankreich gekommenen Insel stand ihm vor der Seele. Der Sturz der französischen Fremdherrschaft, die, wie er sagte, seinem Vaterlande nicht bloß die Unabhängigkeit, sondern auch die Tugend geraubt habe, erschien ihm als die ideale Aufgabe seines Lebens. Die Revolution hatte auch diese Ideen von Neuem angeregt. Er war nach Corsica hinübergegangen und hatte dort seine Landsleute gegen die französischen Beamten und Truppen aufgereizt. Es war ein Freund von ihm, der Abgeordnete Salicetti, welcher jenes Decret der Nationalversammlung erwirkte, das Corsica für ein gleichberechtigtes Glied Frankreichs erklärte und demselben dadurch eine unbeschränkte Selbstverwaltung verlieh. Bald genug sah

sich der junge Napoleon Bonaparte, wenn auch ohne es sich ganz gestehen zu wollen, im Geiste als die leitende Persönlichkeit, als den Herrscher eines freien Corsicas. Er gerieth aber dabei in Conflict mit dem allverehrten Paoli. Der Vater Bonaparte war einst dessen Freund gewesen, hatte sich dann aber mit diesem entzweit. Zur Erreichung seiner Ziele stellte sich der Sohn an die Spitze der extremen Revolutionspartei von Ajaccio, welche wenig Wurzeln in der Landschaft besaß. Bonaparte mußte weichen, im Juni 1793 die Insel verlassen, und es war schlimm für ihn, daß er zur Durchführung seiner Pläne an die französischen Jacobiner, ja an den Convent hatte recurriren müssen und daß er in den Kämpfen, zu denen es schließlich kam, fast nur von französischen Truppen unterstützt wurde. Er ward von neun Zehnteln seiner Landsleute als ein Verräther betrachtet.*) Kein Wunder, daß er später geflissentlich von dieser Lebensperiode zu sprechen vermied. Wie gründlich er in Corsica ausgespielt hatte, bewies der glühende Haß, den Pozzo di Borgo noch nach zwanzig Jahren gegen ihn nährte. Mit seinen corsischen Plänen war es seitdem vorbei. So weit er es vermochte, wurde er ein Franzose. Wie wenig er aber an Frankreich hing, beweist das Geständniß, daß er bei seiner Einschiffung nach Egypten von diesem für immer hätte Abschied nehmen können und daß seine Gedanken sich damals durchaus von Europa abgewendet hätten. Er war zum zweiten Male und jetzt in unwiederbringlicher Weise heimathlos geworden. Alle seine Gedanken concentrirten sich jetzt in dem brennenden Verlangen, seine eigenen Kräfte voll und ganz entfalten zu können und persönlich Großes zu leisten. Noch im selben Jahre 1793 hat er bekanntlich bei der Eroberung von Toulon zuerst die Augen auf seine militärischen Fähigkeiten gelenkt. Er hatte sich dann 1794 in Italien ausgezeichnet und war rasch zum General avancirt. Die Erstürmung des Col die Tenda verdankte man zum großen Theil seinen Rathschlägen. In Folge von Robespierre's Sturz wurde der der Bergpartei nahestehende General zur Disposition gestellt. Um zu einer neuen Anstellung zu gelangen, ging er nach Paris, wo er die Menschen durch sein eigenthümliches Wesen und die Lebhaftigkeit in Erstaunen setzte, mit der er seine militärischen Gedanken an den Mann zu bringen suchte. Nur zu häufig verfiel er schon 1794 und 95 bei seinen Auseinandersetzungen in einen hohen und selbstbewußten Ton, der die Hörer nicht

*) Siehe Sybel a. a. O. IV, 158 ff.

günstiger für ihn zu stimmen pflegte. Die Einen hielten ihn für einen Sonderling, die Andern für einen Projectenmacher. Glühender Thatendurst quälte den zur Unthätigkeit Verurtheilten. Zuletzt hatte er sich aber dennoch Bahn gebrochen. Ein mit den militärischen Angelegenheiten im Wohlfahrtsausschusse beauftragter Abgeordneter war mit ihm bekannt geworden und überließ sich rückhaltlos dem Einfluß des sechsundzwanzigjährigen Generals. So war es gekommen, daß er seit dem Sommer 1795 der militärische Berather des Wohlfahrtsausschusses geworden war. Erfolge, die man seinen Rathschlägen zu verdanken hatte, erhöhten bald sein Ansehen. „Ich sehe nichts um mich her", schrieb er schon damals seinem Bruder Joseph, „als Angenehmes und Hoffnungsreiches." Sein Hauptaugenmerk richtete Bonaparte — er ist auch darin der Corse — auf den italienischen Krieg. Seit einem Jahre hatte er die dortige Sachlage gründlich studirt: er wollte auf dieser Seite einen großen Offensivstoß in's Werk setzen, um über Tyrol nach Deutschland vorzudringen und so dem ganzen Kriege ein rasches Ende zu machen. Er hielt bei einer Verstärkung der Armee den Sieg für unfehlbar. Es war ein genialer Gedanke von noch weit größerer Tragweite als der, welcher Dumouriez's Zug gegen Belgien und Holland, Carnots flandrischen Plänen zu Grunde gelegen hatte. Man zögerte in Paris darauf einzugehen. Bald aber sollte Bonaparte Gelegenheit haben, sich den Wohlfahrtsausschuß noch mehr zu verpflichten. Die Niederwerfung des royalistischen Aufstandes vom 13. Vendemiaire (5. October) 1795 war sein Werk. Manche persönliche Beziehungen kamen hinzu. Seine Verbindung mit der schönen Josephine Beauharnais sicherte ihm eine Stellung in den einflußreichen Gesellschaftskreisen. Er bewarb sich um das Commando in Italien. Newbell wollte es seinem elsässischen Landsmann Scherer zuwenden, der sich später 1799 so wenig bewährte. Aber Barras stimmte für Bonaparte. Er ward im Frühling 1796 wirklich damit betraut.

General Bonaparte wird als nichts weniger denn einnehmend geschildert: ein kleiner Mann mit gelblicher Gesichtsfarbe und strähnherunterhängendem schwarzen Haar. Ein etwa fünf Jahre späteres Bild zeigt ihn noch als ersten Consul bei einer Pariser Revue schmächtig und unansehnlich in nichts weniger als militärischer Haltung, etwas vorgebeugt auf dem Pferde hängend. Man gewinnt den Eindruck eines Menschen, der sich im täglichen Leben gehen zu lassen gewohnt ist. Seinem Lächeln wohnte ein eigener Zauber bei, der ihn auch in

späteren Jahren zu verjüngen schien. Aber man gewahrte es nur äußerst selten an ihm. Sein Auge war für gewöhnlich glanzlos, es funkelte wild und drohend, wenn er in Zorn gerieth. Er besaß eine außerordentliche Erregbarkeit. „Ich habe unlenkbare Nerven" hatte er einst gesagt, „und ich müßte fürchten wahnsinnig zu werden in Augenblicken, in welchen sie die Herrschaft gewinnen, wenn mein Blut nicht so langsam flösse."

Aber all diesem Wesen stand eine unglaubliche Klarheit und eine mathematische Art des Denkens gegenüber. Als er auf der Militairschule war, zeigte er nur für die exacten Wissenschaften Begabung. Jedermann meinte, dieses Kind werde nur zur Geometrie taugen. Bei historischen Schriftstellern pflegte er noch im späteren Leben zu tadeln, daß sie nichts zu erklären pflegten.

Er hatte unendlich viel über das „warum" aller menschlichen Handlungen nachgedacht. Unausgesetzt grübelte er über die geheimen Motive seines eigenen Thuns. Selbst wenn er einmal verliebt war, pflegte er seine Empfindungen zu zergliedern und in ihre Bestandtheile aufzulösen. Es entwickelte sich daraus eine subjective Objectivität, die an Goethe erinnern könnte, wenn nicht der Skepticismus mehr und mehr die Oberhand erhalten und sich nicht selbstmörderisch gegen alles Edle in ihm gewendet hätte. An eigentlicher Gemüthsbildung hatte es ihm von jeher gefehlt: ein Brief, den er bei dem Tode des Vaters an seine Mutter schreibt, ist von erschreckender Kühle. Das Christenthum ist ihm wohl niemals nahe getreten. Gegen die Sitte nährte er eine durchaus revolutionaire Antipathie. Er sah darin nur eine Schranke für die freie Entfaltung seiner Subjectivität. In Egypten fühlte er sich auch deshalb so wohl, weil er dort nicht mehr durch die europäischen Sitten eingeengt wurde. Gegen eine edel sich äußernde Empfindung empfand er stets Mißtrauen und witterte hinter Allem die Lüge. Zur Bewunderung für einen Menschen konnte er es schon in früheren Jahren kaum mehr bringen und sie widerstrebte später seiner Natur durchaus. Von allen Männern der modernen Geschichte war Friedrich der Große der, den Bonaparte am meisten studirt zu haben scheint und für den er am meisten Neigung empfand. „Unsere Damen, äußerte er später in Frau von Remusat's Gegenwart, werden nicht meiner Meinung sein und behaupten, daß er trocken und selbstsüchtig gewesen sei; aber ist ein Staatsmann dazu da, gefühlvoll zu sein? Ist er nicht stets eine

vollkommen excentrische Persönlichkeit, die immer auf einer Seite allein steht, während sich auf der andern die übrige Welt befindet?"

Wer begreift es nicht, daß Bonaparte bei einer solchen Richtung unglücklich bleiben mußte? Er war fast immer traurig: in späteren Jahren übellaunig und verdrießlich. Die innere Hohlheit steigerte sich schließlich bis zu dem Geständniß, daß er die Bedeutung eines Menschen nach seiner Geschicklichkeit im Lügen bemesse. Das Goethe'sche Wort von dem Raubthier des Egoismus, das sich in seiner Einsamkeit langweile, paßt bis zu einem sehr weitgehenden Punkte auf Bonaparte's spätere Jahre. Soweit war er nun allerdings 1796 noch nicht gekommen. Ein Abglanz seiner früheren Idealität vergoldete noch sein Thun; aber im Keime war diese Entwickelung nur schon zu sehr vorhanden. Im tieferen Sinne des Worts war er durch und durch ein Revolutionär und fühlte sich als solcher. Seine Bildung war eine äußerst dürftige. Von der Geschichte hatte er nur dasjenige begriffen, was ihm als Beleg für die eigenen Auffassungen diente. Seine Kenntnisse waren überhaupt sehr lückenhaft. Für einen guten Stil hatte er keine Empfindung. Auch seine äußere Erziehung war eine durchaus mangelhafte gewesen. In dem Begriff des Schicklichen (les convenances) fand er ein nivellirendes Element, das nur den Mittelmäßigen diene und die Leute von Geist, die Starken, hindere. Ein Taktgefühl gab es für ihn nicht. So war der Mann beschaffen, der in einem Ringkampf die Palme davon tragen sollte, an dem sich so viele edlere und höher stehende Naturen betheiligt hatten.

Am 26. März traf Bonaparte im Hauptquartier zu Nizza ein und erließ hier seinen berühmten Tagesbefehl. Der italienische Krieg dauerte jetzt schon in das fünfte Jahr, ja eigentlich schon länger als der deutsch-niederländische. Der mit Erfolg gekrönte Angriff auf Nizza und Savoyen hatte zu den ersten Unternehmungen der französischen Republik gehört. Im Jahre 1793 hatten dann Kaiserliche die Sardinier unterstützt. Die kleindeutsche Geschichtschreibung macht es Oesterreich zum Vorwurf, daß es damals mit keiner größerer Truppenmacht in Italien auftrat. In der That hatte der Feldzug nicht günstig geendet. Immerhin stand man aber in der Grafschaft Nizza und bedrohte den französischen Süden. Das Turiner Cabinet zog jetzt andere Saiten auf und war zu einem Vertrage mit Oesterreich über die in Frankreich zu machenden Eroberungen bereit: Thugut that sich auf diesen Erfolg etwas zu gute. Seit dem sardinisch-österreichischen Vertrage von 1794 kam dann ein größeres

Leben in den italienischen Krieg. Der kleindeutschen Geschichtschreibung können es Thugut und Oesterreich freilich niemals recht machen: man hat auch hieran wieder gemäkelt, weil es ein Beweis sein sollte, daß Oesterreich das Schwergewicht des Krieges nach Italien verlegen und deßhalb die Niederlande verlassen wolle. Um eine solche Behauptung zu rechtfertigen, genügen aber auch diejenigen Anstrengungen in keinem Falle, welche man in den Jahren 1794 und 95 in Italien machte. Allerdings hatte De Vins in der ersten Hälfte des Jahres 1795 Erfolge davon getragen. Aber die Campagne hatte doch für die Franzosen günstig geendet: durch die Schlacht von Loano (23. November) waren sie wieder Herren der Riviera und der nach Piemont hinüber führenden Pässe geworden. Massena und Augereau waren es gewesen, die diese Erfolge über die verbündeten Oesterreicher und Sardinier unter den Generalen Wallis und Colli errungen hatten. Dem Offensivplan Bonaparte's war auf diese Weise vorgearbeitet worden.

Der Mißerfolg der Verbündeten hatte dann die Aufmerksamkeit der Cabinette wieder in erhöhtem Maße nach der italienischen Seite gelenkt. Es ist zwischen Oesterreich und England während des Winters 1795—96 viel über den neuen italienischen Feldzug verhandelt worden. Es lag auf der Hand, daß Oesterreich mit Energie in Italien auftreten und Erfolge dort erringen mußte, wenn aus den in dem geheimen Vertrage vom Januar 1795 skizzirten Plänen jemals etwas werden sollte. Verstehen mir Thugut recht, so sollte Oesterreich den Ersatz für dasjenige, was es von der zweiten Theilung her noch zu begehren hatte, jetzt zum größeren Theile in Italien suchen, während die Niederlande Oesterreich entweder zurückgegeben werden, oder durch eine Eroberung nach der elsässischen Seite hin compensirt werden sollten. Aber er dachte mit nichten auf eine solche Eroberung und die Niederlande zu verzichten. Daraus folgte dann, daß er auch nicht an ein Aufgeben des deutschen Krieges denken konnte. Er würde damit auch die Verbindung mit England aufgegeben und Preußen vollkommen freie Bahn in Deutschland gelassen haben. Wohl aber verfiel er in dieser Sache durch die starke Betonung des italienischen Krieges abermals in jene, bei ihm gewohnte Taktik, dasjenige von Oesterreich erbitten lassen zu wollen, was es schon um seiner selbst willen thun mußte. Wir sahen oben, wie er sich England gegenüber äußerte. Der logische Widerspruch, in dem er sich bewegte, war der, daß er Oesterreich theoretisch von dem Reiche glaubte trennen zu können, ohne

doch practisch etwas derartiges zu wollen. Verzeihlich ist eine solche Taktik Angesichts der geringen Unterstützung von Seiten des Reiches gewiß. Aber sie hat Oesterreich wenig genützt und trägt wieder dazu bei, das Urtheil über die österreichische Politik zu verwirren; und die That hat dem Interesse für Italien dennoch in keiner Weise entsprochen.

Verwickelt wurden die italienischen Beziehungen in hohem Grade durch die sehr unzuverlässige Haltung Sardiniens. Dasselbe hatte im Januar einen Waffenstillstand mit den Franzosen abgeschlossen. Dieser sei, erklärte das Turnier Cabinet, nur eine Nachahmung des Kray'schen Waffenstillstandes; aber es knüpfte sofort Friedensverhandlungen mit Frankreich an, von denen Oesterreich nur höchst unvollständig unterrichtet wurde. Für den Fall, daß der Krieg fortgesetzt werde, verlangte der König den Oberbefehl über die gesammte italienische Armee. Man wollte in Wien natürlich nichts davon hören und muthmaßte, daß derselbe Absichten auf Mailand habe. Nur die Furcht, sagte man, halte ihn fest bei der Allianz. Eine Verstärkung der österreichischen Truppen in Italien erscheine um so wünschenswerther als das Beispiel Sardiniens leicht in der gefährlichsten Weise auf die zu Oesterreich haltenden italienischen Staaten wirken könnte. Toskana hatte bereits unter dem Einfluß des der philosophischen Aufklärung huldigenden Ministers Manfredini Frieden mit Frankreich geschlossen (9. Februar). Venedig betheiligte sich überhaupt nicht am Kriege. Neapel hatte nur Kavallerie gestellt, die merkwürdiger Weise als sehr tüchtig bezeichnet wird. Es wollte jetzt 8000 Mann Infanterie und Kavallerie hinzufügen, aber Manfredini wehrte den Neapolitanern den Durchzug. Es gab darauf weitläufige Verhandlungen zwischen Wien und Neapel, bei denen auch Eden mit dem Verlangen intervenirte, daß der Kaiser Manfredini, der noch immer activer österreichischer General und dem Großherzog so zu sagen nur geliehen war, von Toskana ab und zur Armee einberufen werden möge. Die Zeit ist über diesen Verhandlungen vergangen, und als dann die Erfolge Bonaparte's eintraten, verlor man in Neapel die Lust zur Absendung einer solchen Verstärkung.

Hätte Thugut die ernstliche Absicht gehabt, den Schwerpunkt des Krieges nach Italien zu verlegen, so würde er trotz aller Schwierigkeiten dennoch jedenfalls Mittel und Wege gefunden haben, um die italienische Armee erheblich zu verstärken. Der Succurs, welcher von den Erblanden nach Italien abging, war aber, wie bemerkt, nur ein unbedeutender: es waren 10 Bataillone und 10 Schwadronen (etwa 9000 M.). Am

Rhein glaubte man nur das Condéſche Corps entbehren zu können, von dem ſelbſt Wurmſer nicht viel wiſſen wollte. Aber die Abſendung deſſelben nach Italien ſcheiterte an der Frage, ob Oeſterreich oder, wie Thugut wollte, England die Verpflegung übernehmen ſollte. Nach Sybel betrug die Präſenzſtärke der Oeſterreicher, einſchließlich des bei den Sardiniern ſtehenden und dieſen geſchuldeten Hülfscorps, nur etwa 32,000 M., die der Sardinier mit Einſchluß dieſes Hülfscorps 17,000, die Geſammtſtärke der für die Operationen disponibeln alliirten Armeen etwa 50,000 M., während 20,000 Sardinier in den Alpen und in den Feſtungen ſtanden.*) Ein Pflichtverſäumniß wird man Oeſterreich jedenfalls nicht zum Vorwurfe machen können, da die franzöſiſche Armee kaum 45,000 zählte, die ſich obendrein größten Theils in einem höchſt deſolaten Zuſtande befanden. Sybel möchte Oeſterreich nun aber wieder einen Vorwurf daraus machen, daß es mit keiner größeren Streitmacht in Italien auftrat. Jedenfalls iſt es klar, daß die verhältnißmäßige Vernachläſſigung des italieniſchen und die Bevorzugung des deutſchen Kriegsſchauplatzes den Beweis liefert, daß Thugut, wie die Verhältniſſe einmal lagen, trotz mancher Herzenswünſche an der Behauptung Deutſchlands als Hauptziel feſthielt.

Die Friedensverhandlungen zwiſchen Frankreich und Piemont waren Ende Februar abgebrochen worden, da erſteres nun auch noch die Inſel Sardinien und eine Contribution von 25 Millionen begehrte: es erſchien dies doch als ein zu theurer Kaufpreis für die noch erſt zu erobernde Lombardei, welche die Franzoſen, und zwar mit Ausſchluß der Feſtung Mantua zum Entgelt dafür anboten. Anfangs März war der intrigante Caſtel Alfer in Begleitung eines Barons Latour in Wien erſchienen, um ſich über den Operationsplan mit Thugut zu benehmen. König Victor Amadeus erklärte jetzt, daß er niemals ernſtlich an Frieden gedacht, und die Verhandlungen nur um Zeit zu gewinnen eröffnet habe. Dagegen beſtand er noch immer auf dem Oberbefehl über die geſammte auſtro-ſardiſche Armee. Man ſchlug es ihm wieder ab. Es geſchah wahrſcheinlich auf Thuguts Veranlaſſung, daß der zu ſeinen Lieblingen gehörende Beaulieu den Oberbefehl über die öſterreichiſchen und piemonteſi-

*) Wir vermuthen, daß die Armee der Alliirten doch erheblich ſtärker war. Thugut behauptete, daß die ſelbſtſtändige öſterreichiſche Armee die Zahl von 45,000 bereits überſteige, und daß das Hülfscorps mehr oder weniger auf die verlangte Stärke von 9000 Mann gebracht werden ſolle. Doch iſt dies nur auf die ſogenannte „Effectivſtärke zu beziehen.

schen Truppen erhielt.*) Wir kennen ihn von den Niederlanden her als einen tüchtigen und energischen General. Bonaparte war er aber freilich nicht gewachsen. Zudem befanden sich Männer wie Marmont, Murat und Berthier in dem französischen Generalstabe. Der Erstere hat ein anschauliches Bild von dem jugendfrischen und zuversichtlichen Geiste, der in demselben herrschte, entworfen. Die französische Armee erhielt unausgesetzt Verstärkungen und hatte sich als die Operationen begannen, bereits auf 50,000 Mann vermehrt. Zu Gunsten der Franzosen fiel es auch sehr in's Gewicht, daß Genua und Piemont jetzt von den Anhängern der Revolution vollständig unterwühlt waren. Es ließ sich leicht voraussehen, daß die Turiner Regierung bei einem Mißgeschicke der verbündeten Waffen keinen langen Widerstand mehr leisten würde.

Der Feldzug wurde von den Oesterreichern (10. April) eröffnet. Beaulieu hatte bei Voltri einen Erfolg. Aber die gegen Montenotte vorgegangene Division Argenteau vermochte die Franzosen nicht zu vertreiben. Sie wurde dann (11. April) von Bonaparte mit Uebermacht angegriffen und geschlagen. Er habe das Fieber, schreibt Thugut, seit er die Kunde von diesem Unfalle erhalten. Er wisse nicht, wer dem Kaiser die Belassung Argenteaus bei der Armee und sogar dessen Avancement zum Feldmarschalllieutenant angerathen habe. Sicher aber sei es, daß dem Kaiser dadurch ein sehr schlechter Dienst geleistet worden sei.**)

Auch bei Millesimo kämpften die Oesterreicher unglücklich (13. April). Am 14. nahmen die Franzosen die Verschanzungen von Dego. Am 15. erobert Wukassowitsch dieselben zurück. Aber Bonaparte eilt mit überlegenen Streitkräften herbei und entreißt den Kaiserlichen wieder den Sieg.

Rasch wandte sich nun der französische Feldherr gegen die piemontesischen Truppen unter dem österreichischen General Colli. Bei Ceva, Cursaglia, Mondovi (19. 20. 22.) wurden sie geschlagen. Und damit trat das von Thugut Gefürchtete ein. Schon am 23. boten die Piemontesen den Waffenstillstand an. Am 28. April schloß ihn König Victor Amadeus wirklich mit der Republik ab. Daß durch den Vertrag den Franzosen die wichtigsten Festungen, wie Tortona und Alessandria, über-

*) Vgl. z. B. den Brief Thuguts an Colloredo vom 19. April 1796 bei Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 294.

**) Thugut an Colloredo 23. April 1796 bei Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 294.

lassen werden mußten, war für die österreichische Armee besonders empfindlich: Bonaparte stand nun nichts mehr im Wege, seine Soldaten, wie er ihnen versprochen, in die blühenden Ebenen der Lombardei zu führen.

Er näherte sich denselben von Südwesten her. Am 7. Mai standen die Franzosen im Süden des Po's bei Piacenza. An der Ueberschreitung des Flusses vermochte sie Beaulieu nicht zu hindern: auch er klagte wieder über den Hofkriegsrath, der für die Vervollständigung der Bataillone keine Sorge getragen habe und ihn jetzt an Allem Mangel leiden lasse, während man in Wien doch dieser Behauptung auf das Entschiedenste widersprach. Am 10. erfolgte das Gefecht bei Lodi an der Adda: die an dieses Ereigniß sich knüpfende Sage von dem die Adda mit der Fahne in der Hand überschreitenden Napoleon ist eben so wenig historisch, als die von der Erstürmung der Brücke bei Arcole. Am 14. Mai hielt der künftige Imperator seinen Einzug in Mailand. Die italienischen Regierungen beeilten sich jetzt, im Gefühl ihrer Schwäche, dem Beispiele Toskana's zu folgen. Am 15. Mai wandelte Sardinien seinen Waffenstillstand in einen Frieden um, durch den Savoyen und Nizza an die Republik abgetreten wurden. Parma und Modena fügten den Geldzahlungen und Naturallieferungen noch je 20 Gemälde hinzu. Sobald eine Regierung Frieden geschlossen hatte, suchte sie sofort auch die anderen zu einem gleichen Schritt zu bewegen. Es sei wie bei den Frauen, meint Thugut. Wenn eine gefallen sei, so suche sie auch die anderen zu verführen. Bonaparte selbst redete im verächtlichsten Tone von den italienischen Fürsten. „Wir wollen nichts von Italien als seinen letzten Thaler", heißt es in dem Briefe eines ungenannten französischen Generals.*) Wohl erhob sich das schnell enttäuschte mailändische Volk gegen die Räuber, aber nur um von ihnen blutig niedergeworfen und vollends unterdrückt zu werden.

Bereits in den letzten Tagen des Mai überschritt Bonaparte den Mincio. Beaulieu konnte sich der Veroneser Klause nicht mehr bemächtigen und war genöthigt, auch über die Etsch zurückzuweichen. Nur der ausdrückliche Befehl des Kaisers hielt ihn ab, seinen Rückzug bis Botzen auszudehnen. Gelang es Bonaparte, Mantua zu erobern, so war Oberitalien in seinen Händen. Die Bestürzung in Wien war nicht gering. „Es ist leider Gottes nur zu wahr," schreibt Thugut in jenen

*) Abgedruckt bei Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 463.

Tagen an Colloredo, „daß sich die Lage der Dinge seit einiger Zeit fortwährend verschlechtert. Aber lassen Sie uns um Gottes willen an der Ueberzeugung recht fest halten, daß es keine Lage der Dinge in der Welt giebt, die nicht ihre Hülfsmittel besitzt. Lassen Sie uns den Kopf nicht verlieren! denn dann ist Alles verloren.“*) Beaulieu wurde seines Commando's entsetzt und Melas interimistisch mit demselben betraut.

Um diese Zeit war es, wo auch der neapolitanische Hof sich von dem bedrängten Kaiser abwandte, um sich mit dem Feinde zu verständigen. Am 5. Juni schloß Bonaparte zu Brescia einen Waffenstillstand mit Neapel. Gallo begab sich nach Basel, um mit Barthelemy über den Frieden zu verhandeln. Nicht lange nachher bewilligte Bonaparte auch dem Papste einen Waffenstillstand.

Inzwischen machte man in Wien alle möglichen Anstrengungen, um den Dingen in Italien eine andere Wendung zu geben. Der brave Ungar Allvintzy ward beauftragt, die Landesvertheidigung in Tyrol und die Verpflegung der italienischen Armee zu leiten. Er sei, sagt Thugut, der beste Mensch von der Welt und ein loyaler Diener Sr. Maj., zwar kein Genie, aber achtungswerth durch seinen Eifer und durch seine Festigkeit. Am 20. Mai beordert der Kaiser auch Wurmser mit jenen 25,000 Mann nach Italien, um Bonaparte Halt zu gebieten. Man wird diese Maßregel, nach dem Abfall der Piemontesen, als eine durchaus gerechtfertigte bezeichnen müssen, zumal die Rheinarmee beinahe viermal so groß als die italienische war. Aber Wurmsers schöne Hoffnungen waren dadurch wieder wie im Vorjahre vereitelt. Einen ganzen langen Winter hatte er sehnsüchtig in sein geliebtes elsässisches Heimathland hinübergeblickt, in das er nun doch nicht einziehen sollte. Zu dem Schmerz hierüber kam das instinctive Gefühl, daß er auf einen verlorenen Posten gestellt wurde.

Thugut suchte Wurmser die neue Aufgabe, so gut es ging, zu versüßen. „Ich bin sehr dankbar für all' die Güte, das Vertrauen, die Freundschaftsbeweise, mit denen E. E. in ihren Briefen mich überschütten,“ schreibt Wurmser. „Aber gestehen Sie — —, daß Sie mich ein hohes Spiel spielen heißen; und ich bin nicht eitel genug, um nicht sehr viele Schwierigkeiten vorauszusehen. Ich verlasse mich auf meinen Pflichteifer und etwas auf mein Glück und auf die braven Generäle, die ich bei mir haben werde. Die (kaiserlichen) Truppen sind immer

*) Brief vom 5. Juni 1796 bei Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 305.

gut, wenn sie gut geführt werden: das ist der Grund, auf den ich meine Hoffnungen baue."*) In der Thätigkeit kommt Wurmser freilich für einen Moment die alte Frische wieder. Sechs Tage später schreibt er: „Ich habe Davidovich abgeschickt, um sich an die Spitze der ersten Colonne zu stellen. Es ist ein guter Kopf; er hat Eifer und Intelligenz.... Der Herr Erzherzog ist entzückt, daß ich ihm den braven und feurigen General Hotze mit 6 Bataillonen und 14 Escadronen geschickt habe. Er hat einen sehr verbindlichen Brief an Hotze geschrieben, der seinen rechten Flügel decken soll, indem er die Lahn überschreitet und den Feind angreift. Diese Expedition ist so weit vorbereitet, daß sie in wenigen Tagen ausgeführt werden kann. Möge der liebe Gott mit uns sein! Es ist hohe Zeit, daß uns etwas Glückliches begegne. In Anbetracht der schönen und zahlreichen Armee des Erzherzogs kann man wetten, daß er den Feind schlagen wird."**) Dieser französische Brief hat die auch von Vivenot und Sybel besonders hervorgehobene deutsche Nachschrift: „Die Federmesser in Italien müssen nicht gut geschliffen sein; ich hoffe, daß die Mannheimer die Federn besser schneiden werden."

Am 15. Juni meldet er dem Minister, er habe die leider nur zu begründete Nachricht erhalten***), die Franzosen wollten zwischen Hüningen und Mainz den Rhein überschreiten. „Morgen werde ich eine Zusammenkunft mit dem F. Z. M. Latour in Offenburg haben behufs der Vorkehrungen, um diese Wahnwitzigen an der Ausführung ihrer Pläne zu verhindern. Von Offenburg werde ich mich an den Ort meiner Bestimmung begeben. In wenig Tagen wird das Loos Deutschlands entschieden sein. Wenn der Erzherzog die Franzosen schlagen, aus Düsseldorf vertreiben und über den Rhein zurückwerfen kann, so ist Deutschland gerettet. Ich habe Grund zu hoffen, daß der Erzherzog Erfolg haben wird, obgleich er es mit einer starken feindlichen Armee zu thun hat."†)

Mit diesem patriotischen Briefe schließt Wurmser für immer seine Thätigkeit auf dem deutschen Boden.

Und so zog denn der greise Held die alte Kaiserstraße nach Italien, wie ehedem die Landsknechtobersten vom Rhein, aus dem Elsaß

*) Siehe Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 454.

**) Ebendaselbst, S. 457 f.

***) Wahrscheinlich durch seine elsässischen oder französischen Verbindungen.

†) Ebendaselbst, S. 458.

und aus Schwaben so oft dorthin gezogen waren. Wieder einmal sollten in Italien die Würfel des Krieges über Deutschland geworfen werden. Und es sollte sich die verhängnißvolle Verbindung zwischen Italien und Deutschland auch in dieser letzten Periode des Reiches bethätigen. Aus Italien hatten wir die Kaiserkrone geholt. In Italien sollte der letzte entscheidende Kampf um die Existenz des Reichs geführt werden.

Schon am 18. Tage nach dem Datum seines letzterwähnten Briefs, am 35. nach der Abfassung des ihn nach Italien beordernden kaiserlichen Befehls ist Wurmser in jenem selben Trient, wo Frundsberg 270 Jahre früher auf einem Zuge gerastet hatte, der wenigstens für ihn persönlich ebenfalls traurig enden sollte. Wurmsers Bericht an den Kaiser lautet wenig tröstlich. Die Verpflegung der Armee war noch nicht sicher gestellt und die Operationen wurden dadurch aufgehalten. Die neapolitanischen Truppen erhielten jetzt Befehl, die Armee zu verlassen. Die Hospitäler waren in herzerschütterndem Zustande.

„Viel Feind viel Ehr" hatte Frundsberg auf jenem Zuge ausgerufen. „Er wolle mit Gottes Hülfe hindurchdringen, den Kaiser und sein Volk erretten." Wurmsers Natur hätte eine ähnliche Sprache nahe gelegen. Er scheint indessen nicht über die gedrückte Stimmung hinausgekommen zu sein, die Frundsberg in jenem Feldzuge zu Botzen ergriffen hatte, die zu Trient aber bereits wieder gewichen war.

Wurmser zieht von Trient nach Roveredo. „Die vom Rhein kommenden Truppen," schreibt er von dort am 13. Juli, „treffen successive in Trient ein, wo das Reservecorps stehen soll, da dieser Punkt derjenige ist, von dem aus ich sie am leichtesten nach der für meine ohne Zeitverlust zu beginnenden Operationen passendsten Richtung dirigiren kann. Mehr als die Hälfte der Infanterie ist schon angekommen. Ueber den Rest ist so disponirt, daß am 27. Alles in Trient versammelt sein muß."*)

Am 25. Juli meldet dann der Feldmarschall an den damaligen interimistischen Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Nostitz: „Sobald meine vom Rhein kommenden Truppen eingetroffen waren, habe ich mich entschlossen, die Feinde anzugreifen, um Mantua zu befreien. . . . . Es ist ein schweres Unternehmen. Aber ich kann es nicht vermeiden. Jede Colonne muß Defiléen passiren, selbst auf Fußpfaden marschiren. In

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 466.

den meisten Passagen kann man keine Kanonen durchbringen. Mein Trost ist, E. E. versichern zu können, daß ich viel guten Willen in der Armee finde, sowohl unter den Generalen als unter den Officieren und gemeinen Soldaten. Nun, ich lebe in der Hoffnung, den Feind zu schlagen. Ich füge hier den letzten Brief des Generals Canto (des Commandanten von Mantua) sammt meiner eben abgesandten Antwort bei. Ich vertröste ihn auf seine Befreiung am 2. August. Aber ich hoffe, daß es eher sein wird. Der F. Z. W. Allvintzy hat für meine Lebensmittel gut gesorgt. Ich bin auf 7 bis 8 Tage versehen."*)

Dieser zweite italienische Feldzug von 1796 wurde in ähnlicher Weise wie jener von 1526 eröffnet. Es schien Anfangs auch, daß er wie dieser glücken würde. Bonaparte sah sich genöthigt, die Belagerung Mantua's aufzuheben. Schon vor dem 2. August war die wichtige Festung entsetzt. Der Abzug der französischen Belagerungs-Armee trug den Charakter einer Flucht. Der ganze Artilleriepark Bonaparte's — allein über 400 Kanonen — fiel in die Hände der Kaiserlichen. Schon wollte Bonaparte die Lombardei räumen. Er concentrirte seine Armee bei dem schon erheblich rückwärts gelegenen Brescia. Und daß die Lage der Franzosen eine precäre war, beweist jener eben erwähnte Brief eines ungenannten französischen Generals.**) Wurden jetzt die Franzosen in einer großen Schlacht geschlagen, so mußten sie bis Alessandria und Tortona zurückweichen. Wenn der Kaiser taugliche Werkzeuge habe und nicht verrathen werde, meint der Ungenannte, so sei Italien für die Franzosen verloren. Offenbar kritisirte man die Operationen des jungen Feldherrn im Hauptquartier schon in den schneidendsten Weise: man zieh ihn der Prahlerei.

„In der Freude meines Herzens," schreibt Wurmser an den Kaiser, „kann ich E. M. die Aufhebung der Belagerung von Mantua anzeigen. Ich marschire eiligst auf Brescia. Die ganze Macht des Feindes hat sich dorthin gewandt. Ich gehe bei Goito mit der ganzen Armee über den Mincio, indem ich Peschiera***) bloquire, das sich von selbst ergeben wird. Der linke Flügel unter dem General Meszaros hat Ordre, die Ueberschreitung des Po's zu versuchen, um den Feind zu verfolgen. Mir liegt Mailand zu sehr am Herzen, als daß ich die Armee verlassen

*) Ebendaselbst 472 f.

**) Ebendaselbst, S. 462.

***) Dieses war venetianisch und gerieth später in die Hände des kaiserlichen Generals Liptay.

könnte; und man darf dem Feind keine Zeit lassen, um der Lombardei weiteres Leid zuzufügen. Deßhalb kann ich nicht selbst nach Mantua gehen. Ich schicke den General Lauer dorthin, damit er die zur Ausbesserung der Festung nöthigen Befehle gebe und zusehe, ob genug Artillerie vorhanden ist, um Tortona und Alessandria belagern zu können."*)

Als Wurmser dies schrieb und von Mailand, ja von der Belagerung weit im Westen jenseits des Tessin gelegener Festungen träumte, war der Umschlag aber schon theilweise erfolgt. Der nächste Tag und namentlich der 5. August mit dem Treffen bei dem auf dem Schlachtfeld von Solferino gelegenen Castiglione delle Stiviere drängten Wurmser nach Tyrol zurück. Und was schlimmer war: es zeigten sich in diesen Gefechten bedenkliche Spuren der Demoralisation bei den Truppentheilen, die nicht mit Wurmser aus Deutschland gekommen waren.

Die Folgen des verfehlten Schlages waren groß in jeder Beziehung. In den Schreiben des Kaisers zeigt sich jetzt ein entschiedenes Mißtrauen gegen Wurmsers Fähigkeiten und umgekehrt tragen Wurmsers Briefe den Stempel von bloßen Relationen im Amtsstil. Kein Wort mehr verräth seine inneren Gefühle. Als Generalstabschef wird ihm Lauer mit dem bestimmten Befehl beigegeben, sich nach dessen Auffassungen zu richten. Auch auf die Wahl dieses Mannes ist Thugut ohne Zweifel von entscheidendem Einfluß gewesen. Er war stets voll seines Lobes. Auch sahen wir in der That, wie Lauer sich bei der Eroberung Mannheims hervorgethan. Waldeck hatte ihn sich 1794 als einen General erbeten**), in den er das größte Zutrauen setze und der alle nöthigen Eigenschaften vereinige. Er war ein ausgezeichneter Genieofficier, aber des Kriegs im offenen Felde ungewohnt. Seinem jetzigen Posten war er jedenfalls nicht gewachsen.

Die gesammte Lage war um die Mitte des August eine wahrhaft trostlose. Die unglücklichen Ereignisse in Italien wirkten in Verbindung mit den deutschen Hiobsposten so niederschlagend auf die Stimmung in Wien, daß Thuguts Stellung erschüttert schien. Aber sowohl in Deutschland als in Italien nahm die Sache des Kaisers wieder einen

*) Ebendaselbst, S. 474.

**) Vermuthlich gehörten Wurmser, Waldeck, Lauer, Beaulieu, Alvinzy und ursprünglich auch Clerfayt zu der Lacy entgegengesetzten, zu der alten Laudon'schen Partei.

Aufschwung. In demselben Augenblick, wo in Deutschland die Wendung erfolgt, schreitet Wurmser wieder zum Angriff. Derselbe kreuzte sich mit einer Unternehmung Bonaparte's gegen Tyrol, durch welche dieser seine Vereinigung mit Moreau erzwingen sollte. Dieses Ziel wurde nun freilich nicht erreicht und insofern hatten die Kaiserlichen einen Erfolg. Bonaparte legte aber keinen Werth mehr auf seinen Plan. Sein Geist hatte sich längst in andere Entwürfe versenkt. Er wußte nicht, wie er die Lage in Deutschland finden werde, gönnte vielleicht auch Moreau keinen Triumph. Vor allem wünschte er, seine italienischen Errungenschaften nicht in Frage zu stellen. Sein Ziel war die Umgestaltung und Beherrschung Italiens. Was ihm in Corsica mißlungen war, hoffte er in Italien zu erreichen.

Gerade in dem Augenblick, wo Bonaparte die Etsch hinauf zog, zog Wurmser die Brenta abwärts um sich über Legnago gegen Mantua zu wenden. Davidovich erleidet an der Etsch eine Niederlage und vermag gegen Wurmsers Erwarten Trient nicht mehr zu behaupten. Dieser sieht sich nun plötzlich im Rücken bedroht. Durch die Valsugana zieht Bonaparte hinter Wurmser her. Leider wird dessen Corps nach Lauers Plan zersplittert. Seine Arrieregarde wird am 7. September bei Primolano geschlagen. Er selbst erleidet darauf am 8. bei Bassano eine vollständige Niederlage, während der Vortrab unter Meszaros bereits in Montebello stand. Wurmsers Corps wurde geradezu zersprengt. Etwa 2 bis 3000 Mann unter Quosdanovich retteten sich ostwärts nach Treviso, von wo sie dann hinter den Isonzo zu der neugebildeten Armee geführt wurden. Der Feldmarschall selbst faßt nach seiner Vereinigung mit Meszaros den heldenmüthigen Entschluß, sich südlich nach Mantua mit der Cavallerie und einem Theile des Centrums durchzuschlagen. Unter ehrenvollen und zum Theil auch glücklichen Gefechten (11., 12., 13., 14. und 15. September) langt er in der Festung an. Am 16. schreibt er von dort an Quosdanovich, den er für stärker gehalten haben muß: „Nach vielen Beschwernissen und nach einem vortheilhaften Gefechte bei Cerea, wo mir der Feind zuvor kommen wollte, erreichte ich die Verbindung mit Mantua. Die Hauptmacht des Feindes ist gegen mich. Den 14. und 15. haben die Truppen wie Löwen gefochten, und trotz des dem Feinde zugefügten starken Verlustes bin ich nun von seiner ganzen Stärke blockirt. Es ist gewiß, daß Sie wenig Feinde gegen sich haben. Sie dürfen nun keine Zeit verlieren, müssen das Aeußerste anwenden, Alles zu einer schnellen Vor-

rückung gegen Mantua aufbieten und denken, daß hiervon das Wohl des Staates abhängt. Vom Lande können Sie auf die beste Unterstützung zählen. Setzen Sie sich mittels Courier mit F. M. L. Davidowich in's Einvernehmen, der von mir .. angewiesen ist, die schleunigste Vorrückung gegen Peschiera zu bewirken. General Schubirz hat ein gleiches zu bewirken. Machen Sie mir auf der Stelle Ihren Marsch, den Sie mit der bereits eingekommenen Verstärkung gewiß durchsetzen werden, bekannt und ich sage ihnen, daß die Armee Muth genug hat, sich einander die Hand zu bieten."*) Wurmser schickt Boten über Boten an seine Generale mit der Aufforderung, sich schleunigst gegen Mantua in Bewegung zu setzen. Er träumt von nichts als von dem Vorrücken der gesammten Armee. Quosdanovich soll einen Versuch auf Ferrara machen, soll sein Corps auf dem Po einschiffen und so die Verbindung mit ihm herzustellen suchen.

Er fühlt sich nicht überwunden. Mehr als ein Sieger denn als ein Besiegter zieht er in Mantua ein. Es hebt ihn trotz Allem das Gefühl einer gelungenen Unternehmung. Er ahnt nicht, daß Mantua sein Gefängniß und das Ende seiner militärischen Laufbahn werden sollte. Lange bleibt er ohne die ungeduldig erwartete Antwort seiner Generale. Quosdanovich war nicht in in der Lage, ihm zu helfen. In Wien ernennt man Allvintzy zum Oberbefehlshaber für die im Osten erst neu zu bildende Armee. Die Operationen verzögern sich immer von Neuem.

Da erst wurde es Wurmser klar, daß ihm die Rolle des stillen Ausharrens zu Theil geworden. Und da saß denn der alte Husar, der fröhliche, an seinem Heimathsboden hängende Elsässer, der österreichische Marschall Vorwärts, wie Vivenot ihn nennt, an seinem Lebensabend in den Sümpfen des wälschen Mantua während mehr als fünftehalb Monaten!

Man hat in Wien wahrlich nichts versäumt, um die wichtige Festung zu retten. Die äußersten Kräfte wurden aufgeboten. Namentlich in Böhmen und Croatien fanden die stärksten Aushebungen statt.**) Auf Wagen wurden schon im August die Grenzbataillone von Croatien nach Friaul gebracht. Und es ist Niemand anders als eben Thugut, der auch jetzt wieder als die Seele von dem allen erscheint: der vier-

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 499 f.
**) S. Sybel, a. a. O. IV, 306.

malige Versuch einer Entsetzung Mantua's ist durchaus sein Werk. Selten muß man ihn mehr bewundern als in jenen Tagen, wo Tyrol von Nord und Süd bedroht war. Welche Energie prägte sich nicht schon in den drei Depeschen vom 19. August aus! Am 10. verlangte Thugut in den dringendsten Ausdrücken von Rußland das vertragsmäßige Hülfscorps. Am 2. September wendet sich Kaiser Franz auf Thuguts Veranlassung zu demselben Zwecke in einem eigenhändigen Schreiben an die Kaiserin Katharina. In gleichem Sinne ist der Minister in Rom und Neapel thätig, und es sah in der That aus, als wenn seine Bemühungen von Erfolg gekrönt sein sollten. Der neapolitanische Hof sowohl als die römische Curie zeigten sich zu Truppensendungen geneigt. Vor Allem aber waren die Verhandlungen mit Rußland glückverheißend. In ihrem Haß gegen die Revolution und in der richtigen Erkenntniß des ernsten Charakters, den die Dinge angenommen, hatte sich die Kaiserin in ihrem Innern schon vor Empfang der Note vom 10. August zu einem Eingreifen in den Krieg entschlossen. Mit dem Handschreiben des Kaisers vom 2. September kreuzte sich eine Depesche Cobenzls vom 21. August, welche diese frohe Botschaft enthielt. Nicht das Hülfscorps allein wollte die Kaiserin stellen, sondern 60,000, ja 64,000 Mann.*) Der Krieg gegen Persien, wohin wirklich 30,000 Mann aufgebrochen waren, machte ihr keine Besorgniß mehr. Die preußische Grenzregulirung in Polen, die die Kaiserin von der Truppensendung abgehalten hatte, sollte durch die Abtretung jenes von Preußen noch begehrten Stückes erledigt werden. „Thugut war, wie Sybel bemerkt, der besten Hoffnung voll, den ereignißreichen Feldzug noch zu einem glänzenden Schlusse zu bringen.“**) Und diese Stimmung verließ ihn auch nicht, als die Hoffnungen auf eine Unterstützung von den italienischen Staaten zu Wasser wurden. Die glänzende Campagne des Erzherzogs hob auch seinen Muth. Er sah in dem deutschen Kriege noch immer die Hauptsache. Die Stimmung der Residenz kam ihm zu Hülfe. Man sah in Wien darin, daß es Wurmser gelungen, sich nach Mantua durchzuschlagen, einen halben Erfolg. Die Schlacht von Bassano wurde über den Ergebnissen des mit so viel größeren Kräften geführten deutschen Krieges verschmerzt. War ja doch Bonaparte mit seiner Armee vor wie nach durch die Festung Mantua auf derselben Stelle festgenagelt. Wie in Deutsch-

*) Sybel, a. a. O. IV, 335 und 305.

**) Sybel, a. a. O. IV, 307.

land, dachte man, so müsse sich auch in Wälschland die Sache wieder zum Guten wenden. Habe ja doch auch in Deutschland der Feldzug lange Zeit einen so traurigen Verlauf genommen.

Es zeigte sich, daß man eine glückliche Wahl in Allvintzy getroffen. Wurmser selbst ist immer seines Lobes voll. „Ich kann die Freude nicht ausdrücken, die ich über E. E. Gegenwart empfinde", schreibt er ihm am 24. October. In der That berechtigte das Entsatzheer zu einigen Hoffnungen. Die italienische Armee hatte sich bis Ende October auf 60,000 Mann verstärkt. Die Hauptmacht unter Allvintzy war jetzt bis zur Piave vorgegangen. Das Tyroler Corps stand unter Davidovich. Auch diesmal wieder gingen die Dinge Anfangs glücklich. Allvintzy operirte an der Brenta bei Bassano; Davidovich an der Etsch. Es gelang letzterem, die Franzosen auf Rivoli zurückzuwerfen. Die durch die Brigade Laudon verstärkten Tyroler Schützen säuberten das südliche Tyrol von den Franzosen und drangen bis Torbole am Gardasee vor. Der zu Allvintzy's Heer gehörende Prinz Hohenzollern schlug die Angriffe des Feindes am 12. November bei Caldiero ab. Als andere Truppenabtheilungen hinzukamen, gestaltete sich der Tag zum glänzenden Siege. Der Verlust der Franzosen betrug wahrscheinlich 3000 Mann. Sie wurden zum Rückzug auf das von ihnen besetzte Verona genöthigt. Dieses war sehr ernstlich bedroht. Bonaparte's Lage wurde wieder bedenklich. Er bereitete schon das Directorium auf weitere Hiobsposten vor. Man sieht, was zu machen gewesen wäre, wenn sich Bonaparte gleich von Anfang ein recht entschiedener Widerstand entgegengestellt hätte. Khevenhüller, schreibt Thugut am 18. November, habe wieder sehr gute Nachrichten von der Armee aus Italien gebracht, doch müsse man noch das allein entscheidende und hoffentlich bald eintretende Ereigniß der Befreiung Mantua's abwarten, ehe man den Einritt mit Postillonen gestatte.*) Wie Wurmser im September, so hoffte jetzt Thugut auf eine Ueberschreitung des Po. Wie im Jahr vorher Instructionen für den Elsaß, so gab er jetzt solche für die Besetzung des Ferraresischen und Bolognesischen. Die Absicht blickt durch, sich eine Entschädigung in diesen, seit dem Juni in den Händen der Franzosen befindlichen Gebieten zu erkämpfen.**) Wurmser begrüßte mit neuer

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 352.

**) Vgl. den Brief Thuguts an Colloredo vom 27. Juli 1796 bei Vivenot Vertrauliche Briefe, I, 323 f.

Hoffnung die „trostvollen Nachrichten". Er spricht Allvintzy seinen „treuherzigen Wunsch" zu dessen „ruhmvollem Unternehmen" aus.

Es kam zum entscheidenden Kampfe, als die Franzosen unweit des Dorfes Arcole die Etsch überschritten, um ihrerseits angriffsweise vorzugehen. Es war der Vortrab der friauler Armee, auf den sie am 15. November vor diesem kleinen Dorfe stießen. Die beabsichtigte Ueberrumpelung mißlang. Die Kaiserlichen setzten sich in Arcole fest und vertheidigten es mit Hartnäckigkeit. Die auf einer Dammstraße zwischen sumpfigem Terrain vorrückenden Franzosen wurden von den Croaten des Obersten Brigido, so oft sie auch den Angriff versuchten, siegreich zurückgewiesen. Auch Bonaparte gelang es nicht, die Alponebrücke zu forciren: er selbst wurde von dem Damme hinunter seitwärts in den Sumpf gedrängt. Nur fünfzig Schritte noch waren die Kaiserlichen entfernt. Seinem Bruder Ludwig und seinem Adjutanten Marmont verdankte er die Rettung. Der Tag war für die Franzosen ein verlorener. Sie gingen am Abend über die Etsch zurück.

Am 16. schickte Allvintzy Provera und Mittrowsky den bei Arcole Kämpfenden zu Hülfe. Die Kaiserlichen gingen ihrerseits zum Angriff über. Aber das Terrain war hier, wo man sich nur auf Dammstraßen zwischen Reisfeldern bewegen konnte, ein für die Vertheidigung besonders geeignetes. Der Angriff der Kaiserlichen mißlang. Der erneute Angriff der Franzosen hatte keinen besseren Erfolg. Der zweite Schlachttag endigte durchaus ohne Entscheidung.

Am 17. kam auch Hohenzollern aus seiner Stellung vor Verona heran; aber die Franzosen verstärkten sich durch die halbe Besatzung der Festung. Ein in der Nacht vorgenommener Brückenschlag bringt die Franzosen auch auf die linke Seite des Alpone. Major Miloradowitsch setzt hier am 17. Anfangs tapferen Widerstand entgegen. Aber allmälig weicht er zurück. Es gelingt, ihn durch eine Kriegslist zur völligen Aufgebung seines Postens und zum Abzug nach dem abseits liegenden Cologna zu bewegen. Die Franzosen kommen so in den Rücken des Arcole besetzt haltenden Mittrowsky. Von allen Seiten hatten sich die Angriffe gegen diesen vereinigt. Seine Stellung war schon vor Miloradowitschens Abzug eine immer schwierigere geworden. Seine Truppen begannen in bedenklicher Weise zusammen zu schmelzen. Ihre Haltung ließ viel zu wünschen übrig. Es waren nicht bloß die kroatischen Rekruten, über die zu klagen war. Mittrowsky wünschte, daß ihm Povera durch einen Angriff auf Porcile Luft mache, und er-

klärt dem Feldzeugmeister Allvintzy, daß er Arcole sonst nicht mehr zu behaupten vermöge. Die allgemeine Haltung der Truppen macht diesen aber ernstlich besorgt. Gerade der Hülferuf Mittrowsky's läßt ihn für seine Rückzugslinie fürchten. Er sendet Provera nicht nach Porcile, sondern rückwärts nach S. Bonifacio, wo die österreichische Proviancolonne stand; und darauf hin räumt dann Mittrowsky das viel umstrittene Dorf Arcole, um auch seinerseits den Rückzug nach San Bonifacio anzutreten. Ohne Widerstand besetzen die Franzosen alle Positionen. Der Rückzug artete in der Dunkelheit vielfach in eine Deroute aus.*)

Allvintzy war völlig geschlagen und suchte Schutz in Tyrol. Ein verspäteter Ausfall Wurmsers blieb ganz resultatlos. In Allvintzy's Bericht vom 23. heißt es: „Ich will mit keiner Wiederholung zur Last sein, aber mit jener ehrfurchtsvollen Aufrichtigkeit, die jeden redlichen Mann auszeichnen und jedem so unbegrenzt ergebensten Diener und Vasallen eigen sein sollte, E. M. über den dermaligen Zustand der Armee jenes sagen, wozu mich Pflichten und mein Amt auffordern. Ich gebe E. M. meine Ehre und mein Leben zu Pfand, daß ich Alles gethan und gewiß nichts unversucht ließ, was dieser gesammten Truppen Muth, Eifer, Liebe für Ehre und Dienst, als auch ihr eigenes Wohl beleben und aneifern konnte .... Ich war zwar bei dem ersten Angriff mit den Truppen zufrieden und ließ ihnen gerne Gerechtigkeit widerfahren, hatte Schwierigkeiten kühn trotzen zu können geglaubt, ich mußte mich aber von den unerwartetsten Dingen, besonders am 17. d. überzeugen. Nur E. M. will ich es in allertiefster Unterthänigkeit gestehen, daß ich mit Recht sagen zu können glaube, bemerkt zu haben, daß es an dem Geiste der Thätigkeit, des Eifers und Bestrebens nach Ruhm der Waffen fehle, — kurz eine Gleichgültigkeit allgemein, und von Oben abwärts herrsche." Es fehle, fährt er fort, an Oberofficieren und insbesondere an tüchtigen. Es fehle deßhalb im Gefecht an „Aneiferung und geschickter Anführung". „Bei einer im Geringsten anhaltenden Gegenwehr oder gar Drückung" halte deshalb die sich selbst überlassene Truppe nicht Stand, sondern laufe auseinander, werfe die Gewehre weg. Sie würden auf diese Weise gefangen. Die sich ohne Waffen wieder Findenden gereichten nur zur Last. Es erkläre sich auf diese Weise, wie sein ansehnliches Truppencorps seit dem Treffen an der Brenta [illegible]

*) Wir sind bei der Schlacht von Arcole im Allgemeinen Soden's Darstellung gefolgt, doch sind wir der Meinung, daß er die Leistungen der Oesterreicher in dem Falle überschätzt.

Hälfte verloren habe. „Ich würde in's Grab von den bittersten Vorwürfen begleitet werden, gegen meine Pflichten gehandelt zu haben, wenn ich nicht mit der schuldigsten Offenherzigkeit E. M. alle diese Umstände allerunterthänigst anzeigte. . . . Hiernach werden Allerhöchstdieselben genau abwägen können, in wie weit auf die diesseitigen Truppen und Operationen mit Zuversicht gerechnet werden kann. Betrachten es E. M. allergnädigst aus dem Gesichtspunkte, aus welchem meine Anzeige billig betrachtet zu werden verdient, die von einem getreuesten alten Diener E. M. ohne alle Nebenabsicht . . . erstattet wird!"*)

„Eine geheime Ahnung und die sehr schlechte Meinung", schrieb Thugut, „die ich von der italienischen Armee hatte, haben mir trotz unserer bisherigen Erfolge über die dortigen Ereignisse nicht ruhig zu sein erlaubt. Leider sind meine Besorgnisse wahr geworden. Da Allvintzy niemals etwas zu riskiren wagt, weil er kein Vertrauen zu den schlechten und desorganisirten Truppen ohne Officiere hat, und da Davidovich seinerseits zaudert und nicht vorwärts geht, so hat sich Bonaparte, der immer im Centrum zwischen Beiden blieb, noch einmal auf Allvintzy geworfen und ihn geschlagen. . . . Es ist wahr, daß dies eines der unglücklichsten Ereignisse seit dem Beginn des Krieges ist. Aber was dabei thun? Man muß den Kopf oben zu behalten und den Schutz des Himmels durch Muth und Festigkeit zu verdienen suchen, indem man sich bemüht, das Uebel wieder gut zu machen oder wenigstens die Wirkungen desselben zu verringern. . . . Gott weiß, wann ich meine Expedition nach Petersburg beenden werde inmitten so vieler Unterbrechungen und betrübender Widerwärtigkeiten, die wohl geeignet sind, alle Gedanken zu verwirren und niederzudrücken."**) „Wenn man bedenkt", heißt es in einem andern Briefe vom gleichen Tage, „daß wir, wie Dietrichstein sagt, bei der letzten Affaire zwei gegen einen gewesen sind***), wenn man erwägt, daß Bonaparte, ein junger Mann von 27 Jahren ohne irgend welche Erfahrung, eine Armee commandirt, die da nur aus einem Haufen von Briganten und Freiwilligen besteht und um die Hälfte schwächer als die unsrige ist, so muß man über unsern Verfall und über unsere Herabwürdigung seufzen. Uebrigens, was nützt es

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 518 ff.

**) Thugut an Colloredo, 24. November, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 345 f. (von Vivenot irrthümlich als vom 24. October datirt).

***) Nach Sybel ist dies unrichtig: die Streitkräfte sollen ihm zufolge am 17. ungefähr gleich gewesen sein.

zu klagen! Es gilt, Hülfsmittel zu suchen. . . . . Nehmen wir zur Devise: tu ne cede malis, sed contra audentior ito!“ *)

Allvintzy giebt Mantua verloren und hofft für dasselbe nur noch auf eine entweder durch die Operationen oder den Waffenstillstand zu erzielende „Erleichterung und Begünstigung“. Man sieht: die Kräfte der Armee sind gebrochen. Das Instrument begann seinen Dienst zu versagen. Die Lage Mantua's gestaltete sich jetzt zu einer immer hoffnungsloseren. Es waren noch keine anderthalb Monate, seit Wurmser eingerückt war, vergangen; noch war der dritte Versuch des Entsatzes nicht gemacht; und schon verhielt sich die Zahl der Kranken zu den Gesunden wie 3 zu 1, schon gab es außer Pferdefleisch kein Fleisch mehr in der Festung. Am 17. December war auch der Wein und Branntwein aufgezehrt. Die ganze Garnison war schon damals auf Pferdefleisch, Brod und etwas Reis beschränkt. Bis auf eine kleine Zahl ist die Besatzung halb krank und muß in diesem Zustande einen schweren, eintönigen Festungsdienst verrichten: auch die altgedienten Reiter blieben nicht damit verschont. Schon am 28. November fehlte es gänzlich an Medicin, an Decken, an Bettfournituren. Vom 23. September an hatte man nur noch das Holz zum Menagekochen. General Canto d'Irles hätte, nach Wurmsers Aussage, schon Anfangs October capitulirt. Im November allein waren 2300 Mann gestorben. Die von Vivenot abgedruckten Actenstücke erwecken gerade hier ein in seltenem Maße spannendes Interesse. Unser tiefes Mitgefühl weilt bei dem alten deutschen Helden in den Pestsümpfen von Mantua. Man sieht den Fall der Festung näher und näher kommen. Und dennoch verschlingt man den Inhalt der mit Perlschrift geschriebenen, unter den mannigfachsten Gefahren überbrachten Briefe Wurmsers. Man verfolgt mit banger Erwartung die großartigen Anstrengungen, die Thugut macht, um den Bedrängten zu retten. Oesterreichs und Deutschlands Schicksal hing an Mantua. Das langsame Aushungern, das zähe Ausharren dieser Festung, die immer und immer wieder zu ihrem Entsatz gemachten Anstrengungen symbolisiren das Ende des Reichs. In wenig Monate zusammengedrängt haben wir gleichsam die Katastrophe seines Untergangs vor uns.

*) Ebendaselbst S. 358.

Frankreich drang auch damals auf verschiedenen Wegen in den Kaiser, seinen Separatfrieden unter günstigen Bedingungen zu machen. Hätte man im 19. statt im 18. Jahrhundert gelebt, wir bezweifeln nicht, daß schon damals der Friede zu Stande gekommen wäre. Vivenot spricht sein Bedauern offen aus, daß es nicht geschah. Aber wenn auch die Armee, so war doch das Wiener Cabinet noch nicht gebrochen. Man hielt sich an den einfachen Satz, daß es gegen Ehre und Vertragstreue verstoßen würde, wenn man seine Sache von der Englands trennen wollte. Die beiden Sendungen des Agenten Poterat nach Wien (Herbst 1795 und Winter 1795/96) waren ebenso erfolglos geblieben, als die Unterredung Theremins mit Degelmann in Basel: beide französischen Unterhändler hatten Bayern für die Niederlande angeboten, wenn Oesterreich in die Abtretung des linken Rheinufers willigen wolle. Die Franzosen suchten sich dann im Herbst 1796 jenes Geheimraths Zwanziger als Vermittlers zu bedienen, der im Auftrage des fränkischen Kreises nach Paris gegangen, um über die Contributionen und den Friedensschluß desselben zu verhandeln.

Wir kennen seine eigenthümliche Richtung und begreifen, daß er sich zum Werkzeug der Friedensvermittelung bei dem Kaiser gebrauchen ließ. Oesterreich sollte, wie man durch ihn insinuirte, auf seine italienischen und niederländischen Besitzungen verzichten, und dafür einen Ersatz in Bayern finden. Das linke Rheinufer sollte natürlich an Frankreich fallen. Das bayrische Haus sollte nach Italien verpflanzt werden. Aber Thugut wies auch diesmal das Anerbieten zurück. Uns scheint, daß die kleindeutsche Geschichtschreibung Thuguts ablehnender Haltung gegenüber in ein Dilemma geräth. Wir meinen, daß gerade diejenigen, die da behaupten, daß Thugut das linke Rheinufer feil gewesen sei, um seine Handlungsweise zu erklären, zugeben müßten, daß Thugut von dem bayrischen Tausch nichts wissen wollte. Aber was ist es denn eigentlich, was Thugut mit so unglaublicher Zähigkeit an der Fortsetzung des Krieges festhalten ließ? Es ist trotz Allem die Idee der österreichischen Herrschaft in Mitteleuropa einerseits, und das Verlangen, den Krieg bis zu einer wirklichen Niederwerfung der Jacobiner fortzusetzen, andererseits. Beide Gedanken treffen aber in der Idee des occidentalischen Kaiserreichs zusammen. Das Reich hatte sich, auch abgesehen von Preußen, halb und halb von dieser Idee abgewandt. Alle Versuche aber, die man seit dem fünfzehnten Jahrhundert gemacht hatte, um dem Reiche eine von Oesterreich gesonderte Existenz zu verschaffen,

hatten nur zur Inhaltslosigkeit und politischen Ideenlosigkeit geführt. Nur in dem Hause Habsburg lebte noch die alte Kaiser-Idee. Und Thugut, der Mann aus dem Volke, ist, so wenig er sich auch dessen bewußt war, ihr feuriger Vertreter.

Mit Zwanzigers Mittheilungen fiel ein Schritt zusammen, den Bonaparte um diese Zeit that. Er sandte einen Officier — mit einem echten Theaternamen nannte sich derselbe Moustache — an den Kaiser als den Ueberbringer eines Schreibens ab, das in sehr kategorischem Tone die Eröffnung von Friedensverhandlungen begehrte. Im Weigerungsfalle wurde mit der Zerstörung von Triest und der übrigen österreichischen Hafenplätze gedroht. Die Haltung Oesterreichs ließ aber an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig. Man sei überrascht, ließ man Zwanziger sagen, daß das Directorium seinen friedlichen Anträgen Drohungen einmische. „Der kaiserliche Hof habe geglaubt, man würde in Paris nicht verkennen, daß Drohungen, wenn auch auf schwache und kleine Fürsten von Einfluß, doch niemals einer Macht wie Oesterreich gegenüber das Mittel sein könnten, die Geister zu versöhnen und näher zu bringen. Was aber die Anträge und Bedingungen betreffe, die Herrn Zwanziger in Paris angedeutet worden, so lasse sich nicht glauben, daß ein solcher Plan zum Frieden ernstlich gemeint sei; er sei offenbar unzulässig und würde selbst in dem Falle verworfen sein, daß ihn Moreau, wie man in Paris voreilig sich geschmeichelt zu haben scheine, unter den Mauern von Wien habe überbringen können.“ *) Der Bürger Moustache erhielt nicht einmal Zutritt bei Thugut und Bonaparte gar keine Antwort auf seinen Brief. Thugut ließ lediglich Barthelemy durch den Neapolitaner Gallo sagen, der Kaiser könne auf keinen Vorschlag eingehen, der nicht in den herkömmlichen diplomatischen Formen gehalten sei. „Ein unerträglicher Stolz herrscht in Allem, was das österreichische Ministerium vornimmt“, äußerte ärgerlich Carnot gegen den preußischen Gesandten, als er ihm diese Mittheilung machte.

Auch der neapolitanische Friedensschluß machte wenig Eindruck auf Thugut. Es sei ziemlich gleichgültig, sagt er in einem Briefe an Colloredo, ob man Alliirte vom Schlage der Neapolitaner verliere oder nicht. Aber es sei von der äußersten Wichtigkeit, zu verhindern, daß diese am Ende noch aus Schlechtigkeit oder Dummheit Oesterreich mit den Engländern in Zwiespalt brächten, d. h. mit den einzigen Alliirten,

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 222.

die etwas zu bedeuten hätten.*) Mit immer größerer Entschiedenheit klammerte sich Thugut an England an. Der Gedanke war, daß die sehr beträchtlichen Eroberungen, die England in den französischen, holländischen und spanischen Colonien gemacht hatte, bei einem Frieden als Aequivalent für die Herausgabe der Niederlande dienen sollten. Aber auch die Haltung Englands wurde zusehends eine immer unbefriedigendere und schwächere. König Georg III verharrte auch jetzt noch mit der ganzen Zähigkeit seines Wesens bei der Absicht, den Krieg mit Entschiedenheit fortzusetzen. Aber das Ministerium neigte sich immer mehr zum Frieden. Die mannigfachsten Verhältnisse wirkten darauf ein. Der englische Geldmarkt machte gerade damals eine gefährliche Krisis durch, und es gebrach auch der Staatskasse wirklich an Geld. Irische Unruhen, eine gefährliche Meuterei auf der Flotte kamen hinzu. Vor Allen war es wieder Pitt, der zum Frieden drängte. Es lag etwas Nüchternes in seiner Natur. Den Ruhm, den er sich in den auswärtigen Angelegenheiten erworben hat, verdankt er zumeist seinem achtungswerthen und männlichen Charakter. Wenn aber ein Friede herzustellen war, bei dem Holland und Belgien erhalten blieben, so sah er nicht ein, warum England nicht Frieden schließen sollte. Seine Meinung behielt die Oberhand. England erklärte, daß es Oesterreich nur das Verlorene wiederschaffen wolle, nicht aber auch einen Ersatz für das, was ihm 1793 entgangen war. Die Mittelmeerflotte wurde abberufen. Corsica, das Paoli seiner Zeit den Engländern übergeben hatte, ging in Folge dessen wieder an Frankreich verloren. Rom, Toscana, Neapel wurden dadurch preisgegeben. Mit der römischen und neapolitanischen Hülfe war es seitdem vorbei. Aber es machte dies Alles wenig Eindruck auf das Londoner Cabinet. Dasselbe rieth vielmehr dem neapolitanischen Hofe, im Gegensatze zu dem, was Thugut erwarten mochte, Frieden zu schließen. Man wollte sogar die Ausschließung der englischen Flagge aus den neapolitanischen Häfen mit in den Kauf nehmen. Hand in Hand mit diesem auffallenden Benehmen ging eine Schwenkung nach der preußischen Seite. Als Ende Juli Schwaben und Franken in die Hände der Franzosen geriethen, wandte sich das englische Cabinet wieder einmal nach Berlin. Hammond ward dorthin gesandt, um Haugwitz zu fragen, welche Friedensbedingungen Preußen für angemessen erachte. Dieses sollte dieselben

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 310.

den Franzosen vorlegen und für den Fall der Ablehnung mit dem Kriege drohen. Thugut war erschrocken. Geld, sagte er, könne England seiner Finanzlage wegen Preußen nicht bieten; dieses thue nichts umsonst; es werde einen neuen Landerwerb begehren. Er wandte sich unter dem 13. August an das russische Cabinet mit der Bitte, Dingen solcher Art doch entgegenwirken zu wollen.

Hammonds Sendung war ohne Erfolg, da Haugwitz gerade eben jenen neuen Vertrag mit Frankreich abgeschlossen hatte, auf den wir zu sprechen kommen werden. Die politischen Gespräche zwischen Hammond und Haugwitz hatten aber doch, wie Thugut das gefürchtet hatte, allerhand bedenkliche Pläne angeregt. Es tauchte der Gedanke auf, Belgien an Preußen zu geben und den Kaiser dafür durch Bayern zu entschädigen.*) Wem dieser seltsame Plan seinen Ursprung verdankt, ist uns nicht ersichtlich gewesen. Es entsprach der seit dem siebenjährigen Kriege mit Zähigkeit an der preußischen Freundschaft festhaltenden englischen Politik, daß man Preußen statt Oesterreich die Wacht an Maas und Schelde anvertrauen wollte. Im Keime hatte dieser Gedanke schon im Haager Vertrag gelegen; und die Thugut'sche Politik des Jahres 1794 erhielt durch den neuen Plan des Jahres 1796 eine unerwartete Rechtfertigung. Andererseits hatten aber auch Haugwitz und Hardenberg der preußischen Politik immer eine Richtung nach den Niederlanden zu geben gesucht, und die Hineinmengung des bayrischen Tauschplans scheint uns so ächt Haugwitzisch, daß wir das Project der Hauptsache nach doch für ein preußisches halten möchten.

Nach dem vorläufigen Scheitern der Verhandlungen mit Preußen entschloß man sich in London, directe Friedensverhandlungen mit Frankreich anzuknüpfen. Am 7. September, also in einem Moment, wo das Waffenglück der Franzosen in Deutschland bereits völlig umgeschlagen war, erhielt Thugut durch Eden die erste Mittheilung davon: Thugut war mit Recht sehr erregt. Dieser Schritt, sagte er, und die Zurückberufung der Flotte würden den Eindruck der deutschen Siege paralysiren. Auch der Eindruck auf Rußland werde der nachtheiligste sein. Aber das englische Cabinet ließ sich nicht irre machen. Die monatlichen Zuschüsse für Oesterreich wurden von 150,000 auf 120,000 Pfund herabgesetzt: die Geldklemme mußte dafür den Vorwand liefern. Wir

*) S. Sybel, a. a. O. IV, 323.

sehen, mit welcher Rücksichtslosigkeit Oesterreich von allen Seiten, — recht als ein Aschenbrödel, — behandelt wurde.

Am 15. October reiste Malmesbury nach Paris ab. Das Directorium verlangte entweder englisch-französische Separatverhandlungen, oder Vollmachten Oesterreichs für Malmesbury. Aber Thugut wollte nichts davon hören. Es sei dies nur ein hinterlistiger Streich der Franzosen, die dadurch die österreichischen Siege hemmen wollten.*) Schon die Rücksicht auf Rußland halte ihn schlechterdings ab, einen Schritt dieser Art ohne die Genehmigung der Kaiserin Katharina zu thun. Nur mit Mühe war er zu bewegen, sich über die Bedingungen eines eventuellen Friedens noch einmal wieder auszulassen. Und er behielt sich dabei ausdrücklich vor, seine Forderungen nach einem Waffenerfolge in Italien zu steigern. Er fuhr fort, eine Vergrößerung der Niederlande durch Nordbrabant und das Bisthum Lüttich zu begehren, da der Landstrich zwischen der belgischen Ostgrenze und dem Rhein nicht den Franzosen preisgegeben werden könne. Auch dürfe man dem Kaiser in den niederländischen Verfassungsfragen nicht wieder Gesetze vorschreiben wollen. Erhalte Oesterreich das fragliche Gebiet längs der Ostgrenze Belgiens nicht, so werde es das letztere, sobald dies möglich erscheine, gegen Bayern einzutauschen suchen. Das deutsche Reich wünsche der Kaiser in seinen alten Grenzen und Rechten, so weit es nur immer möglich sei, zu bewahren. Sei der belgische Punkt in dem von Oesterreich gewünschten Sinne erledigt, so würden die Angelegenheiten des Reichs auch keine großen Schwierigkeiten mehr machen.**) In Italien „würde England ohne Zweifel seinem Bundesgenossen eine Erwerbung gönnen, welche von so unendlicher Wichtigkeit für die Vertheidigung Oesterreichs und Italiens gegen einen ehrgeizigen Nebenbuhler sein würde.“***)

England ließ sich jedoch nicht so leicht von dem eingeschlagenen Wege abbringen. Mit Edens Bericht über Thuguts Aeußerungen in der Friedensfrage kreuzte sich eine neue noch entschiedenere Depesche des Lords Grenville (vom 7. November). England begehre, hieß es darin,

*) S. Sybel, a. a. O. IV, 329.

**) Es scheint uns dies der einfache Sinn dessen zu sein, was Thugut an Eden sagte. Sybel versteht natürlich Alles anders und legt es in dem für Oesterreich ungünstigsten Sinne aus. Das wörtliche Citat aus Edens Bericht hat uns aber nicht überzeugen können. Siehe Sybel, a. a. O. IV, 330 und 331.

***) S. Sybel, a. a. O. IV, 331.

gerade auf Deutschland, und nicht etwa auf Italien gerichtet. Es scheint, daß der Ehrgeiz der Kaiserin eine gewisse Genugthuung bei der Geltendmachung ihrer Macht in ihrem Geburtslande empfand. Sie war jetzt 67 Jahre alt, von bester Gesundheit und geistig noch vollkommen frisch. Es läßt sich nicht sagen, welchen Einfluß es auf die Geschicke der Welt gehabt haben würde, wenn ihr Ehrgeiz jetzt wirklich diese Richtung genommen hätte. Am 16. November sollte eine Ministerconferenz bei der Kaiserin stattfinden, welche die letzten Einzelheiten des englischen Subsidienvertrages regeln sollte. Noch am Abend des 15. zeigte sie sich wohl und heiter wie jemals. Am andern Morgen früh war sie, wie sie dies liebte, mit literarischen Arbeiten beschäftigt gewesen. Einige Stunden später fand man sie regungslos auf dem Boden ihres Cabinets. Der Schlag hatte sie getroffen. An jenem selben 17. November, der schon durch den Sieg der Franzosen bei Arcole unheilvoll für Oesterreich geworden, des Abends gegen 9 Uhr, war die Kaiserin Katharina eine Leiche.*) Als Thugut seine Depesche vom 30. November schrieb, waren seine russischen Hoffnungen in Wahrheit bereits seit fast vierzehn Tagen vernichtet. Was mußte sich doch Alles vereinigen, um der Sache der Revolution zum Siege zu verhelfen!

Der in Rußland eintretende Wechsel war für die Interessen Oesterreichs von der nachtheiligsten Art. Kaiser Paul war von Haus aus gewiß eine edel angelegte Natur. Er wollte das Gute und liebte das Große und Hochherzige. Er war ein Freund der Wahrheit und Offenheit. Es lag etwas Frisches und Kindliches in ihm. Aber obwohl es nicht die Absicht gewesen war, seine Erziehung zu vernachlässigen, so fehlte es ihm doch an Bildung und Erziehung. Auch genügten weder seine geistigen Anlagen, noch seine Charakterbegabung für die Aufgabe, die ihm zugefallen war. Dabei lag doch unverkennbar noch ein Rest jener barbarischen Art in ihm, die den Russen damals noch eigen war. Das unglückliche Verhältniß zur Mutter hatte zeitlebens auf ihm gelastet. Das Gefühl der kindlichen Liebe muß er niemals gekannt haben. Sie hielt ihn auch als erwachsenen und verheiratheten Mann in einer Unterwürfigkeit, die seinen Charakter nicht zur männlichen Selbstständigkeit kommen ließ. In früheren Jahren hatte er sich in Umtriebe gegen die Mutter eingelassen, die er dann aber bekennen mußte und die das gegenseitige Verhältniß noch verschlimmerten. Daß das Volk ihn als den erbberechtigten Kaiser und seine Mutter als

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 225 f.

eine Usurpatorin betrachtete, und dies durch seine Haltung zu erkennen gab, verstärkte noch die Spannung. Er wähnte sein Leben von der Mutter bedroht und scheint sie im vollen Sinne des Wortes gehaßt zu haben. Die Art und Weise, wie er sich zu deren Lebzeiten gegen Fr. L. Stolberg über sie äußerte, ist geradezu unglaublich.*) Nur an seiner trefflichen Gattin, der Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, fand er einen moralischen Halt; und das Verhältniß zu ihr war damals, der vorübergehenden Wolken ungeachtet, ein gutes. Als aber mit dem Tode der Kaiserin Katharina ein so jäher Umschwung in seiner Lage eintrat, war er den Verhältnissen nicht gewachsen. Es erfaßte ihn so zu sagen der Schwindel; er verlor immer mehr von dem Guten, was er besaß, und erkannte immer weniger ein anderes Gesetz als das seines eigenen Willens an. Sein leicht bestimmbares und innerlich unselbstständiges Wesen machte ihn zuletzt zu einem launenhaften Tyrannen.

Auch Kaiser Paul haßte die Revolution, aber er wünschte nicht seine Regierung mit einem Kriege zu beginnen. Wie sein Vater zeigte er dabei die entschiedenste Vorliebe für Preußen. Es erinnert lebhaft an diesen, wenn er am Morgen nach seiner Thronbesteigung in preußischer Uniform erscheint. Die eifrigsten Anhänger Preußens wurden in das Ministerium berufen. Tauentzien ward plötzlich von allen Seiten fetirt: selbst von Leuten, die ihn bis dahin gemieden hatten, konnte er die Versicherung unbegrenzter Freundschaft und Ergebenheit entgegennehmen. Es galt als sicher, daß sich Paul I in Allem nach der preußischen Politik richten und deßhalb die vollkommenste Neutralität einhalten werde.

Man würde sich nicht verwundern können, wenn dieser russische Thronwechsel den Frieden wie zu Ende des siebenjährigen Krieges eingeleitet hätte. Wäre Thugut ein Anderer gewesen, so würde ihn dieser neue Schicksalsschlag doch gewiß niedergeschmettert haben. Am 10. December brachte ein von Cobenzl abgesandter Courier — ein Eilbote brauchte damals 2—3 Wochen von Petersburg nach Wien — die erschütternde Nachricht. Es ergriff Thugut so sehr, daß er krank wurde. „E. E.", schreibt er an Colloredo, „werden leicht die unberechenbaren Folgen ermessen, die dieses traurige Ereigniß im Gefolge haben kann, und die Schwierigkeiten, in die wir großen Wechselfällen gegenüber gerathen können: ohne Armee, ohne Finanzen und mit aller in-

*) Vgl. Janssen, Fr. L. Graf zu Stolberg, I, 176, Anm. 2.

gerade auf Deutschland, und nicht etwa auf Italien gerichtet. Es scheint, daß der Ehrgeiz der Kaiserin eine gewisse Genugthuung bei der Geltendmachung ihrer Macht in ihrem Geburtslande empfand. Sie war jetzt 67 Jahre alt, von bester Gesundheit und geistig noch vollkommen frisch. Es läßt sich nicht sagen, welchen Einfluß es auf die Geschicke der Welt gehabt haben würde, wenn ihr Ehrgeiz jetzt wirklich diese Richtung genommen hätte. Am 16. November sollte eine Ministerconferenz bei der Kaiserin stattfinden, welche die letzten Einzelheiten des englischen Subsidienvertrages regeln sollte. Noch am Abend des 15. zeigte sie sich wohl und heiter wie jemals. Am andern Morgen früh war sie, wie sie dies liebte, mit literarischen Arbeiten beschäftigt gewesen. Einige Stunden später fand man sie regungslos auf dem Boden ihres Cabinets. Der Schlag hatte sie getroffen. An jenem selben 17. November, der schon durch den Sieg der Franzosen bei Arcole unheilvoll für Oesterreich geworden, des Abends gegen 9 Uhr, war die Kaiserin Katharina eine Leiche.*) Als Thugut seine Depesche vom 30. November schrieb, waren seine russischen Hoffnungen in Wahrheit bereits seit fast vierzehn Tagen vernichtet. Was mußte sich doch Alles vereinigen, um der Sache der Revolution zum Siege zu verhelfen!

Der in Rußland eintretende Wechsel war für die Interessen Oesterreichs von der nachtheiligsten Art. Kaiser Paul war von Haus aus gewiß eine edel angelegte Natur. Er wollte das Gute und liebte das Große und Hochherzige. Er war ein Freund der Wahrheit und Offenheit. Es lag etwas Frisches und Kindliches in ihm. Aber obwohl es nicht die Absicht gewesen war, seine Erziehung zu vernachlässigen, so fehlte es ihm doch an Bildung und Erziehung. Auch genügten weder seine geistigen Anlagen, noch seine Charakterbegabung für die Aufgabe, die ihm zugefallen war. Dabei lag doch unverkennbar noch ein Rest jener barbarischen Art in ihm, die den Russen damals noch eigen war. Das unglückliche Verhältniß zur Mutter hatte zeitlebens auf ihm gelastet. Das Gefühl der kindlichen Liebe muß er niemals gekannt haben. Sie hielt ihn auch als erwachsenen und verheiratheten Mann in einer Unterwürfigkeit, die seinen Charakter nicht zur männlichen Selbstständigkeit kommen ließ. In früheren Jahren hatte er sich in Umtriebe gegen die Mutter eingelassen, die er dann aber bekennen mußte und die das gegenseitige Verhältniß noch verschlimmerten. Daß das Volk ihn als den erbberechtigten Kaiser und seine Mutter als

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 225 f.

eine Usurpatorin betrachtete, und dies durch seine Haltung zu erkennen gab, verstärkte noch die Spannung. Er wähnte sein Leben von der Mutter bedroht und scheint sie im vollen Sinne des Wortes gehaßt zu haben. Die Art und Weise, wie er sich zu deren Lebzeiten gegen Fr. L. Stolberg über sie äußerte, ist geradezu unglaublich.*) Nur an seiner trefflichen Gattin, der Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, fand er einen moralischen Halt; und das Verhältniß zu ihr war damals, der vorübergehenden Wolken ungeachtet, ein gutes. Als aber mit dem Tode der Kaiserin Katharina ein so jäher Umschwung in seiner Lage eintrat, war er den Verhältnissen nicht gewachsen. Es erfaßte ihn so zu sagen der Schwindel; er verlor immer mehr von dem Guten, was er besaß, und erkannte immer weniger ein anderes Gesetz als das seines eigenen Willens an. Sein leicht bestimmbares und innerlich unselbstständiges Wesen machte ihn zuletzt zu einem launenhaften Tyrannen.

Auch Kaiser Paul haßte die Revolution, aber er wünschte nicht seine Regierung mit einem Kriege zu beginnen. Wie sein Vater zeigte er dabei die entschiedenste Vorliebe für Preußen. Es erinnert lebhaft an diesen, wenn er am Morgen nach seiner Thronbesteigung in preußischer Uniform erscheint. Die eifrigsten Anhänger Preußens wurden in das Ministerium berufen. Tauentzien ward plötzlich von allen Seiten fetirt: selbst von Leuten, die ihn bis dahin gemieden hatten, konnte er die Versicherung unbegrenzter Freundschaft und Ergebenheit entgegennehmen. Es galt als sicher, daß sich Paul I in Allem nach der preußischen Politik richten und deßhalb die vollkommenste Neutralität einhalten werde.

Man würde sich nicht verwundern können, wenn dieser russische Thronwechsel den Frieden wie zu Ende des siebenjährigen Krieges eingeleitet hätte. Wäre Thugut ein Anderer gewesen, so würde ihn dieser neue Schicksalsschlag doch gewiß niedergeschmettert haben. Am 10. December brachte ein von Cobenzl abgesandter Courier — ein Eilbote brauchte damals 2—3 Wochen von Petersburg nach Wien — die erschütternde Nachricht. Es ergriff Thugut so sehr, daß er krank wurde. „E. E.", schreibt er an Colloredo, „werden leicht die unberechenbaren Folgen ermessen, die dieses traurige Ereigniß im Gefolge haben kann, und die Schwierigkeiten, in die wir großen Wechselfällen gegenüber gerathen können: ohne Armee, ohne Finanzen und mit aller in-

*) Vgl. Janssen, Fr. L. Graf zu Stolberg, I, 176, Anm. 2.

Am 12. December schreibt Allvintzy: „Ich nehme mir die allerunterthänigste Freiheit, E. M. nach dem Ruf meiner Pflichten ... zu bekennen, daß in diesem Augenblick und bei dieser Jahreszeit und Winterung ich mir wenig Hoffnung zur Erreichung E. M. Allerhöchsten Wünsche machen könne..... Mein Alter, Gebrechlichkeit und immerwährende Anstrengung erschüttern meine Kräfte. Doch meine Liebe für E. M. ... wird nichts erschüttern, und hiernach werden E. M. zu urtheilen allergnädigst geruhen, daß ich kein Mittel unversucht lasse und Alles, was Menschen zu erzielen möglich ist, thun werde, um den mir ertheilten Allerhöchsten Befehlen zu entsprechen.“*)

Noch einmal schöpft der von den bevorstehenden Operationen unterrichtete Wurmser neuen Muth. „Ich bin beruhigt,“ schreibt er am 30. December an Allvintzy, „über E. E. persönliche Führung der Armee. — — — Ich vertraue vollkommen, daß, wenn auch bei dieser Operation ein oder anderes Corps nicht reussiren — — — sollte, E. E. dennoch mit denen übrigen das Unternehmen zur Befreiung dieser Festung mit dem beharrlichsten Entschluß durchsetzen werden. So lange hier ein Pferd, — ein Hund, — eine Katze — ein Bissen Brod vorhanden ist, kann von der Uebergabe keine Rede sein; und kein Ungemach wird mich hierzu vermögen, welches ich E. E. bitte, Seiner Majestät — — — zu hinterbringen.“**)

Wenige Tage nach dem Scheitern von Clarke's Mission begann wirklich der vierte Entsetzungsversuch. Es ging durch 4 bis 5 Fuß hohen Schnee auf fast ungangbaren Fußsteigen, in zehnstündigen Märschen unter übermenschlichen Beschwerden zwischen Etsch und Gardasee über den Monte Baldo. Es war noch einmal ein kühner Plan, den man auf Thuguts Drängen gewählt hatte. Man stand fast wieder auf demselben Fleck wie Wurmser bei seinem ersten Zuge. Daneben dringt das Friulaner Corps unter Provera über Padua gegen Mantua vor. Noch einmal macht Wurmser einen Ausfall. Aber Provera ward umringt und zur Capitulation gezwungen (16. Januar). Wurmsers Ausfall mißglückte. Allvintzy erlitt am östlichen Ufer des unteren Gardasee's, bei Rivoli, eine klägliche und ruhmlose Niederlage (14. und 15. Januar). Es war gekommen wie es Allvintzy vorausgesehen hatte. Am 16. Januar schreibt er dem Kaiser: „Daß ich Alles gethan, was

*) Ebendaselbst, 532 f.
**) Ebendaselbst S. 548 f.

ein redlichdenkender, getreuer Diener nicht nur nach strengsten Pflichten, sondern nach der unbegrenzten ..... Anhänglichkeit, die ich für E. M. Allerhöchste Person hege, schuldig ist, ... werden E. M. nicht bezweifeln, und ich fordere die ganze Armee zum Zeugen auf. Ich verhieß — ich drohte — ich bat — ich strafte, selbst mit Tod — und ich ging selbst mit Beispiel vor. ..... Im Kampfe selbst sprach ich Muth zu, bemühte mich, die Fliehenden aufzuhalten, trat selbst an ihre Spitze und bot mich zu ihrem Führer an. Allein Alles geschah ohne Erfolg, jede Bemühung war fruchtlos, und sich dargebotene Vortheile verschwanden, und mit ihnen und dem unglaublichen Verlust schwindet jede Hoffnung einigen guten Erfolgs bei jeder weiteren Unternehmung."*)

Alvinzy verweist auf das schon am 23. November Gemeldete. „Jene Furcht, jener Schrecken, der in der Truppe herrscht, läßt sich gar nicht beschreiben." „Alles, was uns auf der italienischen Seite begegnet," sagt Thugut, „ist unglaublich. Die Geschichte, ja selbst die Romane haben nichts ähnliches aufzuweisen."**) Es hatte sich jetzt in Folge der seit April in fast ununterbrochener Reihe einander folgenden Bonapartischen Siege mit weithin ansteckender Kraft ein Schrecken der Truppen bemächtigt, den wir uns gar nicht grell genug ausmalen können. Das, was man 1794 bei der niederländischen Armee erlebt hatte, war gar nichts gegen die Auflösung, der jetzt die italienische verfiel. Diese würde aber freilich Angesichts der zwei Jahre später von den Kaiserlichen wieder bewiesenen Tapferkeit unbegreiflich erscheinen, wenn nicht auch auf das Jahr 1794 ein 1795 gefolgt wäre.

„E. M. werden mich beruhigen," fährt Alvinzy in dem citirten Briefe fort, „wenn Allerhöchst dieselben jeden meiner Schritte ... streng prüfen ... lassen. E. M. werden sich dann huldreichst zu überzeugen geruhen, ob mir etwas zur Last fallen könne, in welchem Falle mich jeder härtesten Strafe willig unterziehe. E. M. geruhen selbst ... zu urtheilen, in welcher Lage ich in Hinsicht meiner Gesundheitsumstände bei so unermüdeten, Tag und Nacht unausgesetzten ... Bemühungen und Kummer mich befinden müsse, und daß ich aller dieser Bemühungen ungeachtet ..... gleich meinen Vorfahren hier kein Glück — dieses so nothwendige Ding eines Anführers, habe. Dies veranlaßt mich, ... in tiefster Unter-

*) Ebendaselbst, S. 573 f.

**) Thugut an Colloredo, 23. Januar 1797, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe II, S. 5.

Am 12. December schreibt Allvintzy: „Ich nehme mir die allerunterthänigste Freiheit, E. M. nach dem Ruf meiner Pflichten ... zu bekennen, daß in diesem Augenblick und bei dieser Jahreszeit und Witterung ich mir wenig Hoffnung zur Erreichung E. M. Allerhöchsten Wünsche machen könne..... Mein Alter, Gebrechlichkeit und immerwährende Anstrengung erschüttern meine Kräfte. Doch meine Liebe für E. M. ... wird nichts erschüttern, und hiernach werden E. M. zu urtheilen allergnädigst geruhen, daß ich kein Mittel unversucht lasse und Alles, was Menschen zu erzielen möglich ist, thun werde, um den mir ertheilten Allerhöchsten Befehlen zu entsprechen."*)

Noch einmal schöpft der von den bevorstehenden Operationen unterrichtete Wurmser neuen Muth. „Ich bin beruhigt," schreibt er am 30. December an Allvintzy, „über E. E. persönliche Führung der Armee. — — — Ich vertraue vollkommen, daß, wenn auch bei dieser Operation ein oder anderes Corps nicht reussiren — — — sollte, E. E. dennoch mit denen übrigen das Unternehmen zur Befreiung dieser Festung mit dem beharrlichsten Entschluß durchsetzen werden. So lange hier ein Pferd, — ein Hund, — eine Katze — ein Bissen Brod vorhanden ist, kann von der Uebergabe keine Rede sein; und kein Ungemach wird mich hierzu vermögen, welches ich E. E. bitte, Seiner Majestät — — — zu hinterbringen."**)

Wenige Tage nach dem Scheitern von Clarke's Mission begann wirklich der vierte Entsetzungsversuch. Es ging durch 4 bis 5 Fuß hohen Schnee auf fast ungangbaren Fußsteigen, in zehnstündigen Märschen unter übermenschlichen Beschwerden zwischen Etsch und Gardasee über den Monte Baldo. Es war noch einmal ein kühner Plan, den man auf Thuguts Drängen gewählt hatte. Man stand fast wieder auf demselben Fleck wie Wurmser bei seinem ersten Zuge. Daneben dringt das Friulaner Corps unter Provera über Padua gegen Mantua vor. Noch einmal macht Wurmser einen Ausfall. Aber Provera ward umringt und zur Capitulation gezwungen (16. Januar). Wurmsers Ausfall mißglückte. Allvintzy erlitt am östlichen Ufer des unteren Gardasee's, bei Rivoli, eine klägliche und ruhmlose Niederlage (14. und 15. Januar). Es war gekommen wie es Allvintzy vorausgesehen hatte. Am 16. Januar schreibt er dem Kaiser: „Daß ich Alles gethan, was

*) Ebendaselbst, 532 f.
**) Ebendaselbst S. 548 f.

ein redlichdenkender, getreuer Diener nicht nur nach strengsten Pflichten, sondern nach der unbegrenzten ..... Anhänglichkeit, die ich für E. M. Allerhöchste Person hege, schuldig ist, ... werden E. M. nicht bezweifeln, und ich fordere die ganze Armee zum Zeugen auf. Ich verhieß — ich drohte — ich bat — ich strafte, selbst mit Tod — und ich ging selbst mit Beispiel vor. ..... Im Kampfe selbst sprach ich Muth zu, bemühte mich, die Fliehenden aufzuhalten, trat selbst an ihre Spitze und bot mich zu ihrem Führer an. Allein Alles geschah ohne Erfolg, jede Bemühung war fruchtlos, und sich dargebotene Vortheile verschwanden, und mit ihnen und dem unglaublichen Verlust schwindet jede Hoffnung einigen guten Erfolgs bei jeder weiteren Unternehmung."*)

Allvintzy verweist auf das schon am 23. November Gemeldete. „Jene Furcht, jener Schrecken, der in der Truppe herrscht, läßt sich gar nicht beschreiben." „Alles, was uns auf der italienischen Seite begegnet," sagt Thugut, „ist unglaublich. Die Geschichte, ja selbst die Romane haben nichts ähnliches aufzuweisen."**) Es hatte sich jetzt in Folge der seit April in fast ununterbrochener Reihe einander folgenden Bonapartischen Siege mit weithin ansteckender Kraft ein Schrecken der Truppen bemächtigt, den wir uns gar nicht grell genug ausmalen können. Das, was man 1794 bei der niederländischen Armee erlebt hatte, war gar nichts gegen die Auflösung, der jetzt die italienische verfiel. Diese würde aber freilich Angesichts der zwei Jahre später von den Kaiserlichen wieder bewiesenen Tapferkeit unbegreiflich erscheinen, wenn nicht auch auf das Jahr 1794 ein 1795 gefolgt wäre.

„E. M. werden mich beruhigen," fährt Allvintzy in dem citirten Briefe fort, „wenn Allerhöchst dieselben jeden meiner Schritte ... streng prüfen ... lassen. E. M. werden sich dann huldreichst zu überzeugen geruhen, ob mir etwas zur Last fallen könne, in welchem Falle mich jeder härtesten Strafe willig unterziehe. E. M. geruhen selbst ... zu urtheilen, in welcher Lage ich in Hinsicht meiner Gesundheitsumstände bei so unermüdeten, Tag und Nacht unausgesetzten ... Bemühungen und Kummer mich befinden müsse, und daß ich aller dieser Bemühungen ungeachtet ..... gleich meinen Vorfahren hier kein Glück — dieses so nothwendige Ding eines Anführers, habe. Dies veranlaßt mich, ... in tiefster Unter-

*) Ebendaselbst, S. 573 f.

**) Thugut an Colloredo, 23. Januar 1797, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe II, S. 5.

thänigkeit zu bitten, mich von einem Posten abzurufen, den vermuthlich ein Anderer mit mehrerem Glücke ..... bekleiden dürfte."

Wurmser hoffte noch immer. Es ergeht vier Tage später noch einmal ein Hülferuf von ihm an Allvintzy. „Bestimmt sage ich E. E., daß ich bis zum 28. d. zu leben habe. Ich werde das letzte Mittel anwenden, um noch einige Tage zu gewinnen; können Sie bis dahin Mantua befreien, so retten Sie die Lombardei Sr. Majestät und ganz Italien vom Umsturz, auf welches der Hauptplan des Feindes gerichtet ist."*)

Wurmser hielt sich noch 4 Tage über den 28. hinaus. Endlich — am 2. Februar capitulirt er. Ueber 7 Monate waren verflossen, seit Mantua am 29. Juni zuerst eingeschlossen war. Die zähe Vertheidigung Wurmsers erzwang die Achtung der Franzosen. Sein Name ist noch heute nicht bei ihnen verklungen. Und den alten Helden zu ehren, erlaubte ihm Bonaparte, an der Spitze von 700 Mann seiner Wahl, mit 6 Geschützen und mit fliegenden Fahnen abzuziehen. Der Deutsche darf ein wehmüthiges Gefühl der Befriedigung über dies wenigstens ehrenvolle Ende der Belagerung empfinden. Indem Bonaparte diese Bedingungen zugestand, zollte er, ohne es zu verstehen, jener alten deutschen Mannesart und jenem alten naturwüchsigen Patriotismus seinen Tribut, die in Wurmser noch einmal eine edle Vertretung gefunden hatten. Aber Oesterreich und das Reich waren verloren. Und Wurmser war gebrochen und dem Tode geweiht. „Suchen Sie um des Himmels willen", schreibt er an Thugut, „Ihre Energie unseren Generalen und unseren Truppen einzuimpfen. So ist denn Mantua gefallen ... Seele und Herz sind mir von Leid erfüllt über all das Unglück, das Schlag auf Schlag über uns hereingebrochen ist."**)

Der Feldmarschall ging auf ein huldvoll anerkennendes Schreiben des Kaisers nach Wien, wo seiner als Ehrenbezeugung jenes selbe Generalcommando von Ungarn wartete, das ein Jahr vorher seinem Nebenbuhler Clerfayt verliehen worden war.***) Schluchzend sank er dem Kaiser

*) Schreiben vom 20. Januar 1797, bei Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, S. 582.

**) Ebenda, S. 587 f.

***) Clerfayt muß inzwischen dies Generalcommando niedergelegt haben; er starb erst am 21. Juli 1798.

zu Füßen, der ihn liebevoll aufhob. Er verfiel kurz nach seiner Ankunft in eine tödtliche Krankheit und — starb schon am 22. August. — Seine letzten Gedanken galten seiner Heimath. Das Wort „Elsaß“ auf den Lippen ist er gestorben.

Drittes Kapitel.

Leoben.

Wir haben gesehen, in welchem Grade die Friedenssehnsucht im Winter 1794 auf 95 an den deutschen Höfen herrschte. Auch noch während des Sommers 1795 wimmelte es in Basel von officiellen und officiösen Abgesandten der Reichsstände. Es waren durchaus nicht blos die Vertreter der zu Preußen haltenden Reichsstände, die da erschienen, um die Interessen ihrer Herren zu vertreten. Auch das mannigfach bei der Sache interessirte Hessen-Darmstadt hatte schon zur Zeit des Friedensschlusses einen Vertreter in Basel. Im Sommer begab sich auch ein hannoverscher, der Hardenberg befreundete Herr von Hinüber, dorthin. Wir sahen, wie sich Kurmainz mit dem Gedanken trug, die Reichsfriedensdeputation nach Basel zu berufen. Als es sich zeigte, daß es mit dem Reichsfrieden nichts war, gelang es Preußen aber leider auch einen wichtigen Reichsstand zur Nachahmung seines Beispieles zu bewegen. Der Landgraf von Hessen-Kassel hatte alle diese Jahre hindurch zu den patriotisch denkenden Fürsten gehört. Hessen-Kassel zählte fast während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts zu den entschiedenen Gegnern Frankreichs. Wir sahen, wie der Landgraf im Jahre 1792 voran in der Reihe derer stand, die das Schwert gegen die Jacobiner zogen und dann das Reich gegen dieselben vertheidigten. Wie er 1806 in die Verbannung wandern mußte, so hat er in der diesem Jahre unmittelbar vorher gehenden Periode allen Verlockungen zum Trotz eine durchaus wür-

dige Haltung Frankreich gegenüber bewahrt und ist zu keinen Vereinbarungen mit demselben zu bewegen gewesen. Es giebt eine Denkschrift von ihm aus dem Jahre 1803, in welcher er in der allerentschiedensten Weise eine anti-französische Politik befürwortet und sogar im Gegensatze zu den preußischen Auffassungen die Organisation des Volkskrieges empfiehlt. Und doch hat dieser selbe Landgraf am 18. September 1795 seinen Separatfrieden mit der französischen Republik geschlossen. Ob es mehr die Zuneigung zu Preußen oder mehr die Furcht vor Preußen war, was ihn dazu verleitete, bleibe dahin gestellt. Der Landgraf gehörte der preußischen Armee an. Die Hardenberg'schen Insinuationen waren auf keinen unfruchtbaren Boden in Kassel gefallen. Nur durch Preußen konnte er die begehrte Kurwürde zu erhalten hoffen. Andererseits wollen wir nicht verschweigen, wie uns mitgetheilt worden ist, daß der Erwerb Hessen-Kassels in den Verhandlungen zwischen Frankreich und Preußen ebenfalls zur Sprache gekommen sei, daß es der Landgraf erfahren, und daß dies bei ihm den Ausschlag für den Frieden gegeben habe. Dem sei aber, wie ihm wolle, es muß anerkannt werden, daß nicht etwa wie bei Mainz und bei Bayern ein anderes Moment zu diesem Friedensschlusse mitwirkte als der Druck des preußischen Staates.

Die Berathungen in Regensburg gingen neben allen diesen Dingen ihren Gang. Am 3. Juli 1795 kam ein neues Reichsgutachten zu Stande. Der Friede sollte darnach *auf Grund der Reichsintegrität* erfolgen. Preußen hatte verlangt, daß die Reichsintegrität nicht genannt werde. Man könne dies sonst als eine Garantie des burgundischen Kreises auffassen und einen Tadel des Baseler Friedens darin erblicken. Die kaiserliche Partei hatte aber auf dem Zusatze bestanden. Nur über die Form, wie man sich der preußischen Vermittlung bedienen wollte, einigte man sich nicht. Die Mehrheit nahm die Vermittlung Preußens *neben* der des Kaisers in Anspruch; der Kaiser aber hatte diesen Zusatz eliminirt, indem er sich selbständige Verhandlungen als Kaiser vorbehielt. Die österreichischen Siege drängten die Sache völlig in den Hintergrund. Mit den österreichischen Niederlagen machte der Abfall in Deutschland aber wieder weitere Fortschritte. Wir sahen, in wie kläglicher Weise Württemberg und Baden im Sommer 1796 ihren Frieden schlossen. Am 7. September 1796, also in einem Moment, wo der Umschwung eigentlich schon eingetreten, war Bayern ihnen mit dem Vertrag von Pfaffenhofen gefolgt.

Für zehn Millionen Livres, zwanzig Gemälde und immense Naturallieferungen wurde ein Schutz versprochen, den die Franzosen schon nach wenig Tagen nicht mehr zu gewähren vermochten. Die Sache würde denn doch nicht zu verstehen sein, wenn man sich nicht vergegenwärtigen müsste, daß man in München eine Vereinigung Bonaparte's mit Moreau besorgte. Der Kurfürst ratificirte den Vertrag nicht, als es sich zeigte, daß die Kaiserlichen in Deutschland gesiegt hatten. Von der größten Bedeutung war aber auch jetzt wieder ein Schritt, zu dem sich Preußen verstand. Frankreich suchte Preußen unausgesetzt durch die Erwerbungen im Norden Deutschlands zu ködern. Es war fort und fort von Säcularisationen die Rede, wie man denn in den westfälischen Stiftslanden längst der Ueberzeugung war, daß die Preußen diese zum Schutz von ihnen besetzten Gebiete nicht wieder verlassen würden. Aber auch von allen möglichen weltlichen Gebieten sprachen die Franzosen beständig. Auch Hannover hatte man, wie wir sahen, schon 1795 Preußen aufzudringen gesucht. Man kam immer wieder auf diesen Plan zurück. Fast alle die Gedanken, die dann im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zur Ausführung gekommen sind, verdanken schon den neunziger Jahren des vorigen ihre Entstehung. Weiter und weiter verstiegen sich die französischen Annexions-Projecte. Als der Bevollmächtigte Frankreichs sogar das nahe befreundete Mecklenburg anbot, da wurde es dem Könige denn doch zu arg und er erkannte, welchem Abgrunde man ihn entgegenführte. Aber freilich der Gang der preußischen Politik änderte sich darum nicht. Ja, man sieht nur zu deutlich, wie die Insinuationen der Franzosen auf ein fruchtbares Erdreich fielen. Viel trugen auch die Verläumdungen über Oesterreich dazu bei, die man französischerseits mit systematischer Unwahrhaftigkeit den Preußen zutrug. Welche schändliche Lüge enthielt nicht jene Mittheilung Merlins auf dem Hüninger Gastmahl, daß Oesterreich durch den Ritter Carletti in Paris verhandeln lasse! Selbst Lucchesini hat sie später als unbegründet bezeichnet. Und doch ist sie durch Hardenbergs Klatsch brühwarm sofort nach allen Winden hin in Deutschland verbreitet worden. Und doch hat sie dem Kaiser unendlich geschadet und diente den „kleindeutschen Geschichtsbaumeistern" noch in unseren Tagen als Waffe gegen Oesterreich.*) Später — am 6. Januar 1796 — sagte dann Delacroix an den preußischen Gesandten: „Wissen Sie, daß der Kaiser morgen Frieden schließen würde, wenn

*) Erst Ranke hat die Behauptung von den Carletti'schen Verhandlungen gänzlich fallen lassen.

wir in den bayrischen Tausch willigten, und wissen Sie auch noch, daß der Kaiser in demselben Augenblick ohne Umstände die Reichsfürsten ihrem unglücklichen Schicksal überlassen würde? Nichts in der Welt ist gewisser."*) Und doch hat das Wiener Cabinet noch im Anfang des Januars 1797 — also ein volles Jahr später — keinen Frieden schließen wollen.

Keine Principientreue des Wiener Hofs konnte diesem System der Verläumdung gegenüber sich Geltung verschaffen.**) Die preußische Politik basirte zum guten Theile auf der Furcht, daß Oesterreich Bayern erhalten werde. Dies zu verhindern, war, trotz der bei der zweiten Theilung übernommenen Verpflichtung zu Gunsten des bayrisch-belgischen Tausches, das Hauptziel, das wir Preußen nach Abwicklung der polnischen Dinge verfolgen sehen. Und so wurde auch der Vertrag Preußens vom 5. August recht eigentlich durch die Furcht vor diesem bayrischen Popanz hervorgerufen.

Noch war man in Wien weit vom Frieden entfernt. Mit der äußersten Anstrengung machte Wurmser seinen zweiten Versuch zur Entsetzung Mantua's. Erzherzog Karl begann gerade seine Siegeslaufbahn. „Unterdessen verlebte Sandoz", schreibt Hüffer, „schwere Tage in Paris; unaufhörlich wurde er gedrängt, den Abschluß der Verträge zu beschleunigen. Versprechen wechselten mit Drohungen; man stellte den Frieden mit dem Kaiser in nächste Aussicht, bald sollte Bayern erhalten werden, bald als ein unvermeidliches Opfer fallen. Der arme Gesandte wußte oft nicht, was er zu glauben habe. Sagten Delacroix oder Carnot einmal im Aerger die Wahrheit, daß Oesterreich auf eigentliche Verhandlungen sich gar nicht habe einlassen wollen, so fürchtete er erst recht getäuscht zu werden.***)

*) Siehe Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 300.

**) Nach Leoben wurde später dem preußischen Gesandten in schneidendem Gegensatze gegen die Wahrheit erzählt, es sei Frankreich, das den Kaiser gezwungen habe, seine Entschädigungen in Italien zu suchen, um Preußens Wünschen gemäß Bayern unverletzt zu erhalten. Der Kaiser hatte gemeinschaftliche Verhandlungen mit seinen Verbündeten gefordert. Allen Wünschen der Franzosen zuwider war zu Leoben die Berufung eines Congresses durchgesetzt worden. Den Preußen aber sagte man, der Kaiser habe durchaus gesonderte Verhandlungen gefordert. Und Frankreich hätte wohl darauf eingehen können, wenn es nur seinen eigenen Vortheil im Auge gehabt hätte.

***) Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 311. Dieser Baron Sandoz ist ein Neufchateler, so daß also Preußen während des Jahres 1796 in Wien durch

Es kam den Franzosen darauf an, Preußen zu einem neuen Abkommen zu drängen, das den Baseler Frieden im französischen Sinne ergänzte und ihm dadurch erst jene Bedeutung verlieh, die er nach der Meinung Frankreichs hatte haben sollen. Gerade durch die vorgekommenen Verletzungen der Demarcationslinie, durch die Verletzung also des Baseler Friedens, waren die neuen Verhandlungen angeregt worden.

Auch in dieser Beziehung hatten sich Hardenbergs Entwürfe als unausführbar erwiesen. Man hatte die Demarcation von 1795 namentlich in Franken thatsächlich aufgegeben. Die preußische Regierung wünschte jetzt eine Demarcationslinie hergestellt zu sehen, wie die Generale sie im militärischen Interesse von Haus aus begehrt hatten. Da die ursprüngliche Demarcationslinie thatsächlich aufgegeben, so war es jedenfalls von großem Interesse, eine neue vertragsmäßig festzustellen. Preußen hoffte dadurch eine Sicherheit gegen fernere Verletzungen seiner Neutralität zu erhalten. Die Franzosen aber knüpften ihre Einwilligung an die Unterzeichnung eines geheimen Vertrages. Am 5. August 1796 kam er wirklich zum Abschluß. Der an diesem Tage vereinbarte Vertrag enthielt einige Concessionen an Preußen; die Verpflichtung Preußens, Oesterreich den Krieg zu erklären, wenn es die Demarcationslinie verletze, war weggefallen. Mit der Zurückschiebung der Demarcationslinie an die Ruhr — Arnsberg wurde jetzt ein Grenzort — konnte man zufrieden sein, da Preußen offenbar nicht die Kräfte besaß, um den Norden Deutschlands und dazu auch noch die gute Hälfte des Südens zu decken. Der geheime Vertrag war dagegen von der schlimmsten Art. Preußen versprach, sich beim Frieden der Abtretung des linken Rheinufers nicht zu widersetzen und das Princip der Säcularisationen anzuerkennen, wenn sich auch das Reich dafür entscheide.*) Und noch wichtiger war es, daß Preußen jetzt schon mit Frankreich Detailbestimmungen über diese Säcularisationen verabredete, durch die es desinteressirt werden sollte. Preußen sollte das kurkölnische Gebiet von Recklinghausen und den größten Theil des Bisthums Münster erhalten. Auch für die hessi-

einen Italiener und in Paris durch einen halben Franzosen vertreten wurde. Das nichtdeutsche Element in der preußischen Politik erhält eine eigenthümliche Illustration durch die vielen nichtdeutschen Namen. Wie sehr aber selbst die aus der französischen Colonie Stammenden mit Frankreich und den französischen Anschauungen zusammenhingen, beweist jener Preuße Theremin, der in der Eigenschaft eines französischen Agenten bei dem österreichischen Gesandten in Basel erschien, um Oesterreich Bayern für das linke Rheinufer anzubieten.

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen. S. 310.

schen Häuser und den Prinzen von Oranien waren Entschädigungen festgestellt. Letzterer sollte für den Verlust seines holländischen Erbstatthalterpostens durch Würzburg und Bamberg abgefunden werden, obwohl man sich sagen mußte, daß Oesterreich die weitere Ausdehnung des preußischen Einflusses südlich der Mainlinie als einen Uebergriff in seine Interessensphäre bekämpfen mußte, und daß eine solche Ausdehnung der Zurückschiebung der Demarcationslinie bis Arnsberg vollständig widersprach. Auch wurde die zukünftige Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten dadurch sanctionirt, daß man bestimmte, der Landgraf von Hessen-Kassel solle die Kurwürde erhalten. Preußen wollte sich desselben jetzt für alle Zukunft dadurch versichern, daß es ihn die endliche Verwirklichung jenes alten Gedankens aus den Zeiten Kaiser Karls VII erhoffen ließ. Endlich bedang sich Frankreich noch insbesondere aus, daß der Rest des Bisthums Münster zur Entschädigung an die batavische Republik fallen sollte, so daß also auch auf dem rechten Rheinufer deutsches Reichsgebiet geopfert wurde. Auch dies Alles sollte wieder nur eventuell gelten. Aber man mußte sich doch allmählich überzeugt haben, was es mit solchen eventuellen Verträgen auf sich hatte, wenn man nichts dafür thun wollte, um den Eintritt der fraglichen Eventualität zu verhindern, und im Gegentheil alles Mögliche that, um Oesterreich in seinem Kampfe gegen Frankreich zu hemmen und zu durchkreuzen. Man nahm so zu sagen im voraus das Innere des Eies heraus und ließ die Schale ungeschädigt. Auch jetzt zeigte überhaupt jeder Schritt Preußens das Bestreben, in dem drohenden Zusammensturz aller deutschen Verhältnisse für sich so viel als nur irgend möglich in's Trockne zu bringen. Man kann sich denken, wie es das Wiener Cabinet berühren mußte, wenn Hardenberg, der mit der Verwaltung der fränkischen Markgrafschaften betraut war, im Sommer 1796 alle möglichen vergilbten Ansprüche der alten Brandenburger auf geistliche, ritterschaftliche und städtische Gebiete der Nachbarschaft mit Waffengewalt zur Geltung gebracht hatte, ohne sich im Geringsten um den Rechtsweg zu kümmern. Welches Verfahren war es, das man gegen Nürnberg einschlug! Preußen nahm einen Theil seines Gebietes mit zwei Vorstädten in Anspruch. Die Stadt hatte sich an den Reichshofrath gewandt und bei diesem Schutz gefunden. Hardenberg kündigte ihr aber kurz und bündig an, daß man sich mit Gewalt in den Besitz des in Anspruch Genommenen setzen werde. Zwei Tage später rückten wirklich die preußischen Regimenter in die beiden

Vorstädte ein. Der Vorgang stimmte ganz zu dem, was Friedrich der Große seinerzeit zu thun pflegte. Er stimmte aber auch ganz „zu der Politik, welche die Franzosen in Berlin anempfahlen: die kriegerische Bedrängniß zu nützen, um sich auf Kosten der Schwachen und Hülflosen zu vergrößern.“*) Man redete allgemein in Deutschland von den preußischen Reunionskammern. „Der Regierungsrath Kretschmann spielte dabei eine Rolle, wie der Metzer Parlamentsadvocat Ravaux bei den berüchtigten Reunionen Ludwigs XIV.“**) Es verschlägt nur wenig, daß das preußische Vorgehen mit den Differenzen zusammenhängt, die zwischen Preußen und dem fränkischen Kreise bestanden. „Das ganze Benehmen des preußischen Hofes,“ schreibt F. L. Stolberg an seinen Bruder (27. Aug. 1796), „die bösen Eingriffe in die Rechte des Reichsadels von Franken, die Gewaltthätigkeit gegen Nürnberg, der günstige Augenblick, in welchem der Kaiser so gedrängt wird, der Geist der Zeit, welcher durch viel größere Abscheulichkeiten das moralische Gefühl abgestumpft und der schon ehernstirnigen Politik nun auch eherne Hörner giebt, Alles das macht mich glauben, daß wir Alles erwarten können.“***)

Die außerdeutschen Glieder der Coalition waren inzwischen mit Ausnahme Englands, dessen schwache Haltung wir aber kennen, eines nach dem andern ebenfalls abgefallen: Spanien am 22. Juli 1795; die andern italienischen Staaten einschließlich Neapels im Laufe des Jahres 1796. Spanien hatte sogar am 18. August 1796 ein Offensivbündniß mit Frankreich geschlossen und England den Krieg erklärt.

Die Fahnenflucht war eine steigende. Auf den Baseler Frieden folgt der Berliner Vertrag, auf den spanischen Friedensschluß die spanische Allianz. Von Rußland war nichts mehr zu erwarten. Immer vereinsamter stand Oesterreich auf seinem Wachtposten. Wenn Oesterreich trotzdem ausharrte, so hat das Hauptverdienst natürlich auch hier wieder Thugut. Es sei uns abermals vergönnt, einige Auszüge aus seinen Briefen an Colloredo mitzutheilen, die sich fast wie ein Tagebuch ausnehmen.

---

*) S. Häusser, a. a. O. II, 68.

**) Ebendaselbst, 67.

***) Janssen, a. a. O. I, 356.

29. Mai 1796: „Es ist in der That nichts niederträchtiger und zu gleicher Zeit lächerlicher, als das Resultat der in Neapel gehaltenen großen Conferenzen. Aber was ist dabei zu machen? Es ist vergebliche Mühe, Muth und Beständigkeit Leuten wie Alton zu predigen, der in Neapel „il generale“ par excellence genannt wird, und der wie Manfredini und andere Generale derselben Art, ein altes Weib, so verächtlich wie möglich, ist.“

30. Juni: „Es ist in Wahrheit zum Verzweifeln, wenn man, wie wir, fortwährend von einer Sorge in die andere geworfen wird. Aber da es kein Heilmittel dagegen giebt, muß man dem Mißgeschick die Herzhaftigkeit entgegensetzen.“

6. Juli: „Ich werde mir ... keine Bemerkung erlauben über dies Uebermaß der Schmach, das der Marquis (Manfredini) allen Uebeln hinzugefügt hat, welche durch das scandalöse Beispiel seines Philosophismus und durch diese Wuth entstanden sind, allen Entschlüssen S. M. entgegenzuarbeiten, um zu zeigen, daß Toscana gänzlich unabhängig von Oesterreich ist, daß Florenz den Bestimmungen Wiens trotzt, und daß die italienischen Fürsten sehr Unrecht thun würden, auf den Kaiser Rücksicht zu nehmen.“

8. Juli: „Der Minister Genua's hat gestern Abend einen Courier empfangen, durch welchen man erfahren hat, daß die Franzosen den 28. v. M. in Livorno eingerückt sind. Das erste, was sie dort gethan haben, war, den Gouverneur zu verhaften und ihn nach Florenz zu schicken, mit der Forderung, daß er streng bestraft werde, weil er die Engländer zu sehr begünstigt habe. Wenn diese Nachrichten, wie man fast nicht zweifeln kann, genau sind, liefern sie den vollständigsten Beweis für die Meinung, die man immer von der Weisheit der Rathschläge Manfredini's hat haben müssen, der seinen Herrn veranlaßt hat, sich zu entehren, seinen Bruder und sein Haus zu Gunsten von Räubern, die ihn jetzt mit Füßen treten, zu verleugnen, — Rathschläge, welche die (großen) Lichter Wiens, die sich für die gebornen Rathgeber S. M. halten, indessen noch vor drei oder vier Wochen als mustergültig proclamirten.“

15. Juli: „E. E. werden ... ersehen, wie mild und gemäßigt die Bedingungen sind, unter denen Bonaparte dem Papst den Waffenstillstand bewilligt hat, nur aus Rücksicht auf die Vermittlung Spa-

niens. Wenn das die Bedingungen für den Waffenstillstand sind, kann man sich denken, welches die Friedensbedingungen sein werden, und ich würde mich nicht wundern, wenn man dem Pabst vorschlüge, Jesum Christum zu verleugnen, den Bürgereid zu leisten und die Verfassung des Clerus in Frankreich zu sanctioniren."

20. Juli: „Ich beehre mich anbei E. E. eine Depesche Beigls aus Florenz zu übersenden. Sie werden daraus ohne Zweifel mit Schmerz das Uebermaß der Erniedrigung ersehen, wohin Toscana und die Person S. K. H. gebracht sind, trotz der gemeinsten Schmeichelei, die man an die Franzosen und Bonaparte verschwendet, welchem letzteren der Großherzog in Florenz eine Ehrenwache mit Fahne 2c. hat geben lassen, wie man sie sonst souveränen Fürsten giebt! Evviva Manfredini!"

30. Juli: „E. E. werden mir ohne Zweifel die Gerechtigkeit widerfahren lassen und von der Unmöglichkeit überzeugt sein, daß die Bezeigungen des Wohlwollens, welche den Fürsten Starhemberg von Seiten Sr. M. erwarten" (der Kaiser hatte diesen nach Laxenburg zum Diner eingeladen), „mir persönlich den geringsten Kummer verursachen könnten. Aber ich beschwöre E. E. zu bedenken, ob inmitten aller der Gerüchte von den Friedenswünschen der Conferenz und den vorgeblichen Schwankungen Sr. M., welche die Höfe Europa's erfüllen, diese Berufung des Herrn von Starhemberg nach Laxenburg einen guten Eindruck machen kann? Wenn man darüber nachdenkt, hat man wirklich Mühe, sich des wenn auch ohne Zweifel ungerechten Verdachts zu erwehren, daß S. M. irgend welchen geheimen Grund habe, jedes Argument, das zur Beruhigung der Verbündeten und zur Zerstreuung ihrer Besorgnisse über unsere Friedenspläne dienen könnte, zu zerstören. Aber wenn dem so wäre, so würde es sehr unglücklich sein, daß S. M. mich nicht ihres Vertrauens für würdig genug hielt, um mir ihre wahren Absichten mitzutheilen. Alles was ich soeben gesagt habe, ist nicht dazu bestimmt, daß E. E. bei S. M. davon Gebrauch machen; denn ich sehe mit Schmerz, daß Dieselbe mit Widerstreben Vorstellungen über derartige Gegenstände aufnimmt. Aber der unendliche Werth, den ich darauf lege, wenigstens in den Augen E. E. gerechtfertigt dazustehen, veranlaßt mich, daran zu erinnern, wie ich unaufhörlich vorgestellt habe, daß, wenn S. M. ihre Bundesgenossen behalten, wenn sie sich der Hülfe derselben, die jetzt nöthiger als je ist, nicht berauben wolle, es keine Wahl giebt. Es ist unerläßlich, daß S. M. den feier

Entschluß fasse und sich daran halte, sorgfältig Alles zu vermeiden, was im Publicum den Glauben erwecken könnte, daß Dieselbe auf Diejenigen höre, welche hier und an den fremden Höfen dafür bekannt sind, daß sie zum Frieden und zum Abfall von der gemeinsamen Sache und ihren Verträgen und Verpflichtungen rathen. S. M. ist ohne Zweifel der Herr, und ich werde die tiefe Unterwürfigkeit, die ich ihrem Willen schuldig bin, nicht aus den Augen verlieren; aber ich bin es mir selbst schuldig, mich im Voraus gegen den Vorwurf zu sichern, als hätte ich hierin, wie in vielen andern Dingen, die unfehlbaren Ursachen unseres unvermeidlichen und nahen Ruins nicht vorausgesagt."

12. October: „Es ist kein Zweifel, daß die ganzen Abkartungen Zwanzigers, die schöne Mission des Capitäns Moustache 2c. gleichzeitige und geheime Combinationen derselben Angelegenheit sind; je mehr ich daran denke, je untröstlicher bin ich über dies sonderbare Abenteuer, welches in der Zukunft noch sehr verdrießliche Folgen haben kann."

19. November: „Ich bin erfreut, daß E. E. die Oberintendanz der Schauspiele übernehmen wollen; wir können nun hoffen, daß Ihre wohlthätige Aufsicht die Theater von all den Stücken reinigen wird, deren Tendenz auf die Verachtung der Religion geht und die Demokratie begünstigt, und deren große Gefahr man in der Krise des gegenwärtigen Augenblicks durchaus nicht hat erkennen wollen."

20. November: (Nach Empfang der Nachricht von Allvintzy's ersten glücklichen Operationen.) „Der Marquis de Gallo hat gestern Abend einen Courier empfangen, welcher ihm meldet, daß sein Hof den Frieden mit Frankreich ratificirt hat. Man muß gestehen, daß man sich unmöglich ein zusammenhangsloseres, unpolitischeres, ungereimteres und entehrenderes Betragen denken kann, als dasjenige des Hofes von Neapel. — — Was uns anbetrifft, so werden wir, wenn die Operationen Allvintzy's fernerhin einen günstigen Verlauf nehmen, nicht viel dabei verlieren, und ich gestehe, daß ich es für besser halte, keine Verbündeten zu haben, als solche wie die Neapolitaner, auf die man sich niemals verlassen kann, und die durch ihre extravaganten Anmaßungen nur geniren."

7. December: „Der beigefügte Brief Allvintzy's ist durch einen Courier überbracht worden, den ich für gerathener hielt nicht nach Preßburg*) gehen zu lassen, um die öffentliche Aufmerksamkeit nicht zu

*) Offenbar befand sich dort der Kaiser.

erregen. Aus dem Brief, den Vincent mir schreibt, werden E. E. ersehen, daß der General Clarke schon bei Bonaparte angekommen ist und einen Paß verlangt, um nach Wien zu kommen. Das ist also der Schwanz der Geschichte mit Zwanziger, die Folge dieser Intrigue unserer Wiener Freunde, die sich wahrscheinlich schon mit Zwanziger verständigt haben, damit derselbe sich seinerseits ebenfalls nach Wien begebe, und die Confusion vollständig werde."*)

Am klarsten ist Thuguts Programm in einem Briefe enthalten, den er über sechs Jahre später, am 23. Januar 1803, aus Preßburg an den alten Freund Colloredo schrieb, um sich gegen die noch immer fortdauernden Angriffe seiner Feinde zu rechtfertigen. „Fürwahr", heißt es darin, „es vergeht kein Tag, an dem ich mir nicht sage und wieder sage, daß ich schon viel zu lange so unglaubliche Ereignisse und so zahlreiche Unglücksfälle überlebt habe. Uebrigens kann ich auf Ehre und Gewissen versichern, daß ich sowohl in meiner gegenwärtigen Stellung als auch im Hinblick auf die kommenden Ereignisse hundert Meilen von dem Gedanken, neuerdings an den Staatsgeschäften theilzunehmen, entfernt bin. Was mir E. E. über die Verbreitung jener falschen Gerüchte anvertrauen, die mich beschuldigen, daß ich mich in die Dinge, die jetzt in Wien vor sich gehen, einzumischen wünschte, wäre mir daher ganz unverständlich, wüßte ich nicht mit Sicherheit, daß diejenigen, die sich damit abgeben, solche Gerüchte auszustreuen, wohl selbst am besten deren Unwahrheit kennen, und daß sie solche Absurditäten nur verbreiten, weil sie ihren eigenen Zwecken dienen und einen Theil ihres allgemeinen Planes ausmachen, das Volk aufzuregen und zu bethören. Da im Grunde genommen die Interessen dieser Herren mit jenen Bonaparte's gleichlaufen, so ist wohl nichts natürlicher, als daß dieser letztere mir noch immer die Ehre erweist, sich von Zeit zu Zeit mit mir zu beschäftigen; aber der Graf Philipp Cobenzl hätte vielleicht ebenso gut daran gethan, sich mit mehr Eifer der großen Angelegenheit der Entschädigungsfrage anzunehmen, um sich nicht ein zweites Mal gleich einem Kinde mitspielen zu lassen, wie er sich bei der zweiten Theilung Polens durch Haugwitz mitspielen ließ; ich sage: er hätte vielleicht besser gethan oder thäte besser, sich um die wichtigen Geschäfte seiner Gesandtschaft zu bekümmern als mit ernster Miene die Reden an den Hof zu berichten, die ihm Bonaparte nur hält und nur halten kann.

*) Die vorstehend citirten Briefe bei Vivenot, Vertrauliche Briefe I.

um sich über ihn lustig zu machen. Nach Allem, was geschehen, ist es in der That eine Insulte, so oft auf eine so erbärmliche Plattheit zurückzukommen, wie jener Vorwurf, daß ich nur immer die Verlängerung des Krieges gewollt und deßhalb S. M. dazu bewogen hätte, die Friedensvorschläge zurückzuweisen, die Bonaparte zu wiederholten Malen angeboten. Denn ist es nicht ein wahrer Hohn, wenn man behauptet, daß ein Minister nur einfach deßhalb Tadel verdient, weil er dazu rieth, Friedensvorschläge zurückzuweisen, ohne gleichzeitig zu untersuchen, ob die Vorschläge, welche gemacht wurden, jemals annehmbar gelautet haben? Wohlan denn, E. E. haben immer alle unsere Unterhandlungen bis in ihre kleinsten Details gekannt. Sie sind mehr als jeder Andere im Stande zu sagen, ob jemals ein Friedensangebot vorhanden war, das nicht immer in unwiderruflicher Art an die zwei Bedingungen geknüpft gewesen wäre: 1) zuvor alle mit unseren Alliirten eingegangenen Verpflichtungen abzuschwören; 2) das linke Rheinufer abzutreten und das Princip der Entschädigungen durch Säcularisationen anzuerkennen und zuzulassen.

Niemals hat man uns auch nur die Möglichkeit eines Friedens anders als unter vorläufiger Annahme dieser beiden Bedingungen angeboten.*) Seine Majestät sollte also damit beginnen, seinen Alliirten die Treue zu brechen und nicht nur sich für die Gegenwart zu isoliren, sondern auch für alle Zukunft der Hoffnung zu berauben, je wieder aufrichtige und treue Verbündete zu besitzen und ihnen jemals wieder jenes gegenseitige Vertrauen einzuflößen, das allein die Allianzen fruchtbringend machen kann. Zweitens sollte der Kaiser, das Haupt der Vertheidigung Deutschlands, unter der Hand und ohne hierzu durch die Reichsgesetze autorisirt zu sein, dem Feind das ganze linke Rheinufer preisgeben: er sollte sich durch seine Zustimmung zu den Säcularisationen bereit erklären, die Ziele der Protestanten durch die Vernichtung des Katholicismus in Deutschland zu befördern; ja noch mehr, der Kaiser sollte sich mit ihnen zur Beraubung Derjenigen verbinden, deren Besitz zu vertheidigen S. M. durch seinen Krönungseid geschworen hatte. In dieser Weise also sollte der Kaiser in der Hoffnung, den Frieden zu erhalten, immer und vor allem Anderen sich von seinen Alliirten trennen, — der uralten Re-

*) Dies stimmt nicht ganz zu den Vorschlägen, welche die Franzosen Anfangs 1797 durch Clarke an den Großherzog von Toskana gelangen ließen (s. weiter unten). Für die Zeit bis zu diesen Verhandlungen ist die Behauptung Thuguts aber richtig.

putation von Treu und Glauben, auf die Oesterreich in seiner Vergangenheit so stolz war, wie jeder Consideration in Europa entsagen und sich selbst von vorn herein jedweden Mittels des Widerstandes für die Zukunft berauben; nach welchen unermeßlichen Opfern ihm als Bürgschaft der treuen Erfüllung des erst noch abzuschließenden Vertrags das heilige Wort Bonaparte's blieb und die bekannte Redlichkeit der französischen Regierung. — Und sicher" — fährt er ironisch fort — „waren es nur durch englisches Gold bestochene Leute, die Bonaparte beargwöhnen konnten, zweideutige Pläne im Schilde zu führen, als er das Begehren stellte, daß wir sogleich bei Beginn der Unterhandlungen unsere Sache von jener unserer Verbündeten trennen und so zu sagen unsere Waffen zu seinen Füßen niederlegen sollten. Und wie könnte man auch sich einbilden, daß ein so tugendhafter Mann, der schon so viele Beweise von der Delicatesse seiner Gefühle gegeben, ... die Absicht haben könnte, uns etwa gar eine Falle zu stellen, um uns dann, wenn es uns unmöglich geworden auf unseren Weg wieder einzulenken, von Abgrund zu Abgrund zu drängen und endlich in's Verderben zu stürzen? ..... Wenn ich für meine Person wenigstens niemals den Muth gehabt habe, S. M. anzurathen, daß sie sich blindlings so unheilvollen und schmählichen Bedingungen unterwerfe; wenn ich immer so viel Mühe gehabt habe, mich zu überzeugen, daß die Monarchie gezwungen sei, einen Augenblick illusorischer Ruhe um den Preis ihres Ruhmes und mit dem Risico ihres gänzlichen Ruins in der Zukunft zu erkaufen; wenn ich mich endlich darin täuschte, daß ich mich mit solcher Hartnäckigkeit an die alten Principien angeklammert habe, die ehedem das Fundament der österreichischen Politik und der österreichischen Größe bildeten: so kann ich doch Gott zum Zeugen anrufen, daß ich mich im besten Glauben von der Welt getäuscht habe und ganz allein aus Mangel an besserem Wissen, aber nicht, weil ich es versäumt hätte, hierüber mit all der Aufmerksamkeit nachzudenken, deren ich fähig war. Uebrigens vertraue ich der Zeit, die, wie in so vielen andern Dingen, auch hierin entscheiden wird."*)

Um Thuguts Lage vollständig zu verstehen, muß man sich die ganz eigenthümlichen Verhältnisse vergegenwärtigen, die schon das damalige Wien darbot. Im Grunde ging es dort wie in dem Wien unserer Tage zu. Der Unterschied lag nur darin, daß der Kaiserstadt damals

*) Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser, Einleitung p. LXX ss.

noch jenes revolutionäre Element fehlte, das das Jahr 1848 in so durchaus unvermittelter Weise auf das alte Wien gepfropft hat. Das Wien des achtzehnten Jahrhunderts war, wie keine andere Stadt des damaligen Europas, eine Stadt der grands seigneurs. Der Wiener Bürger lebte von den Cavalieren, konnte ohne den Cavalier sozusagen nicht existiren und nahm dadurch, wenn man das Wort verzeihen will, etwas vom Kammerdiener an. Es kam stets darauf an, zu wissen, woher der Wind wehe. Jeder wollte sich durch die Gunst irgend eines Großen emporarbeiten. Und diese Großen selbst — sie boten im Grunde doch nur die Kehrseite dieser Verhältnisse dar. Die großen und kleinen Intriguen bildeten doch noch weit mehr für sie das Interesse des Tages. Auch von ihnen suchte jeder für sich ein Hintertreppchen herauszufinden. Dabei kreuzten sich die Interessen in der unerquicklichsten Weise. Die verschiedenen Elemente der Monarchie waren auf engem Raum am Hofe zusammengedrängt, mußten sich stoßen und reiben und befehdeten sich im Geheimen auf das Heftigste. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß der ganze österreichische Staatsorganismus auf dem Compromiß beruhte, den das ständische Wesen im 17. Jahrhundert mit dem Absolutismus geschlossen hatte und daß dem Adel in den mannigfachsten Beziehungen geradezu ein Mitregierungsrecht zustand. Die Milde und Gerechtigkeit der Kaiser sowohl, als die so häufig bei ihnen wiederkehrende Unentschlossenheit und Langsamkeit förderten die Mißhelligkeiten. Gerade weil ein durchgreifender Wille selten existirte, handelten die verschiedenen Behörden ohne inneren Zusammenhang und häufig auf eigene Hand. Kam es nun vollends hinzu, daß der Monarch noch im jugendlichen Alter stand und daß große Krisen über die Monarchie hereinbrachen, so mußte sich dieser Zustand bis zum Unerträglichen steigern. Auch am Hofe nahmen sich die Großen Dinge heraus, die in keinem anderen Lande hingegangen wären. Von allen Seiten fand man auch hier Mittel und Wege, das an leitender Stelle Beschlossene zu hintertreiben oder doch bei der Ausführung dermaßen abzuschwächen und umzumodeln, daß etwas ganz Anderes dabei heraus kam. Ja, es kam nicht selten vor, daß man einen Befehl des Kaisers geradezu unbeachtet ließ. Das so nothwendige Band eines gleichartigen Patriotismus existirte nicht für die verschiedenen Kreise. Auch jener Corpsgeist fehlte natürlich, der diesen Mangel in der Armee bis zu einem gewissen Punkte wieder ausglich. Und auch die Idee des römischen Kaiserthums deutscher Nation vermochte seine zusammenhaltende Kraft weniger als dort zu be-

währen. Es bildeten sich zahlreiche Coterien, die einander noch in höherem Grade durchkreuzten, als dies in der Armee der Fall war. Und in diesem schwankenden Zustand vermischte sich dann auch hier das nackte Privatinteresse auf Schritt und Tritt mit dem öffentlichen. Es hat mehr als einmal den Ausschlag gegeben. Ja, so eigenthümlich war dieses österreichische Staatswesen beschaffen, daß man oft den Eindruck erhält, als wenn das Privatinteresse das öffentliche vollständig überwuchere. Das Wiener Publicum haschte dann nur zu begierig nach Dingen dieser Art und bildete sie zu jenen haarsträubenden Märchen aus, die schon damals nach allen Seiten hin verwirrend und auflösend wirkten und denen die Sybel'sche Schule ihre Auffassungen und Belege entnimmt.

Thuguts Stellung inmitten dieser Welt war von vornherein eine äußerst schwierige gewesen. Er gehörte nicht zur herrschenden Oligarchie: zu den Vorwürfen, die man ihm machte, gehörte vornehmlich auch der, daß er Diejenigen von dem Throne entfernt halte, die, wie der Ausdruck lautete, demselben durch Geburt nahe stünden. Die zu Philipp Cobenzl Haltenden warfen ihm vor, daß er seine Erhebung der Intrigue verdanke. Die Reibungen mit dem Coburg'schen Hauptquartier und dann mit Clerfayt hatten die Sache nicht besser gemacht. Die ältere Generation der kaiserlichen Familie, wie die Erzherzogin Marie Christine sammt ihrem Gemahl, der Kurfürst von Köln und der zu Mailand residirende Erzherzog Ferdinand befanden sich dem jungen Hofe gegenüber in frondirender Stellung und übertrugen diese auf den Mann, von dem sie den noch unselbständigen jungen Neffen beherrscht wußten. Auch die Königin von Neapel war ihm nicht hold. Und das Beispiel des Erzherzogs Karl zeigt, wie die Stimmung der älteren Generation auch auf die Brüder des Kaisers zurückwirkte. Eine eigentliche Partei hatte Thugut niemals am Hofe besessen. Nur einige persönliche Freunde hielten dort zu ihm, die ihm, wie Colloredo und Dietrichstein, freilich mit um so größerer Wärme ergeben waren. Wie Eden, so war auch der russische Gesandte Rasumowsky sein Freund und that Alles, um Thuguts Stellung zu befestigen. Die Männer, die ihm aber sonst noch anhingen, gehörten, wie Johannes von Müller und Thuguts treuer Daiser, nicht zu diesen Kreisen.

Nur die Einigkeit Europas, meinte einst Thugut, könne der Revolution einen wirksamen Damm entgegensetzen. Leider sei man nun aber nicht einmal innerhalb Oesterreichs einig. Obwohl die Elemente

sehr in einander fließen, so unterscheiden wir doch deutlich vier Gruppen unter den Gegnern Thuguts. Zunächst waren es die Niederländer, die gegen den einflußreichen Minister Front machten. Sie waren von Alters her an das Frondiren gewöhnt. Sie schlossen sich auf dem ihnen fremden Wiener Boden eng zusammen und waren geneigt, Alles besser wissen zu wollen, weil sie sich den Oesterreichern an Intelligenz überlegen fühlten. Die niederländische Revolution, mit der diese Herren doch durch tausend Fäden verknüpft waren, hatte sie vollends in die Opposition geworfen. Und die darauf folgenden Jahre waren nicht dazu angethan, um sie auf andere Bahnen zu bringen. Der absolutistische Altösterreicher Thugut hatte ihnen keine goldenen Brücken gebaut. Nur mit Mühe hatte er es ertragen, daß man die Autorität des Kaisers in den Niederlanden nicht entschiedener zur Geltung zu bringen vermochte. Als die Niederlande dann verloren gingen, wälzten die Herren die Schuld natürlich auf die Regierung, und Thugut galt ihnen als deren Vertreter. An der Wiedereroberung der Niederlande verzweifelten sie. Deren Constituirung als selbständiger Staat wäre ihnen das Erwünschteste gewesen. Aber auch in die Abtretung an Frankreich hatten sie sich innerlich gefunden. Sie hatten fortan kein Interesse mehr für den Krieg. Deutschland war ihnen gleichgültig. Ihrer Bildung und Sprache nach konnten diese Wallonen — und anderen als wallonischen Niederländern begegnen wir selten in Wien — für eine Art Franzosen gelten. Ihre Denkart hatte mindestens seit Kaiser Josephs Zeiten einen revolutionären Beigeschmack und erinnerte an jene Auffassungen des französischen Adels, die vielleicht das entscheidende Moment beim Ausbruch der Revolution gewesen sind.*) Von einer Fortsetzung des Principienkampfes wollten sie, nachdem sie die Hoffnung auf die Wiedereroberung ihres Heimathlandes einmal aufgegeben hatten, vollends nichts hören. Sie wünschten im Gegentheil den Frieden, weil sie auf diese Weise wieder in den Besitz ihrer Güter zu kommen hofften. Persönliche Dinge kamen hinzu. Aus Ersparungsrücksichten hatte Thugut schon im Spätsommer 1794 das niederländische Gouvernement und die von diesem abhängigen Behörden auflösen, die zu demselben gehörigen Beamten aber auf die Gnade des Kaisers verweisen oder mit einem Wartegeld abfinden wollen.

*) Es ist ein schlagender Beleg für die ursprüngliche Denkart des französischen Adels, wenn man liest, daß die ganz überwiegende Mehrheit der Malteserritter französischer Zunge und namentlich die ganze junge Generation noch 1798 der Revolution günstig gestimmt war und mit Bonaparte conspirirte.

Und ebenso wünscht er das Jahr darauf eine beschleunigtere Auflösung der niederländischen Kanzlei. Obwohl Thugut in diesen Dingen nur theilweise durchzudringen vermochte, so forderte er doch eine große Menge persönlicher Interessen heraus. Er vertheidigte auch in anderer Beziehung das Geldinteresse des Staates gegen die vielfältigen Ansprüche der Niederländer mit der ihm gerade in finanziellen Dingen besonders eigenen Zähigkeit. Die Vorwürfe gegen die Niederländer, mit denen er bei dieser Gelegenheit nicht sparte und die selbst in Entwürfen zu kaiserlichen Resolutionen ihren Ausdruck finden, machten die Dinge nicht besser. Jeder, der sich für schlecht behandelt hielt, machte Thugut dafür verantwortlich. Als dann die niederländische Kanzlei wirklich aufgelöst wurde (Herbst 1795), wandte sich Jedermann mit seinen persönlichen Anliegen an den mächtigen Minister. Und alle diese Begehren fanden ihre hohen Protectoren.*) Er hatte in ein Wespennest gestochen. Die Niederländer blieben seine geschworenen Feinde. Die Ahremberg, Croy, Ligne standen an ihrer Spitze. Fürst Starhemberg und Graf Trauttmannsdorff, die die Zeit nicht vergessen konnten, wo sie als bevollmächtigte Minister an der Spitze der Niederlande gestanden hatten, hielten zu ihnen. Namentlich mit dem letztern, der jetzt niederländischer Kanzler war, hatte Thugut manchen Strauß zu bestehen gehabt. Die niederländische Kanzlei hatte noch nach dem Verluste Belgiens mit großer Zähigkeit an ihrer Scheinexistenz festgehalten. Sie hatte prätendirt, daß alle ehedem zu ihrem Ressort gehörigen Angelegenheiten nach wie vor durch ihre Hände gingen. Thugut fand, daß eine Menge unnöthiger Schreibereien dadurch veranlaßt worden war. Trauttmannsdorff dagegen sah in jedem Schritte des Ministers nur einen neuen Beweis, wie ungünstig dieser gegen die Niederlande gestimmt sei und wie sehr er sich freue, sie ein für alle Mal los zu werden. Diese persönlichen Reibungen zwischen beiden Männern sind von größerer Bedeutung gewesen, als es scheinen sollte. Schon im Sommer 1795 war das Verhältniß zwischen ihnen so unerträglich geworden, daß Thugut Trauttmannsdorff noch jetzt durch eine andere Persönlichkeit ersetzt zu sehen wünschte, obwohl die Auflösung der Kanzlei vor der Thür stand.**)

Man kann sich denken, welche gefährliche Phalanx alle diese niederländischen Herren bildeten. Ihr französischer Esprit machte sie schon

*) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 130, 262 und 273 f.

**) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 248 und dazu die Anm 118.

allein in gewissem Sinne zu einem Mittelpunkt der Gesellschaft. Durch Trauttmannsdorff und Starhemberg hatten sie Fühlung mit der altösterreichischen Aristokratie. Eine Reihe der namhaftesten Generale gehörte zu ihnen. Ihre Lebhaftigkeit war recht geeignet, Alles in Gährung zu versetzen. Wie wunderbar doch, daß gerade diese Niederländer durch ihr Frondiren so viel zu der Zurückdrängung Oesterreichs nach dem fernen Osten beigetragen haben!

Eine andere Gruppe waren die Italiener. Noch waren sie zahlreich in der österreichischen Armee vertreten und bekleideten dort zum Theil hohe Posten. Und wir wüßten keinen, der sich in jenen Jahren einen besonders guten Namen gemacht hätte. Thugut beschuldigt Provera nicht undeutlich des Verraths. Colli fühlte sich mehr als Piemontesen denn als Oesterreicher, und man traute ihm nicht. Auch Manfredini hatte in Oesterreich seine Carrière gemacht, war österreichischer General und besaß noch zahlreiche Verbindungen in Wien: sein Glück verdankte er charakteristischer Weise dem Kaiser Joseph, der ihn seinem Bruder als Prinzen-Erzieher empfohlen hatte.*) Im Frühling 1796 war er wieder einmal nach Wien gekommen, um dort für den Frieden zu wirken. Der Großherzog, sagte er, befinde sich in der schwierigsten Lage zwischen den Drohungen der Neapolitaner und Franzosen. Thugut war nicht ohne Besorgniß wegen dieser Intriguen. „Ich erwarte mit großer Ungeduld", schreibt er an Colloredo, „die Rückkehr E. E. und wünsche sehr, daß Sie dieselbe beschleunigen; in wenigen Stunden geschieht oft viel Böses, und es ist schwer, dasselbe später wieder gut zu machen."**) Auch Colloredo war der Ansicht, daß Manfredini Wien so bald als möglich wieder verlassen müsse.

Zu den Italienern hielt auch der Feldzeugmeister de Vins, der ehedem zur Laudon'schen Partei gehört hatte, der aber seit seinem Feldzug viele intime Beziehungen in Italien unterhielt und wie Colli wegen seiner Abberufung gegen Thugut erbittert war. De Vins wird dann auch wohl die Verbindung zu den niederländischen grands seigneurs gebildet haben. An sich würden die Italiener von weit geringerer Bedeutung als die Niederländer gewesen sein. Aber sie erhielten ein großes Gewicht durch ihre Verbindung mit den Vertretern der italienischen Höfe, denen sie beständig Nachrichten zutrugen und mit denen sie cabalirten.

*) Vgl. Arneth, Maria Theresia und Joseph II, Bd. II, S. 82. Manfredini war aus dem venetianischen Rovigo gebürtig.

**) Brief vom 9. April 1796 bei Vivenot, Vertrauliche Briefe I, 291 f.

Namentlich mit der sardinischen Gesandtschaft hingen sie eng zusammen: sie hatte von Anfang an wenig anders als die preußische zu dem Wiener Cabinet gestanden und unterhielt deßhalb auch die engste Fühlung mit Luccheſini. Der sardinische Gesandte Castell' Alfer war das Orakel in diesem Kreis, Colli und de Vins hinterbrachten ihm, was sie von Lacy, Starhemberg, Rosenberg*) oder von andern Würdenträgern erfahren hatten, und Castell' Alfer theilte dann wieder Alles seinem Freunde Luccheſini mit. Ohne daß sie es merkten, wurden sie sämmtlich von Luccheſini beherrscht, zu dem sich die Landsleute natürlich hingezogen fühlten. Wenn das Geschrei gegen Thugut von den Niederländern ausging, so waren doch die Intriguen der Italiener weit gefährlicher und sie liefen schließlich in Luccheſini's Händen zusammen.

Die Italiener und Wallonen am Wiener Hof sind ein weiterer Beleg für die verhängnißvolle Wirkung, welche die Verbindung mit romanischen Ländern für die Geschicke unseres Vaterlandes in jenen Jahren gehabt hat. Um gegen Oesterreich nicht ungerecht zu werden, muß man sich klar machen, daß Italiener und Wallonen auch da, wo sie in kaiserlichen Diensten standen, nicht als eigentliche Oesterreicher betrachtet werden können. Es ist sehr charakteristisch, daß die Opposition gegen Thugut vor Allen von diesen fremden Elementen ausging. Es ist nicht ein Mangel an österreichischem Patriotismus, was man ihm vorwarf. Man könnte im Gegentheil sagen, Thuguts Verbrechen habe eben darin bestanden, daß er ein zu guter Oesterreicher war.

Und bei Lichte besehen, ist es auch gerade dies gewesen, was ihm die Feindschaft der dritten großen Gruppe seiner Gegner zuzog. Es war in Oesterreich nicht wie in Preußen, wo die Verhältnisse an einem Uebermaße des preußischen Selbstgefühls krankten. Es fehlte gerade an einem hinreichend starken österreichischen Patriotismus und Thugut blieb deßhalb der großen Mehrheit der Wiener Hofkreise unverständlich. Freilich wird man andererseits auch sagen dürfen, daß der Hauptmangel Oesterreichs darin bestand, daß die große Menge der Oesterreicher kein Verständniß für die eigentliche Aufgabe Oesterreichs besaß. Auch gerade von den Hofkreisen muß dies gesagt werden. Und es liegt nun einmal in dem Wesen der Monarchie, daß dieselbe des Hofes nicht entbehren kann, und daß dieser Hof dann lähmend und zersetzend auf die Handlungsweise

*) Rosenberg gehörte jetzt auch zu den Gegnern Thuguts. Luccheſini bemerkt bei seinem Tode ausdrücklich, derselbe sei ein unersetzlicher Verlust für die preußische Gesandtschaft.

des Monarchen wirkt und allem Ungewöhnlichen und Großen negativ gegenüber steht. Und gerade in Wien hatte der Hof eine Bedeutung, wie vielleicht nirgends in Europa. Die Negation, der Thugut begegnete, ist im Grunde keine andere als die, welche später auch Metternich gehemmt hat.

Es war die alte Lacy'sche Partei, die Thugut noch mehr als die Italiener und Wallonen am Hofe im Wege stand. Ihren Grundstock bildeten die Anhänger der josephinischen Aufklärung. Thuguts Haß gegen die Jacobiner war ihnen fremd. Fast durchweg waren sie Bewunderer Preußens und deßhalb auch dessen Freunde. Sie leiteten das Unglück unter Anderem von dem Widerstand her, den Thugut den preußischen Prätentionen geleistet hatte. Sie wollten gut österreichisch gesinnt sein. Aber sie meinten, Thugut habe nun einmal Alles verdorben. Es bleibe nun eben nichts mehr übrig, als Frieden zu machen. Man müsse das Beispiel Preußens zum Muster nehmen und sei ja auch durch dasselbe dem Reiche gegenüber gerechtfertigt. Und sie legten sich dabei ebenso wenig als die Deutschen im Reich Rechenschaft über die Bedingungen ab, unter denen ein Friede zur Zeit allein möglich war. Oesterreich habe sich allzeit für die Interessen des Reiches verblutet, sagten sie, und die kleinen Reichsstände wüßten es ihm doch keinen Dank, sondern ließen es in der schmählichsten Weise im Stich. Wenn die Regierung nicht die hinreichenden Mittel für den Krieg habe, so müsse sie eben Frieden machen. Die Folgezeit könne ja wieder günstigere Chancen darbieten. Aber durch die Wand könne man nun einmal nicht rennen. Der Minister in seinem Cabinet habe gut reden. Die weitaus meisten Generale gehörten zu dieser Partei oder wurden doch zu ihr hinübergedrängt und, ohne daß sie es oft selbst wußten, beeinflußt.

Der Gegensatz zwischen Thugut und dem Fürsten Colloredo-Mansfeld, dem wir in den Reichsangelegenheiten begegneten, war jetzt ganz in den Hintergrund gedrängt. Mit den zunehmenden Fortschritten der Franzosen hatte sich dagegen aber auch in Wien eine Partei gebildet, die mit Frankreich geradezu liebäugelte. Man sieht aus Thuguts Briefen, wie dieser Oesterreich vor der Pest der neuen französischen Ideen zu bewahren trachtete, und wie dieselben dennoch durch alle Poren eindrangen. Schon 1793 fanden die französischen Kriegsgefangenen eine unerwartet gute Aufnahme in Ungarn. Die preußische Gesandtschaft stand alle diese Jahre hindurch in dem Verdachte, mit den malcontenten Ungarn zu conspiriren. Die Frei-

Namentlich mit der sardinischen Gesandtschaft hingen sie eng zusammen: sie hatte von Anfang an wenig anders als die preußische zu dem Wiener Cabinet gestanden und unterhielt deßhalb auch die engste Fühlung mit Luccheſini. Der sardinische Gesandte Castell' Alfer war das Orakel in diesem Kreis, Colli und de Vins hinterbrachten ihm, was sie von Lacy, Starhemberg, Rosenberg*) oder von andern Würdenträgern erfahren hatten, und Castell' Alfer theilte dann wieder Alles seinem Freunde Luccheſini mit. Ohne daß sie es merkten, wurden sie sämmtlich von Luccheſini beherrscht, zu dem sich die Landsleute natürlich hingezogen fühlten. Wenn das Geschrei gegen Thugut von den Niederländern ausging, so waren doch die Intriguen der Italiener weit gefährlicher und sie liefen schließlich in Luccheſini's Händen zusammen.

Die Italiener und Wallonen am Wiener Hof sind ein weiterer Beleg für die verhängnißvolle Wirkung, welche die Verbindung mit romanischen Ländern für die Geschicke unseres Vaterlandes in jenen Jahren gehabt hat. Um gegen Oesterreich nicht ungerecht zu werden, muß man sich klar machen, daß Italiener und Wallonen auch da, wo sie in kaiserlichen Diensten standen, nicht als eigentliche Oesterreicher betrachtet werden können. Es ist sehr charakteristisch, daß die Opposition gegen Thugut vor Allen von diesen fremden Elementen ausging. Es ist nicht ein Mangel an österreichischem Patriotismus, was man ihm vorwarf. Man könnte im Gegentheil sagen, Thuguts Verbrechen habe eben darin bestanden, daß er ein zu guter Oesterreicher war.

Und bei Lichte besehen, ist es auch gerade dies gewesen, was ihm die Feindschaft der dritten großen Gruppe seiner Gegner zuzog. Es war in Oesterreich nicht wie in Preußen, wo die Verhältnisse an einem Uebermaße des preußischen Selbstgefühls krankten. Es fehlte gerade an einem hinreichend starken österreichischen Patriotismus und Thugut blieb deßhalb der großen Mehrheit der Wiener Hofkreise unverständlich. Freilich wird man andererseits auch sagen dürfen, daß der Hauptmangel Oesterreichs darin bestand, daß die große Menge der Oesterreicher kein Verständniß für die eigentliche Aufgabe Oesterreichs besaß. Auch gerade von den Hofkreisen muß dies gesagt werden. Und es liegt nun einmal in dem Wesen der Monarchie, daß dieselbe des Hofes nicht entbehren kann, und daß dieser Hof dann lähmend und zersetzend auf die Handlungsweise

*) Rosenberg gehörte jetzt auch zu den Gegnern Thuguts. Luccheſini bemerkt bei seinem Tode ausdrücklich, derselbe sei ein unersetzlicher Verlust für die preußische Gesandtschaft.

des Monarchen wirkt und allem Ungewöhnlichen und Großen negativ gegenüber steht. Und gerade in Wien hatte der Hof eine Bedeutung, wie vielleicht nirgends in Europa. Die Negation, der Thugut begegnete, ist im Grunde keine andere als die, welche später auch Metternich gehemmt hat.

Es war die alte Lacy'sche Partei, die Thugut noch mehr als die Italiener und Wallonen am Hofe im Wege stand. Ihren Grundstock bildeten die Anhänger der josephinischen Aufklärung. Thuguts Haß gegen die Jacobiner war ihnen fremd. Fast durchweg waren sie Bewunderer Preußens und deßhalb auch dessen Freunde. Sie leiteten das Unglück unter Anderem von dem Widerstand her, den Thugut den preußischen Prätentionen geleistet hatte. Sie wollten gut österreichisch gesinnt sein. Aber sie meinten, Thugut habe nun einmal Alles verdorben. Es bleibe nun eben nichts mehr übrig, als Frieden zu machen. Man müsse das Beispiel Preußens zum Muster nehmen und sei ja auch durch dasselbe dem Reiche gegenüber gerechtfertigt. Und sie legten sich dabei ebenso wenig als die Deutschen im Reich Rechenschaft über die Bedingungen ab, unter denen ein Friede zur Zeit allein möglich war. Oesterreich habe sich allzeit für die Interessen des Reiches verblutet, sagten sie, und die kleinen Reichsstände wüßten es ihm doch keinen Dank, sondern ließen es in der schmählichsten Weise im Stich. Wenn die Regierung nicht die hinreichenden Mittel für den Krieg habe, so müsse sie eben Frieden machen. Die Folgezeit könne ja wieder günstigere Chancen darbieten. Aber durch die Wand könne man nun einmal nicht rennen. Der Minister in seinem Cabinet habe gut reden. Die weitaus meisten Generale gehörten zu dieser Partei oder wurden doch zu ihr hinübergedrängt und, ohne daß sie es oft selbst wußten, beeinflußt.

Der Gegensatz zwischen Thugut und dem Fürsten Colloredo-Mansfeld, dem wir in den Reichsangelegenheiten begegneten, war jetzt ganz in den Hintergrund gedrängt. Mit den zunehmenden Fortschritten der Franzosen hatte sich dagegen aber auch in Wien eine Partei gebildet, die mit Frankreich geradezu liebängelte. Man sieht aus Thuguts Briefen, wie dieser Oesterreich vor der Pest der neuen französischen Ideen zu bewahren trachtete, und wie dieselben dennoch durch alle Poren eindrangen. Schon 1793 fanden die französischen Kriegsgefangenen eine unerwartet gute Aufnahme in Ungarn. Die preußische Gesandtschaft stand alle diese Jahre hindurch in dem Verdachte, mit den malcontenten Ungarn zu conspiriren. Die Frei-

maurer und Illuminaten protegirten auch in Oesterreich die neuen Ideen. Wie Thugut den Einfluß des Theaters auf die Wiener fürchtete, haben wir gesehen. Mehr und mehr klagte er über die österreichischen „Jacobiner". Und diese gehörten durchaus nicht vorwiegend den niederen und mittleren Schichten an. Oesterreich befand sich im Gegentheil noch in jener Periode, wo das eigentliche Volk von den revolutionären Ideen noch wenig berührt wird, wo dieselben in den aristokratischen Kreisen deßhalb noch ziemlich ungefährlich erscheinen und einen um so größeren Reiz auf diese ausüben. Der Sohn des Polizeiministers, der junge Graf Pergen*), der sich der Geldangelegenheiten wegen in officieller Mission nach London begeben hatte, erklärte dort ganz öffentlich, man müsse den Kaiser zur Beendigung eines ungerechten und unglücklichen Krieges gegen die Freiheit der Völker zwingen, der von allen Freimaurern der Welt verurtheilt werde.**)

Es ist immer das Geschick des Conservatismus gewesen, daß er an der Uneinigkeit in seinem Innern, daß er an der Vielgestaltigkeit seiner Elemente krankte und dadurch von einem energischen Handeln abgehalten wurde. Natürlich enthielt der Hof noch zahlreiche conservative Elemente, die sich in keiner der drei erstgenannten Gruppen unterbringen ließen. Aber diese hatten den Boden dermaßen unterwühlt, daß auch sie fast durchweg gegen Thugut Chorus machten. Was soll man sagen, wenn eine so vortreffliche und die Revolution von Grund des Herzens hassende Frau, wie die Fürstin Eleonore Liechtenstein, Thugut einen Feind des Staates nennt? Das Geheimniß, in das Thugut seine Geschäftsführung zu hüllen liebte, begünstigte es dabei, daß sich die wunderlichsten Vorstellungen von seiner Politik bildeten: wo etwas transpirirte, war es natürlich immer das, was einen für Thugut ungünstigen Eindruck hervorbringen mußte.

Die Zersetzung, welche das eigentliche Oesterreich im Jahre 1796 ergriff, ist bei allen großen Unterschieden doch im Grunde dieselbe als die, welche Deutschland bereits sechs Jahre früher ergriffen und die dann zeitweise die kaiserliche Armee angesteckt hatte. Sehen wir genau zu, so sind es im Grunde dieselben Dinge, wie im übrigen Deutschland, welche die Meinung der höheren Kreise der Kaiserstadt in ein so verkehrtes Fahrwasser leiteten. Es war so zu sagen die Berliner Politik

*) Er erhielt später die Stelle eines Hofraths bei der Hof-Kammer-Finanz- und Commerz-Hofstelle.

**) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 51.

die in Wien ihren Einzug hielt. Jeder Mißerfolg der kaiserlichen Waffen verstärkte die Opposition gegen den Minister. Für den Verlust der Niederlande sollte er verantwortlich sein. Und gerade Diejenigen schrien am lautesten, die von ihrer Friedenspolitik, von ihrer Politik des Zurückziehens auf sich selbst getrieben, die Räumung direct oder indirect verschuldet hatten. Im Herbst 1795 waren die Schreier mehr und mehr verstummt. Als aber im Sommer 1796 die Oesterreicher bis an die Grenze Böhmens zurückgedrängt wurden, erhob sich wieder Alles gegen Thugut, dessen Politik, ja dessen militärische Instructionen an dem Unglück schuld sein sollten.*) Nirgends verdient Thugut mehr unser Mitgefühl, als in diesem für jeden Minister so aufreibenden Kampfe mit den Parteien des Hofes. Die in Oesterreich so seltene Verschwiegenheit machte man ihm zu einem besonderen Vorwurf, und es vermischte sich dabei Begründetes und Unbegründetes. Es ist wahr, daß Thugut in jeder Beziehung viel zu sehr das Hinaustreten in die Oeffentlichkeit scheute und häufig einer Geheimnißkrämerei verfiel, die nur nachtheilig sein konnte. Andererseits muß man sich aber vergegenwärtigen, wie groß die Neigung zur Indiscretion in Oesterreich war und welche nachtheilige Folgen das politische Geklatsch in allen diesen Jahren gehabt hat. Thugut war aber in seiner Vorliebe für das Geheimniß durchaus nur der Mann der alten Schule und seine Gegner machten ihm nur zum Vorwurf, daß sie selbst so wenig erfuhren. Er hülle Alles, sagte man, in ein undurchdringliches Geheimniß, in das er nur untergeordnete Gehülfen einweihe. Er sollte so zu sagen dafür verantwortlich gemacht werden, daß es in Oesterreich keine verfassungsmäßigen Factoren gab, die den Contact zwischen der Regierung und öffentlichen Meinung vermittelten. Ebenso sah man in seinem berechtigten Streben, Ordnung und Consequenz in den Wirrwarr zu bringen, nichts als eine tyrannische Willkür, die keinen selbstständigen Charakter neben sich zu dulden vermöge. Hätte er nicht gesellschaftlich so durchaus vereinsamt dagestanden, so würde das Geschrei gegen ihn jedenfalls nicht so große Dimensionen haben annehmen können. Es war nicht blos ein aristokratisches Standesgefühl, das die höheren Kreise gegen ihn verband. Ueberall wird man zu bemerken Gelegenheit haben, daß die dem Menschen anhaftende Schmähsucht sich leider vorzugsweise dem gegenüber Luft zu

*) Vgl. die Eingabe des Grafen Rottenhan vom 27. Juni bei Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 227.

machen pflegt, der in irgend einer Weise isolirt ist und für den keine Verwandte und Freunde eintreten.

Immer mehr zog sich Thugut vor dem Geschwätz des Tages in seine Schreibstube zurück. So lange er des Kaisers sicher war, konnte er die Machinationen seiner Feinde verachten. Es fragte sich nur, bis zu welchem Punkt er auf den Kaiser unbedingt rechnen konnte. Kaiser Franz war hinsichtlich der Fortsetzung des Krieges und der dabei zu verfolgenden Zielpunkte in mancher Beziehung noch entschiedener als sein Minister gesinnt gewesen. Als im Juli 1796 die Hiobsposten aus Deutschland und Italien Schlag auf Schlag einander folgten, da war aber auch er unruhig geworden und hatte auch die Ansichten anderer Rathgeber zu hören verlangt: es könne, meinte er, sich doch darunter einer befinden, der etwas Gutes zu sagen wisse. Seines Gewissens halber und um sich alle Vorwürfe zu ersparen, hatte er einigen, wie es scheint, von Thugut ausgewählten Ministern die Frage vorgelegt, ob Friede zu machen sei. Thuguts Politik hatte die Billigung seiner Collegen erhalten. Aber der Kaiser war noch nicht beruhigt. Er wünschte die Ansichten der Ministerialconferenz zu vernehmen. Wenigstens die Fürsten Starhemberg und Colloredo sollten mit Lacy zu einer Conferenz zusammentreten, und Thugut sollte vor ihnen seine Sache führen.*) Aber die Siege des Erzherzogs befestigten von Neuem Thuguts Stellung. Er erhielt jetzt (im December) das Großkreuz des Stephansordens. Es scheint, daß es gar nicht zu jener Ministerialconferenz gekommen ist.

Mit den entscheidenden Niederlagen in Italien erhob die Opposition aber wiederum ihr Haupt. Trauttmannsdorff hatte jetzt System in die Sache gebracht und hielt in seinem Hause regelmäßige Zusammenkünfte der Hauptfrondeurs, die sich dort über dasjenige zu verständigen pflegten, was an den Kaiser und was in die Oeffentlichkeit zu bringen sei.**) Man betrieb die Sache mit jenem eigenthümlichen Fanatismus, der die Oesterreicher noch heute in Parteiangelegenheiten charakterisirt. Die Kämpfe der damaligen Hofparteien bieten fast ganz das Seitenstück zu den parlamentarischen Kämpfen des heutigen Oesterreichs. Auch damals besaßen die verschiedenen oppositionellen Parteien durchaus kein positives Programm. Man verdammte die Politik Thuguts —

*) S. den Brief Colloredo's an Thugut vom 21. August 1796 bei Vivenot, Vertrauliche Briefe, I, 331.

**) S. den Brief Thuguts an Colloredo vom 20. Januar 1801 bei Vivenot, Vertrauliche Briefe, II, 373 f.

des Kriegsbarons, wie ihn der Witz des Fürsten Ligne nannte — ohne doch zu wissen, was man an deren Stelle setzen wollte. Zuletzt kam dann Alles auf die reine Personenfrage hinaus.

Die größte Gefahr drohte der Thugut'schen Politik jetzt von den verwandten italienischen Höfen. Der politische Scharfblick der Franzosen hatte diese Achillesferse sehr wohl erkannt. Schon bald nach dem Scheitern seiner Sendung nach Vicenza begab sich Clarke verkleidet und unter einem angenommenen Namen nach Florenz, um den Großherzog zu einer persönlichen Intervention bei seinem Bruder zu bewegen. Er suchte Mißtrauen gegen Thuguts persönliche Integrität zu erwecken. Nicht blos von Manfredini, sondern von dem Großherzog selbst wurde er empfangen. Das den Frieden so sehr herbeisehnende Directorium hielt in den neuen Instructionen, die es unter dem 17. Januar an Clarke ertheilte, zum ersten Male die Forderung des linken Rheinufers nicht unbedingt aufrecht. Clarke solle nur über dieselbe verhandeln. Unbedingt gefordert wurde das durch die Constitution, Gesetze und Verträge bereits Einverleibte: als solche Gebietstheile werden außer den österreichischen Besitzungen nur Lüttich, Stablo, Malmedy, Pruntrut und Montbéliard namhaft gemacht. Was Clarke in Wirklichkeit zu Florenz sagte, ist nicht ganz klar. Er scheint sich für seine Person in einem ähnlichen Sinne ausgesprochen zu haben, obwohl die neue Instruction wahrscheinlich noch nicht in seinen Händen war.*) Auch auf die Möglichkeit einer Erwerbung von ganz Bayern deutete er hin. Begierig ging Manfredini auf diese Gedanken ein. Den halben Andeutungen Clarke's wurde eine übertriebene Bedeutung beigelegt. Der Großherzog schrieb in diesem Sinne an den Kaiser. Die Franzosen, sagte er, wollten Oesterreich seine italienischen Besitzungen, dem Reiche das linke Rheinufer zurückgeben, und das erstere nöthigenfalls durch Bayern entschädigen, wenn der Kaiser sich nur zu einem Separatfrieden herbeilassen wolle. Was der Kurfürst von Bayern erhalten sollte, wurde freilich von den Franzosen nicht gesagt. Und es wäre auch in Italien wenig für ihn übrig geblieben, wenn Oesterreich seine italienischen Besitzungen wieder erhielt.**)

---

*) Wir nehmen dies nach Hüffer (Oesterreich und Preußen S. 228) an. Clarke's Bericht hat kein Datum.

**) Clarke's Aeußerungen müssen sehr unbestimmter Natur gewesen sein oder absolute Unmöglichkeiten in sich geschlossen haben.

Thugut erklärte, sich um keinen Preis von England trennen zu wollen, und wollte auch nichts von Bayern hören, weil, wie er sagte, jede Entschädigung in Deutschland weitere Gebietsveränderungen und damit den Umsturz der Reichsverfassung nach sich ziehen müsse, deren Erhaltung der unabänderliche Wunsch des Kaisers sei. Er zeigte Eden den Brief des Großherzogs. Diesem ward bedeutet, sich fernerhin in diese Dinge nicht mehr einzumischen.*)

Aber noch einen andern Weg schlugen die Franzosen ein. Vielleicht, daß der Schwiegermutter das gelang, was der Bruder nicht erreichen konnte. Bereits im November hatte man in Paris dem neapolitanischen Gesandten Pignatelli eine Note für die Königin Karoline**) übergeben. Wenn der Kaiser, hieß es darin, nur auf Belgien und das linke Rheinufer verzichten wolle, so könne er einen sehr ehrenvollen Frieden schließen. Die Königin möge diese Mittheilung, ohne daß man in England etwas davon erführe, unmittelbar und ausschließlich an ihren Schwiegersohn gelangen lassen. Die Franzosen hofften um so mehr auf einen Erfolg, als die von Gallo zu Basel gelegentlich gemachten Aeußerungen auf eine Friedensgeneigtheit Oesterreichs hinzudeuten schienen.

Die Sache beruhte freilich auf einer argen Uebertreibung. Als Gallo nach Basel abging, hatte er Thugut gefragt, was er thun solle, wenn Barthelemy mit ihm auf die Friedensbedingungen zu reden käme, welche die Franzosen Oesterreich vorschlagen könnten. Offenbar begünstigte der Hof den Versuch einer Vermittlung durch ihn. Thugut hatte sich gefügt. Es wäre immerhin gut, einmal zuzuhören, meinte er, weil man sich so über die Art und Weise, wie man in Frankreich denke, Licht verschaffen könne. Gallo möge mittheilen, was man ihm gesagt, und man würde dann sehen, ob dies nach Zeit und Umständen zu etwas führen könnte.***) Thugut legte keinen Werth auf die Sache. Es scheint zwischen ihm und Gallo nur dies einzige Mal davon die Rede gewesen zu sein. Wie das Verhalten gegen Poterat, so entsprach auch hier Thuguts Benehmen vollständig dem, was jeder Diplomat in seiner Lage gethan hätte.†)

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen S. 489 (Berichtigungen und Zusätze).

**) Die Königin Karoline war eine Tochter Maria Theresia's; Kaiser Franz II war in zweiter Ehe mit ihrer Tochter verheirathet, die ebenfalls Maria Theresia hieß.

***) S. den Brief Thuguts an Colloredo vom 24. Juni 1796 bei Vivenot Vertrauliche Briefe, I, 310.

†) Man könnte in Thuguts Brief vom 29. Mai (Vertrauliche Briefe I. 316) bereits eine Andeutung seiner Absicht, durch Gallo die Franzosen sondiren zu lassen

Die Neapolitaner aber machten einen ungeheuren Brei von dieser Geschichte, und posaunten ihren Auftrag sogleich in der ganzen Welt aus. Gallo gab sich zu Basel das Ansehen, als wenn er auch für Oesterreich zu verhandeln gekommen sei. In seinem Selbstgefühl gehoben, kehrte er nach Wien zurück und gefiel sich dann auch dort in der Rolle eines Friedensvermittlers. Man kann gewiß als sicher annehmen, daß der neapolitanische Hof schon damals im Sinne des Friedens auf Kaiser und Kaiserin eingewirkt, und daß der geschmeidige Gallo Alles aufgeboten hat, um sich dienstbeflissen zu erweisen. Bei der Kaiserin hatten die Neapolitaner jedenfalls Erfolg*); wie wir denn annehmen möchten, daß schon die Gallo ertheilte Erlaubniß eine Folge seiner Einwirkung war.

So standen die Dinge, als Mantua fiel und der Erzherzog daraufhin das Commando in Italien und den definitiven Befehl zur Abreise nach Tyrol erhielt. Das Verhältniß zwischen Thugut und dem Erzherzog hatte sich in Folge von dessen Siegen gebessert. Der Gegensatz machte sich erst wieder geltend, als der Erzherzog einen Waffenstillstand schließen wollte. Seine Absicht war damals, mit einem erheblichen Theile der rheinischen Armee zur Rettung Mantua's nach Italien zu ziehen. Aber gerade Thugut, von dem man immer behauptet, daß er nur an Italien gedacht und daß er das Schwergewicht des Krieges durchaus dorthin habe verlegen wollen, war ein Gegner dieses Planes gewesen und wollte die deutschen Erfolge nicht preisgeben. Ja er wollte noch am 8. Februar, daß die Welt darüber im Unklaren bleiben sollte, ob im „nächsten Feldzug" die Hauptkräfte Oesterreichs am Rhein oder in Italien verwandt werden sollten.**) Man entschloß sich, abermals 20,000 Mann vom Rhein nach Italien zu senden. Da die Noth aber nicht unmittelbar drängte — Bonaparte hatte sich gegen den Kirchen-

finden. Und Thuguts Aeußerung würde dann eine allerdings etwas größere Tragweite bekommen. Wir glauben aber nicht, daß man diese Worte darauf beziehen muß. Denn es ist nicht zu verstehen, warum er sich in dieser Angelegenheit so geheimnißvoll gegen Colloredo äußern sollte. Er spricht auch mit solcher Bestimmtheit seine Erwartung eines Scheiterns der neapolitanischen Verhandlungen aus, daß man nicht annehmen kann, er habe einen ernstlicheren Auftrag dem Neapolitaner geben wollen. Irrten wir aber auch hierin, so würde das die Sache doch nur wenig verändern.

*) Siehe Sybel, a. a. O. IV, 407.

**) Siehe das Schreiben Thuguts an Colloredo bei Vivenot, a. a. O. II, 13 f.

staat gewandt —, so wurde die Marschordre bis tief in den Februar verzögert.*) Es scheint, daß mannigfache Intriguen wieder mitspielten. Der Erzherzog war in hohem Grade verstimmt. Um ihn zu heben, stellte man ihm die Ernennung zum Generalissimus sämmtlicher österreichischer Armeen in Aussicht.**) Es bezeichnet aber die zwischen dem Erzherzog und Thugut bestehende Spannung, wenn letzterer sich mit großer Entschiedenheit für die Hinausschiebung der wirklichen Ernennung ausspricht.

Der Erzherzog begab sich nach Tyrol, und man versprach sich in Wien trotz allem Großes von ihm. Es war Thuguts Plan, daß der Hauptstoß noch einmal wieder von Tyrol aus in südlicher Richtung erfolgen sollte. Und in der That hätte Bonaparte's Abwesenheit einem solchen Unternehmen die günstigsten Chancen eröffnet.

Aber in Tyrol hatte sich die Lage inzwischen wieder wesentlich verschlimmert. Schon gleich nach der Schlacht von Rivoli hatte Allvintzy 14,000 Mann zum Ersatz für das Provera'sche Corps an die Piave gesandt. Gerade vor der Ankunft des Erzherzogs ließ er nun die Hälfte der Tyroler Linientruppen ebenfalls den Marsch an die Piave antreten. Auch er selbst hatte sich dorthin begeben. Wir kennen seine Stimmung; er fürchtete auch diesmal für die Rückzugslinie und meinte, daß die Tyroler Berge leichter zu vertheidigen sein würden als die Ebene von Friaul. Die Linientruppen, welche er in Tyrol stehen ließ, betrugen kaum 8000 Mann. Sie hatten sich über den Avisio zurückgezogen und standen jetzt bei Salurn. Diese kleine Truppenabtheilung war durch Allvintzy's Rückzug vollständig isolirt. Sie sah sich lediglich auf die Landesschützen angewiesen, deren Zahl jetzt 10,000 Mann betrug. Als der Erzherzog anlangte, wäre es nun freilich nicht zu spät gewesen, die Befehle Allvintzy's wieder rückgängig zu machen. Aber Alles, was er sah, war schlimmer als er erwartet hatte. Das Truppenmaterial konnte wenig Vertrauen erwecken. Die alten Kerntruppen existirten nur noch zum geringen Theil. Es hatte bei den Kaiserlichen immer an Officieren gefehlt: die österreichische Monarchie besaß nicht genug gebildete Elemente und der Zuzug aus der Fremde war nicht stark genug, um einen genügenden Ersatz zu gewähren. Jetzt hatte der Mangel an

*) Sybel, a. a. O. IV, 407.

**) Siehe den oben citirten Brief bei Vivenot, a. a. O. II, 13 f. Sie gehen von der Voraussetzung aus, daß die Benachrichtigung des Erzherzogs, mit der Thugut ja auch einverstanden war, wirklich erfolgte.

Officieren einen außerordentlich hohen Grad erreicht. Namentlich bei den Grenzregimentern war es in dieser Beziehung sehr schlecht bestellt. Und die Art, wie man die entstandenen Lücken hatte ausfüllen müssen, hatte die Qualität des Officiercorps auch nicht verbessert. Dabei war die jetzt in Italien stehende kaiserliche Armee weit weniger eine deutsche als die am Rhein. Man hatte im Sommer und Herbst vorzugsweise zu Grenzregimentern seine Zuflucht genommen, von denen sich stets doch nur einzelne wirklich bewährt haben. Die jetzt neu ausgehobenen Galizier besaßen weder Disciplin noch Kampfeslust.

Die Officiere pflegten sich auch jetzt wieder ohne Urlaub von der Truppe zu entfernen. Der Erzherzog mußte mit Absetzungen unter Neuformirung von Regimentern beginnen. Mehr aber noch als der Zustand und die Zusammensetzung der Armee erfüllte den Erzherzog der Kriegsplan, den er zu Grunde legen sollte, mit Besorgniß. Thugut hoffte, daß er sofort Contreordre an Allvintzy ertheilen und daß dieser dann wieder gegen die Brenta vorgehen werde. Ohne Zweifel wäre dies das Richtige gewesen, und es würde gerade dadurch der Geist der Armee wieder belebt worden sein. „Sobald man", sagt Sybel, „den großen Zusammenhang der Operationen in das Auge faßt, so wird man nicht bestreiten können, daß Thugut dieses Mal vollständig das Richtige gesehen hatte. Hätte man in Tyrol die Hauptmacht versammelt, stark genug, um zum Angriff auf die Lombardei bereit zu sein, so wäre jeder Vormarsch Bonaparte's nach Osten sofort unmöglich gewesen, da er damit ja dem Tyroler Heere Flanke und Rücken preisgegeben hätte. Die Mittel dazu waren vorhanden. An der Piave hätte bei diesem Systeme ein Beobachtungscorps von 10,000 Mann ausgereicht, und für Tyrol wären dann 21,000 übrig geblieben. Dazu 21,000 Mann vom Rheinheer, 5000 Mann der Mantuaner Garnison, die man durch Auswechselung so eben befreite, 10,000 Mann aus dem Innern, welche damals verfügbar waren, dazu 10,000 Landesschützen, und ein Rückhalt von mehr als 13,000 in der Ausbildung begriffener Rekruten: so hätte man in Tyrol bis Mitte März 67,000, bis Ende April 80,000 Mann vereinigen und Joubert mit erdrückender Uebermacht anfallen können."*) Aber der Erzherzog konnte sich zu keinem kühnen Unternehmen entschließen. Wenn er sich schon im Frühjahre 1796 zu keiner Offensive aufraffen konnte, so war dies seiner Natur jetzt natürlich noch weit weniger gegeben. „Offenbar",

*) Sybel, a. a. O. IV, 410.

ſagt Sybel, „waren es ganz die gleichen Stimmungen, wie im Frühling 1796 am Rhein, welche den Erzherzog zu ſo unheilvollen Entſchließungen veranlaßten.“*) Er wünſchte den Gang der Ereigniſſe abzuwarten, die Armee zu reorganiſiren und die Verſtärkungen an ſich zu ziehen. Er gab Allvintzy keine Contreordre und that überhaupt nichts, um die Dinge in ein anderes Geleiſe zu bringen. Südtyrol ward preisgegeben; es wurden Vorbereitungen zur Räumung von Botzen und ſogar zu der von Brixen getroffen. Darauf begab ſich der Erzherzog an die Piave, wo ſich jetzt 23,000 Mann befanden. Allvintzy wollte auch hier nicht ſtehen bleiben und wünſchte ſich hinter den Tagliamento zurückzuziehen. Und der Erzherzog widerſprach nicht. Statt zu handeln, beſchloß er, erſt einmal nach Wien zu reiſen. Gerade in dem Augenblick, wo man dem Wiederbeginn der Feindſeligkeiten entgegenſah, erſchien er, von Bellegarde begleitet, am 20. Februar plötzlich in der Reſidenz. Das Ganze erinnert nur zu ſehr an ſeine unerwartete Ankunft im Frühjahr 1794. Cäſar erzählt: der Erzherzog ſei wie ein Sieger erſchienen, der Rechenſchaft fordert, mit lebhaften Klagen über die Zuſtände des Heeres und die italieniſche Kriegführung.**) Sybel meint — wir laſſen dahingeſtellt, ob mit Recht —, daß der Erzherzog ſein italieniſches Commando wieder los zu werden gewünſcht habe. Er ſandte ein Schreiben voraus, von dem Thugut ſagte, es faſſe ſich in dem Wunſche zuſammen, nichts zu thun, wodurch der Ruhm Sr. königlichen Hoheit compromittirt werden könnte. Thuguts Feinde jubelten laut. Man hielt einen Augenblick ſeine Stellung für wirklich gefährdet. Es gelang ihm freilich, den Erzherzog etwas günſtiger zu ſtimmen. Aber zu einer Ausſprache mit ihm kam es nicht. Gleich am erſten Tage nach des Erzherzogs Ankunft hatte Thugut vorgeſchlagen, daß dieſer ſofort einen Courier an Allvintzy abgehen laſſen ſollte, durch den er ihm ſeine in wenigen Tagen bevorſtehende Rückkehr mittheilte. Er hoffte, daß Allvintzy in dieſem Falle alle Truppenbewegungen bis zur Rückkehr des Erzherzogs verſchieben würde. Aber dieſer hatte den Vorſchlag zu beſeitigen verſtanden. Und ſo ſehr Thugut auch drängen mochte, ſo zauderte er doch von einem Tage zum andern. Es wurde Ende Februar, ehe er ohne beſtimmte Abmachungen, aber mit den ausgedehnteſten Vollmachten und als ernannter Generaliſſimus Wien wieder verließ. Thugut behauptete ſpäter mit Recht, daß die folgenden Niederlagen der italieniſchen Armee, das

*) Sybel, a. a. O. IV, 411.

**) Hüffer, Oeſterreich und Preußen, S. 236.

Bonaparte's Vordringen in die Erblande durch die Reise des Erzherzogs verschuldet worden sei. Denn Allvintzy hatte sich mittlerweile hinter den Tagliamento zurückgezogen und berief sich dabei auf einen angeblichen Befehl des Erzherzogs.*) Sybel nimmt an, daß dieser einen solchen vor seiner Abreise nach Wien wirklich ertheilt und ihn dort absichtlich verschwiegen habe.**) Wir brauchen aber nicht zu einer solchen Annahme zu greifen. Es wird zwischen dem Erzherzog und Allvintzy über die Maßregel hin und her gesprochen worden sein und der Letztere wird ein halbes Wort der Billigung als einen positiven Befehl betrachtet haben.

Die Tyroler Truppen waren auf 14,000 Mann, die Friauler Armee auf 27,000 verstärkt worden. Aber Allvintzy's abermaliger Rückzug verdarb Alles. Als um den 9. Februar das erste Gerücht von Allvintzy's Absicht, sich hinter den Tagliamento zurückzuziehen, über Triest nach Wien gelangte, hatte es Thugut für ein Manövre der dortigen Jacobiner gehalten. Auch in anderer Beziehung hatten sich die Dinge seit des Erzherzogs Reise wahrlich nicht gebessert. Drei französische Divisionen gingen gegen Tyrol vor, während sich der von seinem Zuge gegen den Kirchenstaat zurückkehrende Bonaparte jetzt persönlich mit über 40,000 Mann gegen die Hauptarmee wandte. Thugut hoffte noch immer, daß der Erzherzog die gesammte Armee wieder an die Piave führen und von dort gegen die Brenta vorgehen werde.***) Aber die Generale behaupteten, daß die Armee der Erholung bedürfe†), und der Erzherzog vermochte sich seiner Apathie nicht zu entreißen. Tyrol ward durch diesen abermaligen Rückzug in noch höherem Grade preisgegeben. Man werde, meinte Thugut, einen großen Theil des neuen Feldzuges mit der Wiedereroberung dieses Landes hinzubringen haben, während doch nur erhebliche Fortschritte in Italien zu einem erträglichen Frieden führen könnten.††) Wichtiger noch beinahe als die Preisgebung Tyrols war es, daß der Erzherzog am Tagliamento beinah außer aller Verbindung mit der Rheinarmee war. Die vom Rhein her erwartete Verstärkung brauchte über drei Wochen mehr zu dem Marsche an diesen Fluß, als zu dem nach Tyrol.

*) Thugut an Colloredo 9. März, bei Vivenot, a. a. O. II, 22.

**) Siehe Sybel (IV, 409), der sich auf die Oesterr. milit. Zeitschrift 1835, I. 46, beruft.

***) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe, II, 22.

†) Vgl. die Briefe Thuguts an Colloredo vom 21. Februar und vom 9. März bei Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 19 und 22.

††) S. den oben citirten Brief vom 9. März.

„Bis jetzt habe ich", sagte Bonaparte, „Heere ohne Feldherren besiegt, jetzt eile ich, einen Feldherrn ohne Heer zu bekämpfen." Mit leichter Mühe wurden die an der Piave stehen gebliebenen detachirten kleineren Corps zurückgedrängt. Das nördliche derselben unter Lusignan ward vollständig zersprengt und dieser selbst mit 700 Mann gefangen. Hohenzollern mußte sich auf das Hauptheer hinter den Tagliamento zurückziehen. Hier nun wurde der Erzherzog selbst am 16. März von Bonaparte geschlagen. Der Widerstand, den er leistete, war so wenig ernstlich, daß der Zusammenstoß, wie uns dünkt, kaum als eine Schlacht zu bezeichnen ist. Die österreichischen Truppen waren in einer drei oder, wenn man will, sieben Meilen langen Linie aufgestellt. Die Franzosen wateten — das Wasser ging ihnen bis zum Gürtel — durch den Tagliamento. Der Angriff auf die Divisionen Reuß und Schultz war ein übermächtiger. Sporck's Unterstützung brachte keine Aenderung in die Situation. Bajalich im Norden und Seckendorf im Süden waren zu weit entfernt. Schon nach wenigen Stunden gab der Erzherzog das Signal zum Rückzug auf Udine und Palmanova. Schon am folgenden Tage ertheilte er die vorbereitenden Ordres für den Rückzug hinter den durch die Landschaften Görz und Gradiska fließenden Isonzo. Er gedachte hier stehen zu bleiben und den rheinischen Succurs zu erwarten, dessen Tête unter Mercandin bereits Brixen erreicht hatte. Aber diese Position war wenig dafür geeignet. Der Schlüssel zu ihr lag im Norden: am Vereinigungspunkt der Predilstraße mit der durch das Fellathal führenden. Wenn es den Franzosen gelang, den Kaiserlichen hier vom Tagliamento her auf der letztgenannten kürzeren Straße bei Tarvis in Kärnthen zuvorzukommen, so konnten diese nur auf einem großen Umwege über Laibach in das Pusterthal gelangen, und die Verbindung mit Mercandin und Neugebauer war durchbrochen. Man frägt mit Recht, warum sich der Erzherzog nicht nordwärts in den Bergen zum Schutze von Kärnthen aufgestellt hat.

Massena setzte sich gegen Tarvis in Bewegung. Serrurier aber zwang die Besatzung von Gradiska zur Capitulation. Damit war die Isonzo-Linie durchbrochen. Der Erzherzog gab sie auf. Gontreuil und Bajalich sollten die große Artillerieresерve nach dem bereits von Oesterr besetzten Tarvis geleiten. Den größeren Theil der Armee sandte er nach Krain, von wo sie so rasch als möglich Villach erreichen sollte. Der Erzherzog selbst eilte diesen Truppen über Laibach voraus. Man ersieht aus Thuguts Briefen, wie unglücklich er über diese matte Krieg-

führung war. Und es ist in der That wieder nicht einzusehen, warum der Erzherzog diese Art des Rückzugs gewählt hat. Denn wenn er die Artillerie-Reserve der Gefahr des Zuges über die Berge aussetzen konnte, so mußte auch das Gros der Armee diesen Weg nehmen können. Er war aber in seiner damaligen Stimmung so wenig eines Impulses fähig, daß er sich vermuthlich auch hier von dem Impuls der Armee leiten ließ. So werde doch deren größerer Theil geborgen, mochte er denken, und zugleich das von dem adriatischen Meere her ernstlich bedrohte Innerösterreich gedeckt.

Noch einmal suchte Thugut einzugreifen. Merveldt, der um diese Zeit sein Vertrauter war, wurde abgeschickt, um den Erzherzog, der den Kaiser ganz ohne Nachrichten ließ, auf andere Wege zu bringen. Auch sollte derselbe auf eigene Hand hin Befehle an Neugebauer und Mercandin überbringen.*) Die Lage sei eine sehr betrübende, aber man müsse thun, was man könne.

Inzwischen hatten sich die Dinge bei Tarvis in der schlimmsten Weise verwickelt. Ocskai hatte dieses bei dem Andringen Massena's geräumt und war mit Preisgebung der Isonzostraße nach Wurzen hinabgegangen. Bajalich und der Artilleriepark geriethen dabei in die größte Gefahr. Wäre Massena vorgegangen, so waren sie verloren. Bajalich ertheilt Gontreuil den Befehl, gegen Tarvis vorzugehen und sich die Straße wieder zu sichern. Dieser gelangt auch wirklich noch denselben Abend auf den Predil und jagt den Feind aus Tarvis wieder hinaus. Gontreuil, der sich als ein energischer und thätiger General erwies, ließ den großen Park Tarvis passiren und die Villacher Straße gewinnen. Auch Ocskai war inzwischen auf den besonderen Befehl des Erzherzogs wieder nach Tarvis vorgegangen, so daß hier jetzt 4400 Mann vereinigt waren. Aber Bajalich war nicht zur Stelle. Er war an jenem 21., wo er Gontreuil über die Paßhöhe sandte, auf der Südseite des Gebirges bei Caporetto stehen geblieben. Am 22. war er bis Flintsch gelangt, hatte hier aber eine Brigade zur Deckung der venetianischen Klause stehen lassen und zog erst am 23. der Höhe des Predilpasses zu. Unter so mißlichen Umständen kam es am 23. März zu der sogenannten „Schlacht über den Wolken" auf einer Höhe von etwa 2500 Fuß über

*) S. Vivenot, a. O. II, 24. Wir gehen dabei von der Voraussetzung aus, daß Merveldt die betreffenden Befehle wirklich erhielt.

dem Meere.*) Massena konnte eine mehr als doppelte Uebermacht entfalten. Er nahm zuerst die bei Saifnitz gelegene Paßhöhe der Fellastraße. Gontreuil weicht auf Tarvis zurück. Ocskai räumt darauf diesen Ort zum zweiten Male, als plötzlich der Erzherzog mit einem Succurs von Reitern auf dem Kampfplatze erscheint. Er hatte auf der Fahrt von Laibach nach Villach die Bedrohung von Tarvis erfahren und war sofort auf das Schlachtfeld geeilt. In solchen kritischen Augenblicken des Kampfes ist er immer groß gewesen. Alles, was von latenter Energie in ihm lag, die in ihm schlummernde Heldennatur kam dann zur Erscheinung. Er befiehlt sofort Ocskai umzukehren. Seine Truppen erweisen sich als vollständig haltungslos. Aber der Erzherzog stellt sich persönlich an die Spitze der Husaren. Ein Reiterangriff sollte das französische Fußvolk über den Haufen werfen. Trotz des Glatteises, mit dem die Straße auf dieser Höhe im März bedeckt war, stürmt der Erzherzog gegen die Franzosen an. Aber das feindliche Fußvolk hält den Choc aus; und als dann noch die französischen Dragoner hinzu kamen, wogte der Reiterangriff zurück und artete zuletzt in eine Flucht aus. Der Erzherzog wandte sich erst rückwärts, als nur noch acht Mann um ihn her aushielten. Nur mit knapper Noth entkam er dem Getümmel.

Tarvis gerieth jetzt in Massena's Hand. Die zwischen diesem und Guyeux eingeklemmten beiden Brigaden des Generals Bajalich geriethen in Gefangenschaft. Der kurze Feldzug hatte den Kaiserlichen an Todten, Verwundeten und Gefangenen bereits 14,000 Mann, also die größere Hälfte ihrer Streitmacht gekostet. Die Trümmer von Gontreuils und Ocskai's Truppen vereinigten sich jetzt allerdings mit Mercandin, aber Reuß war noch drei Tagemärsche entfernt. Es war nicht daran zu denken, ihn in Villach abzuwarten. Der Erzherzog marschirte nach Klagenfurt, wo er sich dann mit Reuß vereinigte, der aber 4000 Mann unter Seckendorf zum Schutze Croatiens in Krain hatte stehen lassen. Die weiteren rheinischen Verstärkungen konnten nicht mehr durch das Pusterthal marschiren. Der Erzherzog befehligte sie nach Salzburg, von wo sie sich über Bruck an der Mur mit ihm vereinigten sollten. Wie nachtheilig dies war, braucht nicht gesagt zu werden. Und der Erz-

*) Bonaparte sagt in seinem Bericht an das Directorium übertreibend, die Schlacht sei inmitten der Gletscher, hoch über den Wolken geliefert worden

herzog selbst hatte, trotz der Vereinigung mit Mercandin und Reuß, nur 13,000 Mann bei sich.*)

Ein erfreuliches Blatt in der Geschichte jener März- und Apriltage liefern nur die Kämpfe der Tyroler Bauern. Ein unter Joubert in das Pusterthal eindringendes Corps begegnete bei Spinges einem nicht zu brechenden Widerstande derselben: sie hatten sich auch hier um Laudon — er ist ein Neffe des Feldmarschalls — geschaart. Joubert mußte sich mit einem Verluste von 6—8000 Mann auf den jetzt bei Villach stehenden Bonaparte zurückziehen.

Aber alle diese Anstrengungen änderten nichts am Verlauf des Feldzuges. Bonaparte war bereits am 13. in Klagenfurt: das Drauthal hatte ihm einen bequemen Weg geboten. Das österreichische Hauptheer befand sich in der schlimmsten Desorganisation. Alle Welt habe den Kopf verloren, klagt Thugut. Jedermann thue lediglich was ihm beliebe. Es herrsche ein gar nicht zu sagendes Durcheinander. — Alles was bei der italienischen Armee geschehe, sei wahrhaft unglaublich.

Der Erzherzog hätte bis zu einem gewissen Punkt diesen Dingen zu steuern vermocht. Aber es erging ihm, wie es ihm in den unglücklichen Perioden jener Jahre wiederholt ergangen ist. Er vermochte weder zu sich noch zu seiner Umgebung Vertrauen zu fassen. Er sah fast unthätig der wachsenden Verwirrung zu und setzte seine Hoffnung lediglich auf einen baldigen Waffenstillstand. Am 27. war der Oberst Zach aus dem Hauptquartier in Wien eingetroffen, um über die militärische Lage zu berichten. Er erklärte, daß die vorhandenen Kräfte nicht ausreichten, um den Andrang des Feindes aufzuhalten. Wieder erhob sich das Geschrei gegen Thugut. Es fanden jetzt wiederholte Ministerialconferenzen statt. Lacy und Starhemberg verlangten dringend, daß man sich in Verhandlungen einlasse, um die Franzosen durch Nachgiebigkeit zum Stillstand zu bewegen. Aber Thugut wollte nichts davon hören. Je weiter Bonaparte vordringe, meinte er, um so gefährlicher müsse seine Lage werden. Zwischen dem Tyroler Volksaufstand und einer ungarisch-kroatischen Insurrection müsse er in eine arge Klemme gerathen. Er entferne sich immer mehr von seinen Hülfsquellen. Vom Rhein, den die Franzosen noch nicht wieder überschritten hätten, könne ihm keine Hülfe kommen. Der geringste Unfall werde hinreichen, um ihn in die gefährlichste Lage zu versetzen, und man würde ihm dann mit besserem Erfolge, als im Vor-

*) Wir sind in der gesammten Darstellung seit der Schlacht am Tagliamento bis hierher Sybel gefolgt. Vergl. Sybel, a. a. O. IV, 419.

jahre Moreau, den Rückweg verlegen können. Man müsse die Rüstungen verdoppeln, die Bevölkerung der deutschen Erbländer überall zu den Waffen rufen, in Ungarn nach dem Muster von 1741 die Insurrection aufbieten.*) Es war Thugut bei solchen Gelegenheiten, wenn er seinen Gegnern Auge in Auge gegenüberstand, eine ganz besondere Beredtsamkeit eigen. Die Entscheidung des Kaisers fiel zu seinen Gunsten aus. Aber die Gegenpartei betrachtete sich nicht als geschlagen. Trauttmannsdorff und Starhemberg unterbreiteten ihre Ansichten dem Kaiser in zwei sehr nachdrücklichen Denkschriften. Es erhob sich ein allgemeiner Sturm gegen Thugut. Und nicht bloß die höheren Klassen schrieen jetzt gegen den Minister. Bei dem unaufhaltsamen Vordringen der Franzosen hatte die gesammte Bevölkerung eine Panik ergriffen. Eden und Cäsar sind der Ansicht, daß Wien einem plötzlichen Angriff nicht würde widerstanden haben. Der Thugut befreundete Polizeipräsident Saurau ließ ihm sagen, er könne ihm gegen Straßentumulte keine Sicherheit versprechen.**) „Trotz alledem," schreibt Cäsar an seine Regierung, „man muß es aussprechen: sei es nun die festeste Besonnenheit oder die hartnäckigste Verblendung, der Minister hat bei diesem Sturm seine Ruhe nicht verloren."***) Die umfassendsten Vorbereitungen zur Vertheidigung wurden in's Werk gesetzt. Aus dem Tyrol liefen die erfreulichsten Nachrichten von immer neuen Siegen der aufständischen Bauern ein und reizten zum Versuch einer Nachahmung in Steiermark und im Erzherzogthum. Die Bauern wurden jetzt von 7000 Mann unter Kerpen unterstützt. Kollowrat stand mit 19,000 Mann im Salzburgischen. Der als Schweizer hierfür wohl geeignete Hotze sollte den Oberbefehl übernehmen und weitere 12,000 Mann aus Schwaben heranziehen. Von Salzburg sowohl als von Brixen aus sollte gegen die feindliche Communicationslinie operirt†) werden. Es zeigte sich jetzt auch, daß die von dem Primas Cardinal Batthyany und dem ungarischen Kanzler Palffy gemachten Angaben über die ungünstige Stimmung der Ungarn auf argen Uebertreibungen beruhten und daß man es mit einer Insurrection wagen konnte. Namentlich jene westlichen Gegenden Ungarns und Kroatiens, auf die es doch zunächst ankam, waren zuverlässig. Und merk-

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 237.

**) S. Sybel a. a. O. IV, 470. Er beruft sich auf eine Depesche Edens. Vergl. auch Hüffer, a. a. O.

***) S. Hüffer, a. a. O. I, S. 238.

†) S. Joh. Konrad Hotze ꝛc., S. 146 ff.

würdiger Weise schlug in diesem Augenblick auch die Volksstimmung Wiens zu Gunsten der Regierung um. „Die weichliche und üppige Kaiserstadt", sagt Cäsar, „dieser Mittelpunkt der Vergnügungen hat sich mit einem Male in ein gewaltiges Kriegslager verwandelt; die Theater sind geschlossen, die Straßen hallen wieder von dem Geräusch militärischer Zurüstungen. Zahlreiche Schaaren waffnen sich zu Fuß und zu Pferde. Adel, Studenten, Kaufleute eilen zur Vertheidigung ihres väterlichen Heerdes. Der Prinz Ferdinand von Württemberg (er war der Schwager des Kaisers Paul) ist zum Anführer dieses nationalen Heeres ernannt, man schätzt die Zahl der Eingeschriebenen bereits auf 40,000. Feuerwaffen und Pferde werden freiwillig geliefert, die Wälle sollen mit Artillerie besetzt werden, seit Mittag fährt man schon Kanonen auf. Die öffentliche Stimmung hat die glücklichste Wendung genommen und sich auf's Neue der Regierung angeschlossen, um den Mittelpunkt der Monarchie gegen die drohende Gefahr zu vertheidigen."*) Das südliche Naturell erleichterte auch hier den Umschwung, wie man eben dieses Naturells wegen auch heute noch trotz alles Nergelns und Kritisirens an dem Wiener und Oesterreicher nicht verzweifeln darf. Freilich gedenkt aber auch hier der Verfasser eines ähnlichen Umschwungs, dessen Zeuge er 1866 in einem norddeutschen Lande war. In Augenblicken solcher Erregung bedarf es nur einer That von Seiten der Regierung, um die die Gemüther beherrschende Erregung von ihr ab und gegen den Landesfeind zu lenken.

Am 4. April erließ der Kaiser einen Aufruf an das Volk. Er versicherte darin, er werde zwar alle Mittel versuchen, um zu einem ehrenvollen Frieden zu gelangen. Sollte aber dies unmöglich sein, so erwarte er von seinen treuen Unterthanen, daß sie dem Beispiel ihrer Ahnen folgen würden, die unter Ferdinand I und Leopold I die Wälle der Hauptstadt so siegreich vertheidigt hätten. Am Morgen des 10. bot man für das Erzherzogthum Oesterreich den Landsturm auf. Die patriotische Gesinnung auf dem Lande übertraf noch die der Residenz. Es eilte eine solche Menge zu den Fahnen, daß die Zeughäuser lange nicht Alle mit Waffen versehen konnten. Auch aus Böhmen und Mähren kam beträchtlicher Zuzug. Noch nirgends in Deutschland hatte sich die Begeisterung in solcher Stärke gezeigt. Wäre Bonaparte vorgegangen, so würde er einem Widerstand begegnet sein, der seine Vernichtung hätte

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 239.

zur Folge haben können. Seine gesammten Streitkräfte betrugen keine 40,000*), die Cavallerie zählte nur 4000 Mann**) und mit einer so geringen Streitmacht hatte er sich in das Innere einer Monarchie hineingewagt, die nach Sybels Angabe damals 23 Millionen zählte. Vom Rhein konnte Bonaparte in der That keine Hülfe erwarten. Wenn ihm Hotze den Rückweg verlegte und von Osten die Croaten heranzogen, so war es beinahe nicht abzusehen, wie er sich retten konnte, sobald er eine Schlappe erlitt; und selbst im Venetianischen drohte ein Aufstand auszubrechen. Bonaparte hatte sich in einer ähnlichen Weise vorgewagt, wie später im Jahre 1805 in Mähren und 1812 in Rußland. Wenigstens 1812 ist die Strafe nicht ausgeblieben. Es ist heute die fast allgemein verbreitete kriegsgeschichtliche Auffassung, daß nur noch ein kurzes Ausharren der Oesterreicher genügt hätte, um schon allein durch den Volksaufstand im Rücken des französischen Heeres dieses einer Katastrophe entgegenzuführen, wie die, in welcher General Dupont 11 Jahre später bei Baylen in Spanien mit 20,000 Mann capitulirte. Wenn die bei Wien versammelten Truppen ihn angriffen, urtheilte er selbst, so werde er sie schlagen. Die Gefahr für ihn bestände dagegen gerade im Rückzug der Kaiserlichen.

Aber Bonaparte gedachte nicht, die Dinge bis zum Aeußersten kommen zu lassen. Wie er die Oesterreicher bisher auf dem Schlachtfelde besiegt, so dachte er sie jetzt in einer diplomatischen Campagne zu schlagen. Seine Handlungsweise erinnert durchaus an die Taktik, die wir seinen Neffen bei Villafranca befolgen sahen. Er beschloß, den Oesterreichern unerwartet günstige Friedensbedingungen zu bieten. Er war überzeugt, daß die Oesterreicher darauf eingehen würden. Hatte dann die Energie in Folge des Friedensschlusses erst einmal nachgelassen, war die Begeisterung verflogen, so mußte es ein verhältnißmäßig Leichtes sein, Oesterreich weiter und weiter zu drängen und schließlich auch von diesem Alles zu erreichen, was man nur begehren mochte. Schon vor dem Beginn des Feldzuges hatte er dem Großherzog von Toskana den Wunsch einer Zusammenkunft mit dem Erzherzog Karl

*) Vgl. Thugut an Colloredo, 29. Mai 1797. (Vertrauliche Briefe II, 37 f.) Mervelt schätzte im Mai die ganze über Italien zerstreute Streitkraft der Franzosen einschließlich der italienischen Hülfstruppen und der aus Innerösterreich zurückgekehrten Armee auf nur 75,000 Mann. Nach Sybel, a. a. O. IV, 413 standen Bonaparte für seinen Zug gegen Wien nur 34,000 Mann zur Disposition.

**) S. Bonaparte's Bericht bei Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 254.

ausgesprochen;*) und es scheint, daß dessen Benehmen am Tagliamento und Isonzo von diesem auffallenden Entgegenkommen des französischen Generals doch auch influenzirt war. Unter dem 31. März wandte sich Bonaparte in einem von philantropischen Redensarten überfließenden Schreiben an den Erzherzog. Die Bürgerkrone für das Leben eines geretteten Menschen, sagte er, sei mehr werth als der traurige Ruhm, den alle kriegerischen Erfolge geben könnten. Der Erzherzog möge doch durch Herstellung des Friedens der Wohlthäter der Menschheit und der Retter Deutschlands werden.

Der Erzherzog antwortete am 2. April, er wünsche den Frieden nicht weniger als Bonaparte, müsse aber erst Instructionen aus Wien erwarten. So zurückhaltend diese Antwort lautet, so sehr kamen doch die Wünsche des Prinzen denen des französischen Generals entgegen. Bonaparte urtheilte gleich, daß er lediglich durch die Rücksicht auf den Kaiser und Thugut von einer deutlicheren Sprache abgehalten werde. Der Erzherzog gedachte dessen Annäherung zu benutzen, um zu dem ersehnten Waffenstillstand zu gelangen. Als er aber dann den Franzosen dahin gehende Vorschläge machte, um die Friedensanträge Bonaparte's in Erwägung ziehen zu können, wollten diese nichts davon hören. Die Verhandlungen, antwortete man ihm, könnten ja auch trotz der Kriegsoperationen ihren Fortgang nehmen. Unaufhaltsam drangen die Franzosen vor. Die Gefechte fielen fortwährend zu Ungunsten der Kaiserlichen aus. Der Erzherzog faßte kein Vertrauen zu Thuguts kühnen Entwürfen. Er machte keinen Versuch, sich mit ihm zu verständigen, und dieser war wiederum unzufrieden mit dem neuen Operationsplan des Erzherzogs und wollte selbst einen solchen ausarbeiten.**)

Man kann denken, wie der Erzherzog den Waffenstillstand bei seinem Bruder befürwortete. Am 2. April gelangte sein Bericht mit dem angeschlossenen Briefe Bonaparte's in die Hände des Kaisers. Noch am nämlichen Abend trat die Ministerialconferenz zusammen. Wir sind nicht über die Vorgänge in derselben unterrichtet. Aber es ist nicht zu bezweifeln, daß sich der Sturm gegen Thugut in gesteigertem Maße erhob. Die Berathung endigte wie so häufig damit, daß

*) Siehe Vivenot, a. a. O. II, 21 f. Der Großherzog scheint sich nicht bloß an den Kaiser, sondern auch direct an den Erzherzog gewandt zu haben. Ebendaselbst, der Brief vom 5. März.

**) Vgl. z. B. den Brief Thuguts an Colloredo, 30. März 1797. (Vertrauliche Briefe II, 25 f.)

der Kaiser einen Mittelweg wählte. Man wollte die Rüstungen auf's Eifrigste fortsetzen: der Aufruf des Kaisers, das Aufgebot des Landsturms, die Uebertragung des Tyroler Commando's an Hotze erfolgten erst nach dieser Conferenz. Zugleich aber erhielt der Erzherzog die Vollmacht, Bellegarde, als Chef des Generalstabs wegen weiterer Verhandlungen an Bonaparte zu schicken. Merveldt wurde ihm beigegeben: ein deutlicher Beweis, wie die Sendung gemeint war. Die beiden Generale sollen durch das Eingehen auf die von Bonaparte gewünschten Friedensverhandlungen einen Waffenstillstand zu erlangen suchen, den man zur Vollendung der Rüstungen zu benutzen dachte. Die Franzosen wollten den Frieden, die Oesterreicher den Waffenstillstand; und jeder der beiden Theile mußte das in's Auge gefaßte Ziel durch ein theilweises Eingehen auf das Begehren des Gegners erkaufen. Die Frage war nur, wer sich bei diesem Handel am besten stehen werde.

Am 7. langten die beiden kaiserlichen Abgesandten im französischen Hauptquartier zu Judenburg an. Neue Fortschritte der Franzosen bezeichneten wieder die seit dem 31. März vergangene Zeit. Sie waren von Klagenfurt aus in direct nördlicher Richtung nach Steiermark in das Murthal hinüber gegangen und bewegten sich jetzt in östlicher Richtung murabwärts. Schon waren sie über Knittelfeld vorgedrungen und besetzten an eben jenem 7. Leoben. Die beiden österreichischen Generale erklärten schriftlich, dem Kaiser liege nichts mehr am Herzen, als dem Kriege ein Ende zu machen. Er habe sie deßhalb auf den Brief vom 31. März hin an Bonaparte abgesandt. Im Namen des Erzherzogs baten Bellegarde und Merveldt um einen Waffenstillstand von zehn Tagen, da man ja überzeugt sein dürfe, daß beide Theile zum Frieden geneigt seien. Bonaparte ließ sich lange bitten, ehe er einen Waffenstillstand gewährte. Er bewilligte ihn endlich nur auf sechs Tage. Marburg, Gratz, Bruck, und das ganze Drauthal mußten ihm dafür überlassen werden.

Es vergingen aber dann die gesammten sechs Tage, ohne daß es zu Friedensverhandlungen kam. Erst am Morgen des 13., kurz vor dem Ende der Waffenruhe, langte Merveldt wieder im französischen Hauptquartier, welches sich jetzt bei Leoben befand, an. Seine Instructionen sollten ihm nachgeschickt werden. Ein Diplomat sollte als zweiter Abgesandter ebenfalls erst nachkommen. Was ist, muß man fragen, in der Zwischenzeit vorgegangen? Alles macht den Eindruck, daß man in Wien lange hin und her geschwankt und sich erst im allerletzten

Augenblick entschlossen hatte, auf die Verhandlungen mit Bonaparte wirklich einzugehen. Die Quellen fließen so spärlich, daß man fast nur auf Vermuthungen beschränkt ist: die Aufregung in Wien scheint eine so große gewesen zu sein, daß man zum Schreiben keine Zeit hatte. Noch am 6. April war der Kaiser entschlossen, nach Prag abzureisen, um die Vertheidigung der Monarchie von dort um so energischer in die Hand nehmen zu können. Die Hofchefs der verschiedenen Erzherzoge und Erzherzoginnen wurden am Abend dieses Tages durch den Oberst-hofmeister Fürsten Starhemberg verständigt, sich für die Abreise bereit zu machen. Am 7. April entwirft Thugut für den Kaiser ein Schreiben an Paul I, in dem er diesen in den dringendsten Ausdrücken um Hülfe angeht und dessen in der That allzu demüthiger Ton an der Aufrichtig-keit dieser Bitte keinen Zweifel lassen kann. Am 9. theilt Thugut freudig bewegten Herzens an Colloredo wieder glückliche Nachrichten aus Tyrol mit. Wenn die Truppen sich auf eine erbarmungswürdige Weise betrügen, so hätten wenigstens die Tyroler nicht all ihren Muth ver-loren. „O Gott! wenn wir noch ein bischen Energie hätten, so wäre noch nicht Alles verloren, und wir hätten nicht den Schmerz, die schmach-volle Erniedrigung der Monarchie ansehen zu müssen.*)"

„Es wird E. E. überraschen," heißt es am 10., „daß Mack hier eingetroffen ist. Ich war ebenfalls sehr überrascht, freue mich aber herzlich darüber. Er wird morgen E. E. seine Aufwartung machen und sich dann Sr. M. zu Füßen legen. Er ist leider zu sehr Hof-mann, um ganz offen zu sagen, was er über die Führung der Armee denkt. Doch hat er leider nur zu sehr betonen müssen, daß man dort ganz den Kopf verloren hat, und daß Alles, was man dort thut, voll-ständig unbegreiflich ist. Man muß S. M. auf den Knieen beschwören, durch einen Courier, und ohne auch nur eine Minute zu verlieren, an Kollowrat nach Salzburg und zu gleicher Zeit an den Erzherzog die Befehle ergehen zu lassen, deren Nothwendigkeit Mack Sr. M. und E. E. erörtern wird. Die Sache ist von der äußersten Wichtigkeit, und das Heil der Monarchie, die auf diese Weise gerettet werden wird, hängt davon ab."**) Schon am 2. April finden wird Thugut in Cor-respondenz mit Mack, mit dem er dann offenbar einen neuen Opera-tionsplan verabredete, der dem Erzherzog über dem Kopf weggenommen

*) Vertrauliche Briefe II, 30.
**) Ebendaselbst, 31.

werden sollte.*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er es dabei an Rücksichten für den Erzherzog fehlen ließ; wie es ja denn nicht zu bestreiten ist, daß Thugut auch in diesem Verhältniß mannigfach geirrt und gefehlt und daß das dann wieder auf die Kriegführung des Erzherzogs zurückgewirkt hat. Andererseits beweist aber wohl nichts mehr, wie sehr es Thugut um die energische Fortführung des Krieges zu thun war, als daß er den ihm auch noch später so unsympathischen Mack seines Vertrauens würdigte, und daß er solche Hoffnungen auf dessen Eingreifen setzte.

Die Hauptschuld trifft noch einmal den Erzherzog. Er hätte sich an die Spitze der Bewegung stellen sollen, die damals das österreichische Volk ergriffen hatte. Aber von nichts war er weiter in seiner damaligen Stimmung entfernt. Sein Benehmen im Frühling 1797 ist mindestens ebenso unerklärlich als das bei Tourcoing.**) Seine Großmutter würde in ihren jungen Jahren in einer Lage wie die von 1797 allerdings eine ganz andere Energie entfaltet haben. Auch soll nicht geleugnet werden, daß sein körperliches Befinden auf diesen Mangel an Energie von wesentlichem Einfluß gewesen ist. Dennoch ist die bis zur Hypochondrie sich steigernde Unentschlossenheit, die den Erzherzog in solchen Augenblicken beherrschte, offenbar derselbe habsburgische Charakterzug, den Maria Theresia als ihren größten Fehler bezeichnet. Er hing auf das engste mit seinen besten Eigenschaften zusammen.

Ein Impuls ist in diesem Augenblick nach keiner Richtung hin vom Erzherzog ausgegangen. Das Detail scheint er durchaus Anderen überlassen zu haben. Obwohl er Generalissimus war, hat er nicht einmal einen Versuch gemacht, der zunehmenden Verwirrung zu steuern.

*) Vgl. auch den Brief an Colloredo vom 15., ebendaselbst, 31.

**) Bei den so sehr spärlichen Nachrichten aus dieser Zeit sind es Thuguts Briefe aus den Jahren 1800 und 1801, die dem Verfasser eine Anschauung von den so sehr analogen Verhältnissen im Frühling 1797 gegeben haben. Offenbar spiegeln sich Thuguts Eindrücke aus dem Jahre 1797 darin, wenn er z. B. am 2. Juli 1800 über den Erzherzog schreibt: Uebrigens sei der Erzherzog auch in Folge seines Gesundheitszustandes jener Energie nicht fähig, deren es jetzt bedürfe. Er werde 60,000 Mann Infanterie mehr verlangen, und wenn man diese nicht sogleich haben könne, erklären, daß man Frieden machen müsse. Ein tausendstimmiges Echo werde ihm antworten; und im Grunde wollten die Schreier ja auch nichts Anderes. Der Erzherzog werde dann die Armee zurückführen, und es fehle vielleicht nur Skal (dieser wird unter den Officieren genannt, die neben St. Julien den Waffenstillstand von Alessandria abgeschlossen haben), um zu einer ebenso traurigen Capitulation zu kommen, als die von Melas es gewesen sei.

enlos und ſtarr ſaß er in ſeinem Hauptquartier, wie er einſt
end der Schlacht von Tourcoing in ſeinem Cantonnement von Lille
en hatte. Gewiß war der Zuſtand der Armee ein trauriger.
aber keine einzige That, ja, von Tarvis abgeſehen, nicht einmal
Verſuch einer ſolchen zu verzeichnen iſt, ſo fällt das ohne Wider-
dem Erzherzog zur Laſt. Und leider war der eigenthümliche Cha-
der öſterreichiſchen Armee nicht dazu angethan, die Initiative zu
n, an der es ihrem jugendlichen Führer gebrach. Sie war mit
öſterreichiſchen Staate als ſolchem viel zu wenig verwachſen, als
die Volkserhebung auf ſie eine Rückwirkung hätte ausüben können.
wir nicht, ſo war ſie ihr im Gegentheil antipathiſch. Sie ſah
etzt als eine der Reparatur bedürftige Maſchine an und hielt dieſe Re-
ur für eine faſt ſelbſtverſtändliche und allem Anderen vorgehende
erung. Jene ſelbe Kampfesunluſt, die 1794 aus den Niederlanden
ngt, hatte über den Tagliamento und Iſonzo getrieben und drängte
zum Abſchluß eines Waffenſtillſtandes. Thugut war den Militärs
e darum ſo verhaßt, weil er Anforderungen an ſie ſtellte, die ihren
knechtsartigen Kriegsgewohnheiten widerſprachen. Wie man die
in den militäriſchen Wiener Kreiſen auffaßte, ergiebt ſich deutlich
einem ſechs Wochen ſpäter geſchriebenen Briefe Thuguts. „Man
weinen vor Wuth," heißt es darin, „wenn man an die Ernied-
g denkt, zu der wir durch die Uebertreibung der Furcht und den
chen Schrecken unſerer Macher herabgewürdigt worden ſind, die
anderes Heil kannten und ſahen, als die vollſtändige Aufgebung
ſchlands und die Concentrirung der geſammten Truppenmacht S.
n Linz, um im Stande zu ſein, ſich mit Bonaparte zu meſſen. . . .
werden viele Jahre vergehen, bis wir Europa dieſe ſchimpfliche,
ntable Geſchichte vergeſſen machen."*) Wir ſehen, wie der Schwer-
der Situation in den militäriſchen Berathungen lag. Gelang es
ut, hier ſeinen Willen zur Geltung zu bringen, ſo war Oeſterreich
ſcheinlich gerettet. Aber er war doch immerhin kein Soldat. Und
Berufsſoldaten hatten ihm ja gerade ſeine Einmiſchung in die
äriſchen Dinge, die ihnen als dilettantiſche Pfuſcherei erſchien, von
ſo ſehr verdacht. In der Hauptſache wollte man nicht auf ſeine
chläge eingehen. Während er eine zähe Defenſive bei Wien zum
elpunkt der Operationen machen wollte, waren hier nicht über

*) Thugut an Colloredo, 29. Mai 1797, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe
3.

20,000 Mann regulärer Truppen*) versammelt. Schon am 9. April sahen wir Thugut in höchst gedrückter Stimmung. Macks Ankunft belebte dann noch einmal wieder seine Hoffnung und seinen Muth. Aus den Tagen zwischen dem 10. und 15., in denen doch die Entscheidung gefallen sein muß, ist kein Brief Thuguts an Colloredo vorhanden.**) Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß sich Mack, den vermuthlich die Rivalität gegen den Erzherzog trieb, in diesem Augenblick in anerkennenswerther Weise benahm. Die unter dem 11. gegebene Ordre an Hotze ist doch wohl sein Verdienst oder hängt wenigstens mit seiner Ankunft zusammen. Wahrscheinlich führte aber sein oder richtiger Thuguts Eingreifen in die militärischen Dinge zu einem Conflict mit dem Erzherzog. Nur so wenigstens ist es zu verstehen, daß dieser plötzlich das Commando über die in den Erblanden stehenden Truppen an Mack abgab, um das der weitentfernten Rheinarmee zu übernehmen. Leider eilte er aber dann auch dorthin nicht so schnell als möglich, sondern blieb im entscheidenden Augenblick ganz wie im Februar tagelang unthätig und unschlüssig in Wien.***)

Schwere Tage waren es ohne Zweifel, die Thugut bis zum 15. durchmachte. Auch die diplomatischen Vorgänge konnten ihm wenig Trost verleihen. Obwohl sich Kaiser Paul Oesterreich genähert hatte, so war er doch noch immer weit von einem activen Eingreifen entfernt.†) Kaiser Franz sei berechtigt, hatte Thugut am 14. Januar an Cobenzl nach Petersburg geschrieben, „Entschädigungen" für seine Opfer zu verlangen. Die Lage sei aber jetzt derart, daß Oesterreich zufrieden sein müsse, wenn es nur seinen bisherigen Länderumfang wieder erhalte.††) Aber Kaiser Paul war auch zu diesem Zweck zu keiner Betheiligung am Kriege zu bewegen gewesen, und die Verhandlungen mit England nahmen ebenfalls keinen günstigeren Verlauf als bisher. Thugut verlangte die Rücksendung der Mittelmeerflotte und die Absendung einer Escadre in das adriatische Meer. Die erste Forderung schlug England rund ab. Die Erfüllung der zweiten wurde zugesagt, dann aber in's Ungewisse verschleppt. Gleich von Anfang hatte sich die Allianz der

*) Vgl. Edens Bericht vom 22. April 1797 bei Hüffer, Die Politik der deutschen Mächte ꝛc., S. 240.

**) Wenigstens theilt v. Vivenot keinen mit.

***) Siehe Sybel, a. a. O. IV, 471.

†) Ebendaselbst IV, 472.

††) S. den Brief Cobenzls aus Moskau vom 4. Mai bei Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 36.

Thatenlos und starr saß er in seinem Hauptquartier, wie er einst während der Schlacht von Tourcoing in seinem Cantonnement von Lille gesessen hatte. Gewiß war der Zustand der Armee ein trauriger. Wenn aber keine einzige That, ja, von Tarvis abgesehen, nicht einmal der Versuch einer solchen zu verzeichnen ist, so fällt das ohne Widerrede dem Erzherzog zur Last. Und leider war der eigenthümliche Charakter der österreichischen Armee nicht dazu angethan, die Initiative zu ersetzen, an der es ihrem jugendlichen Führer gebrach. Sie war mit dem österreichischen Staate als solchem viel zu wenig verwachsen, als daß die Volkserhebung auf sie eine Rückwirkung hätte ausüben können. Irren wir nicht, so war sie ihr im Gegentheil antipathisch. Sie sah sich jetzt als eine der Reparatur bedürftige Maschine an und hielt diese Reparatur für eine fast selbstverständliche und allem Anderen vorgehende Forderung. Jene selbe Kampfesunlust, die 1794 aus den Niederlanden gedrängt, hatte über den Tagliamento und Isonzo getrieben und drängte jetzt zum Abschluß eines Waffenstillstandes. Thugut war den Militärs gerade darum so verhaßt, weil er Anforderungen an sie stellte, die ihren landsknechtsartigen Kriegsgewohnheiten widersprachen. Wie man die Lage in den militärischen Wiener Kreisen auffaßte, ergiebt sich deutlich aus einem sechs Wochen später geschriebenen Briefe Thuguts. „Man muß weinen vor Wuth," heißt es darin, „wenn man an die Erniedrigung denkt, zu der wir durch die Uebertreibung der Furcht und den panischen Schrecken unserer Macher herabgewürdigt worden sind, die kein anderes Heil kannten und sahen, als die vollständige Aufgebung Deutschlands und die Concentrirung der gesammten Truppenmacht S. M. in Linz, um im Stande zu sein, sich mit Bonaparte zu messen.... Es werden viele Jahre vergehen, bis wir Europa diese schimpfliche, lamentable Geschichte vergessen machen."*) Wir sehen, wie der Schwerpunkt der Situation in den militärischen Berathungen lag. Gelang es Thugut, hier seinen Willen zur Geltung zu bringen, so war Oesterreich wahrscheinlich gerettet. Aber er war doch immerhin kein Soldat. Und diese Berufssoldaten hatten ihm ja gerade seine Einmischung in die militärischen Dinge, die ihnen als dilettantische Pfuscherei erschien, von jeher so sehr verdacht. In der Hauptsache wollte man nicht auf seine Vorschläge eingehen. Während er eine zähe Defensive bei Wien zum Mittelpunkt der Operationen machen wollte, waren hier nicht über

*) Thugut an Colloredo, 29. Mai 1797, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 38.

20,000 Mann regulärer Truppen*) versammelt. Schon am 9. April sahen wir Thugut in höchst gedrückter Stimmung. Macks Ankunft belebte dann noch einmal wieder seine Hoffnung und seinen Muth. Aus den Tagen zwischen dem 10. und 15., in denen doch die Entscheidung gefallen sein muß, ist kein Brief Thuguts an Colloredo vorhanden.**) Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß sich Mack, den vermuthlich die Rivalität gegen den Erzherzog trieb, in diesem Augenblick in anerkennenswerther Weise benahm. Die unter dem 11. gegebene Ordre an Hotze ist doch wohl sein Verdienst oder hängt wenigstens mit seiner Ankunft zusammen. Wahrscheinlich führte aber sein oder richtiger Thuguts Eingreifen in die militärischen Dinge zu einem Conflict mit dem Erzherzog. Nur so wenigstens ist es zu verstehen, daß dieser plötzlich das Commando über die in den Erblanden stehenden Truppen an Mack abgab, um das der weitentfernten Rheinarmee zu übernehmen. Leider eilte er aber dann auch dorthin nicht so schnell als möglich, sondern blieb im entscheidenden Augenblick ganz wie im Februar tagelang unthätig und unschlüssig in Wien.***)

Schwere Tage waren es ohne Zweifel, die Thugut bis zum 15. durchmachte. Auch die diplomatischen Vorgänge konnten ihm wenig Trost verleihen. Obwohl sich Kaiser Paul Oesterreich genähert hatte, so war er doch noch immer weit von einem activen Eingreifen entfernt.†) Kaiser Franz sei berechtigt, hatte Thugut am 14. Januar an Cobenzl nach Petersburg geschrieben, „Entschädigungen" für seine Opfer zu verlangen. Die Lage sei aber jetzt derart, daß Oesterreich zufrieden sein müsse, wenn es nur seinen bisherigen Länderumfang wieder erhalte.††) Aber Kaiser Paul war auch zu diesem Zweck zu keiner Betheiligung am Kriege zu bewegen gewesen, und die Verhandlungen mit England nahmen ebenfalls keinen günstigeren Verlauf als bisher. Thugut verlangte die Rücksendung der Mittelmeerflotte und die Absendung einer Escadre in das adriatische Meer. Die erste Forderung schlug England rund ab. Die Erfüllung der zweiten wurde zugesagt, dann aber in's Ungewisse verschleppt. Gleich von Anfang hatte sich die Allianz der

*) Vgl. Edens Bericht vom 22. April 1797 bei Hüffer, Die Politik der deutschen Mächte ꝛc., S. 240.

**) Wenigstens theilt v. Vivenot keinen mit.

***) Siehe Sybel, a. a. O. IV, 471.

†) Ebendaselbst IV, 472.

††) S. den Brief Cobenzls aus Moskau vom 4. Mai bei Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 36.

deutschen Vormächte in einer Weise an die Stelle des Reichskrieges geschoben, die nicht mehr wieder ganz gut zu machen gewesen war. Als sie sich als unhaltbar erwiesen, trat die russisch-englische Verbindung mit immer steigenderer Entschiedenheit an ihre Stelle. Jetzt aber zeigte es sich, welcher Nothbehelf dieselbe doch gewesen und wie unnatürlich es war, wenn sie die Grundlage eines deutschen Krieges bilden mußte. Unwillkürlich richten sich unsere Blicke in der Noth jener Tage auf Preußen. Thuguts Preußenhaß hatte offenbar an Intensivität in demselben Maße verloren, wie sein Haß gegen die „Jacobiner" zunahm. Er hat sich schon im folgenden Jahre wieder um die preußische Allianz beworben und würde sicher nicht angestanden haben, jetzt in die Hand Preußens einzuschlagen, wenn dieses Oesterreich Allianzanerbietungen gemacht hätte. Aber wie weit doch war man davon in preußischen Kreisen entfernt! Es bleibe dahin gestellt, bis zu welchem Punkt es begründet war, wenn F. L. Stolberg gehört haben wollte, daß der alte Jugendfreund Haugwitz bei den Niederlagen der Oesterreicher im Sommer 1796 gejubelt habe. Daß dies aber die Stimmung des Prinzen Heinrich war, steht leider fest. Die Politik der freien Hand war die leitende Idee der preußischen Staatsmänner geworden. Da Thugut der geheime Vertrag vom 5. August 1796 durch Rußland bekannt geworden war, so konnte er sich auch keinen Illusionen hinsichtlich Preußens hingeben. Preußen erbot sich jetzt, die Vermittelung zwischen Frankreich und dem Kaiser zu übernehmen. Natürlich aber war es nicht eine Vermittelung, die Preußen hätte helfen können. Man weiß, was solche Vermittelungen zu bedeuten haben. Nach allem, was vorhergegangen, konnte Thugut, auch wenn er ein Anderer gewesen wäre, nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, daß er das Anerbieten zurückweisen mußte. Unerhört war doch auch gerade in diesem Augenblicke Luccheſini's Benehmen. Er hatte die Taktlosigkeit gehabt, im Februar nach Italien zu reisen. Es scheint wirklich, daß ihn zunächst Familienverhältnisse nach Lucca riefen. Er benutzte aber die Gelegenheit zu einem Besuche bei Bonaparte, in dessen Begleitung sich damals Manfredini und der über ein Bündniß verhandelnde Sardinier St. Marsan befanden. Und es konnte nicht fehlen, daß die öffentliche Meinung in diesem Besuch den eigentlichen Zweck von Luccheſini's Reise erblickte; wie er denn von Bonaparte mit großer Auszeichnung behandelt wurde, ganz entzückt von ihm zurückkam und in Correspondenz mit ihm trat.*) Der Scandal war so groß, daß das österreichische

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 233 f.

Cabinet seine Abberufung jetzt ernstlich verlangen mußte, obwohl Thugut schon seit langer Zeit wieder gemeint hatte, es sei weit bequemer, wenn Luccheſini, über deſſen Geſinnung keine Täuſchung möglich, Geſandter bleibe. Es macht einen wehmüthigen Eindruck, wenn in Thuguts Briefen aus jenen Apriltagen Preußens nur in Beziehung auf dieſes Verlangen gedacht wird.*)

Man verſetze ſich nun in die Lage des Kaiſers: Noch am 7. März hatte er nichts von irgend welchen Verhandlungen hören wollen.**) Aber es war ihm nicht möglich geweſen, auf dieſem Standpunkt zu beharren. In Deutſchland wie in Europa war er faſt von allen Seiten im Stiche gelaſſen. Wer will es ihm verdenken, wenn ſich das Gefühl der Iſolirtheit mit allen niederdrückenden Wirkungen, die demſelben nun einmal eigen ſind, bei ihm geltend machte? Dem Reiche fühlte er ſich durch die Pflicht verbunden und er hatte gerade eine deutſche Politik treiben wollen, aber nirgends hat er ſich in ſeinen Hoffnungen mehr getäuſcht, als gerade hinſichtlich der Deutſchen. Faſt ſein geſammter Hof, die aus den Zeiten ſeines Oheims und ſeiner Großmutter überkommenen Großwürdenträger voran, ſeine eigenen nächſten Verwandten, ſeine Gattin, ja die Armee ſelbſt, der reichbegabte Bruder an ihrer Spitze, waren Gegner der Thugut'ſchen Kriegspolitik. Dieſe ſtützte faſt Niemand als der Graf Colloredo. Und Kaiſer Franz war ein ängſtlicher, ſich ſelbſt mißtrauender Menſch. Er beſaß allerdings nicht die geiſtige Nervoſität ſeines Bruders. Dafür fehlte es ihm aber in einem noch weit höheren Grade an Initiative. Jener Schwung der Seele, der in ſolchen Augenblicken Alles an Alles ſetzt, eine acute Kriſis dem langſamen Siechthum vorzieht und dabei dem Untergange kühl in's Antlitz ſchaut, war ſeinem übergewiſſenhaften, nüchternen Sinne fremd. Die von Vivenot mitgetheilten Briefe Franz' II aus dem Jahr 1800 geben ein deutliches Bild, wie es in ſolchen entſcheidenden Momenten in ihm ausſah. Sein Wollen iſt das beſte und edelſte. Es fehlte ihm weder an Bildung noch an Urtheil. Aber er rafft ſich in ſeinen Briefen auch in ſolchen Momenten niemals zu einem Pathos auf. Das Intereſſe

*) Thugut an Colloredo, 4. April 1797. (Vertrauliche Briefe II, 27.) Das preußiſche Miniſterium beſchloß unter dem 17. April, dieſem Verlangen zu entſprechen. Am 12. Mai kehrte Luccheſini nach Wien zurück, um ſein Abberufungsſchreiben zu überreichen, und verließ es definitiv am 21. S. Hüffer, Oeſterreich und Preußen. Seite 235.

**) Thugut und Colloredo, bei Vivenot II, 21.

an den kleinen Dingen verläßt ihn auch dann nicht. Nichts beweist mehr, welcher Fonds in ihm lag, als daß er trotz dieser Seiten jahrelang so treu ausgehalten hat. Er hielt auch jetzt noch an seinem Krönungseide fest. Aber war es nicht vielleicht doch möglich Frieden, wie die Deutschen meinten und wie es Clarke hatte erwarten lassen, unter Aufrechterhaltung der Reichsintegrität zu schließen? Es ist uns wahrscheinlich, daß es der Einfluß der Kaiserin war, der bei Franz schließlich den Ausschlag gab. Mack erzählte, sie habe sich mit ihren sämmtlichen Kindern vor versammeltem Ministerrath ihrem Gemahl zu Füßen geworfen, um ihn um den Abschluß eines Friedens anzuflehen.*) Die Kaiserin ist auch im Frühjahr 1798 wie im Jahre 1800 das Haupt der Friedenspartei gewesen. Sie berief sich jetzt auf den günstigen Bericht, den Gallo über die Baseler Verhandlungen erstattet.**)

Dieser hatte seitdem nicht aufgehört, die Friedensliebe der Franzosen und die günstigen Absichten zu betonen, welche diese machten. Thugut wies das Alles mit sarkastischem Lächeln zurück. Aber am Hof gedachte man, es doch ein Mal mit Gallo zu versuchen. Er wurde an des mit dem Erzherzog abreisenden Bellegarde Stelle nach Leoben zu gehen gebeten, um zu beweisen, daß das von ihm Behauptete wirklich möglich sei.

Ueber Gallo's Verhältniß zu Thugut sind wir noch nicht aufgeklärt. Hüffer rechnet ihn zu seinen Anhängern. Im Mai 1796 redet der Minister in Ausdrücken über ihn, die für eine solche Annahme sprechen: der Gesandte mißbilligte damals die Friedenspolitik seiner Regierung. Dem

*) Sybel, a. a. O. IV, 614. Es ist wahrscheinlich die Ministerialconferenz gemeint.

**) Es ist ohne die Annahme eines solchen Einflusses unseres Erachtens nicht zu verstehen, wie man im weiteren Verlauf der Unterhandlungen mit Bonaparte Gallo zum Begleiter Mervelds wählen konnte. Auch Hüffer fällt es sehr auf, daß man den Vertreter eines fremden Staates zu einer so wichtigen Mission bestimmte, obwohl es doch auf der Hand liegen mußte, daß er die Interessen seiner eigenen Regierung stets in die Verhandlungen hineinmengen werde. Wir vermögen aber nicht, der von Hüffer versuchten Erklärung beizupflichten. Sicher würde Thugut doch noch einen anderen Vertreter gefunden haben und brauchte denselben ja auch nicht einmal in den Kreisen des alten Adels zu suchen. Die österreichische Diplomatie jener Tage zählte viele Mitglieder, die nicht zu diesem gehörten. Und die Beamten des auswärtigen Ministeriums waren sogar sämmtlich Emporkömmlinge. Offenbar griff man auf Gallo, weil er schon in Basel für Oesterreich auf eigene Hand unterhandelt und nicht aufgehört hatte, in Verbindung mit dem neapolitanischen Hofe, die Aussichten hervorzuheben, die sich Oesterreich auf diesem Wege böten.

steht aber die Aussage Lucchesini's entgegen, der schon im Herbst 1796 seinem König gegenüber bemerkte, wie Gallo ihn unausgesetzt mit seiner Friedenspredigt verfolge. Vermuthlich spielte der Italiener ein Doppelspiel. Mochte ihm Thugut früher auch geneigt gewesen sein, so war dies seit dem ihm so verhaßten neapolitanischen Frieden doch schwerlich mehr der Fall. Jedenfalls aber war die Sendung eines fremden Diplomaten durchaus gegen seine Art. Seine oft übergroße Vorsicht, vor Allem sein altösterreichischer Stolz mußten ihn von einer solchen Wahl abhalten. Uns dünkt, daß dieselbe ein deutlicher Fingerzeig dafür ist, daß man Thugut die Sache über den Kopf wegnahm. Der ihm so nahe stehende russische Gesandte (Rasumowsky) meldete seiner Regierung, Gallo sei mit Vollmachten abgereist, die der Minister sich zu unterzeichnen geweigert habe. Und auch Ludwig Cobenzl sah die Sendung Gallo's als einen Sieg der Feinde Thuguts an. Er fürchte diese Sendung mehr als den General Bonaparte, schreibt er an Thugut*). Auch ließe sich die auffallende Nachsendung der Gallo'schen Instruction am Besten durch die Annahme erklären, daß Thugut sich Anfangs in der That widersetzte und erst nachträglich zur Aufstellung einer Instruction zu bewegen war, die er dann, so gut es ging, seinen eigenen Auffassungen anzupassen suchte.

Vielleicht ist es jene Aufforderung an die verschiedenen Höfe gewesen, die zu einer Krise in der kaiserlichen Familie geführt hat. Thugut war gleich im höchsten Grade ungehalten über die in diesem Schritte liegende Ostentation: er befürchtete schlimme Folgen davon und argwöhnte, daß der feindliche Starhemberg gerade diese hervorzurufen beabsichtige.

Wie dem Allen aber auch sei, so ist es doch sicher, daß die von Thugut so heftig getadelte Politik der verwandten italienischen Höfe schließlich in der Person Gallo's über ihn siegte. Auch dieser Italiener ist verhängnißvoll für Deutschland geworden. Wie auf der preußischen Seite Lucchesini der entschiedenste Vertreter des Friedericianismus ist, so trägt Gallo eine große Schuld, wenn Oesterreich, nach so mannhaftem Ausharren, in der letzten Stunde doch noch den rechten Weg verlor. Auch für Gallo existirte die natürliche Antipathie des Germanen gegen Frankreich nicht. Er konnte kein Herz für Deutschland und das

*) S. den unten erwähnten Brief Cobenzls aus Moskau vom 4. Mai, bei Vivenot, a. a. O. II, 36.

Reich, er konnte kein Verständniß für das Rechtsprincip des Reiches besitzen. Er hatte keinen Begriff von den altösterreichischen Traditionen, an die sich Thugut mit solcher Zähigkeit anklammerte, und von der altösterreichischen Würde der Kaiserdynastie. Seine italienische Gewandtheit ist in den späteren Verhandlungen mit Bonaparte in eine fast vollständige Abhängigkeit von diesem übergegangen. Man braucht nicht im mindesten an einen Verrath zu denken: aber wie Thugut mit Recht seine Einwirkung auf das Detail fürchtete, so ist der Marquis de Gallo auch im Großen zu Leoben und Udine eben neapolitanischer Minister geblieben und hat die politische Gesammtlage von dem Standpunkt seiner Regierung und seiner Nationalität aus angesehen. Vor Allem ist die flüchtige und oberflächliche Behandlung, welche die deutschen Angelegenheiten in einem so besondern Maße zu Leoben erfuhren, sicher darauf zurückzuführen.

Zwei Italiener haben dort jene Präliminarien abgeschlossen, deren Folgen wenigstens zur flagrantesten Verletzung der Reichsintegrität führen sollten. Und der dritte Italiener (Lucchesini), der so viel zur Herbeiführung der Katastrophe beigetragen hatte, rieb sich schadenfroh die Hände und fraternisirte mit Bonaparte.

Einen Tag nach Merveldt langte Gallo in Leoben an. Bonaparte machte zum Schein Anfangs große Schwierigkeiten, ihn als Vertreter Oesterreichs zu empfangen: er hat sich später gerühmt, ihn sich gerade dadurch unterwürfig gemacht zu haben.

Schon vor Ankunft des Marchese hatte eine wichtige Unterredung zwischen Merveldt und Bonaparte stattgefunden, über welche dieser sofort nach Wien berichtete. Im Gegensatz zu allen bisherigen Vorschlägen des Directoriums war — und zwar offenbar schon bei Merveldts erster Reise — der Gedanke in den Vordergrund getreten, Oesterreich für Belgien auf Kosten der Republik Venedig zu entschädigen. Es ist wohl keine zu kühne Hypothese, daß die Franzosen, welche an allen Höfen Europas eine Menge geheimer Agenten besoldeten und sich die Bestechungen viel Geld kosten ließen, in irgend einer Weise von den alten venetianischen Plänen des österreichischen Cabinets Kunde erhalten hatten. Als Poterat zum zweiten Mal in Wien war, brachte er die Möglichkeit, Oesterreich auf diese Weise zu entschädigen, zur Sprache. Thugut

hatte damals erwidert, dazu bedürfe man Frankreichs nicht. Diese Vortheile würden Oesterreich schon durch seine Verbündeten geboten. Natürlich lag hierin aber ein halbes Eingeständniß der venetianischen Pläne. Und vermuthlich hatte Bonaparte dann durch Manfredini noch weitere Fingerzeige erhalten. Jedenfalls scheint es, daß er schon damals im März gegen den Großherzog Andeutungen über Entschädigungen in Italien gemacht hat, und daß Thugut nicht ohne Wohlgefallen Notiz davon nahm. Es sei doch wichtig und sehr zu überlegen, was man dem Großherzog antworten wolle, meinte er damals. Er dachte, wie wir annehmen, an die Legationen, die durch den Frieden von Tolentino zum rechtmäßigen Eigenthume Frankreichs geworden waren.*) Daß er nicht auf Venedig zielte, zeigt die sarkastische Art, mit der er sich über Allvintzy äußerte, als dieser sich der gewaltsamen Besetzung von Palmanova rühmte. Aber Bonaparte galt seit seinem Aufenthalte in Florenz für Oesterreich günstiger gesinnt als die anderen Franzosen, und man wollte ihn schonen.**) Er verstand es, in seiner genialen Weise, sich auch in die Wiener Hofkreise hineinzudenken. Als es sich zeigte, daß es mit den Legationen Schwierigkeiten haben würde, mußte sich Poterats Plan in Wien fast von selbst in den Vordergrund drängen. Ueber das Detail der Vorverhandlungen wird wohl schwerlich jemals Licht verbreitet werden. Es ist eben stets sehr schwer, die Genesis solcher Gedanken klar zu stellen. Bonaparte, dem nichts mehr als die Neugestaltung und Beherrschung Italiens am Herzen lag, wollte die Oesterreicher nicht in den Legationen dulden. Thugut verfiel in Folge dessen auf den Plan, sie Venedig zu geben, das dafür ein Stück der Terra ferma an Oesterreich abtreten sollte. Es war nur ein höchst mäßiges Gebiet, das man von Venedig auf diese Weise eintauschen wollte. Aber dieser Faden hat wahrscheinlich in irgend einer Weise weiter geführt.***) Wir erinnern uns, daß schon längst vor dem 3. Januar 1795 über gewisse dalmatinische und istrische Ansprüche mit der Republik Venedig selbst verhandelt worden war. Wie

*) Als sich Bonaparte nach dem Falle Mantua's gegen den Kirchenstaat wandte, hatte der Papst zu Tolentino rasch einen Frieden mit Frankreich abgeschlossen (19. Februar), in dem er die Legationen an dasselbe abtrat.

**) So erklären wir es auch, daß Thugut am 17. April unangenehm davon überrascht wird, als durch den Hof die von ihm selbst geltend gemachte Ansicht, daß Bonaparte keine Vollmachten habe, verbreitet wurde. Vgl. Vivenot, a. a. O. I, 32.

***) Der ganze Zusammenhang der Dinge hat uns immer mehr in dem Gedanken bestärkt, daß Thuguts Absichten auf die Legationen der Faden gewesen sind, der zu dem venetianischen Project geführt hat.

leicht konnten diese bei dem die Legationen betreffenden Tauschplane zur Sprache kommen, wie dies auch in Petersburg zur Revindication von ganz Istrien und ganz Dalmatien geführt hatte. Thuguts Stolz, Thuguts Instinct sträubten sich noch immer, ein solches Geschenk aus der Hand des siegreichen Frankreich entgegenzunehmen. Und er hielt daneben die Garantien für die gedeihliche Zukunft Europas fest. Aber es war ihm nicht mehr möglich, gegen die Intriguen des Hofes weiter anzukämpfen. Blieb ihm etwas Anderes übrig, als die Forderungen Oesterreichs so zu fassen, daß sie Bonaparte verwerfen mußte? Er dachte, venetianisches Gebiet doch nur dann von Frankreich anzunehmen, wenn es durch einen wirklichen Friedensschluß an dasselbe gelangt sei.

Zwei verschiedene Vorschläge waren es, die Bonaparte schließlich Merveldt gemacht hatte. Entweder sollte der Kaiser den Rhein als Grenze Frankreichs anerkennen und Mainz sofort ausliefern, um dafür Mailand und Mantua zurück zu erhalten und für Belgien durch Dalmatien, Istrien und ein vom Tagliamento begrenztes kleines Stück der Terra ferma entschädigt zu werden. Oder, Frankreich verzichte auf die Rheingrenze, müsse dann aber Mailand und Mantua behalten. Oesterreich müsse in diesem Fall auch für Mailand und Mantua venetianisches Gebiet annehmen. Die Etsch müsse dann die österreichische Grenze werden. Vielleicht könnte sie aber auch noch die den Venetianern ebenfalls gehörenden Gebiete von Bergamo und Brescia umfassen. Im ersteren Falle wollte sich Frankreich mit der Aufrechterhaltung der cispadanischen Republik einschließlich von Modena begnügen. Im zweiten Fall sollte auch aus Mailand und Mantua eine Republik gebildet werden. Merveldt entgegnete, die Gesinnungen des Kaisers seien ihm hinlänglich bekannt, um versichern zu können, daß derselbe keinen Frieden schließen würde, der nicht die Reichsintegrität zur Grundlage hätte, daneben aber die Rückgabe der italienischen Besitzungen und eine italienisch-dalmatinische Entschädigung für Belgien stipulirte. Bonaparte erklärte diese Bedingungen für ganz unannehmbar, gestand aber schließlich doch die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zur Mitternacht des 16. zu, um Merveldt seine Berichterstattung nach Wien zu ermöglichen.

Wer die Art österreichischer Verhandlungen kennt, wer sich die Zähigkeit vergegenwärtigt, mit der die Oesterreicher später zu Udine und Luneville ihre Stellung Schritt vor Schritt vertheidigten, wird es fast mit apodiktischer Gewißheit aussprechen dürfen, daß es ohne Gallo's

Dazwischenkunft zu nichts gekommen wäre. Erst jetzt begannen die förmlichen Verhandlungen. In dem für neutral erklärten Garten eines Herrn Eggenwald kam man am 15. zu diesem Zwecke zusammen: Bonaparte spottete mit Recht über die Neutralität inmitten der feindlichen Waffen. Gallo forderte die Rückgabe des Mailändischen und für Belgien außer Dalmatien und Istrien einen Theil der Terra ferma oder die Legationen. Jede Entschädigung in Deutschland wies er Thuguts System gemäß von der Hand. Die sogenannten constitutionellen Grenzen Frankreichs wollte er dagegen anerkennen, d. h. diejenigen Reichsgebiete der Republik belassen, auf die sich die französische Constitution bezog. Man einigte sich endlich über drei Entwürfe, die man der österreichischen Regierung zur Entscheidung vorlegen wollte. In allen dreien erkannte der Kaiser nur jene constitutionellen Grenzen der Republik an. Ueber die übrigen besetzten Reichsgebiete sollte der Reichsfriede entscheiden. Venedig mit den Inseln*) sollte erhalten werden. Nur hinsichtlich der Entschädigungen Oesterreichs in Italien bestand ein Unterschied in den drei Entwürfen. Es handelte sich darum, ob der Kaiser sein lombardisches Gebiet wieder erhalten, oder ob ihm auch dafür schon jetzt eine bestimmte Entschädigung auf Kosten Venedigs zugesprochen, oder endlich ob diese Entschädigung der Zukunft vorbehalten werden sollte.

Bonaparte verlängerte jetzt den Waffenstillstand bis zum 20.

Noch am Abend des 15. schickt Gallo die drei Entwürfe nach Wien. Sein Bericht kreuzt sich mit der durch Vincent überbrachten ausführlichen Instruction Thuguts vom selben Datum. Diese enthält folgende fünf Punkte:

1. Die Abtretung der Niederlande sollte unter der Bedingung zugestanden werden, daß Oesterreich dafür eine „verhältnißmäßige", oder, wenn das nicht zu erreichen sei, eine „billige Entschädigung" erhalte.

2. Die Abtretung des linken Rheinufers sollte abgelehnt werden, da dieselbe gegen den Krönungseid des Kaisers verstoße. Als die „Basis" in der deutschen Frage sei die Reichsintegrität zu bezeichnen. Falls dieser Ausdruck Schwierigkeiten mache, so sollte eventuell die Reichsintegrität als „allgemeine Basis" hingestellt werden. Dies schließe dann nicht aus, daß man sich

*) Wir verstehen, daß die jonischen Inseln gemeint sind.

über eine oder die andere Parzelle des Reichsgebiets den Wünschen Frankreichs gemäß verständige.

3. Die Legationen seien eine geeignete Entschädigung für die Republik Venedig. Venetianisches Gebiet sei jedoch erst anzunehmen, wenn es Frankreich gehöre. Man müsse also wissen, welche Mittel Frankreich zu Gebote stünden, um die Abtretung zu bewirken. Modena sollte erhalten werden.

4. Mit Ausnahme der Niederlande müsse Alles dem Kaiser restituirt werden. Doch sei ein Tauschobject gegen Mailand nicht ausgeschlossen.

5. Der Definitivfrieden sollte auf einem Congreß in Bern unter Zuziehung der kaiserlichen Verbündeten abgeschlossen werden. Die französische Republik sollte anerkannt, aber der Vorrang der Etiquette dem Kaiser gewahrt werden.

Wir sehen: Thuguts Instruction zielte durchaus nicht auf den sofortigen Abschluß eines wirklichen Friedens. Dafür waren seine Weisungen viel zu unbestimmter Natur. Es sind nur allgemeine Principien, über die er sich äußert. Es ist nur eine Basis für weitere Verhandlungen, die er geben will. Wenn sie Bonaparte als unannehmbar erschienen, so mußte der Krieg, wie Thugut es wünschte, fortdauern. Im entgegengesetzten Falle konnte ein Waffenstillstand geschlossen werden. Der Schwerpunkt von Thuguts Instruction liegt darin, daß er die Forderung des allgemeinen Friedens festhielt, d. h. daß er das österreichische Interesse, wir wollen nicht einmal sagen, von dem deutschen, aber doch jedenfalls von dem europäischen nicht trennen wollte. Auch die positiven Forderungen, mit denen sich Thugut einstweilen begnügte, würden noch immer zu einem „leidentlichen" Frieden für Oesterreich und das Reich geführt haben. Es war kaum anzunehmen, daß die Franzosen solche Bedingungen acceptiren würden. Aber es geschah das Unerwartete: Bonaparte ging auf Thuguts Vorschläge der Hauptsache nach ein. Er wollte Oesterreich durch die Friedensverhandlungen lahm legen. Er wollte es, wie er es zu thun liebte, compromittiren, indem er es zur Annahme venetianischer Gebiete aus seiner Hand veranlaßte. Außer den zwingenden Rücksichten auf die höchst bedenkliche strategische Lage seines geschwächten und an Munition Mangel leidenden

Heeres hätte er auch persönliche Beweggründe für sein Handeln. Nicht bloß als Sieger wollte er glänzen, sondern auch als Friedensstifter; und er wußte sehr wohl, daß bei der damaligen Stimmung der Franzosen das Verdienst, den Frieden wirklich zu Stande gebracht zu haben, ihm einen noch weit größeren Ruhm verleihen werde, als der Sieg auf dem Schlachtfelde. Die Friedenssehnsucht der Franzosen war damals so groß, daß sie in der That geeignet sein würde, die der Deutschen einigermaßen zu entschuldigen, wenn sie nicht umgekehrt bewiese, was wir Deutschen durch ein weiteres Ausharren hätten erreichen können. Clarke sollte Bonaparte den Ruhm des Friedensstifters nicht rauben. Letzterer besaß aber keine eigentlichen Vollmachten für den Friedensschluß. Nicht er, sondern Clarke war damit beauftragt, und er hatte deßhalb auch nicht umhin gekonnt, als die Friedensverhandlungen in Aussicht standen, einen Courier an diesen nach Turin abzusenden. Clarke's Ankunft stand unmittelbar bevor.*) Es galt, abzuschließen ehe er ankam. Entscheidender aber war doch wohl für Bonaparte die völlig richtige Erwägung, daß es wahrscheinlich zu nichts kommen werde, wenn er nicht das Eisen bei den Oesterreichern, so lange es warm war, schmiedete. Gallo und Merveldt widersprachen nicht, als er die Thugut'schen Begehren Punkt für Punkt vornahm, und ganz von selbst ergab es sich dann, daß man auch etwas darüber zu Papiere brachte, das dann in der Uebereilung in den meisten Punkten eine unklare oder bedenkliche Form annahm. Nur eine Forderung wies er geradezu von der Hand. Er bestand auf der Constituirung Modena's als Republik.**) Gerade jene durch Modena herzustellende Verbindung zwischen Toscana und Oesterreich, auf die dieses Werth legen mußte, wollte er nicht. Er wünschte umgekehrt in irgend einer Weise jenseits des Po festen Fuß zu fassen. Die Abgesandten stellten vor, daß der Herzog ja seinen Frieden mit Frankreich theuer genug erkauft hätte. Aber Bonaparte entgegnete, der Herzog habe später Lebensmittel an die österreichischen Truppen geliefert und dadurch den Waffenstillstand gebrochen. Sein Land gehöre Frankreich nach Kriegsrecht. Man wollte wegen dieses einen Punktes nicht abbrechen. Im Uebrigen kam man rasch zu einer Verständigung. Die kaiserlichen Unterhändler willigten nicht bloß in die Abtretung der Niederlande, sondern

*) Sie erfolgte in der Nacht vom 19. auf den 20.

**) Modena war damals noch nicht an den Erzherzog Ferdinand, den Onkel des Kaisers, gefallen. Erst später, obwohl noch im Laufe des Jahres 1797, kam der letzte Herzog von Modena aus dem Hause Este.

auch in die des Mailändischen mit Ausschluß von Mantua. Dafür wurde der Erwerb auf Kosten Venedigs vergrößert. Oesterreich sollte außer Dalmatien und Istrien die Terra ferma bis zum Oglio erhalten, Venedig dagegen als Republik bestehen bleiben und durch die Legationen entschädigt werden. Die von den Franzosen abzutretenden Festungen einschließlich Mantua's sollten sofort nach der Ratification des Definitivfriedens und, wenn man sich früher einigen könne, schon vorher übergeben werden. Der Berner Congreß wurde ausdrücklich acceptirt. Bonaparte verzichtete auf die Rheingrenze. Der Artikel 5 des öffentlichen Vertrages bestimmte, daß der Reichsfriede auf Grundlage der Reichsintegrität zu Stande kommen sollte. Der Artikel 6 enthielt dagegen die Abtretung der österreichischen Niederlande und die Anerkennung der „constitutionellen Grenzen" Frankreichs.

Ueber diesen Ausdruck ist später der heftigste Streit entbrannt. Unter französischem Einfluß hat sich dann die Meinung festgesetzt, es sei bereits zu Leoben die Abtretung des linken Rheinufers oder doch eines erheblichen Theiles desselben zugestanden worden. Es ist Hüffers Verdienst, den Beweis geliefert zu haben, daß dies trotz der unglücklichen Fassung nicht der Fall gewesen ist und nicht der Fall gewesen sein kann.*) Daß der deutsche Landstrich unterhalb der Nahe nicht unter die constitutionellen Grenzen fällt, ist nicht zweifelhaft. Denn dieses Gebiet war durch keinen legislatorischen Act der Republik angegliedert worden. Ebenso unzweifelhaft ist es, daß die elsässischen Enclaven, Porrentruy und Monbéliard, sowie die österreichischen Niederlande sammt dem Bisthum Lüttich, den Abteien Malmedy und Stablo unter die constitutionellen Grenzen fielen. Denn alle diese Gebiete hatte theils die Constitution vom 22. August 1795 als integrirende Bestandtheile der Republik aufgeführt, theils ein Beschluß vom 6. October jenes Jahres ausdrücklich der französischen Constitution und allen späteren Gesetzen unterworfen. Zweifelhaft könnte die Sache nur hinsichtlich des Gebiets der ehemaligen rheinisch-deutschen Republik zwischen der elsässischen Grenze und der Nahe sein. Auf den Wunsch einer Mainzer Deputation, deren Führer Georg Forster gewesen, war dieses Gebiet am 30. März 1793 durch Conventsbeschluß allerdings mit Frankreich vereinigt

*) Sybel acceptirt diese Ansicht vollkommen. Vgl. Sybel, a. a. O. IV, 511. Das, was er an dieser Stelle sagt, liefert übrigens noch neue Belege für die Richtigkeit von Hüffers Auffassung.

worden.*) Als es dann aber wieder von den Deutschen erobert wurde, hatte man diesen Conventsbeschluß stillschweigend aufgegeben, man war auch nicht auf denselben zurückgekommen, als das Kriegsglück das fragliche Gebiet wiederholt in die Gewalt der Franzosen brachte. Insbesondere hatte man nie daran gedacht, dasselbe in Departements einzutheilen. Man behandelte es als sogenanntes pays conquis; die Gesetze der Republik galten dort nicht; die Gewalt lag lediglich in den Händen der Militärbehörden. Offenbar kann also der Begriff der constitutionellen Grenzen darauf nicht angewandt werden. Aus der übrigen Beweisführung Hüffers sei es uns vergönnt, nur noch ein paar Punkte hervorzuheben. Bonaparte selbst kam zu Leoben beständig darauf zurück, daß dem Kaiser eigentlich gar kein Ersatz für Belgien gebühre, da Frankreich nur aus Rücksicht für den Kaiser auf das linke Rheinufer und die übrigen Reichsgebiete, die es besetzt halte, verzichte. Somit sei die Entschädigung für Belgien schon in Deutschland gegeben. „Wenn S. M. der Kaiser aufhören wollte, vom Reich und dessen Integrität zu sprechen, so würde Frankreich in Italien Alles thun, was S. M. wünschen könnte. Da aber jetzt der Norden für den Norden eintritt, so kann auch der Süden nur für den Süden entschädigen.**) Auch Bonaparte's Ausdrucksweise in seinem Bericht an das Directorium läßt keinen Zweifel darüber, daß kein „pays conquis" durch den Ausdruck „constitutionelle Grenzen" umfaßt werden sollte. „Alles, was Departement ist, verbleibt der Republik", schreibt er. Die einflußreichsten Mitglieder des Directoriums: Carnot, Letourneur und selbst Rewbell sagten dem preußischen Gesandten, die Republik habe durch die Erwerbung Belgiens und seiner Dependenzen ihr Ziel erreicht und werde nichts mehr von Deutschland fordern. Schon die Instructionen für Clarke hatten gezeigt, daß man dem zähen Widerstande des Kaisers gegenüber den Anspruch auf das linke Rheinufer jetzt nun doch nicht mehr festhalten wolle. In denselben sei, sagten die Directoren dem Vertreter Preußens, das linke Rheinufer zwar noch als ein Gegenstand der Unterhandlungen bezeichnet, nun aber, da der Ge-

*) Nach Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der Fremdherrschaft, Bd. I, S. 114. wurde von dem Convent die Annexion nicht direct proclamirt, sondern nur die zukünftige Annexion der Deputation versprochen.

**) Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 268 f., Anmerkung. Schon in Bonaparte's erstem Vorschlag lag der Versuch, eine Wechselwirkung zwischen der Erhaltung der Reichsintegrität und dem Maaß der österreichischen Entschädigung herbeizuführen.

neral Bonaparte in den Präliminarien beinahe gänzlich darauf verzichtet habe, könne man nicht mehr darauf zurückkommen.*) Was wäre doch noch immer möglich gewesen, wenn Preußen auf seinem Platze stand!

Wenn jetzt die Vertreter Oesterreichs, wie nicht bezweifelt werden kann, die Möglichkeit einer Abtretung der großentheils enclavirten Gebiete von Lüttich, Malmedy und Logne andeuteten, so liegt gerade darin der Beweis, daß die eigentlich deutschen Gebiete nicht abgetreten werden sollten. Dennoch ist der von Bonaparte eingeschmuggelte Ausdruck „constitutionelle Grenzen" ein höchst unglücklicher. Thugut fühlte es sofort und gab Gallo und dessen Uebereilung die Schuld. Es bestand immerhin ein Widerspruch zwischen diesen constitutionellen Grenzen und der Reichsintegrität. Aber Gallo vermochte Bonaparte nicht zu widerstehen. Seine Armee leide an Lebensmitteln, sagte er den österreichischen Vertretern, und er müsse deßhalb nach Ablauf des Waffenstillstandes vorwärts gehen. Trotz seiner selbstständigeren Stellung als Vertreter eines fremden Staates entschloß sich doch Gallo nur mit Zittern und Beben zur Unterzeichnung. Aber er entschloß sich. Auf Merveldt kam seit Gallo's Ankunft wenig mehr an. Er war in diplomatischen Geschäften ganz unbewandert. Er fühlte sich nur für die Verhandlungen über die militärischen Dinge berufen und überließ Gallo alle Verantwortlichkeit. Es ist vielleicht der größte Meisterstreich und der folgenschwerste Act in dem ganzen Leben Napoleon Bonaparte's, daß es ihm diese Unterzeichnung zu erwirken gelang. Am 18. April um 3 Uhr Nachmittags fand die Unterzeichnung statt. Datirt wurde das Friedensdocument aus dem Château d'Eckenwald près de Leoben, obwohl man sich in einem bloßen Pavillon befand und ein Schloß dieses Namens gar nicht existirte. Es war Essenszeit. In dem dem Bischof von Leoben gehörigen Schlosse Göß, wo Bonaparte wohnte, hatte sich eine große Zahl höherer französischer Officiere versammelt: sie warteten auf ihren Chef. Wohl wußte man, daß Verhandlungen im Gange, aber man dachte nicht entfernt, daß dieselben schon so weit gediehen seien. Endlich nach langem Warten trat Bonaparte, von Gallo und Merveldt begleitet, aus einem anstoßenden Gemach in den Saal und verkündete mit lauter Stimme: „Die Grundlage des Friedens ist unterzeichnet. Es lebe die Republik! es lebe der Kaiser!" Mit Jubel und Händeklatschen wurde die Nachricht von den Officieren begrüßt. Auch bei Tisch blieb Bonaparte in der heitersten Stimmung. „Sie

*) Ebendaselbst 270.

haben eine schöne Belohnung zu erwarten, meine Herren", sagte er zu den kaiserlichen Gesandten; „Sie werden Kreuze und Ketten bekommen." „Und Sie General", antwortete der mitanwesende Vincent, „Sie erhalten ein Decret mit der feierlichen Erklärung, Sie hätten sich um das Vaterland verdient gemacht."*)

Gallo war aber, wie wir sehen, keineswegs über die Aufnahme beruhigt, die der überstürzte Abschluß in den entscheidenden Wiener Kreisen finden werde. Er befand sich, bis die Antwort aus Wien eintraf, in solcher Spannung, daß die Besorgniß ihn krank machte.**) Thugut scheint noch am 17. auf das Scheitern der Verhandlungen mit Bestimmtheit gerechnet zu haben. Er betonte dem Kaiser gegenüber auf's Nachdrücklichste, daß Bonaparte keine Vollmachten besitze. Wenn es zum Abbruch der Negociationen komme, schreibt er an Colloredo, so werde man ohne Zweifel in der Lage sein, dem Publikum diesen Mangel als den Grund davon zu bezeichnen.***) Seine Gedanken drehen sich noch fast ausschließlich um die Fortsetzung des Krieges. „Ich höre", heißt es in einem zweiten Brief vom 17., „zu meinem großen Erstaunen, daß der Erzherzog nicht blos noch nicht abgereist ist, sondern daß sich S. königl. Hoheit sogar hat verlauten lassen, er würde vielleicht während des ganzen morgenden Tages noch nicht abreisen. Ich bitte Ew. Exc. inständigst, S. M. auf den Knieen anzuflehen, er möge nach so vielen Versprechungen (des Erzherzogs) allen diesen Ausflüchten ein Ende zu machen geruhen. Alles weist darauf hin, daß Moreau sich anschickt, über den Rhein zu gehen. Der letzte Courier Bonaparte's ist sicherlich nur dorthin abgegangen, um dieses Unternehmen zu beschleunigen. Alle Briefe melden, daß die Vorbereitungen für den Uebergang vollendet sind, und Se. kgl. Hoheit bleibt, ich weiß nicht weßhalb, in Wien. Seine erste Reise hat augenscheinlich die Armee in Italien zu Grunde gerichtet und den Feind bis unter die Mauern von Wien gezogen. Will er nun auch noch die Rheinarmee während seiner Abwesenheit über den Haufen werfen lassen? Und

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen, 252. Die Anekdote stammt aus einer Erzählung Marmonts, der damals Bonaparte's Adjutant war. Vincent fügte noch hinzu: „Jedes Land hat seine Sitte und jedes Volk seine Steckenpferde." Die Lacher seien, sagt Marmont, auf Vincents Seite gewesen.

**) S. den Brief Thuguts an Colloredo vom 20. April bei Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 34.

***) Ebendaselbst 32. „L'on sera sans doute dans le cas de le dire au public lorsqu'on en viendra à la rupture des négociations." Wir verweisen auf das Futurum „viendra" statt „viendrait".

welchen Nutzen hätte denn ein Höchstcommandirender, dessen Anwesenheit auf seinem Posten während der entscheidendsten Momente, von denen Alles abhängt, nicht nothwendig ist? Um Gottes willen, möchten es doch Ew. Exc. von der Güte Sr. Majestät und bei dessen Sorge für das Heil der Monarchie erreichen, daß S. kgl. Hoheit ohne irgend einen Aufschub, welcher Art er auch sei, und noch vor Ende des morgenden Tages abreist. Ich kann Ew. Exc. nicht sagen, wie sehr ich niedergeschlagen und abgespannt bin, und wie ich zu jeder ernsten Arbeit unfähig werde, wenn ich diese unerwarteten Abänderungen und diesen beständigen Wechsel bei Dingen sehe, die in der positivsten Weise entschieden waren.*)

Wie weit Thuguts Gedanken noch von einem Friedensschluß entfernt waren, dafür spricht wohl auch ein Brief des österreichischen Gesandten am Berliner Hofe. „Wie es mir in diesem drohenden Zeitpunkte hier zu Muthe ist", schreibt Reuß noch am 21. April an Dietrichstein, „kannst Du Dir gewiß deutlich denken, mein Lieber! Der Allmächtige wolle den Muth, den gewiß seltenen und auf solche Weisheit gegründeten Muth unseres verehrungswürdigen Baron Thugut, und die männliche Standhaftigkeit unseres vortrefflichen Monarchen, und die Treue seiner Vasallen und Unterthanen mit dem erwünschtesten Erfolge krönen, damit die wahrhaft teuflischen Anschläge der, alle menschliche Glückseligkeit zerstörenden, verabscheuungswürdigen Gallier an dem Muthe und der Standhaftigkeit der redlich gesinnt Gebliebenen wie an unerschütterlichen Felsen zerschellen und wie Staub zerstieben mögen! Hierzu habe ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben, zumal seit den aus Tyrol eingegangenen erfreulichen Nachrichten, vermöge welcher das tapfere und treue, mit unseren Truppen vereinigte Landvolk den Feind so ehrenvoll aus dem Lande vertrieben hat, und das treue österreichische Volk auch seine Kräfte zur Vertheidigung des Vaterlandes aufbietet."**) Ein Brief Ludwig Cobenzls an Thugut stimmt wenigstens soweit mit diesen Auffassungen überein, daß er Bonaparte erst besiegt sehen will, ehe man zu Verhandlungen mit den Franzosen schreite. Und mindestens für Thuguts Anschauung darf das Schreiben als ein Beleg betrachtet werden. „Schon seit langer Zeit betrachte ich Ew. Exc.", schreibt Cobenzl,***)

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 33.

**) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe ꝛc. II, 34.

***) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe Thuguts II, 36. Der Brief ist aus Moskau, wo sich Cobenzl der Krönung des Kaisers wegen aufhielt. Datirt ist der-

„als den einzigen, der die Monarchie noch retten kann; wie groß auch unser Unglück ist, alles läßt sich noch gut machen, wenn man dem Impuls Ihrer Standhaftigkeit und Energie folgt; aber Alles ist verloren, wenn man im geringsten davon abweicht. — — — Ich gestehe Ew. Exc. offen, wovor ich mich noch mehr fürchte als vor Bonaparte, ist der Umstand, daß Rasumowsky von einer Sendung des Marquis Gallo spricht mit Vollmachten, die Sie sich zu unterzeichnen geweigert haben sollten. Nach der Art, wie man uns die wirkliche Lage der Franzosen darstellt und angesichts der ungeheuren Rüstungen, die bei uns vorgenommen werden, mußte man sie für verloren halten, wenn man sie unverzüglich angriffe."

Es wird bei unserem Urtheile über die Absichten einer historischen Persönlichkeit, wie Ranke sagt, immer etwas Problematisches übrig bleiben: und namentlich, wenn die Nachrichten so spärlich wie hier fließen. Offenbar wurde Thugut in diesen entscheidenden Tagen von den wechselvollsten Eindrücken bewegt. Mit Macks Ankunft am 10. hatte sich sein Muth wieder belebt. Am 15. erscheint er dagegen fast ohne Hoffnung und in einer resignirten Stimmung, wie sie bei ihm doch etwas Ungewohntes ist. „Ew. Excellenz", schreibt er an Colloredo, „werden aus der anliegenden Depesche des Grafen Lehrbach ersehen, daß unsere Erfolge in Tyrol sich fortsetzen. Hätte Kerpen nur etwas mehr Truppen, und wären Maßregeln, die man in Tyrol und nach Salzburg zu getroffen hat, bis auf die neuesten in diesem Augenblick gegebenen Befehle nicht gänzlich verfehlt, so würde sich Bonaparte binnen Kurzem auf dem Rückzug und in einer äußerst schwierigen Lage befinden. Leider scheint sich alles zu vereinigen, um der französischen Republik den Triumph zu sichern und die Aufrichtung des Freiheitsbaums in ganz Europa herbeizuführen. Bittere Vorwürfe und lange Reue werden unzweifelhaft darauf folgen, aber diese werden dann ohnmächtig einem Uebel gegenüber sein, das nicht wieder gut gemacht werden kann. Ich sehe wohl, daß man seinem Schicksale nicht wird entgehen können und daß man sich darin ergeben muß."*)

Diese Worte verdienen bemerkt zu werden, da sie an demselben Tage niedergeschrieben sind, an dem die Instruction für Gallo abging.

selbe vom 4. Mai. Wir vermögen uns in der Telegraphenzeit kaum mehr in den langsamen diplomatischen Verkehr jener Zeiten hineinzudenken.

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 31.

Dieser zähe Altösterreicher war noch sehr weit von einem Aufgeben seiner Principien entfernt. Selbst nicht einmal die Instruction vom 15. ist als seine That zu betrachten. Er fügte sich dem Willen des Monarchen, wie das bei Ministern der alten Zeit natürlich noch weit häufiger als jetzt der Fall war, und führte das ihm Anbefohlene in der Hoffnung aus, größeres Unglück durch sein persönliches Eingreifen vermeiden zu können. Die Art aber, wie Gallo die Instruction zur Ausführung brachte, schlug dem, was Thugut wollte, völlig in's Gesicht.

Man könnte fragen, was er, da Oesterreich ja doch in Italien und zwar eine ziemlich bedeutende Entschädigung erhalten sollte, an den Präliminarien auszusetzen hatte. Dieser Brief vom 15. beweist, daß er die moralische Bedeutung eines Friedensschlusses vor den Thoren von Wien sehr wohl verstand und daß er einen Frieden in diesem Augenblick überhaupt nicht wollte. Sodann wollte er sich nicht von England trennen lassen; und so lange England Belgien den Franzosen nicht bewilligte, lag eine Abwendung von diesem in dem Präliminarfrieden und in gewissem Sinne schon in der Instruction vom 15. April. Thugut war damit einverstanden, daß Oesterreich für die Niederlande in Italien entschädigt wurde. Sicher hielt er aber noch immer an dem Gedanken fest, einen selbständigen Staat aus den Niederlanden zu bilden. Frankreich ohne Aequivalent in solcher Weise zu vergrößern, widersprach durchaus der Gleichgewichtstheorie, an der er mit solcher Entschiedenheit festhielt, und dem, was er unter einem soliden Frieden verstand. Und wir bezweifeln nicht, daß er die Unhaltbarkeit des linken Rheinufers bei einer Abtretung Belgiens an Frankreich erkannte, daß er sich keine Illusionen darüber machte, daß die Franzosen auch dieses mit der Zeit begehren würden. Jedenfalls wünschte er nur in Gemeinschaft mit England über die Niederlande zu verfügen. Sodann mißbilligte er die oberflächliche Art, mit der Gallo bei den einzelnen Festsetzungen vorgegangen war. Er fürchtete bei den folgenden Detailverhandlungen wegen der Isolirung, in der sich Oesterreich fortan befand, das Schlimmste. Ferner wollte er Modena nicht in den Händen der Franzosen lassen, und endlich war ihm der von Bonaparte eingeschmuggelte und von Gallo acceptirte Ausdruck der „constitutionellen Grenzen" im hohen Grade bedenklich. Es ist ja möglich, daß sich der verhältnißmäßig so consequent denkende Thugut in einem oder dem anderen der genannten Punkte nicht klar war: das geschulte Denken wich nie-

mals mehr von der intuitiven Empfindung ab, als gerade im vorigen Jahrhundert. Aber im tiefsten Innern war er schwerlich anders gesinnt. Wir sahen, mit welcher Lebhaftigkeit er sich schon am 17. wieder mit dem Kriege beschäftigt. Bei der Umständlichkeit, mit der er alle Verhandlungen führte, liegt es jedenfalls auf der Hand, daß er auf nichts weniger gefaßt war, als auf den sofortigen Abschluß eines Präliminarfriedens.

Wesentlich anders war die Stimmung des Hofes. Man übersah dort die Tragweite der Dinge fast eben so wenig als an den kleinen deutschen Höfen. Schon daß der Erzherzog Karl seine Abreise nach dem Rhein von einem Tag zum andern aufschob, weist darauf hin, daß man den Abschluß erwartete. „Ich habe mit aller möglichen Aufmerksamkeit," schreibt Colloredo an eben jenem 17. an Thugut, „die Schriftstücke, welche ich anbei ehrerbietigst Ew. Exc. übersende, gelesen und wieder gelesen. Wenn ich meine unmaßgebliche Meinung sagen soll, so scheint mir, als liege in Allem und überall Verschmitztheit, Zweideutigkeit, vielleicht selbst Falschheit und Betrug. Der General Bonaparte hat keine Vollmachten, wenigstens kann er in diesem Augenblick keine aufweisen. Doch ist wohl anzunehmen, daß er irgend ein Recht und eine Macht zum Unterhandeln besitzt, denn sonst hätte er nicht soweit zu gehen und sogar dreimal einen Waffenstillstand zu gewähren gewagt. Es ist offenkundig, daß Bonaparte und mit ihm ein großer Theil der Officiere und selbst der Armee den Frieden herbeiwünschen. Doch gedenkt Bonaparte ihn mit dem größtmöglichen Vortheil für das Directorium abzuschließen und sucht soviel zu erreichen als er kann. Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht würde es bedenklich sein, sich den einen oder den anderen dieser drei Vorschläge als Vorbedingung des Friedens gefallen zu lassen. Ich wage es kaum zu sagen, daß es mir scheint, als könnte man vielleicht aus diesen drei Entwürfen etwas entnehmen und herausſuchen, falls Bonaparte sich zu einem Waffenstillstand auf 3 Monate verpflichten könnte oder wollte, indem er sich sogleich zurückzöge, die Staaten Sr. M. bis zum Tagliamento räumte und sich, nichts zu unternehmen, verbindlich machte. Ich möchte es für möglich halten, daß ein solcher Vorschlag angenommen werden könnte, und während dieser Zeit könnte man zu unterhandeln und zu einem allgemeinen Frieden zu kommen suchen. Dadurch würde Zeit gewonnen werden, um die Armee wenigstens theilweise wieder in Stand

Dieser zähe Altösterreicher war noch sehr weit von einem Aufgeben seiner Principien entfernt. Selbst nicht einmal die Instruction vom 15. ist als seine That zu betrachten. Er fügte sich dem Willen des Monarchen, wie das bei Ministern der alten Zeit natürlich noch weit häufiger als jetzt der Fall war, und führte das ihm Anbefohlene in der Hoffnung aus, größeres Unglück durch sein persönliches Eingreifen vermeiden zu können. Die Art aber, wie Gallo die Instruction zur Ausführung brachte, schlug dem, was Thugut wollte, völlig in's Gesicht.

Man könnte fragen, was er, da Oesterreich ja doch in Italien und zwar eine ziemlich bedeutende Entschädigung erhalten sollte, an den Präliminarien auszusetzen hatte. Dieser Brief vom 15. beweist, daß er die moralische Bedeutung eines Friedensschlusses vor den Thoren von Wien sehr wohl verstand und daß er einen Frieden in diesem Augenblick überhaupt nicht wollte. Sodann wollte er sich nicht von England trennen lassen; und so lange England Belgien den Franzosen nicht bewilligte, lag eine Abwendung von diesem in dem Präliminarfrieden und in gewissem Sinne schon in der Instruction vom 15. April. Thugut war damit einverstanden, daß Oesterreich für die Niederlande in Italien entschädigt wurde. Sicher hielt er aber noch immer an dem Gedanken fest, einen selbständigen Staat aus den Niederlanden zu bilden. Frankreich ohne Aequivalent in solcher Weise zu vergrößern, widersprach durchaus der Gleichgewichtstheorie, an der er mit solcher Entschiedenheit festhielt, und dem, was er unter einem soliden Frieden verstand. Und wir bezweifeln nicht, daß er die Unhaltbarkeit des linken Rheinufers bei einer Abtretung Belgiens an Frankreich erkannte, daß er sich keine Illusionen darüber machte, daß die Franzosen auch dieses mit der Zeit begehren würden. Jedenfalls wünschte er nur in Gemeinschaft mit England über die Niederlande zu verfügen. Sodann mißbilligte er die oberflächliche Art, mit der Gallo bei den einzelnen Festsetzungen vorgegangen war. Er fürchtete bei den folgenden Detailverhandlungen wegen der Isolirung, in der sich Oesterreich fortan befand, das Schlimmste. Ferner wollte er Modena nicht in den Händen der Franzosen lassen, und endlich war ihm der von Bonaparte eingeschmuggelte und von Gallo acceptirte Ausdruck der „constitutionellen Grenzen" im hohen Grade bedenklich. Es ist ja möglich, daß sich der verhältnißmäßig so consequent denkende Thugut in einem oder dem anderen der genannten Punkte nicht klar war: das geschulte Denken wich nie-

mals mehr von der intuitiven Empfindung ab, als gerade im vorigen Jahrhundert. Aber im tiefsten Innern war er schwerlich anders gesinnt. Wir sahen, mit welcher Lebhaftigkeit er sich schon am 17. wieder mit dem Kriege beschäftigt. Bei der Umständlichkeit, mit der er alle Verhandlungen führte, liegt es jedenfalls auf der Hand, daß er auf nichts weniger gefaßt war, als auf den sofortigen Abschluß eines Präliminarfriedens.

Wesentlich anders war die Stimmung des Hofes. Man übersah dort die Tragweite der Dinge fast eben so wenig als an den kleinen deutschen Höfen. Schon daß der Erzherzog Karl seine Abreise nach dem Rhein von einem Tag zum andern aufschob, weist darauf hin, daß man den Abschluß erwartete. „Ich habe mit aller möglichen Aufmerksamkeit," schreibt Colloredo an eben jenem 17. an Thugut, „die Schriftstücke, welche ich anbei ehrerbietigst Ew. Exc. übersende, gelesen und wieder gelesen. Wenn ich meine unmaßgebliche Meinung sagen soll, so scheint mir, als liege in Allem und überall Verschmitztheit, Zweideutigkeit, vielleicht selbst Falschheit und Betrug. Der General Bonaparte hat keine Vollmachten, wenigstens kann er in diesem Augenblick keine aufweisen. Doch ist wohl anzunehmen, daß er irgend ein Recht und eine Macht zum Unterhandeln besitzt, denn sonst hätte er nicht soweit zu gehen und sogar dreimal einen Waffenstillstand zu gewähren gewagt. Es ist offenkundig, daß Bonaparte und mit ihm ein großer Theil der Officiere und selbst der Armee den Frieden herbeiwünschen. Doch gedenkt Bonaparte ihn mit dem größtmöglichen Vortheil für das Directorium abzuschließen und sucht soviel zu erreichen als er kann. Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht würde es bedenklich sein, sich den einen oder den anderen dieser drei Vorschläge als Vorbedingung des Friedens gefallen zu lassen. Ich wage es kaum zu sagen, daß es mir scheint, als könnte man vielleicht aus diesen drei Entwürfen etwas entnehmen und herausſuchen, falls Bonaparte sich zu einem Waffenstillstand auf 3 Monate verpflichten könnte oder wollte, indem er sich sogleich zurückzöge, die Staaten Sr. M. bis zum Tagliamento räumte und sich, nichts zu unternehmen, verbindlich machte. Ich möchte es für möglich halten, daß ein solcher Vorschlag angenommen werden könnte, und während dieser Zeit könnte man zu unterhandeln und zu einem allgemeinen Frieden zu kommen suchen. Dadurch würde Zeit gewonnen werden, um die Armee wenigstens theilweise wieder in Stand

zu setzen und zu reorganisieren. Der Feind würde dadurch immer mehr entfernt und wir könnten verschiedene Maßregeln treffen."*)

Man sieht: der Hof neigt zu einem Abkommen mit Bonaparte. Offenbar soll Colloredo's Brief Thugut andeuten, daß der Kaiser zum Abschluß von Präliminarien bereit sei. Freilich tröstete man sich damit, daß das Ganze nur ein Waffenstillstand sein solle und werde. Aber hier lag ja eben der Irrthum. Hat man eine moralische Position einmal principiell geräumt, so kann man auf das Aufgegebene nie wieder zurückkommen.

Noch zögerte der Kaiser sein letztes Wort auszusprechen. Aber vor Allem blickt doch recht im Gegensatz zu Thuguts Auffassung der dringende Wunsch durch, die Feinde erst einmal durch einen Waffenstillstand los zu werden. Es ist recht eigentlich eine höfische Auffassung, die bei Kaiser Franz den Sieg davon trug. Leopold I, selbst Karl VI und in ihrer Jugend auch Maria Theresia würden anders gehandelt haben. Sie übertrafen meist ihre ganze Umgebung an Zähigkeit. Aber die Dynastie war eben seit den großen Siegen Friedrichs II innerlich geknickt.

Als der Vertrag von Leoben mit Gallo's Bericht in Wien anlangte, war Thugut im höchsten Grade betroffen. Er bot seine Entlassung an. Die Uebereilung dieses Abschlusses hätte ihn, sagt er an Eden, ebenso überrascht wie diesen selbst. Gallo und Merveldt seien sich der Unregelmäßigkeit ihres Vorgehens auch bewußt. Sie entschuldigten ihr Verfahren durch die Behauptung, daß Bonaparte sonst zu einer Vorwärtsbewegung gezwungen gewesen wäre, die deutschen Provinzen des Kaisers aber unmittelbar nach der Ratification zu verlassen versprochen habe. Es sei dieses Ereigniß mit den Grundsätzen unvereinbar, die seine (Thuguts) Verwaltung geleitet hätten und mit den Maßnahmen, die er zu empfehlen nie aufgehört habe.**)

---

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 32 f. (In Folge eines Druckfehlers irrthümlich: Thugut an Colloredo überschrieben.)

**) S. Edens Depesche vom 22. April bei Hüffer, die Politik der deutschen Mächte S. 240 f. Wie uns scheint, hat man keinen Grund, die Wahrheit der von Thugut an den befreundeten Eden gemachten Aeußerungen zu bezweifeln. Sie stimmen durchaus mit demjenigen überein, was sich vor und nach dem 18. April ereignete. Davon aber auch abgesehen geht aus Edens Mittheilungen doch allermindestens hervor, daß Thugut sich des Gegensatzes klar bewußt war, in dem die Abmachungen von Leoben zu seiner ganzen bisherigen Politik standen.

Viertes Kapitel.

Campo Formio.

Es wäre das Richtige gewesen, wenn Oesterreich sich jetzt wegen des Berner Congresses an seine Verbündeten gewendet und bis zu dessen Zusammentritt alle weiteren Verhandlungen hätte ruhen lassen. Man wünschte aber dringend, die österreichischen Lande von den französischen Truppen befreit zu sehen. Andererseits war die Besorgniß nur zu begründet, daß sich die politische Lage verschlimmern und daß das in Leoben Gewonnene für Oesterreich in letzter Instanz doch wieder verloren gehen würde. Kaum war die Dinte des Vertrags trocken geworden, als vom Rhein der Flußübergang der feindlichen Heere gemeldet wurde. Die Oesterreicher waren nach dem Abgange der im Februar zur italienischen Armee gesandten bedeutenden Truppentheile nirgends mehr stark genug für den erfolgreichen Widerstand. Gerade an jenem 18. April hatte Hoche den Rhein bei Neuwied überschritten. Er hatte dann die weit schwächeren Kaiserlichen bei Heddersdorf geschlagen und bis an die Nidda zurückgedrängt. Ein zweites Corps der Franzosen hatte sich von Mainz her in Bewegung gesetzt und war bereits wieder bis vor die Thore Frankfurts gelangt, als am Abend des 22. die Kunde von der zu Leoben erzielten Einigung eintraf. Am Oberrhein hatten die Oesterreicher den in der Nacht vom 19. auf den 20. über den Strom setzenden Franzosen Kehl wieder überlassen und sich an die Rench und Kinzig zurückziehen müssen: es sollte eben zu einer

Schlacht kommen, als man auch hier von dem Präliminarfrieden Kenntniß erhielt. Es war klar, daß diese Ereignisse die Situation wieder wesentlich verschlimmerten und daß man zu Leoben nicht so günstig davon gekommen sein würde, wenn erst jetzt der Abschluß hätte erfolgen sollen. Nicht bloß das Directorium sah die Sache so an, auch Bonaparte äußerte sich in diesem Sinne.

Um ihn bei seinem Worte festzuhalten, entschloß man sich in Wien, Merveldt und Gallo zu weiteren Verhandlungen mit demselben zu legitimiren. Der erstere sollte die Räumung der Erblande überwachen, dem letzteren fielen natürlich die diplomatischen Verhandlungen behufs Ausführung der Präliminarien zu. In Graz kam der Marchese noch vor dem 28. April mit Bonaparte zusammen und sprach den Wunsch aus, sich vorläufig mit ihm in einer italienischen Stadt über Dasjenige zu verständigen, was man demnächst dem Berner Congreß vorlegen wolle. Bonaparte hat dann hierin später ein Aufgeben des Congresses gesehen, ohne daß man dies von österreichischer Seite Wort haben wollte. Auch Sybel spricht sich in ähnlichem Sinne wie Bonaparte aus. Bonaparte's Behauptung geht offenbar zu weit. Leugnen läßt sich aber nicht, daß man ihm damit wieder einen weiteren Finger hinhielt. Und er hätte nicht Bonaparte sein müssen, um jetzt nicht vollends nach der ganzen Hand zu greifen. Wie weit Thugut bei diesem und den nächstfolgenden Schritten betheiligt, ist wieder schwer zu ermitteln. Seine Briefe sind voll von Klagen über Gallo. Er findet sein Geschwätz unerträglich und spottet über seine Aengstlichkeit. Der Marchese habe die Dinge dadurch verdorben, meinte er einige Monate später, daß er durchaus Alles mit Bonaparte habe abmachen wollen. Aber er scheint sich allerdings seiner Verwendung noch weniger als zur Zeit von Leoben widersetzt zu haben.*)

Um die italienischen Angelegenheiten zu regeln, begab sich Bonaparte nach Italien, wo die Stimmung doch sehr getheilt war und namentlich das Landvolk im Venetianischen wie in der Lombardei vorwiegend auf Seiten der alten Ordnung stand: die Stimmung war offenbar eine den Franzosen ungünstigere als z. B. in Belgien oder gar in Holland. Ein gegen die französischen Truppen gerichteter blutiger Volksaufstand zu Verona mußte Bonaparte den Vorwand

*) Vgl. Thuguts Brief an Colloredo vom 20. August 1797. (Vertrauliche Briefe II, 47 f.)

zum Kriege gegen Venedig liefern, deſſen feſte Plätze ſchon zum Theil in ſeinen Händen waren. Einen irgendwie nennenswerthen Widerſtand leiſtete die gealterte Republik nicht. Nach 1300jährigem Beſtehen fand ſie ein wenig rühmliches Ende. Die franzöſiſchen Truppen beſetzten ohne Mühe auch die Lagunenſtadt. Die ſchon ſeit vielen Jahrhunderten beſtehende Verfaſſung wurde umgeſtoßen und eine neue demokratiſche eingeführt. Raſch ging man daran, das ganze Land zu demokratiſiren.

Es läßt ſich leicht ermeſſen, welchen Eindruck dies Alles in Wien hervorrief. Wie bedenklich mußte es doch ſein, wenn eine demokratiſche Regierung in unmittelbarer Nähe der zukünftigen Beſitzungen Oeſterreichs ſchaltete, während ein ariſtokratiſches Regiment in Venedig jetzt trotz Allem durch den Drang der Verhältniſſe darauf angewieſen geweſen wäre, ſeinen Rückhalt bei Oeſterreich zu ſuchen! Wie gefährlich war es insbeſondere, wenn der Oeſterreich einzuräumende venetianiſche Beſitz vollſtändig demokratiſirt wurde, ehe er in deſſen Hände gelangte! Und es fehlte dabei nicht an Rückſichtsloſigkeiten gegen den Kaiſerhof. Man ſog das Venetianiſche in unglaublichſter Weiſe aus. Gegen den Herzog von Modena und ſogar gegen den öſterreichiſchen Geſchäftsträger in Venedig erlaubte man ſich Gewaltthätigkeiten. Die zu Oeſterreich Haltenden wurden überall verfolgt. Es kam vor, daß ein eifriger Anhänger des Kaiſers, der Graf Auguſto Verità, ohne Umſtände erſchoſſen wurde. Thuguts Briefe ergehen ſich in den bitterſten Klagen und ſind voll Hohns über die von ſeinen Gegnern geprieſene neue franzöſiſche Freundſchaft. Man möge dieſe Handlungsweiſe, meint er, nur mit Bonaparte's honigſüßen Worten und mit ſeinen ſo ſehr gerühmten Intentionen vergleichen.*) Und nirgends fehlte es an Symptomen, daß der Uebermuth der Sieger ſich an das zu Leoben Vereinbarte nicht kehren werde. Die Aeußerungen über die neue deutſch-franzöſiſche Grenze wurden immer zweifelhafter. Man hatte ſich zu Paris einen Augenblick in den Gedanken eines Verzichts auf die Rheingrenze gefunden. Carnot meinte, die Erwerbung des linken Rheinufers habe auch für Frankreich große Bedenken. Als man aber die Nachricht von den im März errungenen Siegen erhielt, entdeckte man plötzlich, daß in den Präliminarien nicht bloß Belgien, Lüttich, Malmedy, Stablo und Pruntrut, ſondern auch das linke Rheinufer bis

*) An Colloredo, 26. Mai 1797. (Vertrauliche Briefe II, 37.)

zur Nahe an Frankreich abgetreten sei. Als der preußische Gesandte Carnot gegenüber bemerkte, kein Politiker in der Welt habe die „constitutionellen Grenzen" so verstanden, fing letzterer an zu lachen. Die Absicht, das linke Rheinufer im Frieden zu gewinnen, setzte sich von Neuem in den entscheidenden französischen Kreisen fest.

Das Wiener Cabinet ließ leider auch jetzt noch keine Einladung für den Congreß ergehen. Dagegen hatte Bonaparte unmittelbar nach dem Falle von Venedig an Merveldt einen Brief geschrieben, in dem er zu Verhandlungen über den Definitivfrieden einlud.*) Um den zu Gratz angeknüpften Faden wenigstens weiter zu spinnen, begab sich Gallo nach dem Lustschlosse Montebello bei Mailand, wo sich Bonaparte, der inzwischen in Gemeinschaft mit Clarke zum Bevollmächtigten für den Frieden ernannt war, um diese Zeit aufhielt.

Die Verhandlungen im Sommer 1797 haben die entschiedenste Aehnlichkeit mit den während der Waffenstillstände des Jahres 1800 geführten. Einer siegreichen Strömung gegenüber giebt es nichts Gefährlicheres, als solche thatenlose Waffenruhen; und es fehlt, um uns eines unseren Publicisten geläufigen Ausdrucks zu bedienen, besonders in solchen Perioden niemals an dem Schatten, den die Ereignisse vorauswerfen. Wie Graf St. Julien im Jahre 1800 in Paris einen Vertrag, zu dem er nicht autorisirt war, mit Bonaparte abschließt, so versteht sich der Marquis de Gallo in Montebello zu einer neuen Vereinbarung, die den Intentionen Thuguts geradezu Hohn spricht, die aber das Programm der Zukunft enthält.

Gallo hatte keine weiter gehenden Vollmachten erhalten, als es die waren, welche er für den Abschluß der Präliminarien besessen hatte. Seine Verabredungen sollten nur den Charakter von Zusatzartikeln zu dem Vertrage von Leoben haben. Auch die Idee eines allgemeinen Congresses ward in seiner neuen Instruction durchaus festgehalten. Man wünschte sich nur eine Sicherheit bezüglich der italienischen Vereinbarungen zu verschaffen. Daneben handelte es sich um einen Ersatz für den Herzog von Modena. Zum Theil mochten es die dynastischen Interessen sein, die dazu trieben. Entscheidender aber waren die staatlichen. Modena bildete, wie gesagt, die Verbindung mit Toscana und verschloß in Verbindung mit diesem den Franzosen Mittel- und Süditalien. Die Legationen aber leisteten ungefähr denselben Dienst und es hing deßhalb die Herrschaft über

*) S. Sybel, a. a. O. IV, 531.

Italien, ohne die Oesterreich die neuen Erwerbungen dauernd nicht behaupten konnte, an dem einen oder anderen dieser beiden Gebiete. Daß Thuguts Gedanken sich schon jetzt in einem zu hohen Grade um Italien drehten, kann nicht geleugnet werden. Hingen aber die Kaiserideeen nicht am Ende doch auch an Italien? Es ist die verhängnißvolle Wechselwirkung zwischen den deutschen und italienischen Verhältnissen, die sich noch geltend machte. Der Gedanke an diese „interessanten" italienischen Gegenden hat Thugut, so lange er Minister blieb, nicht mehr verlassen. Es sei klar, so hieß es in der von ihm für Gallo entworfenen Instruction, daß es die Absicht Frankreichs sei, Venedig zu demokratisiren und mit den Legationen zu einer demokratischen Masse zu verbinden. Dadurch werde aber der Artikel 3 der Präliminarien verletzt, durch den die beiden Mächte sich die Erhaltung der inneren Ruhe zugesagt hätten. Gallo solle Oesterreich die möglichst baldige Abtretung des venetianischen Gebietes sichern, damit dasselbe kein demokratisches Land bekomme. Auch die zu Leoben dem Reichsfrieden vorbehaltene Entschädigung des Herzogs von Modena solle jetzt geregelt werden. Der Herzog solle für sein Land die Romagna erhalten, die Herzogin Beatrix für Massa und Carrara Ferrara südlich vom Po: — Ferrara nördlich vom Po sollte wenigstens dem Geist der Präliminarien nach an den Kaiser fallen. Der Kaiser sei auch erbötig, dem Herzog und der Herzogin von Modena den Breisgau tauschweise gegen die Romagna und Ferrara zu überlassen, die dann also österreichisch geworden wären. Dadurch werde auch die unmittelbare Grenznachbarschaft zwischen Oesterreich und Frankreich vermieden. Aeußersten Falles werde sich der Kaiser auch entschließen, die Grafschaft Falkenstein — sie lag in der Pfalz — den Franzosen „zur Verfügung zu stellen".*) Was das Reich betreffe, so werde Frankreich doch gewiß die zu Leoben anerkannte Integrität desselben nicht verletzen wollen. Der Reichsfrieden werde also wenig Schwierigkeiten machen, da der Kaiser auch die Reichsstände bei unvernünftigen Forderungen nicht weiter unterstützen werde. Doch sei es die Pflicht des Kaisers, keine Veränderung zuzulassen, die nicht auf dem freien Willen der Betheiligten beruhe.

*) Der Ausdruck besagt nicht eine Abtretung an Frankreich. Auch grenzt die kleine Grafschaft nicht unmittelbar an dasselbe. Die Sache geht aber doch zu weit. Frankreich würde dadurch jedenfalls einen neuen Einfluß auf die Reichsangelegenheiten erhalten haben.

Der Neapolitaner hatte aber auch jetzt natürlich nur die italienischen Verhältnisse im Kopfe und wollte noch obendrein die Mark Ancona für seinen König gewinnen. Bonaparte wußte ihn sich jetzt vollständig dienstbar zu machen. Gallo ließ sich von den Schmeicheleien des Generals ebenso umstricken, wie er vor dessen Drohungen zitterte. Wie sehr er ihn zu gewinnen verstand, beweist noch die Rolle, die er 1798 spielte und die Art, wie Nelson damals über ihn geurtheilt hat. Der Marchese gab den Berner Congreß auf. An dessen Stelle trat der Plan eines Reichscongresses, der lediglich die deutschen Angelegenheiten zum Gegenstande haben sollte. Am 24. Mai kam man mit Gallo überein, daß die Verhandlungen, die einstweilen geheim zu halten seien, schon am folgenden Tage zu Montebello beginnen und noch vor dem Reichscongreß zu Ende geführt werden sollten. Dieser sollte — und zwar ohne Zuziehung der fremden Mächte — am 1. Juli zu Rastatt eröffnet werden. Wolle der Kaiser aber sich seinen Alliirten als Vermittler anbieten, so könne diese Vermittlung durch einen Artikel des Definitiv-Friedens von der Republik genehmigt werden. Falls es der Kaiser andererseits vorzöge, die Gesandten seiner Alliirten nach Rastatt einzuladen, so sollte Frankreich dorthin auch die Gesandten von Spanien und Batavien berufen. Man einigte sich dann am 26. Mai über den Entwurf eines neuen geheimen Vertrages. Frankreich sollte darnach das gesammte linke Rheinufer erhalten, Brescia, Mantua, das Gebiet bis zur Etsch sollten jetzt der neuen cisalpinischen Republik zufallen. Dafür sollte Oesterreich die Stadt Venedig selbst und außerdem Salzburg und Passau erhalten. Auf dem rechten Rheinufer sollte Alles beim Alten bleiben. Nur Preußen sollte für Cleve eine Entschädigung bekommen, wenn es sich dabei aber schwierig zeige, dasselbe behalten.*) Bonaparte und Gallo kamen überein, daß beide diese Bedingungen ihren Regierungen dringend empfehlen sollten.**) Oesterreich würde nach diesen Vereinbarungen einschließlich der deutschen Erwerbungen 50,000 E. gewonnen haben.

Schon glaubte Bonaparte den Frieden in Händen zu haben. Aber Thugut versagte dem neuen Vertrage die Ratification. „Bis zu welchem Grade der Erniedrigung sind wir herabgesunken!“ ruft er aus.***) In seinen Noten herrscht nach wie vor der alte stolze und herbe Ton. Auch

*) S. Sybel, a. a O. IV, S. 537.

**) Sybel, a. a. O. IV, 538.

***) Thugut an Colloredo, 6. Juni, Vertrauliche Briefe II, 38.

der Hof scheint sich diesmal wieder seinen Anschauungen angeschlossen zu haben. Es sollte auf den alten Grundlagen weiter verhandelt werden. Gallo wird angewiesen, keinen Schritt ohne den österreichischen Geschäftsträger in Venedig zu thun. Merveldt wird von Neuem an seine Seite gestellt. Da aber beide Unterhändler ihrer schwierigen Aufgabe offenbar nicht gewachsen erschienen, entschließt man sich jetzt, den seit dem April als Thuguts Nachfolger in's Auge gefaßten Grafen Ludwig Cobenzl von St. Petersburg kommen zu lassen. Schon am 12. Juni ergeht an ihn die Weisung, sich zur Abreise bereit zu halten. Wahrscheinlich dachte man, daß Thuguts präsumtiver Nachfolger am geeignetsten sein würde, um die Vermittlerrolle zwischen ihm und Gallo zu übernehmen und die Einheitlichkeit in der diplomatischen Action Oesterreichs wieder herzustellen.

Sybel verurtheilt sonderbarer Weise auch hier wieder das Verhalten Thuguts auf das Entschiedenste. Er hat kein Wort des Tadels für einen Separatfrieden, ja er nennt diesen sogar im deutschen Interesse gelegen. Der Präliminarfriede, sagt er, sei so günstig wie möglich für Oesterreich gewesen, und Oesterreichs höchstes Interesse habe erfordert, die Präliminarien möglichst bald in einen endgültigen Frieden zu verwandeln. Es sei ein großer Fehler Thuguts gewesen, daß er so nicht weiter habe verhandeln wollen; sein Verhalten sei unbegreiflich. Dieser Weg sei aber für Thugut zu schlicht und zu einfach gewesen. Schon Bonaparte's Benehmen aber giebt Sybel Unrecht. Dieser war im höchsten Grade erbittert über den unerwarteten Widerstand, dem er begegnete. Er wollte darin einen durch nichts begründeten Wechsel der kaiserlichen Politik erblicken. Ein allgemeiner Congreß, meinte er, werde überlange Zeit erfordern und namentlich hinsichtlich der italienischen Besitzungen niemals zum Ziele führen. Thuguts Festigkeit hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er einen Moment wieder daran dachte, auf das linke Rheinufer zu verzichten und Venedig bei Italien zu lassen.*) Merveldt behandelt er kühl und überhäuft dagegen Gallo fortgesetzt mit Artigkeiten. Man einigte sich am 30. Juni dahin, daß die Verhandlungen in dem den Oesterreichern bequemer gelegenen Udine weiter geführt werden sollten.**) Bonaparte wollte nur unter der Bedingung auf einen dahin zielenden Vorschlag eingehen, daß dort dann auch der

*) S. Sybel, a. a. O. IV, 555.

**) Ein Courier von Mailand nach Wien brauchte 7 Tage. Es verging also ein halber Monat, bis man in Mailand Antwort von Wien erhalten konnte.

Definitivfriede geschlossen werden solle. Oesterreichischerseits wollte man dies natürlich nicht concediren. Das Protokoll vom 30. Juni kam den französischen Wünschen aber doch wieder einen weiteren Schritt entgegen. Man sei übereingekommen, hieß es, sich sofort nach Udine zu begeben, um näher bei Wien zu sein und dadurch den Abschluß des Definitivfriedens zu beschleunigen. Am 2. Juli begaben sich die Vertreter Oesterreichs an den Ort ihrer neuen Bestimmung. Bonaparte blieb vorerst in Mailand zurück, um das Eintreffen neuer Instructionen aus Wien abzuwarten. Er mochte es wohl voraussehen, daß die Verhandlungen unter den jetzigen Verhältnissen zu nichts führen würden. Thugut sei schrecklich langsam, meint er, und schweife beständig ab.

Es verging in der That auch Woche auf Woche, ehe Baptiste, der am 28. Juni nach Wien abgesandte Sekretär Gallo's, mit neuen Instructionen zurückkehrte. Und Thuguts Zögern war ein absichtliches. Er griff in seiner Noth zu dem allen österreichischen Diplomaten stets so willkommenen Mittel des Hinausziehens der Verhandlungen. Denn schon wieder hatte sich die Lage erheblich verschlimmert. Die Negociationen zwischen Preußen und Frankreich führten allerdings zu keinem wichtigeren Resultat, weil sich der König standhaft weigerte, das von Frankreich in der dringendsten Weise geforderte Offensivbündniß gegen Oesterreich einzugehen. Aber Preußen vermittelte doch eine erste Annäherung Frankreichs an Rußland, und auch zu einer neuen Erklärung in Sachen der Säcularisationen ließ sich das preußische Cabinet bewegen. Wie die Behauptungen der Franzosen bei diesen preußischen Verhandlungen in Allem, was Oesterreich betraf, der Wahrheit in einer wahrhaft unglaublichen Weise widersprachen, so machten sie auch den Preußen weis, daß der Kaiser sich zu Säcularisationen bereit erklärt habe. Haugwitz, der den schwerkranken König nach Pyrmont begleitet hatte, stellte von dort dem französischen Gesandten Caillard am 3. Juli die Erklärung aus, daß der König bei seiner Ansicht von der Unumgänglichkeit der Säcularisationen, wie sie schon im Vertrage von 1796 ausgesprochen sei, beharre und gern in Gemeinschaft mit Frankreich und dem Kaiser sich öffentlich darüber äußern werde; man möge ihm nur vorläufig von dem Inhalt der Verhandlungen zwischen beiden Mächten Kenntniß geben.*) Diese Erklärung verfehlten dann die Franzosen wiederum nicht, in Udine zu produciren, indem sie den Oesterreichern

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 370.

dabei sagten, der Berliner Hof habe sich beeilt, die kaiserliche Einwilligung, die man nur als möglich in Aussicht gestellt hätte, als eine vollendete Thatsache zu betrachten.

Der nach Cobenzls Abreise Oesterreich in St. Petersburg vertretende Dietrichstein wurde Anfangs von Kaiser Paul mit Auszeichnungen überhäuft, fiel dann aber ohne jeden wirklichen Grund in plötzliche Ungnade. Zudem war Kaiser Paul mit der Uniformirung seiner Armee und mit der Einübung einer neuen Fechtweise beschäftigt. Er hatte offen erklärt, daß während dieser Schulzeit jeder Krieg für ihn unmöglich sei.*) Auch das nach den Verträgen von 1781 und 1792 geschuldete Hülfscorps von 12,000 Mann**) schlug er ab.

Oesterreichs Verhältniß zu England war erkaltet. Nach dem Bekanntwerden der Präliminarien hatte Pitt sich nicht mehr an das Versprechen einer Garantie für das zugesagte Kriegsdarlehen gebunden erachtet. Die Vorschußzahlungen waren schon seit dem Anfang des Jahres ausgeblieben. Der österreichische Gesandte Graf Starhemberg hatte dagegen auf den Wunsch der englischen Minister ein kleineres Anlehen von $1^1/_2$ Millionen unter noch weit drückenderen Bedingungen als die vorigen abgeschlossen, wodurch die Vorschüsse, welche die englische Regierung auf das künftige Darlehen gemacht hatte, getilgt werden sollten. Ein Gewinn für die Kriegführung erwuchs daraus nicht. Die ganze Maßregel sah aus, als wenn man die zwischen England und Oesterreich bestehenden Verhältnisse abwickeln wollte, und mußte den Abschluß des größeren Darlehens erschweren. Thugut hatte deßhalb dem Abkommen seine Zustimmung versagt, und England erhielt in Folge dessen seine Vorschüsse nicht zurück.***) Es zeigte sich, daß er die englischen Darlehen materiell doch eigentlich als Subsidienzahlungen betrachtete. Das englische Cabinet aber war wieder über das Vorgehen Thuguts entrüstet und gab dieser Stimmung in einer nach Wien gerichteten unhöflichen Note Ausdruck. Thugut erklärte darauf zu Anfang Juli an Eden: der Kaiser wolle nicht ohne England und Rußland abschließen. Gallo sei nicht zu dem Aufgeben des allgemeinen Congresses berechtigt gewesen; doch müsse der Kaiser, bevor er endgültig mit Bonaparte breche, sicher sein, daß England keinen Separatfrieden mit Frankreich schließe. Eden

*) S. Sybel, a. a. O. IV, 615.
**) Nach Thuguts Berechnung sollten es 16,000 Mann sein.
***) S. Sybel, a. a. O. IV, 615.

nahm diese Eröffnungen mit Befriedigung entgegen und machte Thugut auf ein erneutes gutes Einvernehmen mit dem Londoner Cabinet Hoffnung. Am 21. Juli überreichte aber Grenville dem österreichischen Gesandten Starhemberg eine Note, die wieder in sehr ärgerlichem Tone gehalten war. Es sei für Dinge, wie sie Thugut vorschlage, zu spät; man sei einmal in Sonderverhandlungen mit Frankreich eingetreten und wolle dem gegenüber in redlicher Weise unterhandeln. Nur wenn Frankreich England täusche, könne man das frühere Einvernehmen mit Oesterreich erneuern. In dem gleichen Sinne schrieb er an Eden. Wenn Frankreich es redlich meine, so werde man einen Separatfrieden schließen. Schlügen aber die Unterhandlungen fehl, so sei man zu einem neuen Abkommen mit Oesterreich bereit.*) Der Streit über das von Starhemberg abgeschlossene Anlehen verbitterte sich immer mehr und zog sich zum großen Nachtheil für beide Theile bis tief in das Jahr 1798 hinein. Es galt den Engländern das Festhalten an dem von Starhemberg Vereinbarten gerade als ein Ehrenpunkt. Lord Grenville benahm sich immer in der hochfahrendsten Weise und behandelte auch diesmal wieder Oesterreich recht eigentlich als das Aschenbrödel Europa's. Die Erkaltung zwischen den beiden Cabineten nahm täglich zu.

Wie Bonaparte Oesterreich durch den Hinweis auf die von den Engländern eingeleiteten Sonderverhandlungen zu einem Separatfrieden zu drängen gesucht hatte, so erklärten jetzt die Engländer umgekehrt, sie hätten die Verhandlungen nur deßhalb eröffnet, weil sie geglaubt, Oesterreich verzichte auf den Berner Congreß. Es sei dies also, ruft Thugut aus, eine Folge der famosen Abmachungen Gallo's vom 24. Mai.

Zahlungen hatte man jedenfalls unter den jetzigen Umständen nicht mehr von England zu erwarten. Man hatte zur Zeit von Leoben vor Allem geltend gemacht, daß man durch die Präliminarien die Möglichkeit zu energischen Rüstungen erhalte. Aber es fehlte überall an Geld dazu.

Nach der Nichtratification der Vereinbarungen von Montebello war für einen Augenblick der Kriegseifer wieder aufgeflammt. Aber die Kassen blieben leer, und die Resultate waren deßhalb doch nur höchst unbedeutend, während man französischerseits in der Lage war, den Krieg jeden Augenblick wieder zu eröffnen.

---

*) Sybel, a. a. O. IV, 516 f.

Stand es so mit der militärischen Lage Frankreich gegenüber, so hatten sich die Dinge für den diplomatischen Feldzug auch in formeller Beziehung dadurch zu Ungunsten Oesterreichs verschoben, daß jene dreimonatliche Frist verstrichen war, innerhalb deren der Definitivfriede zu Stande kommen sollte. Zwar behaupteten die Oesterreicher, die drei Monate seien erst von dem Beginne des Berner Congresses an zu rechnen. Diese Erklärung hatte aber doch etwas Gezwungenes. Die Franzosen behaupteten fortan, an den Präliminarfrieden nicht mehr gebunden zu sein.

Immer weiter hatten sie denn auch um sich gegriffen. Sie besetzten die ionischen Inseln. Auch Genua war demokratisirt worden. Bonaparte hatte am 6. Juni ein Bündniß mit demselben geschlossen, das z. B. auch über die deutschen Reichslehen im Genuesischen auf das Willkürlichste verfügte.

Um ein Gegengewicht gegen die Ausbreitung der Franzosen zu gewinnen und es zu verhindern, daß nicht auch Istrien und Dalmatien demokratisirt würden, hatte dann Oesterreich im Laufe des Juni diese Provinzen besetzt: auch die Republik Ragusa hatte dasselbe Schicksal. Einem Widerstand begegnete man nirgends. Die Bevölkerung und namentlich die Geistlichkeit kam den Kaiserlichen überall mit Sympathien entgegen. Bonaparte hatte nicht widersprochen.*) Aber Oesterreich hatte dadurch doch in einem wesentlichen Punkte die Abmachungen von Leoben zur Ausführung gebracht. Lag es nicht in der Natur der Sache, daß die Geister in Oesterreich durch diese neue Erwerbung eine andere Richtung nahmen? Mußte es nicht fast unmöglich sein, einen Präliminarfrieden wieder rückgängig zu machen, kraft dessen man in den Besitz dieser neuen Lande getreten war? Davon noch gar nicht einmal zu reden, daß Istrien und Dalmatien, die man doch sicher zu behalten wünschte, schwerlich zu behaupten waren, wenn es wieder zum Kriege mit Frankreich kam, und daß man andererseits, um diese zu besetzen, Truppen bedurfte, die einem Kriege in Italien entzogen wurden.

Das kriegerische Feuer des Frühlings war längst verraucht. Ohne zu viel nachzudenken, hatte man sich jetzt auch in Oesterreich allgemein der Hoffnung überlassen, daß es sicherlich zum Frieden kommen werde. Nicht als eine Pause, um zu neuen Schlägen auszuholen, betrachtete das Volk die Waffenruhe. Auch die Bestgesinnten unter den Gebildeten

*) S. Sybel, a. a. O. IV. 596.

hatten es vergessen, daß man durch dieselbe ja eigentlich nur Zeit zu neuen Rüstungen hatte gewinnen wollen, oder meinten, daß man ebensogut auch einen wirklichen Frieden schließen und diesen bei erster Gelegenheit wieder brechen könnte. Die Friedensbedingungen waren in ein tiefes Dunkel gehüllt. Man ging in Oesterreich wie in Deutschland fast überall von der vagen Zuversicht aus, daß diese gewiß recht günstig ausfallen würden, und bekümmerte sich wenig um das, was man als die Detailfragen betrachtete. Auf den Krieg war im Grunde Niemand vorbereitet. Für die Art, wie man in den entscheidenden Kreisen dachte, ist es höchst charakteristisch, was Graf Franz Colloredo schon im Juni an Thugut schreibt. Er habe, sagt er nach Durchlesung einer neuen Depesche Gallo's, das ganze lange Gerede überhaupt nicht verstanden. Die Franzosen sprächen von Dingen, die gar nicht zur Sache gehörten und wollten Oesterreich offenbar an der Nase herumführen. Was solle man erwarten, wenn sie jetzt schon den Präliminarien untreu würden? Gewiß hatte Colloredo nur zu sehr Recht mit dieser Klage, und man freut sich seiner Worte, weil sie zu beweisen scheinen, daß man sich in der Umgebung des Kaisers keinen Illusionen hingab. Aber leider setzt er hinzu: „Ich werde mir niemals herausnehmen, meine Meinung hierüber zu sagen, da ich den Mangel meiner Talente und meiner Einsicht für Dinge von solcher Consequenz nur zu sehr kenne.“*) Man kann überzeugt sein, daß Colloredo's Zögling, der Kaiser Franz, nicht wesentlich anders gesprochen haben wird. Auch die Kaiserin machte wieder ihren Einfluß zu Gunsten des Friedens geltend. Sie ängstigte sich vor der Fortdauer des Krieges, dessen unglücklichen Ausgang sie für unzweifelhaft hielt. Ihr Einfluß war es, der den Kaiser trotz der dringenden Vorstellungen Thuguts an der Beseitigung Gallo's hinderte. Die Sehnsucht nach Frieden machte sich auch bei der italienischen Armee noch immer in hohem Grade geltend. Ihre Zahl freilich betrug 90,000 M. Aber Thugut sagt, ihr Muth sei gänzlich erloschen. Auch Mack machte jetzt seinen Einfluß im Sinne des Friedens geltend. Er erklärte es für Wahnsinn, eher loszuschlagen, als bis man durch den Friedensschluß in den Besitz Mantua's und der venetianischen Festungen gelangt sei.

Der einzige Mann, der den Dingen noch eine andere Wendung hätte geben können, war natürlich Thugut. Nicht einen Augenblick hat

*) Vivenot, Vertrauliche Briefe, II, 38 f.

er aufgehört, das Geschehene zu beklagen und die Lage im düstersten Lichte zu betrachten. Bonaparte's Fanfaronnaden, sagt er, machten keinen Eindruck auf ihn. Aber er war seit dem Tage von Leoben gebrochen. Er hat sich niemals von diesem Schlage erholen können, und er erscheint auch während des zweiten Coalitionskrieges nicht mehr als der, der er einst war. Gerade ein Mann, dessen Handlungsweise so durchaus auf Consequenz beruhte, mußte den Boden unter den Füßen verlieren, sobald sein Princip einmal durchbrochen war. Auch er wagte es jetzt nicht mehr, die sofortige Erneuerung des Krieges mit Bestimmtheit und Energie in's Auge zu fassen. „Die gegenwärtige Geschichte des Wiener Hofes," heißt es in einem Briefe Bonaparte's vom 3. September an Talleyrand, „liegt in den zwei Worten: der Kaiser und die Nation wollen den Frieden, Thugut will den Frieden nicht, aber er wagt nicht, den Krieg zu wollen. Durchhauen Sie mit dem Degen alle Sophismen, in die er sich einzuwickeln sucht, zeigen Sie ihm den Krieg wie das Haupt der Meduse, und wir werden Herrn Thugut zur Vernunft bringen.*)

Es gab noch eine Hoffnung für Thugut. Jene conservative Gegenströmung, die sich schon im Jahre 1795 in Frankreich so fühlbar gemacht hatte und damals durch die Mißerfolge von Quiberon und dann durch den 13. Vendemiaire gebrochen worden, war inzwischen von Neuem erstarkt. Eine zahlreiche gemäßigte Partei, zu der z. B. auch Carnot und Barthelemy gehörten, hatte die engste Fühlung mit den Royalisten gewonnen. Und man bezeichnete in weiten Kreisen die Vertreter dieser Richtung als die Anhänger Oesterreichs. Erhielt sie die Oberhand, so konnte man auf einen billigen Frieden rechnen.**) Carnot wollte einen Friedensschluß, der sich lediglich auf die Ausführung der Präliminarien basirte und hatte denselben sowohl bei dem Directorium als bei Bonaparte befürwortet.***) Es war dieser Richtung vor Allem um geordnete Zustände zu thun, und dazu bedurfte man des Friedens. Die Constitutionellen und die Royalisten, schreibt Sandoz schon am 19. März, seien die wahren Parteigänger Oesterreichs. Sie würden gern am nächsten Tage Frieden schließen, selbst Bayern opfern und weit lieber mit dem Kaiser, als mit Preußen sich vereinigen. Es wird eine

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, 352.

**) Vgl. Thuguts Briefe an Colloredo vom 5., 7. und 20. August 1797. (Vertrauliche Briefe II, 45 ff.)

***) Sybel, a. a. O. IV, 596.

übertriebene Verdächtigung gewesen sein, wenn Bonaparte dem Directorium schreibt, das Ausland sei bei diesen Intriguen mehr betheiligt, als man glaube. Wenn Thugut einst ärgerlich meinte, die eine französische Partei sei so viel werth als die andere, so scheint das auf Enttäuschungen zu beruhen, die er im Verkehr mit ihnen erfuhr. Aber es scheint doch, daß Thugut wirklich Verbindungen in Frankreich hatte.*) Gerade die bittere Art, mit der er seiner Enttäuschung Worte verlieh, scheint darauf hinzuweisen. Zum Theile müssen auch diese Verbindungen wieder durch die Neapolitaner vermittelt worden sein.

Der Sieg schien sich in der That auf die Seite der Gemäßigten zu neigen. Die Neuwahlen mußten ihnen eine Verstärkung bringen. Schon war in Wien das Gerücht von der Gefangennehmung jenes Newbell verbreitet, der zu den entschiedensten Vertretern der extremen Richtung gehörte. Hätte die friedlich gesinnte Partei nicht die Armee durch mancherlei Vorwürfe zurückgestoßen, so würde ihr wahrscheinlich der Sieg zu Theil geworden sein. Und die Rückwirkung auf die Friedensverhandlungen war unausbleiblich. Venedig wäre der Hauptsache nach erhalten worden, aber auch das linke Rheinufer deutsch geblieben. Daß die Constitutionellen sich noch jetzt einer Abtretung Istriens, Dalmatiens und eines mäßigen Striches der Terra ferma widersetzt hätten, ist nicht wahrscheinlich.

Am 18. Juli erhielt endlich Bonaparte durch Clarke die Nachricht, daß Baptiste aus Wien zurückgekehrt sei. Er hatte aber keine Vollmachten mitgebracht. Das Wiener Cabinet wolle offenbar Frankreich hintergehen, schreibt Bonaparte an das Directorium. Am selben 18. fand dann in Udine eine Conferenz statt. An Stelle der erwarteten Vollmachten überbrachte Baptiste bittere Beschwerden Thuguts über die Verletzung der Präliminarien, welche sich Bonaparte durch sein Gebahren in Italien zu Schulden kommen lasse. Man hielt an dem Berner Congreß durchaus fest und forderte daneben einen Reichscongreß für die deutschen Angelegenheiten, von welchem der Kaiser dem Reichstage bereits Mittheilungen gemacht hatte. Selbst Clarke war jetzt der Ansicht, daß Thugut den Krieg wolle. Gallo entschloß sich darauf, selbst nach Wien zu reisen, um seinen persönlichen Einfluß zu Gunsten des Friedens dort geltend zu machen. Bonaparte wollte die Ergebnisse der Reise Gallo's erst abwarten, ehe er sich nach Udine begebe. In-

*) Vgl. auch Thuguts Brief an Colloredo vom 20. August 1797 (a. a. O. 47).

zwischen ergriff er alle möglichen Mittel, um das Wiener Cabinet einzuschüchtern. Er protestirte jetzt heftig gegen die vorzeitige Besetzung Dalmatiens und Istriens. Genua sollte ihm Truppen stellen. In Venedig wurden Rüstungen zum Schutze der nationalen Freiheit angeordnet. Am 28. ließ er durch Clarke seine Antworten auf die österreichischen Beschwerden vom 18. überreichen: er hielt in Allem seinen Standpunkt fest, er antwortete mit Gegenklagen, seine Sprache war die heftigste.

Es scheint, daß Gallo's Ankunft in Wien nicht ohne Einfluß gewesen ist. Wichtiger noch war der der englischen Separatverhandlungen, welche dem Benehmen Englands die Krone aufsetzten.

Verweilen wir hier noch einen Augenblick bei ihnen. Bereits vor der Eröffnung der Negotiationen von Leoben hatte Pitt am 9. April dem Könige gesagt, man müsse Frieden schließen und den Franzosen Belgien und die Abhängigkeit Hollands gewähren. Der König war nicht darauf eingegangen. Doch noch an demselben Tage hatte Pitt seine und des Königs Meinung dem Ministerrathe vorgetragen und durch den Hinweis auf die herrschende Geldnoth den Beschluß durchgesetzt, daß die erste Gelegenheit zur Anknüpfung von Friedensverhandlungen ergriffen werden solle. Zwar lauteten die Berichte, welche Sir Morton Eden aus Wien über die Stimmung des Kaisers und Thuguts einsandte, noch immer recht kriegerisch, aber die englische Finanznoth war drückend. Die das Land heimsuchende Geldkrisis erreichte gerade damals ihren Höhepunkt. Das letzte Anlehen von 18 Millionen hatte die englische Regierung nur gegen den unerhörten Zinsfuß von fast acht Procent erhalten können. Als nun am 5. Mai die Nachricht von dem Abschluß in Leoben anlangte, beantragte Pitt, sofort in Friedensverhandlungen mit Frankreich einzutreten. Als Lord Grenville seiner Ansicht widersprach, erklärte er, er sei als Christ und Staatsmann zu diesem Schritte verpflichtet. Bereits am 1. Juni erging eine Anfrage des englischen Cabinets an den französischen Minister Delacroix, ob Frankreich geneigt sei, mit England über den Frieden zu verhandeln. Dieser antwortete zustimmend und bezeichnete Lille als den geeigneten Ort für dieselben. Trotz Grenville's Widerstrebens setzte Pitt die Ernennung Malmesbury's zum Abgesandten für die Unterhandlungen durch.

Nicht ohne Berechtigung wiesen die Franzosen nun in Udine darauf hin, daß seitdem jeder Grund gegen die österreichischen Separatverhandlungen wegfalle. Noch immer gab Oesterreich den Berner Congreß nicht

auf. Aber das Wiener Cabinet war jetzt doch bereit, seine Vertreter zu förmlichen Friedensverhandlungen zu bevollmächtigen. Am 31. Juli ging eine Note Thuguts an den inzwischen Minister gewordenen Talleyrand ab. Sie hielt den Rechtsanspruch auf einen allgemeinen Congreß noch immer feierlich aufrecht, gab aber zu, daß England durch seine Separatverhandlungen sich auf einen anderen Boden gestellt habe. Der Kaiser habe also nur noch das vertragsmäßige Recht Rußlands auf eine Theilnahme an einem allgemeinen Congreß zu wahren.*) Einige Tage später theilte dann Thugut Eden mit, da England auf eigene Hand unterhandle und Rußland sich völlig gleichgültig verhalte, so wolle der Kaiser in Udine abschließen.**) Die Sache lag jetzt so, daß dem Congreß im Wesentlichen nur noch die formelle Bestätigung des Vereinbarten zugefallen sein würde. Am 13. August reiste Gallo nach Udine zurück. Thuguts vertrauter Secretär Hoppe begleitete ihn. Der deutschen Angelegenheiten wegen erhielt auch der in Gallo's vorjährige Verhandlungen eingeweihte Degelmann in Basel die Ordre, sich nach Udine zu begeben. Man erstaunt über den großen diplomatischen Apparat, den Oesterreich auch diesmal wieder in Bewegung setzt, und erinnert sich der nachtheiligen Wirkungen, welche z. B. 1793 die mehrfache Vertretung zur Folge gehabt hatte.

Durch das Eingehen auf Separatverhandlungen über einen Definitivfrieden hatte Thugut in formeller Beziehung nachgegeben. In materieller erbot er sich jetzt in einer vom 12. datirten Note, die Gallo am 17. mit nach Udine brachte, äußersten Falls auf das Gebiet zwischen dem Oglio und der Chiesa zu verzichten, wenn Oesterreich dafür die Stadt Venedig sammt den Legationen Ferrara und Bologna erhielte.***) Es war eine große Concession, es war ein verhängnißvolles Zugeständniß, das Thugut hierin machte. Er gab jetzt Venedig gegenüber das zur Zeit von Leoben auch in den italienischen Angelegenheiten theoretisch von ihm noch festgehaltene Rechtsprincip vollständig auf. Bei einer Annahme der Stadt Venedig konnte natürlich von einer Entschädigung der Republik und von einem Vertrage mit derselben nicht mehr die Rede sein. Es konnte sich jetzt nur noch um deren völlige Vernichtung handeln; und auch Rechtsansprüche vermochte Oesterreich

*) S. Sybel, a. a. O. IV, 607.

**) Ebendaselbst S. 617.

***) Die Romagna sollte der Herzog von Modena erhalten.

auf die Stadt Venedig und den Dogado gewiß nicht zu erheben. Zur Entschuldigung für Thugut und Oesterreich kann man anführen, daß in Italien mindestens seit dem Untergange des ghibellinischen Königthumes ein Rechtszustand im vollen Sinne kaum mehr bestand, daß seitdem namentlich in Oberitalien Alles auf Gewalt und Eroberung beruhte. Man darf gewiß auch geltend machen, daß es nicht mehr möglich war, das Rechtsprincip in Deutschland und in Italien zugleich aufrecht zu erhalten. In den deutschen Angelegenheiten machte Thugut nicht die geringste Concession. Die Gesandten sollten auf dieselben gar nicht eingehen. Der Friede zu Udine, sollten sie erklären, werde nicht mit dem Oberhaupte des deutschen Reichs, sondern nur mit dem Könige von Ungarn und Böhmen abgeschlossen. Die Note setzt dann auseinander, daß der Artikel 6 der Präliminarien sich nicht auf Deutschland, sondern nur auf die österreichischen Niederlande beziehe. „Der Kaiser, heißt es, kann und konnte nur über sein Eigenthum verfügen, er hat gar kein Recht, über andere Theile des deutschen Gebietes Bestimmungen zu treffen, nur das Reich verfügt darüber nach gemeinschaftlicher Berathschlagung, auf welche dem Kaiser in der Eigenschaft eines Königs von Ungarn und Böhmen kein anderer Einfluß als der eines Reichsstandes zusteht.“*)

Zehn Tage nach Gallo, am 27., langte nun endlich auch Bonaparte in Udine an. Die Verzögerung seiner Ankunft wurde durch militärische Inspectionen entschuldigt. Der General bezog das dem letzten Dogen Manini gehörige Lustschloß Passariano. Hier, so wünschte er, sollten auch die Verhandlungen stattfinden. Die Abgesandten des Kaisers wollten nicht darauf eingehen; man beschloß daher, abwechselnd in Passariano und Udine zusammen zu kommen. Auch Bonaparte hatte jetzt neue Instructionen erhalten. Oesterreich, so hieß es in denselben, solle im Süden womöglich auf Istrien und Dalmatien beschränkt werden; sei dies aber nicht zu erreichen, so möge man die Etschlinie zugestehen. In Deutschland seien wenigstens die 1793 mit Frankreich reunirten Lande, insbesondere Mainz, Worms und Speyer zu fordern. Die italienischen Festungen sollten erst überliefert werden, wenn Oesterreich

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, 349. Man kann allerdings gegen die Argumentation Thuguts mit Recht geltend machen, daß auch die Abtretung der Niederlande einer Gutheißung durch das Reich bedurfte. Thatsächlich hatte man aber die Sache hinsichtlich der Niederlande schon seit Jahrhunderten nicht mehr so angesehn.

die rheinischen geräumt habe. Uebrigens brauche sich Bonaparte nicht genau an diese Instruction zu binden.

Am 31. August fand die erste officielle Sitzung statt. Sogleich entbrannte der heftigste Streit über den Vorbehalt des Berner Congresses, den die Gesandten zu Protokoll geben wollten. Bonaparte zeigte sich persönlich verletzt. „Nun ja," rief er aus, als man darauf hindeutete, „ich fühle mich dadurch beleidigt. Jeder Mann hat seinen Stolz; man behandelt mich, als wäre ich nicht werth, an diesem Tische zu sitzen, mich, der ich dem Kaiser ausgezeichnete Dienste erwiesen, der ich eine Partei gegen mich in Frankreich hervorgerufen habe, um ihn Präliminarien abschließen zu lassen, die er nicht besser erhalten hätte, wenn das Kriegsglück auf beiden Seiten gleich gewesen wäre."*) Die Sitzung endigte gänzlich resultatlos. In der zweiten Zusammenkunft (1. September) wurde der den Berner Congreß betreffende österreichische Vorbehalt für den Fall, daß der Separatfriede nicht zu Stande komme, und der französische Protest dagegen zu Protokoll genommen und einstweilen weiter zu verhandeln beschlossen. Bonaparte forderte Mainz. In der dritten Sitzung (3. September) erklärten die Franzosen, der Separatfriede mit Oesterreich müsse bis zum 1. October zu Stande kommen. Nur einem solchen Separatfrieden habe Frankreich zu Leoben seine Vortheile geopfert. Die Gesandten protestirten gegen diese Auffassung. In der vierten Sitzung (4. September) erkundigen sich die Franzosen nach dem Reichsfrieden. Sie sprechen den Wunsch aus, daß der Reichscongreß gleich nach dem Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich zu Rastatt zusammen treten möge. Bonaparte's Ton wird immer gereizter. Er findet jetzt fast in Allem eine persönliche Beleidigung. In der fünften Sitzung (6. September) nimmt man die für Frankreich stipulirten Erwerbungen eingehend vor. Hinsichtlich der österreichischen Niederlande bestand keine Differenz. Bonaparte producirte aber jetzt eine Reihe von Conventsbeschlüssen, Proclamationen und anderen Actenstücken, welche die französischen Ansprüche nicht bloß auf Speyer und Worms, sondern auch auf Mainz**) beweisen sollten. Die Oesterreicher machten dem gegenüber geltend, daß die in den Prälimi-

*) Ebendaselbst, 351.

**) Es verstand sich für die Franzosen von selbst, daß nicht bloß diese Städte, sondern auch das zwischen ihnen liegende Gebiet gemeint war, obwohl die linksrheinischen Gebiete des Erzbisthums Mainz und der Bisthümer Speyer und Worms sehr geringe waren.

narien enthaltene Anerkennung der constitutionellen Grenzen sich nur auf Belgien und die belgischen Enclaven beziehen könne. Sie beriefen sich auf die von Frankreich ausdrücklich anerkannte Reichsintegrität. Man konnte zu keinem Ergebniß gelangen; und ebenso resultatlos verlief die sechste Sitzung (7. September). In der siebenten kamen die italienischen Angelegenheiten zur Sprache; aber mit keinem bessern Erfolge. Die Franzosen verwahrten sich gegen die österreichische Besetzung der dalmatinischen Inseln und Cattaros.*) Die Oesterreicher dagegen begehrten die Wiederherstellung der venetianischen Verfassung. Man trennte sich unter gegenseitigen Protesten.

Es trat eine Pause in den öffentlichen Verhandlungen ein. Dagegen veranstaltete Bonaparte Privatunterhandlungen, in denen die österreichischen Unterhändler sehr friedfertige Gesinnungen an den Tag legten. Gallo zeigte Bonaparte neapolitanische Noten, in denen Oesterreich dringend zum Abschluß eines Friedens gemahnt wurde. Man kann sich denken, wie entschieden Gallo die Friedensabsichten seines Hofes betonte, wenn man erfährt, daß Neapel, Parma und Florenz um diese Zeit die Theilung des Kirchenstaates planten. Sie wandten sich, da Oesterreich ihre Ansprüche zurückwies, geradezu an den General Bonaparte. Dieser fand die Idee lächerlich, ging aber Gallo's wegen zum Schein auf dieselbe ein. Er machte dem Marchese Hoffnungen auf die Verwirklichung dieses Projectes und gewann diesen, wenn es möglich gewesen wäre, noch mehr für sich. Gallo vertraute jetzt Napoleon seinen ganzen Zorn gegen Thugut, der allein den Frieden hindere, und versprach durch die Kaiserin sein Möglichstes zu thun, um jenen zu stürzen. Schon am 5. soll er Bonaparte die eventuellen Concessionen verrathen haben, zu denen die Abgesandten äußersten Falls durch Thugut autorisirt worden waren.**) Trotzdem kam man in der Sache wenig weiter. Es lag auf der Hand, daß sich auf diese Weise kein Ende der Verhandlungen absehen ließ. Alles hing von dem Ausgange des Parteienkampfes in Frankreich ab. Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten, aber sie sollte in einem den Hoffnungen Thuguts entgegengesetzten Sinne ausfallen. Die Nachricht von dem Staatsstreich der 18. Fructidor langte am 11. September in Udine an. Der Schlag den die Mehrheit des Directoriums: Rewbell, Barras und Larevelliere-Lepraux, in der Nacht vom 3. auf den 4. September

*) Von Ragusa scheint keine Rede gewesen zu sein.

**) S. Sybel, a. a. O. IV, 612 und 623.

gegen ihre der gemäßigten Partei angehörigen Gegner ausführten, war vollständig gelungen. Es war Bonaparte's starke Hand, die aus der Ferne diese Umwälzung leitete: er hatte Augereau zu diesem Zwecke nach Paris gesandt. Carnot, der sich auch jetzt noch mit den Bedingungen des Präliminarfriedens hatte begnügen wollen, und dies noch kurz zuvor durch Lavalette an Bonaparte hatte sagen lassen*), rettete sich durch die Flucht nach Genf. Barthelemy und eine Reihe unbequemer Leute, — Deputirte, Publicisten und andere — im Ganzen 209 Personen, wurden verhaftet und vom gesetzgebenden Körper zur Deportation verurtheilt. Die Wahlen von einundfünfzig Departements wurden cassirt, das s. Z. zu Gunsten der Priester und Emigranten erlassene Gesetz wieder aufgehoben und die Maßregeln gegen sie auf's Neue verschärft. Merlin von Douay und François von Neufchateau traten an die Stelle der ausgeschiedenen Directoren.

Die letzte Hoffnung, an die sich Thugut gehalten, hatte getrogen. Und sofort machten sich die Rückwirkungen fühlbar. Wie man die Verhandlungen zu Lille in brüskester Weise abbrach, so nahm das Directorium in seiner neuen Zusammensetzung auch die schroffste Haltung gegen Oesterreich an. Von den venetianischen Besitzungen sollte es jetzt nur Istrien und Dalmatien erhalten und im Uebrigen in Deutschland entschädigt werden. Italien wollte man von einem Ende bis zum anderen revolutioniren und dem Einflusse Frankreichs unterwerfen.

Bonaparte erkannte natürlich die vortheilhafte Lage, in die er den österreichischen Gesandten gegenüber durch den Pariser Staatsstreich gerieth. Sein Ton wurde sofort ein noch gebieterischerer. Beim ersten Kanonenschuß, sagte er, werde Oesterreich ganz Italien verlieren. Auch die österreichischen Abgesandten konnten sich die Veränderung der Situation nicht verbergen. Um neue Instructionen einzuholen, reiste diesmal Merveldt nach Wien (13. September). Bonaparte gab ihm zwei Vertragsentwürfe mit, die, wie er sagte, das Aeußerste enthielten, wozu er sich verstehen könne. Nach beiden sollte Frankreich Speyer, Worms und Mainz zu Theil werden. Nach dem einen sollte Oesterreich die Ogliolinie ohne Venedig, nach dem andern die Etschlinie mit Venedig erhalten.

---

*) S. Sybel, a. a. O., 625. Wollte Carnot sich mit den Präliminarien begnügen, so waren er und seine Freunde auch Thuguts Leute. Sie würden Venedig erhalten und diesem die Legationen gegen die Terra ferma gegeben haben.

Thugut war noch weit entfernt, auf diese Vorschläge einzugehen. Wenn dieselben Bonaparte's letztes Wort seien, sagt er, so müsse man sich auf den Krieg vorbereiten. Aber das war ja eben das Unglück, daß man zum Kriege nicht vorbereitet war, und auch nicht wußte, wie man sich auf denselben vorbereiten sollte.

Auf auswärtige Hülfe war offenbar nicht mehr zu rechnen. Dietrichsteins Berichte aus Petersburg lauteten noch immer wenig ermuthigend. Dies fiel um so mehr in's Gewicht, als Thugut gerade in dieser Zeit die Kunde von jenen neuen preußisch-französischen Verhandlungen erhielt, die im Juli d. J. über die Säcularisationen waren gepflogen worden. Thugut fürchtete mehr als je einen Angriff Preußens. Und wirklich bot das Directorium im September dem Berliner Cabinet wieder ein Offensivbündniß gegen Oesterreich an. Der todtkranke König hatte nichts davon hören wollen, und das Ministerium hatte es in Folge dessen abgelehnt. Aber es kleidete doch seine Ablehnung in weit mildere Worte, als es der Intention des Königs entsprechen mochte. Und jedenfalls war die Intimität zwischen Preußen und Frankreich eine sehr in die Augen fallende. Und der in das Detail der französisch-preußischen Beziehungen nicht eingeweihte Thugut wurde nur diese gewahr.

In seiner Noth machte Thugut noch einen letzten Versuch bei Rußland. Am 30. August ging eine Note nach Petersburg ab, in der er erklärte: Oesterreich werde mit der größten Festigkeit den Krieg gegen Frankreich führen, ja es wolle ihn sogar allein auf sich nehmen, wenn Rußland es nur vor Preußen beschützen und dessen abermalige Vergrößerung verhindern wolle. Dietrichstein antwortete aber am 20. September in ganz untröstlicher Weise. Die russischen Minister hätten sich nicht einmal auf eine Erörterung des österreichischen Begehrens eingelassen; eine große Aenderung in Deutschland scheine ihnen unvermeidlich.

Das Verhältniß zu England war seit dem Staatsstreich allerdings ein günstigeres geworden. Nach der Rückkehr Malmesbury's hatte Grenville Eden angewiesen, auf die Wiederanbahnung des alten Einvernehmens mit Oesterreich bedacht zu sein. Aber auf wirkliche Hülfe war nach wie vor auch von dort nicht zu hoffen, da Grenville in einem Briefe von demselben Tage Eden anwies, Oesterreich in der schroffsten Weise an die Tilgung seiner Schulden durch die Ratification des Starhemberg'schen Anlehens zu erinnern. Seit dem Anfange des Jahres hatte dagegen die englische Regierung alle Zahlungen an Oesterreich eingestellt.*)

*) S. Sybel, a. a. O. IV, 639.

So drängte Alles zu einer raschen Entscheidung. Auch Thugut glaubte jetzt mit der Sendung Cobenzls nicht länger mehr zögern zu dürfen.*) Und wenn diese Sendung einen Nutzen bringen sollte, so mußte sie in einem entgegenkommenden Sinne geschehen. Die Instructionen für Cobenzl sind dem entsprechend abgefaßt worden.

Bereits am 8. August**) war dieser aus Petersburg in Wien angelangt. Er hatte wenig Hoffnung mitgebracht. Kaiser Paul hatte ihm in der Abschiedsaudienz gesagt, ohne eine erhebliche Veränderung der Reichsverfassung werde kein Friede zu haben sein.***) Cobenzl hatte seit der zweiten Augustwoche ruhig in Wien verweilt und an den Ministerialberathungen Theil genommen. Seine Sendung war jetzt das Signal, daß es mit den Friedensverhandlungen Ernst werden sollte, und um die Wendung noch deutlicher zu kennzeichnen, brachte er ein verbindliches Schreiben des Kaisers an Bonaparte mit.†) Seine Instruction ist leider nicht mehr vorhanden. Es scheint, daß er äußersten Falls zu einem Aufgeben des 1793 annectirten Gebiets: d. h. der heutigen Pfalz bis zur Nahe autorisirt war. Doch sollte er erst Alles versuchen, um dieser Concession zu entgehen.

Am 26. September kam Cobenzl in Udine an. Er galt wohl nicht mit Unrecht für den geschicktesten Diplomaten, über den Oesterreich damals zu verfügen hatte. Als Diplomat war er Thugut weit überlegen. Er war ein treuer Diener seines Herrn und seines Landes und besaß ein reges Gefühl für die Pflichten des Dienstes. Auch für Deutschland war er nicht ohne Empfindung. Geist besaß er in der That. Er sprach und schrieb gut, was damals in Oesterreich selten war. Dabei war er von natürlichem Wohlwollen, es zeichnete ihn eine gewisse Noblesse der Gesinnung aus. Er war ein vollendeter Hofmann, liebenswürdig im Stile jener Zeit, der Verfasser von französischen Lustspielen, die mit großem Beifalle am Hofe Katharina's aufgeführt wurden. Offenbar hatte er sich nach Kaunitz gebildet. Die ganz besondere Gunst des alten Herrn hatte ihn ausgezeichnet: derselbe pflegte ihn in seinen Briefen bis zuletzt als mon enfant anzureden.

---

*) S. den Brief Thuguts an Colloredo vom 27. September 1797. Vertrauliche Briefe II, 57.

**) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 46. Nach Hüffer erfolgte Cobenzls Ankunft am 9.

***) S. Sybel, a. a. O. IV, 617.

†) S. dasselbe bei Hüffer.

Aber es fehlte dabei nicht an mannigfachen Schattenseiten. Man sprach von den französischen Sitten des etwas ungewöhnlich wohlbeleibten Lebemannes. In seinem Wesen lag etwas Weichliches. Es erweckt nicht gerade ein günstiges Vorurtheil für ihn, wenn er in ernsten Krisen über die Strapazen einer Reise, über die Armseligkeit einer Wohnung, über das Geisttödtende der Verhandlungen klagt und dann mit dem Refrain schließt: daß er dies Alles ja gern ertragen wolle, wenn der Kaiser nur zuweilen von seinen Mühen und Sorgen Notiz nähme. Seine Vorliebe für Rußland ging etwas weit: schon mit sechsundzwanzig Jahren war er Gesandter in Petersburg geworden und hatte weit über ein Drittel seines Lebens dort zugebracht. Er war ein Bewunderer Katharina's. Und es konnte nicht fehlen, daß er auch von ihren politischen Grundsätzen mehr angenommen hatte, als bei Verhandlungen wünschenswerth war, bei denen es sich in Italien wie in Deutschland um Annexionen handelte. Es fehlte Ludwig Cobenzl doch jedenfalls der für eine so schwere Aufgabe erforderliche sittliche Ernst. Er verstand von der Geschichtsphilosophie ebensowenig als sein Lehrmeister Kaunitz und war noch weit mehr als dieser der Anhänger einer Utilitätspolitik. Gentz erschien später seine Staatskunst als eine schlechthin verwerfliche. Als er im Jahre 1798 mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut wurde, erblickte man darin selbst in Petersburg einen Beweis, daß Oesterreich sich Frankreich nähern wolle. Es ist höchst auffallend, wie sehr er schon gelegentlich der Leobener Verhandlungen auf ein Separatabkommen mit Frankreich abzielte.*) Politischen Scharfblick besaß er in nicht gewöhnlichem Grade. Bis in die neueste Zeit war er mit Thugut zusammen gegangen, und es war auch zu keiner offenen Gegnerschaft zwischen beiden gekommen, als Thuguts Feinde ihn schon vor den Leobener Verhandlungen dem Kaiser als Nachfolger empfahlen.**) Der Unterschied der beiderseitigen Auffassungen ist aber in gewissen Stellen des oben angezogenen Briefes bei aller Unklarheit unverhohlen angedeutet.

Oesterreich war jetzt bei den Verhandlungen durch vier Abgesandte vertreten, während umgekehrt französischerseits Clarke seines Verhältnisses zu Carnot wegen abberufen worden war. Als man bei Galle

*) Vgl. den mehrfach angezogenen Brief Cobenzls an Thugut vom 4. Mai 1797.

**) S. ebendenselben Brief vom 4. Mai, sowie auch denjenigen Thuguts an Colloredo vom 8. August (Vertrauliche Briefe II, 46).

zusammen kam, saßen an der einen Seite der langen Tafel die vier österreichischen Bevollmächtigten, an der anderen der einzige Bonaparte.

Noch immer handelte es sich um die Vorfragen. Wie wir sahen, hatte man in Wien bereits insofern nachgegeben, als man zwar im Princip an dem europäischen Congresse noch festhielt, sich aber doch schon zu einem Sonderabkommen verstanden hatte. Als dann Thugut durch das Sitzungsprotokoll vom 4. September erfuhr, die Franzosen hätten sich nach der Einberufung des Reichscongresses erkundigt und dessen baldiges Zustandekommen gewünscht, dachte er diesen Umstand zu benutzen, um durch Zuziehung der Gesandten Rußlands und anderer Mächte zu einem Ersatze für den sofortigen Zusammentritt eines europäischen Congresses zu gelangen. Er wünschte daher die Berufung sofort vorzunehmen. Er bezeichnete schon die Persönlichkeiten, die Oesterreich in Rastatt vertreten sollten. Auf diese Weise hoffte Thugut auch die Abtretung des linken Rheinufers am leichtesten hintertreiben zu können. Er hatte Bonaparte ebenfalls zur Ernennung eines Abgesandten für den Reichscongreß aufgefordert. Aber dieser hatte diesen Schachzug höchst übel aufgenommen. „Die Eröffnung des Reichscongresses", hatte er geantwortet, „während hier noch Alles in der Schwebe ist, würde den Abschluß im höchsten Maße erschweren; ich muß auch sagen, daß das Directorium über die lächerlichen Umtriebe des Wiener Hofes entrüstet ist; Ihr müßt Euch endlich erinnern, daß der Friede zu Leoben von dem Sieger den Besiegten geschenkt worden ist, daß in Eurem Munde der Ton der Ueberlegenheit lächerlich, ja der Ton der Gleichheit unpassend wäre."*) Aus Rücksicht für Preußen könne Frankreich nicht zur Einberufung eines Reichscongresses mitwirken, ohne dieses befragt zu haben. „Wir müssen wissen, auf wen wir bei unseren Entwürfen in Bezug auf Deutschland rechnen dürfen, ob auf Preußen oder auf Oesterreich; davon hängt unsere Entscheidung ab, das ist unser ganzes Geheimniß."**) Man mußte auch auf den sofortigen Zusammentritt des Rastatter Congresses verzichten, wenn man mit Bonaparte weiter kommen wollte. Im Princip hielt Cobenzl bei seiner Ankunft selbst noch an dem Berner Congresse fest. Unbedingt bestand er auf dem Reichscongresse. Als Bonaparte darüber in den größten Unwillen gerieth, versprach er über diesen Punkt nochmals nach Wien zu berichten. Factisch gab er Bonaparte's Zorn gegen-

*) S. Sybel, a. a. O. IV, 629.

**) Hüffer, Oesterreich und Preußen, S. 379.

über den sofortigen Zusammentritt des Reichscongresses und den europäischen Congreß überhaupt auf. Oesterreich war jetzt völlig isolirt.

Nachdem so die Vorfragen erledigt waren, kam man bald genug auf den materiellen Kern der Sache. Die Verhandlungen drehten sich einerseits um den Umfang der an Oesterreich abzutretenden italienischen Besitzungen, andererseits um die Rheingrenze. Noch war man scheinbar weit auseinander. Der Brief des Kaisers schien gar keinen Eindruck auf Bonaparte zu machen. Gleich in der ersten Privatunterredung kam er über die Rheingrenze mit Cobenzl in den heftigsten Streit. Der General bezeichnet in einem Bericht an das Directorium die Ansprüche Cobenzls als „Extravaganzen". „Ich berief mich", heißt es in des Grafen Bericht, „auf den Artikel 5, welcher die Grundlage der Reichsintegrität festsetzt. Er (Bonaparte) wollte behaupten, es verstände sich von selbst, daß dies nur insoweit gelten könne, als nicht die folgenden Bestimmungen eine Aenderung vornähmen. Ich antwortete, in diesem Falle hätte man eine solche Clausel einschieben müssen, wie überall gebräuchlich sei. Ich bewies ihm dann, daß die Clausel über die Anerkennung der französischen Grenzen in dem Artikel über die Abtretung Belgiens nur diese Abtretung betreffen könne, die einzige, über welche der Kaiser zu bestimmen berechtigt gewesen sei. „„Aber"", sagte Bonaparte, „„der Kaiser hat schon über Modena verhandelt; man gab uns selbst beim Abschluß der Präliminarien zu verstehen, daß er sich nicht widersetzen würde, wenn wir Lüttich, Malmedy und Logne behielten; Belgien selbst als ein Theil des burgundischen Kreises gehört zum Reiche. Wie kann denn der Kaiser diese Besitzungen des Reiches abtreten und die anderen nicht?"" Ich antwortete, daß man für Modena einen Austausch festgesetzt habe, daß ich gar nicht der Ansicht sei, der Kaiser wolle Lüttich, Logne und Malmedy abtreten, daß aber Nichts ihn hindere, über seine erblichen Besitzungen frei zu verfügen. Bonaparte erhitzte sich sehr, klagte uns an, wir wären doppelzüngig und nicht aufrichtig, er sei zu nachgiebig gewesen, da er uns doch die empfindlichsten Schläge habe beibringen können; nun lasse man ihn, der allen Königen sich gleich achte, ganz ohne Rücksicht seine Zeit verlieren; man halte ihn hin durch Forderungen eines Congresses und falsche Auslegung der Präliminarien. Ich suchte meine Kaltblütigkeit zu bewahren, sagte ihm, daß kein Mensch in Allem, was der Kaiser thue, jemals eine Unaufrichtigkeit finden könne. ..... Wir würden aber niemals zum Ziele kommen, wenn man den klaren und deutlichen Wortlaut einer

schon eingegangenen Verpflichtung in so gezwungener Weise erklären wolle. „„Die französische Republik““, sagte Bonaparte, „„wird niemals von ihren gesetzlichen Grenzen Etwas aufgeben; mit den Mitteln, die sie besitzt, kann sie in zwei Jahren ganz Europa erobern.““ Ich erwiderte, dann bleibe den anderen Höfen nichts übrig, als alle ihre Mittel anzuwenden, um sich dagegen zu wehren. „„Ich sage nicht““, versetzte Bonaparte, „„daß das die Absicht sei; die Republik wird sich dieser Mittel nur zur Vertheidigung bedienen, sie ist ungeduldig, ihren Bürgern die Vortheile des Friedens, des Handels und Ackerbaues zu gewähren, aber sie wird niemals abtreten, was sie einmal als ihr Eigenthum erklärt hat. Ohne Mainz werden wir keinen Frieden schließen und ohne Mainz die italienischen Festungen nicht übergeben.““ Und ich, gab ich ihm zur Antwort, werde den Frieden nicht unterzeichnen, ohne festzusetzen, daß alle Provinzen, die uns gehören sollen, sofort uns eingeräumt werden. „„In dieser Weise““, sagte Bonaparte, „„wird Ihr Aufenthalt in Udine nicht von langer Dauer sein, und der letzte Grund der Könige und Staaten muß entscheiden.““*)

Wie sehr Bonaparte selbst fühlte, daß seine jetzige Auslegung der constitutionellen Grenzen im Widerspruch mit den Präliminarien stand, geht aus Allem hervor. Einst forderte ihn Cobenzl auf, selbst zu erklären, ob er bei Unterzeichnung der Präliminarien nur im Entferntesten daran gedacht habe, Mainz und Alles, was er jetzt fordere, darunter zu begreifen: der Kaiser würde die Präliminarien nicht ratificirt haben, setzte er hinzu, wenn er an eine solche Auslegung hätte denken können. „Ich weiß nicht, was ich gedacht habe“, antwortete Bonaparte, „aber ich weiß, was ich festgesetzt habe, und daran halte ich mich.“**) Und ebenso deutlich ist es, wenn er dem Directorium schreibt, er wolle die österreichischen Unterhändler dazu bringen, daß sie die Präliminarien für unausführbar erklärten. Dabei gab er beständig zu verstehen, daß er, was ihm Oesterreich verweigere, jeden Augenblick durch Preußen erlangen könne, zumal auch fast alle linksrheinischen Fürsten sich bereits mit Frankreich geeinigt hätten. Der König von Preußen, sagte er z. B. am 30. September, habe Frankreich das linke Rheinufer zugestanden. Man sei ihm verpflichtet, weil er zuerst die Coalition verlassen habe. Noch vor Kurzem sei man mit ihm einig geworden. Er höre nicht auf,

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, 386 ff.
**) Ebendaselbst, 391.

Frankreich alle möglichen Anerbietungen zu machen. Man sei in Paris sehr mißtrauisch gegen Oesterreich und halte den Frieden für sehr zweifelhaft. Das sei die Frucht der österreichischen Zögerungen. Mittlerweile unterhandle der König von Preußen auf's Eifrigste.

Bonaparte hatte hier freilich die verwundbare Stelle der Oesterreicher getroffen. Denn das Verhältniß zwischen Frankreich und Preußen hatte sich trotz der Ablehnung des französischen Bündnißvertrages in keiner Weise geändert. Noch am 19. October schreibt Reuß an Dietrichstein, die Franzosen bemühten sich, Preußen zu feindseligen Demonstrationen zu verleiten und zu dem Versuche, sich eines Theiles von Deutschland zu bemächtigen. Nur Rußland habe das preußische Ministerium — der König ging jetzt rasch seinem Ende entgegen — davon abgehalten. Reuß und der russische Gesandte Panin lägen „Tag und Nacht auf der Lauer, um wo möglich neuen Machinationen zuvorzukommen".*) Auch Thugut wußte damals noch nichts von der Abweisung des französischen Bündnißantrages durch Preußen. Daß die Besorgniß vor einem Zugreifen Preußens in Deutschland auch auf seine Nachgiebigkeit gegen Frankreich eingewirkt hat, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Kein Wunder, daß Cobenzl in Udine sich durch den Hinweis auf Preußen einschüchtern ließ. Er fragte Bonaparte, ob sich Frankreich wohl durch einen geheimen Artikel verpflichten würde, mit Oesterreich gemeinsame Sache zu machen, wenn Preußen in Deutschland neue Erwerbungen suchen wollte. Bonaparte erklärte, daß dem nichts entgegenstehe, und ein Artikel des Friedensvertrages ist die Folge dieser Unterredung gewesen. Und nichts hat Oesterreich mehr geschadet und einer Verständigung mit Preußen mehr im Wege gestanden als dieser Artikel.

Dennoch würde man sehr irren, wenn man in Gedanken dieser Art, wenn man in der Thugut jedenfalls durchaus fern liegenden Absicht, durch eine halbe Anlehnung an Frankreich ein Gegengewicht gegen Preußen zu schaffen, das eigentlich entscheidende Moment erblicken wollte. Die Position Oesterreichs in der Frage der Rheingrenze war von vornherein eine verlorene. Der Friede war nicht mehr zu haben, wenn man in dieser Beziehung nicht den Wünschen Frankreichs nachgab. Nicht etwa zwischen Venedig und dem Rheine, sondern zwischen diesem und dem Kriege hatte man zu wählen. Und man wagte es eben nicht, es auf einen neuen Krieg ankommen zu lassen. Von dem Augenblicke an, wo

*) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 63.

sich Cobenzl nach Udine begab, handelte es sich im Grunde nur noch darum, sich für das, was man in Deutschland doch geschehen lassen mußte, möglichst große Zugeständnisse in Italien zu verschaffen.

Der Weg zu einer solchen Wendung war leider auch schon geebnet. Wir sahen, wie das, was zu Leoben über Lüttich, Stablo, Malmedy und Logne gelegentlich geäußert worden war, auf diese Richtung hinwies. Auch die so entschiedene Instruction vom 12. August enthielt am Schlusse einige bedenkliche Aeußerungen. Breche, so hieß es darin, der Krieg lediglich über Lüttich, Malmedy und Stablo wieder aus, so werde der Kaiser sein Reichscontingent thatsächlich nicht stellen. Vielleicht könne man auch einen geheimen Artikel in den Friedensvertrag aufnehmen, des Inhalts, daß der Kaiser, wenn die Reichsintegrität mit Ausnahme der Niederlande gewahrt werde, sich auf die Stellung seines Reichscontingents bei Wiederausbruch des Krieges zu beschränken verpflichte. Der Ausdruck sei aber geschickt zu wenden. In der oben mitgetheilten Unterredung mit Bonaparte fällt es dann auf, daß Cobenzl der bestimmten Forderung von Mainz nicht eine ebenso bestimmte Weigerung, sondern nur das Verlangen entgegensetzt, daß die italienischen Erwerbungen sofort in Oesterreichs Hände übergehen sollten, d. h. unabhängig von der durch das Reich zu erledigenden rheinischen Frage. Schon am folgenden Tage fällt darauf eine unbestimmte Andeutung Cobenzls, die auf Concessionen in Italien für den Fall eines Gewährenlassens am Rheine hinausläuft.*) Am 29. trat die Verhandlung endlich in ihr entscheidendes Stadium. Wieder stritt man über die Gebiete am linken Rheinufer lange hin und her. Bonaparte nannte den Rhein die natürliche Grenze Frankreichs. Cobenzl entgegnete, man könne ebensowohl die Ostsee als die natürliche Grenze Oesterreichs bezeichnen. „Sehen Sie doch", sagte Bonaparte, „ob wir nicht in Deutschland eine Anordnung treffen könnten, um die Sache leichter zu machen. Würde nicht Salzburg Ihnen anstehen?" „Was ist Salzburg", entgegnete Cobenzl, „im Vergleich zu den ungeheuren Ansprüchen, die Sie erheben? Wenn Sie auch noch ein Stück von Bayern bis zum Inn hinzufügten, so wäre es kaum eine Entschädigung für unsere Besitzungen in Schwaben, die wir nach Ihrem Vorschlage dem Herzoge von Modena abtreten sollen. Uebrigens wollen wir nichts in Deutschland, der Kaiser hält sehr entschieden an seiner Integrität ..... Wäre es möglich, uns einige Nach-

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen, 395.

giebigkeit mit Rücksicht auf einen Theil Ihrer übertriebenen Ansprüche abzugewinnen, so könnte es nur dadurch geschehen, daß man unseren Entschädigungen in Italien etwas hinzufügte.“*) Bonaparte bat ihn, seine Forderungen in einem Friedensentwurfe zusammen zu stellen. Am 5. October überreichte Cobenzl darauf einen Entwurf, dem die Vorschläge zu Grunde lagen, zu denen er sich für den Fall autorisirt hielt, daß es sich als unmöglich herausstellen sollte, die Franzosen von ihren rheinischen Forderungen abzubringen. Zuvor machte er aber noch einmal einen Versuch, die Präliminarien im ursprünglichen Sinne zur Ausführung zu bringen, indem er sich für diesen Fall sogar zu einem Opfer an die cisalpinische Republik erbot. Aber Bonaparte erklärte, er dürfe, selbst wenn Oesterreich auf die gesammte Terra ferma verzichten wolle, doch auf keinen Vorschlag hören, der Frankreich nicht seine constitutionellen Grenzen in ihrem vollen Umfange gewähre. Man sieht, es ist recht eigentlich das moderne Annexionsprincip, das man dem alten Reichsrechte gegenüber zur Geltung bringen will.

Noch einmal bot Cobenzl Lüttich, Logne und Malmedy. Aber Bonaparte blieb dabei, daß ohne Mainz von keinen Unterhandlungen die Rede sein könne. Darauf rückte dann Cobenzl mit seinen Vorschlägen heraus. Frankreich, so setzte er auseinander, begehre mehr, als Oesterreich zu Leoben habe ahnen können. Seine Forderungen beträfen Länder, welche Oesterreich nicht gehörten, welche es also auch nicht abzutreten im Stande sei. Ohne Oesterreichs Zustimmung seien gleichwohl die geforderten rheinischen Gebiete nicht zu erwerben. Oesterreich könne nun, da es nicht verpflichtet sei, mehr als sein Contingent zu ihrer Vertheidigung zu stellen, einen Theil seiner Kräfte zurückziehen. Alsdann bliebe dem Reiche nichts übrig, als sich dem, was zwischen Oesterreich und Frankreich vereinbart sei, zu fügen. Erhalte Frankreich auf diese Weise einen neuen Zuwachs, so müsse aber auch Oesterreich für das von ihm gebrachte neue schmerzliche Opfer neue Entschädigungen erhalten. Er begehrte die Addalinie, Venedig, die Legationen und Modena: die Entschädigung des Herzogs sollte Oesterreich übernehmen. „Bonaparte“, heißt es in Cobenzls Bericht, „hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und äußerte dann: „„Aber warum fordern Sie nicht auch die Lombardei und ganz Italien? es ist gar kein Grund, warum Sie bei der Adda und den Legationen stehen bleiben. ..... Sie wissen doch, daß dies

*) Ebendaselbst 401 f.

Opfer, das wir von Ihnen so theuer erkaufen sollen, uns angeboten wird durch eine andere große Macht, die mit Ihnen das Uebergewicht in Deutschland theilt."" Cobenzl meinte, so lange Oesterreich Widerstand leiste, könne Preußen Frankreich dasjenige, was es begehre, nicht verschaffen. „Wir fordern nichts", sagte Bonaparte, „als was in den Präliminarien steht." „In diesem Falle sind wir einig", versetzte Cobenzl; „bestätigen Sie, was dort klar über die Integrität des Reiches ausgesprochen ist, räumen Sie das Gebiet bis zum Oglio, und ich unterzeichne noch heute." Bonaparte dachte eine Zeit lang nach und sagte dann: „Wir sind noch weit auseinander, ich sehe nicht, wie wir uns nähern können."*)

Trotzdem war ein wesentliches Resultat für die ferneren Verhandlungen gewonnen. Die Grundlage der Präliminarien und die Reichsintegrität waren im Princip aufgegeben. Was jetzt folgte, war nur noch ein Handel um Quadratmeilen und Seelen. Und auch hierbei war die Position Bonaparte's die günstigste. Er vermittelte gleichsam zwischen der eigenen Regierung und den Oesterreichern. Es war das System der Tochterrepubliken, das System des Jahres 1793, zu dem dieselbe zurückkehren wollte, und mit dieser vertrug sich die Ueberlassung Venedigs an Oesterreich nicht. Immer ernstlicher wurden die Kriegsvorbereitungen der Franzosen. Es sah in der That aus, als wenn das Directorium mit Vorbedacht auf den Krieg lossteuere. Bonaparte gebärdete sich auch schon als Herr Italiens. Als die römische Regierung den General Provera von Oesterreich erbat und erhielt, verlangte er durch seinen Bruder Joseph, den Gesandten in Rom, daß man ihn innerhalb 24 Stunden zurückschicken solle. Im Weigerungsfalle sei sofort der Krieg zu erklären. Beim etwaigen Tode des von einer schweren Krankheit kaum wieder hergestellten Papstes solle Joseph Alles aufbieten, um eine Revolution in Rom hervorzurufen und eine Neuwahl zu verhindern. Eventuell müsse aber wenigstens die Wahl des Cardinals Albini verhindert und als Kriegsfall bezeichnet werden. Je mehr die Oesterreicher ihrer italienischen Herrschaft ein dauerhaftes Fundament zu geben wünschten, um so mehr mußten sie eilen. Stufenweise ging deßhalb Cobenzl in seinen italienischen Forderungen zurück. Bonaparte steigerte dagegen seine deutschen Forderungen immer mehr. Wenn man auch den weitesten Umfang der constitutionellen Grenzen

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen, 404.

Frankreich alle möglichen Anerbietungen zu machen. Man sei in Paris sehr mißtrauisch gegen Oesterreich und halte den Frieden für sehr zweifelhaft. Das sei die Frucht der österreichischen Zögerungen. Mittlerweile unterhandle der König von Preußen auf's Eifrigste.

Bonaparte hatte hier freilich die verwundbare Stelle der Oesterreicher getroffen. Denn das Verhältniß zwischen Frankreich und Preußen hatte sich trotz der Ablehnung des französischen Bündnißvertrages in keiner Weise geändert. Noch am 19. October schreibt Reuß an Dietrichstein, die Franzosen bemühten sich, Preußen zu feindseligen Demonstrationen zu verleiten und zu dem Versuche, sich eines Theiles von Deutschland zu bemächtigen. Nur Rußland habe das preußische Ministerium — der König ging jetzt rasch seinem Ende entgegen — davon abgehalten. Reuß und der russische Gesandte Panin lägen „Tag und Nacht auf der Lauer, um wo möglich neuen Machinationen zuvorzukommen".*) Auch Thugut wußte damals noch nichts von der Abweisung des französischen Bündnißantrages durch Preußen. Daß die Besorgniß vor einem Zugreifen Preußens in Deutschland auch auf seine Nachgiebigkeit gegen Frankreich eingewirkt hat, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Kein Wunder, daß Cobenzl in Udine sich durch den Hinweis auf Preußen einschüchtern ließ. Er fragte Bonaparte, ob sich Frankreich wohl durch einen geheimen Artikel verpflichten würde, mit Oesterreich gemeinsame Sache zu machen, wenn Preußen in Deutschland neue Erwerbungen suchen wollte. Bonaparte erklärte, daß dem nichts entgegenstehe, und ein Artikel des Friedensvertrages ist die Folge dieser Unterredung gewesen. Und nichts hat Oesterreich mehr geschadet und einer Verständigung mit Preußen mehr im Wege gestanden als dieser Artikel.

Dennoch würde man sehr irren, wenn man in Gedanken dieser Art, wenn man in der Thugut jedenfalls durchaus fern liegenden Absicht, durch eine halbe Anlehnung an Frankreich ein Gegengewicht gegen Preußen zu schaffen, das eigentlich entscheidende Moment erblicken wollte. Die Position Oesterreichs in der Frage der Rheingrenze war von vornherein eine verlorene. Der Friede war nicht mehr zu haben, wenn man in dieser Beziehung nicht den Wünschen Frankreichs nachgab. Nicht etwa zwischen Venedig und dem Rheine, sondern zwischen diesem und dem Kriege hatte man zu wählen. Und man wagte es eben nicht, es auf einen neuen Krieg ankommen zu lassen. Von dem Augenblicke an, wo

*) S. Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 63.

sich Cobenzl nach Udine begab, handelte es sich im Grunde nur noch darum, sich für das, was man in Deutschland doch geschehen lassen mußte, möglichst große Zugeständnisse in Italien zu verschaffen.

Der Weg zu einer solchen Wendung war leider auch schon geebnet. Wir sahen, wie das, was zu Leoben über Lüttich, Stablo, Malmedy und Logne gelegentlich geäußert worden war, auf diese Richtung hinwies. Auch die so entschiedene Instruction vom 12. August enthielt am Schlusse einige bedenkliche Aeußerungen. Breche, so hieß es darin, der Krieg lediglich über Lüttich, Malmedy und Stablo wieder aus, so werde der Kaiser sein Reichscontingent thatsächlich nicht stellen. Vielleicht könne man auch einen geheimen Artikel in den Friedensvertrag aufnehmen, des Inhalts, daß der Kaiser, wenn die Reichsintegrität mit Ausnahme der Niederlande gewahrt werde, sich auf die Stellung seines Reichscontingents bei Wiederausbruch des Krieges zu beschränken verpflichte. Der Ausdruck sei aber geschickt zu wenden. In der oben mitgetheilten Unterredung mit Bonaparte fällt es dann auf, daß Cobenzl der bestimmten Forderung von Mainz nicht eine ebenso bestimmte Weigerung, sondern nur das Verlangen entgegensetzt, daß die italienischen Erwerbungen sofort in Oesterreichs Hände übergehen sollten, d. h. unabhängig von der durch das Reich zu erledigenden rheinischen Frage. Schon am folgenden Tage fällt darauf eine unbestimmte Andeutung Cobenzls, die auf Concessionen in Italien für den Fall eines Gewährenlassens am Rheine hinausläuft.*) Am 29. trat die Verhandlung endlich in ihr entscheidendes Stadium. Wieder stritt man über die Gebiete am linken Rheinufer lange hin und her. Bonaparte nannte den Rhein die natürliche Grenze Frankreichs. Cobenzl entgegnete, man könne ebensowohl die Ostsee als die natürliche Grenze Oesterreichs bezeichnen. „Sehen Sie doch", sagte Bonaparte, „ob wir nicht in Deutschland eine Anordnung treffen könnten, um die Sache leichter zu machen. Würde nicht Salzburg Ihnen anstehen?" „Was ist Salzburg", entgegnete Cobenzl, „im Vergleich zu den ungeheuren Ansprüchen, die Sie erheben? Wenn Sie auch noch ein Stück von Bayern bis zum Inn hinzufügten, so wäre es kaum eine Entschädigung für unsere Besitzungen in Schwaben, die wir nach Ihrem Vorschlage dem Herzoge von Modena abtreten sollen. Uebrigens wollen wir nichts in Deutschland, der Kaiser hält sehr entschieden an seiner Integrität ..... Wäre es möglich, uns einige Nach-

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen, 395.

giebigkeit mit Rücksicht auf einen Theil Ihrer übertriebenen Ansprüche abzugewinnen, so könnte es nur dadurch geschehen, daß man unseren Entschädigungen in Italien etwas hinzufügte.“*) Bonaparte bat ihn, seine Forderungen in einem Friedensentwurfe zusammen zu stellen. Am 5. October überreichte Cobenzl darauf einen Entwurf, dem die Vorschläge zu Grunde lagen, zu denen er sich für den Fall autorisirt hielt, daß es sich als unmöglich herausstellen sollte, die Franzosen von ihren rheinischen Forderungen abzubringen. Zuvor machte er aber noch einmal einen Versuch, die Präliminarien im ursprünglichen Sinne zur Ausführung zu bringen, indem er sich für diesen Fall sogar zu einem Opfer an die cisalpinische Republik erbot. Aber Bonaparte erklärte, er dürfe, selbst wenn Oesterreich auf die gesammte Terra ferma verzichten wolle, doch auf keinen Vorschlag hören, der Frankreich nicht seine constitutionellen Grenzen in ihrem vollen Umfange gewähre. Man sieht, es ist recht eigentlich das moderne Annexionsprincip, das man dem alten Reichsrechte gegenüber zur Geltung bringen will.

Noch einmal bot Cobenzl Lüttich, Logne und Malmedy. Aber Bonaparte blieb dabei, daß ohne Mainz von keinen Unterhandlungen die Rede sein könne. Darauf rückte dann Cobenzl mit seinen Vorschlägen heraus. Frankreich, so setzte er auseinander, begehre mehr, als Oesterreich zu Leoben habe ahnen können. Seine Forderungen beträfen Länder, welche Oesterreich nicht gehörten, welche es also auch nicht abzutreten im Stande sei. Ohne Oesterreichs Zustimmung seien gleichwohl die geforderten rheinischen Gebiete nicht zu erwerben. Oesterreich könne nun, da es nicht verpflichtet sei, mehr als sein Contingent zu ihrer Vertheidigung zu stellen, einen Theil seiner Kräfte zurückziehen. Alsdann bliebe dem Reiche nichts übrig, als sich dem, was zwischen Oesterreich und Frankreich vereinbart sei, zu fügen. Erhalte Frankreich auf diese Weise einen neuen Zuwachs, so müsse aber auch Oesterreich für das von ihm gebrachte neue schmerzliche Opfer neue Entschädigungen erhalten. Er begehrte die Addalinie, Venedig, die Legationen und Modena: die Entschädigung des Herzogs sollte Oesterreich übernehmen. „Bonaparte“, heißt es in Cobenzls Bericht, „hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und äußerte dann: „„Aber warum fordern Sie nicht auch die Lombardei und ganz Italien? es ist gar kein Grund, warum Sie bei der Adda und den Legationen stehen bleiben. ..... Sie wissen doch, daß dies

*) Ebendaselbst 401 f.

Opfer, das wir von Ihnen so theuer erkaufen sollen, uns angeboten wird durch eine andere große Macht, die mit Ihnen das Uebergewicht in Deutschland theilt."" Cobenzl meinte, so lange Oesterreich Widerstand leiste, könne Preußen Frankreich dasjenige, was es begehre, nicht verschaffen. „Wir fordern nichts", sagte Bonaparte, „als was in den Präliminarien steht." „In diesem Falle sind wir einig", versetzte Cobenzl; „bestätigen Sie, was dort klar über die Integrität des Reiches ausgesprochen ist, räumen Sie das Gebiet bis zum Oglio, und ich unterzeichne noch heute." Bonaparte dachte eine Zeit lang nach und sagte dann: „Wir sind noch weit auseinander, ich sehe nicht, wie wir uns nähern können."*)

Trotzdem war ein wesentliches Resultat für die ferneren Verhandlungen gewonnen. Die Grundlage der Präliminarien und die Reichsintegrität waren im Princip aufgegeben. Was jetzt folgte, war nur noch ein Handel um Quadratmeilen und Seelen. Und auch hierbei war die Position Bonaparte's die günstigste. Er vermittelte gleichsam zwischen der eigenen Regierung und den Oesterreichern. Es war das System der Tochterrepubliken, das System des Jahres 1793, zu dem dieselbe zurückkehren wollte, und mit dieser vertrug sich die Ueberlassung Venedigs an Oesterreich nicht. Immer ernstlicher wurden die Kriegsvorbereitungen der Franzosen. Es sah in der That aus, als wenn das Directorium mit Vorbedacht auf den Krieg lossteuere. Bonaparte gebärdete sich auch schon als Herr Italiens. Als die römische Regierung den General Provera von Oesterreich erbat und erhielt, verlangte er durch seinen Bruder Joseph, den Gesandten in Rom, daß man ihn innerhalb 24 Stunden zurückschicken solle. Im Weigerungsfalle sei sofort der Krieg zu erklären. Beim etwaigen Tode des von einer schweren Krankheit kaum wieder hergestellten Papstes solle Joseph Alles aufbieten, um eine Revolution in Rom hervorzurufen und eine Neuwahl zu verhindern. Eventuell müsse aber wenigstens die Wahl des Cardinals Albini verhindert und als Kriegsfall bezeichnet werden. Je mehr die Oesterreicher ihrer italienischen Herrschaft ein dauerhaftes Fundament zu geben wünschten, um so mehr mußten sie eilen. Stufenweise ging deßhalb Cobenzl in seinen italienischen Forderungen zurück. Bonaparte steigerte dagegen seine deutschen Forderungen immer mehr. Wenn man auch den weitesten Umfang der constitutionellen Grenzen

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen, 404.

annahm, so konnten diese doch höchstens die Pfalz bis zur Nahe umfassen. Bald aber fand der General, daß die bislang begehrten Gebiete eine vielfach unterbrochene widersinnige Grenze bildeten und forderte eine Grenzlinie, die schon Jülich und Düren umfaßte, über Zell an der Mosel, Oberkirn und Hausen nach Kirn an der Nahe, dann weiter nach Bingen ging und von hier dem Lauf des Rheins folgte. Schon in der nächsten Sitzung begehrte er dann noch dazu den Landstrich zwischen Mosel, Simmer, Nahe und Rhein; zuletzt aber statt der Mosel die Nette und eine Linie von Mayen über Virneburg nach Kerpen. Es war gerade das Doppelte des bisher Geforderten. Vielleicht lag in diesem zweiten Drittel des linken Rheinufers eine weit entscheidendere Concession als in dem doch schwer zu behauptenden Gebiete bis zur Nahe. Wie es bei solchen Abtretungen im vorigen Jahrhundert so häufig geschah, spielten auch hierbei unrichtige statistische Angaben eine Rolle. Bonaparte berief sich auf das Buch eines Professor Fabri in Erlangen, dem zufolge das ganze linke Rheinufer nur eine Million Einwohner, also bei weitem nicht halb so viel haben sollte, als es in Wirklichkeit besaß: wenn die Grenzlinie über Zell und Oberkirn ging, so sollte Frankreich nur 300,000 Seelen in Deutschland gewinnen. Noch über zwei Wochen schwankten die Verhandlungen hin und her. Immer neue Forderungen Bonaparte's tauchten auf. Cobenzl hielt sich ohne neue Instructionen jetzt nicht mehr zum Abschlusse für befugt, Bonaparte andererseits wurde beständig vom Directorium gedrängt. Immer wieder kam es zu den heftigsten Auftritten. Die Insolenzen des Generals schienen keine Grenzen zu kennen.

Am 4. October kommt Bonaparte auf eine Entschädigung Oesterreichs in Deutschland zurück. Dem Erzbisthume Salzburg will er jetzt das Bisthum Trient hinzufügen und außerdem eine Entschädigung für den an den Herzog von Modena abzutretenden Breisgau stipuliren. Man sieht, wie wichtig es ihm war, die deutschen Verhältnisse in Fluß zu bringen und Oesterreich zum Länderraub zu verleiten. Die Oesterreicher wollten aber gerade umgekehrt die deutschen Verhältnisse möglichst intact erhalten. Cobenzl erklärte noch einmal, der Kaiser wolle nur in Italien entschädigt sein. Er fordert die Ogliogrenze, Venedig und die Legationen.

Am 6. October gab es heftigen Streit. Bonaparte hob die Sitzung auf, hatte aber dann ein Privatgespräch mit Cobenzl. Der Krieg werde wieder anfangen, meinte er. Die Oesterreicher möchten ihr Ultimatum stellen. Cobenzl geht nach einander von der Forderung der Ogliogrenze

auf die der Chiesa, und dann auf die des Mincio zurück. Ja, er will selbst Mantua opfern, wenn Bonaparte die Legationen gewähre, auf die er jetzt seine Anstrengungen concentrirt. Lieber, als auf die Legationen, verzichte Frankreich auf das linke Rheinufer, antwortete Bonaparte. Sogleich greift Cobenzl zu. Wenn Frankreich auf das linke Rheinufer verzichten wolle, so werde man sich leicht über die italienischen Grenzen einigen. Aber Bonaparte nimmt sein Wort zurück und erklärt das Gesagte für eine bloße Redewendung.

Die französischen Vorbereitungen zum Kriege nahmen immer größere Dimensionen an. Aber Cobenzl erhielt neue Instructionen von Wien. Der Kaiser, hieß es darin, wünsche den Frieden. Der in der Zukunft unvermeidliche Bruch des Reichsfriedens werde schon zwanzigfachen Anlaß zum Wiederbeginn des Krieges bieten. Wie wir annehmen, wurde das zweite Drittel des linken Rheinufers eventuell bewilligt. Cobenzl solle dagegen sich bemühen, sämmtliche venetianische Besitzungen zu erhalten, damit man festen Fuß in Italien fasse. Es war ein ähnlicher Gedanke, wie der, den Mack bereits früher ausgesprochen hatte. Cobenzl wollte aber vor dem definitiven Abschluß noch einmal das Mögliche versuchen. In der Sitzung vom 7. October wiederholte er officiell die Anerbietungen vom vorhergehenden Tage. Als Bonaparte ablehnt, läßt sich Cobenzl zu einem Schritte verleiten, den wir allerdings auf das Entschiedenste verurtheilen müssen: er erbot sich auch, auf den noch nicht geforderten Rest des linken Rheinufers mit ungefähr 200,000 Einwohnern zu verzichten, wenn Oesterreich die Legationen erhalte. Zu Cobenzls Entschuldigung muß allerdings bemerkt werden, daß Bonaparte bereits vorher ganz unumwunden erklärt hatte, er werde diesen Rest schon von dem Reiche zu erhalten wissen. Bonaparte ließ sich auch nicht dadurch ködern und beharrte bei seiner Verweigerung der Legationen. Cobenzl kam nun auf seine ursprüngliche Forderung der Oglio-Grenze zurück. Vom Ferraresischen rechts vom Po beansprucht er nur das zur Linken des südlichen Poarmes gelegene kleine Gebiet. Selbst auf Venedig und auf die Legationen will er verzichten. Dagegen nimmt er jetzt im letzten Augenblicke Salzburg und jenes Innviertel in Anspruch, das Oesterreich im bayrischen Erbfolgekriege nicht zu erhalten vermocht hatte. Bonaparte bewilligt diese Forderungen mit Freuden. Er fügt auch noch die Stadt Venedig dem italienischen Gebiete hinzu. Aber er besteht auf der für Oesterreich so äußerst ungünstigen Etschgrenze, die auch das wichtige Mantua in den Händen der cisalpinischen Republik ließ. Cobenzl versuchte noch

einmal, die Grenze der Chiesa und, als dies nicht gelang, die des Mincio ohne die Legationen zu erhalten. Letzteres gestand Bonaparte zu, verlangte aber jetzt seinerseits dafür das ganze linke Rheinufer. Für die Legationen und die Mincio-Grenze war Cobenzl der Rest des linken Rheinufers feil gewesen; aber ohne die Legationen wollte er dieses Zugeständniß nicht machen. Und so blieb es denn bei der unvortheilhaften Etschgrenze.

Auf diesen Grundlagen ist der Friede wirklich abgeschlossen worden. Allerdings überschritten Cobenzls Zugeständnisse in Italien wie in Deutschland das Aeußerste, wozu ihm selbst seine neuesten Instructionen freie Hand ließen.*) Er sandte deßhalb erst noch einmal einen Courier nach Wien. Bonaparte, der vom Directorium zum Abschlusse gedrängt wurde, war äußerst ungeduldig. Die Verhandlungen dauerten jetzt sieben Monate, sagte er, und ungefähr alle zwei Monate hätte man neue Instructionen von Wien eingeholt. Nur mit Mühe ließ er sich die Bewilligung der für die Rückkehr des Couriers nöthigen Frist abpressen.

Am 11. October kam es zu jener Scene, bei der Bonaparte ein Cobenzl gehöriges Porzellangefäß, das Geschenk der Kaiserin Katharina, zertrümmerte. Dieser Auftritt hat aber keinerlei Einfluß mehr auf den Abschluß gehabt. Bonaparte's Ruhmredigkeit hat eine — rund heraus gesagt — grobe Ungezogenheit zu einem dramatischen Effecte ersten Ranges aufgebauscht.**) Wir Deutschen haben es nachgesprochen. Aber wir sollten in etwas anderem Tone davon reden. Denn Bonaparte's Zorn war durch die österreichische Weigerung erregt, die überrheinischen Abtretungen förmlich anzuerkennen. Die österreichischen Gesandten waren nicht zu bewegen, über die von ihnen vorgeschlagene Formel der Beschränkung auf das Reichscontingent hinauszugehen. „Ich stellte ihm (Bonaparte)", heißt es in Cobenzls Bericht, „mit Festigkeit, aber zugleich mit Ruhe und Gelassenheit vor, der Kaiser könne weder geheim noch öffentlich eine Grenze der Republik anerkennen, die noch nicht vorhanden sei, und die zu bestimmen er gar nicht das Recht habe; er thue schon mehr, als

*) Es scheint uns in der Natur der Sache zu liegen, daß schon die Entschädigung in Deutschland und die Gewährung der Etschlinie dasjenige überschritt, was man äußersten Falls in Wien hatte zugestehen wollen.

**) Bonaparte liebte es nach seinem eigenen Geständnisse, seine Fehler zu benutzen. Die Art, wie der Moniteur einige Jahre später diese Sache ausschmückte, scheint uns einen sehr schlagenden Beleg dafür zu liefern.

man von ihm fordern könne, wenn er verspreche, beim Wiederausbruch des Krieges dem Reiche nur sein Contingent zu stellen. . . . . Der französische Bevollmächtigte, auf welchen sichtlich der Punsch, den er getrunken, schon seine Wirkung äußerte, gerieth bei diesen Worten in Wuth. Er sagte, das Reich sei eine alte Dirne, an der seit langer Zeit Jedermann Nothzucht übe; man nehme die Reichsverfassung nur zum Vorwande, um seinen Forderungen auszuweichen; immer habe der Sieg die französischen Heere begleitet und werde sie auch fernerhin begleiten; man rede zu Frankreich als Sieger, da man doch geschlagen sei; nicht einmal die Gleichheit bei der Unterschrift wolle man ihm zugestehen; ich hätte sogar im Hause des Marquis de Gallo den Vortritt vor ihm genommen, obgleich er der Obergeneral der italienischen Armee sei; er achte sich höher als alle Könige und könne ein solches Betragen nicht länger dulden."*) Er erhob sich mit der äußersten Wuth und stieß eine Fluth von Schimpfreden aus. „Dann, ohne die dafür nöthigen Förmlichkeiten zu beobachten, oder unsere Unterschrift zu erwarten, setzte er im Conferenzzimmer selbst den Hut auf und entfernte sich. Bis auf die Straße fuhr er fort zu schreien, in einer Weise, die man nur der Trunkenheit zuschreiben darf, so viel auch Clarke (dieser muß Bonaparte also wieder beigegeben sein) und die übrigen Personen seines Gefolges, die ihn in meinem Saale erwarteten, thun mochten, ihm sein Unrecht zu beweisen und ihn aufzuhalten."**) Bei dem Aufsetzen des Hutes scheint Bonaparte das Cabaret auf die Erde geworfen zu haben.***) Er habe sich wie ein Narr benommen, heißt es in einem Privatbriefe des Botschafters an Thugut. Cobenzl sei über das infame Benehmen Bonaparte's entrüstet, meint dieser. Man könne von solchen Leuten freilich nichts anderes erwarten. Aber man müsse es sich leider gefallen lassen, da Oesterreich weder eine Armee noch Generale habe.†)

Es war die Berufung auf das Reichsrecht, was Bonaparte im Moment seines Triumphes über die kaiserliche Diplomatie so sehr in Harnisch gebracht hatte. Der Grimm des Franco-Italieners erwachte bei dem bloßen Schatten des Reichs.

Die Verhandlungen stockten bis zur Rückkunft des Couriers. Obgleich sich Bonaparte wegen seiner Heftigkeit entschuldigte, ließ sich Cobenzl

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, 454.

**) Ebendaselbst 453.

***) S. über die ganze Scene Hüffer, a. a. O. 448 ff.

†) Thugut an Colloredo den 18. October 1797 (Vertrauliche Briefe II, 63).

doch nicht mehr bewegen, vor der Schlußconferenz persönlich mit ihm zusammenzukommen. Sie verkehrten durch dritte Personen mit einander.

Am Morgen des 16. trafen endlich die letzten Instructionen aus Wien ein. Es war Alles genehmigt. Der Kaiser hatte selbst seine Willensmeinung in einem Handbillet ausgesprochen. Wahrscheinlich hatte Thugut auch diesmal auf einer solchen kaiserlichen Willensäußerung bestanden. „Um die schnelle Rücksendung des Couriers nicht zu verzögern", schreibt er an Cobenzl, „beschränke ich mich auf einige Bemerkungen, wie sie mein in Folge der traurigen Verhältnisse sehr leidender Kopf mir eben eingiebt. ..... Was sollen wir thun, um die Schmach der Bestimmungen, die wir rücksichtlich des Reiches zugelassen gezwungen sind, wenigstens zu überkleiden? Die Geschicklichkeit E. E. ist unsere einzige Hoffnung. Sie liefern ein wahres Meisterstück, wenn es Ihnen gelingt. Es scheint mir wünschenswerth, daß man in dem öffentlichen Theile des Vertrages ganz vermeide, der gesetzlichen Grenzen Erwähnung zu thun: man könnte einfach sagen, daß ein Congreß für den Reichsfrieden sich in Rastatt versammeln würde und daß der Kaiser als Reichsstand sich vorbehalte, sein gesetzliches Contingent zu liefern, falls unglücklicher Weise dieser Congreß den erwünschten Erfolg nicht haben sollte. ..... Ich glaube, es wäre geeigneter, festzusetzen, daß der Herzog von Modena zur Entschädigung Salzburg und das bayrische Gebiet bis zum Inn erhielte, mit dem Vorbehalt, es gegen unsere Besitzungen in Schwaben zu vertauschen. Es ist unmöglich, den Kurfürsten von Mainz und Trier nicht eine Entschädigung für ihre Verluste durch geistliche Staaten auf dem rechten Rheinufer zuzusichern. Was den Kurfürsten von Köln betrifft, so scheinen mir seine Verluste nach dem letzten Entwurfe nicht sehr bedeutend. ..... Ich leide am Fieber und bin sehr krank vor Kummer über das, was geschieht, und das, was für die Zukunft in Aussicht steht. Ich nehme vollkommen Theil an aller Noth und Sorge, die Sie erdulden müssen, und es vergeht im Tage keine Stunde, daß meine Gedanken nicht bei E. E. verweilen. Aber was soll man thun? In so großen Entscheidungen darf man sich nicht niederschlagen lassen, man muß sich härten gegen das Mißgeschick. Ich sehe voraus, gelingt es auch jetzt, etwas zu unterzeichnen, so stehen wir doch noch lange nicht am Ende der Plagen und Chicanen, die uns erwarten."*)

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen, 463 ff.

Die österreichischen Vertreter hatten die letzten Tage in steter Besorgniß zugebracht, daß der Abschluß des Friedens in elfter Stunde doch noch an irgend etwas scheitern werde. Bonaparte drängte und drängte. Er war bisher stets mit neuen Forderungen gekommen und hatte in der ihm eigenen Weise sich auch jetzt wieder selbst an dasjenige nicht gehalten, was er in Udine zugestanden hatte. Plötzlich war er mit der Forderung der ionischen Inseln hervorgetreten. Gallo hatte sie für Neapel verlangt und war dabei von Cobenzl unterstützt worden. Man mußte sie aber Bonaparte schließlich zugestehen, ohne daß Oesterreich irgend eine Compensation dafür erhalten hätte. Noch in der Sitzung vom 11. hatte er dann eine ganze Reihe neuer Begehren aufgestellt, die zum Theile von der drückendsten Art waren. So lange nicht unterzeichnet war, fürchteten die Gesandten, daß das Friedenswerk an der bloßen Formulirung der Artikel, oder aus irgend einem anderen Grunde noch scheitern könne. Trieb doch Bonaparte seine Rücksichtslosigkeit so weit, daß er in einer fest verabredeten Sitzung einst gar nicht erschien, weil es ihm eben nicht zu kommen beliebte. Das Vorbild der brüsken Art, mit der die Verhandlungen zu Lille von den Franzosen abgebrochen worden waren, ließ das Schlimmste befürchten.

Am 17. October aber kam der Friedensvertrag wirklich zu Stande. Wie zu Leoben die Besitzung des Herrn Eggenwald, so hatte man diesmal das zwischen Passariano und Udine gelegene Dorf Campo Formio für neutral erklärt, und es sollte eigentlich hier die Unterzeichnung stattfinden, wie denn auch der Friede den Namen dieses Ortes trägt. Cobenzl und Degelmann hatten sich dorthin begeben und erwarteten Bonaparte. Gallo und Merveldt gingen nach Passariano und erklärten, daß die Oesterreicher zur Unterzeichnung bereit seien. Bonaparte wollte jetzt aber den Act auf den folgenden Tag verschieben. Er behauptete, erst die durch die Ratification des sardinischen Allianzvertrags nöthig gewordenen neuen Befehle des Directoriums abwarten zu müssen. Gallo und Merveldt baten in Folge dessen die beiden anderen Herren, so bald als möglich auch nach Passariano zu kommen. Sei man einmal vereinigt, so werde sich Bonaparte der Unterzeichnung nicht zu entziehen vermögen. So ist es gekommen, daß die Unterzeichnung des Friedens von Campo Formio im französischen Hauptquartier zu Passariano stattfand; selbst hierin hatte Bonaparte seinen Willen durchgesetzt. Kurz vor Mitternacht fand die Unterzeichnung der officiellen Actenstücke

ſtatt. Bonaparte war in der freudigſten Stimmung und von jener geſelligen Liebenswürdigkeit, die ihm, wenn er wollte, zeitlebens zu Gebote ſtand. Als es dunkel geworden war, verzögerte er das Hereinbringen der Lichter und unterhielt die Verſammlung mit Geſpenſtergeſchichten.*)

Er hatte wahrlich Grund, mit dem Werke zufrieden zu ſein, das jetzt ſeine zweijährigen Anſtrengungen krönte. Oeſterreich erhielt die Legationen nicht, es blieb bei der Etſchlinie, und Mantua ging verloren. In den geheimen Artikeln gab der Kaiſer und König von Ungarn und Böhmen ſeine Zuſtimmung (consent) und verſprach ſeine guten Dienſte, daß Frankreich beim Reichsfrieden die von dieſem geforderte Grenze erhalte: den Rhein entlang bis zur Nette bei Andernach, dann dieſe entlang bis zu ihrer Quelle, über Kerpen durch die Eifel nach der Roer, die Roer entlang über Erkelenz an die Maas nach Venloo. Sollte das Reich trotz kaiſerlicher Verwendung ſeine Zuſtimmung verweigern, ſo verpflichtet ſich der Kaiſer, nicht mehr als ſein Contingent zu ſtellen. Jede andere Formel hatte Oeſterreich ſtandhaft verweigert und noch viel weniger war man auf Bonaparte's Begehren eingegangen, dieſen Artikel in den öffentlichen Vertrag aufzunehmen. Oeſterreich tritt ferner die im jetzigen Rheinbayern gelegene Grafſchaft Falkenſtein und das Frickthal (im jetzigen Canton Aargau)**) ab. Beides hatte Bonaparte noch zuletzt durchgeſetzt. Man ſieht, wie erſt zu Campo Formio der letzte Faden zerreißt, der Oeſterreich mit der mittelalterlichen Vergangenheit der Habsburger verband. Den Breisgau ſollte der Herzog von Modena erhalten. Frankreich verſpricht ſeine guten Dienſte, um Oeſterreich für das Frickthal „eine verhältnißmäßige Entſchädigung", für den Breisgau und Falkenſtein Salzburg und Bayern bis zum Inn einſchließlich von Waſſerburg zu verſchaffen: die Erwerbungen in Dalmatien, Iſtrien und auf der Terra ferma wurden ausdrücklich als eine Entſchädigung für Belgien und das Mailändiſche bezeichnet. — Der Kaiſer verſpricht, ſich beim Reiche für den Verzicht auf deſſen Oberlehnsherrlichkeiten in Italien zu verwenden. — Denjenigen Reichsſtänden, die durch den Frieden Verluſte erlitten, den drei geiſtlichen Kurfürſten, Pfalzbayern, Württemberg, Baden, Zweibrücken, den beiden Heſſen, Naſſau-Saarbrücken, Salm-Kyrburg, Löwenſtein-Wertheim, Wied-Runkel und Leyen

*) Wir ſind bei den Verhandlungen von Campo Formio durchaus Hüffer gefolgt, denn auch Sybel erkennt Hüffers Darſtellung ausdrücklich als genau an.

**) Das Frickthal bildete mit dem Breisgau ein zuſammenhängendes Ganze.

ward eine angemessene Entschädigung zugesagt, die nach einer Uebereinkunft mit Frankreich geregelt werden sollte. Auch der Prinz von Oranien sollte in Deutschland entschädigt werden. Preußen sollte seinen linksrheinischen Besitz behalten. In Folge dessen verspricht man sich aber gegenseitig, daß dasselbe keine weiteren Erwerbungen in Deutschland machen sollte. Zwanzig Tage nach dem Austausch der Ratificationen sollten die kaiserlichen Truppen das linksrheinische Gebiet und dessen Festungen räumen, und zu gleicher Zeit sollten die Franzosen die venetianischen Besitzungen an Oesterreich überliefern.

„Das ist der Ausgang unserer Verhandlung," schreibt Cobenzl, „auf welche die Augen von ganz Europa gerichtet sind. Er war gewiß sehr verschieden von dem, was die Interessen Sr. Majestät erfordert hätten, aber ich bin überzeugt, daß es unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich war, mehr zu erhalten, und daß der Krieg unvermeidlich erfolgt wäre, hätte ich nur einen Augenblick gezögert."*)

„Ein sehr unglücklicher Friede," ruft Thugut aus, „und der durch seine Schimpflichkeit in den Jahrbüchern Oesterreichs Epoche machen wird, wenn nicht etwa binnen Kurzem, wie sehr zu befürchten steht, die österreichischen Jahrbücher überhaupt gänzlich verschwinden. Es wäre ohne Zweifel bei den einzelnen Artikeln nur zu viel zu bemerken. Ich habe sie nur eilig durchflogen; aber wir werden wohl noch Zeit genug finden, um sie zu prüfen und bitterlich zu beweinen. Uebrigens muß der Graf Cobenzl demnächst ankommen, und er wird über verschiedene Dinge, die mein armer, zur Zeit von den heftigsten Schmerzen eingenommener Kopf zu verstehen Mühe hat, Aufschluß geben können."**) In einem zweiten Briefe vom selben Datum heißt es: „Ich habe die (von Cobenzl übersandten) Schriftstücke erst oberflächlich durchlesen und mir kein klares Bild von der Gesammtheit ihres Inhalts machen können. Inzwischen habe ich schon genug davon gesehen, um das Fieber zu bekommen. Und was meine Verzweiflung noch erhöht, das ist die Erniedrigung unserer Wiener, die bei dem bloßen Namen des Friedens vor Freude trunken sind, ohne daß sich ein Einziger um die guten oder schlechten Bedingungen desselben kümmerte. Keiner macht

*) S. Hüffer, Oesterreich und Preußen, 470. Die Thatsache, daß nicht das Directorium, wohl aber Bonaparte seiner orientalischen Pläne wegen den Frieden wünschte und seine Maßregeln danach traf, kann neben der Richtigkeit dieser Darstellung sehr wohl bestehen.

**) Thugut an Colloredo, 22. October 1797 (Vertrauliche Brtefe II, 63 f.).

sich Sorgen um die Ehre der Monarchie, noch um dasjenige, was aus dieser Monarchie von heute an in zehn Jahren geworden sein wird, wenn man nur für den Augenblick auf die Redouten laufen und ruhig seine Backhähndel essen kann. Wie läßt sich mit solchen Gesinnungen der Energie eines Bonaparte gegenüber Stand halten und allen Schicksalswechseln kühn die Stirne bieten? Der Friede! der Friede! Aber wo ist er? Ich sehe noch keine Garantie dafür in dem Vertrage. Wenn mich nicht das rasche Durchlesen getäuscht hat, so finde ich darin keine Sicherheit für uns, die Ausführung steht in der Luft und wird vielleicht den zweiten Theil der Präliminarien bilden."*)

„Was sagen Sie zu unserm Frieden?", schreibt Thugut am 2. November an Dietrichstein. Der einzige Trost meint er, bestehe darin, daß Cobenzl ihn abgeschlossen und daß man also gewiß Alles, was menschenmöglich gewesen sei, erreicht habe. Was ihn, Thugut, selbst betreffe, so kenne Dietrichsteiu seine Gesinnung. Er habe sie nicht geändert. „Aber wie den Beschlüssen der Vorsehung widerstehen? Obendrein bin ich von Kummer niedergedrückt und meine Gesundheit schwindet."**) Diese Worte sind charakteristisch. Thugut kleidet seine Resignation fast genau in dieselben Worte wie am 15. April, die Verantwortlichkeit schiebt er einem andern zu. Sicher hatte er auch deßhalb Cobenzl gleich von Anfang in dessen Vollmachten einen so weiten Spielraum gelassen.

Thugut scheint das Gesuch um seinen Abschied mehr als einmal wiederholt zu haben. Zu Anfang des Jahres 1798 wurde er ihm wirklich zugesagt.***) Ende April erhielt er seine Entlassung als Minister des Auswärtigen und wurde statt dessen mit der Leitung der dalmatinischen, istrischen und italienischen Angelegenheiten betraut. Ludwig Cobenzl sollte das Departement des Auswärtigen provisorisch übernehmen, seinen Petersburger Gesandtschaftsposten, auf dem er noch immer von Dietrichstein vertreten wurde, daneben beibehalten.†) Aber so unentbehrlich war Thugut, daß er die provisorische Fortführung der Geschäfte in Wahrheit noch nahezu drei Jahre in Händen gehalten hat,

*) Ebendaselbst, 64.

**) Ebendaselbst, 66.

***) Vgl. den Brief Thuguts an Dietrichstein vom 17. Februar 1798, ebendaselbst, 86.

†) S. Thuguts Brief an Denselben vom 27. April und den an Colloredo vom 29. April 1798, ebendas., 96 ff.

während Cobenzl in auswärtigen Missionen verwandt wurde. Will man Thugut einen Vorwurf machen, so muß es vor allem der sein, daß er zu innig mit den Geschäften verwachsen war, als daß er sich von seinem Amte so leicht zu trennen vermocht hätte. Er hat niemals aufgehört, den Frieden von Campo Formio in tiefster Seele zu verwünschen. Noch im Jahr 1800 behauptete er, die Unausführbarkeit dieses Friedens sei erwiesen.

„Für Oesterreich, wie es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sich entwickelt hatte," so lautet Hüffers Urtheil über den Frieden von Campo Formio, „bestand unstreitig kein größeres Interesse, als sich nach Westen auszudehnen und dadurch das deutsche Element in dem Maße zu verstärken, daß es zur Leitung eines Staates so verschiedener Nationalitäten die Kraft erhielt. An Versuchen dazu fehlte es nicht, aber ein besonderer Unstern hat über allem gewaltet. Faßt man die Gebiete zusammen, welche sich im Laufe verschiedener Zeiten in der Hand österreichischer Fürsten befunden haben, so können sie von der Grenze des alten Erzherzogthums das Meer erreichen. Aber beinahe alle: Belgien, Lothringen, Elsaß, die schwäbischen Gebiete, Württemberg, Bayern sind wieder verloren worden, und so begegnet man der auffallenden Erscheinung, daß ein Haus, seit Jahrhunderten das angesehenste in Deutschland, und Jahrhunderte lang im Genusse der kaiserlichen Rechte, seine Besitzungen im Reiche nicht erweitern konnte, sondern bei übrigens steigender Macht (?) sich mehr und mehr nach Osten zurückdrängen ließ. Immer aber blieb noch die Hoffnung, das Verlorene wieder zu gewinnen und das so lange erwünschte Ziel zu erreichen. Mit dem Frieden von Campo Formio tritt eine entscheidende Wendung ein, deren ganze Bedeutung eigentlich erst in letzter Zeit vollkommen klar geworden ist. Nicht nur Belgien ging verloren, auch der Breisgau sollte zur Entschädigung an den Herzog von Modena fallen, und durch Säcularisationen der Einfluß, welchen der Kaiser auf deutsche Gebiete noch behauptete, zum größten Theile beseitigt werden. Die neu erworbenen venetianischen Provinzen drängten das Schwergewicht der Monarchie abermals nach Osten zurück und sind dann bis auf unsere Tage die Ursache unendlicher Verwicklungen und Uebelstände geworden. Insofern diese Wendung unter Thuguts Ministerium sich vollzieht, mag

man ihn als den Schöpfer der neuen Weltstellung Oesterreichs ansehen; nur wird man leicht erkennen, daß nicht die wirkungslose geheime Convention vom 3. Januar 1795, sondern nach langen Kämpfen der Friede von Campo Formio die Entscheidung gegeben hat.

„Daß dieser Vertrag weder vom Standpunkte des Rechts noch des Vortheils zu billigen, daß er für Deutschland und Italien die Quelle unsäglichen Unheils geworden sei, wer möchte es bestreiten? Gleichwohl muß ich glauben, die genaue Kenntniß der Umstände, aus denen ein solches Ergebniß sich entwickeln konnte, werde das Urtheil nicht geschärft, sondern gemildert haben. Nicht freiwillig, nicht leichtfertig hatte der Kaiser das Reich seinem Schicksale preisgegeben, sondern nachdem Oesterreich durch eine lange Folge meist unglücklicher Feldzüge auf's Aeußerste erschöpft, von Rußland verlassen, von Deutschland unzureichend unterstützt, auf eine glückliche Wendung durch die Waffen nicht mehr rechnen durfte. Hätten die übrigen deutschen Staaten nur die Hälfte von dem, was der Kaiser that, für das Reich thun wollen, man darf glauben, daß kein Franzose über den Rhein gekommen wäre.“*)

Wir haben diesen Worten nur wenig hinzuzufügen. Schon rein äußerlich betrachtet enthielt der Friede einen Verlust für Oesterreich. Es verlor vorläufig über 500,000 Seelen.**) Und das Danaergeschenk Salzburgs mit dem Innkreis — das erstere zählt selbst heute nur 150,000 Seelen — konnte diesen Verlust in eventueller Zukunft kaum compensiren. Das gesammte Haus Habsburg einschließlich von Modena verlor, auch wenn es zu den genannten Säcularisationen kam, an Unterthanen, Qua-

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen, 474 f.

**) Vergleiche Vivenot, Zur Geschichte des Rastatter Congresses, Wien 1871, Einleitung Seite VI f. Es ergiebt sich die Zahl von 590,000 Seelen, wenn man für den Breisgau die bei Vivenot in der Anmerkung 2 aufgeführte Schätzung annimmt, wodurch sich das Verhältniß gegen die bei ihm im Text aufgestellte Berechnung erheblich zu Ungunsten Oesterreichs verändert. Vivenot scheint irriger Weise die schwäbischen Besitzungen Oesterreichs zu dem Breisgau hinzugerechnet zu haben. An Quadratmeilen gewann Oesterreich 51½. Man wird bei diesem unbedeutenden Plus aber berücksichtigen müssen, daß eine Quadratmeile in den Bergen Dalmatiens mit einer Quadratmeile in dem fruchtbaren Belgien natürlich nicht zu vergleichen ist. An Revenuen verlor Oesterreich 168,000 fl. Alle diese Zahlen modificiren sich etwas zu Gunsten Oesterreichs durch den vom Frieden von Campo Formio unabhängigen Erwerb der kleinen Republik Ragusa: es scheint wenigstens nicht, daß derselbe bei den Vivenot'schen Zahlen berücksichtigt ist. An Einwohnern aber — und hierauf kommt es doch zunächst an — hatte Oesterreich, auch einschließlich von Ragusa, jedenfalls mehr als 50,000 verloren.

dratmeilen und Revenuen.*) Auch Sybel giebt zu, daß die Entschädigung Oesterreichs eine ungenügende war. Dagegen trat es direct an Frankreich ein doppelt so großes Gebiet ab als dieses 1871 an Deutschland abgetreten hat. Oesterreichs Grenze war fortan eine militärisch sehr ungünstige. Und das Schlimmste war, wie Hüffer mit Recht hervorhebt, daß es von den Quellen seiner Macht nach dem Osten ab- und aus Deutschland herausgedrängt, auf Bevölkerungen verwiesen wurde, die mit seiner Geschichte nichts gemein hatten und zum großen Theil ein Herz für Oesterreich niemals fassen konnten. Die militärische Grenze endlich war so schlecht als nur immer möglich. Da man Mantua verloren hatte, standen die neuen italienischen Erwerbungen und damit auch die angrenzenden deutschen Gebiete, jedem Angriff der Franzosen offen. Ganz schief ist es, wenn z. B. Menzel meint, Alles sei darauf berechnet gewesen, dem Interesse Oesterreichs zu schmeicheln und es einstweilen für Frankreich zu stimmen.**) Geschmeichelt fühlten sich die österreichischen Staatsmänner jetzt wahrlich nicht. Hätte Bonaparte „dem Interesse Oesterreichs schmeicheln" wollen, so hätte er ihm wenigstens Mantua gelassen oder doch die westliche Grenze in Italien etwas verbessert, von den Legationen gar nicht einmal zu reden. Der Gedanke an deutsche Erwerbungen kam nicht, wie Menzel zu meinen scheint, von österreichischer Seite. Und in der That hatte Oesterreich damals ein weit größeres Interesse an einer möglichst unveränderten Conservirung der Reichsverhältnisse, als an der Erwerbung der Innlinie. Gerade darin lag die größte Gefahr der Abmachungen von Campo Formio, daß, wenn sie zur Ausführung kamen, die Reichsintegrität innerlich wie äußerlich geopfert werde mußte. Obwohl das Wort Säcularisation in dem Vertrag nicht ausgesprochen war, so konnte die Entschädigung der am linken Rheinufer angesessenen Fürsten doch nur in Säcularisationen gefunden werden. Und indem Oesterreich sich Frankreichs gute Dienste, um Salzburg zu erwerben, versprechen ließ, wurde das Princip derselben schon in einem weiteren Umfange zugelassen. Und die gleiche Bedeutung hatte es, wenn von der Entschädigung des Prinzen von Oranien die Rede war. Der Sieg des revolutionären Frankreichs endlich war auch für Oesterreich insbesondere

*) Vivenots hiervon abweichende Berechnung a. a. O. S. VII ist jedenfalls falsch. Er scheint nicht berücksichtigt zu haben, daß die Einwohner, der Flächengehalt und die Revenuen von Modena abgezogen werden müssen.

**) Menzel, a. a. O., 1094.

ein harter Schlag; die leitenden Persönlichkeiten in Wien haben dies nicht verkannt. Gerade durch die Bestimmungen über die Entschädigungsfrage war der Einflußnahme Frankreichs auf die deutschen Angelegenheiten Thor und Thür geöffnet. Durch die Gründung der cisalpinischen Republik faßte es Fuß in Italien. Durch Modena und die Legationen sicherte es sich die Herrschaft in Italien; und es liegt nun einmal in dem Wesen jedes zeitbeherrschenden Princips, daß es niemals stehen bleibt, sondern weiter und weiter dringt. Selbst Cobenzl betrachtete den Frieden nur als einen Waffenstillstand. Und Bonaparte war sich sehr wohl bewußt, daß Frankreich noch nicht am Ende seiner Triumphe stand. Seine verhältnißmäßige Willfährigkeit für Oesterreich beruhte doch auch auf der instinctiven Ueberzeugung, daß es ihm ein leichtes sein werde, dem Kaiser das wieder abzunehmen, was er ihm jetzt überwies. „Ich habe Venedig dem Kaiser nur geliehen, er wird es nicht lange behalten," sagte er.*) „Wollten wir," schreibt er aus Passariano, „die auswärtige Politik des Jahres 93 wieder aufnehmen, so thäten wir daran um so übler, als wir uns bei der entgegengesetzten recht wohl befunden haben..... Der unterscheidende Charakter unserer Nation liegt darin, daß sie im Glücke viel zu lebhaft ist. Nimmt man bei Allem, was man beginnt, die wahre Politik, das heißt die Berechnung der Verbindungen und Zufälle zur Grundlage, so werden wir für lange Zeit die große Nation und Schiedsrichter Europa's sein. Ich sage mehr, wir halten die Wage von Europa, wir lassen sie neigen, wie es uns gefällt, ja wenn das Geschick es gebietet, so finde ich es nicht unmöglich, daß man in wenigen Jahren zu jenen großen Ergebnissen gelangt, welche die erhitzte und begeisterte Einbildungskraft vor sich sieht, die aber einzig der Mann erreicht, der äußerst kalt, beharrlich und überlegsam ist."**)

Schlimmer noch wie für Oesterreich als solches war freilich der Friede von Campo Formio für das Reich. Schon die materielle Einbuße, die Deutschland erlitt, war erheblich genug: es verlor nach Vivenot, von den Niederlanden und Luxemburg abgesehen, 1,994,899 Seelen.***) Aber noch schwerer war die moralische Einbuße. Deutsch-

*) S. Menzel, a. a. O., 1094.

**) Hüffer, Oesterreich und Preußen, 428.

***) S. Vivenot, Zur Geschichte des Rastatter Congresses, Einleitung S. VIII. Der Verlust an Revenuen betrug 14,751,650 fl. Einschließlich der Niederlande und Luxemburgs betrug der Verlust nach Vivenot an Seelen 3,930,899

land konnte sich nie wieder ganz davon erholen. Es ist dieser Schaden 1815 äußerlich wieder geheilt. Aber innerlich wirkt er bis auf diesen Tag nach. Die Franzosen haben jene Gegenden geschichts- und rechtslos gemacht. Nur so haben wir sie wieder erhalten. Sie sind ein Pfahl in unserem Fleisch geblieben. Die Revolutions- und Annexions-Politik hat allzeit dort einen nur zu bereitwilligen Anklang gefunden. Das Beispiel jener Gegenden bildete eine verderbliche Anomalie. Der geschichtslose Geist ist vorzugsweise von dort weiter getragen worden.

Vor allem aber war jetzt das letzte Signal zu einem Vorgange gegeben, der nicht nur die Machtstellung Oesterreichs schwer schädigen mußte, sondern der schlimmste Schlag war, den das Rechtsprincip in Deutschland empfing. Was half es, daß Oesterreich eben so wenig eine allgemeine Säcularisation zuzugestehen gewillt war, als zu Leoben die Rheingrenze? Die Dinge mußten weiter führen. Das Rechtsprincip des alten heiligen Reichs ward tödtlich getroffen. Und so wunderbar hing dasselbe mit der Existenz des Reiches selbst zusammen, daß dessen Auflösung sich als eine natürliche Consequenz ergeben und beinahe wie von selbst vollziehen mußte.

Das Unrecht, das Oesterreich bei alle diesem trifft, ist nicht zu verschleiern. Aber wir haben gesehen, wie es soweit kommen konnte.

Das Bestreben, sich durch die Erwerbung Salzburgs nicht selbst an der Säcularisation zu betheiligen, sondern den Herzog von Modena vorzuschieben, sowie das bestimmte Verlangen, die Kurfürsten von Mainz und Trier zu entschädigen, zeigen, daß das Wiener Cabinet das Princip der Säcularisationen doch nur in einem sehr beschränkten Maße zuzulassen gedachte. Auf dem Rastatter Congreß bildete dieses Streben dann den Angelpunkt der österreichischen Politik, und noch während des zweiten Coalitionskrieges bezeichnete Thugut die Verhinderung der Säcularisationen als eines der wesentlichsten Interessen Oesterreichs.

---

und an Revenuen 19,751,650 fl. Daß Vivenots Berechnungsart für diese Frage nicht paßt und hier ein viel zu hohes Resultat ergiebt, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Man kann die italienischen Reichslehen doch unmöglich dem burgundischen Kreise gleichstellen und als wirkliches Reichsgebiet behandeln, und noch viel weniger kann man den Verlust, den Oesterreich im Breisgau und in Schwaben erlitt, dem Gesammtverluste des Reiches zuzählen. Uebrigens muß bemerkt werden, daß Vivenot sich an dieser Stelle mehrere Rechenfehler hat zu Schulden kommen lassen. Wir haben trotzdem keinen Anstand genommen, seine Zahlenangaben an sich als richtig anzunehmen.

Der Rastatter Congreß.

Wie Thugut vorausgesehen hatte, bildete der Friede von Campo Formio noch lange keinen Abschluß der Leiden, die über das mittlere Europa hereingebrochen waren. Auf die Verhandlungen von Udine folgte der Congreß zu Rastatt. Der zu einem der Vertreter Frankreichs designirte Bonaparte begab sich unmittelbar von Passariano dorthin. Eben dorthin berief auch ein kaiserliches Commissionsdecret vom 1. November die bereits im August 1795 gewählte Friedensdeputation des Reichstags. Sie bestand aus den, den Namen von „Subdelegirten" führenden, Vertretern von Mainz, Kursachsen, Oesterreich, Bayern, Würzburg, Hannover (Bremen), Hessen-Darmstadt, Baden, Augsburg und Frankfurt.*) Außerdem waren aber auch fast alle andern Reichsstände, ja selbst Corporationen, wie sogar die hildesheimische Ritterschaft, durch besondere Abgesandte vertreten. Den Kaiser vertrat als sogenannter Plenipotentiarius der Reichsgraf von Metternich-Winneburg-Ochsenhausen (der Vater des späteren Staatskanzlers). In der Deputation wurde Oesterreich durch den Grafen Lehrbach repräsentirt. Für den König von Ungarn und Böhmen war außerdem noch Ludwig Cobenzl erschienen, in dessen Händen auch hier wieder die eigentliche Leitung der Geschäfte ruhte. Frankreich war auch durch drei Abgesandte vertreten. Und ebenso hatte Preußen Görtz, Jacobi und Dohm geschickt. Außerdem waren auch Gesandtschaften anderer europäischer Staaten anwesend. Das gesellige Leben zu Rastatt war ein äußerst buntes.

*) Es sind fünf katholische und fünf protestantische Reichsstände.

Ein französisches Theater, mit der citoyenne Hyacinthe, und eine Spielbank brachten Leben in den kleinen Ort. Graf Metternich ließ es nicht an einer glänzenden Repräsentation fehlen. Der preußische Bevollmächtigte Graf Görtz excellirte durch einen Eispunsch, dessen Recept zu den Merkwürdigkeiten gehörte, welche die Gäste von Rastatt mitzubringen pflegten. Es gehörte in jener Zeit zum guten Ton, die kleine rheinische Stadt einmal besucht zu haben. Mit Erstaunen lieſt man es, wie vergnüglich sich dort das Leben inmitten der allgemeinen Misère anließ. Es ging eine Friedensströmung, die wir heute zu verstehen Mühe haben, durch Europa.

Traut jeden deutschen jungen Mann
Mit einem schönen Kind der Franken!

sang damals der alte Pfeffel, und in Deutschland selbst fanden solche Stimmen nur zu viel Widerhall. Es hatte sich jetzt fast überall ein wahrer Friedensfanatismus der gebildeten Kreise in ihrer Mehrheit bemächtigt. Noch wußte man freilich nicht, daß der größte Theil des linken Rheinufers abgetreten werden sollte, und hoffte noch immer, daß es dazu nicht kommen werde.

Bonaparte war lediglich erschienen, um die Ausführung jenes Artikels zu erwirken, dem zufolge zwanzig Tage nach der Ratification des Friedens von Campo Formio die Festungen Mainz, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Mannheim, Königstein, Ulm und Ingolstadt von den Kaiserlichen geräumt werden sollten. Erst nach dieser Räumung wollten die Franzosen dem Kaiser Venedig überlassen. Es war sonderbarer Weise Merveldt gewesen, der, wie Thugut klagt, unter Lacy's Einfluß diesen Artikel noch zuletzt seinen Collegen abgerungen hatte. Man fühlte die Schande sehr wohl auf österreichischer Seite. Aber es war jetzt nichts mehr dabei zu machen. Am 1. December kam zwischen Bonaparte und Cobenzl eine Convention zu Stande, welche diese Dinge regelte. Lehrbach, in dem sich der Reichsritter geregt zu haben scheint, vermied es sich bei diesen Verhandlungen zu betheiligen, die, wie er behauptete, nicht zu seiner Competenz gehörten. Dagegen wurde außer Merveldt als Höchstcommandirender in Deutschland auch Latour hinzugezogen. Nach den Bestimmungen der Convention sollten sich die österreichischen und die im österreichischen Solde stehenden Reichstruppen hinter den Inn, das von Staader befehligte Reichscontingent hinter den Lech zurückziehen. Am 20. December sollten die Reichsfestungen: Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitstein, Ulm, Ingolstadt und

Würzburg übergeben werden. In Mainz sollten 15,000 Kaiserliche zurückbleiben. Aber die Franzosen würden die Festung am 10. December einschließen und den Oesterreichern die Wege zum Abziehen frei lassen. Die kaiserlichen Bevollmächtigten versprachen, sich bei dem Kurfürsten oder dem Reiche zu verwenden, daß den Franzosen die Besitznahme von Mainz bis zum 30. December gestattet würde. Im Weigerungsfalle sollten die Franzosen Gewalt gebrauchen dürfen. Die Räumung der venetianischen Provinzen sollte dagegen erst am 25. beginnen. Und wenn sie am 30. ebenfalls vollendet sein sollte, so müßte das die durch Kürze des Termins unausführbar werden.

Wie sich begreifen läßt, mußten diese Bestimmungen, als sie sich nicht mehr verheimlichen ließen, ein ungeheures Aufsehen in Deutschland machen. Thuguts Geheimnißkrämerei machte die Sache nur schlimmer. Officiell hielt die österreichische Politik zu Regensburg noch immer an der Reichsintegrität fest. Es wirkte deßhalb wie ein Donnerschlag, als sich die Kunde verbreitete, daß der Kaiser seine Truppen zurückziehe und die Festung Mainz den Franzosen überliefern wolle. Schon Cobenzls und Merveldts Anwesenheit und ihre geheimnißvollen Zusammenkünfte mit Bonaparte hatten zu Rastatt im hohen Grade erschreckt. „Der von Albini", schreibt Lehrbach schon am 29. November, „kam gleichsam wüthend zu mir und sagte, er habe den Dummen gemacht, als wenn er all' dieses nicht verstünde; er sehe aber ein, wo es hinaus wolle, und eher als dieses geschähe, würde man die ganze Welt aufbieten. Alle Mainzer Unterthanen würden sich eher unter den Schutt der Festung begraben lassen, und er selbst würde die Volksmasse commandiren und eher zu Grunde gehen, als in so Etwas einwilligen."*) Lehrbach suchte Albini zu beschwichtigen. Dieser möge, meinte er, die französischen Forderungen doch erst abwarten. Aber der Rückzug der kaiserlichen Truppen sprach zu deutlich. Von allen Seiten wurden nun die österreichischen Abgesandten mit Bitten und Fragen bestürmt. Man wollte wissen, was aus den aufgegebenen Gebieten, was aus Mainz werden solle, ob die österreichische Besatzung die Stadt verlassen würde, was man zu Udine und Rastatt verabredet habe. Leider hüllten sich die Oesterreicher nach ihrer Art fortgesetzt in unbestimmte Redensarten. Selbst Cobenzl wollte nichts von einem geheimen Vertrage wissen: man hielt sich im vorigen Jahrhundert zu dergleichen Ableugnungen berech-

*) S. Hüffer, Der Rastatter Congreß I, 17 ff.

tigt und meinte wohl, daß sie schon durch den Begriff eines geheimen Be-
trages geboten seien. Natürlich wurde die Sache durch diese Taktik
hier nur immer schlimmer. Ein endloses Geklatsch knüpfte sich an
was die kaiserlichen Gesandten sagten und thaten. Sie schlössen sich mit
Franzosen ein, hieß es: man wollte durch das Schlüsselloch die
„le terme de l'empire est arrivé" gehört haben. Am 7. Dec
machte Lehrbach in Cobenzls Auftrage der Deputation die Mittheil
der Kaiser werde in Folge des nunmehr ratificirten Friedens
Truppen in die Erblande zurückziehen und nur sein Reichscontingent
Falle unausweichlicher Nothwendigkeit bis zum Reichsfrieden in's
stellen. Man hätte schon seit drei Jahren auf diesen Aus
gefaßt sein müssen. Die Mainzer Staatsmänner hatten am wen
Grund zur Beschwerde, die so sehr darüber geklagt hatten, daß
Kaiserlichen so lange auf dem Halse hätten. Und es hat denn
Lehrbach in der That sarkastisch geäußert, jene Reichsstände, wel
sehr über die Last der österreichischen Einquartierung geklagt, erh
ja jetzt ihren Willen. Aber Albini war außer sich. Es kam wied
zu den heftigsten Auftritten zwischen ihm und Lehrbach, aus denen
deutlich ersieht, wie wenig jene Mainzer Staatsmänner gewußt h
was sie thaten, als sie die Politik des Baseler Friedens und dam
Politik der Abtretung des linken Rheinufers fördern halfen.

Auch an General Staader hatte sich Albini mit einer Anfra
wandt. Auch dieser antwortete in unbestimmten Ausdrücken und
wegen Mainz zu beruhigen. Aber bereits am 9. December hatt
Franzosen, die durch den Waffenstillstand im April vorgezeichneten
überschritten und, gegen Mainz vordringend, das von den Oesterre
auf dem linken Rheinufer verlassene Gebiet besetzt. „Wir haben
Brief des Adjutanten des Generals Augereau aus Offenburg",
Albini an Lehrbach, „daraus haben wir Alles erfahren; jetzt ist
weit gekommen, daß französische Artilleriepferde nach Mainz gehe
die österreichische Artillerie wegfahren, damit sie nur zur bestimmten
nicht mehr da sei. Wenn denn unser Schicksal unausweichlich ist, w
hat man nicht vertraulich deßhalb gesprochen?" Cobenzl und Me
möchten sich nicht auf mainzischem Gebiete blicken lassen. Es m
ihnen übel ergehen „und ich selbst könnte es billigen".*)

*) S. Hüffer, a. a. O. I, 21.

Am 16. erklärten die Franzosen Albini mit dürren Worten, man sei in Rastatt übereingekommen, daß sie Mainz besetzen sollten; diese Stadt müßten sie haben, eher würden die Truppen die Winterquartiere nicht beziehen. Albini eilte sofort in zornigster Aufwallung zu Lehrbach: „Betrügt man so den Kurfürsten und das Reich?“ rief er aus. In der That gelang es Lehrbach aber, Albini jetzt, wo er fast Alles wußte, weit mehr als früher zu beruhigen. Man wisse nicht, sagte er, wem man sich in die Arme werfen solle. „Gott! was muß mein armer achtzigjähriger Herr noch erleben!“

An die Stelle der Aufwallung trat bei dem leichtbewegten Manne jetzt die tiefste Niedergeschlagenheit. Nach einer heftigen Unterredung mit Görtz mußte er sich sagen, daß auch von Preußen nichts zu erwarten sei. Er entschloß sich, der Uebergabe von Mainz nicht mehr zu widerstreben und in diesem Sinne an den Kurfürsten zu schreiben. Seine Blicke richteten sich auf eine Entschädigung durch das Bisthum Würzburg.

Am 16. December ging der französische General Hatry bei Oppenheim über den Rhein und besetzte das linke Ufer des Mains. Mainz war jetzt von allen Seiten eingeschlossen. Am 17. wurde der mainzische General von Ruedt zur Uebergabe aufgefordert. Ruedt erklärte, daß er während der Anwesenheit des kaiserlichen Gouverneurs zu einer Capitulation nicht berechtigt sei. Darauf schickte dann Hatry seinen Adjutanten, den Obersten Mortier, zu dem Kurfürsten nach Aschaffenburg und bat diesen, die Mainzer Behörden und den kaiserlichen Gouverneur zur Uebergabe zu ermächtigen. Der Kurfürst protestirte, erklärte sich aber bereit, Vorkehrungen für eine Capitulation zu treffen. Am 23. kam Mortier mit einem zweiten Briefe nach Aschaffenburg. Es wurde unverzügliche Uebergabe verlangt. Im Falle der Weigerung würden die Feindseligkeiten innerhalb 24 Stunden wieder beginnen. Der Kurfürst schwankte und dachte daran, Aschaffenburg zu verlassen. Aber wenn die Oesterreicher abzogen, so blieben ihm nur 3000 Mann. Als das Schreiben von Albini anlangte, gab er nach und ertheilte die geforderten Anweisungen. Schnell genug kam jetzt eine Capitulation zwischen Hatry und Ruedt zu Stande. Die Oesterreicher verließen die Stadt. Am 29. besetzten die Franzosen Castel und das Gauthor; am 30. zogen sie wirklich in die Festung ein.

Daß bei diesen traurigen Vorgängen die Oesterreicher und die Franzosen sich in die Hände arbeiteten, kann keinem Zweifel unterliegen. Nachdem man einmal den Frieden von Campo Formio ratificirt hatte, blieb wenig anderes übrig. Und man darf nie vergessen, daß Bonaparte diesen Frieden mit Ueberschreitung seiner Vollmachten geschlossen, und daß das Directorium nur aus Furcht vor Bonaparte und nur äußerst ungern und unwillig denselben ratificirt hatte. Die Oesterreicher betrachteten das Ganze vor wie nach als einen Waffenstillstand; sie wollten es jetzt nicht wieder auf das Aeußerste ankommen lassen und hofften es durch ein entgegenkommendes Benehmen zu erreichen, daß Oesterreich seine gesammte Entschädigung in Italien erhielte, und daß die deutschen Verhältnisse auf dem rechten Rheinufer in Folge dessen möglichst intact blieben. Man kam französischerseits den Oesterreichern für den Moment entgegen. Dennoch steht es fest, daß auch damals Frankreich gar nicht daran dachte, mit Oesterreich wirklich gemeinsame Sache zu machen, sondern auf's Allerentschiedenste nach der preußischen Seite neigte. „Wir sind angewiesen, uns mit euch zu verständigen", sagten die französischen Vertreter den Preußen zu Rastatt, „und die Conferenzen können anfangen, wenn ihr wollt."*) Man bot jetzt Mecklenburg und Hamburg nebst der Kurwürde für Oranien und für Hessen-Kassel. Dazu stimmte denn auch vollständig die Sprache, die Bonaparte kurz nachher in Paris dem preußischen Gesandten gegenüber führte. „Friedrich der Große ist der Held", sagte er diesem, „den ich am liebsten in Allem zu Rathe ziehe, im Kriege wie in der Verwaltung; ich habe seine Grundsätze im Feldlager studirt, sein Briefwechsel ist für mich eine Schule philosophischer Betrachtung. ..... Die Oesterreicher sind bei Unterhandlungen schwerfällig und voll Argwohn; sie wissen nicht wo anfangen und wo aufhören. Auch Cobenzl, sonst ein unterrichteter Mann, ist darin unleidlich; es heißt ein Meer austrinken, wenn man ihm über die einfachsten und klarsten Sachen Vernunft beibringen will." Auch Talleyrand hob die Nothwendigkeit, sich in Allem mit Preußen zu verständigen, hervor: eine solche Verbindung würde dem Kaiser mehr imponiren als alle Gründe der Publicisten. Dies sei auch das einzige Mittel, ergänzte Bonaparte, um den Congreß abzukürzen. Wolle man mit Oesterreich zu einem Ziele kommen, so müsse man stets Miene machen, die Verhandlungen abzubrechen. „Euer großer Friedrich

*) Häusser, a. a. O. II, 151.

kannte vollkommen die Art, wie man mit Oesterreich verhandelt; er kann auch bei diesem Anlaß als Muster gelten. Ueberhaupt wird Preußen seine politische Existenz nie fest gegründet sehen, als bis es Oesterreich bekämpft und niedergeworfen hat.“*) Man ging französischerseits von der sicheren Erwartung aus, Preußen auch ferner, wenigstens in der bisherigen Weise, in's Schlepptau nehmen zu können. Und immer und immer wieder versteigt man sich dabei zu der Hoffnung, es schließlich doch noch zu jener Offensiv-Allianz kommen werde, die den Franzosen schon 1792 vorschwebte.

So weit wollte man nun freilich in Preußen nicht gehen. Schon der ehrenhafte Sinn Friedrich Wilhelms III — er war im November 1797 seinem Vater gefolgt — bot eine Garantie dafür, daß es dazu nicht kommen würde. Man war am Berliner Hof voll Mißtrauens gegen die französische Republik. Ja! bis zu einem gewissen Punkt schämte man sich seiner Verbindungen mit dem revolutionären Frankreich. Als Sieyes, den man in Berlin sozusagen als den Urheber der Revolution betrachtete, Gesandter am preußischen Hofe werden sollte, wallte der althohenzollersche Geist noch einmal wieder auf, und man beruhigte sich nicht eher, als bis die Sendung Sieyes' in eine außerordentliche und vorübergehende umgewandelt wurde. Solche kleine Züge zeigen deutlich die Doppelnatur des preußischen Staats. Die alte ghibellinische Sinnesrichtung der Hohenzollern und theilweise auch die feudalen Elemente des Landes zogen nach rechts, der Staat Friedrichs des Großen inclinirte nach links. Aber das Unglück war, daß in den großen Dingen die staatlichen Gesichtspunkte maßgebend waren, und so blieb es auch jetzt dabei, daß der Monarch im Ganzen und Großen nur das Uebel abzuschwächen vermochte, daß er aber in positiver Beziehung über die Anläufe nicht hinauskam. Es war eine Eigenthümlichkeit Friedrich Wilhelms III, daß er seinem eigenen Urtheil mißtraute. Er war noch jung und in Geschäften unerfahren. Nicht das Ministerium beherrschte ihn, sondern seine militärische Umgebung. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß der grade und deutsche Sinn des Königs eine Verständigung mit seinen deutschen Mitfürsten herbeizuführen wünschte; und es sind denn auch wirklich dem Kaiser gegenüber Schritte in dieser Richtung geschehen. Aber was wollte dies sagen, so lange das Mißtrauen und der Antagonismus gegen Oesterreich das eigentliche Lebensprincip der Regierung

*) Hüffer, Oesterreich und Preußen ꝛc. II, 151.

bildete? Was wollte dies sagen, so lange es feststand, daß man die Politik des Baseler Friedens aufrecht erhalten und sich an einem Kriege gegen Frankreich nicht betheiligen wollte? Was wollte dies sagen, so lange die preußische Politik auf eine Vergrößerung innerhalb Deutschlands gerichtet war? Ranke erkennt an, daß an eine Verständigung mit Oesterreich nicht zu denken war, so lange Preußen sich in Deutschland vergrößeren, dieses aber den status quo festhalten wollte. Wenn man in Deutschland zu erwerben begehrte, so blieb man auf die Franzosen angewiesen und kam ihnen gegenüber nicht über ein gewisses Sich-Zieren, nicht über schwächliche Velleitäten hinaus. Ja noch mehr! man mußte es in Berlin fühlen, daß die Franzosen für den König von Preußen gearbeitet hatten, und daß die durch die Franzosen herbeigeführte Zurückdrängung Oesterreichs nach dem Osten gerade dem entsprach, was seit Friedrich dem Großen für das eigentliche Ziel der preußischen Sonderpolitik galt. War es ohne vollständigen Bruch mit den fridericianischen Traditionen denkbar, daß man Oesterreich seine alte Stellung wiederzuerringen oder auch nur die ihm noch verbliebene zu bewahren helfen sollte? Wenn man sich auch nicht zu einer That im Sinne der Franzosen mit fortreißen ließ, so fielen ihre Insinuationen doch auch jetzt wieder in wesentlichen Punkten auf einen fruchtbaren Boden. Auch auf dem Rastatter Congreß hat Preußen eine verhängnißvolle Rolle gespielt. Es hat sich in den beiden Fragen, auf die es hier ankam, auf die Seite der Franzosen gestellt. Noch hatte der Kaiser nicht in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers gewilligt. Die Abmachungen von Campo Formio reservirten dem Reich noch ein nennenswerthes Gebiet jenseits des Rheins. Es ist wahr, daß Oesterreich dieses letzte linksrheinische Drittel jetzt in der That für bedeutende Erwerbungen in Italien feil gewesen wäre. An eine solche Concession der Franzosen war aber nicht zu denken. Und von diesem einzigen Falle abgesehen, war es der Wunsch Oesterreichs und lag es auch im österreichischen Sonderinteresse, dies Gebiet dem Reiche zu erhalten, um dadurch die Entschädigungsangelegenheit zu vereinfachen: nicht bloß die linksrheinischen Besitzungen Preußens, sondern auch das Jülicher Land und Alles, was dem Kurfürsten von Köln jenseits des Stromes gehörte, wären dem Reiche verblieben.

Die Franzosen hatten aber, wie wir uns erinnern, bereits zu Udine den Kaiserlichen höhnend gesagt, sie verlangten diesen linksrheinischen Rei gar nicht von Oesterreich; sie würden sich denselben schon ohnedem zu

verschaffen wissen. Und leider sollten sie auch hierin wieder Recht behalten. Schon weil Oesterreich das Gebiet unterhalb der Nette dem Reiche erhalten wissen wollte, war Preußen dagegen. Sodann erschien bei der Abtretung des linken Rheinufers oberhalb der Nette der linksrheinische Besitz Preußens allerdings als ein sehr prekärer. Vor Allem aber lockte die Aussicht, durch Säcularisationen, und unter dem Titel von Entschädigungen, eine Vergrößerung zu erhalten, auf die man verzichten mußte, wenn Preußen sein linksrheinischer Besitz verblieb. Man unterstützte die französischen Forderungen.*) Und natürlich war die Sache damit entschieden. Wie man sieht, hing die Frage der Säcularisationen auf's Engste damit zusammen. Noch hatte man in Wien durchaus die Hoffnung nicht aufgegeben, diese entweder ganz zu vermeiden oder doch auf ein Minimum zu beschränken. Man hatte sich allerdings in Udine zuletzt die Anwartschaft auf ein Stück Kirchengut aufdrängen lassen. Aber man hegte, wie gesagt, die Hoffnung, wenigstens von diesem Theile der dortigen Abmachungen wieder los zu kommen und für Salzburg eine bessere Grenze in Italien zu erhalten. Vor Allem wünschte man das ganze Geschäft möglichst unabhängig von den Franzosen zu regeln. Die Wiener Staatsmänner sahen sehr wohl ein, daß es mit der Stellung des Kaisers und mit dem österreichischen Einfluß in Deutschland aus wäre, wenn die neue Ländervertheilung unter dem vorwiegenden Einflusse Frankreichs vorgenommen würde. Eine Vergrößerung seines Gebietes wenigstens sollte keinem der zu entschädigenden Fürsten zu Theile und überhaupt jede Machtverschiebung vermieden werden. Vor Allem wollte man die drei rheinischen Kurfürstenthümer erhalten und sie zu diesem Zwecke durch Bisthümer und Abteien ihrer Diöcesen für ihre linksrheinischen Verluste entschädigen. Es war eine durchaus conservative Politik, die Oesterreich auch in dieser Frage verfolgte. Und wenn es auch am Tage liegt, daß diese den österreichischen Interessen am besten entsprach, so sollte man sie ihm doch nicht minder Dank wissen; zumal das immer wieder auftauchende Phantom der österreichischen Absichten auf Bayern deutlich zeigt, wie auch eine andere Politik wenigstens denkbar gewesen wäre.

In ganz entgegengesetzter Richtung trieb natürlich das Interesse Frankreichs. Man rechnete so sicher auf die Erwerbung der gesammten

*) S. den Erlaß Thuguts an Reuß vom 24. April 1798 bei Vivenot, Zur Geschichte des Rastatter Congresses, S. 24. Vergl. auch Hüffer, Der Rastatter Congreß.

linksrheinischen Besitzungen, daß man jetzt keinen Anstand nahm, auch das unterhalb der Nette gelegene Gebiet der Eintheilung in Departements zu unterwerfen. Die Ausdehnung des Säcularisationsprincips auf das gesammte unmittelbare deutsche Kirchengut sollte daneben durchgesetzt werden. Schon am 27. October 1797 hatte Talleyrand dem preußischen Gesandten erklärt: der Kaiser habe Säcularisationen nur in kleinerem Maßstabe zugestanden, aber das Directorium werde sie allgemein machen. Wer will sich über diese Haltung wundern? Die Säcularisationen mußten dem Kaiser die Hauptstütze entziehen, die er im Reiche besaß. Die ganze Verfassung des Reichs war so enge mit der Existenz der geistlichen Fürsten verknüpft, ja so zu sagen auf dieselbe dermaßen gegründet, daß, wie die Dinge damals lagen, der Zusammensturz des Reichs bei einer völligen Durchführung der Säcularisationen vorauszusehen war. Und umgekehrt mußte der Einfluß Frankreichs der entscheidende werden, wenn dasselbe in diesem Augenblicke dem Reich Säcularisationen vertragsmäßig aufzudringen vermochte. Ja, noch mehr! Die Revolution hing auf's Engste mit dem staatlich organisirten Raubzuge gegen das Eigenthum zusammen. Mit der Confiscation des geistlichen Guts hatte sie begonnen. Welch' ein großer Triumph mußte es nicht für das Frankreich der Revolution sein, wenn der gleiche Grundsatz jetzt seinem alten principiellen Gegner aufgedrungen wurde und seinen Einzug in das heilige römische Reich hielt? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Franzosen wenigstens instinctiv auch von diesem Gesichtspunkte geleitet wurden.

Die Entscheidung stand auch hier bei Preußen. Konnte man sich wenigstens in der Hauptsache zu einem Eingehen auf die Anschauungen des Wiener Cabinets entschließen, so war es noch immer möglich, Deutschland vor der Revolution von oben zu bewahren, der es seit 1795 entgegentrieb. Wir sind heutzutage allzu sehr geneigt, die geistlichen Fürstenthümer als eine schon damals unhaltbare Anomalie zu betrachten. Aber man sollte doch nicht vergessen, daß der römische Kirchenstaat inmitten einer weit größeren Zersetzung so lange fortbestanden hat. Die öffentliche Meinung Deutschlands betrachtete die geistlichen Fürstenthümer noch keineswegs als unhaltbar. Die Zustände in denselben erfreuten sich sogar anerkannterer*) Vorzüge vor denn in den weltlichen Gebieten. Nur

*) Die Möser'schen Schriften entwerfen gewiß kein ungünstiges Bild von den Osnabrückschen Zuständen; und es ist bekannt, welcher Blüthe sich das benachbarte Münster unter dem Minister von Fürstenberg zu erfreuen hatte.

einmal nach dem dreißigjährigen Kriege, zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, war unter preußisch-französischem Einfluß der Gedanke an weitere Säcularisationen ernstlich aufgetaucht; aber die öffentliche Meinung hat im Allgemeinen nichts davon wissen wollen. Und wer kann sagen, ob nicht bei einer vorläufigen Conservirung des Kirchenguts nach zwanzig oder nach fünfzig Jahren Gestaltungen erwachsen konnten, die der ganzen deutschen Frage ein anderes Ansehen gegeben hätten: es war immerhin möglich, daß man es bei günstigerer Gelegenheit mit Einwilligung aller Betheiligten in Reichsgut verwandelte, wie man dies schon im 16. Jahrhundert beabsichtigt hatte. So viel aber muß doch Jedem einleuchten: es war jetzt nicht der Moment, um zu einschneidenden Veränderungen in Deutschland zu schreiten, und sie durften nicht auf das Machtgebot eines fremden Staates erfolgen. Man konnte immerhin viel in beiden Beziehungen erreichen, wenn man sich ehrlich und entschieden auf die Seite des Kaisers stellte. Dem stand aber zunächst das preußische Mißtrauen gegen Oesterreich im Wege. Wieder tauchte die alte Seeschlange von den Annexionsgelüsten Oesterreichs auf den bayrischen Kurstaat auf. Die von Oesterreich wirklich in Aussicht genommene Erwerbung jenes kleinen Striches jenseits des Inn sollte ein deutlicher Fingerzeig sein, daß man zu Wien dergleichen im Schilde führe. Wenn der geschwätzige Lehrbach oder ein anderer österreichischer Diplomat irgend ein auf die bayrische Frage bezügliches unvorsichtiges Wort fallen ließen, so ging das gleich wieder wie ein Lauffeuer durch das ganze Reich. Und natürlich ließen es die Franzosen auch jetzt nicht an der Ausbeutung der Besorgnisse fehlen. Die österreichischen Absichten auf Bayern waren ein bequemer Ausdruck, bei dem man ebenso gut an den ganzen Kurstaat als an das kleine Innviertel denken konnte. Mehr aber noch als die wirkliche Besorgniß vor den österreichischen Vergrößerungs-Absichten, war das Begehren nach neuen Erwerbungen das treibende Motiv bei den preußischen Staatsmännern. Es war wieder der Prinz Heinrich, der mit aller Macht auf Säcularisationen hindrängte; und wenn sich gerade um diese Zeit in den geistlichen Gebieten Süddeutschlands republikanische Bestrebungen regten, so mußte dies zu einem Vorwand für die Verallgemeinerung des Princips der Säcularisationen dienen.

Die Vertreter Preußens in Rastatt thaten Alles, um die Mitglieder der Reichsfriedensdeputation auch zur Einwilligung in die von Frankreich begehrte „zweite Friedensbasis," zur Einwilligung nämlich in das Princip der Säcularisationen zu bewegen. Und so konnte denn

auch in dieser zweiten und vielleicht wichtigeren Frage die Entscheidung nicht zweifelhaft sein.

Zu Anfange des Jahres 1798 begannen die eigentlichen Verhandlungen mit der Reichsfriedensdeputation. Bonaparte nahm keinen Antheil mehr an denselben. Er hatte bald nach dem 1. December Rastatt verlassen. Am 14. Januar wurden die Vollmachten ausgewechselt. Am 16. begaben sich die französischen Gesandten, ehe sie sich mit irgend einer anderen Gesandtschaft benahmen, zu dem Grafen Görtz. „Wir kommen mit dem freundlichsten Gesichte", sagte Treilhard, „um Ihnen das Geheimniß der Comödie zu enthüllen. Wir sind zu der Erklärung ermächtigt, daß die französische Regierung das gesammte linke Rheinufer als Grenze wünscht und Säcularisationen für nothwendig erachtet." Die Preußen erwiderten, die beiden französischen Forderungen unterlägen schon nach dem Vertrage vom 5. August 1795 keinen erheblichen Bedenken, aber in Bezug auf die Säcularisationen müsse der König ebensowohl wie der Kaiser seinen Ruf schonen. Sehr förderlich sei es, wenn sie durch eine gemeinsame Erklärung der drei Hauptmächte als nothwendig bezeichnet würden.*) Am 17. stellte Treilhard bei Metternich officiell die Forderung, daß das gesammte linke Rheinufer abgetreten werden sollte. Am 18. brachte er seine Forderung Cobenzl gegenüber zur Sprache. Dieser sprach seine Verwunderung darüber aus, daß die Franzosen plötzlich mit einer solchen neuen Forderung hervorträten. Eventuell gebühre Oesterreich nach dem Artikel 7 des Friedens von Campo Formio eine Compensation für diese neue Erwerbung Frankreichs. Aber die Franzosen verharrten auf ihrem Standpunkt. Dem Reiche gegenüber gingen sie dabei auf die Entstehung des Krieges zurück und behaupteten noch einmal wieder, daß sie durch jene Duldung zum Kriege getrieben worden seien, die man deutscherseits den Rüstungen der Emigranten gewährt habe. Sie verlangten das linke Rheinufer als Kriegskosten-Entschädigung. Frankreich sei, fügten sie hinzu, diejenigen Reichsstände zu entschädigen bereit, welche durch diese Abtretung Verluste erlitten. Die am 27. erfolgende Antwort der Reichsdeputation bezeichnete die französische Forderung als unannehmbar und appellirte an die Großmuth und das Gerechtigkeitsgefühl der französischen Nation. Am 10. Februar erneuerten die Bevollmächtigten der Republik ihre Forderung in kategorischer Weise.

*) Wörtlich nach Hüffer: Der Rastatter Congreß I, 87 f.

Am 23. Januar hatte man inzwischen in Paris das ganze linke Rheinufer für einen Theil Frankreichs erklärt. Jetzt wurden die linksrheinischen Domänen deutscher Stände zu dem französischen Staatseigenthum geschlagen. Das Reich sehe, sagte die Reichsfriedensdeputation am 26. Februar, die Nothwendigkeit, den Frieden durch Opfer zu erkaufen, ein. Man hoffe aber von der hohen Gerechtigkeitsliebe und Weisheit der französischen Nation, daß diese sich mit der Hälfte des Geforderten begnügen werde. Die Mosel sollte die Grenze bilden. Es wurden eine Menge von Gegenforderungen — man nannte sie „Modificationen" — gestellt.

Die Franzosen waren wüthend. Treilhard, dem der auf der Straße ihm begegnende Lehrbach lediglich andeutete, daß die Deputation jedenfalls bei der Grenze von Campo Formio stehen bleiben werde, sagte: „sans toute la rive gauche la guerre commence demain" und lief davon. „J'espère que non", rief ihm Lehrbach nach. Um ihn zu begütigen, ging er nach Tisch zu Treilhard. Dieser war zum Essen bei Bonnier. Auch die preußischen Agesandten hatten am Diner theilgenommen, man hatte heftig politisirt und Treilhard war wie gewöhnlich vom Wein erhitzt. Er nahm Lehrbach in ein Nebenzimmer, schlug wüthend auf den Tisch und schrie: „l'empire veut la guerre vous l'aurez."

In den Sitzungen vom 1. und 2. März wurde das am 26. Februar Beschlossene, wie es von Albini zu einem Conclusum formulirt war, angenommen. Nur war man schließlich doch auf die Linie von Campo Formio gekommen. Metternich überreichte das Conclusum den Franzosen, nachdem er noch einige Aenderungen daran vorgenommen hatte. Das Votum Oesterreichs erklärte sich auch dies Mal ausdrücklich gegen jede Abtretung über die Linie von Campo Formio hinaus. Natürlich beharrten die Franzosen aber auch jetzt auf ihrem Standpunkte. Sie verlangten dagegen am 4. März kategorisch eine bestimmte Antwort auf die Frage, ob das Reich die Forderungen Frankreichs bewilligen wolle oder nicht.

Die Deputirten verharrten noch immer in ihrem Widerstande. Es war das Gefühl, daß erst die Abtretung des letzten und nördlichsten Drittels der linksrheinischen Lande derselben ihre volle und unwiderrufliche Bedeutung geben würde. Nur die Deputirten von Baden, Darmstadt und Frankfurt waren zu einem Eingehen auf die französischen Forderungen geneigt. Da entschlossen sich die preußischen Gesandten ihr ganzes Gewicht in die Wagschale zu Gunsten derselben zu werfen. Sie begaben sich in die Zusammenkunft der Deputirten, die

gewöhnlich bei dem sächsischen Vertreter, dem Grafen Löben stattfand, der durch seine gerechte und vermittelnde Denkart zu einem Mittelpunkt dieses Kreises geworden war. Die Preußen sprachen mit Lebhaftigkeit die Meinung aus, daß man nachgeben müsse. Es gelang ihnen, den hannoverschen Abgesandten zu sich herüber zu ziehen. Graf Löben schwankte. Da trat Albini herein. Görtz versuchte auch ihn zu gewinnen, aber Albini wollte auf nichts eingehen. „Ist das der preußische Patriotismus für das Reich?" brauste er auf, „ich soll die Abtretung des linken Rheinufers und damit zugleich mein eigenes Todesurtheil unterschreiben? ich soll nur wie das Tintenfaß gebraucht werden, aus dem man schreibt, und hernach weggeworfen werden? Vor allem muß ich meine Existenz gesichert haben. Die Franzosen haben auf keine Modification geantwortet und sie als Evasionen verworfen. Kleine Herren brauchen wir nicht, das sind wir selbst und noch mehr; lieber soll uns der Kaiser nehmen, oder wir werden eine Republik, und ich selbst will lieber unter die Fünfhundert gehen, als mich so gottlos und reichsverrätherisch fressen lassen." „Sie wollen also den Krieg?" erwiderte Görtz. „Wird denn der Kaiser seine Armee vorrücken lassen?" „Warum der Kaiser allein?" fiel ihm Albini in die Rede. „Warum nicht die Preußen, die Hannoveraner, die Sachsen? Rückt vor! alsdann wird auch der Kaiser sehen was er thun kann."*) Ebenso heftig sprach Albini zwei Tage später in der Deputation. Kurmainz wolle sich nicht von einem noch Kleineren auffressen lassen. Er selber habe nicht Lust, Kanzleidirector eines kleinen Prinzen, etwa des Fürsten von Leiningen, zu werden; eher wolle er alles aufbieten, daß der Kaiser, der doch einmal sein Herr sei, alles bis an den Rhein nehmen möge. Man solle nur fortfahren, diese Freßprojecte bekannt zu machen; ehe die Völker sich von kleinen oder anderen Religionsverwandten nehmen ließen, würden sie sich lieber dem Kaiser übergeben, oder eine Republik bilden.

Die Entscheidung der Deputation hing an Albini, da fünf Stimmen sich dem französischen Anspruch zu widersetzen fortfuhren und das Votum Sachsens, wenn Kurmainz festblieb, auch durchaus noch nicht feststand. Mit Besorgniß vernahmen die Preußen, Albini werde, wenn man ihn nicht zufrieden stelle, die Sache bis zum Aeußersten treiben. Am Morgen nach der Zusammenkunft bei Löben ließen die Franzosen den preußischen Gesandten ihre Dankbarkeit aussprechen und erklärten

*) S. Hüffer, a. a. O. I, 111.

sich bereit, Albini eine Zusicherung für die Erhaltung des Mainzer Kurfürstenthums zu geben. Tags darauf hatte Treilhard mit den Preußen eine Unterredung, in der er ihnen unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken für Preußen und den heftigsten Scheltworten gegen Oesterreich die Zusicherung der Erhaltung von Kurmainz, von deren Nothwendigkeit auch die französische Regierung überzeugt sei, wiederholte.

„Er hat dies," setzen die Gesandten in ihrem Bericht hinzu, „pünktlich ausgeführt. Sie haben sich einer mit dem andern vollkommen zufrieden verlassen; beide Theile glauben ihren Erfolg, der sie mit der höchsten Genugthuung erfüllt, dem Einfluß Ew. Majestät zu verdanken, und schreiben uns größeren Antheil dabei zu, als wir verdienen."

Da Albini schwach und sehr eitel war, so gelang es den Franzosen sehr rasch bei ihm. Sie versprachen, daß der Mainzer Kurstaat erhalten bleiben solle. Dafür wollte Albini thatsächlich für die Abtretung des Gebietes zwischen Nette und Roer stimmen und nur die Hoffnung aussprechen, daß Frankreich diesen Bezirk nicht hinnehmen werde: „nicht per modum conditionis, dennoch unter einer zuversichtlichen Voraussetzung" schreibt er seinem Kurfürsten. Er war hocherfreut über seine Resultate und all' die Ehre, welche man ihm erweise. Sein Bericht schildert, wie die Franzosen schon früh morgens seinen Besuch erbeten und wie er dann den ganzen Tag von den großen Gesandtschaften überlaufen worden sei. Die Weise, wie sich Kurmainz plötzlich der Politik bemächtigt habe, sei in Rastatt die große „nouvelle du jour."

Mit Albini's thatsächlichem Abfall war die Sache entschieden, obwohl er, wie aus seinem Bericht offenbar hervorgeht, die österreichischen Gesandten in das Geheimniß seiner Verhandlungen mit den Franzosen und Preußen nicht eingeweiht hatte. Am 11. März erklärte sich die Deputation zur Annahme der französischen Forderung bereit. Die Gegenforderungen, die die Majorität der Deputation auch dieses Mal fest hielt, hatten thatsächlich wenig zu bedeuten und wurden von den Franzosen eben so wenig beachtet, als die „Hoffnung", der Albini in seinem Votum Ausdruck gab. Als man am 22. von Seiten der Deputation auf dieselben zurückkam, erklärten die Franzosen, man könne sich auf so „unzeitige Discussionen" nicht einlassen und es seien jene Clauseln als „nichtige Hoffnungen" zu betrachten.

Am 27. verlangten sie darauf, daß das Princip der Entschädigung festgestellt werde. Sie traten jetzt officiell mit dem Grundsatz der Sä-

cularisation hervor. Es sei diese zweite Friedensbasis, sagten sie, nicht weniger nothwendig als die erste. Es ist hier leider nicht der Ort, diese Verhandlungen im Detail zu verfolgen. Die Deputation gab am 4. April auch in dieser zweiten Frage nach. Sie erklärte ihre Zustimmung zu dem von Frankreich begehrten Grundsatze einer allgemeinen Entschädigung durch Säcularisation. „Dergestalt", so lautete die Clausel, die man diesmal hinzufügte, „daß dabei mit allen den Maßregeln und beschränkenden Vorsichten eingeschritten werde, welche zur Erhaltung der Constitution des deutschen Reiches in jeder Hinsicht, auch zur Wiederherstellung und Befestigung des darauf gegründeten Wohles der Stände, Reichsangehörigen und Unterthanen wesentlich erforderlich seien."*) Aber wer hätte es sich nicht sagen müssen, daß diese Clausel eben so wenig wie die früheren nützen werde. Gegen die Säcularisationen waren Oesterreich, Sachsen, Würzburg und Hannover.**) Kurmainz entwickelte Ansichten, die den österreichischen Anschauungen nahe kamen, fand aber doch nichts dabei zu erinnern, daß man den Franzosen Säcularisationen in beschränktem Maßstabe vertragsmäßig zugestand. Sehr entschieden lautete die Sprache des durch Stadion vertretenen Würzburgs.

Die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen.

Oesterreich versuchte jetzt, durch Verhandlungen mit Preußen zu retten, was noch zu retten war. König Friedrich Wilhelm III neigte persönlich noch immer zu einer Verständigung mit dem Kaiser und kam dem Wiener Cabinet entgegen. Ja, es steht fest, daß die erste Anregung zu den österreichisch-preußischen Verhandlungen von preußischer Seite kam. Aber es war Preußen bei dem Allen, wie gesagt, doch um einen neuen Erwerb zu thun und es verwarf durchaus den Gedanken an einen neuen Krieg. Kein Wunder, daß ihm Thugut nur zögernd und mit halbem Vertrauen entgegen kam. Noch immer wollte Oesterreich das Princip der Säcularisationen nicht einfach acceptiren. Es erbot sich, in erster Reihe, auf jede Vergrößerung im Reich zu verzichten, wenn sich Preußen und die übrigen Reichsstände, mit Ausnahme der drei geistlichen Kur-

*) Häusser, a. a. O. II, 169.

**) Ueber die Haltung Hannovers s. z. B. Häusser, a. a. O. II, 184.

fürsten, zu dem gleichen Verzichte verstehen wollten. Man betonte dabei, daß es lediglich Preußens Schuld sei, wenn jetzt dessen linksrheinische Besitzungen ebenfalls verloren gehen sollten. Man ging in der Beweisführung von den vor dem Kriege bestehenden beiderseitigen Machtverhältnissen aus. Oesterreich, so sagte man, habe noch nicht sein volles Aequivalent für dasjenige erhalten, was Preußen bei der zweiten Theilung Polens gewonnen. Dieses könne deßhalb kein Gewicht auf die 90,000*) Seelen legen, die es jetzt jenseits des Rheins verlieren sollte. Oesterreich sei bereit, fügte Reuß hinzu, dem Herzoge von Modena aus eigenen Mitteln eine Entschädigung zu gewähren. Preußen könne, wenn es wolle, das Gleiche hinsichtlich des Prinzen von Oranien übernehmen: bei Modena handele es sich um Reichslehen, und um einen wirklichen dynastischen Besitz, während Holland mit dem Reiche gar nichts zu schaffen habe, und die Stelle eines Erbstatthalters im Grunde doch nur als das Amt in einer Republik zu betrachten sei. Für den Fall einer Entschädigung von Modena hoffte Oesterreich das Innviertel als Ersatz zu erhalten. Wollten aber die gesammten Reichsstände „den ihrer ganzen Existenz auf der linken Rheinseite durch den Reichsfrieden beraubten Reichsständen eine neue durch verhältnißmäßige Beiträge zu gründen sich patriotisch entschließen, so würde zu dieser societätsmäßigen Schadloshaltung Oesterreich ebenfalls und ungeachtet seines eigenen ungeheuren Verlustes gern beiwirken, wenn Se. königliche Majestät von Preußen ebenfalls und im nämlichen Verhältniß beitragen wollen, den des Ihrigen ganz verlustigen Reichsständen einige Existenz zu verschaffen." Eventuell wollte sich Oesterreich beschränkte Säcularisationen gefallen lassen. Der Gedanke ist, daß in diesem Fall die Großstaaten Oesterreich und Preußen mit gleich mäßigen Erwerbungen aus dem Revolutionskriege hervorgehen und daß außerdem Säcularisationen in so weit stattfinden sollten, als sie zur Fortexistenz der drei geistlichen Kurfürstenthümer nothwendig wären. Nur besonderer Umstände halber sollten auch andere Fürsten entschädigt werden. Preußen wurde in diesem Falle das Bisthum Hildesheim mit 170,000 Einwohnern angeboten. Oesterreich nahm außer Brixen und Trient, die, wie es nicht mit Unrecht behauptete, schon thatsächlich zu Tyrol gehörten, eventuell das Innviertel und Passau in Anspruch. Für das letztere sollte

*) Es verschlägt für diese Beweisführung nichts, daß der Preußen drohende Verlust etwa um ein Viertel zu niedrig gegriffen zu sein scheint. Der Flächengehalt seines linksrheinischen Besitzes betrug 48 □Meilen.

Bayern durch den Breisgau und die schwäbischen Besitzungen Oesterreichs entschädigt werden. Mainz sollte die rechtsrheinischen Besitzungen des Bisthums Worms erhalten, dessen Inhaber der Kurfürst Erthal war; Köln das Bisthum Münster und das Deutschmeisterthum, die der Kurfürst Maximilian ebenfalls schon beide besaß. Würzburg sollte mit den Resten von Trier vereinigt werden.*) Wenn Pfalzbayern durchaus auch für seine linksrheinischen Besitzungen eine Entschädigung erhalten sollte, so wurden ihm Regensburg und Freysing angeboten. Salzburg sollte an Modena, Paderborn an den Prinzen von Oranien fallen. Dem von Frankreich vollständig depossedirten Bischof von Lüttich sollte die Exspectanz auf ein freiwerdendes Bisthum zu Theil werden. Die neuen Erwerber innerhalb Deutschlands sollten die betreffenden Bischöfe zeitlebens standesgemäß zu unterhalten verpflichtet sein. Für den Bischof von Passau behielt sich Oesterreich noch eine besondere Entschädigung vor.**)

Wenn sich im Einzelnen auch manche Einwendungen erheben lassen, so wird man doch gewiß nicht sagen können, daß diese österreichischen Vorschläge im Ganzen und Großen unbillige waren. Zu einer Verständigung mußte auf dieser Grundlage jedenfalls zu gelangen sein, wenn Preußen ernstlich wollte. Schon die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürstenthümer sah man aber in Berlin ungern. Die entschiedene Weigerung Oesterreichs, die Errichtung zweier neuer weltlicher Kuren zu genehmigen, berührte unangenehm. Preußen wünschte in dem Besitze seiner fränkischen Annexionen von dem Kaiser bestätigt zu werden. Von dem Innviertel wollte es dagegen nichts hören und eben so wenig von einer Entschädigung des Herzogs von Modena, während man doch die Indemnisation des Prinzen von Oranien nicht fallen lassen wollte. Den Gedanken, daß weltliche und geistliche Fürsten zur Entschädigung gleichmäßig beitragen sollten, verwarf Preußen durchaus und verlangte dagegen von Oesterreich die förmliche Garantie, daß die rechtsrheinischen Besitzungen der weltlichen Fürsten unversehrt erhalten würden. Die Verhandlungen in Wien und Berlin blieben resultatlos. In Rastatt brachte es Cobenzls Gewandtheit zu einem

*) Kurmainz und Kurköln besaßen nur sehr wenig auf dem linken Rheinufer. Von den drei geistlichen Kurfürsten erlitt Kurtrier bei weitem die größte Einbuße.

**) Vgl. die Instruction für Reuß bei Vivenot, Zur Geschichte des Rastatter Congresses, S. 21—46.

Vertragsentwurf, oder, wie er es nannte, zu einem „aperçu éventuel". Oesterreich verzichtete auf deutsche Entschädigungen für die Niederlande und die Lombardei. Preußen sollte für seinen linksrheinischen Besitz Hildesheim erhalten. Der Kaiser sollte den Herzog von Modena durch den Breisgau und Preußen den Prinzen von Oranien entschädigen. Eventuell sollte dieser Letztere doch nicht in der Nähe der österreichischen Besitzungen, Modena aber dann entweder auf Kosten des Reichs entschädigt werden oder aber dem Kaiser für den Breisgau eine Entschädigung à sa convenance zu Theil werden. Cobenzl gab das mündliche Versprechen, sich bei dem Kaiser für den fränkischen Besitzstand Preußens zu verwenden. Nur der Artikel 5 machte Schwierigkeit. Oesterreich und Preußen sollten nach Cobenzls Entwurf dafür eintreten, daß die Entschädigungen soviel als möglich gleichmäßig auf alle Reichsstände vertheilt würden. Säcularisationen sollten nur so weit sie nöthig seien zur Anwendung kommen. Es war dies der Gedanke der österreichischen Politik. Die Preußen aber verlangten im Gegensatz dazu, daß die Besitzungen der erblichen Fürsten auf dem rechten Rheinufer unverletzt bleiben sollten. Der diplomatisch gewandte Cobenzl ließ sich bereden und schrieb die Clausel an den Rand. Aber der nicht mit anwesende Lehrbach protestirte heftig, da er für Falkenstein, das Frickthal und den Breisgau das Innviertel von Bayern zu erhalten hoffte. Er setzte es durch, daß Cobenzl die Zustimmung zu der Clausel widerrief. Erreicht war also nichts. Aber es hatte sich doch gezeigt, daß man sich zu verständigen geneigt und nicht allzuweit von einander entfernt war.

Unter der von Thugut angerufenen russischen Vermittlung kam es dann in Berlin zu förmlichen Conferenzen zwischen Preußen und Oesterreich. Aber es war schließlich doch nichts mit Preußen anzufangen. Zwei Briefe des Fürsten Reuß an Dietrichstein geben uns ein deutliches Bild, wie es dort zugegangen ist. Am 31. März 1798 schreibt er:

„Es ist jetzt unendlich wichtiger als jemals für Europa und für unseren Hof, daß Se. kaiserliche russische Majestät seinen wohlthätigen Schutz eintreten lasse, da leider meine Hoffnungen in Hinsicht auf den hiesigen täglich mehr schwinden. Ist's wirklich Furcht vor Frankreich und vor einem neuen Kriege (welches immer eine gewaltig irregeleitete Ansicht verräth)? oder ist's Abneigung gegen uns? vielleicht noch etwas Schlimmeres — das das hiesige Cabinet abhält, das einzige Mittel zu ergreifen, mit Europa sich selbst vom Untergange zu retten? — worüber ich mich nicht auszusprechen wage, — so ist das, was daraus entsteht,

ganz gleich betrüblich. Wenn in den ersten Conferenzen wegen der deutschen Angelegenheiten die habsüchtig neidische und insidiose Politik des hiesigen Cabinets sich wieder auf eine Weise hervorgethan hat, die das kälteste Blut — geschweige also meines — zum Kochen bringen muß, die mich an der Confection dieses Geschäftes fast verzweifeln macht, — was können wir vom Zustandebringen einer aufrichtigen Verbindung hoffen, ohne welche Frankreich in kurzer Zeit mit ganz Europa machen wird, was es will? Und was dies sei, das leuchtet selbst Preußen ein; es scheint aber zu glauben, daß mit dem Temporisiren es sich vom Untergange retten werde. — Wieviel weniger haben wir zu hoffen, wenn Sieyes Alles aufbieten wird, den hiesigen Hof von uns noch mehr abzuziehen? Wenn ich Dir beschreiben könnte, wie es mir zu Muthe ist, Du würdest mich bedauern. ..... Jetzt ist ein Stillstand in den Conferenzen, weil ich über die hiesige unerwartete Proposition, daß man zwar für Preußen entsagt, aber für das Haus Oranien fordert und für Modena Alles abschlägt, Bericht erstatten und Befehle einholen mußte. Schließe aus diesem, was uns weiter bevorsteht. Gram und Unruhe und Mißmuth verbittern mir jeden Augenblick und untergraben mein Bischen Gesundheit durchaus."

Und am 16. Juni: „Du hast mir Glück gewünscht zu meiner Arbeit; Segen brauche ich mehr als ich sagen kann: aber Ruhm?! O! lieber Alter, der ist hier nicht zu erwerben. Hilft mir Fürst Repnin nicht heraus (der mir übrigens alles Vertrauen und alle Wohlgewogenheit bezeigt, die ich mir wünschen kann), so kann mir Nichts als Gram für mich und Schaden für unseren Hof werden. Ich bin tief gebeugt und zu Boden gedrückt von allen Hindernissen, die man mir hier in den Weg legt, und von Abneigung, Neid und schändlichem Mißtrauen gegen unsern Hof, der so bieder, so großmüthig zu Werke geht. Ich habe wahrlich nicht die nöthige Zeit, Dich, lieber Bruder, von dem Gange der Geschäfte zu unterrichten, so gern ich es thäte; der Fürst Groß-Kanzler wird es gewiß thun. Alles, was davon zu sagen ist, ist, daß man von uns alle möglichen Opfer verlangt und, anstatt mitzuwirken, nur Vortheile begehrt."*)

Der Kaiser erbot sich jetzt, auf jeden Erwerb in Deutschland zu verzichten, wenn Preußen das Gleiche versprechen wolle. Anderen Falles sollte Preußen Hildesheim, Oranien Paderborn, der Herzog von Re-

*) S. Vivenot, ebendaselbst Einleitung, S. XLVI f.

dena Salzburg mit Berchtesgaden, Oesterreich außer Trient und Brixen das Bisthum Passau und das Innviertel — man schlug es zu 60,000 Einwohner an — erhalten. Der Kaiser wolle dann den Kurfürsten von Bayern durch den Breisgau, die Ortenau und einige kleinere Besitzungen entschädigen. Als man erfuhr, daß Haugwitz mit dem Rastatter aperçu in keiner Weise zufrieden sei, gab Thugut noch weiter nach. Oranien sollte auch die Trierschen Balleyen erhalten. Der Kaiser verlangte jetzt für sich nur Passau und das Recht, Salzburg vom Herzoge von Modena einzutauschen. Aber Preußen sollte dagegen versprechen, daß es den Franzosen keine Erwerbungen auf dem rechten Rheinufer gestatten, nöthigenfalls ihnen im Verein mit Oesterreich mit einer entschiedenen Erklärung entgegentreten werde.

Die Preußen erboten sich zu einem Verzicht auf einen neuen Erwerb, verlangten aber die Anerkennung des fränkischen Besitzstandes und das Privilegium de non appellando für die Markgrafschaften. Auch hinsichtlich Modena's und Oraniens war man noch weit aus einander. Die Hauptdifferenz lag aber nicht in diesen Punkten. Thugut wies in der Instruction vom 4. Juni die fränkischen Forderungen Preußens nicht zurück. Aber der Kaiser müsse eine Bewilligung, die in solchem Maße dem Herkommen des Reichs widerspreche, davon abhängig machen, daß Preußen dem Reiche in den noch lange nicht beendigten Verhandlungen mit Frankreich bedeutende Vortheile zu Theil werden lasse. Reuß verlangte vor Allem Auskunft über die Stellung Preußens in Rastatt. Die Preußen aber nahmen dies übel und verlangten daneben, daß Oesterreich auch in Italien auf jede neue Acquisition über die Erwerbungen von Campo Formio hinaus verzichte.

Es liegt auf der Hand, daß durch diese letzte Forderung der ganzen Thugut'schen Politik der Boden entzogen war. Denn diese lief ja eben auf das Streben hinaus, Oesterreich in Italien eine bessere Grenze und einen umfangreicheren Besitzstand zu verschaffen: einerseits an Stelle des in Deutschland Versprochenen, andererseits als Compensation für das, was Frankreich zwischen Nette und Roer erwarb. Die Verhandlungen, welche die Oesterreicher damals in Selz mit den Franzosen pflogen, wären durch diese von den Preußen verlangte Erklärung in der gefährlichsten Weise durchkreuzt, ja geradezu zwecklos geworden.

Nun trat der von dem Kaiser Paul für diese Verhandlungen eigens nach Berlin geschickte Repnin mit einem Vermittelungsvorschlag da-

zwischen. Oesterreich und Preußen sollten hiernach auf jede Veränderung ihres Besitzstandes in Deutschland verzichten. Die italienischen Angelegenheiten blieben dagegen aus dem Spiel. Die Entschädigung von Oranien und Modena sollte einem besonderen Vertrage vorbehalten bleiben. Das jus de non appellando sollte der Kaiser für die Markgrafschaften bewilligen. Ja er sollte sich bei den Reichsbehörden für das Fallenlassen der fränkischen Processe gegen die preußischen Uebergriffe verwenden: thatsächlich würde darin eine Anerkennung des preußischen Besitzstandes in Franken gelegen haben. Dagegen sollten die beiden Mächte nach besten Kräften den Rückzug der französischen Truppen auf das linke Rheinufer betreiben und in Rastatt erklären, daß sie keinen Ansprüchen der Franzosen auf das rechte Rheinufer zustimmen würden; dieselben hatten in der That solche Ansprüche erhoben. Käme es zu einem neuen Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich, so solle Preußen für das Reich die Neutralität oder einen langen Waffenstillstand zu erhalten suchen. Stelle sich dies als unmöglich heraus, so sollten die beiden Mächte Rath pflegen, wie das gemeinsame Vaterland vor dem fast unvermeidlichen Umsturz zu erretten sei.

Offenbar stand dieser Vermittelungsvorschlag den preußischen Auffassungen näher als den österreichischen. In den deutschen Angelegenheiten wenigstens hätte Preußen alles erlangt, was es zuletzt begehrt hatte. Und seine Gegenconcession würde in einer durchaus vagen Erklärung bestanden haben, die es im Grunde zu nichts verpflichtet hätte. Thugut faßte die Sache auch so auf; er klagt in seinen nach Petersburg gerichteten Noten über Repnins Parteilichkeit und Schwäche. Dem englischen Gesandten sagte er, Preußen solle ihn nicht wie einst seinen Vorgänger bei der zweiten Theilung Polens durch bloße Zusagen an der Nase herumführen. Dennoch erklärte er dem russischen Cabinet, daß er sich einem bestimmten Schiedsspruche Rußlands fügen werde.*)

Bei Preußen begegnete dagegen Repnins Entwurf dem entschiedensten Widerspruche. Finckenstein und sogar Alvensleben, die allein an der Conferenz Theil genommen hatten, waren freilich nicht ganz unzufrieden: sie verlangten nur, daß die in Rastatt geforderte Garantie für die Besitzungen der Laienfürsten in den Vertrag aufgenommen werden sollte. Um so entschiedener verwarf man aber das Abkommen in dem Militärcabinet des Königs. Dieser verschob die Entscheidung, bis er von einer

*) S. Hüffer, Der Rastatter Congreß ꝛc., S. 44.

Reise, auf der er auch von Haugwitz begleitet war, zurückgekommen sei. Und Haugwitz legte dann einen neuen Entwurf vor, der von dem Repnin'schen fast nichts bestehen ließ. Er begehrte die bestimmtesten Bürgschaften für Bayern, der Kurfürst sollte auch nicht das Recht haben, seine Besitzungen zu vertauschen. Die österreichischen Erwerbungen in Italien sollten wenigstens beschränkt werden. Wenn die drei geistlichen Kurfürsten erhalten würden, so sei das eine genügende Compensation für den Oranischen Erwerb; von Modena brauche dann keine Rede mehr zu sein. Auch die von Preußen verlangten Erklärungen in Betreff seiner Stellung zu Frankreich hielt er für bedenklich. Der König werde, so sagte er, im Falle eines neuen Krieges unter keinen Umständen aus seiner Neutralität heraustreten.

Als die Russen diese neuen preußischen Vorschläge als unbillig bezeichneten, lenkte Haugwitz in den Nebenpunkten ein. Der Kurfürst von Bayern sollte in seinem Verfügungsrecht nicht beschränkt werden. Die Frage der österreichischen Erwerbungen in Italien sollte unberührt bleiben. Ueber Modena wolle man mit Oesterreich unterhandeln. Man wolle bei den Franzosen auch gerne seine guten Dienste für die Sicherheit Deutschlands, eine Verwendung für die Neutralität des Reiches eintreten lassen. Der König könne aber nur die Sicherheit Norddeutschlands garantiren und es sei dann in der Billigkeit begründet, daß der Kaiser den Schutz des Südens übernehme.

Damit war die Erfolglosigkeit der Verhandlungen ausgesprochen. Denn es kam ja eben für Oesterreich auf die Mitwirkung Preußens im Falle eines neuen Conflictes mit Frankreich an. Und es war nur dieser zu Liebe bereit gewesen, Preußen so weit, wie es geschah, entgegenzukommen. Preußen erklärte jetzt auf das Entschiedenste, an der Politik des Baseler Friedens festhalten zu wollen. Es wurde dadurch die Fortdauer jener traurigen Zustände ausgesprochen, die über Leoben nach Campo Formio geführt hatten. Wir wüßten in der That kaum einen Act der preußischen Politik, in welchem deren Tendenzen klarer ausgesprochen wurden, als hier.*)

---

*) Wir sind in der Darstellung dieser preußisch-österreichischen Verhandlungen durchaus der Erzählung gefolgt, die Hüffer in seinem trefflichen Werk über den Rastatter Congreß giebt. Doch müssen wir bemerken, daß wir in dem Urtheile, welches

Vorbereitungen zur zweiten Coalition.

Schon im November 1797 gab Oesterreich dem St. Petersburger Cabinet zu verstehen, daß man beim ersten Anlasse wieder gegen Frankreich losbrechen werde. „Nous n'hésiterons pas de saisir la première occasion pour annuller nos engagements" sagte Ludwig Cobenzl schon damals.*) Die Vorgänge in der Schweiz und in Italien hatten dann deutlich gezeigt, wie wenig die Franzosen auf ihrer Bahn einzuhalten gedachten. Es ging, wie wir es in unseren Zeiten nach dem Züricher Frieden erlebt haben.

Ein an sich unbedeutendes Ereigniß schärfte den Gegensatz zwischen Oesterreich und Frankreich noch in besonderer Weise. Man hatte französischerseits Bernadotte als Botschafter nach Wien gesandt. Der General kam mit den hochfliegendsten Erwartungen, schmeichelte sich, Thuguts Sturz durch die Kaiserin in's Werk zu setzen, und trat dabei doch als ächter Gascogner überall in prahlerischer und provocirender Weise auf. Aber er täuschte sich sowohl in den Persönlichkeiten des Hofes als in der Bevölkerung. Die Wiener wollten den Jahrestag der Aufbietung des Landsturmes festlich begehen. Bernadotte hatte von der Regierung die Hintanhaltung der Feier verlangt. Als diese auf sein Begehren nicht einging, ließ der Gesandte am Tage der Feier, am 13. April, auf dem Balcon seiner Wohnung die französische Tricolore aushängen. Eine solche Demonstration war in der damaligen Zeit noch etwas Ungewöhnliches. Die Wiener sahen darin eine Verhöhnung. Es kam zu einem Volksauflaufe. Die Fahne wurde gewaltsam entfernt. Bernadotte forderte hierauf seine Pässe, nachdem eine Reihe von drohenden Beschwerden, die er während des Tumults an Thugut gerichtet hatte, unbeantwortet geblieben war. Es half nichts, daß man sich nachträglich entschuldigte, ja daß man gerade den jetzigen Augenblick wählte, um Thuguts lange beabsichtigten Rücktritt und Cobenzls Ernennung zu seinem Nachfolger in's Werk zu setzen. Die Franzosen forderten eine eclatantere Genugthuung.

---

wir auf Grund der von ihm mitgetheilten Thatsachen über die preußische und österreichische Politik an dieser Stelle aussprachen, wesentlich von ihm abweichen. Wir vermögen nicht einzusehen, daß der russische Vorschlag in gleicher Weise von Oesterreich wie von Preußen abgelehnt, ja daß er überhaupt von ersterem abgelehnt worden sei.

*) Häusser, a. a. O. II, 174 Anm.

An der Spitze von Thuguts Gegnern stand noch immer die Kaiserin. Es scheint, daß sie eine persönliche Aversion gegen den bei ihrem Gatten soviel geltenden und nicht gerade liebenswürdigen Emporkömmling hatte, dessen Denkart sie nicht verstand. Jahre lang, äußerte sie dem Kaiser gegenüber, habe Thugut ihn mit der Hoffnung auf russische Hülfe hingehalten. Ob er denn nicht sehe, daß er ihn jetzt ebenso durch die Hoffnung auf preußischen Beistand täusche? Ob es denn etwa wieder wie im Vorjahre werden solle, wo sie und die Ihrigen sich beinahe durch die Flucht aus Wien hätten retten müssen?

Aber zum Glück hatte sich in Neapel eine große Schwenkung vollzogen. Im Januar waren in Rom Volksunruhen ausgebrochen, bei denen der französische General Duphot um's Leben kam. Die Franzosen waren hierauf mit einem Heere in den Kirchenstaat eingerückt, hatten Rom besetzt, den Papst gefangen abgeführt und die römische Republik proclamirt. Seitdem begann man in Neapel für die eigene Existenz zu fürchten, und es zeigten sich nur zu bald die Rückwirkungen des republikanischen Treibens auf die Geister im Königreiche beider Sicilien. Der durch den Minister Acton und den Gesandten Hamilton vermittelte englische Einfluß kam hinzu. Mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Naturells warf sich jetzt die Königin Karoline in die Kriegspolitik. Und es konnte natürlich nicht fehlen, daß die Kaiserin von ihrer Mutter mit fortgezogen wurde. Thugut brachte bereits 18 Tage nach der Publicirung seiner Entlassung eine geheime Allianz mit Neapel zu Stande.

Trotzdem suchte er noch einmal zu einer Verständigung mit Frankreich zu gelangen. Ludwig Cobenzl begab sich von Wien nach Selz im Elsasse, um dort mit François von Neufchateau über die Fahnenaffaire zu verhandeln und dabei auch eine Ausgleichung in den großen Fragen zu versuchen. Im Wesentlichen schlug man nichts Anderes vor, als was die Propositionen enthielten, die man österreichischerseits den Verhandlungen mit Preußen zu Grunde gelegt hatte. Es ist immer derselbe Gedanke, der nur in verschiedene Formen gekleidet wird. Oesterreich und Preußen sollten beide auf Erwerbungen in Deutschland verzichten; das erstere aber dafür in Italien eine größere Entschädigung erhalten: es war von den der cisalpinischen Republik zufallenden venetianischen Gebietstheilen, von Mantua, den Legationen, von dem Veltlin die Rede. Die von Frankreich über die Säcularisationen mit deutschen Fürsten abgeschlossenen Verträge sollten nicht ausgeführt werden. Das

Höchste, was Oesterreich in den deutschen Angelegenheiten bot, bestand darin, daß die Säcularisationen, auch wenn Preußen und Oesterreich sich nicht daran betheiligten, in beschränktem Umfang zugelassen werden sollten. Der Schwerpunkt der Verhandlungen lag freilich in der italienischen Frage. Es machte den Franzosen den Eindruck, als wenn Oesterreich nur an Italien denke. Und wir gestehen, daß es bei aller Achtung für die Zähigkeit, die Thugut und Cobenzl gerade in dieser Frage entwickelten, keinen erhebenden Eindruck macht, wenn die Gespräche mit François sich immer um diesen Punkt drehen. Aber man wird sich freilich vor Augen halten müssen, daß es eine ghibellinische Politik war, die Thugut auch hierin verfolgte, und daß nur ein erheblicher und die italienische Herrschaft sichernder Besitz ein Aequivalent für die Zurückdrängung in Deutschland gewähren konnte. Die halbe oberitalienische Ebene bis zur Etsch in Oesterreichs Händen war jedenfalls weit unnatürlicher, als wenn man noch die Legationen und ein Stück der Lombardei hinzufügte. Das, was Oesterreich nach den Bestimmungen von Campo Formio erhalten sollte, glich in mehr als einer Beziehung dem anormalen Besitze eines Stücks der nördlichen Balkanhalbinsel, wie dieser Oesterreich seit dem Berliner Frieden zusteht. Und was die Rechtsfrage betrifft, so waren die Legationen rechtskräftig an Frankreich abgetreten, während die Lombardei und Mantua altösterreichisch waren. Daß Frankreich nicht nachgeben wollte, läßt sich begreifen. François wäre in manchen Punkten dazu geneigt gewesen. Aber das Directorium weigerte sich in entschiedenster Weise. Am 6. Juli brachen die Verhandlungen ab.

L. Cobenzl war noch immer als Gesandter am russischen Hofe accreditirt. Von Anfang an war es die Absicht gewesen, ihn trotz der Uebernahme seines Ministerpostens nach St. Petersburg zurückkehren zu lassen, sobald es sich entschieden haben würde, ob man auf Krieg oder Frieden zu rechnen habe.*) Es lag an sich keine Wendung der österreichischen Politik darin, als sich Cobenzl nun im August über Dresden und Berlin dorthin begab. Aber freilich sollte er eine neue Allianz zu Stande bringen. Die Reise machte ein ungeheures Aufsehen. Man glaubte, daß Thugut sich dadurch des Rivalen entledigen wolle. Man betrachtete diese Reise als einen Beweis, daß sein Einfluß wieder im

*) Vgl. den Brief Thuguts an Dietrichstein vom 27. April 1798 bei Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 96.

Steigen sei. Wahr ist es, daß man sich seit dem Scheitern der Selzer Verhandlungen für den Krieg entschieden hatte.

In Berlin und selbst in dem von Preußen abhängigen Dresden war Cobenzl mit seinen Vorschlägen nicht glücklicher, als es die österreichische Diplomatie bisher gewesen war. Die einzige Hoffnung beruhe auf Rußland, schreibt er deßhalb an Colloredo, und die ihm von dort zukommenden Nachrichten seien günstig. Oesterreichs Bemühungen waren in der That in St. Petersburg von Erfolg gekrönt. Der Czar war wegen des Vertrages vom 5. August 1796 und wegen des Scheiterns des Repnin'schen Versuchs über Preußen empört. Er habe Anfangs Hoffnungen auf Friedrich Wilhelm III gesetzt, sagte er. Nun sei er aber nicht mehr „als dieser Tisch". Pauls Schwager, der zu diesem Zwecke nach St. Petersburg geschickte Prinz Ferdinand von Württemberg, brachte die entscheidende Wendung hervor. Paul entschloß sich, das Hülfscorps sofort nach Oesterreich abzusenden. Launenhaft wollte er dann freilich aus geringfügigem Grunde den Marsch wieder sistiren. Aber Prinz Ferdinand hielt ihn an dem gegebenen Befehle fest. Im weiteren Verlaufe kam es dann zur Allianz zwischen Oesterreich und Rußland. Andere russische Truppenabtheilungen rückten nach Nelsons Sieg bei Abukir (1. August) belebte die Hoffnungen aller Gegner Frankreichs. „Wäre diese Nachricht wahr", schreibt F. L. Stolberg, als die erste Kunde davon durch die Zeitungen ging, „so würde sie vielleicht entscheidend auf die Entschlüsse der Cabinete wirken, und sie würden es wagen wollen, sich und Europa zu retten. Fahren sie, selbst durch Piemonts Beispiel gewarnt, theils aus Feigheit, theils aus Verrätherei, fort, dem Friedenssystem mit dem wüthenden Feinde, der keinen Frieden halten will, anzuhangen, so ist es in wenigen Jahren mit Europa aus."*)

Mit Feuereifer arbeitete jetzt auch die Diplomatie des in seiner damaligen Isolirung nach Bundesgenossen verlangenden Englands an dem Zustandekommen einer neuen großen Coalition. Auf allen Seiten war man doch durch die unglaublichen Erfolge der Franzosen aus der Ruhe aufgescheucht worden. Es regte sich etwas von dem Geiste der Jahre 1813 und 1815 in den Cabineten. Davon, daß Thugut den Geschäften

*) S. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Bd. I, S. 460. Vgl. auch Stolbergs Brief vom 19. September. Es heißt darin: „Hoch lebe der wackere Nelson mit seinen braven Briten. Freude über diesen so schön erfochtenen Sieg ist mir wie Oel in das Mark der Gebeine gedrungen und verjüngt mich." (Ebendaselbst S. 464.)

thatsächlich entsagen sollte, konnte unter diesen Umständen natürlich keine Rede mehr sein. Es wäre auch seinerseits jetzt ein Unrecht gewesen, wenn er sich einer Aufgabe hätte entziehen wollen, die ihm die Verhältnisse noch einmal aufdrangen. Bis zum Ende des Jahres 1798 hatten sich Rußland, England, Oesterreich, Neapel, die Pforte, Portugal und Schweden gegen die Republik verbunden. Nur Preußen sammt seinen freiwilligen oder nothgedrungenen Satelliten war nicht zur Theilnahme an der Coalition zu bewegen. Auch in Berlin war zwar die Stimmung eine günstigere geworden. Man that sich etwas darauf zu gut, daß man sich den Anerbietungen Frankreichs unzugänglich erwiesen hatte. Ja die Dinge waren jetzt doch so weit gediehen, daß man im Herzen meist mehr Sympathie für die Coalition als für Frankreich hegte. Wenn man dem im April und Mai 1799 bei seinem alten Freunde Haugwitz in Berlin weilenden Christian Stolberg Glauben schenken darf, so war die damalige Stimmung des preußischen Ministeriums geeignet, Hoffnungen zu erwecken. Panin sagte ihm, er wäre jetzt mit Haugwitz sehr zufrieden. Auch der König äußerte sich Stolberg gegenüber äußerst entschieden über die Franzosen. Haugwitz verfaßte ein Memoire, in welchem er auf die Nothwendigkeit, sich der Befreiung von Holland thätig anzunehmen, drang und zu diesem Zwecke Truppen an der holländischen Grenze zusammenzuziehen rieth. Sei dies geschehen, so müsse man in peremptorischem Tone die Räumung Hollands von Frankreich verlangen.*) Aber die alten Gedanken saßen noch zu fest in den Köpfen. Es kam doch Alles im höchsten Falle auf ein selbstständiges Vorgehen hinaus, bei dem man sich von jeder Allianz mit den beiden Kaiserhöfen und von der Betheiligung am Reichskriege frei halten wollte. Einige Willkürlichkeiten der russischen Regierung gaben den Anhängern Frankreichs sehr geeignete Waffen in die Hand. Man behauptete, es sei dem Petersburger Cabinet so wenig zu trauen, daß man die Truppen nicht von der russischen Grenze wegziehen dürfe. Oesterreich gegenüber war die Stimmung im Wesentlichen doch noch die alte. Man konnte sich nicht entschließen, die so tief eingefahrenen Bahnen der preußischen Politik zu verlassen. Es existirt ein von Häusser mitgetheiltes Memoire aus dem Januar 1799, das da klar erkennen läßt, wo das Uebel saß. „Während sich Rußland", heißt es darin, „durch seine Rüstungen zur See und zu Lande schwächt, während Oesterreich

*) S. Janssen, Fr. L. Graf zu Stolberg I, 474 ff.

die Hülfsquellen, die es noch hat, erschöpft, während beide Mächte ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren gemeinschaftlichen Feind richten, Frankreich aber in Italien, in der Schweiz und gegen England beschäftigt ist, gewinnen wir Zeit, unsere Kräfte zu sammeln und uns in die Verfassung zu setzen, jedem Angriffe, er mag kommen woher er wolle, mit Nachdruck zu widerstehen. Es ist daher gut, daß wir keine Verbindungen haben, die uns in den Fall setzen könnten, uns durch kostspielige Demonstrationen zu entkräften..... Das Haus Oesterreich muß uns als seinen natürlichen Feind ansehen..... Es giebt zwischen benachbarten Staaten gewisse Verhältnisse, die, so lange diese Staaten aufrechtstehen, ihrer Natur nach unveränderlich sind und sich nur selten auf kurze Zeit modificiren lassen. So hat die Nothwendigkeit, uns allen Vergrößerungen Oesterreichs zu widersetzen, der Grundsatz unserer Politik seit der Eroberung Schlesiens werden müssen. Und nun, da es Demüthigungen und Unfälle erlitten hat und uns weniger furchtbar geworden ist, sollten wir in's Feld rücken und mit Aufopferung unserer eigenen Kräfte es wieder emporzuheben suchen? Dies wird uns wohl Keiner, der uns nicht als Lehrlinge in der Politik ansieht, zumuthen wollen. Es ist, sagt man, das alte System, welches auf die jetzigen Umstände nicht mehr paßt. Ein System aber, welches auf nothwendigen Grundsätzen beruht, paßt beständig, man muß es nur den Umständen anpassen wollen. Wohin hat uns das neue, welches mit Pillnitz seinen Anfang und mit Basel sein Ende nahm, in so kurzer Zeit geführt?.... Wir wären genöthigt, entweder allen Uebermuth, alle Anschläge der Oesterreicher auf Bayern, wie auf andere Fürsten, ruhig zu erdulden, oder es mit beiden kaiserlichen Höfen ohne Verbündeten allein aufnehmen zu müssen..... Wir werden uns also nicht durch die eigennützigen Vorstellungen der bewaffneten Mächte verleiten lassen, unser wahres Interesse zu verkennen und ein Volk zu reizen, von welchem wir nichts zu fürchten, sondern vielmehr Alles bei Gelegenheit zu erwarten haben. Wir werden während des Krieges die strengste Neutralität beobachten, den allgemeinen Frieden abwarten, um Verbindungen einzugehen, aber nie vergessen, daß Schlesien beständig der Zankapfel zwischen uns und Oesterreich bleiben wird."*)

Wie Christian Stolberg die Sache ansah, war es vor Allem wieder die militärische Umgebung des Königs, die jedem entschiedeneren

*) S. Häusser, a. a. O. II, 201 f.

Schritte im Wege stand. Haugwitz blieb ganz ohne Antwort auf sein Memoire, und eben so wenig erfolgte eine solche als Finckenstein, Alvensleben und Haugwitz einen gemeinsamen Vortrag an den König richteten. Der König ging ohne die Minister zu sehen nach Potsdam. Später schickte er dann einen General-Adjutanten an Haugwitz, um diesem sagen zu lassen, die Wichtigkeit der Sache erfordere, daß derselbe sich nach Minden begebe, um bei den Unterredungen zugegen zu sein, die er, der König, dort mit dem Herzog von Braunschweig vor habe. „Die Unschlüssigkeit des Herzogs", schreibt Christian Stolberg am 25. Mai, hat bis jetzt allen Schaden gethan. Er lauert vorher, wie diejenigen denken, die den König umringen, und wagt nicht, seine eigene Meinung vorzutragen."*)

Der zweite Coalitionskrieg.

Die Verhandlungen zu Rastatt gewähren in dieser Periode nur noch ein geringes Interesse. Der Uebermuth der Franzosen steigerte sich von Tage zu Tage. Nachdem sie die beiden Hauptpunkte durchgesetzt hatten, kamen sie mit immer neuen Nebenforderungen. Sie verlangten nun z. B. auch Castel, Kehl und den Brückenkopf von Hüningen. Hinsichtlich Ehrenbreitsteins wollte man sich mit der Schleifung begnügen. Dagegen sollte die Brücke zwischen Alt- und Neu-Breisach wieder hergestellt werden. Die sämmtlichen im Strom gelegenen Inseln wurden in Anspruch genommen und was dergleichen mehr war. Illustrirt ward dann dies Alles durch das Vorgehen gegen Ehrenbreitstein und schließlich durch die Capitulation, zu der man dasselbe Ende Januar 1799 zwang. Die Majorität der Deputation war vollständig eingeschüchtert. Auch Würzburg war jetzt abgefallen. Die Opposition, wenn uns dieser Ausdruck gestattet ist, bestand nur noch aus Oesterreich, Hannover und Sachsen.

Schon der Herbst 1798 hatte ein Vorspiel des großen Krieges gesehen. Der neapolitanische Hof hatte sich zum Losschlagen entschlossen. Die Königin Karoline glaubte Oesterreich mit dem Beispiele vorangehen und „den Elan" geben zu müssen. Nelson, der mit seiner Flotte vor

*) Janssen a. a. O. I, 476.

Neapel lag, war es im Grunde, der sie mit fortriß. Das englische Cabinet, das noch immer wegen des Anleihevertrages mit Oesterreich gespannt war, hoffte dieses so auf eine wohlfeile Art zum Kriege zu zwingen. Mack trat in neapolitanische Dienste und übernahm das Obercommando. Die Neapolitaner rückten rasch, und ohne einem erheblichen Widerstande zu begegnen, in dem damals nur schwach mit französischen Truppen besetzten römischen Gebiete vor. Aber der Rückschlag erfolgte nur zu bald. Als die Franzosen mit Verstärkungen vom Norden heranzogen, ging man ebenso rasch wieder auf das neapolitanische Gebiet zurück. Mack handelte wie in den Niederlanden. Zu Anfang eine rasche Offensive, der es aber an Nachhaltigkeit gebrach, ein complicirter Kriegsplan, die Zersplitterung in einzelne Corps ohne Verbindung unter einander, ein unbedachtes Eingehen auf Vorschläge, die von der Intrigue eingegeben worden! Schließlich verlor er dann auch hier den Kopf. Daneben zeigte es sich, daß, mit Ausnahme der allerdings zahlreichen Deutschen, fast das ganze Officiercorps von den neuen Ideen angesteckt war und jeder militärischen Haltung entbehrte. An dem Hof fand Mack nur eine geringe Unterstützung. Es war doch im Grunde eine Frauenpolitik, welche die Königin trieb, und sie erinnert dabei nur zu sehr an Marie Antoinette. Sie hatte sich, ohne eigentlich an den Erfolg zu glauben, in den Krieg gestürzt: Thugut hatte von vorne herein ein schlechtes Ergebniß vorausgesehen und vor Allem für die Dummheiten der Neapolitaner nicht aufkommen wollen. Der König war politisch eine Null. Unter der Umgebung des Königs und der Königin befand sich kein hervorragender Mann. Ohne daß es zu irgendwie nennenswerthen Kämpfen kam, löste sich die Armee in einer wahrhaft kläglichen Weise auf. Die Aversion gegen den fremden Obergeneral und die Deutschen überhaupt mag dazu das ihrige beigetragen haben. Macks Bericht über diese Vorgänge entwirft aber ein wahrhaft trostloses Bild, dem die innere Glaubwürdigkeit nicht ganz abzusprechen ist. Daß auch directer und bewußter Verrath an mehr als einer Stelle im Spiele war, kann nicht bezweifelt werden. Die Armee schmolz wie der Schnee an der Sonne. Mack war seines Lebens nicht sicher und begab sich deßhalb freiwillig in französische Gefangenschaft. Der Hof floh nach Sicilien. Nur das eigentliche Volk hielt zum Könige. Die Lazzaroni mußten zu Neapel in blutigem Kampfe niedergeworfen werden.

Schon aber war man dem Ausbruche des allgemeinen Krieges nahe genug. Die Russen waren in Mähren eingerückt und wurden bereits

Ende Januar in Niederösterreich erwartet. Die Franzosen betrachteten dies als einen Friedensbruch und verlangten von Oesterreich bis zum 15. Februar über die Sistirung des russischen Marsches versichert zu werden. Als man ihrem Verlangen nicht nachkam, überschritten sie Anfangs März den Rhein. Die Oesterreicher unter Erzherzog Karl rückten ihnen durch Oberschwaben entgegen, während Hotze und Bellegarde Vorarlberg und Graubündten vertheidigten. Ohne Kriegserklärung brach so dieser zweite Coalitionskrieg aus, in dem sich das alte Europa vor dem Schluß des Jahrhunderts noch einmal zu großartigen Anstrengungen aufraffte.

In Graubündten fochten die Oesterreicher anfangs unglücklich. Die Franzosen drangen durch das Engadin bis nach Tyrol vor. Der St. Lucienſteig ging verloren. Aber Hotze stand auf seinem Posten. Bregenz und Feldkirch wurden behauptet. Es gelang dann später auch die Wiedereroberung des St. Lucienſteiges. Und bald gaben die deutschen Erfolge des Erzherzogs auch hier dem Kriege eine andere Wendung. Seine Siege bei Ostrach und Stockach, bei Winterthur und Zürich sind unvergessene deutsche Ehrentage. Nachdem er Jourdan im südlichen Schwaben geschlagen und dadurch zum Rückzuge über den Rhein genöthigt hatte, war er selbst in die Schweiz eingedrungen und hatte sich nach seiner Vereinigung mit Hotze durch Massenas Besiegung der Stadt Zürich bemächtigt. Auch Tyrol und das südliche Graubündten wurden jetzt wieder von den Franzosen gesäubert. Bis zur Limmat und zum Vierwaldstädtersee gerieth die Schweiz in die Hände der Kaiserlichen. Und noch glänzender waren die Erfolge in Italien. Die Franzosen unter Scherer hatten hier den Feldzug durch den Uebergang über die Etsch eröffnet. Aber die Kaiserlichen unter Kray drängten sie wieder zurück (30. März) und erfochten dann den glänzenden Sieg bei Magnano (5. April), der die Franzosen auch über den Mincio und Oglio zurückwarf. Es war schon ein gutes Stück Arbeit gethan, als Suworoff mit seinen Russen in Verona anlangte (9. April). Er übernahm alsbald den Oberbefehl über die gesammte alliirte Armee. Bei den Oesterreichern ging das Commando an den von vornherein zu diesem Posten bestimmten Melas über. An Scherers Stelle trat Moreau. 60,000 Mann stark setzten sich aber die Alliirten am 19. April gegen ihn in Bewegung. Rasch wurden Brescia und Cremona genommen. Die Schlacht bei Cassano (27. April) erzwang die Addalinie und brachte Mailand in die Hände der Verbündeten. Zu Moreau's Hülfe zog jetzt Macdonald von Neapel herbei. Die Alliirten gingen ihm entgegen. An der

Trebbia stießen die beiden Heere in einer dreitägigen äußerst blutigen Schlacht auf einander. Macdonald sah sich, nachdem er ein Dritttheil seines Heeres eingebüßt hatte, zum Rückzuge genöthigt. Die oberitalienischen Festungen fielen eine nach der andern in die Hände der Verbündeten: es war Kray, dem sich Mantua am 28. Juni ergab. Moreau mußte jetzt seinerseits den Oberbefehl an Joubert abgeben.

Noch einmal machten die Franzosen die größten Anstrengungen, um ihre Sache in Italien wieder herzustellen. Bei Novi kam es noch einmal zu einer großen Schlacht. 16 Stunden lang dauerte das Ringen. An Stelle des gefallenen Joubert hatte Moreau gleich Anfangs das Commando wieder übernommen. Die Entscheidung schwankte hin und her. Die Franzosen hatten eine günstigere Stellung und waren um ein Kleines an Zahl überlegen. Gerade im entscheidenden Augenblicke aber traf der von Suworoff herbeigerufene Melas mit 14,000 Oesterreichern ein. Die Franzosen wurden vollständig geschlagen. Der Tag endigte mit ihrer regellosen Flucht. 37 Geschütze und fast ein Dritttheil ihrer Armee hatten sie eingebüßt. Fast ganz Italien gerieth jetzt in die Hände der Verbündeten. Die russische Tendenz der Thugut'schen Politik hatte sich in der glänzendsten Weise gerechtfertigt. Jetzt am Ende seiner Laufbahn sah er seine Bemühungen mit einem großartigen Erfolge gekrönt. Es sah einen Augenblick wirklich aus, als werde man der Revolution Herr werden. Man kann sich der Frage nicht erwehren, welchen Ausgang der Kampf mit derselben wohl genommen hätte, wenn die Russen schon zu Anfange des ersten Coalitionskrieges, wenn sie wenigstens zu einer Zeit auf dem Kriegsschauplatze erschienen wären, wo Oesterreich und Thugut noch in ungeschwächter Kraft dastanden und die Consequenz der Kaiserin Katharina dafür bürgte, daß man das Begonnene auch durchführte? Im Grunde ist es doch die Reichenbacher Politik und die daraus hervorgehende Verstimmung Katharina's gewesen, die ein früheres Eingreifen Rußlands verhindert hat.

Es ist von dem höchsten Interesse, im Einzelnen zu untersuchen, wie es gekommen, daß sich auch diese zweite Coalition aufgelöst hat. Die Stellung Oesterreichs zu Rußland und insbesondere das Verhältniß zu Suworoff war von vornherein ein schiefes. Hätte Rußland zu einer Zeit an dem Kriege Theil genommen, wo Oesterreich noch ungebrochen

daſtand, ſo würde es nicht mit jener Miene eines Protectors aufgetreten ſein, der Oeſterreich erſt die wahre Kriegführung beizubringen habe. So aber lag dieſes bereits am Boden, als Rußland ſich zum Kriege entſchloß. Und Suworoff erſchien in der Glorie ſeiner polniſchen Siege. Auch die früheren öſterreichiſch-ruſſiſchen Bündniſſe hatten an den Mängeln aller Allianzen gekrankt. Aber irren wir nicht, ſo lagen hier die Dinge doch ganz anders. Es iſt die Schwerfälligkeit, die Langſamkeit, die mißtrauiſche Unthätigkeit der Ruſſen, über die ſich die Oeſterreicher in früheren Kriegen beklagt hatten. Gerade weil Suworoff frei von dieſen Fehlern war, hatte ſich der Prinz Joſias von Coburg ſo gut mit ihm verſtändigt, und man ſieht nicht ein, warum dies jetzt anders hätte ſein müſſen. Wie es ſich im letzten Türkenkriege gezeigt hatte, war gerade Suworoffs Perſönlichkeit zu einer Ergänzung des öſterreichiſchen Weſens trefflich geeignet. Mit keinem Ruſſen hatten ſich die Kaiſerlichen je beſſer vertragen. Jetzt aber trat er von vornherein den Oeſterreichern mit den Prätentionen eines Hofmeiſters entgegen. Man hatte in Wien das Verhältniß zu ihm dadurch recht günſtig zu geſtalten gedacht, daß man ihn zum öſterreichiſchen Feldmarſchall ernannte und ihm das Obercommando übertrug. Wie aber im Jahre 1792 die Sache durch den Oberbefehl König Friedrich Wilhelms nicht beſſer wurde, ſo geſtaltete ſich jetzt hierdurch das Verhältniß zu Suworoff und den Ruſſen vollends zu einem anormalen. Die Armee beſtand zum ganz überwiegenden Theile aus Oeſterreichern. Dieſe fühlten ſich an militäriſcher wie an allgemeiner Bildung den Ruſſen weit überlegen und durften mit gerechtem Selbſtgefühle auf die Tage von Magnano und von Novi hinweiſen. Wie in der Ausrüſtung, ſo konnten ſie ſich überhaupt ſagen, daß ihre Armee in mannigfacher Beziehung der ruſſiſchen überlegen ſei. Die höhere Cultur wird ſich der niedrigeren niemals gutwillig unterwerfen. Aber die Leitung lag doch in den Händen der Ruſſen, und Suworoff verhehlte nicht, daß ihn die Niederlagen der Kaiſerlichen mit der Ueberzeugung erfüllt hatten, es müſſe Alles auf einen andern Fuß bei ihnen gebracht werden. Es iſt ſehr charakteriſtiſch, daß er, nachdem er den Oberbefehl übernommen, die kaiſerlichen Soldaten mehrere Tage lang durch ruſſiſche Officiere im Bajonnet-Angriff üben ließ. Als der verdiente Melas über die raſchen Märſche auf ſchlechten Wegen klagte, ſchrieb er ihm gleich Anfangs einen Brief, der die Oeſterreicher beleidigen mußte. „Einem Frauenzimmer“, hieß es darin, „einem petitmaître, einem Faullenzer gehören trockene Tage. ..... Wer ſchwach

an Gesundheit ist, der kann zurückbleiben. ..... Die sogenannten Raisonneurs können bei keiner Armee gelitten werden."*) Bald trat eine allgemeine Verstimmung in den Reihen der Kaiserlichen ein. Dies ganze Verhältniß wurde dadurch noch complicirter, daß Suworoff seinerseits wieder den Befehlen des Hofkriegsraths unterstellt war. Daneben correspondirten aber auch die österreichischen Corpscommandanten unabhängig vom Obercommandanten mit demselben und fanden natürlich häufig Unterstützung bei ihm. Die von Alters her überkommene Selbstständigkeit der Untergenerale machte sich auch diesmal in der mißlichsten Weise geltend, und es konnte nicht fehlen, daß trotz der Siege bald nach allen Seiten hin ein unerquicklicher Zustand einriß. Dazu kamen dann politische Zerwürfnisse. Die italienischen Staaten — Neapel voran — sahen nicht ohne Eifersucht auf die Fortschritte der Oesterreicher, wollten mit einer gewissen Affectation in den Russen ihre eigentlichen Beschützer erblicken und verdächtigten die Wiener Politik in St. Petersburg. Kaiser Paul wollte einen wirklichen Principienkrieg führen, wie er ja auch seiner Mutter von Anfang an vorgeschwebt hatte. Oesterreich war dagegen auch diesmal in ganz anderer Weise als Staat bei dem Kriege interessirt. Es wollte auch jetzt wieder vor Allem eine volle territoriale Entschädigung für das Verlorene erkämpfen, und zwar nicht bloß für die Niederlande, sondern auch für dasjenige, was Oesterreich von der zweiten Theilung Polens her und aus dem geheimen russischen Vertrage von 1793 noch gebührte. Die Legationen verlor man nicht aus dem Auge. Vor Allem kam es zu Differenzen mit den Russen, als Oesterreich das eroberte Piemont nicht sofort dem König übergeben, sondern in eigene Administration nehmen wollte. Man hatte in Wien die Erlebnisse der letzten Jahre nur zu wohl im Gedächtniß, als daß man nicht bei Allem an den Schutz der eigenen Erblande gedacht hätte. Man bestand deßhalb auf der Eroberung Mantua's als auf einer Vorbedingung jedes weiteren Vordringens nach Westen. Zu einem Feldzuge in das südliche Frankreich hatte man wenig Lust, und ebenso fremdartig und antipathisch war den Oesterreichern der ganze Krieg in der Schweiz. Die Russen dagegen hatten kein Verständniß für alle die vielen Rücksichten, die Oesterreich nehmen mußte oder die ihm doch nahe lagen. Das stürmische Naturell Suworoffs drängte nur weiter und weiter; er sah in den österreichischen Operationsplänen nur einen Hemmschuh für

*) Häusser, a. a. O. II, 231.

seine Entwürfe. Man kann sich denken, daß auch er sich nicht mit Thugut vertrug. Dietrichstein, behauptete er, leite Alles.

Bei Thugut hatten die Jahre 1796 und 97, wie wir angedeutet haben, unverkennbare Spuren zurückgelassen. Vivenot macht die Bemerkung, daß der alte Schwung der früheren Jahre auch in den von ihm herrührenden Schriftstücken aus dieser Zeit nicht mehr zu finden sei. Wenn man seine Briefe liest, so gewahrt man mit Erstaunen, daß er sich auch inmitten der großen Erfolge des Jahres 1799 nicht einen Augenblick in einer gehobenen und hoffnungsfreudigen Stimmung befindet. Und ebensowenig ging auch jetzt ein kräftiger Impuls von dem Erzherzog Karl aus. Nach seinem schönen Siege von Zürich bleibt er den ganzen Sommer über unthätig an der Limmat stehen. Sein Benehmen gegen Hotze läßt darüber kaum einen Zweifel, daß es auch ihm nicht gerathen schien, etwas Ernstliches für die Befreiung der übrigen Schweiz zu thun.

Und doch würde sich die Coalition nicht aufgelöst haben, wenn das Glück den alliirten Waffen treu geblieben und wenn Kaiser Paul nicht ein launenhafter Autokrat gewesen wäre, der sich durch die kleinsten Dinge verstimmen und umstimmen ließ. Gerade wenn man das Detail derselben verfolgt, springt es recht in die Augen, wie ganz anders doch Katharina II gehandelt haben würde. Es ist bekannt, daß Paul sich u. A. in den Kopf gesetzt hatte, Großmeister des Malteser Ordens zu werden. Daß einem solchen Begehren mancherlei formale Bedenken entgegenstanden, liegt auf der Hand. Es scheint aber auch, daß Thugut politische Bedenken hatte und Rußlands Einfluß im Mittelmeer und in Italien fürchtete. Kaiser Paul war über die Schwierigkeiten, die er bei dem zähen, umständlichen Oesterreicher fand, im höchsten Grade erbittert. Um so enger schloß er sich an England an. Es ward mit diesem ein ganz neuer Kriegsplan verabredet. Die Russen sollten den Krieg in der Schweiz übernehmen, und dort durch ein neues Corps verstärkt werden. Der Erzherzog Karl sollte dagegen an den Rhein marschiren. Ein englisch-russisches Heer sollte Holland erobern. Der ganze Plan kam auf eine Emancipirung von der österreichischen Kriegführung hinaus. Auch Preußen war in diesen Combinationen eine Stelle zugedacht. Man hoffte es wirklich durch die holländische Unternehmung zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Aber diese Hoffnung erwies sich nach wie vor als vergeblich. „Es ist betrübend", schreibt Stein,

„uns gelähmt und in einem Zustande der Starrsucht zu sehen, während man mit Nachdruck die Ruhe Europas auf den alten Grundlagen wiederherstellen konnte, die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Italien, Mainz. Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schreiberei; unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden.“ *) Selbst Häusser kann sich der Betrachtung nicht erwehren, daß der Sieg des conservativen Europas entschieden gewesen wäre, wenn sich Preußen in diesem Augenblicke zu einer That aufgerafft hätte. Auch scheint es, daß das Ministerium sich jetzt ernstlicher für den Krieg aussprach. Aber die Vertreter der entgegengesetzten Anschauung behielten bei dem seinem eigenen Urtheil mißtrauenden König auch diesmal die Oberhand. „Gewiß ist leider die Nachricht“, schreibt F. L. Stolberg, „daß alle preußischen Minister dem Könige vergebens die Nothwendigkeit des Krieges vorgestellt haben. Er beharret unerschüttert wie ein — bei dem angenommenen System des Friedens, zu dem er ohne Zweifel von Leutchen, die wohl wissen warum, verführt wird.“ **)

Hätte sich Preußen zur Mitwirkung entschlossen, so würde der neue Plan ein segensreicher gewesen sein. So aber konnte es freilich nur verderblich wirken, wenn in diesem entscheidenden Augenblick eine so complicirte Truppenverschiebung stattfand. Das Gute dabei war nur, daß die Wiedereroberung des linken Rheinufers jetzt sofort in Angriff genommen werden sollte: die Absicht war auf eine Unternehmung der Oesterreicher gegen den Elsaß gerichtet.

Man ging in Wien mit vollster Bereitwilligkeit auf den neuen Plan ein. Die Unternehmung in den Elsaß wies man freilich diesmal von der Hand. Am Oberrhein sollte bloß ein Corps von 25,000 Mann aufgestellt werden, der Erzherzog dagegen nach dem Niederrhein marschiren, dort den Engländern und Russen die Hand reichen und *die Wiedereroberung Belgiens versuchen*. „Der Kaiser“, erklärte Thugut, „könne sich den dringenden Wünschen der Belgier nicht länger entziehen und wolle überhaupt keinen Zweifel darüber lassen, daß er Belgien vom französischen Joche frei zu machen wünsche. Der neue Angriff der Franzosen habe alle früheren Ansprüche an das Land wieder zur Geltung gebracht und der Kaiser werde in keinem Falle zu-

*) *Häusser*, a. a. O. II, 268.

**) *Janssen*, a. a. O. I, 487. Vgl. auch den Brief vom 25. Sept. S. 490.

geben, daß über das Land anders als mit seiner Zustimmung verfügt werde."*) Wir sehen, Oesterreich kommt auf die Wiedereroberung seines alten „Stammgutes" zurück, und unter demselben Minister, der dieses Stammgut im Jahre 1794 freiwillig preisgegeben haben soll. Für die deutschen Interessen kam der so veränderte Plan auf dasselbe wie der ursprüngliche hinaus, da an eine Behauptung der Niederlande nicht zu denken war, so lange man sich nicht in den deutschredenden Gebieten auf dem linken Rheinufer festgesetzt hatte. Auch war in Deutschland die Stimmung für eine Wiederaufnahme des Nationalkrieges nicht ungünstig. „Glühender von Vaterlandsliebe", rief F. L. Stolberg**) schon am 25. März aus, „wie jetzt, wo das Vaterland so unglücklich, fühlte ich mich noch nie. Ach, welches Unglück steht noch unserem armen Volke bevor!" Sein Bruder Christian schreibt ihm bereits am 15. März: „Deine schöne Ode (es ist die, welche in den gesammelten Werken den Namen „Die Erwartung des Friedens" führt) hat mich entzückt ihres wahren, hohen und frommen Inhalts und ihres poetischen Schwunges wegen. Ja, wohl sollten wir uns mit dem Schwerte umgürten und gegen diese Ungeheuer ziehen. Welcher Trost bliebe uns in dieser Noth und dieser Schmach unseres Vaterlandes und in der Erwartung des Jammers und der Gefahr aller Art, die uns und unsere Kinder bedrohen, wenn wir die Hand Gottes erkennen, uns unter ihr demüthigen, aber unser Auge emporheben wollten in der festen Ueberzeugung, daß nach diesen uns genugsam angekündigten Gräueln der letzten Zeiten ein schönerer Tag aufgehen und unser, wenn wir treu bleiben, harren werde, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat. Mir scheint's, man müsse sich in freiwilliger Verstockung verblenden, wenn man diesen über unsere Fürsten und ihre Räthe ausgegossenen Schwindelgeist nicht erkennen will, der selbst das einzigste Triebwerk, das sie sonst bewegt, den Egoismus in ihnen lähmt. Sie sehen, wie sie von ihren Thronen gestürzt werden und doch ist an keinen Bund, an keinen ernsten Widerstand zu denken. Ist's nicht, als habe der böse Feind eben zu dieser wichtigen Stunde durch den Tod des Churfürsten von Bayern noch einen neuen Erisapfel unter unsere Fürsten geworfen? Klopstock dank an Deiner Ode eine gar große Freude und Du wirst ihn an der Ode recht erkennen, daß er sie dem portugiesischen Gesandten, eben dem, der

*) Häusser, a. a. O. II, 242.

**) Er war auch damals noch nicht übergetreten, that es aber im folgenden Jahre.

in Paris im Temple gefangen gesessen, als erste Lehrstunde im Deutschen vorlesen will.“*)

Die großartigen Erfolge der Coalition hatten dann den patriotischen Sinn vollends wieder erweckt. Im Herbst 1799 wurde endlich wirklich der Reichskrieg erklärt. Der neue Kurfürst von Bayern hielt es trotz seiner französisch-preußischen Gesinnung für gerathen, sich auf's Engste an Rußland anzuschließen und für englische Subsidien ein beträchtliches Hülfscorps zu stellen. Es soll Albini nicht vergessen werden, daß er sich jetzt an die Spitze der Volksbewegung in den unteren Maingegenden stellte. Der Erzherzog arbeitete einen detaillirten Plan für einen Volksaufstand in großem Maßstabe aus.

Aber die Mißerfolge in Holland und in der Schweiz machten alle hochfliegenden Pläne zu Wasser. Die wieder von dem Herzog von York geleitete und von der holländischen Bevölkerung nicht unterstützte Unternehmung in den Niederlanden scheiterte gänzlich. In der Schweiz errang Massena in einer zweiten Schlacht bei Zürich einen vollständigen Sieg über das neue russische Hülfscorps unter Korsakoff (25. und 26. September). Hotze fiel in einem Treffen bei Schännis (25. September). Suworoff, der in jenem denkwürdigen Zuge über den Gotthard heranrückte, kam zu spät, um den Dingen noch eine andere Wendung geben zu können. Er mußte seine Truppen seitwärts nach Glarus führen und sich dann zur Räumung der Schweiz entschließen. Der Erzherzog war auf seinem Zuge bis Mannheim gekommen und hatte diese Festung erobert. Auf die Nachricht von den Unglücksfällen in der Schweiz drehte er wieder um und überstieg den Schwarzwald, um sich mit Suworoff in Oberschwaben zu vereinigen. Es kam aber zu keiner Verständigung zwischen den beiden Feldherren. Suworoff war in der grimmigsten Stimmung und benahm sich im Grunde wie ein Kind. Er wälzte alle Schuld auf den Erzherzog, der eine zu große Truppenzahl aus der Schweiz weggeführt haben sollte. Das Ende war, daß Suworoff mit seinem Heere nach Bayern abzog, wo er in demonstrativer Weise mit dem Hofe und mit dem Militär fraternisirte.

Kaiser Paul war mit Suworoff unzufrieden. In weit höherem Grade aber richtete sich sein Zorn gegen Oesterreich. Bald genug erklärte er, daß er seine Truppen zurückrufen werde. Ein unbedeutender Zwischenfall bei der Eroberung Ancona's — ein österreichischer General

*) Janssen, a. a. O. I, 474.

hatte die russische Fahne von den Festungswerken entfernen lassen — führte beinahe zum vollständigen Bruch zwischen den beiden Kaiserhöfen. Die zweite Coalition war zersprengt. Und gerade dies war der Augenblick, wo Bonaparte aus Egypten zurückkehrte, um am 18. Brumaire die Regierung des Directoriums zu stürzen.

„Am merkwürdigsten, am schrecklichsten", schreibt F. L. Stolberg, „ist mir der divinitus immissus stupor, welcher sowohl die so fürchterlich mißhandelte französische Nation unter der Geißel ihrer Tyrannen als auch die Schweizer und Holländer fesselt und die Cabinete mit einem bethörenden Hauche anweht. Wie furchtbar hält ihnen die umwölkte Hand den Taumelkelch vor!" — — „Der Russen Rückzug, die Ehre, welche man in Berlin Bonaparte's Adjutanten erzeigt, der stupor, mit dem auf die neuen Consuls von allen Seiten gesehen wird, — ach, Alles das ist so niederschlagend, wie es ekelhaft ist." *)

Der Friede von Luneville.

Unter traurigen Aspecten begann das neue Jahrhundert. Der erste Consul handelte nicht anders als der General Bonaparte gehandelt hatte. Talleyrand mußte sich in einem sehr verbindlichen Schreiben an Thugut wenden und die Erneuerung des Friedens auf der Grundlage von Campo Formio vorschlagen. Thugut lehnte es ab, auf dieser Basis zu verhandeln. Die Sachlage, meinte er, sei eine gänzlich andere als 1797. Friedensverhandlungen könnten nur auf Grundlage des zeitigen Besitzstandes geführt werden. Der geschmeidige Franzose ließ sich nicht irre machen und meinte, daß dies auch ganz seine Meinung sei. In Italien habe der Kaiser gesiegt, in Deutschland seien die Franzosen im Vortheile. Es sei ganz in der Ordnung, daß man den italienischen Erwerbungen des Kaisers noch etwas hinzufüge, in Deutschland aber es bei dem einmal Abgemachten bewenden lasse. Mit Thugut war jedoch nicht weiter zu kommen. Gerade diese Haltung in den Verhandlungen mit dem ersten Consul ist es gewesen, die ihm seine Gegner am meisten verdacht haben.

Der Krieg brach wieder aus. Dem Feldherrntalente Moreau's zeigte sich der an des Erzherzogs Stelle getretene Kray denn doch

*) Janssen, a. a. O. I, 493 und 495.

nicht gewachsen. Bonaparte selbst hatte den Generalplan der Operationen entworfen. Eine Reihe von Gefechten in Oberschwaben fiel zu Ungunsten der Kaiserlichen aus. Kray wurde nach Ulm zurückgedrängt. Lange Zeit hielt er sich dort in befestigter Stellung. Aber die Franzosen gingen in der Nähe des Schlachtfeldes von Höchstädt über die Donau und zwangen Kray durch die Bedrohung der Erblande zum Aufgeben seiner günstigen Position.

Weit entscheidender waren bekanntlich die Ereignisse in Italien. Es scheint, daß Suworoffs Alpenübergang Bonaparte zur Nachahmung gereizt hat. Sein Zug über den großen Bernhard brachte ihn in den Rücken der Kaiserlichen, die gerade in diesen Tagen Genua eingenommen hatten. Melas zog Bonaparte entgegen. In der Nähe von Alessandria kam es (14. Juni 1800) zu jener seltsamen Schlacht von Marengo, die ein merkwürdiges Seitenstück zu der Schlacht von Torgau bildet. In beiden Fällen hatten die Kaiserlichen gesiegt. In beiden Fällen ging der Sieg wieder verloren, weil sich der kaiserliche Oberfeldherr zu früh von dem Schlachtfelde hinweg in das Hauptquartier begab. Desaix' frisch herangekommene Truppen sammelten die zurückgewichenen Franzosen und erneuerten den Angriff. Bonaparte selbst hat nur wenig zu der Wendung beigetragen. Der an Melas' Stelle den Oberbefehl führende Zach wurde aber gefangen. Die Oesterreicher geriethen in Unordnung. Ein Cavallerie-Angriff entschied vollends den Tag. Wie bei Novi die Flucht der Franzosen, so bezeichnete hier die Flucht der Oesterreicher das Ende des Kampfes. Ein wahrhaft panischer Schrecken hatte die Kaiserlichen ergriffen. Es gingen dabei Regimenter mit dem Beispiele der Flucht voran, die sich am Morgen des Tages in rühmlichster Weise ausgezeichnet hatten. Soll man sagen, daß der jähe Umschlag in dem südlichen Naturel der Oesterreicher begründet war? Oder waren es die Niederlagen von 1796 und 97, die noch nachwirkten, und der Name Bonaparte's, der von daher mit Schrecken erfüllte?

Die gleiche Kopflosigkeit herrschte in den höheren Kreisen der Armee auch noch am folgenden Tage. Man sandte einen Parlamentär an Bonaparte, um über die Räumung von Piemont und Genua zu verhandeln. Er hatte nicht erwartet, daß sich die Oesterreicher schon zu einem solchen Schritte verstehen würden, wußte ihnen aber mit jener stolzen Siegeszuversicht zu imponiren, die ihm 1797 so große Erfolge verschafft hatte. Er richtete an Kaiser Franz ein Schreiben, worin er

in dringendster Weise einen neuen Frieden auf der Grundlage von Campo Formio befürwortete. Bis zur Ankunft einer Antwort von Wien ward eine Waffenruhe verabredet, die durch unglaubliche Opfer erkauft werden mußte. Die Oesterreicher sollten sich hinter den Mincio und Po zurückziehen. Nur Borgoforte und Ferrara, sowie die Mark Ancona und Toscana sollten jenseits dieser Linie von ihnen besetzt bleiben. Der Eindruck in Wien war ein gewaltiger. Sofort erhob sich wieder ein Sturm gegen Thugut. Der Staatsminister Graf Rottenhan reichte eine Denkschrift ein, die Thugut für das Unglück aller dieser Jahre verantwortlich macht und in dringendster Weise seine und des trefflichen Daisers Entfernung empfiehlt. Lacy müsse Kriegsminister werden und könne ja etwa Mack als Gehülfen erhalten. Fürst Starhemberg wird für das Präsidium im Ministerium, der Erzherzog Karl für dasjenige im Hofkriegsrath vorgeschlagen. Man sieht: es sind wieder die alten Feinde Thuguts, die ihm entgegenarbeiten. Und ähnlich wie in der Residenz wirkten die italienischen Vorgänge auf die deutsche Armee. Auch hier sehnte man sich jetzt einmal wieder nach einem Waffenstillstande. Am 15. Juli ward zu Parsdorf ein solcher auch für Deutschland auf unbestimmte Zeit abgeschlossen. Die hauptsächlichste Concession der Franzosen bestand darin, daß die Festungen Philippsburg, Würzburg, Ulm und Ingolstadt in den Händen der Kaiserlichen verbleiben und von zehn zu zehn Tagen verproviantirt werden sollten. Die durch den Waffenstillstand gezogene Demarcationslinie war aber ebenfalls keine günstige zu nennen.

Es begann nun jene lange Periode der Waffenstillstände und fruchtlosen Verhandlungen, die, wie Thugut klagt, Oesterreich mehr als der Krieg geschadet haben. Graf St. Julien, der Bonapartes Brief an den Kaiser überbracht hatte, ward mit dessen Antwort nach Paris gesandt.

Die entscheidenden Wiener Persönlichkeiten waren jedoch noch weit von einem Eingehen auf Bonaparte's Gedankengang entfernt. Die kaiserliche Antwort verwarf noch einmal die Basis des Friedens von Campo Formio. Und wie entschieden Thugut an seiner Anschauung festhielt, beweist ein Erlaß, den er um diese Zeit an Melas richtete. Die Franzosen hatten die Räumung des Veltlins und der anderen durch Frankreich von Graubündten abgerissenen italienischen Gebietstheile verlangt und dabei die Behauptung aufgestellt, daß der Sinn des Waffenstillstandes von Alessandria die Kaiserlichen zur Räumung aller derjenigen Gebiete verpflichte, die der Friede von Campo Formio der cisalpini-

schen Republik zuweise. Thugut verwirft diesen Satz vollständig. Frankreich, sagte er, könne die Räumung dieser Gebiete niemals auf den Frieden von Campo Formio gründen. Denn dessen Bedingungen seien niemals zur Ausführung gekommen. Von Frankreich selbst sei er niemals gehalten und schließlich durch einen Krieg annullirt, den die Franzosen Oesterreich aufgezwungen hätten.*) Von einem Abkommen mit Frankreich konnte um so weniger die Rede sein, als gerade eben ein neuer Anlehensvertrag mit England zu Stande gekommen war.

Graf St. Julien bequemte sich aber zu Paris auf das Vollständigste den Auffassungen der Franzosen an. Es ist dies einer der vielen Fälle, wo die kaiserlichen Officiere jener Zeit eine unüberlegte Nachgiebigkeit bei Verhandlungen zeigten, deren sich kein österreichischer Diplomat schuldig gemacht hätte. Außerhalb der eingeweihten Kreise stand man eben der österreichischen Staatsidee so fern, daß man die größten Fehler machte, wenn man den Diplomaten in's Handwerk pfuschen mußte. Wir sind überzeugt, daß Graf St. Julien bei seiner Unterhandlung von der Ansicht ausging, daß die Armee nun einmal um jeden Preis des Friedens bedürfe. Die eigentlichen Staatsinteressen, wird er gedacht haben, kämen dabei erst in zweiter Linie in Betracht, da die Armee das Verlorene ja jederzeit in einem neuen Kriege wieder erobern könne. Einflußreiche Wiener Kreise mögen hinter ihm gestanden haben. Der überwältigende Einfluß Bonaparte's machte ihn vollends zu einem gefügigen Werkzeuge der französischen Politik. Ohne überhaupt mit Vollmachten zu irgend einem Abschlusse ausgerüstet zu sein, schloß St. Julien am 25. Juli mit Bonaparte einen Präliminarfrieden ab, der auch in formeller Beziehung die ärgsten Schnitzer enthielt. Der Friede von Campo Formio ward als Friedensbasis, der Rhein in seiner ganzen Länge von der Schweiz bis Holland als Grenze anerkannt, ohne daß St. Julien die Stellung des Reichscontingents bis zum Abschlusse des Reichsfriedens vorbehalten hätte. Während Frankreichs neuer Besitzstand so auf das Bestimmteste bezeichnet wurde, waren dem Kaiser nur ganz allgemein Entschädigungen in Italien zugesichert, deren Größe und Belegenheit dem eigentlichen Frieden vorbehalten blieben. Bonaparte ließ sich nur zu dem Zugeständniße herbei, daß der Kaiser statt Salzburgs und des Innviertels eine weitere Entschädigung in Italien er-

*) S. Thugut an Melas, 12. Juli 1800, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe II, 245 f.

halten solle. Die Befestigungen von Kehl, Castel, Ehrenbreitstein und Düsseldorf sollten geschleift, und drei Stunden landeinwärts auf dem rechten Ufer keine Werke errichtet werden. Wie weit sich St. Julien von den Anschauungen Thuguts entfernte, zeigt recht deutlich ein Nebenpunkt. Der Vertrag vom 25. Juli würde Oesterreich in directe Collision mit England gebracht haben, da der Kaiser sich in denselben verpflichtete, eine englische Landung in Livorno oder an einem anderen Punkte der italienischen Küste zu verhindern.*) Thugut gerieth außer sich, als St. Julien mit diesem Vertrage zurückkehrte. Er habe die ganze Nacht nicht geschlafen, könne seine Gedanken nicht mehr beisammen halten und sei wirklich krank, schreibt er. St. Julien habe die Sachen in der schauderhaftesten Weise in Verwirrung gebracht. Wenn die Lage nicht eine so dringende wäre, so würde er zum ersten Male seit vielen Jahren heute nicht auf der Kanzlei erschienen sein. Unter so ungewöhnlichen Umständen bitte er Colloredo, in die Stadt zu kommen, damit er ihn am Abend aufsuchen könne. Es existire in der Geschichte nichts, was sich dem wahnsinnigen Benehmen St. Juliens vergleichen ließe. Ohne die geringste Vollmacht, habe er sich erlaubt, Präliminarien zu unterzeichnen, welche Oesterreich vor der ganzen Welt compromittiren müßten. Seine Abmachungen könnten in ihren Consequenzen präjudicirlicher sein, als die Waffenstillstände von Melas und Kray.**)

Der Kaiser wünscht auch andere Räthe zu befragen. Thugut bittet, alle zugleich zu versammeln. Wenn der Kaiser die Herren einzeln höre, so könne man nicht antworten, und es entstände nur Verwirrung daraus.***) Ueber das Resultat der Conferenz macht Vivenot keine Mittheilungen. Der Hauptsache nach siegte noch einmal wieder Thuguts Politik, als er seinen Gegnern Auge in Auge gegenüberstand. Ganz wurde St. Juliens Fehler aber doch nicht wieder gut gemacht. Der Kaiser versagte dem Vertrage seine Ratification. St. Julien kam für sein unerhörtes Benehmen auf die Festung. Dennoch aber brach man die Verhandlungen nicht ganz;

*) Wie das Ganze an die Vorgänge zu Montebello und theilweise an die zu Leoben erinnert, so ist es auch ein Vorspiel des Friedens von 1809. Der Verfaßer hat die Metternichschen Memoiren noch nicht einzusehen vermocht. Ein ihm zu Gesicht gekommener Auszug aus denselben läßt aber die damalige Handlungsweise des Fürsten Johannes Liechtenstein sowohl als die Napoleons ganz in dem Lichte der Jahre 1797 und 1800 erscheinen.

**) S. Thugut an Colloredo, 5. und 7. August 1800 (Vertrauliche Briefe II. 253 und 255).

***) Thugut an Colloredo, 8. August (Vertrauliche Briefe II, 256).

ab. St. Julien sei zu nichts autorisirt gewesen, schreibt Thugut am 11. August an Talleyrand. Er schlage vor, daß sich wirkliche Bevollmächtigte, etwa in Schlettstadt oder Luneville, zum Zwecke von eigentlichen Friedensverhandlungen versammelten. England müsse aber an denselben Theil nehmen und sei auch dazu erbötig, wie Lord Minto durch eine Note ausdrücklich angezeigt habe.*)

Bonaparte war oder stellte sich doch gewaltig entrüstet über die Nichtratification des St. Julien'schen Vertrags. Er habe, ließ er Thugut durch Talleyrand antworten, nicht anders glauben können, als daß St. Julien die Intentionen des Kaisers kenne. Wie es die Feinde Oesterreichs stets gemacht hatten, so behauptete Talleyrand auch jetzt, es liege eine Schwenkung des Wiener Cabinets vor. Offenbar habe die Hast, mit der man in England den neuen Darlehensvertrag vom 20. Juni ratificirt, dieselbe verursacht. Dennoch wurde das Anerbieten weiterer Verhandlungen adoptirt und Luneville als Ort der Zusammenkunft bezeichnet. Was die Zulassung englischer Bevollmächtigter betreffe, so bedürfe es dazu natürlich erst eines Waffenstillstandes mit England. Dieser bestehe nicht, und Thugut mache alle Verhandlungen unmöglich, wenn er trotzdem die Zulassung der Engländer verlange.

Man einigte sich nicht. Im September sollten die Feindseligkeiten wieder beginnen. Melas und Kray wurden ihrer Stellen enthoben. Das Commando der italienischen Armee erhielt Bellegarde. Für die deutsche Armee kam der Erzherzog Karl wiederholt in Vorschlag. Aber Thugut sprach sich mit Entschiedenheit gegen diesen Plan aus. Um doch einen kaiserlichen Prinzen an der Spitze der Armee zu haben, gab man das Commando schließlich dem neunzehnjährigen Erzherzog Johann. Lauer sollte aber unter ihm in Wahrheit nach eigenem Ermessen die Operationen leiten. Der Kaiser begab sich selbst zu der jetzt in Bayern stehenden Armee. Es ging noch einmal wieder eine hoffnungsfreudige Strömung durch die Bevölkerung der Erblande. Wieder begann man die Volksbewaffnung zu organisiren, an deren Spitze auch diesmal der Prinz Ferdinand von Württemberg stehen sollte. Erzherzog Johann paßte in gewissem Sinne vortrefflich zum Vertreter dieses Aufschwungs. Er ist eine der anziehendsten und erfrischendsten Erscheinungen jener Zeit: voll Begeisterung für die Alpenwelt, die Tyroler, für die Schweizer, durch und durch ein deutscher Patriot und von dem hochherzigsten Streben

*) Ebendaselbst 257 f.

erfüllt. „Von brauchbaren und großer Dinge fähigen Prinzen", schreibt einige Jahre später der Gentz befreundete Schwede Armfeldt, „kenne ich nur den Prinzen Louis von Preußen, den Erzherzog Johann und den Herzog von Cambridge. Jene Herren in der Umgebung seiner Brüder, die da immer vom Frieden „grunzten", waren Erzherzog Johann sehr antipathisch."*) Wie der Gedanke einer österreichischen Landwehr wahrscheinlich seinem Kopfe entsprungen, so hat er überhaupt sehr viel zu der Erhebung von 1809 beigetragen. Es spricht doch nicht gegen Thugut, daß man 1800 gerade auf den Erzherzog Johann griff. Der Erfolg entsprach aber nicht dem genommenen Anlaufe. Der Erzherzog Karl hielt sich in demonstrativer Weise von Allem entfernt. Er war krank und hatte merkwürdiger Weise noch im Herbste um einen Urlaub in das Bad Pyrmont gebeten. Er zeigte nicht einmal Lust, an die Spitze der Volksbewaffnung im Kronlande Böhmen, dessen Gouverneur er war, zu treten. Auch Lauer fehlte es an Selbstvertrauen. Graf Lamberti, der den Kaiser in's Feld begleitende Generaladjutant**), intriguirte im Sinne der Friedenspartei. Colloredo blieb leider in Wien. Lehrbach, den der Kaiser an dessen Stan in's Hauptquartier kommen ließ, zeigte ebenfalls nicht die nöthige Festigkeit und gehörte jetzt durchaus zu jener zahlreichen Klasse der Entmuthigten, die alles Unglück vorausprophezeit haben wollten und es von der Nichtbefolgung ihrer Rathschläge ableiteten. Auch der Kaiser selbst war innerlich längst in's Schwanken gerathen. Er begann wieder Diesen und Jenen zu hören, Diesen und Jenen um Rath zu fragen. Er sei zu beklagen, schreibt einst Colloredo; nicht minder aber diejenigen, die dem Kaiser aus reiner Anhänglichkeit und mit Treue dienten. Ihre Absichten, ihre Dienste würden mißkannt. Sie seien dem Tadel und der Eifersucht ausgesetzt.***) Das Geheimniß, klagt Thugut, werde weniger als je bewahrt. Er fühle es wohl, daß der Kaiser nicht mehr das alte Vertrauen in ihn setze. Es sei unter diesen Umständen gewiß besser, wenn er um seine Entlassung bitte.†) Diese inneren Reibungen seien das sicherste Mittel, um Alles zu verderben. Man müsse sich gar nicht zur See einschiffen, wenn man bei jedem Gewitter gleich ängstlich

*) Perthes, a. a. O. II, 230.

**) Es scheint, daß auch er ein militärischer Instructor Franz' II gewesen ist.

***) Colloredo an Thugut, 3. Juli 1800 (Vertrauliche Briefe II, 236 f.).

†) Der Ausdruck ist etwas stärker als der des Zusammenhangs wegen hier gewählte.

werden wolle. Wenn dann noch die Schiffsmannschaft zu schreien anfinge, die Einen gen Süd, die Andern gen Nord commandirten, so sei natürlich Alles verloren.*)

Die Stimmung der Armee konnte die Zuversicht des Kaisers nicht heben. Auch hielt er die Zurüstungen für unzulänglich. Er wolle Colloredo offen gestehen, schreibt er, daß er wenig Vertrauen habe, „wenn es zum Raufen komme". Als die Franzosen den Waffenstillstand, aufkündigten, suchte man österreichischerseits eine abermalige Verlängerung desselben nach. Die Franzosen wollten sie aber nur gegen die Aufopferung der Reichsfestungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt zugestehen. Vor Allem war es Lauer, der dieses Opfer zu bringen rieth. Am 20. September wurde zu Hohenlinden ein Abkommen geschlossen, in welchem der Kaiser eine 45tägige Verlängerung des Waffenstillstandes durch die Auslieferung der drei Reichsfestungen erkaufte. Es ist auch sehr merkwürdig, wie er Thuguts Zorn fürchtete. „Gott gebe nur", schreibt er an Colloredo, „daß wir mit Thugut in Wien ohne großen Sturm fertig werden." „Rüsten Sie sich indessen auf Alles, um ihn zur Raison zu bringen, wenn er auf Lehrbachs Bericht Feuer geben wird."**) Der Kaiser kannte seinen Minister. Dieser bezeichnete den Vertrag von Hohenlinden als nachtheilig für die persönliche Ehre seines Monarchen. Er verlangte wiederholt in der bestimmtesten Weise seine definitive Entlassung. Es kam zu einer heftigen Scene, von der Colloredo versichert, daß er sein ganzes Leben daran denken werde. Thugut trat in einer Weise auf, daß er sich seinem Freunde gegenüber halb und halb entschuldigen muß. Jedermann habe aber seine Principien, fügt er hinzu, die seine Ehre und seine Ueberzeugung ihm vorschrieben.***) Ihn umzustimmen schien unmöglich. Man mußte seinem Verlangen nachgeben. Es seien jetzt neun Jahre her, schreibt ihm Colloredo, daß er Thugut seine Ernennung angezeigt. Sie sei in jeder Weise von Segen begleitet gewesen. Er beklage Thuguts Schritt von Herzen. Das Bedauern darüber werde ihn nie verlassen. Er beklage aber auch den Kaiser wegen des unersetzlichen Verlustes, der in Thuguts Abgange liege. Er wünsche von Herzen, daß Thugut glücklich werde. Die Anhänglichkeit für seine würdige Person werde ihn das allezeit wünschen lassen. Der Kaiser wolle wissen, auf welche

*) An Colloredo den 26. Juli, ebendaselbst 252.

**) Vertrauliche Briefe, II, 281 f.

***) Thugut an Colloredo 25. September. Ebendaselbst 286.

Weise Thugut sich zurückzuziehen begehre und beauftrage diesen selbst mit der Abfassung der betreffenden Schreiben.*) Für einen Augenblick wurde Lehrbach mit den auswärtigen Angelegenheiten betraut. Dann aber trat doch wieder Ludwig Cobenzl als Conferenzminister und Vicestaatskanzler an die Stelle. Und auch jetzt wieder war die Macht der Verhältnisse einerseits so stark, Thugut andererseits so sehr mit den öffentlichen Geschäften verwachsen, daß dieselben thatsächlich nach wie vor in seinen Händen verblieben. Als sich Ludwig Cobenzl in der zweiten Hälfte des Octobers wirklich nach Luneville begab, war Alles bald wieder im alten Geleise.

Zu ändern war freilich der Lauf der Dinge nicht mehr. Nach den vorausgegangenen Anzeichen der Schwäche, war es leicht abzusehen, wie sie sich weiter entwickeln würden. Sofort nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes von Hohenlinden prophezeite der bayrische Minister Montgelas dem kaiserlichen Gesandten, — es war der uns bekannte Dietrichstein — Oesterreich werde in kürzester Zeit einen schauderhaften Frieden haben. Da dieses nicht ohne die Engländer verhandeln wollte und Frankreich dieselben zurückwies, kam es noch zu keinen officiellen Friedensverhandlungen. Aber Bonaparte lud Cobenzl ein, nach Paris zu kommen. Und dieser nahm die Einladung, ohne die Erlaubniß von Wien abzuwarten, an. Zu einer Verständigung kam es freilich auch in Paris nicht. Aber man hatte doch immer wieder einen neuen Schritt den Franzosen entgegen gethan. Vertrauliche Besprechungen mit Joseph Bonaparte wurden in Luneville fortgesetzt. Als im December der Krieg von Neuem ausbrach, blieb Cobenzl einstweilen in Luneville, um erst einmal zu sehen, welche Wendung die Kriegsereignisse nehmen würden. Diese war die allerungünstigste. Die Entscheidung fiel diesmal in Deutschland. Noch immer commandirten hier Lauer und der Erzherzog Johann: man war gegen Thuguts Rath mit dem Erzherzog Karl wegen Uebernahme des Commandos in Unterhandlungen getreten; dieselben hatten sich aber wieder zerschlagen.

Es wäre diesmal besser gewesen, wenn man sich auf die Defensive hinter der stark verschanzten Innlinie beschränkt hätte. Aber die Oesterreicher gingen zum Angriff gegen München vor. Am 3. December wurden sie bei Hohenlinden geschlagen und rasch in die Erblande zurückgedrängt. Jetzt verstand sich der Erzherzog Karl zur Uebernahme des-

*) Colloredo an Thugut 26. September, ebendaselbst 286.

Commandos. Aber er kam nur, um zu Steyer einen neuen Waffenstillstand abzuschließen. Und eben so kam ein solcher auch in Italien zu Stande.

Nunmehr begannen in Luneville ernstlichere Friedens-Verhandlungen. Der Kaiser ertheilte Thugut den Befehl, eine Instruction für Cobenzl zu entwerfen, die diesen zum Abschlusse eines Separatfriedens autorisirte, dem mehr oder weniger doch immerhin der Friede von Campo Formio zu Grunde gelegt werden sollte. Mit zitternder Hand, sagt Thugut, habe er die Instruction entworfen. Es sei die Grabschrift der österreichischen Monarchie und des österreichischen Ruhmes. Aber der Kaiser befehle, und dieser sei ohne Zweifel berechtigt, über die Hinterlassenschaft seiner Vorfahren zu verfügen.*)

Noch immer war man weit auseinander. Oesterreich verlangte die Addagrenze und die Legationen. Die Abtretung des ganzen linken Rheinufers wurde zugestanden. Aber es sollte hierfür die gleiche Form wie in dem Frieden von Campo Formio gewählt werden. Der Kaiser sollte lediglich seine Zustimmung als König von Ungarn und Böhmen geben, und man berief sich dabei ausdrücklich auf das Beispiel des Königs von Preußen. Die Säcularisationen sollten möglichst beschränkt werden.

Toscana und Modena sollten dem Erzhause erhalten bleiben. Aber Schritt für Schritt mußte Cobenzl in allen diesen Punkten nachgeben. Erst mußte er die Etsch als Grenze zugestehen, und dann auch auf die Wiederherstellung der beiden österreichischen Secundogenituren verzichten. Am längsten und zähesten wehrte sich Oesterreich in der deutschen Frage. Noch immer hoffte man wenigstens die drei geistlichen Kurfürsten zu erhalten und das Säcularisationsgeschäft dem französischen Einfluß mehr oder weniger zu entziehen. Aber die Franzosen blieben unerbittlich, und es kam ihnen sehr zu statten, daß jetzt Preußen und Rußland — letzteres hatte damals mit den skandinavischen Staaten die sogenannte nordische Neutralität verabredet — auf das Entschiedenste für die Verallgemeinerung der Säcularisationen eintraten. Ein Gutachten Kaiser Pauls, der jetzt ganz dem Einflusse Bonaparte's anheimgegeben war, stellte die Forderung der sogenannten Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Sardiniens und Neapels, sowie der Etschgrenze für Oesterreich auf. Man kann denken, wie den Franzosen der Kamm schwoll.

*) Thugut an Colloredo, 23. December (Vertrauliche Briefe II, 349).

Zuletzt verlangten die Franzosen, daß der Kaiser den Frieden auch für das Reich eingehen solle. Es klang wie ein Hohn, wenn sie sich dabei auf jene Zeit beriefen, wo Prinz Eugen den Frieden auch für das Reich abgeschlossen hatte. Gerade gegen diese Forderung der Franzosen kämpfte Thugut auf das Aeußerste. „Streben wir um des Himmels willen, wenigstens soviel als die Umstände es erlauben, jenen Ruf der Rechtschaffenheit zu bewahren, der bis dahin S. M. charakterisirt hat, der von einem so unendlichen Werthe ist, daß ihn die wahre Politik nie verkennen darf, und dessen Verlust S. M. für die Zukunft auf ewig von allen Alliirten trennen und das Vertrauen aller europäischen Höfe ihm rauben würde.“*)

Aber es war Alles umsonst. Die Lage verschlechterte sich fortwährend, da man eine Einmischung Rußlands und Preußens täglich befürchten mußte. Die Sachen hatten sich so ungünstig gestaltet, daß es diesmal die Franzosen waren, welche die Verhandlungen hinauszogen. Zuletzt mußte selbst Thugut zum Abschluß rathen.

Freilich kam auf seine Stimme jetzt kaum mehr etwas an. Von allen Seiten erhoben seine Feinde ihr Haupt wider ihn. Es ist wahrhaft unglaublich, was man über Thugut zu verbreiten wagte. Das Volk gerieth gegen ihn in die leidenschaftlichste Erregung. Wenn er in später Abendstunde sein Arbeitsbureau in der Kanzlei verließ, sandte man seinem Wagen die bittersten Verwünschungen nach.**) Der Kaiser mußte sich jetzt vollständig von ihm trennen. Thugut räumte die Kanzlei und versprach, sich im Frühjahr auf seinen Posten in Venedig — er war noch immer mit der ihn so sehr interessirenden Leitung der dalmatinischen, istrischen und italienischen Angelegenheiten betraut — zurückzuziehen. Nicht Bonaparte ist es gewesen, der seinen Rücktritt noch vor dem Abschlusse des Friedens begehrte, sondern die siegende Opposition, die siegende Fronde der Residenz selbst. Die Stimmung wurde zuletzt eine so bedenkliche, daß auch Colloredo mit Thugut gar nicht mehr zusammen zu treffen wagte und es sogar gerathen fand, sich selbst von den Geschäften fern zu halten. Es sei eine Revolution wie in Frankreich, klagt Thugut. Jetzt richte sie sich gegen ihn. Bald werde Colloredo daran kommen. Zuletzt werde sich Alles gegen den Kaiser selbst richten.

*) Thugut an Colloredo 22. Januar 1801. (Vertrauliche Briefe II. 376 f.)

**) Nach einer persönlichen Mittheilung Vivenots gehört das von Hüffer hinsichtlich des Frühjahrs 1797 Berichtete zum Theil erst in diese Zeit.

Nicht einmal zum Genusse seiner italienischen Stelle ließen Thugut seine Feinde gelangen. Er mußte schließlich auf jeden Posten verzichten und sich nach Preßburg zurückziehen, weil man befürchtete, daß er doch stets wieder zu Einflusse gelangen werde, wenn er nur noch irgendwie seine Hand in den Geschäften habe. Sein Loos war ein hartes und unverdientes und fordert unser volles Mitgefühl heraus. Man kann es aber andererseits als eine Gunst des Schicksals betrachten, daß er persönlich nichts mehr mit dem Abschlusse des Friedens von Luneville zu thun hatte. Als Stadion Minister ward, zog er Thugut wieder heran. Er war in Wien, als die Franzosen dort 1809 einrückten. Napoleon wünschte den Mann, der ihm einst Respect abgenöthigt hatte, kennen zu lernen. Er ließ ihn kommen und forderte ihn zu Friedensvermittlungen auf. Aber Thugut lehnte ab.*) Auch noch 1812 muß er in Wien gelebt haben. Er gehörte zu den Wenigen, die bei den russischen Siegen Napoleons den Kopf oben behielten. Moskau sei nicht Rußland, tröstete er bei der Nachricht von dessen Einnahme. Er hat das Jahr 1815 erlebt. Erst 1818 ist er gestorben. Der Freund Dietrichstein gab ihm ein Grab in seiner Familiengruft zu Nicolsburg.

Der Friede kam am 9. Februar 1801 zu Stande. Im Grunde erhielten die Bestimmungen von Campo Formio eine neue Bestätigung. Nur wurde jetzt das ganze linke Rheinufer abgetreten und Säcularisationen für die Verluste erblicher Fürsten auf dem linken Rheinufer der französischen Republik, und zwar ohne irgend eine Clausel, ausdrücklich zugesagt. Das Nähere sollte auf diesen Grundlagen später vereinbart werden. Der Großherzog von Toscana und der Herzog von Modena sollten ihre Länder verlieren und ebenfalls durch Säcularisationen in Deutschland entschädigt werden. Selbst Cobenzl war tief betrübt. Er hätte, sagt er, als er den unglücklichen Frieden von Campo Formio abschloß, nicht gedacht, daß er einen noch unglücklicheren würde abzuschließen haben. Sowohl der Form als dem Inhalte nach findet er den Frieden abscheulich. Im letzten Augenblicke habe man zwar noch einige Verbesserungen erlangt. Die Franzosen würden jetzt wenigstens keine Besitzungen auf dem rechten Rheinufer erhalten. Aber des Großherzogs von Toscana Verpflanzung nach Deutschland und die Vermischung des Reichsfriedens mit dem österreichischen werde den ärgerlichsten Eindruck machen. Erst in diesem Augenblicke und für diesen

*) Nach einer persönlichen Mittheilung Vivenots.

Preis sei er selbst der Etschlinie sicher. Es sei ihm aber sehr zweifelhaft, ob diese die dafür gebrachten Opfer werth sei.*)

Die Säcularisationen.

Der Revolutionskrieg war von vorn herein ein Kampf der neuen Staatsprincipien gegen das alte europäische Recht gewesen und hatte diesen seinen Charakter immer deutlicher ausgeprägt. Das siegende Frankreich brachte scheinbar die Freiheit. In Wahrheit war es die Staatsomnipotenz, der es über seine Grenzen hinaus Geltung verschaffte.

Vor Allem mußte dies sein alter principieller Gegner, vor Allem mußte dies Deutschland empfinden. Wie Frankreich sich uns gegenüber nicht mit der Gründung von republikanischen Filialen begnügte, sondern zu directen Erwerbungen schritt, so hat es denn auch das Princip des rechtslosen salut public am entschiedensten uns gegenüber zur Geltung zu bringen gesucht. Die uns aufoctroyirte Säcularisation des gesammten deutschen Kirchengutes war vielleicht der entscheidende Schritt auf dieser Bahn. Frankreich hatte sich ausdrücklich vorbehalten, den Vertheilungsplan in Gemeinschaft mit Rußland zu entwerfen. Und von Paris aus ist dann bis in's kleinste Detail hinein die Entscheidung erfolgt, welche man in Regensburg formell legalisirt hat, wie der polnische Reichstag seiner Zeit die zwei ersten Theilungen legalisirte. Das Princip der polnischen Theilungen und der französischen Revolution reichten sich in Deutschland die Hand. Und Preußen dachte auch jetzt nur daran, Oesterreich einen Riegel vorzuschieben und neben Frankreich und Rußland der Dritte im Bunde zu sein.

Am 11. October 1801 schlossen Frankreich und Rußland einen förmlichen Vertrag über die gemeinschaftliche Vertheilung der säcularisirten Gebiete. In demselben wurde Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt ausdrücklich eine Vergrößerung verheißen. Das Berliner Cabinet folgte dann unter dem 23. Mai mit einem geheimen französisch-preußischen Vertrage. Es wurden darin die Gebiete bezeichnet — es war mehr als das Vierfache des preußischen Verlustes —, welche der König erhalten sollte, und diesem das Recht, dieselben in Besitz zu nehmen, zugesprochen. Und schon am 3. August 1802, also lange ehe

*) Cobenzl an Colloredo, 9. Februar 1801, bei Vivenot, Vertrauliche Briefe Thuguts II, 399 f.

der Reichsdeputationsſchluß einen geſetzlichen Titel verlieh, beſetzte Preußen wirklich die von Frankreich ihm angewieſenen deutſchen Lande. Ja, es nahm in ſeiner Ungeduld nach dem Muſter der polniſchen Theilungen ſofort die Huldigung entgegen und begann zu organiſiren.

Am 24. Mai hatte Frankreich inzwiſchen auch mit dem von Preußen wie von Rußland protegirten Bayern einen Vertrag über deſſen Erwerbungen abgeſchloſſen. Und dieſem folgten dann weitere Verträge ähnlichen Inhalts mit Württemberg, Baden und Heſſen-Darmſtadt, die ſich wegen der Verſchwägerung mit der Czarendynaſtie alle drei der ruſſiſchen Protection ebenfalls erfreuten. „Die Vergrößerung", ſagt Perthes, „welche den zugreifenden Mächten aus der Theilung Polens erwachſen war, ſtand Allen friſch im Gedächtniß. Daß Deutſchland vertheilt werden würde, ſchien gewiß, daß Frankreich und Rußland nicht Zuſchauer bleiben würden, ſehr wahrſcheinlich."*) Es kann bei den kleineren Staaten in einem weit höheren Grade wie bei Preußen entſchuldigt werden, wenn ſie, ſo gut es eben gehen wollte, in der allgemeinen Auflöſung der Verhältniſſe zugriffen, um nicht über kurz oder lang unter die Füße getreten zu werden. Es war aber das Syſtem des Raubes, das jetzt überall in Deutſchland Platz griff. Es genügt ein Blick in den Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Februar 1803, um ſich zu überzeugen, daß das Werk der Säculariſationen zum weitaus größten Theile nichts als eine Verſchleierung von Annexionen, nichts als ein Raubzug gegen das Princip des ſtaatlichen Eigenthums war. Württemberg verlor z. B. 7 □Meilen mit nur 14,000 Einwohnern und erhielt $29^1/_4$ □M. mit 110,000 E.; Baden erhielt $59^3/_4$ □M. mit 237,000 E. für 8 □M. und 25,500 E.; Pfalzbayern 290 □M. mit 854,500 E. gegen einen Verluſt von $186^1/_2$ □M. und 580,000 E.; Preußen $235^1/_2$ □M. mit 558,000 E. für nur 48 □M. mit 127,000 E.

Der Kaiſer hat kaum einen Einfluß auf das Säculariſationsgeſchäft genommen. Wie man an Bayern, Württemberg und Baden die Einwirkung der ruſſiſch-preußiſchen Protection erkennen kann, ſo ſind Oeſterreich, Toscana und Modena die einzigen weltlichen Staaten, die durch den Reichsdeputationshauptſchluß weniger erhielten, als ſie durch den Luneviller Frieden verloren hatten. Mainz wurde als Erzkanzlerthum wirklich erhalten, bekam aber durch das Gebiet von Regensburg für $169^3/_4$ □M. nur $24^1/_2$ □M. mit 82,000 Seelen zurück.

*) Siehe Perthes, a. a. O. S. 232.

An anderem Orte hat der Verfasser den principiellen und thatsächlichen Unterschied zwischen den durch die Reformation hervorgerufenen „Säcularisationen" und denen des Jahres 1803 nachzuweisen gesucht. Es sei ihm erlaubt, hier die entscheidenden Sätze, zu denen er gelangte, zu wiederholen: Die Säcularisationen vor dem Passauer Vertrag betreffen nur das mediate Kirchenvermögen. Der Landesherr handelte dabei als summus episcopus. Im Ganzen und Großen geschah nur das, was unvermeidlich war, wenn der Protestantismus weder das alte Bisthum conserviren noch Klöster dulden wollte. Alles, was damals geschah, hing auf's Engste mit der Reformation selbst zusammen, war deren natürliche und organische Consequenz. Der westfälische Friede räumte im Allgemeinen nur den im Jahre 1624 thatsächlich vorhandenen Besitz des Kirchenguts bis zum Zeitpunkt einer allgemeinen Kirchenvereinigung ein. Nur in einer sehr beschränkten Zahl von Fällen ist man, wie bei den preußischen Erwerbungen und bei Bremen und Verden, zu eigentlichen Säcularisationen geschritten. Alle diese Gebiete besaßen aber eine durchweg protestantische, der neuen Ordnung zugeneigte Bevölkerung und waren*) schon vor dem dreißigjährigen Kriege in den Händen weltlicher protestantischer Herren gewesen. Die juristische Persönlichkeit, die staatliche Existenz wurde vielleicht nur in einem einzigen Fall**) principiell vernichtet. Von allen diesen Dingen ist im Jahre 1803 das Gegentheil der Fall. Gerade umgekehrt wie in der Reformationszeit war man 1803 von dem unmittelbaren Kirchengute ausgegangen. Eine der flagrantesten und eine jedenfalls ganz unnöthige Rechtsverletzung betraf aber gerade die mittelbaren Güter der kirchlichen Stiftungen. Durch den § 35 wurde dem betreffenden Landesherrn die Befugniß ertheilt, ohne Weiteres das gesammte mediate Kirchengut ihrer Länder zu ihren Gunsten zu confisciren. Wenn irgendwo, so mußte es doch hier klar zu Tage liegen, daß der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 die Anwendung der Principien der französischen Revolution auf die deutschen Verhältnisse war. Und bis auf unsere Tage wirkt dieser § 35 verwirrend und rechtsauflösend in den inneren Verhältnissen fast aller deutschen Staaten nach. Hätte es sich nicht um eine Maßregel zu ihrem Vortheile gehandelt, so würden die Fürsten sich gegen

*) Eine Ausnahme kennt der Verfasser nicht. Sie würde an dem Satze aber wenig ändern.

**) Es ist das Bisthum Cammin gemeint, das ausdrücklich Pommern zu incorporiren erlaubt ward.

einen solchen Eingriff in die inneren Verhältnisse ihrer Staaten schön bedankt haben. Schlimmer freilich war es noch, daß man gar nicht einmal bei dem geistlichen Gute stehen blieb. Man hat ohne irgend eine innere oder äußere Veranlassung und zum größten Nachtheile einer gedeihlichen Entwickelung unserer Verhältnisse auch die Reichsstädte, welche ebenfalls kein dynastisches Interesse schützte, bis auf sechs*) den Fürsten zugetheilt.

In summa: die Säcularisation hielt sich noch in den Formen des Reichsrechts; aber materiell war sie nichts als ein schwach verhüllter, vom Auslande geleiteter Raubzug gegen das Rechtsprincip. Es war der tödtlichste Stoß, den dasselbe bis dahin bei uns erlitten hatte. Auch blieb es nicht bei dem Reichsdeputationshauptschlusse. Wie die französische Revolution von dem Kirchenraube zu weiteren Confiscationen fortschritt, um sich zuletzt gegen das Königthum selbst zu richten, so ging es auch in Deutschland. Auch hier lockte der einmal betretene Weg weiter und weiter. Bald genug griff man nach dem bequem gelegenen Gute des hohen und niederen Adels. Und schließlich wurden auch die noch übrig gebliebenen freien Städte eingeschmolzen.

Die Zersetzung der Jahre 1803 und 1804.

Um England, das den Krieg wieder eröffnet hatte, zu strafen, drangen die Franzosen im Jahre 1803 von Holland her durch das Osnabrückische in Hannover ein. Das war also der Schutz, den dieses durch die Anerkennung der Demarcationslinie erkauft hatte! Eine frechere Verhöhnung der Demarcationspolitik ließ sich gar nicht denken. Die preußischen Truppen in Westfalen waren nun von drei Seiten bedroht und von dem eigentlichen Körper der Monarchie beinahe abgeschnitten. Und in welche Lage gerieth z. B. Hessen-Kassel, das die Franzosen jetzt im Süden von Mainz her und im Norden aus dem Göttingschen bedrohten! Eine eigenhändige Denkschrift des neuen Kurfürsten vom 13. November 1803 kennzeichnet die Lage und ist zugleich ein Beleg für dessen deutsche Gesinnung. Es heißt darin:

„Die in gegenwärtiger Entwickelung dem nördlichen Deutschland drohende Gefahr — wo es von Preußen, seinem vornehmsten Horte,

*) Frankfurt, Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Bremen und Lübeck.

verlassen ist, und wo beinahe gleichzeitig die Franzosen die Mittelstaaten angreifen, durch Schatzungen oder das Zumuthen unbegrenzter Zwangsanleihen — ist auf eine Höhe gestiegen, wo Alles verloren werden muß, wenn man den letzten, für Erhebung in Masse, möglichen Augenblick verstreichen läßt, bevor überlegene feindliche Kräfte eingetroffen sind, und wenn Se. Majestät von Preußen sich nicht zu rascher Rüstung entschließt, um jenem übermächtigen Volke Achtung einzuflößen.

„Leider läßt die nur allzu bekannte Lage des Berliner Hofes wenig zu hoffen übrig; es wäre denn, daß zwei Fürsten, die von gleichem Eifer für ihre Staaten beseelt sind, sich vereinigten. Sie könnten, da sie beide an die Spitze preußischer Heere berufen wurden, die Umstände benützen, um zum Könige das Wort der Wahrheit zu reden, seiner ränkevollen Umgebung zum Verdruße — wenn anders es noch Zeit ist, den preußischen Staat zu retten, der in Kurzem durch Bonaparte sicherlich mit Versprechungen umfaßlicher Gebietserweiterung getäuscht wird.

„So sind es der Herzog von Braunschweig und ich, in deren Händen Deutschlands Heil liegt.

„Lassen wir uns durch die Hindernisse auf unserem Wege nicht einschüchtern; stellen wir dem Könige vor, daß sein westfälischer Heertheil eigentlich schon abgeschnitten sei, daß die Festung Magdeburg bei der französischen Herrschaft an der Elbe (nämlich im Hannöverischen) keine Bedeutung mehr habe; daß sein Heer zersplittert geschlagen werde, wenn es nicht mit Ueberlegenheit und in Masse thätig sein könne in dem Augenblicke, wo die Franzosen ihre Vereinigung am Ufer der Weser vollzogen haben sollen.

„Benützen wir den voraussichtlichen Erfolg der jüngsten Antwort des russischen Kaisers.

„Ich bin des günstigen Ausganges versichert, wenn solch' ein einsichtiger Fürst wie der Herzog von Braunschweig mir auf meiner Bahn folgt.

„Seine Unterstützung fordere ich; doch ist keine Zeit zu verlieren. Bonaparte, der vielleicht schon die Unmöglichkeit, und nur zu wohl die Gefahr des ungeheuren Unternehmens: England zu überfallen, erkennt, wird seine Pläne dem Festlande wieder zuwenden, um sein Heer zu beschäftigen — und welche günstigere Gelegenheit könnte sich ihm darbieten,

denn jetzo, wo die Großmächte in völligster Unthätigkeit ruhen, anstatt ihre Heere in Marschbereitschaft zu erhalten und wachsam zu bleiben.“*)

Noch immer hätte Hessen-Kassel ein erhebliches Gewicht in die Wagschale zu werfen vermocht. Der „Kurfürst-Landgraf“ besaß ein Heer, das auf über 30,000 Mann geschätzt wurde. Und schon der bedeutende Schatz, über den er verfügte, gab ihm ein gewisses Ansehen. Aber natürlich bedurfte er eines Rückhaltes für seine deutsche Politik, und wo sollte er den, wie die Dinge sich jetzt gestaltet hatten, finden?

„Die frühere Conföderations-Politik und Conföderations-Partei Preußens“, sagt Clemens Perthes, „war während des ersten Coalitionskrieges und vor Allem in dem Baseler Frieden sehr in den Hintergrund getreten. Dagegen trat die Neigung zu einer Eroberungspolitik Preußens nicht allein in Polen, sondern auch in Deutschland sehr bemerkbar hervor. — — — Indem Preußens Neigung, sich durch Beraubung seiner schwächeren Mitstände zu vergrößern, mit jedem Jahr stärker und erfolgreicher geworden war, gab es in demselben Grade das Streben, die deutschen Landesherren unter seinen politischen Einfluß zu sammeln, auf. Der Staat, welcher mit Frankreichs Hülfe sich durch die Lande seiner Mitstände vergrößerte, mußte ihr Vertrauen verlieren, konnte nicht die Mitstände als Führer und Leiter ihrer Conföderation unter sich sammeln. Die frühere Conföderationspolitik war der Eroberungspolitik gewichen.

Preußen wußte wohl, daß, wenn es erobern wollte, es nur durch Frankreich erobern konnte; es stand jetzt jedenfalls Frankreich näher als Oesterreich, und unmittelbar nach dem Luneviller Frieden bemühte es sich eifrig mit Frankreichs Hülfe deutsche Territorien an sich zu bringen. — — — — Indem Preußen sich durch Eroberungen vom Reiche vergrößern wollte und indem es Frankreich Eroberungen zugestand, selbst Theile des Reiches eroberte, hatte es in einem entscheidenden Verhältnisse aufgehört, das deutsche Reich als Ganzes und sich als ein von dessen Wohl und Wehe bedingtes Glied zu betrachten. Politische Parteien aber können nur von denen gebildet werden, die sich als Glieder des Ganzen ansehen, für und auf welches die Partei Wirksamkeit üben will. So lange Preußen glaubte, sich selbst nicht nur nicht zu schaden, sondern zu stärken, indem es das deutsche Reich und Deutschland selbst berauben und zersprengen half, konnte es für Deutschland keine Partei,

*) Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels.

also auch nicht eine Conföderationspartei bilden und noch weniger als Haupt leiten. Die Conföderationspartei Preußens existirte 1803 nicht mehr und konnte nicht mehr existiren. Jeder Versuch, sie noch als vorhanden zu betrachten, war bewußte oder unbewußte Täuschung."*)

Wir haben diesen Sätzen wenig hinzuzufügen. Es hatten sich in das Baseler Friedenswerk Gedanken verflochten, die auf's Engste mit denen des Fürstenbundes zusammenhingen, und andererseits als Vorläufer des norddeutschen Bundes von 1866 betrachtet werden dürfen. Aber von Anfang an war ihnen der Todeskeim eingeimpft. Auch nicht einmal die Staaten Norddeutschlands vermochte Preußen um sich zu schaaren und an sich zu fesseln. Die citirten Strippelmann'schen Beiträge beweisen, mit welchem Mißtrauen man selbst in dem befreundeten Kassel auf Preußen blickte. Man fürchtete immer, von diesem gegen Frankreich gehetzt und schließlich doch im Stiche gelassen zu werden. Man witterte hinter Allem ein zwischen Frankreich und Preußen abgekartetes Spiel. Es hat dies schließlich dahin geführt, daß sich auch Hessen-Kassel im entscheidenden Augenblicke des Jahres 1806 nicht entschließen konnte, gemeinsame Sache mit Preußen zu machen. Wer wollte dies Hessen-Kassel zum Vorwurf machen? Von den früheren Vorgängen zu schweigen, mußte wenigstens die preußische Politik von 1801 bis 1806 aller Orten das Mißtrauen gegen das Berliner Cabinet wachrufen. Wie recht doch hatte Thugut gehabt, als er schon 1797 ein Zugreifen Preußens in Deutschland und daß dieses sich dabei auf Frankreich stützen werde, befürchtete!

Der gesammte Zustand Deutschlands war schon im Jahre 1803 der traurigste. Geistig herrschte Frankreich überall. Fast alle deutschen Zeitungen, namentlich die damals den Ton angebenden von Frankfurt und Hamburg, standen unter dem Einflusse Frankreichs. Die Kreisverfassung löste sich, da man sich nicht einigen konnte, wie es mit den Stimmen der säcularisirten Gebiete gehalten werden sollte, thatsächlich auf. Weder die Aufhebung des Herzogs von Enghien, noch die Besetzung Hannovers rief einen Protest am Reichstage hervor. Wir sehen, das Reich gab sich jetzt selbst auf. Alles bezeugt den Unterschied zwischen dem damaligen Zustand und dem während des ersten Revolutionskrieges. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß man zwischen 1792 und 97 in Deutschland noch an die Lebensfähigkeit des Reiches glaubte, so würde

*) Siehe Clemens Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft, a. a. O. II, 210 ff.

derselbe eben durch den Vergleich mit der Zeit zwischen 1801 und 1806 geliefert werden. „Nicht allein das alte Reich", sagt Perthes, „sondern auch jenes Deutschland, dessen politische Form das Reich war, hatte aufgehört, bestimmenden Einfluß auf die deutschen Fürsten zu üben. Deutschland sah seine alte Form dem Untergange verfallen, eine neue wußte Niemand und hoffte Niemand."*)

Welches Schauspiel war es nicht, als Napoleon nach seiner Kaiserkrönung in jenem selben Mainz erschien, das im Jahre 1792 noch einmal eine so glänzende Repräsentation des alten Reichs in seinen Mauern gesehen hatte! Recht wie ein Nachfolger Karls des Großen kam Napoleon sich damals vor. Er hat einst gesagt, jeder König Europa's müsse dermaleinst in Paris seinen Palast haben und bei der Kaiserkrönung anwesend sein; und es hat in der That manche Deutsche gegeben, die von ihm und seinen „Neufranken" eine Erneuerung des alten karolingischen Kaiserthums erwarteten. Die deutschen Fürsten des Westens eilten nach Mainz, um dem neuen Kaiser aufzuwarten. Und wo einer derselben zögerte, drängte der neue Imperator auf dessen Erscheinen. Man hat es dem Kurfürsten von Hessen sehr verdacht, daß er nicht erschien. „On n'oublie pas, on n'oublie rien!" sagte der französische Gesandte dem hessischen Minister von Waitz.

Die süddeutschen Cabinete gewöhnten sich mehr und mehr daran, Napoleon als den Hort gegen die Revolution einerseits und gegen die Uebergriffe der Großmächte andererseits zu betrachten. „Preußen wolle", hieß es nun, „die deutschen Fürsten bevormunden. Oesterreich wolle, um sein altes Uebergewicht zu behaupten, die Zerstückelung Deutschlands erhalten, Napoleon aber begehre in den größeren Reichsständen ein Gegengewicht gegen Oesterreich sich zu schaffen und wolle sie auf Kosten der kleineren Reichsstände verstärken. Er sei der Mann, das, was er wolle, auch durchzuführen; an ihn müßten die südwestlichen großen Landesherren sich halten; der Zeitpunkt sei gekommen, in welchem Süddeutschland durch sein Interesse gedrängt werde zu einer allem bisherigen Herkommen entgegenstehenden politischen Stellung."**)

Die Sache ist, daß man in solchen ungeheuren Krisen leicht jeden Compaß verliert, daß man dann so zu sagen Alles für möglich und deßhalb auch das sittlich Unmögliche für sittlich möglich hält.

---

*) Siehe Perthes, a. a. O. S. 231.

**) Perthes, a. a. O. S. 229.

Oesterreichs Ohnmacht wurde als böser Wille ausgelegt. Die zwischen diesem und Preußen bestehende Uneinigkeit beweise, sagte man, daß ein Schutz von ihnen nicht mehr zu gewärtigen sei. Obgleich der Markgraf von Baden schließlich selbst den Reichstag, keine Schritte in Sachen der Aufhebung des Herzogs von Enghien zu thun, gebeten hatte, so zerstörte doch das völlige Schweigen zu dieser Gewaltthat der Franzosen den letzten Rest des Vertrauens. Und auch der französische Einbruch in Hannover rief keinen Protest hervor. „Oesterreich und Preußen hätten, wurde laut geklagt, sich und ihre Stellung gesichert und deßhalb kein Gefühl dafür, wenn andere Reichsstände mitten im Frieden von Frankreich wie Feindesland behandelt würden. Der Rhein sei nur noch dem Namen nach die Grenze gegen Frankreich; französische Truppen wären in Hannover wie in Baden eingebrochen, französische Befehle legten unter dem Namen von Anleihen oder Verpflegungsgeldern willkürlich Steuern auf; kein deutscher Fürst sei seit der Abführung des Herzogs von Enghien in der Nähe der französischen Grenze seiner persönlichen Sicherheit, seiner Freiheit und seines Lebens sicher. Oesterreich und Preußen wollten oder könnten gegen Frankreich keine Sicherheit geben.“*)

Wir begegnen Argumentationen, die durchaus den Gründen gleichen, durch die die polnischen Edelleute es vor sich zu rechtfertigen suchten, wenn sie sich ihre Zustimmung zu den beiden ersten Theilungen abkaufen ließen. „Dienstbar“, so hieß es, „sei man gegen Frankreich; es sei daher das Richtige, sich freiwillig in das, was doch nothwendig sei, zu fügen, sich Napoleon anzuschließen und dadurch die Dienstbarkeit wenigstens zum Mittel für Sicherung und Vergrößerung des Gebietes zu machen.“**)

Perthes sagt: „Seitdem Oesterreich, Preußen und die südwestlichen Staaten sich nicht mehr als Glieder des Reiches betrachteten, hatten sie keinen Grund, in der Stärkung des Ganzen des Reiches die eigene Stärkung zu sehen; aber so viele Gründe der Eifersucht, des Argwohnes, der Gewinnsucht sie auch auseinander hielten, hatte doch Jeder dasselbe Interesse, Deutschland nicht von Rußland und Frankreich abhängig werden zu lassen, um nicht selbst in Abhängigkeit zu gerathen. Deutschlands Unabhängigkeit aber konnte nur durch ein Zusammenwirken der einzelnen deutschen Staaten erhalten werden. Ein Zusammenwirken,

*) Perthes, a. a. O. S. 235.
**) Perthes, a. a. O. S. 235.

ein gemeinsames Auftreten, zwar nicht mehr als Reichsconföderation, aber doch als völkerrechtliche Allianz war jedem deutschen Staate in seinem Einzelinteresse geboten. Daß in irgend einem Grade noch eine die einzelnen Territorien zusammenführende, ihre Interessen vermittelnde, ausgleichende Macht noch während der letzten Jahrhunderte, selbst in den alten abgestorbenen (?) Reichsformen, gelegen hatte, zeigte sich darin, daß die Territorien, als 1803 die letzte Rücksicht auf das der Form nach noch bestehende Reich abgeworfen war, die Dynastien nur noch feindlich sich einander gegenüber standen und den Gewinn des Anderen als eigene Beraubung empfanden, Deutschland nur als Theilungsgegenstand betrachteten und behandelten. Die Sucht der einzelnen deutschen Staaten oder ihrer Dynastien, ein möglichst großes Stück an sich zu reißen, trat so ausschließlich hervor, daß das Interesse, welches jeder Einzelne an der Unabhängigkeit Deutschlands von Frankreich und Rußland hatte, darüber völlig vergessen ward. Die Folgen dieser Stellung der deutschen Staaten zeigten sich im Krieg Oesterreichs von 1805, in der Stiftung des Rheinbundes, im Krieg Preußens von 1806.“*)

Oesterreich vor dem Kriege von 1805.

Nur allein in Oesterreich hatte der deutsche Patriotismus noch einen Stützpunkt. Zwei kürzlich veröffentlichte Briefe von Colloredo und Ludwig Cobenzl**) beweisen, welchen Werth sie und der Erzherzog Karl darauf legten, daß die deutsche Gesinnung doch ein Organ behielt: die Uebersiedelung der aus Württemberg vertriebenen Allgemeinen Zeitung nach Augsburg — sie war unter Thugut zu Mittheilungen benutzt worden — war ein Wunsch Cobenzls. Von der größten Bedeutung war es und nichts spricht mehr für das, was man in Oesterreich wollte, als daß man den Muth hatte, Gentz im Jahre 1802 von Berlin nach Wien zu berufen. Schon zu Thuguts Zeiten hatte er die Aufmerksamkeit des Wiener Cabinets erregt. Wahrscheinlich hatte auch Johannes von Müller auf ihn hingewiesen. Man sollte es Ludwig Cobenzl nicht vergessen, daß er es gewesen ist, der seine Berufung dem widerstrebenden Kaiser abgerungen hat. Der den Ge-

*) Perthes, a. a. O. S. 233 und 234.

**) Vergl. die Beilage der A. A. Z. vom 24. Januar 1880.

sandtschaftsposten in Berlin bekleidende Philipp Stadion machte Gentz den Antrag, in kaiserliche Dienste zu treten.

Um Gentz gruppirte sich nun in Wien sofort ein höchst bedeutender Kreis von Franzosenfeinden. Derselbe trug freilich einen kosmopolitischen Charakter. Oesterreich wurde hauptsächlich durch den Westfalen Merveldt und die auch von Stein sehr geschätzte Gräfin Lanckoronska vertreten. Dagegen gehörte der englische Gesandte, Sir Arthur Paget, und der oben genannte Armfeldt*) dazu. Faßbender stand den Genannten nahe. Daß Johannes von Müller nicht fehlte, läßt sich denken. So wunderbar waren diese Zeiten, daß auch der bayrische Gesandte von Gravenreuth und dessen Legationssecretair von Mieg zu diesem Kreise gehörten. Neben der Gräfin Lanckoronska nahmen auch noch andere Frauen, wie namentlich die Fürstin Dolgorucki, an demselben Theil. Der Erzherzog Johann trat durch Johannes von Müller, dem er seine Richtung verdankte, in Beziehung zu demselben. Erst hierdurch erhielt der Gentzische Kreis seine historische Bedeutung. Denn nicht blos die Stellung des kaiserlichen Prinzen sondern auch seine sittliche Integrität erhob ihn weit über dessen meiste Mitglieder.

In der dem Jahre 1809 vorhergehenden Periode ist der Erzherzog Johann in einen ähnlichen Gegensatz wie sein Bruder Karl zu Gentz gerathen, dem die beiden Prinzen zu neuerungssüchtig waren. Im Herbst 1804 und im Jahre 1805 stand aber der Erzherzog Johann ganz unter Gentz'ens Einfluß. Eine Denkschrift, welche ihm dieser am 4. September 1804 überreichte, scheint in dieser Periode entscheidend für die politische Stellung des Prinzen gewesen zu sein. Es war eine großartige antifranzösische Politik, welche Gentz predigte. Oesterreich zum entschiedenen Auftreten gegen Frankreich zu drängen, war die erklärte Aufgabe, welche er sich gestellt hatte. Der englische Anhang in Wien hatte wohl von Haus aus zu ihm gehalten. Als zwischen Rußland und Frankreich die Erkaltung eintrat, gesellte sich der russische hinzu. In dem Hause des ehemaligen Ministers Panin kamen die mit Gentz Verbündeten zusammen. Es waren die alten Gedanken Thuguts, welche in diesem Kreise lebten. Sie waren unendlich klarer, durchgearbeiteter und bewußter als bei dem alten Staatsmanne der Zopfzeit. Auch ein patriotisch deutscher Hauch im Sinne der späteren Zeiten belebte sie.

*) Der seit 1796 selbstständig regierende Gustav IV trat in die Fußtapfen seines Vaters und gehörte bekanntlich zu den entschiedensten Feinden Napoleons. Armfeldt fungirte als sein Gesandter in Wien.

Dennoch verwebte sich bei Gentz unendlich viel Subjectives, Irriges und selbst Unpractisches in die Erörterungen des Publicisten. In die politischen Geheimnisse der Staatskanzlei weihte man ihn noch nicht ein. Cobenzl sagte ihm einst, man betrachte ihn als eine kostbare Reserve, welche zu nutzen die Zeit noch nicht gekommen sei. Die Sache ist, daß man sich Frankreich gegenüber zu compromittiren fürchtete, wenn man Gentz eine hervorragende Stellung in der Staatskanzlei anwies. Und die Beziehungen, in welchen er, wie Jedermann wußte, zu dem englischen Cabinet stand, fielen dabei wesentlich ins Gewicht. Die Besorgniß lag nahe, daß Gentz die österreichischen Staatsgeheimnisse den Engländern verrathen werde. Er aber empfand es bitter, daß man seine Kraft nicht hinreichend verwerthete, daß man ihn von den wichtigeren Geschäften entfernt hielt. Man muß deshalb bei seinen harten Urtheilen über das österreichische Ministerium ein gutes Theil in Abzug bringen. Dennoch hatte er, wie wir glauben, in der Hauptsache Recht. Cobenzl war nach Hüffers Ausdruck ein ganz leidlicher Minister des Auswärtigen. Aber er hat, wie dieser ebenfalls sagt, gezeigt, „daß man ein ausgezeichneter Diplomat sein kann, ohne ein großer Staatsmann zu sein.“ Wir möchten in unserer negativen Kritik über das Cobenzl'sche Ministerium jedenfalls noch einen Schritt weiter gehen als Hüffer. Der Zeit, in der man sich befand, der schweren Aufgabe, die Oesterreich zugefallen, war Cobenzl nicht gewachsen.

Die bei Thuguts Eintritt in das Ministerium gestürzte Partei seines Vetters Philipp hatte offenbar zu seiner Erhebung mit beigetragen. Bis zu einem gewissen Punkte kam sie in den ersten Jahren nach dem Frieden von Lunéville wieder zu Ehren. Collenbach, der unter Thugut mehr zur Seite geschoben war, wurde Minister und erhielt sogar einen bedeutenden Einfluß. Philipp Cobenzl ging als Gesandter nach Paris und suchte dort ein besseres Verhältniß mit Frankreich her zu stellen. Gerade in den Hofkreisen suchte man Alles zu thun, um Bonaparte günstig zu stimmen.

Aber dieser Versuch mißlang. Der Krieg zwischen England und Frankreich brach wieder aus. Rußland wurde durch Bonapartes Verfahren gegen Sardinien und Neapel gereizt und suchte im Geheimen Oesterreich wieder für den Krieg zu gewinnen. Immer deutlicher trat es hervor, daß sich Bonapartes Absichten auf den Erwerb von ganz Italien richteten.

Dem Wiener Cabinet kam es jetzt darauf an, Rußland bei guter Laune zu erhalten, und sich für den Fall eines Krieges seiner Hülfe zu versichern, ohne doch Oesterreich ohne die äußerste Noth in einen solchen zu verwickeln. Auch mit Preußen suchte Cobenzl zu einer Einigung zu gelangen. Wie die Bemühungen am berliner Hofe im Jahre 1798 den entscheidenden Verhandlungen mit Rußland vorangegangen waren, so kann man mit Fug und Recht sagen, daß Cobenzl auch diesmal erst bei Preußen anklopfte, ehe er sich Rußland völlig hingab. Gentz glaubte, es sei nichts in dieser Beziehung geschehen. Seine Denkschrift gipfelt eben in dem Satze, daß Oesterreich sich vor Allem mit Preußen einigen müsse. Er wußte aber nicht, daß die Staatskanzlei seinem Wunsch schon drei Tage, ehe er die Denkschrift überreichte, entsprochen hatte. Am 1. September 1804 ließ Cobenzl an den jungen Clemens Metternich, der in Berlin an Stadions Stelle getreten war, die Weisung ergehen, die Einigung mit Preußen mit aller Energie zu erstreben. Er setzte ausführlich auseinander, wie unter den nunmehr veränderten Verhältnissen der Rivalität der beiden Staaten ein Ziel gesetzt werden müsse. Auch Johannes von Müller, der jetzt nach Berlin übergesiedelt war, nahm man als Vermittler in Anspruch. Bald aber zeigte es sich, daß eine Allianz mit Preußen eben so wenig als in den früheren Kriegen zu erreichen war. Besondere Gründe der Eifersucht gab es nicht mehr. Aber die ganze Tendenz des in der Anlehnung an Frankreich zuerst emporgekommenen fridericianischen Staates stand im Wege. Auch geringere Zugeständnisse, eine moralische Mitwirkung Preußens war nur durch Rußland zu erreichen. Ganz wie nach dem Scheitern der österreichisch-preußischen Einigungsversuche von 1798 kam darauf Alles in erhöhtem Maße auf dieses Mal an.

Cobenzls Programm für die Beziehungen Oesterreichs zu Rußland war freilich ein sehr schwer durchführbares. Er kannte das St. Petersburger Terrain weit genauer als Thugut und operirte geschickter als dieser. Welch' ein Unterschied besteht aber doch zwischen Thuguts und Cobenzls russischer Politik! Es ist Thuguts bleibendes Verdienst, daß er Rußland in den Kampf gegen Frankreich hineingezogen hat; und durch die mannigfaltigsten Wandelungen hindurch hat dieß schließlich zum Kriege von 1812 und damit zu dem von 1813 geführt. Thugut ist in dem Verhältniß zu Rußland der, von dem Alles ausgeht. Zielbewußt arbeitete er Jahre lang an dem Zustandebringen der russischen Allianz.

Cobenzl ist dagegen nur einfach auf der einmal eingeschlagenen Bahn weiter gegangen, und zwar zögernd und nur halb freiwillig weiter gegangen. Es ist schwer zu sagen, was er im Einzelnen hätte thun sollen. Sein ganzes Benehmen aber macht den Eindruck eines Mannes, der sich zu einer Sache drängen läßt, die er eigentlich nicht will. Und ohne seine alte Vorliebe für Rußland würde er wohl sicher nicht so weit gegangen sein.

Anfangs gelang es Cobenzls Geschicklichkeit mit seiner halben Politik in St. Petersburg unerwartet. Als aber Napoleon den Kaisertitel annahm, wurden die Russen unruhig und verlangten Beweise für die Gesinnungen Oesterreichs. Stadion, der dasselbe jetzt am russischen Hofe vertrat, erhielt die Anweisung, der Entfremdung durch ein Eingehen auf die kriegerische Stimmung Rußlands vorzubeugen.

Dieser faßte das als eine Ermächtigung zu einer förmlichen Defensivallianz auf. Am 6. November 1804 kam eine solche zwischen den beiden Mächten zu Stande. Der Krieg wurde für den Fall in Aussicht genommen, daß Napoleon Oesterreich angreife oder wichtige neue Erwerbungen sich zueigne. Kaiser Franz gab seine Genehmigung aber nur äußerst ungern und Cobenzl mit schwerem Herzen. Frankreich gegenüber wurde dieser Vertrag mit ängstlicher Sorge geheim gehalten. Philipp Cobenzl nahm in Paris durchaus keine drohende Haltung an. Man versäumte keine Gelegenheit, um Frankreich zu betheuern, daß man den Frieden mit ihm unter allen Umständen aufrecht erhalten wolle. Aber Rußland hielt Oesterreich fest. Mit dem Vertrage vom 6. November war die schiefe Ebene betreten. Napoleons Auftreten in Italien und die Behandlung, welche er dem österreichischen Gesandten angedeihen ließ, verschlimmerten die Lage. „So viel ist gewiß," schreibt Gentz, „daß Cobenzl ungefähr zu Anfang Februar 1805 entdeckt haben muß, daß er sich so hineinnegociirt hatte, daß es ihm schwer sein würde, wieder zurückzugehen." Es bleibe dahingestellt, ob diese Erkenntniß wirklich schon zu dem von Gentz angenommenen Zeitpunkte bei Cobenzl vorhanden war. Aber er glaubte, Rußland durch die Entfernung des entschiedenen Gegners eines Krieges: des Erzherzogs Karl, ein Pfand dafür geben zu sollen, daß sich Rußland bei einem Kriege auf Oesterreich verlassen könne. Die persönliche Feindschaft, in welche der Erzherzog auch Ludwig Cobenzl gegenüber gerathen war, kam hinzu. Der Minister dachte die Gelegenheit zu benutzen, um den Einfluß des gefürchteten und gehaßten Gegners zu beseitigen. Ende März wurde der Erzherzog seiner

Stelle als Präsident des Hofkriegsrathes enthoben. Latour wurde sein Nachfolger. Die eigentliche Leitung der Geschäfte erhielt aber Fürst Karl Schwarzenberg als Hofkriegsraths-Vicepräsident. Das Kriegs- und Marineministerium behielt allerdings der Erzherzog, aber an Duca's Stelle wurde Mack Generalquartiermeister. „Des Erzherzogs Macht ist beschränkt," schrieb Gentz, „und das allein halte ich für ein außerordentliches Glück. Der Erzherzog hat das große und schätzbare Talent, auf dem Schlachtfelde fast immer das Rechte zu treffen; übrigens wird er von den schlechtesten Menschen geleitet und tyrannisirt. Er scheut den Krieg in einem Grade, den man nicht glaublich finden würde, wenn man nicht täglich die stärksten Beweise davon erhielte; er hätte dem Kriege unter allen Umständen widerstrebt, selbst wenn die Franzosen Venedig gefordert und Tyrol genommen hätten." Man trieb jetzt unaufhaltsam dem Kriege zu. Aber noch immer hatte die Friedenspartei am Hofe scheinbar Oberwasser. „Keine Armee, kein Geld, kein Credit!" rief man, wie Gentz schrieb, beständig dem Kaiser zu. Mit Ausnahme von Mervelbt waren alle namhaften Generale für den Frieden. Aber am 11. April war zwischen Rußland und England ein Offensivbündniß zu Stande gekommen. Mit Ungestüm verlangte Kaiser Alexander Oesterreichs Beitritt. In der zweiten Hälfte des Mai langte Herr von Winzingerode als russischer Bevollmächtigter in Wien an, nachdem er unverrichteter Sache Berlin wieder hatte verlassen müssen. Er kam halb bittend, halb drohend. Cobenzl blieb nur noch die Wahl zwischen einem entschiedenen Bruch mit Rußland und dem Entschluß zum Kriege. Bei längerem Zögern mußte man fürchten, das englische Geld und die russischen Hülfstruppen auch für den Nothfall zu verlieren. Als Napoleon am 30. März die ligurische Republik annectirte, am 9. Juni die italienische Königskrone sich aufsetzte, wurde man vollends auf die Seite Rußlands getrieben. Täglich fanden Conferenzen mit Winzingerode statt. Man theilte diesem die für die Armee erlaßenen neuen Anordnungen mit und wurde so täglich mehr in die russischen Kriegspläne hineingezogen. Winzingerode hatte es von vornherein in seinem Interesse gefunden, das Einverständniß mit Oesterreich aller Welt als ein vollkommenes dazustellen. Aber auch die Oesterreicher waren in Beziehung auf Winzingerode nicht vorsichtig genug und verflochten sich dadurch täglich mehr mit diesem. In dem Protokoll vom 16. Juli wurde bereits die beiderseitige Heeresstärke und der Zeitpunkt für den Beginn der Feindseligkeiten festgesetzt. Am 3. Juli rathen die

Minister dem Kaiser den Beitritt zur Coalition. Widerstrebend giebt dieser am 7. seine Zustimmung. Am 9. August trat Oesterreich dem russisch-englischen Bündniß wirklich bei. Trotzdem war seine Haltung Frankreich gegenüber noch immer eine solche, daß man an eine durchaus friedliche Absicht desselben glauben mußte. Auf eine herausfordernde Note vom 24. Juli erfolgte noch unter dem 5. August eine äußerst zahme Antwort, in der jede Anspielung auf den Krieg fehlte. Als aber Napoleon's Rückantwort nur die Wahl zwischen dem Krieg und dem Bündniß mit Rußland und England ließ, wurde unter dem 28. August das ganze Heer auf den Kriegsfuß gesetzt. Diese Verordnung in der Hand erschien der französische Gesandte bei Cobenzl, um sich zu beschweren. „Vous voulez donc la guerre; eh bien vous l'aurez", herrschte er den Minister an. Am 14. September forderte er seine Pässe. Der Krieg war entschieden. Aber Oesterreich ging, nach Niebuhrs Ausdruck, in den Krieg wie eine Braut, die gezwungen mit Thränen in den Augen zum Altar tritt.*)

Cobenzl hatte Oesterreich im vollsten Sinne des Wortes in den Krieg hinein negociirt. Die Russen waren noch in weiter Ferne. Napoleon rückte mit Blitzesschnelle heran. Und es war ebenfalls eine Folge der schwankenden Haltung des Ministeriums, daß die Wahl des Feldherrn noch nicht entschieden war, und daß es trotz der englischen Allianz durchaus an Geld fehlte, als der Feldzug eröffnet werden sollte. Um Napoleon nicht zu reizen, hatte Cobenzl jede unmittelbare Verhandlung mit dem britischen Hofe, solange noch eine Möglichkeit des Friedens bestand, vermeiden zu sollen geglaubt. Er gab jetzt die Erklärung ab, daß der Kaiser sich hinsichtlich der Geldmittel ganz auf die Großmuth des Königs von England verlassen müsse. Was den Oberbefehl betrifft, so hatte Rußland für den deutschen Kriegsschauplatz ursprünglich den Erzherzog Karl in Aussicht genommen. Man glaubte aber damals, daß der Hauptkrieg wieder in Italien geführt werde. Als das Gegentheil klar ward, wollte England nichts mehr von dem deutschen Commando des Erzherzogs, dem es mißtraute, hören und forderte an seiner Stelle den ursprünglich für Italien bestimmten Mack.

---

*) Siehe Perthes, dem wir hier das Meiste entnehmen, a. a. O. II, 278 bis 292.

Der Krieg von 1805 und die Auflösung des Reichs.

Viel kam in diesem Augenblick auf die Haltung der süddeutschen Staaten an. Bereits am 24. August hatte Bayern einen geheimen Allianzvertrag mit Napoleon geschlossen, durch welchen die bayrischen Streitkräfte unter dessen Oberbefehl gestellt wurden, während dieser dafür dem Kurfürsten eine angemessene Vergrößerung versprach. Als Fürst Schwarzenberg am 6. September nach München kam, um die Vereinigung der bayrischen Truppen mit den österreichischen durchzusetzen, war es bereits viel zu spät. Und die Drohungen, die Schwarzenberg einfließen ließ, verbesserten Oesterreichs Situation nicht.

Von einem Widerstande Badens konnte keine Rede sein. Die unmittelbare Nähe Frankreichs und der Mangel aller Vertheidigungs-Anstalten ließen es als ziemlich gewiß erscheinen, daß es im Weigerungsfalle seine Existenz verlieren werde. Selbst der russische Geschäftsträger erkannte dieses an. Als Napoleon am 1. October von Straßburg nach Ettlingen kam, hatten sich die badischen Prinzen dort zu seiner Begrüßung eingefunden und der Allianzvertrag zwischen Baden und Frankreich kam rasch zu Stande.

Etwas mehr Mühe hatte Napoleon in Württemberg. Als Hügel, der Gouverneur von Stuttgart, gegen den Einmarsch der Franzosen protestirte, ließ Ney die Kanonen auf die Thore richten, die Stadt durch bedeutende Truppenmassen besetzen und gewaltsame Requisitionen ausschreiben. Am 2. October traf dann Napoleon selbst in Stuttgart ein. Er hatte mit dem Kurfürsten eine fast fünfstündige Unterredung unter vier Augen. Bei großen Weltbegebenheiten, sagte er ihm, müsse Jedermann Partei nehmen. Der Kurfürst sei offenbar der klügste und kräftigste Fürst Deutschlands, ihm müsse ein größeres Reich und eine Königskrone zu Theil werden. Und dazu wolle er ihm verhelfen. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“ Als der Kurfürst nach der langen Unterredung das Zimmer erschöpft verließ, versicherte er, daß ihm seit Friedrich II Niemand von solcher Beredsamkeit vorgekommen sei. Er war überwältigt und wurde seitdem ein Bewunderer Napoleons. Sofort wurde auch mit ihm ein Allianzvertrag abgeschlossen. So war denn also der ganze Süden um Napoleon geschaart. Dieser hatte die Unverschämtheit, den Einmarsch der Kaiserlichen in Bayern als ein Attentat gegen die Unabhängigkeit der deutschen Fürsten, ja des deutschen Reiches darzustellen. Das Reich betheiligte sich an dem

Kriege in keiner Weise. Eine französische Note vom 30. September erklärte: „Der Kaiser Napoleon hat nur das Ziel im Auge, die Unabhängigkeit des deutschen Reiches (!) herzustellen und die Fürsten gegen die Gewaltthaten des Hauses Oesterreich zu schützen.“*)

Wir sehen unter welchen Auspicien dieser Krieg begann. Oesterreich besaß weder äußerlich noch innerlich eine Basis für seine Action. Es war der unglücklichste und vielleicht der unrühmlichste Krieg, den es je geführt hat. Mack wurde bekanntlich bei Ulm mit seiner Armee gefangen und Erzherzog Karl stand unthätig in Italien. Als die Russen anlangten, war es zu spät. In der Dreikaiserschlacht von Austerlitz wurde das russisch-österreichische Heer völlig geschlagen. Die Nachfolger Thuguts hatten in der traurigsten Weise Fiasco gemacht. Das Preßburger Friedensinstrument redete nicht mehr vom deutschen Reiche, sondern nur noch von der confédération gérmanique. Bayern, Württemberg und Baden sollten nach demselben souverän werden. Hierdurch war eigentlich schon die Auflösung des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation“ ausgesprochen.

Und wieder ging jetzt Preußen mit einem entscheidenden Schritte voran. Seine Politik hatte während des Krieges die wunderbarsten Schwankungen durchgemacht. Anfangs October beabsichtigte man eine bewaffnete Demonstration zur Wahrung der Neutralität. Sie sollte doch mehr gegen Frankreich wie gegen Oesterreich und Rußland gerichtet sein und Hessen-Kassel stellte zu diesem Zweck seine Truppen zur Disposition. Es tauchte dann aber wieder einmal jener Plan eines Einmarsches in Böhmen auf, mit dem man doch thatsächlich für Frankreich Partei ergriffen hätte. Am 10. October will man dann wieder gegen Frankreich demonstriren.**) Am 3. November kommt der Czar selber nach Berlin und erlangt im Vertrage von Potsdam die Zusicherung, daß Preußen sich Mitte December am Kriege gegen Frankreich betheiligen würde, wenn sein Vermittlungsversuch mißlänge. Haugwitz

*) Perthes, a. a. O. II, 242.

**) Strippelmann, II. Heft, Seite 7.

wird in das französische Hauptquartier geschickt, um mit Napoleon ein ernstes Wort zu reden. Dieser schließt statt dessen am 15. December jenes berüchtigte Abkommen mit Napoleon, kraft dessen sich Preußen für Neuenburg und die Markgrafschaften Hannover schenken ließ. Und in Berlin wies man auch diesen Köder nicht zurück. Am 15. Februar kam ein förmlicher Bündnißvertrag zwischen Frankreich und Preußen zu Stande. Dem Kurfürsten von Hessen wurde gesagt, das Berliner Cabinet habe sich veranlaßt gesehen, in eine nähere Vereinigung mit Frankreich zu treten. Man bedeutete ihm, daß er auf das französische Begehren, den englischen Gesandten von Kassel zu entfernen, eingehen möge. Der Kurfürst hatte sich demselben bis dahin auf das mannhafteste widersetzt; aber auf diesen Druck Preußens hin erhielt der englische Gesandte wirklich seine Pässe.*)

Anfangs April besetzten die preußischen Truppen Hannover. Die**) preußische Annexionsproclamation vom 1. April 1806 sagte: „Da aber seitdem die wirkliche Besitzergreifung der hannöverschen Lande gegen die Abtretung dreier Provinzen Unserer Monarchie zu einem dauerhaften Ruhestande Unserer Unterthanen und der angrenzenden Staaten unumgänglich nothwendig geworden ist, so haben Wir mit Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen, König von Italien, eine Convention abgeschlossen, vermöge welcher Uns, gegen die Abtretung dreier Unserer Provinzen und kraft mehrerer gegenseitigen friedlichen Garantien, der rechtliche Besitz auf die Sr. kaiserlichen Majestät durch das Eroberungsrecht zuständigen Staaten des Kurhauses Braunschweig in Deutschland erworben ist.“ So hatte Preußen also endlich das Danaergeschenk Hannovers in optima forma angenommen. Die Annexion Hannovers war ganz besonders auch deshalb ein Unrecht, weil sich Preußen mit ausdrücklichen Worten dabei auf das französische Eroberungsrecht gegen Deutschland berief.

Welche Bedeutung die Annexion eines Kurstaates haben mußte, liegt auf der Hand. Drei alte Kuren waren jetzt weggefallen und eine vierte, die ehemals stets den ersten Rang behauptet hatte, war ihrer Bedeutung entkleidet. Und die vier neuen Kuren (Salzburg, Hessen, Württemberg und Baden) waren nicht dazu angethan, um diese Lücke

*) Strippelmann, I Heft, Seite 223.

**) Die folgenden Seiten bis zum Schluß enthalten im wesentlichen nur einen Wiederabdruck von dem, was der Verfasser in seinem „Von 1806 bis 1866“ betitelten Buche gesagt hat.

auszufüllen. Auch der Regensburger Reichstag war fortan nur noch eine Ruine. Im Fürstencollegium fehlte eine ganze Kurie; von den drei großen Collegien hatte das städtische seine Bedeutung verloren, weil es überhaupt nur noch sechs Städte gab. Zu thun gab es fast gar nichts mehr in Regensburg. Man sah auf allen Seiten die Katastrophe voraus.

Um die Würde seines Hauses und den Zusammenhang seiner Länder einigermaßen zu sichern, hatte Franz II schon 1804 den Titel eines Kaisers von Oesterreich angenommen und seine sogenannten Erblande für Bestandtheile des neuen Kaiserthums erklärt: neuere Forschungen haben ergeben, daß der erste Gedanke einer solchen Schöpfung von Joseph II ausgegangen ist. Collenbach hatte ihn, als es sich um ein Gegengewicht gegen Napoleons Kaisertitel handelte, von Neuem auf die Bahn gebracht. Ohne großes Aufsehen vollzog sich dann 1806 die formelle Auflösung des Reichs. Schon die Durchführung der Demarcationslinie bedeutete die thatsächliche Spaltung des Reichs und bildete ein Analogon der schlimmsten Art. Bonaparte spottete schon 1797 über ein Reich, wo die Glieder neutral bleiben könnten oder gar Bündnisse mit dem Feinde abschlössen. Etwa seit Jahresfrist spukten Rheinbundsideen. Sie sind gewiß nicht lediglich Napoleons Kopfe entsprungen. Daß die Dinge so in Deutschland nicht bleiben konnten, sah Jedermann ein. Irgend etwas mußte doch an die Stelle der jetzt thatsächlich zur Unwahrheit gewordenen alten Formen treten. Es ist charakteristisch, wenn wir lesen, daß die Hessen-Kassel umgebenden kleineren Reichsstände wie z. B. Wittgenstein, Solms-Lich, Leiningen-Westerburg, Wied-Runkel und namentlich die Reichsstadt Frankfurt sich um die Anerkennung ihrer Zugehörigkeit zu Hessen bemühten.*) Wie, als im Sommer 1796 der Zusammensturz des Reiches drohte, das föderative Princip im Süden Deutschlands der Friedenspolitik eine moralische Unterlage geben mußte, so erinnerte man sich jetzt der alten bündischen Vereinigungen, die einst im Mittelalter einen so breiten Raum neben der Kaisergewalt eingenommen hatten und auch später in kritischen Lagen der Nation immer wieder an das Licht getreten waren. Und bald genug

*) Siehe Strippelmann a. a. O. II. Heft, Seite 32 bis 57.

bemächtigten sich Frankreich und Preußen solcher Ideen. Der Plan war, daß sich der Südwesten um Bayern, der größere Theil des Nordens um Preußen schaaren solle. Auch Hessen sollte das Haupt eines Bundes — es wäre ein großchattischer gewesen — sein, aber doch auch dem Könige von Preußen untergeordnet werden. Im Südosten endlich sollte sich ein österreichischer Bund bilden, für den, außer Oesterreich selbst, freilich nichts als Salzburg übrig geblieben wäre, wenn man nicht etwa an eine Zerstückelung Oesterreichs dachte. In der ersten Hälfte des Sommers von 1806 kam es nach manchem Hin und Her zu festen Abmachungen. Die süddeutsche Föderation kam zu Stande, während aus all' den anderen Plänen nichts wurde. Am 12. Juli traten Aremberg, Baden, Bayern, Berg, Hessen-Darmstadt, beide Hohenzollern, Isenburg-Birstein, von der Leyen, Liechtenstein, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, der Kurerzkanzler, Salm-Salm, Salm-Kyrburg und Württemberg untereinander und mit Frankreich in ein Bündniß unter dem Namen des Rheinbundes.*) Sie erklärten sich in dem französisch abgefaßten Bundesvertrage für ewig getrennt vom Territorium des deutschen Reichs, als souverän und zu dem Rheinbund vereinigt. Alle innerhalb der „Staaten" der neuen Bundesfürsten liegenden Territorien des hohen und niederen Reichs-Adels, des deutschen und des Malteser-Ordens, endlich der Reichsstädte Nürnberg und Frankfurt — Augsburg hatte man schon früher in Besitz genommen — wurden diesen für einverleibt erklärt. Die sechzehn Fürsten erklärten am Reichstage bei der Ueberreichung der „Rheinbundsacte": Die Bande, welche bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers mit einander hätten verbinden sollen, reichten für diesen Zweck nicht mehr hin, oder vielmehr: es sei das Reich in der That schon aufgelöst. Am 6. August 1806 zeigte darauf der kaiserliche Principalgesandte an, daß Se. Majestät der Kaiser Franz II in Kraft dieses die Kaiserkrone niederlege.

Eine formelle Auflösung des Reiches erfolgte nicht. Sie wäre ungesetzlich gewesen, da Niemand das Recht hatte, eine Auflösung des Reichs zu decretiren.

Es begannen gerade die Sommerferien. De commun accord ging man auseinander.

Im September 1806 lagen die Reichstagssäle leer und öde da. Nur in den Kanzleien und Registraturen trieb sich noch das emsige Volk

*) Die Urkunde wurde unterschrieben am 17. Juli.

der Sekretäre, Archivare, Copisten, Registratoren und Boten umher, um — die Documente über die letzten Vorgänge am Reichstage in die Acten einzuheften.

So endigte das heilige römische Reich deutscher Nation. Und noch dasselbe Jahr 1806 erlebte den kläglichen Bankerott jenes Staates, der der stärkste Nagel zu seinem Sarge gewesen war, und der im Beginne eben dieses Jahres durch die Annexion Hannovers das Signal gegeben hatte zum unverschleierten Umsturze der gesammten deutschen Rechtsordnung. Man hatte in Berlin vor lauter Oesterreicherhaß und Reichs-Antagonismus den Franzosenhaß nicht aufkommen lassen; man hatte deßhalb den unvermeidlichen Franzosenkrieg hinausgeschoben, bis — es zu spät war. Noch immer standen dieselben Männer an der Spitze, die in der ersten Hälfte der neunziger Jahre die Dinge verdorben hatten. — Vom Reiche und von Oesterreich drohte jetzt freilich keine Gefahr mehr. Aber von Frankreich eine um so größere. Und als die Staatsehre Preußen endlich doch zum Kriege zwang, da war der Moment natürlich ein möglichst unglücklicher, da drückten mehr als 11 Friedensjahre inmitten einer europäischen Revolution auf das Militärwesen, da drückte die Erinnerung jener lauen französischen Campagnen der neunziger Jahre auf die Armee, da zog man — und das war die Hauptsache — *mit einem schlechten Gewissen* in's Feld. Und die Schlacht von Jena und ihre Folgen entschieden mit furchtbarer Klarheit die Frage, ob die Berliner Rechnung eine richtige oder eine falsche gewesen, und ob eine gesicherte Existenz Preußens inmitten des deutschen Schiffbruchs möglich war.

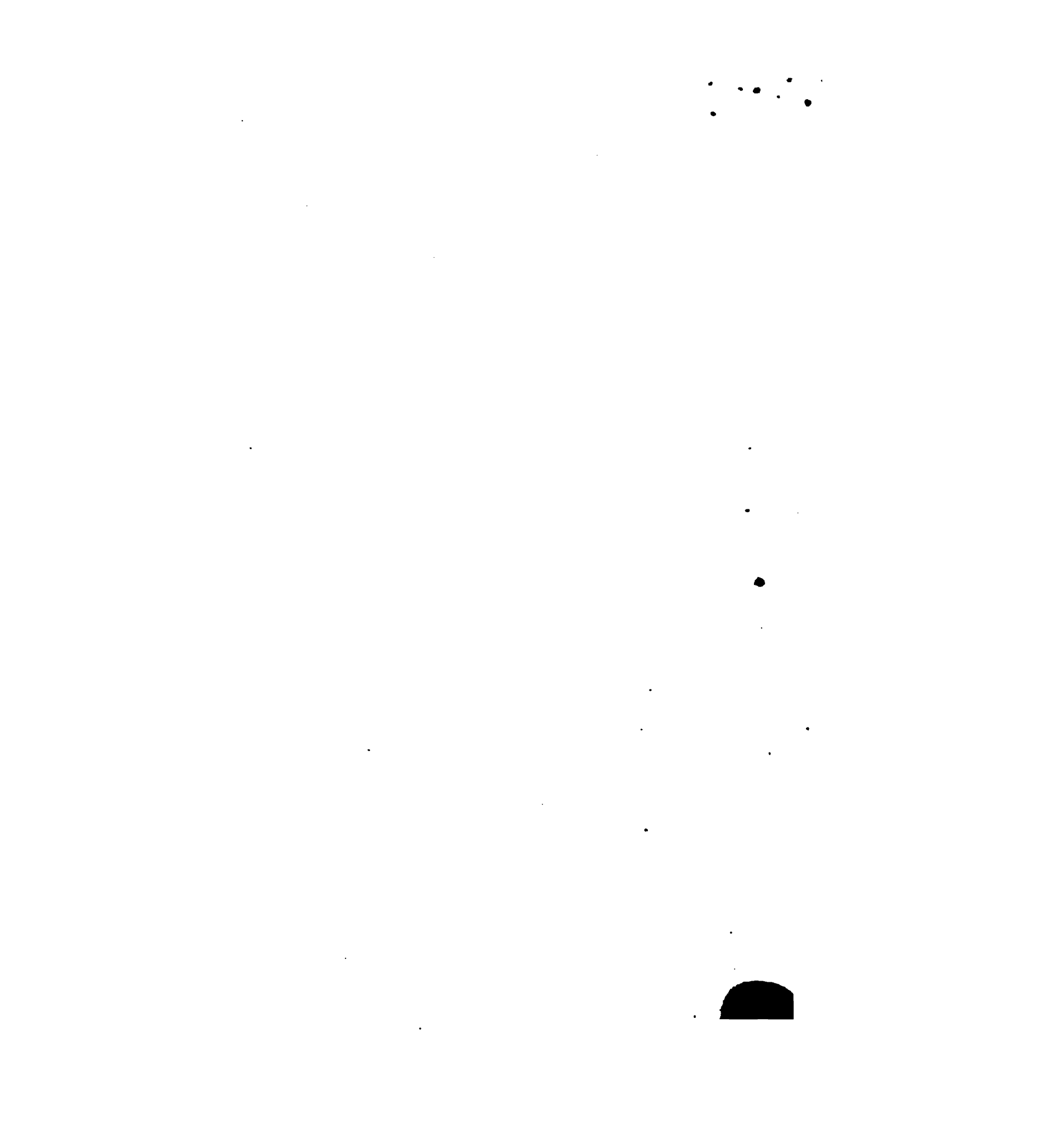
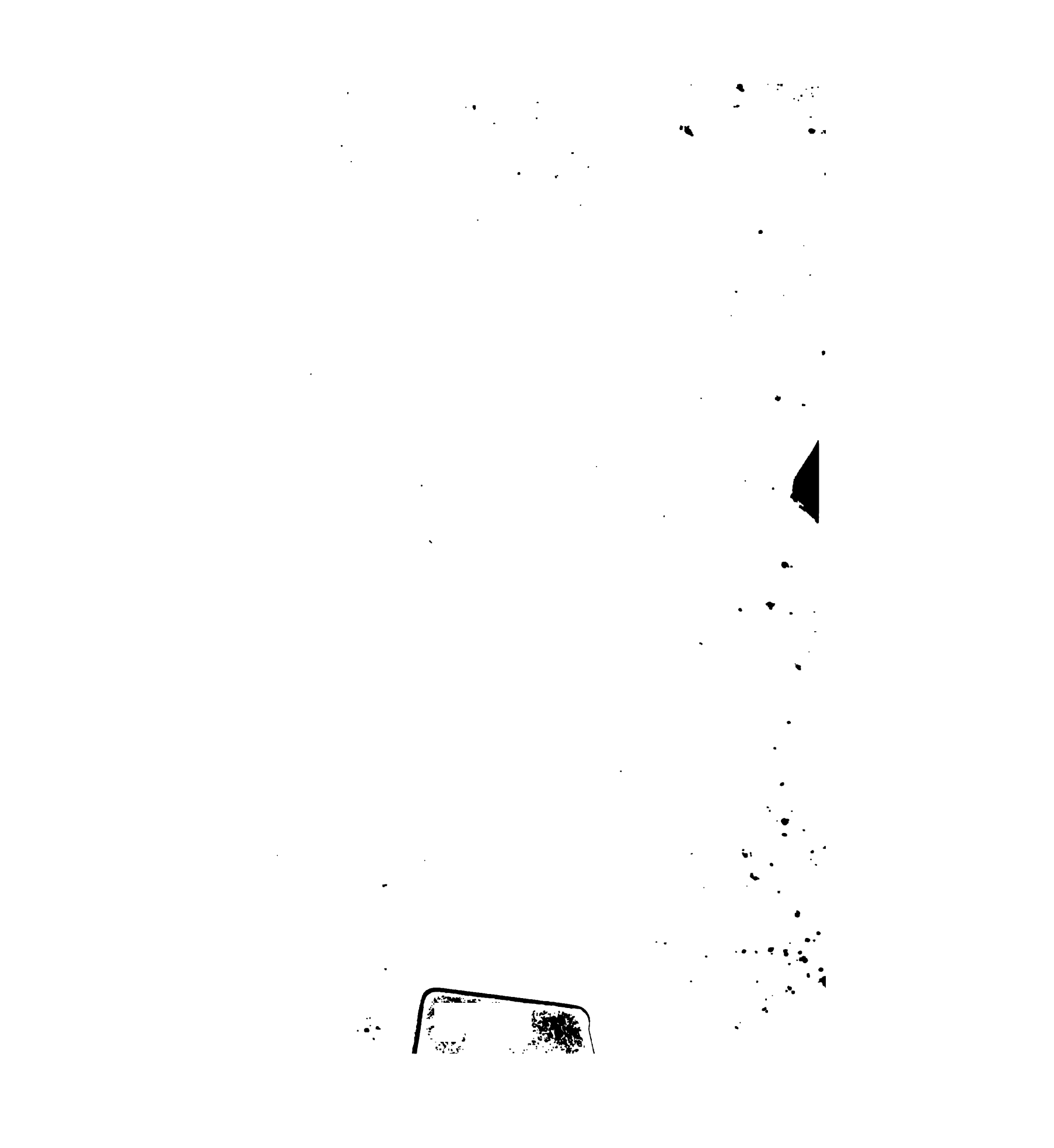
In den Vorgängen des Juli und August war die Gründung des Rheinbundes die Hauptsache gewesen. Nicht der Kaiser, sondern die 16 Rheinbundsfürsten sprachen das erste Wort. Nicht der Kaiser, sondern sie trennten sich zuerst vom Reiche.

Den Kaiser trifft der Vorwurf, daß er nicht formell das Recht und die Rechtscontinuität des Reichs durch einen Protest wahrte, und daß er nicht bei der Niederlegung der Krone stehen blieb, sondern dem Beispiele der Rheinbundsfürsten in der rechtlichen Lostrennung seines Gebiets folgte. Er hat aber nicht wie sie das Reich für aufgelöst erklärt. Und wenn man die Stellung Preußens zu Oesterreich erwägt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß „das Reich" gerade im Süden wurzelte, so wird man bei einiger Billigkeit gewiß anerkennen müssen, daß Oesterreich nach dem Verluste des linken Rheinufers und der An-

nexion Hannovers factisch das Reich mit Preußen und den der Machtsphäre desselben anheim gegebenen Fürsten nicht fortsetzen konnte, wenn der rechtsrheinische Süden sich vom Reiche trennte und sich Frankreich in die Arme warf.

Wir müssen die Rheinbundsacte studiren, um die bis auf unsere Tage in so verhängnißvoller Weise fortwirkende Bedeutung der Reichsauflösung zu verstehen. Der Untergang des Reichs war freilich seit dem Frieden von Luneville besiegelt. Eine gründliche Umgestaltung desselben im Sinne einer Föderation und im Sinne des österreichisch-preußischen Dualismus war freilich schon lange eine Nothwendigkeit. Aber diese Nothwendigkeit konnte sich doch in sehr verschiedener Weise vollziehen. Vor Allem mußte sie von innen aus der Nation herauskommen. Sodann mußte jede Reform Deutschlands die Rechtscontinuität des Reichs wahren. Der Rheinbund aber zerriß die Reichsintegrität so gut wie jenen historischen Rechtsfaden radical, der uns mit dem Reiche und seiner Geschichte verband. Es ist für die Folgezeit ein unberechenbarer Schaden gewesen, der leider nur zu sehr auf den deutschen Bund zurück gewirkt hat, daß sich der Rheinbund mit einer Schärfe, die seinen französischen Ursprung verräth, vom Reiche lossagte, und die Reichsgesetze in ihrer Gesammtheit für null und nichtig erklärte.

Der jetzt zum ersten Male im außerpreußischen Deutschland an die Spitze des Staatsrechts gestellte Begriff jener geschrobenen Souveränität ist nicht minder ein französisches Gewächs, das verderblich genug gewesen ist. Die Niederlegung aller mit dem Reiche zusammenhängender, die Annahme neuer, von Napoleons Gnaden erhöhter und leider für die Verhältnisse zu hoher Titel symbolisirte die innere Ungesundheit des ganzen Vorgangs. Die Hauptsache aber ist die innere Rechtlosigkeit desselben. Man hatte kein Recht zur Gründung des Rheinbundes. Und wunderbar genug mußte die Rheinbundsacte, wie die Säculariſationen mit dem Untergange des Reichs zusammenhingen, das rechtlose Agglommerationsprincip, die rechtlose Annexion der bequem gelegenen kleinen Reichsterritorien geradezu zum Gesetze erheben. Damit war das Unrecht sans phrase, war das Unrechtsrecht auf den Thron erhoben. Und auch im inneren Leben der Rheinbundstaaten gab es fortan keine andere Rechtsgrundlage als die des staatlichen Nothrechts. Die französische Revolution hatte vollständig gesiegt.

Deutschland hat sich freilich noch einmal ermannt, und dem Sieg über die Franzosen ist ein Zurückgreifen auf die Ideen und das Rechts-

leben unseres Reiches gefolgt. Aber die weitere Folge hat gezeigt, daß die Umkehr keine gründliche gewesen ist. Das Jahr 1866 hat auf jene Politik wieder zurückgegriffen, die uns zum Jahre 1806 geführt und hat auf der Grundlage von 1803 und 1806 weitergebaut. Unsere Zukunft wird davon abhängen, ob wir noch Lebenskraft und Lebensfrische, ob wir noch Tiefe genug besitzen, um zum zweiten Male da wieder anzuknüpfen, wo der Faden unserer Geschichte unter dem Drucke der französischen Eroberer zerriß. Daß eine solche Wendung ohne die Mitwirkung Oesterreichs nicht möglich sein wird, ist die feste Ueberzeugung des Verfassers, wenn sich die Modalitäten einer solchen Mitwirkung heute auch noch nicht bestimmen lassen. Von der weittragendsten Bedeutung aber würde es sein, wenn wir Deutschen endlich einsehen wollten, daß Oesterreich bei dem über unser altes Reich in den Revolutionskriegen hereingebrochenen Geschicke der verhältnißmäßig unschuldige Theil ist, daß seine damaligen Sünden mehr passiver als activer Art waren und daß es im Ganzen und Großen treu bei der alten Fahne bis zum Ende ausgehalten hat. Sollte es dem Verfasser gelungen sein, in wenn auch nur bescheidener Weise zu dieser Einsicht beigetragen zu haben, so würde er damit den Zweck seiner Arbeit als erfüllt betrachten.